Schill

oder

die Beſtürmung Stralſund's.

Ein
Gedicht in zwei Akten.

In einer freien Versart und in dramatiſcher Form
bearbeitet

von

Adolph von Schaden,

Verfaſſer des Trauerſpieles: T. Körner's Tod, oder das Gefecht bei
Gadebuſch.

Wenn ein leuchtender Stern in falſchen Bahnen auch irret,
Strahlend bleibt doch ſein Licht; nichts trübet den ſchimmernden
Glanz.

Mit Schill's wohlgetroffenem Bildniſſe.

Berlin, 1818.
Bei Leopold Wilhelm Krauſe.
Adlerſtraße Nr. 6.

Ex
Biblioth Regia
Berolinensi

Denkmal

auf

Schill's Asche

errichtet.

Sonnett.

Der alte deutſche Muth kann nicht vergehen, —
Und ſeiner hehren Kühnheit war es eigen,
Zur hochgewagten That ſich hin zu neigen.
Denn ob die Winde ſüd-, ob weſtwärts wehen,
Feſt bleibt der Held auf ſeinem Entſchluß ſtehen:
Es will der edle kräft'ge Stolz ſich zeigen —
Im blut'gen Kampf, im hohen Ritterreigen,
Wo Flammenſchwerter ſich im Tanze drehen.

Gefährlich bleibt's, nach ſolchem Ziel zu ringen;
Ja, krönt die muth'ge That ein ſchnell' Gelingen,
So hört ſie wohl der Menge Beifall klingen:

Doch, Heros! hüte dich zu unterliegen,
Gemeinheit jauchzet nur gemeinen Siegen,
Wenn Sterne ſich im reinen Aether wiegen.

Den Manen der unter Schill gefallenen Helden.

Geiſter ſelige Euch! — ja, den verherrlichten Manen
Deutſcher Heroen Schaar, geeignet ſei es das Lied.
Deinen Helden empor, aus Schuld bemakelten Reigen
Hebe begeiſtert der Sang; — dies ja bleibe ſein Ziel:
Und war's auch nur Wahn, der Eure Hoffnung bewegte,
War verſchwendet der Muth, mit dem Ihr eröffnet den Kampf, —
Mußte das brechende Herz den Kühnen fallen auch ſehen,

Wandte das böſe Geſchick — auch Tyrannen blutig den Sieg:
Nein, vergebens doch nicht — ſeid Ihr, Brave! gefallen, —
Groß doch bleibet die That, umſonſt nicht ſtrömte das Blut, —
Deutſches, muthiges Blut — vergoſſen für heilige Sache.
Für die Freiheit und Recht — brach er, Eu'r köſtlicher Geiſt.
Rache heiſchend von Gott, ſtiegen zur Höhe die Seelen;
Engel nehmen Euch auf, zu reichen den himmliſchen Lohn, —
Und erhört hat der Herr der Welten, die klagenden Stimmen,
Seht gerettet die Welt — jubelt! Deutſchland iſt frei.

Vorwort.

Wir überreichen hier der gebildeten Leſewelt ein kleines beſcheidenes Gedicht, welches noch einmal das Andenken eines kraftvollen deutſchen Mannes in ihr Gedächtniß zurückrufen mag, der, hätte er Deutſchlands jüngſten Triumph erlebt, nun ohne Zweifel in den Reihen der gefeierten glücklichen Helden glänzen würde.

Gewiß eignen ſich Schill's Thaten und tragiſches Ende ganz vorzüglich zur dramatiſchen

Bearbeitung, allein da der Gegenſtand von der Art iſt, daß keine Hoffnung vorhanden war, ihn wirklich auf die Bühne zu bringen, ſo änderten wir unſern anfänglichen Plan, Schill's Tod förmlich zur dramatiſchen Darſtellung auszuarbeiten, und das Ganze blieb — eine poetiſche Skizze.

Nur die Aufmunterungen einiger redlichen Kunſtfreunde, und der gütige, nachſichtsvolle Antheil, mit welchem neulich unſer dramatiſches Gedicht: Körner's Tod, vom Publikum und ſelbſt vor den literariſchen Richterſtühlen aufgenommen wurde, machten uns kühn genug, dieſe Skizze der Preſſe zu übergeben.

Strenge Kunſtrichter werden fragen: „Aber wie kommt nach Stralſund ein katholiſcher Tempel?“ — Wir entgegnen: Schill's Lage in jener Stadt und ſein heroiſches Ende wurden mit gewiſſenhafter hiſtoriſcher Treue behandelt;

Marburg's und Chriſta's Verhältniß werde dagegen als rein poetiſche Epiſode betrachtet, und nicht ziemt es, dem geflügelten Pferde Feſſeln anzulegen, durch welche es in jeder muthigen Bewegung gehindert wird.

Das Motto, welches wir dieſem dramatiſchen Gedichte vorgeſetzt haben, deutet übrigens darauf hin, von welchem Standpunkte wir Schill's letztes gigantiſches Unternehmen, außer dem Reiche der Poeſie, betrachten. Die That war und bleibt Unrecht, denn die heiligſten Zwecke können tadelhafte Mittel nie adeln; Loyolas Jünger und die Kinder anderer finſtern Vereine mögen auch noch ſo eifrig das Gegentheil zu beweiſen ſuchen.

Doch leugnen läßt es ſich nicht, nie wird ein gewöhnlicher Menſch ſo handeln, wie Schill wirklich handelte, und nur Außergewöhnliches bietet, nach unſerer Anſicht, würdige Stoffe zu erhabenen dramatiſchen Gedichten dar.

Schill

oder

die Beſtürmung Stralſund's.

Perſonen.

Ferdinand von Schill.
Moriz von der Marburg, einer ſeiner Offiziere.
Johann Lebus, ein vornehmer Bürger in Stralſund.
Chriſta, deſſen Tochter.
Ein holländiſcher Offizier, als Parlamentär.
Hanna, Chriſta's Mädchen.
Der Küſter an der Marienkirche.
Schill'ſche Offiziere und Soldaten.
Eine Ordonnanz.
Bürger und Volk von Stralſund.

Zeit der Handlung: der 31. Mai 1809.

Erſter Akt.

Erſte Szene.

(Großer Saal im Hauſe des Johann Lebus zu Stralſund. — Man vernimmt von der Straße her zuerſt Trompetenſchall, und dann Janitſcharenmuſik *), auf jene Art, die gewöhnlich, wenn ein Heeresführer muſterend durch die Reihen ſeiner Krieger reitet. — Chriſta allein. — Sie ſieht durch ein offenes Fenſter des Saales. — Lange Pauſe; endlich vernimmt man von vielen dumpfen Männerſtimmen aus der Ferne den Ruf: Vivat Schill!)

Chriſta,

Ja, ihr wackern Männer, mögten
Die Götter doch gewähren Euren Wunſch.
Da reitet er entlang die Heldenreih'n,
Der ſeltne Mann, — der kühn erhabne Führer,
An ſeiner Seit' mein muth'ger, edler Moritz. —
Die hohe Ruhe dieſer braven Streiter,

---

*) Die Muſik auf der Straße ſpielt während Chriſta's Monolog fort und endet mit dem Anfange der zweiten Szene.

Nicht zeuget ſie von der Gefahr, die ihnen —
Die ihrem Leben — ihrer Ehre droht.
(indem ſie das Fenſter verläßt und auf den Vordergrund der Bühne tritt.)
Wie, ihrer Ehre? — Nein, wahrlich dieſer nicht.
Kann denn der Spruch des großen Weltdeſpoten
Dem braven Manne wohl das Kleinod rauben? —
Nein, nein! — er kann es nicht. Und wenn der Held,
Der Held der guten und gerechten Sache,
Auch unterm Henkerbeil den Geiſt aufgiebt;
Er hört deshalb nicht auf, ein Held zu ſein,
Wenn ihn ein grauſes Wort der Macht verdammet,
Wenn die Gewalt den Leu zu Boden wirft.

Doch wohin eilt die wilde Phantaſie? —
So weit iſts ja, Gott Dank! noch nicht gekommen,
Noch ſtehen Eichen gleich des Schilles Streiter,
Bereit, des braven Volkes Schmach zu rächen; —
Und ſollen dieſe Reigen Henker brechen,
Ja, ungerecht, o Schickſal! biſt du dann
Hier gegen dieſen muthentflammten Mann.
(Johann Lebus tritt ſchnell ein.)

Zweite Szene.

Johann Lebus und Chriſta, ſeine Tochter.

Lebus (haſtig zu Chriſta).

Du weilſt hier noch? — Geendet iſt des Heeres
Schau.
Gleich ſind ſie hier — der Schill und ſeine Offiziere;
Verlaß den Saal; nicht ziemet Deine Gegenwart,
Des Mädchens Gegenwart — in ernſter Krieger
Mitte.

Chriſta.

Verdunkelt iſt Dein Blick, — gefaltet Deine Stirne;
Sprich, Vater! doch — was ſoll Dein finſt'rer
Gram?

Lebus.

Wie kannſt Du alſo fragen, unbedachtſam' Kind!
Entging Dir, Chriſta, gänzlich die Gefahr,
In der die Stadt, Du und Dein Vater ſchweben? —
Unſeliges Geſchick! das dieſen Schill
In unſre ſtill beglückte Heimath führte. —

Chriſta (ernſt.)

Willſt Du mit Donner ſchwangern Wolken rechten,
Wenn, Unheil bringend, Blitze ſie entladen,
Bekümmert nicht um ihres Treffens Gegenſtand? —

Lebus.

Ich weiß es wohl, von Deiner Kindheit an,
Es wohnt ein ſonderbarer Sinn Dir bei,
Nicht paſſend in der Welt gewöhnlich Treiben.

Unglücklich' Kind! ich warnte Dich genug,
Dein Herz nicht dieſem Marburg zu vertrau'n.
Gerechte Ahnung eines Unheils war's,
Die meinen väterlichen Rath beſtimmte.
Ach, nur zu wahr iſt meine Ahnung nun erfüllt!
Nie, nein, es ſoll des ſchlichten Bürgers Kind
Mit Adelszweigen ſich verbinden wollen;
Denn nimmer bringt es Glück ein ſolch' Beginnen.
Ein mächt'ges Glied, in Aufruhrs Kette, ſteht
Dein hochgeprieſ'ner Moritz jetzt nun da.

Chriſta.

Was frommet Deiner Rede ſchneller Fluß? —
Verſuch es, den Magnet vom Norden abzulenken,
Es bleibt vergeb'ne Müh' — umſonſt bemühſt Du Dich,
Der Tochter heißen Herzens Drang zu zähmen;
Was gehn mich Deine kalten Gründe an,
Erdacht nur, Alltagsmenſchen zu genügen? —
Den Herzensadel — keinen andern kennen wir,
Und dieſe Seelenzierde hat vereinet,
Den hehren Moritz mit der Jungfrau ſeiner Wahl.
Ja, wenn zwei zarte Glöcklein tönend ſtimmen
In der höhern Weſen reinen Sang, —
Dann tönt er fort auf leiſen Götterſchwingen,
Endlos der harmon'ſche Himmelsklang.

Lebus.

Ach, Kind! verkenn' des Vaters Liebe nicht,
Sie iſt's allein, die mich zu Dir ſo ſprechen macht;

Nur auf der Welt ich mögt Dein Glück noch
ſehen,
Beglückt ich fliege ſelbſt dann in der Väter Gruft.

Chriſta ([illegible]).

Was nennſt Du Glück — ſoll ichs auf Erden
finden, —
Iſt, armer Vater! ſo umwölkt Dein Blick? —
Nur erſt, wenn unſre ird'ſchen Feſſeln ſchwinden,
Dann erſt beginnt — der reinen Seelen Glück.

(Sie geht langſam durch eine Seitenthüre ab.)

Dritte Szene.

Johann Lebus allein.

Lebus.

(nach einer langen Pauſe, während welcher er ſeiner Tochter ſinnend nachgeſehen hat.)

Nicht kann ich zürnen, ſondern ſtaunen nur
Ob meines Mädchens ſeltner Art und Rede;
Entſprechend ihren Worten war auch ſtets ihr
Thun —
Feſt wie ein Mann, — und zart wie eine Blume,
Gewinnt die hohe Achtung und die Liebe
Von allen Menſchen ſie — gewiß und ſchnell.
Es ſcheint die Maid aus eignem Stoff geformt,
Und hoch ragt aus der Mädchen Reigen ſie her-
vor.
Laß mich, o Schöpfer! nicht das Unglück ſeh'n,

Das [illegible] geliebten Kindes Haupt,
Gleich einer ſchwarzen Wolke, drohend ſteht;
Und wenn die Wolke ſich entladen ſoll,
So treffe mich ihr Grimm; nur meine Chriſta
Verſchonet gnädig, hohe Himmelsgötter!
(Man hört Waffengeklirr von außen.)
Es naht der Schill mit ſeinem Stab. — Fort,
fort! —
(Er geht durch eine Seitenthür ab, nach einer Pauſe treten ein: Schill, Moritz von der Marburg und viele Schill'ſche Offiziere.)

Vierte Szene.

Schill, Moritz von der Marburg und Schill'ſche Offiziere.

Schill (nach einer Pauſe).
Erprobt ich fand ihn jetzt der Krieger Geiſt;
Doch, Freunde! auch an Euch ein ernſthaft Wort,
Ein deutſches Wort ohn' Arg und Falſch, zu
wenden,
Erachte nöthig ich, Ihr muth'gen Kampfgefährten!
Denn wiſſen müſſen wir, wie wir zuſammen ſtehn.

Der Schritt, den kühnen, den ich muthig wagte,
Bereits zum Theile ſchon iſt er mißglückt;
Wie dieſen Schritt die Welt auch richten möge, —
Mir wohnt die inn're Ueberzeugung bei,
Die That war eines deutſchen Mannes werth. —

Was bin ich mehr, als jener Mannsfeld *) war,
Der Held, der in den dreißig Kriegesjahren —
Abhängig nicht — auf eig'ne Rechnung kämpfte,
Gen Feinde, die ſein hohes Herz verdammte?
Doch der Erfolg iſts nur, nach dem die Menſchen
richten,
Und gab mein Thun die Loſung zu der Rache, —
Erweckte es zum endlichen Erwachen,
Das arme, das gedrückte deutſche Volk: —
Ja, dann wohl hätten ſie vergöttert meinen
Nam'n,
Und auf den Händen gar den Schill getragen;

---

*) Graf Peter Ernſt von Mannsfeld hatte zuerſt ſelbſt unter den öſterreichiſchen Fahnen gegen die proteſtantiſche Religion gefochten. Nachher verließ er dieſe Parthei, trat zur Lutheriſchen Lehre über, und wurde einer der hartnäckigſten und gefährlichſten Feinde Oeſterreichs im dreißigjährigen Kriege. Er warb ſich ein eigenes kleines Heer, das er zuletzt bis auf 20,000 Mann brachte, und führte mit demſelben manchen kühnen Streich aus, hatte aber doch im Ganzen nur wenig Glück. Schiller ſagt in ſeiner Geſchichte des dreißigjährigen Krieges von dieſem merkwürdigen Manne ſehr richtig: „Immer von dem Schickſale verfolgt, war er ſtets größer, als ſein Schickſal.“

Von der Wallenſtein'ſchen Armee hart bedrängt, mußte Mannsfeld endlich mit ſeinem Heere zum Fürſten von Siebenbürgen flüchten. Da er aber bei demſelben den gehofften Schutz nicht fand, ſah er ſich gezwungen, ſeine Soldaten auseinander gehen zu laſſen. Er ſelbſt wollte nun nach Venedig reiſen; allein er ſtarb auf dieſer Reiſe in der Gegend von Zara, in Dalmatien, im Jahre 1626.

Doch wahr iſt es, — ich hatte mich getäuſcht,
Die Frucht, ſie war nicht reif, ſie wird es einſtens werden.
Der Zufall ſelbſt war gegen mich im Bunde,
Verein'gen konnt' ich mich mit Dörnberg nicht, —
Die See — der letzte Zufluchtsort iſt uns verſchloſſen,
Ich heiß Rebell, urd ihr — ihr heißt Verführte;
Sie nennen mich: Verräther meines Herrn, —
Nein, nein! — fürwahr der Schill verdient nicht dieſe Schmach,
Denn heiße Lieb' bewahrt' er ſtets zu ſeinem König,
Zu dem ihm über alles theuren Vaterland,
In des verſchloßnen deutſchen Buſens Tiefe.

Und muß mich auch des Fürſten Mund verdammen,
Wer weiß, ob für den Schill nicht eine Stimme
Entſchuldigend in Herrſchers Herzen ſpricht? —

Umſonſt! uns dringt die Macht der Gegenwart,
Und mißlich unſre Lage iſt zu nennen.
Ja, eingeſchloſſen von Deſpoten Knechten,
Es beut jetzt unſ'rer kleinen Heldenſchaar
Stralſund nicht einen ſichern Zufluchtsort. —
Es iſt die alte Veſte nicht mehr das,
Was einſtens vor Jahrhunderten ſie war;
Denn ihre ſtolzen Mauern ſind gefallen,

Die tiefen Feſtungsgräben ſind gefüllt:
Und kämpft ihr auch gereizten Tigern gleich,
Der Aar erliegt zuletzt der Krähen Schaar.

Ja, ſiegen wir — dann glimmt ein Hoffnungsfunke,
Einſt zu erreichen noch das große Ziel;
Doch unterliegt der Muth der Ueberzahl —
Dann ſtehet unabänderlich mein Entſchluß feſt:
Nicht iſt der Schill gewillt — auf dem Schaffot zu enden,
Er zieht der Schmach — den Tod des Helden vor.
(nach einer Pauſe fortfahrend:)
Doch ihr, ihr rüſt'gen jungen Kämpfer alle!
Ihr jammert mich. Iſt Einer unter euch,
Der wanket und nicht gleichen Entſchluß theilet,
Iſt Einer, der ſich noch erhalten will —
Wohl ſo verlaß er mich — ich habe nichts dagegen. —
Verzeihung iſt beim Feind von euch noch zu erlangen;
Sein Racheſtahl, er ſucht nur mich; entrinnen könnt ihr ihm.
Doch hören möcht' ich euren feſten Entſchluß bald.

(Möritz von der Marburg und die übrigen Offiziere ziehen ſich im Hintergrunde, berathend, in einen Kreis zuſammen, — Schill bleibt beobachtend im Vordergrunde ſtehen; — man vernimmt ein unwilliges Gemurmel im Zirkel der Offiziere; bald darauf tritt Möritz von der Marburg vor.)

Marburg (zu Schill.)

Der Kameraden Schaar hat mich beſtimmt,
Euch unſern Entſchluß zu verkünden, Herr! —
Wie ſoll ich nun beſchreiben, theurer Führer!
Wie ſehr beſtürzt uns Eure Red' gemacht,
Iſt der gemeine Reuter Euch doch treu geblieben,
Empfingt Ihr nicht des Fußvolks freien Schwur?
Und traut Ihr wen'ger Ehre Euren Offizieren zu,
Als dieſen Euch ſo treu ergebnen Schaaren? —
Nein, nein, geliebter Held! nicht war's Eu'r Ernſt,
O ziehet den ſcharfen Stachel nun zurück,
Den Ihr in unſre treue Herzen habt geſenkt;
Empfangt von uns den Schwur der ew'gen Treue.
Ihr ſeid ein Stern, — des Lichtes Stern und
unſer Stern —
Erhaben iſt die neue Bahn, die Ihr uns brecht;
Und ob die Euren ſterben oder leben —
Dem lichten Stern, dem bleiben ſie ergeben.

Schill.

So hofft ich Euch zu finden, wackre Freunde!
Und anders nicht, — als ich Euch wirklich fand;
Nicht Wankelmuth hatt' ich von Euch zu fürchten.
(indem er Moriz feurig umarmt.)
An meine Bruſt, geliebter Freund! — in ihm
Umarm' ich Alle Euch — ihr treuen Seelen!
Wir wollen treu und feſt zuſammen halten.
Friſch auf! hinaus in Nacht und in Verderben!

Hinaus mit Gott und friſchem Muth,
Und wird uns nicht der Freiheit Gut;
So laſſet uns als freie Männer ſterben! — —

Alle.

Ja fluchet dem Tyrannenjoch,
Der kühne deutſche Schill lebt noch,
Hinaus mit Gott, und Schill'ſchem Muth,
Und wird uns nicht der Freiheit Gut;
So laſſet uns als freie Männer ſterben.

Schill.

So ſei's — der Höchſte hat den Schwur gehört.

(Eine Ordonnanz tritt ein.)

Ordonnanz.

Ein Herold iſt vom Feind zu Euch geſendet,
Die Wach' vom Thore hat ihn hergebracht;
Er fordert Euch zu ſprechen. —

Schill.

Wohl, führt ihn ein.

(Der holländiſche Offizier wird mit verbundenen Augen von der Wache eingeführt, ſo wie er vor Schill ſteht, wird ihm die Binde abgenommen.)

Fünfte Szene.

Schill, der holländiſche Offizier und die Vorigen.

Der holländiſche Offizier (zu Schill).

Seid Ihr der Major Schill? —

Schill.

So nennt man mich.

Der holländiſche Offizier.

Die Führer der holländiſch-dän'ſchen Korps,
Die Euch in dieſer Stadt geſchloſſen halten;
Sie fordern jetzt zur Uebergabe auf,
Weil Gegenwehr von Eurer Seite nur,
Unglücklich Stralſunds Bürger machen würde.
Wofür denn ſollen Ströme Menſchenbluts
Vergeblich fließen? — denn mißglückt ja iſt der Plan,
Und abgeſchnitten iſt Euch jede Flucht.
Wir trauen ſoviel Edelmuth Euch zu,
Daß Ihr vergeblich nicht verheeren werdet.

Schill (ihn unterbrechend).

Fürwahr, geläufig regt ſich Eure Zunge,
Die deutſche Sprache habt Ihr gut erlernt.

Der holländiſche Offizier.

Ich bin ein Deutſcher.

Schill.

Schämt Euch dies zu ſagen.
Ein Deutſcher rühmt Ihr Euch zu ſein, und folget
Unaufgefordert, frei den Fahnen des Tyrannen?

Der holländiſche Offizier (leichtſinnig).

Ei was, als Krieger wollt ich's Glück erhaſchen,
Es bleibt der Menſch ſich immer ſelbſt der nächſte,
Und wo Fortuna winkt, — dort geht der Kluge hin.

Schill.

Da haben wir's; — ja leider iſt es ſo.
Des Korſen flücht'ger Glanz — den Lilien geraubt,
Der iſt's, der Euch Verblendete anzieht.
Das Selbſt nur kömmt bei Schwachen in Betracht,
Und dieſer blinde Wahn, — er iſt der Grund,
Der bittern Schmach des braven deutſchen Volkes.

Der holländiſche Offizier.

Verzeiht, zu meiſtern mich — es ziemt Euch nicht.
Als Herold nur muß ich Euch Rede ſtehen; —
Mit ſolchem Wort beleidigt Ihr der Völker Recht.

Schill.

Seid ruhig, denn es ehrt der Schill dies Recht,
Obwohl Ihr draußen ihn den Räuber ſcheltet;
Und ohne Unbild ſollt Ihr fürbas zieh'n,
Doch hören will ich Euren Auftrag nicht.

Der holländiſche Offizier.

Nicht werdet Stolzer Ihr Euch nun ergeben? —

Schill.

Nein lebendig nicht, — d'rauf verlaſſet Euch.

Der holländiſche Offizier.

Entlaſſet mich —

Schill.

Ihr ſeid bereits entlaſſen.

(Dem holländiſchen Offiziere wird die Binde vor die Augen gelegt; ſo wie er von der Wache abgeführt wird, treten Deputirte der Stralſunder Bürgerſchaft, Johann Lebus an ihrer Spitze, auf die Bühne.)

Sechſte Szene.

Schill, Johann Lebus, Deputirte und die Vorigen.

Schill (Den Deputirten entgegen).

Was wollt Ihr Männer? —

Lebus.

Herr! uns iſt bekannt,
Daß immer Ihr der Bürger Freund geweſen,
In Colberg wiſſen ſie davon zu ſagen.
Seht, beſter Herr! dies macht uns kühn genug,
Vertrauensvoll uns nun an Euch zu wenden:
Nicht kömmt's uns zu, was Ihr gethan, zu richten,
Doch glaubt es Schill! wir alle wünſchen es,
Gerettet kühner Ritter! Euch zu ſehen;
Hier Stand zu halten, — möglich iſt es nicht.
Die Schwächen unſ'rer Stadt, Ihr kennet ſie; —
O! ſtürzt vergebens nicht uns in's Verderben,
Und ladet nicht den Fall von Hunderten auf Euer Herz.

(Chriſta tritt raſch ein.)

Siebente Szene.

Chriſta und die Vorigen.

Chriſta.

Sagt Schill! O ſagt mir's ſchnell, ob ich ſoll glauben,

Was triumphirend ſich das Volk erzählt.
Dem Feinde wollt Ihr ſelbſt Euch übergeben,
Sammt Eurer Muth entbrannten Schaar —
Zur Schlachtbank, — nicht zum Kampfe wollt Ihr gehen,
Feig enden, was Ihr hehr und kühn begannt? —
Nein, nimmer glaub' ich es — es iſt nicht möglich;
Und könnt Ihr ſiegen nicht — ſo fallet groß.
Mit goldnem Griffel wird in Edelſteine,
Die Nachwelt graben einſt die kühne That,
Die das entartete Geſchlecht verdammet.
O ſichert Euren Ruhm in den Geſchichtsannalen,
Beflecket das Andenken nicht an Euch,
An Schill — den Feind der Fränk'ſchen Despotie.
Der Fleck, auf dem ihr ſteht, — er wird gefeiert,
In großer Kriegeshelden alter Chronik.
Der Nam' Stralſund — nie ward er noch entweiht.
Der zwölfte Carl *), der Schweden großer König,
Unmögliches verſuchte er an dieſer Stelle;

---

*) Carl der Zwölfte, König von Schweden wurde im Jahre 1715 von einer ſtarken vereinigten Armee, welche aus Dänen, Preußen, Sachſen und Ruſſen beſtand, in Stralſund belagert. Der König that während der Vertheidigung Wunder der Tapferkeit, ſah ſich aber gezwungen am 11. Dezember deſſelben Jahres die Feſtung den Belagerern übergeben zu laſſen, und ſeine eigene Perſon im Schiffe zu retten.

Auch des Friedländers *) Muth und wilder Sinn,
Sie mußten dieſen ſtarken Mauern weichen;
Und Ihr, unwürd'ger nicht als dieſe beiden,
Wollt' Euren ſchönen Ruhm hier enden ſehen?
Die feſten Mauern zwar — ſie ſind nicht mehr
Der Muth und die gerechte Sache aber,
Sie ſind dem Krieger mehr, als Mau'r und Wall.
Nein, nein! ein Mährchen iſt's, nicht wahr, nichts
weiters? —
Ihr Schill! Ihr werdet ſo gewiß nicht enden.

Schill (zu den Deputirten).

Seht Männer! Dieſe zarte Maid beſchämet Euch.
So wie die holde Jungfrau mir erſcheinet,
So hab ich ſtets das Mädchen **) mir gedacht,
Die Heldin! — die dem fränk'ſchen ſieb'nten Carl,
Einſt Land, und Heer und Kron' gerettet hat.

Nein Stralſunds Bürger! nein — ich ergeb' mich
nicht.
Wenn Eure Stadt der Kampf verheeret, ſchmerzt
mich's zwar;

---

*) Wallenſtein, Herzog von Friedland, belagerte im Jahre 1628 Stralſund, welches zuerſt von den Dänen, und ſodann von den Schweden tapfer vertheidiget wurde. Wallenſteins Glück ſcheiterte vor dieſer Stadt, und zum erſtenmal erlebte ſein Stolz die Kränkung, nach mehreren verlorenen [illegible] und nach einem Verluſte von 12000 Todten ſein Vorhaben aufgeben zu müſſen.

**) Johanna Darc, genannt: das Mädchen von Orleans.

Doch ſaget ſelbſt — wer gleich mir vorwärts gegangen, —
Kann der mit Ehre wohl zurück noch ſchreiten? —

Chriſta.

Ja, Schill! ich ſeh's, Ihr ſeid der alte Held,
Verfolget kühn die raſch betretne Bahn,
Und wie Ihr enden mögt — Eu'r Ruhm ſteht feſt.

Lebus.

Die Pflicht gebot uns Bürgern, zu ſprechen,
Wir haben treu nun das Gebot erfüllt;
Des Handelns Macht — ſie liegt in Eurer Hand.
Thut denn, was Ihr zu laſſen nicht vermögt,
Der Höchſte wolle es zu unſrer Aller Beſten lenken.

(Johann Lebus und die übrigen Bürger gehen ab.)

Achte Szene.

Die Vorigen, ohne Lebus, und die Deputirten.

Schill (nach einer Pauſe).

Sie geht mir nah' die Schmach, die ich auf's Haupt,
Der braven Bürger dieſer Stadt nun häufe;
Doch iſt's der Fluch im menſchlichen Beginnen —
Iſt eines groſen Werkes Rad im Gange,
Dann ſtehts in ſchwacher Menſchen Macht nicht mehr,
Des raſchen Dinges ſchnellen Flug zu hemmen.

Das Streben Tauſender iſt oft vergebens,
Zu hindern, was des Einen Fingerzeig vermocht.

Denn dreht das Rad ſich in ſchwindelnden Kreiſen,
Dann herrſchet des Zufalles hohe Macht;
Und nicht verrücket aus ſeinen Geleiſen,
Die Scheibe, — des Sterblichen ſchwache Kraft.

(Ein Schill'ſcher Offizier tritt raſch auf.)

Neunte Szene.

Der Offizier und die Vorigen.

Schill.

(zu dem eintretenden Offizier.)

Was giebts?

Offizier.

Ich habe Wicht'ges zu berichten.
Kaum war der Herold bei den Seinen angelangt,
Bemerkten wir auch ſchon Lebhaftigkeit
In Feindes Lager, und in ſeinen Reih'n;
Ja, ſeine Maſſen — in Bewegung ſind ſie nun.
Ich glaube, nicht zu viel zu ſagen, Herr!
Wenn einen zuverläß'gen bald'gen Sturm
Von Feindes Seite ich auf unſre Stadt verkünde.

Schill.

Die blut'ge Stunde der Entſcheidung naht, —
Nun, Kinder, bietet Eure Kräfte auf,
Zum Rieſenkampf, der unſer Loos beſtimmt;

Denn unſre letzte Hoffnung liegt im Schwerdte.
Schnell eilet auf den Wall, nach Eurem Poſten,
Laßt Hauptmarſch ſchlagen, — die Trompeten
ſchmettern —
Sieg oder Tod! heißt unſer Schlachtenruf.

Alle.

Sieg oder Tod! — Es leb' der tapfre Schill! —
(Schill ab. Alle folgen ihm, außer Marburg und Chriſta, welche
zurück bleiben.)

Zehnte Szene.

Chriſta und Moritz von der Marburg.

(Pauſe. Man hört Larmen von den Straßen, Trompetenruf und Trommelſchall in der Ferne.)

Marburg.

Noch eine kleine Friſt iſt uns vergönnt,
Den wicht'gen Trennungsaugenblick zu feiern.
Ob, Chriſta, wir uns wieder ſehen werden,
Ob aus dem blut'gen Kampf zurück ich kehre —
Kannſt, hohe Seherin! Du dies verkünden? —

Chriſta.

Zukunft, — die können Götter nur enthüllen,
Und Sterbliche — ſie haben keinen Willen,
Denn feſt ſteht nur das Ideal;
Wenn reiner Seelen Rechte hier nicht gelten,
So denk', es giebt noch hehre ſchöne Welten,
Es giebt ein herrlich Freudenthal.

Marburg.

Ja, Holde! Deinen Sinn, ich kann ihn faſſen,
Du! höhern Sphären biſt Du zwar entſtiegen;
Doch iſt Dein Moritz ſeiner Jungfrau werth.
Vereint laß uns zum höchſten Ziele ſtreben,
Entwinden uns dem nicht'gen Erdenſtaub.

Chriſta.

In dieſen Worten find' ich meinen Jüngling wieder;
Erhabne Seelen müſſen nicht erliegen,
Dem Schickſal, das die Menſchen niederdrückt.
Stürz' muthig Dich in Feindes dichte Schaaren,
Wirf ihren Blitzen Deine Bruſt entgegen,
Und biet' Dein Haupt dem ſcharfen Schwerdte dar;
Nicht werden, trauter Freund! ſie Dich verletzen,
Nicht krümmen wird der Wilden Wuth Dir nur ein Haar,
Wenn Deinen Fall die höchſte Macht nicht will;
Und ſchlägt das Blei in Deinen treuen Buſen,
Und trennt Dein Herz ein feindlich Schlachtenſchwerdt,
Dann, Freund! dann fliehe in der Engel Reigen;
Wo Du auch bleiben magſt, dort wirſt Du Chriſta finden.

Marburg.

Ja, leicht und muthig geh' ich zu dem Streite,
Denn Deine Huldgeſtalt — ſie ſchwebt mir vor —

Ein lichter Stern — in tiefer ſchwarzer Nacht.
Doch, Chriſta! ſag' es mir — bevor wir ſcheiden,
Wo ich Dich finden kann, — und wo Du weilſt,
So lang die ehrnen Würfel blutig fallen.

Chriſta.

In Marien Tempels heil'gen Hallen,
Am Altarfuße Deines Schutzpatrons; —
Dort liegt in brünſt'gen Bitten Deine Chriſta,
Bis ihr geliebter Sieger wiederkehrt. —

(Man hört aus der Ferne kanoniren.)

Marburg.

Hörſt Du? — den Krieger mahnt's an ſeine Pflicht;
An Deiner Bruſt — da weihe den Geliebten
Zum Helden ein — Du, des Geſchlechtes reinſte.

(Marburg und Chriſta ſinken ſich in die Arme. — Lange Pauſe. — Das Kanoniren wird heftiger.)

Chriſta.

Nun wohl, zieh' hin — Dein Heil'ger ſchütze Dich.

Marburg.

(indem er ſich gewaltſam losreißt; im Abgehen.)

Leb' wohl! — geliebte Jungfrau meiner Seele! —

Eilfte Szene.

(Chriſta allein. — Pauſe. — Der Kanonendonner wird immer heftiger. — Chriſta ſieht durch ein Fenſter des Saales.)

Chriſta.

Entfeſſelt ſcheinen die hölliſchen Mächte, —
Verheerende Bomben — ſie kreuzen die Luft,

Verderben ſendend auf friedliche Hütten. —
Es jammern und ſtöhnen Greiſe und Weiber,
Es wimmert der Säugling — an Mutter Bruſt;
Und Schrecken entſtrahlet den bleichen Geſichten, —
Dem Tode wollen ſie ängſtlich entfliehn,
In ſeine Arme führet unzeit'ge Haſt.

Und wenn die Welt in Flammen geriethe,
Und wenn die Erde zurück ſinkt — in Nichts;
Erſchüttern ſollte mich's nicht. — Meine Liebe
Kann ja nicht ſterben, — nein, ſie — endet nicht.

(Man vernimmt ein furchtbares Ziſchen, und gleich darauf einen heftigen Knall dicht hinter der Szene. — Chriſta ſchrickt ein wenig zuſammen.)

Chriſta.

(nach einer kleinen Pauſe.)

Sehr nahe hat die Kugel eingeſchlagen;
Wohl gar in unſer Haus. —

(ſie will durch die Hinterthüre treten; Hanna kömmt ihr bleich und entſtellt, alle Zeichen des Entſetzens an ſich tragend, entgegen.)

Zwölfte Szene.

Chriſta und Hanna.

Chriſta.

Nun ſprich! was iſt's? —
Dein ſtarrer Blick verkündet Unheil mir.

Hanna (mit zitternder Stimme).

Die Bomb' iſt in die ob're Stub' gefallen.

Chriſta (ſchnell).

Und hat gezündet? —

Hanna.

Nein, dies hat ſie nicht.

Chriſta.

Warum denn zitterſt Du dem Laube gleich? —

Hanna (ſtammelnd).

Die Bombe hat — den Vater Euch erſchlagen.

(Hanna fällt mit einem lauten Schrei dem Mädchen ohnmächtig in die Arme. — Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Erſte Szene.

(Der Schauplaz, ſtellt das Innere einer alten, im gothiſchen Geſchmacke erbauten Kirche vor. Im Hintergrunde ſteht der hohe Altar, und vor demſelben ein ſchwarz behangenes Castrum Doloris. — Auf der rechten Seite kniet Chriſta in ſchwarzer Kleidung und verſchleiert an einem Seitenaltare, deſſen Blatt den heiligen Moriz in Rüſtung vorſtellt. An einem Eckpfeiler hinter Chriſta lehnt Hanna. — Die Bühne iſt mit Greiſen, Weibern und Kindern gefüllt, welche, die Hände gefaltet und mit den Geſichtern gegen den Seitenaltar gewendet, auf den Knieen liegen. — Man vernimmt heftigen Kanonendonner aus der Ferne. — Pauſe, nach welcher die Verſammlung mit Begleitung der Orgel den folgenden Choral anſtimmt:)

Allmächt'ger Gott! O lind're die Angſt der Deinen,
O! hör' ihr Flehn — Sieh', wie ſie beben und weinen;
Hilf der bedrängten Chriſtenſchaar! —

Laß ſiegen die gerechte — die gute Sache,
Und ſchütz' uns Arme vor rauher Krieger Rache;
Befreie uns von der Gefahr! — —
Ach! wie furchtbar donnern des Feindes Geſchütze,
Wie kreuzen ſich gräßlich mit Blitzen die Blitze;
Erhöre uns in arger Noth! —
Erleuchte die wilden Zorn entbrannten Herzen,
O nimm ihn hinweg den herben Kelch der Schmerzen;
Send' uns ein friedlich Morgenroth! —
O hoher heil'ger Moritz! Du Sohn des Krieges,
Sei uns Armen — ſei uns Verkünder des Sieges;
Bitt' Du für uns bei'm Gottesſohn! —
Mach' Deine Kinder, O! mach' ſie nicht zu Schanden,
Befreie uns aus den hart drückenden Banden;
Du unſer heil'ger Schutzpatron! — —

(Ein Bürger ſtürzt erblaßt, mit allen Zeichen des Schreckens, in die Kirche.)

Bürger.

Flieht Kinder! flieht — die Kirche kann Euch nimmer ſchützen,
Die Schill'ſchen Krieger ſind auf's Haupt geſchlagen,
Und aller Orten dringt der Feind ſchon in die Stadt.

(Alle ſpringen beſtürzt auf, und verlaſſen wehklagend und eilig die Kirche. In wenigen Augenblicken befindet ſich Niemand mehr auf der Bühne, als: Chriſta, Hanna und der Küſter.)

Zweite Szene.

Chriſta, Hanna und der Küſter.

(Der Küſter hält einen Bund großer Schlüſſel in der Rechten.)

Chriſta.

(Indem ſie den Küſter gewahr wird, auf das Castrum Doloris im Hintergrunde zeigend:)

Sagt Küſter! mir — was deutet dort der Kata-
falk?

Küſter.

Bei eines Bürgers Todes Gottesdienſt,
Es ward das Caſtrum neulich aufgeſchlagen;
Verletzend meine Pflicht, vergaß ichs abzubrechen
Im Schreck, den über uns der Schill gebracht.

Chriſta.

(nach einer Pauſe, bei Seite.)

Ergriffen fühl' ich mich von einer Ahnung,
Beim Anblick dieſer grauſen Todtenbahre; —
Mir iſt, als wenn der Sarg noch eine theure Leiche,
In ſeinem kleinen Raum einſchließen müſſe.

(ſie ſtarrt das Caſtrum ſinnend an. — Lange Pauſe. — Das Kanoniren und Schießen von Außen wird immer heftiger. — In den Straßen vor der Kirche erhebt ſich Geräuſch und Getümmel.)

Küſter.

an Chriſta herantretend.)

Verlaſſet edle Jungfrau! nun auch Ihr
Den Tempel, — denn nicht ſchützen ſeine Hallen;
Die Kirchenräuber locken ſie zuerſt.

Chriſta.

Ich bleibe hier. —

Küſter.

Was wollt Ihr, — ſoll der Altar
Entweiht, und Zeuge Eurer Schande werden? —
Denn Schänderei und Mord und Raub — ſie ſind
Die Laſter, die den rohen Hauf' bezeichnen.

Chriſta.

Befürchte nichts für mich Du greiſer Mann!
(indem ſie einen Dolch aus dem Buſen zieht.)
Sieh', wenn der Stahl in Jungfraus Bruſt ſich
tauchet,
Zu retten ihren Stolz, — die Lilie zu wahren, —
Der Reinen Blut — kann es den Tempel wohl
entweih'n? —

Küſter.

Erhabnes Mädchen! nein — dies kann es nicht.
Wohl bleibet in der Heil'gen Schutz im Tempel,
Von dannen ruft ſie mich — die Angſt um Weib
und Kind.
(er geht ab.)

Dritte Szene.

Chriſta und Hanna, ohne den Küſter.

Hanna.

Bewundern nur kann hohe Jungfrau! ich,
Und kaum begreifen Euren ſeltnen Sinn.
Ich ſah zum erſtenmal Euch heute weich, —

Zum erſtenmal auch heftig Euch erſchrecken,
Als Ihr des armen Vaters Tod vernahmt.

Chriſta.

Des Menſchen Herz, behauptet ſeine Rechte, —
Momente giebt es in dem Erdenleben,
In denen ſelbſt der Starke unterliegen muß;
Doch der Verſtand bei hehren Seelen ſiegt er bald,
Bei ſolchen kehrt Beſinnung ſchnell dann wieder;
Dort wo mein guter Vater iſt, -- wohnt Friede, —
Und Klagen rufen den Verklärten nicht zurück.

(Pauſe des Sinnens)

Hanna.

Bedünken will mich's bald, als wenn der Küſter,
Unrecht gehabt nicht hätte, als er rieth,
Den offnen Tempel lieber ganz zu meiden.

Chriſta.

Wenn Du geborgen anderwärts Dich glaubſt,
So kannſt Du immerhin mich jetzt verlaſſen,
Erlaubt iſt Dir's von mir.

Hanna.

Wie, theure Herrin!
Die treue Magd ſoll in der Stunde der Gefahr
Euch feig' dem grauſen Schickſal überlaſſen? —
Nein, nein, ich trenn' mich nicht von Euch; Eu'r Loos,
Es falle, wie es woll' — ich theil's mit Euch.

Chriſta.

(Indem ſie Hanna die Hand reicht.)

Dank Dir, Du gute, ſeltne Seele, die noch
Ein treues Herz im warmen Buſen wahrt;
Doch leite Dich nicht irre Dein Gefühl, —
Es kann mir Deine Gegenwart nicht nützen, —
Allein — iſt Chriſta nie an dieſem Ort.

Hanna.

Daß dieſe Stelle hier am heil'gen Altar
Anziehend wär für Euch — von Kindheit an,
Dies, theure Herrin! iſt mir wohl bekannt.
Als Ihr und ich — noch kleine Mädchen waren,
Entzogt den kind'ſchen Spielen Ihr Euch oft.
Wenn man beſorgt Euch allenthalben ſuchte,
So fand man auf des Altars Stufen Euch,
Wie lächelnd Ihr den Heiligen anblicktet. —

Zur zücht'gen Jungfrau nun herangereift,
Sah ich Euch oft in himmliſchem Entzücken,
Hinauf zu Eurem theuren Heil'gen blicken;
Und Euer Geiſt — er ſchien der Erd' entflogen,
Die Seele ſchwamm in hohen Himmelswogen.

Chriſta.

Wahr iſt's, ein unbegreiflich banges Sehnen,
Es zog als Kind — als Jungfrau mich hieher.
Die ſel'ge Mutter nannt' ihn Frömmigkeit,
Den Drang, — der mich zu dieſer Stelle führte;

Erklärbar war mir ſelbſt auch lange nicht
Das Sehnen nach dem Seelenbräutigam. —

Oft ſollte ich mit Männern mich verbinden, —
Mit Grauen hört' ich ſolche Plane an;
Mit ſeltner Feſtigkeit verwarf ich ſie; —
Mir war, als ob ich Hochverrath begehen ſollte. —
Doch endlich ward aus dieſem Dunkel Licht,
Als mir des Jünglings Huldgeſtalt erſchien,
Und froh erſtaunt erſchrack das ſchwache Mädchen,
Als ſeinen Heil'gen es — im Leben wandeln ſah.
Wie wurde mir, als ich zum erſtenmal —
Den hehren Marburg: Moritz nennen hörte!!—

Wagſt Du, dies Wunder — Zufall noch zu nennen,
Verkennſt Du länger noch der Götter Wink? —
Mein Jüngling theilte meinen frohen Schreck',
Denn Christa's Bild war fremd ihm nicht geblieben;
In ſeines Buſens Tiefe hatt' es längſt gelebt. —
(Bege-Vers.)
Und unſer Bund — er iſt kein Bund der Erden,
Verzeichnet iſt er in der Engel Chor;
Zur ew'gen Wahrheit wird er einſtens werden,
Umhüllt ihn gleich bis jetzt — ein trüber Flor.

Hanna.

Nennt man dies tief Gefühl noch Schwärmerei,
Dann giebt's nichts Geiſtiges im Menſchenleben.
(Pauſe.)

Hanna.

Der wilde Kampf, — er ſcheint ſich mehr zu nahen
Jetzt unſerm heil'gen, ſtillen Zufluchtsort.

Chriſta.

Laß uns gefaßt und betend fromm erwarten,
Was unerbittlich das Geſchick verhängt;
So lang' dort oben nur das Bild mir lächelt,
So lange ſchwankt er nicht — der Chriſta Muth.

(Sie verſchleiert ſich wieder, und kniet auf des Altars Stufe wie zuvor. — Hanna ſteht in einiger Entfernung. — Man vernimmt das Kanoniren und Kampfgetümmel immer vernehmlicher, — plötzlich fährt eine Kanonenkugel klirrend durch eines der hohen gothiſchen Kirchenfenſter und zerſchmettert auf dem Seitenaltare das Bild des heiligen Moritz. Chriſta ſpringt mit einem Schrei des Entſetzens auf.)

Chriſta.

Es iſt vorbei. — Der hohe Held wird fallen,
Und des Geliebten Tod, — er iſt beſchloſſen;
Auch meine letzte Stunde naht heran. —

(Sie ſtützt ſich auf Hanna.)

Hanna.

(mühſam die eigene Angſt bergend.)

Welch' wilde Phantaſie! — Erholt Euch, Chriſta!
Es iſt ja weiter nichts — es ſchlug nur eine
Kugel,
Vom Feind geſendet, in des Altars Blatt.

Chriſta.

(ſich aufrichtend und gefaßt.)

Ja, Du haſt Recht, — es iſt ja weiter nichts,'
Als nur ein kurzer Traum — dies ird'ſche Leben,

Und jenſeits wohnt das Glück der reinen Seelen,
Des beſſern Seines Streben geht zur Höhe.

Hanna.

So meint' ichs nicht.

Chriſta.

So und nicht anders iſts.
Dir, Arme! fehlt der Blick in höh're Sphären.

(Man hört vor der Kirchthüre Säbel klirren.)

Hanna.

Es nahen ſich Bewaffnete der Pforte:
Nur Feinde können's ſein, — ermannt Euch,
Herrinn! —

(Sie eilt ängſtlich gegen die Kirchthüre.)

Chriſta.

(Mit Ruhe, indem ſie ihren Dolch aus dem Buſen zieht.)

Was willſt beginnen? Thörigt' Mädchen Du!
Die ſchwache Kraft, — ſie wird der Feinde
Schwarm
Fürwahr zurück nicht halten. Bleibe hier.

(Hanna kehrt zurück. — Gleich darauf ſpringt die Kirchenpforte auf. — Moritz von Marburg zieht ſich, mit mehrern Schill'ſchen Kriegern, fechtend in die Kirche. Einige Schillſche Reuter tragen einen in Mäntel gehüllten Leichnam in die Kirche. Marburg und die meiſten Soldaten ſind am Kopfe, an den Armen und dergleichen verwundet.)

Vierte Szene.

Chriſta, Hanna, Moritz von der Marburg, Schill'ſche Offiziere.

Marburg.

(Ohne Chriſta und Hanna zu bemerken, zu den Soldaten.)

Sind alle nun herein?

Mehrere Soldaten.

Ja, Herr!

Marburg.

Nun wohl, —
Verſchließet und verrammelt ſchnell die Pforte;
Hier halten wir uns auf den letzten Mann.
Beſetzet ſchnell die hohen Kirchenfenſter,
Und wenn der Feind ſich naht, — ſo gebet Feu'r.

(Mehrere Soldaten beſteigen die Kirchenfenſter, öffnen dieſelben und bleiben in ſchußfertiger Stellung an den Fenſtern ſtehen. — Chriſta ſchlägt den Schleier zurück und geht Marburg entgegen; ſo wie er ſie erblickt, bleibt er wie eingewurzelt ſtehen. — Pauſe.)

Marburg.

Wie trügt mich nicht mein Blick; — Geliebte!
biſt Du es? —

Chriſta.

Ja, in Marien Tempels heil'gen Hallen,
Am Altarfuße Deines Schutzpatrons,
Verſprach ich, guter Moritz, Dein zu harren.

Marburg.

O hohe Chriſta! Jungfrau ohne Gleichen,
Wie ungerecht entſchied des Schickſals Macht.

Chriſta.

Ich ahnde —

Marburg.

Alles, Alles iſt dahin, —
Der hehre Schill, er hat ſein Wort gelöſ't.
Als er verloren ſah den letzten Hoffnungsſtrahl,
Da warf er ſich beſonnen in die Feinde
Und ſtreckte, wüthend, Dutzende zu Boden:
Doch unterlag der Leu der Ueberzahl. —
Er fiel den ſchönen Tod des kühnen Helden;
Doch aus des Feindes blut'gen Henkersklau'n,
Ward mir das Glück, die theure Leich' zu retten.

(Chriſta ſchreitet gegen die Soldaten, welche die in Mantel gehüllte Leiche auf den Schultern tragen.)

Marburg.

(ihr den Weg vertretend.)

Was willſt, Geliebte! Du? — o weich zurück,
Nicht taugt der Anblick für ein zartes Mädchen.

Chriſta.

Ihn zu ertragen bin ich ſtark genug.

(Marburg weicht. Chriſta ſchlägt ſchnell die Mäntel auseinander. — Man ſieht Schills entſeelten Leichnam. Mitten auf der Stirne der Leiche bemerkt man ein rundes Loch, durch eine Piſtolenkugel verurſacht; neben dem linken Auge eine klaffende Säbelwunde, quer über die linke Backe eine ähnliche kleinere Wunde. Die Haare ſind mit Blut gefärbt und ſtehen ſtarr in die Höhe, auf der Uniform mehrere Blutflecken. — Lange Pauſe, während welcher Alle ſtarr und aufmerkſam die Leiche betrachten.)

Chriſta.

Die Hülle zwar, die konnten ſie verletzen,
Doch nicht ſein beß'res Sein war antaſtbar,

Dort oben prangt es mit der Lorbeerkrone, —
Der edle Geiſt ruht in der Engel Schoos.
Dort giebt es keine Tyrannei und keine Sklaven,
Hell leuchtet dort der ew'gen Wahrheit Licht;
Heil Dir, verklärte hohe Engelsſeele! —
Dort, wo des Himmels Balſamdüfte wehen,
Bald, Schill! recht bald — wir werden dort uns
ſehen.

(ſie nimmt einen blühenden Blumenkranz von dem Haupte einer Heiligenbüſte und bekränzt damit Schills Leiche.)

Erlaube heil'ger hoher Martyrer!
Der freien und gerechten deutſchen Sache,
Daß Dich der reinen Jungfrau Hand bekränzt,
So wie Dein Haupt dort reine Engel krönen.

(nach einer Pauſe zu den Kriegern.)

Nun legt auf jenen Katafalk die Leich' zur Ruh',
Und laßt ein würdig Opfer ihr bereiten.

(Soldaten tragen die Leiche in den Hintergrund und legen ſie auf das Caſtrum.)

Marburg.

(zu einem Soldaten, der in einem der Kirchenfenſter ſteht.)

Sag' an, ob ſich der Gegner nicht anſchickt,
Uns anzugreifen in der heil'gen Burg?

Soldat.

Zwar bleibt der Feind wohl ferne von der Kirche,
Doch ſchleudert von den nahen hohen Thürmen
Er Feuermaſſen auf des Tempels Dach.

(Alle ſchaudern zuſammen.)

Marburg.

(nach einer Pauſe ſich ermannend.)

Ha, dieſe Liſt — vom Teufel ausgehegt,
Von ſeinen würd'gen Söhnen ausgeführt —
Sie ſoll zur Uebergabe uns beſtimmen;
Dem Feuertod; — ſie wollen mich entreißen,
Mich auf dem Blutgerüſte enden ſehen.
Die ſüße Wonne bleibet mir verſagt,
Als braver Degen in dem Kampfgewühl zu
fallen —
Als freier Mann hab' ich gelobt, zu ſtreben. —
Mein Schill — ein würdig Vorbild ward er mir.

(zu den Soldaten.)

Geht hin, — umfaßt des ſtolzen Feindes Kniee, —
Bereuet euren Muth, — und winſelt Gnade; —
Doch meinen Leib zerſchmettern dieſe Mauren,
Dem Schill und mir — uns wird ein würdig'
Grab.

Alle Krieger.

Als freie Männer ſchwuren wir, zu ſtreben,
Ein ſchlechter Mann — der, Moritz, Dich verläßt.

Marburg.

Wohl Schade iſt's um unſ're brave Schaar.
Eu'r Entſchluß zwingt mir hohe Achtung ab;
Doch beſſer iſt's in Flammengluth zu enden,
Als ſich in ſchweren Sklavenketten winden.
Muth! wackre Männer! Muth — bald iſt's
vollendet,

Mit dem erhabnen Führer theilen wir
Nun bald — des Himmels hohe Siegeskron'.
(Pauſe, während welcher Marburg Chriſta wehmuthig betrachtet)

Marburg (zu Chriſta).

Ein ſchwerer Augenblick noch harret meiner,
Nicht iſt's der Abſchied von dem Erdenleben,
Nur ſchmerzt die Trennung der Geliebten mich.

Chriſta.

Ihr Männer! traut uns keinen Heroismus zu,
Und doch thun wir's, zum wenigſten, euch gleich,
Wenn Heldenmuth die Ehr' und Pflicht gebiethen.
Sag', Moritz! würdeſt Du nach Leben geizen,
Wenn Chriſta ſchwämme in der Flammen Meer? —

Marburg.

Wie kannſt Du Deinen Moriz alſo fragen?

Chriſta.

Und Du — wie kannſt Du Deine Chriſta kränken? —

Moritz.

Nun, ſtarke Seele! wohl — ſo laß uns denn
Vereint den muth'gen Tod der Liebe ſterben.
Dem Phönix gleich — es ſteigen unſ're Seelen
Geläutert in des reinen Azur's Höhen.

Chriſta.

So ſeis — an meine Bruſt geliebter Mann!
(Marburg und Chriſta umarmen ſich. — Chriſta führt Marburg in den Hintergrund an den Katafalk auf welchem Schills Leiche ruht.)

Chriſta.

Ja unſre Leichen ſollen dieſe decken, —

Und unſer Mund — er ſaug' dieſelbe Flamme,
Derſelbe Hauch zerſtöre unſer Sein. —

Hanna.

Und ſanft vollenden will auch ich mit Euch,
Nicht kann ich ohne meine Herrin leben.

(Marburg und Chriſta halten ſich über Schilds Leiche umſchloſſen. Hanna ſinkt zu Chriſtas Füßen auf die Stufen des Katafalks; ſämmtliche Krieger ſammeln ſich um die Gruppe. — Lange Pauſe — Man hört Flammen kniſtern, und Gebälke knarren — die Flammen ſchlagen oben durch der Kirche Fenſter.)

Ein Krieger.

Es greifen leckend um ſich die Flammen,
Es ſeufzen die ſtützenden Säulen des Tempels, —
Schon ſchwanket die Decke — bald wird ſie ſtürzen.

Hanna.

(am Erdboden ſtöhnend mit ſchwacher Stimme.)

Erbarme Dich unſer — hilf uns Maria! —

Chriſta.

Mein Moritz!

Marburg.

Meine Chriſta!

Chriſta.

Hörſt Du der Seraphimen Melodie.

Marburg.

Ja, ſüße Huldin! ich vernehme ſie.

(Die Decke der Kirche ſtürzt mit furchtbarem Geräuſche ein, und bedeckt die ganze Gruppe. Ueber den Ruinen ſchlagen Flammen zuſammen. — Der Vorhang fällt.)

1906. 2836

Feindliche Freunde
und
freundliche Feinde.

Roman

von

Adolph von Schaden.

Mit einem Vorwort

von

Julius von Voß.

Freundſchaft ſchwört ſo mancher Mund,
Ueberſtrömt zu ihrem Lobe;
Doch das Herz erliegt der Probe,
Eigennutz zerſtört den Bund.

Pius Alexander Wolffs Herrmann
in dem Schauſpiele: Pflicht um Pflicht.

Berlin, 1820.
Verlegts H. Ph. Petri, in der Neuen Berliniſchen
Buchhandlung.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

1. P. 3.

Feindliche Freunde
und
# freundliche Feinde.

Vorwort.

Der Herr Verfaſſer dieſes Buches hat mir die Ehre erzeigt, eine Vorrede zu ſelbigem von mir zu wünſchen, und mich dadurch in eine groſſe Verlegenheit geſezt. Denn ein Nebenverlangen dabei war auch, daß ich nichts daran loben ſollte. Das Buch durchſehend, fand ich gleichwohl an richtiger Beobachtung des Menſchen und der bürgerlichen Verhältniſſe, an den treu nach der Wahrheit idealiſirten Charaktergemälden, an dem blühenden, lebendigen Vortrag, dem vielen muntern treffenden Wiz, ſo mancherlei zu loben, daß es ſchwer blieb, auf jenes

Verlangen einzugehn. Doch iſt es wieder auch unnöthig das zu loben, was ſich ſelbſt lobt, und ich verweiſe die Leſer da beſonders auf Rheinthals ſcharf gehaltne Eigenthümlichkeit, ſein aus den Umſtänden ſo natürlich entwickeltes Schickſal, und namentlich ſein Ergehn, wie man ſeine Erfindungen prüft, und er die ſchriftſtelleriſche Laufbahn betritt.

Der Stoff: Feindliche Freunde und freundliche Feinde, iſt ungemein ſinnig gewählt, um eine Reihe ſolcher Geſtalten aus ihm hervorgehn zu laſſen, wie das bunte, und einmal in einem hohen Grad verderbte, civiliſirte Leben ſie aufſtellt. Fichte hatte wohl Recht, als er in ſeinen Reden an die deutſche Nation darüber ſo eiferte, ob ſeine dagegen empfohlnen Mittel gleich nicht zulänglich, nicht einmal ausführlich erſcheinen. Einen durchaus trennenden Abſchnitt in ſein Fortleben zu machen, kann dem gegenwärtigen Geſchlecht nicht gelingen; doch je mehr von allen Seiten Mittel wider unſere Verderbniß aufgeboten ſind, je mehr ſteigt auch die Hoffnung, ſie werde allmählig — ſchnell kann es damit nicht zugehn — ſich verringern. Und hier können die oft gelästerten Romandichter ungemein nützen, wenn ſie den Pinſel der Wahrheit führen, und ihr Streben auf einen beſtimmten moraliſchen Zweck gerichtet iſt. Abhandelnde und anſchauliche Belehrungen in guter Abſicht dürfen wir gleich löblich nennen; oft wirken die letzten jedoch mehr als jene. Denn wie der Glasſpiegel uns an irgend eine äußere Unbildlichkeit am beſten mahnt, legen wir innere auch vor dem Sittenſpiegel am erſten ab.

Herr A. v. Schaden hat einen ächten Beruf zum anthropologiſchen Schriftſteller. Mit namhaften Vorkenntniſſen ausgerüſtet, folgte er einer Beſtimmung, die ihn nicht auf ein Studierzimmer verſchloß, ſondern ihn Vornehm und Gering, und auf den Kriegsſchauplätzen das bunteſte Spiel der Leidenſchaften ſehen ließ. Allerdings lernt man ſo den Menſchen tiefer kennen, wie aus allen klaſſiſch genannten Büchern. Erinnre ſich Herr v. S. jedoch nur an Jean Pauls Bemerkung über den gewöhnlichen Gang deutſcher Kritik, welche mit Dornenflechten anhebt. Mußten es ſich doch einſt die Klopſtock und Wieland, die Göthe und Schiller ſo gefallen laſſen. Doch nur feſtergriffenen, und nicht wieder aufgegebenen Willen; dann nimmt jeder Schriftſteller endlich den Platz doch ein, der ihm nach ſeinen Talenten gebührt.

zu Berlin,
im Januar 1820.

Julius v. Voß.

Beyer

Erſte Abtheilung.

Donec eris felix, multos numerabis amicos; *)
Tempora si fuerint nubila — solus eris.

Liebliche Muſik tönte aus dem Nebenzimmer, eine leichte Wolke, die köſtlichem Räucherwerke

---

*) Wenn die Göttin dir lacht — die roſigte Herrin des Glückes,
Dann betrogener Menſch! — umringt dich der Freunde Legion;
Wendet das launiſche Weib — dir Armer! ſchmollend den Rücken,
Dann erſt ſiehſt du es ein, daß eitel dein Glaube nur war.

ihr Daſeyn dankte, wogte in der Stube, eine Punſch-Bowle dampfte auf dem Tiſche, durch eine Menge künſtlich geordneter Lichter war das Gemach bis zur Blendung erleuchtet, — und unter dieſen günſtigen Umgebungen war es, unter welchen die niedliche junge Ballettänzerin Zella in ihrer Wohnung zweien Garde-Offizieren ein Privat-Solo tanzte, das ſie à la Psyche nannte.

Die Offiziere waren der Rittmeiſter Wildenſtein und der Kornet Rheinthal. Sie ſaßen, während Zella tanzte, beiſammen auf dem kleinen Sopha in der Tänzerin Stube hinter der Punſch-Bowle, und wenn man einen recht auffallenden Kontraſt zeichnen wollen, hätte man die beiden Offiziere aufs Papier werfen müſſen, in dem Augenblicke, in dem das tanzende Mädchen vor ihnen ſchwebte.

Wildenſtein ſaß mit verſchränkten Beinen, in einer recht behaglichen Stellung, blinzte gleichgültig nach der Tänzerin hin, ſchmauchte ruhig ſeinen Cigarro, und hielt mit ſeiner ſtarken Linken ſeinen Freund Rheinthal auf dem Sopha zurück, der, in Feuer und Flammen gerathen, mit ſeinen großen ſchwarzen Augen verlangend nach dem ſchwebenden Mädchen hin ſah und die kleine Huldgeſtalt mit ſeinen brennenden Blicken zu verſchlingen drohte. Wäre der kältere Wildenſtein nicht geweſen, ſo dürfte Jella ihr Solo à la Psyche ſchwerlich zu Ende getanzt haben.

Indeß war es einem feurigen Jüngling ſchon zu gute zu halten, wenn er, unter ſolchen Umſtänden, der kleinen tanzenden Jella in ein und derſelben Stube gegenüber, etwas außer Faſſung gebracht wurde, denn Jellchen war die niedlichſte, anmuthigſte, jüngſte, und witzigſte Tänzerin im Corps de Ballet in der Herzoglichen Reſidenzſtadt Kallendorf, und dies wollte viel ſagen, denn in dieſer Stadt gab es der artigen Tänzerinnen gar viele.

Selten entſchloß ſich Jella, in ihrer eigenen Wohnung ein Privatiſſimum vor Männern zu tanzen, und geſchah es, ſo mußten die

Herren unter die Zahl ihrer geprüfteſten und verſchwiegenſten Freunde gehören, allein tanzte Jella auch einmal zu Hauſe, dann war dies für die glücklichen Anweſenden freilich ein ganz anderer Hochgenuß, als wenn man dieſe würdige Tochter Terpſychorens auf der Bühne ſah. Jella war nicht groß, aber ein richtigeres und ſchöneres Verhältniß als an des Mädchens Körper wird man ſelten in einer weiblichen Geſtalt vereint finden. Die Taille war auch ungeſchnürt mit zwei mäßigen Händen zu umſpannen, der junge Buſen gleich zwei zarten, durch Morgenthau erquickten Roſenknöpschen, und die runden üppigen Hüften, das ſchmale Knieechen, die volle runde Wade, der kleine Fuß — alles, alles befriedigte die ſtrengſten Forderungen des reinſten Kunſtſinnes. Auf dieſem niedlichen Körper ſaß ein nicht minder niedliches Köpfchen mit einem nichts weniger als unintereſſanten Geſichte. Die großen dunkeln Augen, die hohe ſchöne freie Stirne, die kaſtanienbraunen Lokken, ein allerliebſtes Stumpfnäschen, ein paar

Grübchen in den Wangen und ein lieber kleiner Mund, mit zwei Reihen blendend weißer kleiner Zähne, vereinigten ſich mit dem ſchönſten Halſe und dem zarteſten Teint, um dem Bewunderer nichts mehr zu wünſchen übrig zu laſſen. Ueber dieſe ſchöne Formen war eine unbeſchreibliche Grazie ausgegoſſen, — und wenn man das Figürchen, in den verführeriſchen Trikot gehüllt, in den niedlichen Sandalen, in der kurzen leichten Florſchürze und mit entfeſſeltem Buſen ihre künſtlichen Pas ausführen ſah, wenn bei den raſchen Taktbewegungen zuweilen das Florſchürzchen in die Höhe flog und auf Momente dem berauſchten Blicke die ganze üppige Mädchengeſtalt zeigte, ja dann hätte man ein Kato ſeyn müſſen, um bei ſolchem Anblicke kalt zu bleiben.

Tanzte die kleine Syrene zu Hauſe, dann vereinigte ſich alles, die Sinne der Anweſenden, mit zauberiſcher Macht zu feſſeln. Jellas Anzug war in dieſem Falle leichter und üppiger als auf der Bühne, ſie tanzte hinter einem großen, mit Rasée-Flor überzogenen Rahmen, — Beleuchtung, Räucherung, Muſik — alles war ſo wohlberechnet, ſo originell und überraſchend, daß man eine der lieblichen Houris aus Muhameds Elyſium vor ſich zu ſehen glaubte.

Die Kleine war erſchöpft. Mit einem tiefen Seufzer warf ſie ſich jetzt auf ein Fautél in die reizendſte maleriſchſte Attitüde, die ſich die Phantaſie denken mag. Länger konnte der beſonnene Wildenſtein ſeinen jungen glühenden Freund nicht mehr zurückhalten, wollte er nicht gewärtigen, daß der vor dem Sopha ſtehende Tiſch ſammt der Bowle köſtlichen Punſches über den Haufen geworfen werden ſollte. Wildenſtein mußte dem Brauskopf ſeinen Willen laſſen, er that es mit den Worten: „Nun denn in's Teufels Namen, ſo — — — —.

Rheinthal flog zu der erſchöpften Tänzerin, ſchon wollte er die üppigen Formen umfangen, ſchon neigten ſich ſeine glühenden Lippen gegen den kleinen, roſigten, halbgeöffneten Mund des Mädchens, ſchon — — da wurde plötzlich heftig an die verſchloſſene Stubenthüre gepocht. Erſchrocken ſprang Jella auf, und floh in das Nebenzimmer, Rheinthal fluchte der Störung, — Wildenſtein öffnete gleichgültig die Thüre.

Es war Rheinthals Jockel, welcher mit einem Bothen eintrat. Der Bothe kam von dem, Rheinthals Eltern gehörigen Landgute, und brachte dem jungen Kornet einen Brief von ſeiner Mutter. Haſtig erbrach dieſer den Brief; nach einem flüchtigen Blick in denſelben ließ er das Blatt fallen, wurde bleich und ein Paar Thränen drangen aus den großen Augen.

„Zum Henker was ficht dich an, Herr Bruder? rief Wildenſtein.“ Mein Vater — ſtammelte Rheinthal.

„Nun, entgegnete der Rittmeiſter, was iſt dem — will er etwa kein Geld mehr ſchicken, da ſoll ihn ja gleich —“

Er iſt todt — jammerte der Kornet.

„Was ſagſt du, ſchrie Wildenſtein, tod dein Vater, tod? O du glücklicher Menſch! nun ſoll's erſt hoch hergehen.“ Mit dieſen Worten umarmte er luſtig den betäubten Kornet, entfernte den Diener, und rief die Tänzerin.

„Stell' dir einmal vor, Herzenskleine! ſprach der Rittmeiſter zu dem eintretenden Mädchen; unſer Rheinthal iſt Herr von Hunderttauſend Thalern geworden, der alte Papa iſt ad patres gegangen.“

Charmant! rief die Tänzerin, gratulire, Herzensjunge! — Mit dieſen Worten hüpfte ſie zum Kornet und faßte ihn ſchäckernd am Kinne, da er noch immer traurig und in Gedanken da ſtand und ſchwieg. J was iſt dir denn, fuhr das leichtfertige Mädchen fort, du geberhdeſt dich ja, wie ein Lafontaineſcher Romanenheld, ſchäme dich doch — tröſte dich. Hin iſt hin, verloren iſt verloren — und ſterben müſſen wir ja Alle einmal. Sie nahm ein Glas voll glühenden Punſches vom Tiſche, und reichte es dem Kornet, den Toaſt ausbringend: „Auch die Todten ſollen leben,“ dabei bot ſie ihm ihren kleinen üppigen Mund zum Kuſſe dar.

Solchen Lockungen konnte der leichtſinnige Jüngling nicht länger widerſtehen. Er zog die geliebte Kleine ſchäkernd auf den Schooß, küßte, tändelte und koſ'te, der todte Papa war vergeſſen und wir glauben, wenn der Kornet nebſt dem Todesfall des Vaters, den der ganzen Rheinthalſchen Familie mit vernommen hätte, Jella hätte ihn aufgeheitert.

Jellas Freundin, die nebenan wohnte, eine muntere, aber ſchon etwas verwitterte Blondine, wurde in die Geſellſchaft gezogen, um den trocknen Rittmeiſter zu occupiren. Fleißig ging das Champagnerglas herum, oft wurde die Geſundheit des todten Papa's getrunken, hoch ließ man die Hunderttauſend Thaler leben, die er hinterlaſſen hatte, immer enger und enger rückten die Pärchen zuſammen, immer dichter und dichter verſchlangen ſich die Arme, ſchneller folgten ſich die glühenden Küſſe, heiſer und glühender wurde der Athem, ungeſtümer pochten die Herzen, und — doch eine decente Gardine bedecke die ärgerliche Scene.

Was werden unſere Leſer denken, wenn wir ihnen ſagen, daß dieſer leichtſinnige, lüderliche Rheinthal der Held unſerer Geſchichte iſt, wie werden ſie ſich für einen Menſchen erwärmen können, deſſen Bekanntſchaft ſie auf eine ſo höchſt ſonderbare Art machten, den ſie in den Armen einer Buhlerin die heiligſten Gefühle verhöhnen ſahen? — Wir können zur Entſchuldigung des Leichtſinnigen nur zwei Worte vorbringen: Er war Menſch — ein junger, ein leichtſinniger, erfahrungsloſer Menſch ohne Grundſätze — allein doch nicht aus der ſchlechteſten Maſſe geformt. Vielleicht wenn ihnen der Arme durch die Weltſtürme geläuterter wieder erſcheint, daß ſie den widrigen Eindruck vergeſſen, den die erſte Bekanntſchaft mit ihm auf ſie hervorbrachte.

Beſſer mußt du die Menſchen behandeln (und alſo auch von ihnen denken), als ſie es verdienen — viel beſſer; denn wenn Jedem nach ſeinem Verdienſt werden ſollte, welcher entginge dem Staupbeſen? — Dieſe ſind vielleicht die gewagteſten und furchtbarſten Worte, welche der gigantiſche Geiſt des unſterblichen Shakeſpeare je gedacht hat. Aber liegt nicht ein tiefer Sinn (wir getrauen uns nicht zu ſagen Wahrheit) in der kühnen Idee?

Die wilde Nacht war vorüber; man ging auseinander. Rheinthal hatte keine Luſt zu ſchlafen, er erfriſchte ſich durch ein kaltes Bad, kleidete ſich um und warf ſich auf ſeinen muthigen Britten. Ins Freie zog's ihn hinaus. Majeſtätiſch erhob ſich die Sonne in Oſten, balſamiſche Düfte erquickten die Natur in ihrem Erwachen, mit ſchmetternder Stimme erhoben ſich die Vögel in die Lüfte. — Allein und ſinnend ritt Rheinthal über die blühenden Wieſen in eine der romantiſchſten Gegenden hinein. Wer in ſolcher Stunde, in ſolcher Lage kalt bleibt, in weſſen Bruſt dann noch die beſſere Stimme, die Götterſtimme, die leiſe in der Einſamkeit zu den Sterblichen zu ſprechen pflegt, ſchweigt, der iſt ein Verworfener, und dies — war Rheinthal nicht.

Ihm war ein guter, ein braver Vater geſtorben, vielleicht geſtorben aus Kummer über die Verirrungen des nur zu leichtſinnigen Sohnes. Der Schmerz über dieſen wichtigen Verluſt, den geſtern Wildenſteins Spott und die Schäckereien der leichtfertigen Jella unterdrückt hatten, brach nun in ſeiner ganzen Stärke aus, laut und ſtark klagte ſich der Unglückliche ſelbſt an, ein Thränenſtrom, der dem kindlichen Gefühle zur Ehre gereichte, machte endlich ſeinem tiefen Kummer Luft. Hier war Niemand, der die heiligen Gefühle des Menſchen und Sohnes verſpottete, gütig trockneten die warmen Strahlen der Mutter Sonne die Thränen auf den Wangen des Betrübten, und die grünen Triſten trauerten mit ihm, denn die Spitze eines jeden einzelnen Grashalmes trug eine Thräne. —

Doch es iſt nöthig, daß wir unſern Leſer endlich einmal mit den nähern allgemeinen Verhältniſſen unſeres Helden bekannt machen.

Auguſt von Rheinthal war der Sohn eines reichen Edelmannes und Gutsbeſitzers im Herzogthume Thonland. Er war das einzige Kind ſeiner Eltern, und wurde von dem Vater herzlich, von der Mutter aber nach Affenart geliebt. Das Kind entwickelte frühzeitig ſeltene Talente, und ſeine körperliche Schönheit war ſo ungewöhnlich, und auffallend, daß es die Landleute nur den Schloßengel zu nennen pflegten.

Auguſtens Vater war ein verſtändiger braver Mann, der das wahre Beſte ſeines Kindes redlich beabſichtigte. Der Junge hatte ſein ſechſtes Jahr noch nicht erreicht, und ſchon erhielt er in der Perſon eines würdigen Gelehrten einen Hofmeiſter.

Dieſer Hofmeiſter war ganz der Mann, wie er erforderlich iſt, um aus einem mit Naturanlagen reich ausgeſtatteten Kinde in jeder Hinſicht einen vortrefflichen Menſchen zu erziehen.

Er fing damit an, ſich des kleinen Knaben Liebe und Anhänglichkeit im höchſten Grade zu verſchaffen, welches dem kindlichen Manne nicht ſchwer wurde. Im erſten halben Jahre war vom Lernen noch gar keine Rede, dann erſt fing der Hofmeiſter ſpielend und ſchäckernd an, die Buchſtabenkenntniß beizubringen. In dieſem Sinne wurde fortgewirkt, und ehe Auguſt das zehnte Jahr erreicht hatte, konnte er nicht nur ſchreiben und leſen, ſondern hatte auch eine Menge lateiniſcher und franzöſiſcher Vokabeln im Kopfe. Das Kind hatte gar nicht erfahren, wie es zu dem Allen gekommen war, — die Freude der Eltern war grenzenlos.

Bis ſo weit war alles gut gegangen, nun aber glaubte der würdige Lehrer ſeinen Unterricht ernſthafter beginnen und weiter ausdehnen zu müſſen; hier aber ſtieß er auf Schwürigkeiten.

Bei dem Knaben fing an, jener wilde und unſtäte Sinn ſich zu regen, der bei Kindern männlichen Geſchlechtes gerade, wenn ſie von Mutter Natur glücklich bedacht ſind, nie auszubleiben pflegt. Eine zweckmäßige Behandlung kann ſolche Triebe nicht nur regeln, ſondern ſogar zum Guten lenken. Dieſes zu thun war auch des Lehrers Wille, aber da trat der Mutter Affenliebe allenthalben dazwiſchen. — Wollte Auguſtchen einmal Tage lange nichts arbeiten, um ſich mit den Dorfjungen herumzutreiben, hatte er andere unnütze und wilde Streiche vollführt, und der Lehrer wollte nun einmal ſein Anſehen brauchen und ein ernſthaftes Wort ſprechen, da fing die Mutter ſogleich an, den Liebling zu ſchützen und zu vertheidigen. Die Folge war, daß Auguſt ſich an keine ununterbrochene Thätigkeit gewöhnte, und ſich in der Folge in dieſer Hinſicht ſelbſt in reifern Jahren mit der größten Anſtrengung und dem beſten Willen und Eifer nie recht überwinden konnte, weil dazu in der Kindheit der Grund gelegt werden muß.

Uebrigens beurkundete Auguſt bei jeder Gelegenheit das beſte Herz, und dieſes Herz auszubilden gelang ſeinem Lehrer beinahe beſſer, als Bebäuung des Geiſtes ſeines Eleven.

Der Junker war nun 12 Jahr alt. Ohngeachtet ſeines Leichtſinnes und der verkehrten Behandlung von Seiten der Mutter hatte er doch mehr Kenntniſſe, als gewöhnlich Knaben von ſeinem Alter beſitzen, beſonders wenn ſie auf dem Lande erzogen worden ſind. Die vortreffliche Methode ſeines Lehrers, die eigenen ſeltenen Talente und vor Allem ein vortreffliches Gedächtniß hatten vortheilhaft zuſammengewirkt.

Auguſt las, ſchrieb und ſprach ſeine Mutterſprache vollkommen richtig, hatte in der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache einen guten Grund gelegt und war nicht fremd in den Anfangsgründen der Mathematik, Geſchichte, Geographie, Naturkunde u. ſ. w. geblieben. Nun aber ſollte mit dem jungen Menſchen eine Aenderung vorgenommen werden.

Im Herzogthume Thonland war es Mode,

daß alle junge Kavaliere in ihrer Jugend ein Paar Jahre in der kleinen Herzoglichen Armee als Offiziere dienen mußten, bevor ſie ihre Güter ſelbſt bewirthſchaften oder in andere Staatsämter eintreten konnten.

In Kallendorf, der Reſidenzſtadt des Herzogthumes, befand ſich ein ſogenanntes adeliches Kadetteninſtitut, von dem man viel Weſens machte, das aber im Grunde durchaus nichts taugte.

In dieſes Inſtitut beſchloß der alte Rheinthal nun ſein Söhnchen zu bringen, um ihn zu einem ſogenannten tüchtigen Offiziere bilden zu laſſen. Vater Rheinthal war in ſeiner Jugend ſelbſt Offizier geweſen, hatte viele Vorliebe für den Militärſtand, und Auguſt zeigte eine entſchiedene Neigung für denſelben. Mütterchen ſah den Liebling ſchon tod auf dem Felde der Ehre liegen, und wollte aus Auguſtchen durchaus keinen Soldaten machen laſſen. Der Hofmeiſter ſprach: „Ich habe nichts dagegen, hat der junge Herr in reifern Jahren noch Neigung zum Militär, ſo folge er derſelben. Der Stand des Kriegers iſt ein ehrwürdiger Stand. Allein den Junker im Kallendorfer Kadetteninſtitute erziehen zu laſſen, widerrathe ich Ew. Gnaden gänzlich, ich kenne dieſe Anſtalt nur zu gut, ſie hat viele, ſehr viele Mängel und leicht könnte unſer arme Auguſt dort an Seele und Leib verdorben werden. Mein Rath geht dahin: man fahre fort dem Junker eine wiſſenſchaftliche Ausbildung im Allgemeinen angedeihen zu laſſen, er beziehe zu ſeiner Zeit eine gute Univerſität, und wenn er etwas Tüchtiges gelernt hat, dann iſt es für ihn noch immer Zeit, unter die Fahnen zu treten. Sein Name, und Ew. Gnaden Verbindungen werden ihm zu jeder Zeit, ſogleich eine Offizierſtelle verſchaffen, zu welcher man vernünftigerweiſe ohnehin erſt im reifern Jünglingsalter gelangen müßte.“

Der alte Herr v. Rheinthal war zuweilen eigenſinnig und äußerſt ſchwer von einem einmal gefaßten Vorſatze abzubringen. Seine

Gattin, die in dieſem Falle ſich einmal mit dem Hofmeiſter, freilich aus ſehr verſchiedenen Anſichten, vereiniget hatte, um Auguſten vom Kallendorfer Militär-Inſtitute zu retten, drang nicht durch. Der angehende Jüngling wurde von dem Vater trotz der Thränen der bekümmerten Mutter und ohngeachtet der Demonſtration des Mentors nach der Hauptſtadt in die Kadettenanſtalt gebracht.

Der wackere Hofmeiſter hatte Recht, dieſes Inſtitut hatte viele und große Mängel. An ſeiner Spitze ſtand ein Menſch, deſſen hervorſtechendſte Eigenſchaften Stolz, Unwiſſenheit, und leidenſchaftliche Arroganz waren. Das qualis rex, talis grex litt hier im ſtrengſten Sinne ſeine Anwendung. Die Lehranſtalt war in ihren Fundamental-Einrichtungen ſchon ein eigentliches Unding. Der Lehrplan war verrückt, allein ſeine Anwendung war noch viel verrückter. Die Sprachen der Alten blieben, als dem Offizier unnütz, ganz aus dieſer Anſtalt verbannt.

Alle nützliche Hülfswiſſenſchaften wurden als Nebendinge nachläßig betrieben, Mathematik allein ſuchte man mit Gewalt den Jungens einzubläuen, weil der Herr Vorſtand glaubte, wenn ein Offizier nur Mathematik verſtehe, ſo ſey er ein gemachter General. Dieſe ohnehin abſtrakte Wiſſenſchaft wurde den Knaben durch die pedantiſche und zweckwidrige Lehrart vollends unausſtehlich, und ſie lernten — nichts. Für die Mutterſpruche geſchah wenig oder nichts, dagegen wurde mit Lappalien viele Zeit vergendet. So war z. B. bei der Anſtalt mit gutem Gehalt ein beſonderes Subjekt angeſtellt, um den Zöglinge das edle L'Hombreſpiel zu lehren.

Die Eleven wurden alle nach gleichem Maaßſtabe behandelt, in einen eiſernen Schuh von einer gewiſſen Größe wurden alle Füße eingezwängt, ſie mochten paſſen wollen oder nicht. Temperament, Verſchiedenheit des Talents, des Alters, der Erziehung — von dem Allem wurde nichts berückſichtiget. Der Freiheitsſinn der jungen Leute wurde gewaltſam mit despotiſcher Strenge unterdrückt. Wir könnten mit der Beſchreibung der Mängel dieſer Anſtalt einen eignen Band füllen, wenn wir in dem Geiſte, in welchem ein Schriftſteller unſerer Zeit eine Anleitung zu einer ſublimen Kriegskunſt geſchrieben hat, einen Vorſchlag zur Errichtung einer ſublimen militäriſchen Erziehungsanſtalt aufſetzen wollten. Allein die Abhandlung dieſes Kapitels gehört nicht hieher, genug — unſer Auguſt vergaß im Militärinſtitute manches, was er vorher gelernt hatte. Unter die wenigen guten Einrichtungen der Anſtalt gehörte es, daß man den Zöglingen aus der nicht ganz ſchlechten Bibliothek des Hauſes Bücher verabfolgen ließ, in welchen ſie in den Freiſtunden leſen durften.

Auguſt hatte eine unbeſchreibliche Leſeluſt, und während den fünf Jahren, welche er im Inſtitute zubrachte, hatte er nach und nach ſo ziemlich den Inhalt der ganzen Bibliothek verſchlungen. Wir haben ſchon oben von dem ganzen ſeltnen und vortrefflichen Gedächtniſſe des jungen Menſchen Meldung gethan, und es iſt daher leicht zu erklären, daß bei einer ſolchen anhaltenden Leſewuth viele nützliche Dinge im Kopfe des Jünglings hängen bleiben und Früchte tragen mußten. Damit wurde wenigſtens ſoviel bezweckt, daß man auf Auguſten das bekannte: in omnibus aliquid, in toto nihil, anwenden konnte.

Als Auguſt gerade ſiebzehn Jahr alt war, wurde er aus dem Kadetteninſtitut ausrangirt, und als Kornet bei der Herzoglichen Leibgarde zu Pferde angeſtellt.

Wenn der junge Menſch auch im Wiſſenſchaftlichen zurückgeblieben war, ſo hatte ſich ſein Körper um deſto glücklicher und ſchöner ausgebildet. Ein glücklicher Zufall und ein gewiſſes, ihm von Jugend an beiwohnendes Zartgefühl, hatte ihn vor der Theilnahme an einem gewiſſen, zerſtörenden, geheimen Laſter bewahrt, welches im Kadetteninſtitute im eigentlichſten Sinne des Wortes zu Hauſe war, und durch die Dummheit der Erzieher im beſten Flore erhalten wurde.

Auguſt war der ſchönſte Jüngling, den man ſehen konnte. Sein großes ſchwarzes Augenpaar ließ zwar auf italiſche Abkunft ſchließen, allein das goldgelockte Haupt, der Rieſenwuchs, die athletiſche Muskelkraft, die ſonore Stimme, der feſte ſichere Gang — alle dieſe Eigenſchaften verkündeten den echten, markigten Deutſchen. Die Naſe war rein-griechiſch, der Mund klein und wenig nur aufgeworfen. Um uns in einer gewiſſen Theorieſprache auszudrükken, müſſen wir bemerken, daß man die bekannte Perpendikularlinie bei Auguſts Geſichte in vollkommene Anwendung bringen konnte, kurz — ſein Kopf war ein Apollohaupt.

Ein Galeerenſklave kann ſich nicht glücklicher dünken, wenn er ſeine Freiheit erhält, als Auguſt ſich fühlte, als er aus dem Kadetteninſtitute entlaſſen wurde. Wenn man ein junges muthiges Roß eine Zeitlang in Banden gehalten hat, und es nun plötzlich entfeſſelt, wird es auf allen Seiten furchtbar ausſchlagen; ſo ein feuriger, kräftiger Jüngling, der ſeine erſten Jugendjahre im ſklaviſchen Zwange verlebt hat.

Der junge Herr Kornet trieb es aber wirklich zu bunt. Die erſten neun Monate, welche er im Regiment zubrachte, koſteten ſeinen Vater mehrere tauſend Thaler, denn ſo viele Schulden hatten der Herr Sohn kontrahirt, obwohl der alte Rheinthal für die koſtbare Equipirung beſonders geſorgt, und eine äußerſt anſtändige Zulage bewilliget hatte.

Vater Rheinthal jammerte: „Wenn es der Junge ſo forttreibt, bin ich troß meines nicht ganz kleinen Vermögens in drei Jahren ruinirt.“

Dieſes ſind die Folgen der Erziehung im Kallendorfer Militärinſtitute, bemerkte der ehemalige Hofmeiſter des Junkers, welcher auf dem Rheinthaliſchen Gute eine anderweitige Anſtellung erhalten hatte.

Vater Rheinthal ſchrieb an den General der Garde, und bat dringend, den leichtſinnigen

Kornet im ſcharfen Zügel zu halten. Dies fruchtete Etwas, aber nicht viel. „Auguſts tolle Streiche ſind Genieſtreiche; „er wird ſich die Hörner ſchon ablaufen, und der Alte kann bezahlen, hat ja Geld genug,“ ſo beurtheilten die Vorgeſetzten ſelbſt die Sache.

Ein jugendliches, gutes aber feuriges Gemüth ſehnt ſich nach nichts mehr als nach Mittheilung und Freunden. Dieſes Gefühl war auch in dieſer Periode bei Auguſten das vorherrſchende.

Niemand auf der Welt kann leichter und ſchneller zu Freunden kommen, als ein junger Offizier, der, wohlgemerkt, viel Geld hat. Dieſe Erfahrung machte Auguſt bald, ohne den eigentlichen Grund zu ahnen. Der alte Rheinthal war als reicher Landedelmann allenthalben bekannt, in der Garde dienten viele arme Offiziere, weil der Adel im Herzogthume Thonland in der Regel ohnehin ſehr arm iſt; was war natürlicher, als daß man ſich allerwärts an den unerfahrenen jungen Rheinthal drängte, von dem man ſich bald überzeugte, daß er ein braver Kamerad war, weil er immer gab, ſo lange er ſelbſt noch etwas hatte, und im letztern Falle mußten die Juden, deren Anzahl in Kallendorf Legion war, Rath ſchaffen, die, um hundert Prozentchen zu verdienen, dem einzigen Sohne des alten reichen Rheinthal gerne dienten.

Unter allen Offizieren des Regimentes ſprach unſern August keiner mehr an, als der Rittmeiſter Wildenſtein, deſſen Bekanntſchaft wir bereits an einem dritten Orte gemacht haben.

Dieſer Wildenſtein, bereits den Dreißigen nahe, war, was die Franzoſen einen aimable Roué nennen. Er hatte einſt eigenes Vermögen beſeſſen, aber daſſelbe gleich in den erſten Jahren ſeiner Dienſtzeit bei'm Regimente durchgebracht. Sein Charakter taugte nichts, und da er nicht im Stande war ſich einſchränken zu können, ſo war er gezwungen zu Mitteln zu greifen, die eben nicht die ehrlichſten waren, um nur im Stande zu ſeyn, ſeine koſtſpieligen Ausſchweifungen fortzuſetzen. Er korrigirte im hohen Spiel, wie der Leſſingſche Chevalier, Miß Fortuna ein wenig, hieb im Pferdehandel unerfahrene junge Offiziere tüchtig über die Ohren, machte ältlichen Damen für Remuneration die Cour, u. ſ. w., übrigens war es nicht zu läugnen, Wildenſtein hatte die beſten geſellſchaftlichen Formen, konnte ſeyn was er wollte, und beſaß eine ſeltene Menſchenkenntniß. War es ihm um die Gunſt einer Dame zu thun, ſo konnte er meiſtens ohne Prahlerei ſagen: Veni, vidi, vici. — In ſeinem Benehmen hatte Wildenſtein ein gewiſſes degagirtes legère Weſen, ein noble Arroganz, eine beſondere Haltung, die ſich nicht ſo ganz beſchreiben läßt, die man aber zuweilen bei Offizieren findet und die für Weiber und junge Leute etwas unbeſchreiblich Anziehendes hat.

Dieſe Eigenſchaften waren es, welche Auguſten unwiderſtehlich an Wildenſtein ketteten, in dem er das Ideal eines wackern, tüchtigen

Degens zu ſehen glaubte. Wildenſtein ſeiner Seits unterließ nichts, um den jungen Rheinthal immer mehr an ſich zu feſſeln, den er als eine fette Melkkuh betrachtete. Bald kam unter beiden ein inniger Freundſchaftsbund zu Stande, der von Rheinthals Seite ſich auf die reinſten, von der des Rittmeiſters aber auf die unlauterſten Abſichten begründete.

Auguſt war eitel und ehrgeizig. Beinahe das ganze Offizierkorps verſicherte ihn unaufhörlich einer ewigen Freundſchaft. Alle ſeine Handlungen hießen genial, mochten ſie auch noch ſo ſehr an Gemeinheit grenzen, alle ſeine Worte wurden witzig genannt, wenn es auch öfters nur alltägliche Plattheiten waren. Dies behagte dem jungen Kornet, und er gefiel ſich außerordentlich in den Lobeserhebungen ſeiner braven, im Grunde feindlichen Freunde. Wildenſtein vermeinte endlich doch Auguſt nicht zu ſehr und zu vielen freundſchaftlichen Verbindungen überlaſſen zu müſſen, weil ſeiner eigenen Perſon dadurch zu viel entging. Er fing an den Kornet zu dieſen Abſichten zu bearbeiten, der, weich wie Wachs, ſich unbedingt, ohne es ſelbſt zu wiſſen, von Wildenſtein leiten ließ.

Es wurde dem Rittmeiſter um deſto weniger ſchwer, ſeinem Pylades handgreiflich zu beweiſen, wie ſehr er von Manchem mißbraucht, und dann noch hinter dem Rücken verſpottet wurde, da dieſes wirklich der Fall war. Rheinthals Stolz und Eitelkeit waren tödtlich verletzt, er brach nicht nur mit allen den von Wildenſtein bezeichneten feindlichen Freunden, ſondern er zeigte ihnen Verachtung. Die Herren kannten zwar die Quelle recht gut, aus welcher ein ſolches Benehmen entſprang, ſie getrauten ſich aber nicht an den Rittmeiſter, denn der war ein renommirter Schläger. „Das Kind, den Rheinthal, muß man aber doch einmal zu Paaren treiben, war der einmüthige Entſchluß, und Auguſt wurde von mehrern ſeiner ehemaligen feindlichen Freunde gefordert. Der Kornet hatte natürlichen Muth, eine Bärenſtärke und zudem Geſchicklichkeit im Fechten. — Wildenſtein ſekondirte, und Auguſt zeichnete ſeine Gegner.“ Es iſt doch ein verfluchter Kerl der Kornet Rheinthal, hieß es nun, und Auguſt bekam dadurch von dieſer Seite Ruhe, und kettete ſich nur um ſo mehr an Wildenſtein, ſeinen feindlichſt geſinnten Freund, der nichts unterließ, was dazu beitragen konnte, die verderblichen Schlingen immer feſter und feſter über den unerfahrenen Jüngling zuſammen zu ziehen.

So verging ungefähr ein Jahr. Auguſt nahte ſich nun ſeinem neunzehnten Lebensjahre. Seine ſchöne kräftige Geſtalt ſtand ihrer vollkommenen phyſiſchen Ausbildung nahe, und wenn der Bürgerſche Ausſpruch:

„Wer nie in geiler Wolluſt Schoos,
Den Samen der Geſundheit goß,
Dem ſteht ein ſtolzes Wort wohl an,
Das Heldenwort — ich bin ein Mann.“

richtig iſt, ſo war Auguſt im eigentlichſten Sinne des Wortes befugt, das ſtolze Heldenwort auf ſich anzuwenden. Er wurde anfangs viel in vornehme Zirkel, zu ſplendiden Thee dansants u. dergl. gebeten, allein theils hatte der neugebackene Herr Kornet den feinen Geſellſchaftston noch nicht weg, theils aber ließ ihn ſein geſunder Menſchenverſtand bei den leeren Geſprächen der Leute comme il faut Langeweile empfinden, und er zog ſich bald bei dergleichen Gelegenheiten ſo viel als möglich zurück.

Manche, den vierzigen nahe abgemagerte welke Dame war nach den Erſtlingen des ſchönen viel verſprechenden Jungen lüſtern, und ſuchte ſeiner Blödigkeit zu Hülfe zu kommen, aber die abgeſandten, giftigen Pfeile gleiteten bisher an der feſten Bruſt des Naturmenſchen ab.

Pferde, Hunde und Jagd waren bis dahin ſeine Lieblingspaſſionen geweſen, auch zum hohen Spiel, zu Pracht und Aufwand im Aeußern hatte ihn Wildenſtein frühzeitig verführt, und Auguſt ſpielte Hazardſpiele leidenſchaftlich, ein gewöhnlicher Fall bei feurigen

Jünglingen, deren Muth und Kraft nicht geſchickt und zeitig auf edlere Zwecke hingeleitet werden.

Verſchwendungen dieſer Art und Vorſchüſſe an Kameraden erhielten den Kornet in beſtändig derangirten Umſtänden. Wildenſtein, ſein feindlichgeſinnter Freund, mißbrauchte Auguſts Unerfahrenheit auf die niederträchtigſte Weiſe. Er erzeugte bei dem eitlen jungen Menſchen die lächerliche Begierde, immer die theuerſten, ſchönſten und muthigſten Pferde in der Reſidenzſtadt beſitzen zu wollen. Wildenſtein, als anerkannter Pferdekenner, ſorgte ſelbſt für den Ankauf; hatte nun Auguſt für ein Paar tüchtige Meklenburger oder Holſteiner ein ſchönes Häufchen Gold hingegeben, ſo wurden die armen Thiere, unter des Rittmeiſters Leitung ſo unvernünftig gehetzt, daß ſie nach Verlauf von etlichen Monaten ſteif waren. Dann hieß es: „die Beſtien taugen den Teufel nicht mehr, Herr Bruder! Du haſt kein Glück, nun ſoll es anders werden, ich weiß dir ein Paar Falben,

ben, die den Marſtall des Großſultans zieren würden, -- aber freilich 180, wenigſtens 160 Louisdor's, werden die ſchönen Kanaillen koſten; doch welcher Bau, was für feine Füße, und welche Schnelligkeit! — nein Herr Bruder! ſehen mußt du die Thiere. Auguſt wurde neugierig, Wildenſtein ritt die Pferde vor, — die tanzten unter ihm wie Pariſer Grotesktänzer und ſprühten dabei Feuer und Funken; da war der Kornet gefangen, es wurde unter jeder Bedingung Geld angeſchafft, der Rittmeiſter ſchloß den Kauf, die vorgeblich ſteifen Pferde wurden von dem Roßtäuſcher um einen Spottpreiß in den Kauf genommen, und die Parze begann von neuem.

Auf ſolche Art wurde Auguſt auch bei andern Gelegenheiten häufig von dem ſo feindlichgeſinnten Freunde geprellt. Allein nach einiger Zeit fing er doch an in ſeinem Lebenswandel fatale Lücken zu bemerken. Vater Rheinthal hatte nun ſeit zwei Jahren, um die Ehre des geliebten Sohnes aufrecht zu erhalten, die verhältnißmäßig ſehr beträchtlichen Schulden deſſelben immer zwar pünktlich bezahlt, aber jetzt erſchienen die fürchterlichſten und drohendſten Briefe aus dem väterlichen Hauſe, und der alte Rheinthal ſchien im Ernſte daran zu denken, der Verſchwendung des Sohnes vernünftige Grenzen ſetzen zu wollen. Dieſe Ausſichten machten Auguſten nachdenkend; Wildenſtein fühlte, daß er es dahin nicht dürfe kommen laſſen, wenn der junge Menſch ſeinen Vortheilen nicht verloren gehen ſollte. Er mußte ſich dem Kornet noch unentbehrlicher machen, ihn mit neuen noch feſteren Banden an ſich ketten.

Auguſt hatte in allen Zerſtreuungen und Verwirrungen ſeiner neuen Laufbahn die ehemalige Leſeluſt doch nicht ganz überwinden können, dies hatte der Rittmeiſter bemerkt und auf dieſen Umſtand ſtützte er ſeinen neuen Plan. Wildenſtein ſpielte dem unverdorbenen Jüngling ſchlüpfrige, die Phantaſie reizende Romane + in die Hände. Dem ſcharfen Auge des Ver-

+ zu welcher Gattung auch die schlechten Schriften gehören.

führers entging es nicht, daß das Gift wirkte; nun hielt er die Frucht für reif, — ſie ſollte fallen.

Spät Abends an einem ſchwülen Sommertage, nachdem Wildenſtein mit Rheinthal abſichtlich ein Paar Bouteillen Champagner geleert hatte, fing jener auf einmal an: „Höre Brüderchen! ich bin heute noch zu einer weitläuftigen Verwandtin, die ein allerliebſtes Töchterchen hat, zum Thee gebeten, du mußt mich dahin begleiten. Der Kornet, halb und halb benebelt, war alles zufrieden. Man ging. Die Verwandte war eine der berühmteſten Kupplerinnen, und das Töchterchen nichts anders, als eine der jüngſten, ſchönſten, aber auch feinſten Prieſterinnen in Priaps Tempel. Das Mädchen war von Wildenſtein gehörig inſtruirt. Anfangs ging alles anſtändig, dann wurde viel getrunken, muſicirt, und Pfänder geſpielt. Bei dieſem Spiele wurde es ſo eingerichtet, daß der junge Kornet von dem Mädchen ein Paar Küſſe erhielt, die von der Art waren, daß ſie ſein Blut in volle Flammen ſetzten. Plötzlich ſah er ſich mit dem reizenden jungen Mädchen allein, anfangs erſchrack er, aber bald beruhigte ihn das zutrauliche Weſen des Mädchens. Für die Dirne war es natürlich eine Kleinigkeit, mit dieſem Neuling, der nun einmal gereizt war, zu machen, was ſie wollte. Sie leitete ſelbſt die zitternde Hand des blöden Kornet, deſſen Geſicht einer Purpurdecke glich, und bald — löſchte Auguſts Genius weinend die Fackel ſeiner Unſchuld.

Hätte Auguſt an den Geſtaden des Ebro das erſte Tageslicht erblickt, oder hätte ſein Blut in der verſengenden Hitze des heißen Afrika gekocht, ſo hätte er kein glühenderes Temperament haben können, als er wirklich beſaß. War es ein Wunder, daß dieſe nicht gekannten nur bisher geahnten Freuden dem feurigen, kräftigen Jungen äußerſt anziehend erſcheinen mußten. Er war weit davon entfernt, dem Rittmeiſter Vorwürfe zu machen, vielmehr dankte er demſelben recht innig für den ſchönen Abend, den er ihm verſchafft habe.

Von nun an ging es raſch vorwärts auf der einmal betretenen breiten Bahn des Laſters. Wildenſtein blieb auch hierin der treue Führer des armen Verführten. Von einem Menſchen wie der Rittmeiſter war, ließen ſich keine andern Lehren als epikuräiſche erwarten, er predigte nichts als Genuß, und raffinirten Genuß, und fand in Auguſt einen gelehrigen Schüler. Bald kannte der Kornet alle eines Genuſſes würdigen Schönen der Hauptſtadt; übrigens wäre es überflüſſig und langweilig, mehrere Abentheuer dieſer Art ausmalen zu wollen, denn die Achſe, um welche ſich alle dieſe galante Geſchichtchen drehen, iſt immer dieſelbe, und wird ewig dieſelbe bleiben. Um die Gunſt verheiratheter Weiber mochte Auguſt, ſo ſehr auch Wildenſtein dazu mahnte, ſich nie bewerben, denn er ſah in einem ſolchen Verhältniſſe nur das Unedle und Unrechtliche, vor dem er ſich ſcheute, eben ſo ward er nie der Verführer einer noch unberührten weiblichen Unſchuld, ein ſolcher Verführer war in ſeinen Augen ein Scheuſal. So kann ſich ein edles, gefühlvolles Herz auch in den größten Verirrungen noch ausſprechen. Uebrigens waren dieſe neue Vergnügen den finanziellen Verhältniſſen des Herrn Kornet im höchſten Grade nachtheilig, Auguſt war überhaupt in allen Stücken viel zu viel zu einer übertriebenen Großmuth geneigt; oft lohnte er eine durchſchwelgte Nacht fürſtlich. Der alte Rheinthal bekam immer mehr und mehr Schulden für den Herrn Sohn zu bezahlen, und ſah ſich nach gerade zu Schritten gezwungen, die den Kredit des Kornet gewaltig beeinträchtigten; Auguſts Mutter, der das liebe Söhnchen daſſelbe war, was dem Wilden ſein Popanz iſt, wurde zwar nie müde, den Liebling mit Mutterpfennigen zu unterſtützen, allein die Verſchwendung des Goldſöhnchens war zu ungeheuer, als daß dieſes alles viel hätte fruchten können.

Schon hatte Rheinthals Derangement einen hohen Grad erreicht, ſchon war beinahe aller Kredit dahin, ſchon machte der weltkluge Wildenſtein Miene, ſich zurückziehen zu wollen, — da ſtarb des Kornets Vater.

Wir wollen den Faden aufnehmen, wo wir ihn verloren haben. Wir verließen Auguſten, wie er nach einer durchſchwelgten Nacht, durch anmuthige Gefilde dahin reitend, der Stimme des beſſeren Gefühles Gehör gab, zu dieſer Stimme klang noch eine zweite, es war jene der Vernunft. Mit Unwillen ſah der Jüngling auf ſeine zurückgelegte Bahn zurück, und fing an ſich ſelber zu ſchämen, dieſer Scham folgte natürlicherweiſe der Vorſatz, in Zukunft eine würdigere Lebensart zu führen.

Auf der Parade machte er den General und das Offizierkorps mit ſeinem Verluſte bekannt, alle bedauerten.

Bei dem Garderegimente zu Pferde ſtand unter andern ein Verwandter Rheinthals als Major, der ſich Herr von Steinsberg nannte, ein alter Mann, der ſich ſeines Karakters und ſeiner Lebensweiſe halber ſehr vor anderen Herren ſeines Gleichen auszeichnete. Er war unter den Waffen grau geworden, hatte ein mürriſches Weſen und war außer der Dienſteszeit der ganzen Welt unzugänglich. Er hatte ſich im Felde große Verdienſte erworben, und den Dienſt verſtand im ganzen Regiment Niemand beſſer als Er. Seine Außenſeite war rauh, ſein Herz edel, ſeine Formen zurückſtoßend. Niemand hatte gerne mit ihm zu thun, die jungen Offiziere nannten ihn nur den böſen Major, für die Soldaten ſorgte er aber bei all' ſeiner Strenge väterlich. Gegen ſeine Vorgeſetzte und Kameraden war er einſylbig, für die jungen Offiziere war er ein Schrecken, wo er ſich ſehen ließ; denn er ahndete die geringſte Nachläſſigkeit im Dienſte, jedes die Offiziers-Ehre auch nur im entfernteſten Sinne beeinträchtigende Unternehmen, mit unerbittlicher Strenge. Dabei hatte man gar kein Beiſpiel, daß dieſem böſen Major Subordinations-widrig begegnet worden wäre, denn bei aller ſeiner Strenge handelte er nie leidenſchaftlich oder ungerecht. In der Wahl ſeiner Ausdrücke war er höchſt vorſichtig, aber was er einmal geſagt hatte, dies nahm er nie wieder zurück, weil es ſeine feſte Ueberzeugung war. Nie beſchämte er einen Offizier, wenn ein Untergebener deſſelben gegenwärtig war. Die Offiziere konnten den alten Steinsberg nicht lieben, aber achten mußten ſie ihn Alle unwillkührlich.

Die Parade war vorbei, — Alles hatte ſich verlaufen, da nahm der alte Steinsberg Auguſten auf die Seite.

„Vetter! redete er ihn an, Sie wiſſen es, ich bin Ihr Feind, ich bin jedes Menſchen Feind, der ſo wie Sie ſeine Schuldigkeit nur halb erfüllt, ſeine Kräfte, ſein Geld leichtſinnig vergeudet, und die Zukunft ganz außer Acht läßt, auch für die eigene weitere Ausbildung gar nichts thut. Ich würde Sie ungewarnt in Ihr Verderben rennen laſſen, denn ich bin Ihr Feind, aber Ihr verſtorbener Vater war mein Freund, und dem bin ich es im Grabe ſchuldig, zu Ihnen ein Paar Worte der Kraft zu ſprechen: Sie ſind jetzt Ihr eigener Herr, werden Sie ein anderer Menſch, oder Sie ſind, ich ſage es Ihnen aus Ueberzeugung voraus, für immer verloren. Gerade jetzt iſt es noch Zeit, die Straße des Verderbens zu verlaſſen. Vor allem rathe ich Ihnen, trennen Sie ſich von Ihrem gegen Sie im Grunde ſo feindlichgeſinnten Freunde, dem Wildenſtein, der iſt ein niedrig denkender Menſch, nicht würdig das Portedepée zu tragen, und ſtürzt Sie unvermeidlich in einen tiefen Abgrund. Ich habe dem Rittmeiſter dieſes ſchon in's Geſicht geſagt, und ich trage keine Schuld, daß er nicht ſchon längſt vom Regiment entfernt iſt."

Der Major ſchwieg, wandte Rheinthalen den Rücken und ging. Gereizt, rief dieſer: „Herr Oberſtwachtmeiſter!" — Ruhig wandte ſich Steinsberg, trat vor Auguſt hin, blickte ihn ſcharf an und fragte ganz kalt:

Was beliebt, Herr Kornet?

Auguſt ſchlug die Augen nieder, und ſchwieg; als er wieder in die Höhe blickte, war der böſe Major verſchwunden.

„Dieſer Mann iſt und bleibt einmal mein Feind, murmelte Rheinthal für ſich hin,“ und verließ gleichfalls den Platz.

Als er aber über die Sache kälter nachdachte, kam es ihm doch vor, als wenn der böſe Major nicht ſo ganz Unrecht gehabt hätte. Oft ſchon hatte es ihm geſchienen, als ob Wildenſtein es wirklich nicht ſo ganz redlich mit ihm meine, wie er es ihm mit Worten verſicherte. Er beſchloß, mit dem Rittmeiſter nach und nach vorſichtig zu brechen.

Vor der Hand riefen des Vaters Tod und Familienverhältniſſe den Kornet zu ſeiner Mutter aufs Gut.

Im Herzogthum Thonland mußten die adeligen Jünglinge wohl früher klug werden, als die bürgerlichen, denn nach den weiſen Geſetzen dieſes Landes waren jene bereits nach dem zurückgelegten zwanzigſten, dieſe aber erſt nach dem fünf und zwanzigſten Jahre volljährig. Auguſt war zwanzig Jahre alt, und alſo nach den Landesgeſetzen majorenn.

Nun ſollte er ſich mit ſeiner Mutter auseinanderſetzen; der im Grunde nicht unedle Jüngling verwarf ſogleich unwillig dieſen Vorſchlag. „Was mein iſt, ſprach er, gehört auch dir, gute Mutter!“

Die alte Frau von Rheinthal war von dieſer bewieſenen kindlichen Liebe ihres Sohnes aufs äußerſte gerührt. Sie ſchwur, daß ſie ſtets eine treue Verwalterin des gemeinſchaftlichen Vermögens bleiben würde, da Auguſt vor jetzt (zwar gegen der guten Mutter Willen) das Gut nicht übernehmen, ſondern noch einige Jahre im Militär fortdienen wollte.

Nach einer Abweſenheit von einigen Wochen kehrte Auguſt, der nun Lieutenant geworden war, in die Hauptſtadt zurück; unter ſeinem Gefolge befanden ſich mehrere ſchwere Geldſäcke. Die alten Schulden wurden bezahlt, der Kredit blühte nun friſcher als jemals, und

Auguſts Leichtſinn und Lebensluſt ſtellten ſich wieder ein. Er hatte ſich zwar vorgenommen gehabt, mit dem Rittmeiſter Wildenſtein zu brechen, allein dieſer Vorſatz war ſchon halb und halb vergeſſen, denn Auguſt war, wie alle Sterbliche, mehr oder weniger, Gewohnheitsmenſch, und Wildenſteins Geſellſchaft war ihm ſchon ein Bedürfniß geworden. Als ſich ihm derſelbe nun vollends ſogleich wieder mit allen Zeichen der innigſten Freundſchaft und Theilnahme näherte, ſo war ſchnell wieder das alte Verhältniß und zwar feſter als je erneuert. „Der griesgrämige böſe Major, beruhigte ſich Auguſt ſelbſt, hat doch wohl unrecht gehabt, der Rittmeiſter iſt ein fideler und leichtſinniger Patron, aber kein böſer Menſch.“

Bald ging es nicht nur nach der alten Weiſe, ſondern noch viel toller. Der neue Herr Lieutenant konnte ſich nun nicht mehr mit den edelſten Reitpferden begnügen, ſondern es wurde ein Poſtzug angeſchafft, deſſen ſich ein Fürſt nicht hätte brauchen zu ſchämen. Die Zahl der Dienerſchaft und koſtbare Livereen mußten dem Poſtzuge entſprechen. Die kleine, niedliche Jella wurde förmlich unterhalten, dem ganzen Offizierkorps wurden öfters koſtbare Feten gegeben, es wurde überhaupt ein Aufwand gemacht, den in die Länge höchſtens ein Millionär hätte beſtreiten können.

Mütterchen ſchickte ohne Widerrede die Summen, welche verlangt wurden. Sie ſelbſt getraute ſich kaum ſich ſatt zu eſſen, die Unterthanen wurden gedrückt, kleine Grundſtücke verkauft, in den Waldungen wurde übermäßig Holz geſchlagen, Alles bloß um die unſinnige Verſchwendung des Goldſöhnchens zu unterſtützen. Freilich wußte davon Auguſt nichts, hätte es aber wiſſen können, wenn er ſich hätte die Mühe nehmen wollen, nachzurechnen, wie viel ein Gut, das nur noch ungefähr achtzigtauſend Thaler werth ſeyn konnte, im gewöhnlichen Wege einbringen mußte, und wenn er dagegen überſchlagen hätte, um wie viel mehr er jährlich verſchwendete als der Intereſſenbetrag im höchſten Anſchlage ausmachen konnte.

Frau von Rheinthal reiſte alle Jahre ein paarmal nach der Reſidenzſtadt zum lieben Söhnchen. Wenn ſie nun an ſeiner Seite durch die Straßen der Stadt an der gaffenden Menge vorbei im Vierſpänner dahin flog; wenn ihr die ganze vornehme Welt ſagte: Ihr Sohn, gnädige Frau! iſt der ſchönſte, der artigſte und der witzigſte Kavalier im ganzen Lande, dann war die eitle thörigte Mutter für alle ihre Sorgen hinlänglich entſchädigt, und getraute ſich auch nicht mit einem Worte den lieben Auguſt an weiſe Sparſamkeit zu mahnen. Nur daß ſie ihm beſtändig reiche, junge Damen zu heirathen vorſchlug, machte den Sohn ſtutzig, doch brachte er dieſe Vorſchläge auf Rechnung der gewöhnlichen Luſt zu kuppeln, die alten Müttern ſo eigen iſt.

Auguſt hatte keine Liebe, die hohe Beglückerin guter Menſchen in der verderblichen Geſellſchaft des Rittmeiſters und einiger Kameraden von gleichem Gelichter für ein nicht exiſtirendes Unding, für eine Chimäre, für eine einpfindſame Narrheit und dergleichen halten lernen; die Ehe war in ſeinen Augen nichts anders als das Grab der Freiheit, und ein unerträgliches Sklavenjoch. Die Schriften, welche Wildenſtein ihm in die Hände ſpielte, hauchten alle gleiche Grundſätze, und ähnlichen Geiſt; man kann ſich daher wohl denken, daß die Anträge der Mutter nicht vielen Beifall fanden; doch wurden ſie mit Stillſchweigen übergangen, und Auguſts Lebensweiſe erlitt keine Aenderung.

Um die letzte Hand an ſeine Bildung zu legen, ſagte einſt der Rittmeiſter, muß ein junger Kavalier reiſen. Auguſt fing den Vorſchlag ſogleich auf; von der Ausführung dieſes Planes verſprach er ſich viele Zerſtreuung und großen Spaß. Eine weitläufige Reiſe wurde beſchloſſen. Mütterchen wurde von dem Vorſatz in Kenntniß geſetzt und gebeten, vor der Hand zum Antritt der Reiſe fünftauſend Thaler zu übermachen.

Die arme Frau erſchrack heftig, als ſie den

Brief

Brief las. Durch die Verſchwendung des Sohnes und theils auch durch die Wirthſchaftsunkunde der Mutter war das ſchöne Gut ſchon ſehr herabgekommen, die geforderte Summe konnte nicht anders als durch den Verkauf eines der bedeutenderen Grundſtücke erlangt werden. Die Mutter wollte und konnte ohne des Sohnes Einwilligung dieſen Schritt nicht beginnen, ſie ſchrieb dieſes ihrem Auguſt und wagte die Reiſe zu widerrathen. Der leichtſinnige Auguſt drang auf den Verkauf des Grundſtückes, Mütterchen konnte nicht widerſtehen, das Grundſtück wurde weit unter ſeinem eigentlichen Werth losgeſchlagen, Auguſt erhielt das Geld und trat in Wildenſteins Geſellſchaft die beabſichtigte Reiſe an, nachdem er noch vorher in der Reſidenzſtadt ein nicht unbedeutendes Kapital auf ſeinen eigenen Namen aufgenommen hatte.

War Auguſt Verſchwendung in der Heimath bedeutend geweſen, ſo war ſie nun vollends im Auslande grenzenlos. Man wollte ſich ſehen laſſen, und dem vaterländiſchen Adel Ehre machen. Daß der Herr Rittmeiſter auf des Lieutenants Koſten reiſte, verſteht ſich am Rande.

Nachdem man mehrere große Städte beſucht hatte, ſetzte man ſich in einem berühmten ſehr beſuchten Badeorte feſt. Auguſts Reiſekaſſe hatte bedeutende Defekte erlitten und war nicht mehr ſtark genug, den einmal vorgeſetzten Reiſeplan hinlänglich zu unterſtützen; den Plan aufzugeben und früher in die Garniſon zurückzukehren, dies erlaubte Rheinthals Stolz nicht. Wildenſtein wurde zu Rathe gezogen. „Ein Coup de genie, entſchied der Rittmeiſter, muß helfen. Weißt du was, Brüderchen! fuhr er fort, hier wird ſtark geſpielt, du weißt ich bin ein glücklicher Spieler, vertraue mir den Reſt deiner Kaſſe, ich etablire ein Pharobänkchen, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn in ein Paar Tagen unſere verlorene Kräfte nicht ſämmtlich erſetzt wären. Dem leichtſinnigen Rheinthal leuchtete der Plan ein; ſeine ganze Kaſſe beſtand noch aus ungefähr dreitauſend Thalern, er wollte Etwas davon auf den höchſten Nothfall zurückbehalten. „Gott bewahre, ſchrie Wildenſtein, du verſtehſt den Commang nicht, alles muß in das Bänkchen, es iſt ohnehin klein genug, ich werde ſchon zu rechter Zeit einlenken, wenn der Teufel ſein Spiel treiben ſollte. August gab nach, Wildenſtein legte Abends eine Pharobank auf, die Sache ging vortrefflich. „Siehſt du wohl, ſagte der Rittmeiſter, als ſie allein waren, ich wußte es ja wohl.“ Den zweiten Abend ging es noch beſſer, die Bank wurde duplirt. Wildenſtein triumphirte, Rheinthal umarmte ihn als ſeinen Retter, mahnte aber vom fernern Spiele ab, deſſen Tücken fürchtend. „Was fällt dir ein, verſetzte der Rittmeiſter lachend, gerade wenn das Eiſen warm iſt, muß man es ſchmieden, ich ſitze im Glücke, das muß benutzt werden, wir müſſen viel reicher hier weggehen, als wir angekommen ſind. Rheinthal gab ungerne nach. Der Abend erſchien, Wildenſtein rangirte ſeine Kaſſe, aus dem Bänkchen war nun eine Bank geworden. Das Spiel beginnt, die Bank gewinnt anſehnlich, da erſcheint auf einmal ein bisher gar nicht bemerkter junger Menſch in ſehr einfachem Anzuge und ruft das furchtbare: Va banc! — Allgemeines in dergleichen Fällen gewöhnliches Erſtaunen. — Ernſt forderte Wildenſtein von dem jungen Manne Beweiſe der Zahlungsfähigkeit auf den Fall des Verluſtes. Der junge Mann reichte dem Bankier eine Schreibtafel hin, die Papiere in derſelben wurden aufmerkſam durchgeleſen. Gut! entſchied endlich Wildenſtein, indem er die Schreibtafel auf die Geldhaufen legte, ich werde abziehen. Todesſtille und hohe Spannung unter den Anweſenden, während abgezogen wird, — endlich entſcheidet Fortuna für — den Pointeur. Dieſer, nicht ſo großmüthig als einſt ein König von Polen in Venedig in einem gleichen Falle, packte die Bank ſorgfältig zuſammen und zog ab.

Einige der Anweſenden äußerten ſonderbare

Bedenklichkeiten. Man wollte den Rittmeiſter den nemlichen Tag des Nachmittags in einem abgelegenen Winkel der Promenade mit demſelben jungen Menſchen, der nun die Bank gewonnen hatte, lange Zeit und ſehr angelegentlich und vertraulich haben plaudern ſehen. Einige Brunnengäſte behaupteten geradezu, der glückliche Pointeur ſei ein vacirender Schauſpieler, für welchen einige Tage früher eine Kollekte geſammelt worden ſey, man vernahm manches zweifelhafte: Hm Hm! doch wen ging eigentlich die Sache Etwas an. Des andern Tages war ſie vergeſſen. Wie alles zuſammenhing werden meine Leſer leicht errathen. — Auguſt hatte von dem allen nichts mehr gehört, er hatte in dem Augenblicke, als der Zufall ſo unglücklich für ihn entſchieden, in einer Art Verzweiflung den Saal verlaſſen, und war nach ſeinem Zimmer geeilt. Wildenſtein folgte ihm bald darauf dahin. Rheinthal war zu edel, dem Rittmeiſter Vorwürfe zu machen, und vollends ein Mißtrauen kam ihm gar nicht in den Sinn. Er klagte nur ſehr beſtürzt über die momentane beiderſeitige Verlegenheit, der Rittmeiſter ſtimmte zwar in dieſe Klagen ein, ſchien aber bei weitem gefaßter als der Lieutenant. „Man muß nur den Kopf nicht verlieren, tröſtete Wildenſtein; für einen Mann in deinen Verhältniſſen iſt der Fall ja nicht niederſchlagend. Nur ſchnell an Mama einen recht dringenden Brandbrief geſchrieben, ich werde dich ſchon durchreißen, bis von dorther Geld kommen wird. Du ſollſt die gewohnte Lebensart fortſetzen, und ſollte ich das letzte Hemd vom Leibe verſetzen.“

Gerührt umarmte der gutmüthige Auguſt den feindlichen Freund. „Nun ſehe ich, rief er aus, daß du ein echter Freund, ein wahrer Freund in der Noth biſt.“ Der arme Betrogene! —

Es ging ſogleich ein Brief an Mütterchen ab. Die Wahrheit durfte man freilich nicht ſchreiben. Man gab vor, auf der Landſtraße von Räubern ausgeplündert worden zu ſeyn man beſchrieb die gegenwärtige Lage als fürchterlich, mit den allerſchwärzeſten Farben. Zur Ehre Auguſts müſſen wir anmerken, daß er bei Niederſchreibung dieſer Lüge erröthete, und daß das Mährchen die Erfindung des Freundes in der Noth war.

Wie erſchrack die arme Frau von Rheinthal, als ſie die Schreckensnachrichten erhielt. Sie hatte nichts eiligeres zu thun, als ſogleich ihren Schmuck zu verkaufen, immer ſah ſie ihren Liebling in den Händen der Räuber, ſie konnte ſich gar nicht beruhigen.

Ein Grenznachbar hatte längſt Luſt bezeigt, einen Theil der Rheinthaliſchen Waldungen zu kaufen, nun wurden ihm dieſe Gehölze ſelbſt von Seiten der Frau v. Rheinthal angeboten, er erſtand dieſelben weit unten ihrem eigentlichen Werth.

Wildenſtein hatte indeſſen Wort gehalten. Das luſtige Leben der beiden Reiſenden ging fort nach wie vor, der Rittmeiſter wußte immer Geld genug zu ſchaffen, Auguſt konnte gar nicht begreifen, wo er es hernahm, an dem Orte, an welchem ſie beide wildfremd waren. Wildenſtein ſchloß ſeine Uhr, ſeine Tuchnadel, ſeine Ringe — ein Stück nach dem andern in den Koffer, um Rheinthal glauben zu machen, er habe alle dieſe Sachen zu ſeinem Beſten verſetzt oder verkauft; kam zufällig die Rede auf die gegenwärtigen, ungünſtigen Verhältniſſe, ſo brach der Rittmeiſter ſchnell ab. Auguſt nannte dieſes Benehmen: Delikateſſe, und ſein dankbares Gemüth wurde ungemein gerührt.

Endlich kam Geld von Hauſe an, viel mehr als man erwartet und verlangt hatte. Mutterchens Brief enthielt nichts als Zärtlichkeiten und Beſorgniſſe. Auguſt klagte ſich hart an, daß er die gute Mutter unnöthig in ſo fürchterliche Aengſte verſetzt habe. Wildenſtein lachte und nannte Rheinthals Exklamationen ſentimentale Narrheit; dadurch empfahl er ſich gerade nicht bei Rheinthal, indeß erſetzte er ihm ſeine gemachten Auslagen auf eine höchſt großmüthige Weiſe.

Die Badezeit war vorüber, die beiden Offiziere ſetzten ihre Reiſe fort, man beſuchte noch mehrere groſse Orte, und entſchädigte ſich für den kleinen Unfall durch Verdoppelung der feinſten und koſtſpieligſtn Genüſſe, die man ſich, ohne die Kaſſe im mindeſten zu ſchonen, verſchaffte. Oft lag der Rittmeiſter Rheinthalen an, es noch einmal mit Miß Fortuna am Spieltiſche zu verſuchen, allein Rheinthal lehnte konſequent genug, alle dieſe Anträge hartnäkkig ab. Als endlich der Boden der Kaſſe ſichtbar wurde, traf man ernſtliche Anſtalten ins Vaterland und nach Kallendorf zurückzukehren. Dort angelangt folgte Auguſt vor allem dem Triebe ſeines Herzens, und eilte nach ſeinem Gute, um ſeine nur zu gute Mutter zu beſuchen. Mit ungemeiner Rührung und Freude ſchloß die alte Dame den lang entbehrten Liebling an ihr Herz. Indeß kamen bald traurige Bothſchaften zum Vorſcheine. Der alte Rheinthal hatte einſt ein Kapital von zwanzigtauſend Thalern in einem der erſten Häuſer einer benachbarten großen Handelsſtadt niedergelegt, das Haus hatte fallirt, und die Hoffnung vom Kapital etwas zu retten war gering, weil der Banquerot bedeutend, und die Rheinthalliſche Forderung nur Buchſchuld war. Mit Mühe beſtimmte die Mutter den leichtſinnigen Sohn, endlich einmal mit dem Verwalter einen Ueberſchlag des noch vorhandenen gemeinſchaftlichen Vermögens zu machen. Das Reſultat, welches zum Vorſchein kam, erfüllte beide mit Schrecken. Nach Abzug des ſo eben verlorenen Kapitals, der Schulden, die auf einigen Grundſtücken hafteten, und derjenigen, welche Auguſt auf ſeinen Namen kontrahirt hatte, blieb, wenn man das Schloß und die Oekonomiegebäude nicht mit in Anſchlag brachte, nicht viel mehr übrig, als — nichts. Nun gewann es endlich doch die Mutter über ſich, dem Sohne einige Einſchränkung ernſtlich bittend zu empfehlen. Auguſt verſprach Alles — und hielt nichts. Mit den letzten Mutterpfennigen verſehen kehrte er nach Kallendorf zurück. Die kleine Jella war während Rheinthals Abweſenheit mit einem Domherrn auf Reiſen gegangen, der muntere Lieutenant lachte darüber.

Es war unterdeſſen eine italieniſche Sängerin in Kallendorf angekommen, welche die Aufmerkſamkeit der ganzen ſchönen Welt auf ſich zog, woran ihre ſeltene reine Stimme, vereint mit der beſten Manier, nicht weniger Antheil hatte als ihre Geſtalt. Dieſe Geſtalt konnte den Himmel nicht verleugnen, unter dem ſie gereift war. Das große ſchwarze brennende Auge, das glänzende geringelte Haar von gleicher Farbe, der ſchwellende Buſen, die abgerundeten üppigen Formen; ein gewiſſes einladendes Embonpoint, — ließen die höchſte Wonne in den Armen der Dame ahnen.

Allein die Donna war ſtolz und hochfahrend, ſie lehnte einige Anträge reicher Edelleute auf die beleidigendſte Art ab. Dies ſchreckte, man bewunderte die ſchöne Frau, wie ein unerreichbares Gut.

Donna Tallerni ſehen und ſich heftig

in ſie verlieben, dies war bei Auguſt die Sache eines Augenblickes. Er hörte von ihrem Benehmen gegen Andere, dies reizte den eitlen Jüngling noch mehr. Er nahte der Donna artig und vorſichtig, und bald ahnte er, daß die Italienerin nicht in dem Maße die Neigungen ihres Vaterlandes verleugnen dürfte, als die Welt bisher glaubte, bald war er vom Gegentheile auf die unzweideutigſte Art überzeugt. Die Talerni galt bald allgemein als Rheinthals erklärte förmlich unterhaltene Geliebte. Man ſah nun deutlich, was es früher mit der Donna für eine Bewandniß gehabt hatte: ihre Anbeter waren ihr alle zu ungelenk, zu wenig ſchön, zu arm, oder zu wenig freigebig u. ſ. w. geweſen, allein in dem Lieutenant v. Rheinthal, dem Adonis der Reſidenzſtadt, fand ſie alle Lieblingseigenſchaften im ſchönſten Vereine, und wer hätte da der guten Donna zumuthen wollen, länger die Grauſame und Unerbittliche zu ſpielen? —

Die Italienerin hatte übrigens mehr Bedürfniſſe als alle ehemaligen Geliebtinnen Auguſts, ſie mußte ihre eigene Equipage, ihre Sommerwohnung, und weiß der Himmel, was noch alles haben, auch gab ſie den ſingenden, dichtenden, blaſenden und andern Genies der Hauptſtadt häufig koſtbare Feten; mit einem Worte, Auguſt mußte die Götternächte, die er in ihren Armen durchſchwelgte, und die Freude, ſich von der ganzen Kallenberſer eleganten männlichen Welt beneidet zu ſehen, theuer genug bezahlen, und er mochte auch leiſten, was er wollte, er konnte die launiſche Italienerin nie ganz zufrieden ſtellen. Solche Verſchwendungen mußten einen Kavalier, mit dem es ohnehin ſchon ſo ſo ſtand, in kurzer Zeit in ein eigentliches Schuldenlabyrinth bringen, dies konnte nicht fehlen, doch hatte der Stadt- und Landberühmte Rheinthal noch immer Kredit, wo er nur anpochte, und Donna Talerni ſorgte dafür, daß ſolch' eine ſchätzbare Sache, wie der Kredit iſt, nicht unbenutzt blieb. Die Sängerin war ihm eigentlichſten Sinne des Wortes — ſeine feindliche Freundin.

In gewiſſen Stunden wurde es dem Lieutenant doch oft ganz unwohl zu Muthe. Er fragte ſich dann ſelbſt: „wie wird das werden?“ und die Zukunft ſtellte ſich ihm in finſtern Bildern dar.

Doch hatten ſolche melankoliſche Meditationen leider keine heilſame, ſondern nur die unſeligen Folgen, daß ſich Rheinthal, um ſich zu zerſtreuen, nur immer tiefer und tiefer in den Strudel der Debauchen ſtürzte.

Einſt überraſchte ihn Wildenſtein allein in einer ſehr mißmüthigen und niedergeſchlagenen Stimmung. Der Rittmeiſter fragte ſcherzend nach der Urſache der üblen Laune, und Rheinthal ſchenkte ſeinem Buſenfreunde zum erſtenmale klaren Wein ein. Wildenſtein ſtutzte, doch tröſtete er nach einer Pauſe den Lieutenant lachend mit den Worten: „Du mußt dir durch einen coup de genie helfen.“ Durch welchen? fragte Auguſt begierig, nur ſchlag' mir nicht wieder wie dort im Bade Zuflucht im Spiele vor, denn dazu entſchließe ich mich nimmermehr, zu theuer habe ich die diesfalſigen Verſuche bezahlt. „Nein, nein, antwortete Wildenſtein, du mußt Etwas anderes beginnen, was ſchnell viel Geld ſchafft, laß mich nur nachdenken.“ Er ging.

Nach einigen Tagen ſtürzte der Rittmeiſter polternd und fröhlich in Rheinthals Stube. „Ich hab’s, ich hab’s, Herr Bruder! rief er triumphirend, wenn du nur ſelbſt willſt, ſo biſt du in Jahr und Tag ſo reich, als zu der Zeit, da dein Vater ſtarb.“

Wie könnte dieſes geſchehen? fragte Auguſt geſpannt. „Auf die leichteſte Art in der Welt, antwortete Wildenſtein, du legſt eine Marmorfabrike an.“ Eine Marmorfabrike anlegen — und ich, eine Marmorfabrik anlegen? — du biſt wohl toll geworden, entgegnete Rheinthal verwundert.

„Warum nicht gar, antwortete Wildenſtein, höre mich einmal aufmerkſam an: Gegenwärtig iſt ein Mann hier in Kallendorf, der ſich Schwindel nennt. Dieſer Schwindel iſt das größte Genie, welches unter der Sonne lebt. Er iſt alles in allem, Kaufmann, Fabrikant, Künſtler, Gelehrter, Mechaniker, Färber, Kunſtdreher, Seifenſieder, Chemiker, Bildhauer, Arzt, Juriſt, Kameraliſt — mit einem Worte ein eigentliches Naturwunder. —“

„Schwindel war ſchon öfters in England, in Frankreich, allenthalben, am liebſten aber weilt er in Deutſchland. Er hat eine Menge Maſchinen, Beitzen, allerlei erfunden. Schwindel kann beweiſen, daß ſeine Erfindungen und Meiſterwerke beinahe auf allen Univerſitäten der Welt ſchon gekrönt worden ſind. Aber alle ſeine bisherigen Leiſtungen ſind Pappſtiel gegen ſeine neueſte erſt hier gemachte Erfindung.“

„Höre und ſtaune: Schwindel ſetzt nun aus Haarpuder, pulveriſirtem Sandſtein, Sägeſpänen, Alaun, Kühhaaren und einigen andern Ingredienzien eine Maſſe zuſammen, die im wel-

welchen Zuſtande jede beliebige Form annimmt, der Luft ausgeſetzt aber ſich verſteinert und in den reinſten karariſchen Marmor verwandelt. Schwindel kann dir von unſerer weltberühmten Akademie der Wiſſenſchaften und bildenden Künſte ein in Forma ausgeſtelltes ſchriftliches Zeugniß vorlegen, daß eine aus der erfundenen Maſſe von ihm fabrizirte Themis nichts weniger als eine Themis von reinem karariſchen Marmor iſt.

Der große Mann bot unſerm Herzoge an, eine große Marmorfabrike zu errichten, die auf Staatsregie ihren Fortgang haben ſoll. Der Durchlauchtigſte Herzog iſt nun zwar dem Schwindel gar nicht abgeneigt, allein unſere hohe Staats-Beamte, Gelehrten u. ſ. w. behaupten: alle ſelbſt Schwindel zu ſeyn, und wollen den Fremden gar nicht aufkommen laſſen.

F. H. Jacobi hat wohl Recht, wenn er ſagt: das charakteriſtiſche Zeichen des Genies iſt das Vergeſſen ſeiner ſelbſt durch das Leben in einer Idee. Das Leben in der Idee muß das eigene natürliche Leben ganz verſchlingen.

Denn Schwindel will nichts als Ausübung und Ausbreitung ſeiner Erfindung; an ſich ſelbſt an ſeinen Vortheil denkt er nie und hat nie daran gedacht, er lebt blos ſeinen Ideen, darum iſt er ſtets arm geblieben. Schwindels erfundene Maſſe iſt ſehr wohlfeil, mit drei, vier Thalern iſt er im Stande, Marmorblöcke herzuſtellen, die für Hunderte reißend abgehen. Alles iſt ſo klar, ſo erwieſen, ſo hell wie die Sonne am Himmel. Ich habe heute mit dem großen Manne ſelbſt geſprochen, mich von allem überzeugt. Findet Schwindel einen Mann, der ihn in Stand ſetzt, ſeine Ideen zu realiſiren, ſo will er dieſen Mann als ſeinen Engel betrachten, ihm als Werkmeiſter dienen, auf allen aus der Sache hervorgehenden Vortheil Verzicht leiſten, und ſich mit einem mäßigen Jahrgehalt begnügen. Freilich, das verſteht ſich am Rande, die Sache müßte gleich en gros entreprenirt, dem genialen Künſtler ganz freie Hand gelaſſen werden. Zehntauſend Thaler wären zum Anfange erforderlich — ſchaffſt du die, ſo kommandirſt du binnen ein Paar Jahren Hunderttauſende.

Rheinthal hatte die ſeltſame Rede mit offenen Ohren und weit aufgeſperrtem Munde und Augen angehört. Die Sache lautete ſo ſonderbar, ſo unerhört, ſo mährchenhaft — und doch, dachte er wieder, was wurde auf der Welt nicht ſchon alles erfunden, was man zu erfinden vielleicht früher für unmöglich gehalten hätte. In welch Erſtaunen mag die Menſchheit die Erfindung des Glaſes, des Porcellans u. ſ. w. im Anfange verſetzt haben.

Der Schiffbrüchige greift begierig und Rettung hoffend nach einem Strohhalm. Rheinthal ließ ſich bewegen mit dem Rittmeiſter zu dem berühmten Schwindel zu gehen. Du willſt mit eignen Augen ſehen, genau prüfen, ſagte er zu ſich ſelbſt, vielleicht gelingt es dir, einen Betrüger zu entlarven.

Er fand in Schwindeln einen beſcheidenen ſtillen Mann, der feinen Weltton offenbarte. Kam er auf ſeine Erfindung zu ſprechen, dann war er ganz Leben, er ſchien begeiſtert, ſeine Augen glänzten. Seine Sprache ſchien, die Sprache der Ueberzeugung zu ſeyn, Rheinthal wußte nicht, was er von der Sache denken ſollte. Nun mengte Schwindel die myſtiſche Maſſe; mit leichter ſchneller Künſtlerhand formte er aus dem Teig eine kleine Figur, die ein Ungeheuer vorſtellte. Er händigte die Form Rheinthalen mit den Worten ein: „Gnädiger Herr! nehmen Sie hier dieſes kleine nichtsbedeutende Kunſtprodukt, ſetzen Sie es vor Ihr Stubenfenſter, es weht ein friſcher Nordwind, vielleicht, daß ſchon morgen die ſeltene Metamorphoſe zu Stande gekommen iſt, zu Stande kommen muß ſie auf jeden Fall. Rheinthal ließ ſich die Form durch den Bedienten nach Hauſe tragen. Wir werden ja das Wunder ſehen, ſagte er, und ſetzte das Kunſtprodukt vor ſein Fenſter an die friſche Luft.

Den Nachmittag vertollte er mit Wildenſtein und andern wilden Kameraden. Die Nacht brachte er in den Armen ſeiner Donna Talerni zu. Als er gegen Morgen nach Hauſe kam, war das erſte, nach ſeinem kleinen Ungeheuer, das vor dem Fenſter ſtand, zu ſehen. Kaum glaubte er, ſeinen Augen und ſeinem Gefühle trauen zu dürfen; es war wirklicher reiner Marmor, den er in ſeinen Händen hielt. Ja, dies iſt wirklich ungeheuer! — rief er aus; daß hier ein Betrug obwalten könne, kam ihm gar nicht in den Sinn. Er ſteckte die kleine Figur in die Taſche, und ging zu einigen Kunſtkennern. „Was iſt dieſes für eine Maſſe, aus welcher die Figur hier geformt iſt?“ fragte er. Reiner kararischer Marmor, antworteten ſämmtliche Kunſtverſtändige. Wildenſtein hatte gewarnt, im Erprobungsfalle mit Niemanden von dem Zuſammenhange der Sache zu ſprechen, damit ihnen keiner zuvorkäme. Rheinthal erinnerte ſich der Warnung des feindlichen Freundes, ſchwieg und eilte zu dem Rittmeiſter. Beide begaben ſich bald darauf zu Herrn Schwindel. Der Mann ſchien nicht im geringſten erſtaunt oder erfreut, als Rheinthal das kleine Ungeheuer aus der Taſche zog. Der geniale Schöpfer begnügte ſich blos zu ſagen: „Ich war meiner Sache gewiß.“

Bei Rheinthal waren nun alle Zweifel geſchwunden. Er ließ ſich mit Schwindel näher ein. Der Künſtler zeigte unwiderſtreitbar, daß wenn die Fabrikation des Marmors ins Große getrieben würde, in einem Jahre mit zehntauſend, wenigſtens dreißigtauſend Thaler gewonnen werden müßten. Dabei wiederholte er nun die Anträge ſelbſt, die er Rheinthalen ſchon durch den Rittmeiſter hatte machen laſſen. Auguſt konnte die Uneigennützigkeit dieſes Menſchen gar nicht begreifen. Schwindel ſagte: „ich bin ein lediger Mann, habe wenige Bedürfniſſe und lebe blos der Kunſt. Wenn Sie das Geld vorſchießen, gebührt Ihnen auch der Gewinn, der aus der neuen Fabrik hervorgeht. Ich bin blos Ihr Werkmeiſter und begnüge mich mit einem Jahrgehalt von 1500 Thalern." Sie ſollen dreitauſend Thaler haben, rief Rheinthal, und wenn die Sache den guten Fortgang hat, den Sie verſprechen, und den ich nicht bezweifeln kann, ſo rechnen Sie auf meine beſondere Dankbarkeit. Die zehntauſend Thaler werde ich herbeiſchaffen.

Im Herzogthume Thenland ging man ſo weit, einen Kavalier für deſhonorirt zu halten, wenn ein bürgerliches Gewerbe auch nur unter ſeinem Namen getrieben wurde. Es wurde demnach verabredet, daß die Fabrik ganz unter Schwindels Namen errichtet und ihren Fortgang haben ſollte, der brave Schwindel verſprach feierlich, es Niemanden zu ſagen, daß eigentlich Rheinthal der wahre Eigenthümer der Fabrik ſey.

Nun kam es zum Beginnen der Geſchäfte nur noch auf eine Kleinigkeit an, nehmlich — auf die Herbeiſchaffung der Summe.

Rheinthal fühlte, daß die Beſeitigung dieſer Kleinigkeit dennoch ihre Schwierigkeiten haben würde. Er reiſte ſelbſt zu ſeiner Mutter aufs Gut, um ſie zu bitten, ihm die Summe zu verſchaffen. Die alte Frau von Rheinthal machte gewaltige Augen, als ſie den Antrag vernahm. Als ihr aber Auguſt ſagte, zu welchem Behufe er die Summe wünſchte, als er das Mittel, als die letzte Zuflucht anprieß, durch welche es möglich zu machen ſeyn würde, das Gut und die Ehre der Rheinthalſchen Familie zu retten, ging die Mutter, deren Sache ſcharfſinnige Kombinationen ohnedieß nicht waren, freudig in den Plan ein.

Nun kam es nur darauf an, einen Kreditor zu finden, dies war aber ſo leicht nicht, als Mutter und Sohn dachten. Sämmtliche noch vorhandene Grundſtücke waren bereits ſo verſchuldet, daß Rheinthals auch nicht eine Erdſcholle mehr die ihrige nennen konnten; mit denen noch zum Gute gehörigen Waldungen war es derſelbe Fall, nur auf den Wohn- und Oekonomie-Gebäuden hafteten noch keine Paſſiv-Kapitalien.

Im Herzogthum Thonland gab es wohl eine Akademie der Wiſſenſchaften, aber keine Feuerverſicherungs-Anſtalt, und es hielt daher ſchwer, auf Gebäude Geld zu erhalten. Endlich fand ſich doch nach vielen vergeblichen Bemühungen ein gutmüthiger Mann, der Rheinthals auf ihr Schloß und auf ihre Oekonomiegebäude zehntauſend Thaler borgte. Wer war froher als Auguſt, er reiſte mit dem Gelde ſchnell nach Kallendorf zurück, und hatte nichts eiligeres zu thun, als die Summe ſchnell dem großen Schwindel einzuhändigen.

Die ſonderbare Marmorfabrikation nahm ihren Anfang. Die Sache ſelbſt hatte für Rheinthal wenig Intereſſe, er kümmerte ſich auch gar nicht darum, ſondern ſehnte ſich nur nach den großen baaren Summen, welche nach Schwindels Verſicherung nach Verfluß weniger Monate einziehen würden.

Uebrigens trieb nun Rheinthal die einmal zur Gewohnheit gewordene Verſchwendung toller als jemals, in der ſichern Ausſicht, daß die

Marmorfabrikation alle Kaſſendefekte hinlänglich decken würde. Wie hätte er ſich auch peinigenden Zweifeln überlaſſen können; ſchon nach Verfluß der erſten drei Wochen brachte ihm Schwindel einen in der neuen Fabrike verfertigten marmornen Apoll, für welchen dreißig Louisd'or geboten wurden, und welcher nach Schwindels Zeugniß Rheinthalen nicht höher als acht Thaler zu ſtehen kam. Der Apoll wanderte in das Boudoir der kunſtſinnigen Donna Talerni. Schwindel erhielt ein kleines Präſent und eine große Belobung, zugleich aber den dringenden Auftrag, nun unverzüglich auf die Verfertigung und den Verkauf großer Marmormaſſen zu denken. Rheinthal ſagte keine Unwahrheit, wenn er vergab, bald und dringens Geld zu bedürfen. Schwindel verſprach goldene Berge.

Die ſchöne Italiänerin, welche Auguſten feſtzuhalten wußte, klagte beſtändig über ihr erbärmliches Ameublement, nun glaubte Rheinthal gegen ihre Klagen nicht länger unempfindlich ſeyn zu dürfen. Der Beſitzer einer der größten Niederlagen koſtbarer und geſchmackvoller Meubles in der Haupt- und Reſidenzſtadt verſah die Signora nach ihren Wünſchen mit dem nöthigſten Bedarf, wie ſie ſagte, und Rheinthal ſtellte dem Kaufmann dafür einen nach drei Monaten zahlbaren Wechſel von 1500 Thalern aus.

Glühende Küſſe der Donna lohnten den aufmerkſamen galanten Liebhaber.

Plötzlich war Schwindel, nemlich das fabricirende Kraftgenie aus Kallendorf und dem Herzogthum Thonland verſchwunden. Es entdeckte ſich bald, was es mit der Marmorfabrikation für eine Bewandniß gehabt hatte; das Ganze war nemlich nichts mehr und nichts weniger — als eine Betrügerei, und Monſieur Schwindel ein äußerſt feiner und liſtiger Betrüger, der nicht nur dem lieben Publikum und Rheinthalen, ſondern ſelbſt der Hochpreißlichen, Herzoglich-Thonländiſchen Akademie der Wiſſenſchaften und bildenden Künſte eine derbe Naſe gedreht hatte. Es hatte zwar ſeine volle Richtigkeit, die der Akademie präſentirte Themis, der im Boudoir der Taverne reſidirende Apoll, das kleine Ungeheuer, welches Rheinthal ſo ſorgfältig der freien Luft exponirt hatte — alle dieſe Statuen waren von ächtem karariſchem Marmor, denn Schwindel hatte ſie in einer Kunſthandlung der benachbarten Handlungsſtadt — gekauft; ſeine erfundene Maſſe aber war ein nichtsbedeutender Quark, allein er beſaß die Geſchicklichkeit, aus dieſem Quark alle Gegenſtände täuſchend nachzubilden, welches auch mit den erkauften Kunſtprodukten geſchah. Schwindel zeigte nun ſeine Nachbildungen als Originalien vor, und verwechſelte dann durch irgend ein geſchicktes Taſchenſpielerſtückchen jene mit dieſen, — hierin lag das ganze Geheimniß.

Das Publikum lachte, die Hochpreißliche, Herzogliche Akademie der Wiſſenſchaften ärgerte ſich, und Rheinthal, — der arme Rheinthal war in Verzweiflung. Er durfte, um ſich nicht dem allgemeinen Gelächter und Spott preiszugeben, von dem Geſchehenen gar nichts ruchbar werden laſſen, allein man denke ſich einmal lebhaft in die ſchreckliche Lage des Betrogenen. Die zehentauſend Thaler, welche Schwindel wahrſcheinlich mit Wildenſtein getheilt hatte, waren das letzte Kapital geweſen, welches man auf das Gut aufnehmen konnte, und das ohne eine bedeutende Summe gar nicht zu retten war; woher aber die Summe nehmen? Rheinthal ſelbſt hatte auf ſeinen eigenen Namen ungefähr 6 bis 8000 Thaler Schulden kontrahirt, womit ſollten die bezahlt werden? — und nun vollends ſeine arme alte Mutter, wovon ſollte die leben, wenn das Gut den Gläubigern überlaſſen wurde, welches doch früher oder ſpäter geſchehen mußte? —

Es iſt nicht zu läugnen, Auguſt hatte dieſe wirkliche traurige Lage durch ſeinen Leichtſinn ſelbſt herbeigeführt, allein ſie wurde durch dieſes Bewußtſeyn für ihn nur um ſo peinigender. Er war weder im Grunde bös, noch ohne Ehrgeiz, — und jetzt ſtand ſeine Ehre, — Alles, auf dem Spiele.

Dieſe Vorſtellungen waren fürchterlich für ihn, er war ein Paarmal nahe daran, ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, allein davon hielt den guten Jungen der Gedanke an ſeine arme alte Mutter zurück. Anvertrauen konnte er ſich Niemanden, denn Wildenſtein hatte eine Reiſe zu entfernten Verwandten gemacht; was war einem Charakter, wie der unſres Rheinthal war, natürlicher, — er ſtürzte ſich, um dem nagenden Bewußtſeyn zu entgehen, und um die ſchwarzen Bilder der Zukunft gewaltſam los zu werden, in einen Strudel wilder Zerſtreuungen.

Das übermäßige Trinken hatte Auguſt nie leiden können, ſtets hatte er es für eine Entehrung der Menſchheit erklärt, und, wer ſollte es glauben? — jetzt fing er ſelbſt an ſich häufig, beinahe täglich zu betrinken, es war ihm in dem Zuſtande der Trunkenheit ſo wohl, ſo behaglich, ſeine ganze traurige Lage erſchien ihm dann in einem ganz andern Lichte, er hielt ſich für mächtiger als den Herzog von Thonland und für weiſer als die Akademie der Wiſſenſchaften in Kallendorf. So wahr iſt es, daß ein Laſter, eine Unbeſonnenheit, immer wieder eine andere in ihrem Gefolge hat, und daß Verhältniſſe und Leidenſchaften den Menſchen ſo oft zu Handlungen beſtimmen, die er früher verabſcheute.

„Kein Uebel kömmt allein, es müſſen mehrere ſeyn,“ ſo heißt ein altes deutſches Sprichwort, deſſen Wahrheit der Zufall öfters beſtätiget.

Einſt lag Auguſt ſpät am Abend in den Armen der ſchönen Italiänerin, da wurde plötzlich heftig an die Thüre gepocht, eine fatale Unterbrechung, derjenigen gleich, die er vor Jahren bei der kleinen Ballettänzerin erfahren hatte. Man öffnete; Auguſts treuer Diener ſtürzte bleich und entſtellt in die Stube, und meldete: „daß des Herrn Lieutenants Schloß (von Kallendorf nur zwei Meilen weit entfernt) in

Flammen ſtehe.“ Auguſt erſchrack heftig, er warf ſich halb bewußtlos auf ſein ſchnellſtes Pferd, und jagte nach ſeinem Gute. Als er dort angekommen war, fand er nicht nur das Schloß mit ſeinen Nebengebäuden in Schutt und Aſche, ſondern alle Mobilien, alle zur Beſtellung der Felder nöthige Geräthe, Alles war verbrannt. Die alte Frau von Rheinthal war mehr todt als lebendig. Die natürlich guten Eigenſchaften Auguſts zeigten ſich bei dieſer Gelegenheit in ihrem ſchönſten Lichte, er hatte, als er ſeine arme Mutter in ſolch bemitleidenswerthem Zuſtande ſah, für nichts Augen, als für ſie. Er überließ alle Anordnungen und dringende Geſchäfte dem Verwalter, um ſeine geliebte alte Mutter von dem Orte des Jammers weg und an einen ſichern Ort zu bringen. In der Lage, in welcher ſie ſich befand, wollte ſie nicht in die Reſidenzſtadt, Auguſt brachte ſie in ein benachbartes Landſtädchen zu einer weitläuftigen Verwandtin. Als ſich Frau von Rheinthal vom erſten Schrecken einigermaßen erhöht hatte, mußte ihr Sohn nach Kallerdorf zurückkehren.

Nach dem, was meine Leſer wiſſen, haben wir nicht mehr nöthig, ihnen von der Stimmung zu ſprechen, in welche Auguſt durch dieſen für ihn ſo großen Unglücksfall verſetzt werden mußte; ſeine Lage fing nun an, ſich auf eine für ihn höchſt traurige Weiſe zu entwickeln.

Der Gläubiger, welcher nur noch neulich auf das Schloß und die Nebengebäude zehentauſend Thaler geborgt hatte, ſchlug Lärmen, und wollte ſich mit ſeiner Forderung an die Grundſtücke und das übrige Rheinthalſche Vermögen halten, nun geriethen ſogleich ſämmtliche Kreditoren in Allarm, jeder pochte auf ſeine Anſprüche, die Sache kam vor Gericht; der Paſſivſtand des Rheinthalſchen Vermögens wurde bei weitem bedeutender als der Aktivſtand befunden, — der Concurs ward eröffnet.

Nun erwachten auch des Lieutenants Privatgläubiger in der Reſidenzſtadt, keiner hatte des gemachten immer gleichen großen Aufwandes halber geglaubt, daß es dort ſo ſchlecht ſtünde, deſto unartiger benahmen ſich die Herren, da ſie ſich getäuſcht fanden.

„Mit dem Rheinthal iſts alle.“ Dieſe Worte liefen wie ein Lauffeuer umher, und der arme Auguſt gerieth in die ſchrecklichſte Klemme. Nun bekam er Gelegenheit ſich recht deutlich von der Wahrheit des: Donec eris felix ꝛc. ꝛc. zu überzeugen.

Donna Talerni verſchwand ſchnell aus Kallendorf, um wie es hieß, eine längſt beabſichtigte Kunſtreiſe anzutreten. Die Dame war ſo unartig, von ihrem zärtlichen Freunde keinen Abſchied zu nehmen.

Rheinthals Freunde zogen ſich alle von ihm zurück, der ſchöne Poſtzug und ſeine koſtbaren Umgebungen mußten ſchnell verabſchiedet werden, ſeine Gläubiger belangten den Lieutenant bei den Regiments-Gerichten. Rheinthal war zwar nicht als Offizier, wohl aber als Gutsbeſitzer nach den Landesgeſetzen wechſelfähig, eine Menge ſeiner Wechſel verfielen, ohne daß er ſie decken konnte. Der General des Gardekorps war Rheinthals Feind, weil er ihm neulich eine echt arabiſche Stute, welche der Herr General haben wollte, rundweg abgeſchlagen hatte.

Dem Lieutenant Rheinthal wurde eine kurze Zeitfriſt anberaumt, nach deren Verfluß er ſich beſtimmt erklären ſollte, wann und wie er ſeine zahlreichen Gläubiger befriedigen würde. Fiel dieſe Erklärung nicht genügend aus, ſo ſtand es ſchlimm um Rheinthals ſogenannte Offiziersehre, und er konnte ſich auf dieſen Fall immerhin darauf gefaßt machen, nicht auf die ehrenvollſte Weiſe vom Regiment entlaſſen zu werden.

Auguſt hatte Gefühl und Ehrgeiz, — ſicher hätte er dieſe Vorfälle alle nicht überlebt, wenn ihm nicht ſein Stolz geſagt hätte, du darfſt nicht als ein H—f—t aus der Welt gehen, als ein ehrloſer Schuldner, zudem war ſeine gute Mutter nun eine Bettlerin, eine Bettlerin durch ſeine Schuld; der brave Junge beſchloß, ſeine geliebte Mutter nicht hungern zu laſſen, und wenn er ſie auch durch Laſttragen ernähren müßte. Er ſtudirte Tag und Nacht, was nun die Klugheit in ſeiner Lage zu beginnen geböte, allein ſein Verſtand zeigte ihm des ſchärfſten Nachſinnens ungeachtet keinen Ausweg, — endlich verſank er in eine Art ſtumpfer Indolenz.

Nun kehrte Wildenſtein nach Kallendorf zurück. Jedermann war begierig, wie ſich der Rittmeiſter gegen Rheinthal nehmen würde. Gern hätte Wildenſtein ſich ſogleich wie die übrigen gänzlich von Rheinthal entfernt gehalten; allein die Klugheit verbot dem feinen Herrn ein ſolches Benehmen, welches ihm in den Augen Aller hätte ſchaden müſſen. Er beſuchte den Lieutenant. Mit hoher Rührung empfing Rheinthal den feindlichſten ſeiner Freunde. „Ja, rief er aus, nun ſehe ich es, daß du allein mein wahrer und einziger, mein Freund in der Noth biſt, alle haben mich verlaſſen, ich wußte es ja wohl, daß du allein mich nicht verleugnen würdeſt." Der Rittmeiſter gerieth doch ein wenig in Verlegenheit, denn er war ſich des Edelmuthes nicht bewußt, den ihm Rheinthal andichtete.

Rheinthal ſprach über das Kritiſche ſeiner Lage, Wildenſtein brachte lachend leichtſinnige Troſtgründe aus, nicht genügend dem Manne von Ehre, — Rheinthal foderte Freundes Rath, und zwar klugen durchdachten Rath. „Ein Coup de genie muß wieder helfen," rief endlich Wildenſtein. Dieſe Worte waren immer ſein Lückenbüßer, wenn er nichts mehr zu ſprechen wußte. „Ach," antwortete Rheinthal ſeufzend, „die unſeligen Coups de genie haben mich ja aber dahin gebracht, wo ich nun ſtehe." —

Eine vernünftige Heirath muß dich aus der Patſche ziehen, Herr Bruder! fiel ihm Wildenſtein ins Wort.

„Eine Heirath? — ſtammelte Auguſt, getroffen von dem Ueberraſchenden des Rathes.

Nichts anders, entgegnete der Rittmeiſter, du biſt ſchön, jung, witzig, beliebt — wir haken der alten reichen Weiber mehr hier in Kallendorf, welche die Finger nach dir lecken werden, entſchließe dich, beiße in einen herben Apfel, dann iſt deine Ehre, dein Gut und die Mutter gerettet, du fängſt wieder von vorne an, und lachſt deinen Feinden Etwas ins Fäuſtchen.

Wir haben ſchon geſagt, Auguſt hatte bisher keinen Begriff von der Himmelstochter, die ſich reine Liebe nennt, ſeine Lage war ſo fürchterlich, die Ausſichten, welche ihm Wildenſtein zuletzt eröffnet hatte, waren ſo lockend; — mit hochrothen Wangen und leiſer Stimme ſagte er: „Ach es würde mich doch keine haben wollen, und um welche ſollte ich denn wohl werben?“

Um keine andere, als um die Pockenſtein, erwiderte der Rittmeiſter. Nein, lieber um den Teufel, rief Auguſt entrüſtet, und glühend vor Zorn.

„Nach Belieben,“ ſprach Wildenſtein ganz kalt. „Wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen.“ Mit dieſen Worten nahm er ſeinen Helm, und verließ den Lieutenant, der mit haſtigen langen Schritten ſeine Stube maß.

Die Oberlandjägermeiſterin Hortenſia von Pockenſtein war bereits ſeit 27 Jahren Wittwe. Sie war im eigentlichſten Sinne des Wortes ein phyſiſches und moraliſches Monſtrum; ihr einziges Verdienſt war der Beſitz einer halben Million.

Frau von Pockenſtein hatte nun gerade ihr drei und ſechzigſtes Jahr erreicht. Sie war von Wuchs nicht groß, aber von deſto breiterem Umfange: der Umſtand, daß ſie vorn wie hinten ganz platt gedrückt war, gab ihrer Figur viele Aehnlichkeit mit dem unteren Theile einer hundertjährigen auseinander geſägten Eiche. Ihre Beine, ohnehin unförmlich, waren ſeit Jahren dick geſchwollen, ſie konnte dieſelben, wenn ſie ging, nicht in die Höhe heben, und es verurſachte daher ein ſonderbares Geräuſch, wenn ſich die ſonderbare Figur in Bewegung ſetzte, ihre Arme und Hände waren ſo klein und ſteckten ſo tief in der Fleiſchmaſſe, daß ſie beinahe ganz unſichtbar waren. Man kann ſich unmöglich eine widerlichere Frabe vorſtellen, als das Geſichte dieſer gnädigen Frau. Es war ein Abglanz der üblen Laune, des Mißvergnügens und der Bosheit. Sie hatte ſich angewöhnt, die Oberlippe beſtändig in die Höhe zu ziehen, wodurch freie Ausſicht in ihren großen zahnloſen Mund eröffnet wurde, und die kleinen grauen Augen immer halb verſchloſſen waren. Ihr Teint hatte die Farbe einer egyptiſchen Mumie, die grauen Haare hingen unordentlich um das gräßliche Meduſenhaupt, welches eine ſchief gedrückte, ehemals weiße, Mütze bedeckte. Die Sprache der Frau von Pokkenſtein ging durch die Naſe und war ungeheuer ſchleppend, nach jedem Worte nahm ſie eine Priſe Taback, die ſie unter großem Geräuſch durch die Naſe zog. Unſere Erde hat Stellen, deren Ausdünſtung ſo giftig iſt, daß auf denſelben durchaus keine Pflanze, keine Blume, ja nicht einmal ein Hälmchen Gras keimen kann; im Menſchengeſchlechte findet man zuweilen Weſen, deren Ausdünſtung etwas analoges mit den oben beſchriebenen Erdſtellen zu haben ſcheint. So konnte ſich Frau von Pokkenſtein über und über mit weißer Wäſche, Kleidung, Tüchern u. dergl. bedecken, im Augenblick hatte ſich das blendende Weiß in eine erdfahle, gelbliche Farbe verwandelt. — Da dieſes die arme Hortenſia wußte, hielt ſie es für unnütze Mühe, die Wäſche oft zu wechſeln; Waſſer auf einen Theil ihres Körpers zu bringen, war ihr ein Greuel; wir brauchen wohl kaum noch zu bemerken, daß die Dünſte, welche die Nähe der gnädigen Frau erfüllten, eben nicht die lieblichſten ſeyn konnten.

Katzen waren die Lieblinge der gnädigen Frau. Sie hielt ſich deren eine große Menge; in ihrer Wohnung waren Stühle, Tiſche, Sophas, Betten und alle andere Meubles mit Katzen bedeckt. Frau von Pockenſtein war eine abgeſagte Feindin der freien Luft, in ihrem Hauſe wurden die Fenſter nie geöffnet, und es läßt ſich denken, in welchem hohen Grade die Atmoſphäre durch die Katzen und durch die Pockenſteiniſche Ausdünſtungen verdorben war.

Es klingt unwahrſcheinlich, und doch iſt es wahr, daß dieſe Dame, ſeit ſie Wittwe war, damit umging, einen jungen Kavalier von alter Familie zum Gatten zu erhalten. Was ſie ſich eigentlich durch eine ſolche Verbindung Angenehmes verſprach, mag der Himmel wiſſen, doch behauptete man, daß ihr der Name Pockenſtein zuwider ſey, und daß ſie denſelben um jeden Preiß zu verwechſeln wünſchte; jedoch waren der Dame alte Männer unausſtehlich. Wirklich nahten ihr einigemal junge ganz herabgekommene Edelleute, aber keiner konnte es in ihrer Nähe aushalten, alle hatten ſich wieder zurückgezogen. Mit einem jungen Hauptmanne, der ſich durch unſinniges Spiel und durch Verſchwendungen aller Art in ein Schuldenlabyrinth geſtürzt hatte, war Frau von Pockenſtein wirklich bis zur Verlobung gekommen, allein der Unglückliche hatte ſich den Tag vor der Trauung eine Kugel durch den Kopf gejagt. Uebrigens ſtammte die kinderloſe alte Dame aus der erſten und vornehmſten Familie des Herzogthumes, ihre Neffen, Schwäger u. dergl. hatten die vornehmſten Staatsämter und Hofchargen inne. Einſt gerieth Frau von Pockenſtein wegen der Vertheilung einer der Familie zugefallenen Erbſchaft mit ihren Verwandten in einen heftigen Streit; das alte Weib ging in ihrer erſten Wuth ſo weit, ein Teſtament zu machen, in welchem ſie auf den Fall, wenn ſie nicht mehr heirathen würde, ihr ganzes großes Vermögen dem allgemeinen Kirchenfond in Kallendorf nach ihrem einſt erfolgenden Tode verſchrieb, und ihren geliebten Katzen hatte ſie im Teſtamente anſehnliche Legate ausgeſetzt. Die Pockenſteiniſchen Verwandten wünſchten nun ſelbſt nichts ſehnlicher, als daß ſich ein mit ihnen verſtandener junger Mann finden möchte, der die alte Kouſine heirathen, ſie mit derſelben ausſöhnen und ihnen auf die Art noch einmal einen Theil des großen Vermögens der Alten zuwenden möchte; allein ſeit ſich der mit der gnädigen Frau v. Pockenſtein verlobt geweſene Hauptmann erſchoſſen hatte, wollte ſich kein neuer Bräutigam mehr finden.

Dies war die Frau, mit welcher Wildenſtein unſerm Rheinthal eine Verbindung vorſchlug. Wer wird ſich darüber wundern, daß dieſer Vorſchlag den Lieutenant mit Abſcheu, Unwillen und Ekel erfüllte.

Auf Wildenſtein hatte Rheinthal ſeine letzte Hoffnung geſetzt, auch dieſe Hoffnung hatte betrogen, und der arme fing nun an, ſich ganz der Verzweiflung zu überlaſſen. Immer näher rückte der furchtbare Tag, an welchem ſich der Lieutenant vor den Regiments-Gerichten mit ſeinen Gläubigern ſetzen ſollte, — er hatte ihnen auch nicht einen Thaler anzubieten.

Nun erhielt er einen Brief von ſeiner Mutter. Die arme Frau hatte auch nicht das geringſte aus den Flammen gerettet, das Gut wurde von der Obrigkeit adminiſtrirt, die Verwandtin, bei der ſie im benachbarten Landſtädtchen lebte, war ſelbſt arm. Frau von Rheinthal war krank und ſchon jetzt dem höchſten Mangel bloßgeſtellt. Die arme Frau ſah ſich gezwungen, von dem Sohne Hülfe zu heiſchen.

Wie verwundete dieſer Brief nicht das Gefühl des kindlichen Herzens unſers Rheinthal. Er konnte ſich nicht erinnern, ſeit ſeines Vaters Tod geweint zu haben, nun aber preßte ihm der Schmerz, der Schmerz, ſeine gute Mutter dem größten Mangel preiß gegeben zu ſehen, Thränen aus. Wie verfluchte er jetzt ſeine Verſchwendung und ſeinen Leichtſinn — leider zu ſpät! — Ja, gute Mutter, rief er aus, dir ſoll, dir muß geholfen werden. Sterben kann jeder für eine Mutter, der nur einigermaßen Menſch iſt, aber ſich zeitlebens unglücklich machen, ſich eine Hölle auf Erden bereiten aus Kindesliebe, dazu gehört Stärke. Wohlan es ſey beſchloſſen, — ich bewerbe mich ihm die Hand des Ungeheuers — der Pockenſtein.

Er rannte ſpornſtreichs zu Wildenſtein. Mein, rief er ihm entgegen, nun verſchaffe mir die Hand der Pockenſtein, wenn du mir beweiſen willſt, daß du mein Freund biſt.

Der Rittmeiſter wußte gar nicht, ob er ſeinen Ohren trauen ſollte, er konnte vor Verwunderung gar kein Wort vorbringen; da reichte ihm Rheinthal mit naſſen Augen den Brief der Mutter, nun begriff Wildenſtein, denn er kannte den Lieutenant.

Des Rittmeiſters Erſtaunen ging in lautes Frohlocken über. Dacht ichs doch gleich, rief er aus, du würdeſt dich eines andern beſinnen, du biſt ja ein kluger Junge. Gieb acht, der Entſchluß wird dich nicht gereuen, ich bin bei der Pockenſtein gut gelitten, ich gehe ſogleich zu ihr, Alles wird gut gehen, ich weiß du ſtichſt der Alten längſt in die Augen.

Auguſts Reſignation glich der eines armen Unglücklichen, welcher zum Scheiterhaufen geführt werden ſoll, er war alles zufrieden. Vor allem aber mußte ihm der Rittmeiſter eine Handvoll Geld verſtrecken, welches er nach der Hochzeit hundertfältig zu erſetzen verſprach. Das Geld wurde eingeſiegelt und durch einen reitenden Bothen nach dem Landſtädtchen zur kranken Mutter geſendet, nebſt einem kleinen tröſtenden Schreiben von Sohnes Hand, durch welches der guten Mutter Ruhe, Wohlſtand und Bequemlichkeit auf ihre alte Tage feierlichſt zugeſagt wurde, — das Wie überging Auguſts Zartgefühl vor der Hand mit Stillſchweigen.

Der Bothe war fort, — Wildenſtein ſchickte ſich an, der Frau von Peckenſtein aufzuwarten, und Auguſt ging nach Hauſe, warf ſich auf ſein Lager, und — zerfloß in Thränen.

„Viktoria, Herr Bruder!" rief des andern Tages der Rittmeiſter, als er in Rheinthals Stube trat, die Alte iſt es zufrieden, ſie will dich nehmen, will dich halten wie einen Gott, will ſogleich alle deine Schulden bezahlen, bald ſoll's wieder gehen wie ſonſt; nein! noch beſlanker, noch luſtiger. Doch einen einzigen Beweis deiner Liebe fordert die Frau von Pockenſtein.

„Was," fuhr Auguſt entrüſtet auf, „iſt die alte Vettel toll? — die hat es nöthig, einen Beweis der Liebe zu fordern, was will die Närrin? —"

Du ſollſt ihr die Zibetkatze des alten Geheimen-Raths von Linksfuchs verſchaffen, antwortete der Rittmeiſter.

„Die Zibetkatze des Geheimen-Rathes Linksfuchs? —" fragte Rheinthal voll Verwunderung.

Ja, ja, entgegnete Wildenſtein, auf die Linksfuchſiſche Katze ſetzt die Pockenſtein ihre Hand als Preis."

Wir werden unſern Leſern die Sache erzählen, wie ſie der Rittmeiſter bei jener Gelegenheit dem Lieutenant erklärte.

Der Geheime-Rath von Linksfuchs war ein alter penſionirter blödſinniger Hageſtolz, der in Kallendorf lebte und mit Niemanden den geringſten

ringſten Umgang unterblieb. Er hatte eine ſchöne Zibetkatze, die er leidenſchaftlich liebte und deren Pflege er ſein ganzes Seyn und Streben widmete. Einſt ſah die alte Frau von Pockenſtein, die Linkefuchſiſche Zibetkatze; es konnte nicht fehlen, die feinſinnige hohe Katzenkennerin mußte ſich in das ſchöne Thier verlieben, und ſie bot nun Alles auf, in den Beſitz der Katze zu gelangen. Sie ließ dem Geheimenrath einen großen Preiß für ſeine Zibetkatze bieten, allein der Filz war diesmal unzugänglich; nun wurden verſchiedene Verſuche gewagt, dem alten Geheimenrath ſein Kleinod zu rauben, allein Linkefuchs bewachte, ein zweiter Argus, ſeinen Katzenſchatz. Endlich ſuchte man der Katze halber ſogar eine eheliche Verbindung zwiſchen dem Geheimenrath und der von Pockenſtein einzuleiten, die Sache ſchien anfangs ſich zu machen, allein nun verlangte Linkefuchs, daß in den Ehepakten ausdrücklich feſtgeſtellt werden ſollte, „daß ihm für nun und immer verſtattet bliebe, des Nachts allein mit ſeiner Katze ſchlafen zu dürfen, gerade die nemliche Begünſtigung aber, hinſichtlich der Zibetkatze verlangte die Frau von Pockenſtein auch für ſich; ein berühmter Rechtsgelehrter ſchlug zwar vor, der Herr Geheimerath und die von Pockenſtein möchten beiſammen und der Stein des Anſtoßes, die oft erwähnte Zibetkatze, in ihrer Mitte ſchlafen, allein dieſer Vorſchlag wurde einmüthig verworfen, und da keiner der betheiligten Theile von ſeinen Prätenſionen auch nur ein Haar breit abweichen wollte, ſo wurde die projektirte Heirath zu Waſſer. Ein witziger Kopf benutzte dieſen Stoff, und verfertigte davon ein Luſtſpiel, welches er die Zibetkatze nannte, das noch bis auf dieſen Augenblick auf den Herzoglich Thonländiſchen Bühnen ungetheilten Beifall ärntet.

Rheinthal war von dem Benehmen der Frau von Pockenſtein ſo indignirt, daß er nun von der ganzen Geſchichte gar nichts mehr wiſſen wollte. Sein Entſchluß, die Pockenſtein zu heirathen, war ihm ohnedieß über Nacht wieder leid geworden, er wollte es nun wieder lieber auf das äußerſte ankommen laſſen, als dieſem ſcheußlichen Ungeheuer, wie er die gnädige Frau von Pockenſtein zu nennen beliebte, die Hand reichen.

Der erſchrockene Wildenſtein bemühte ſich mit hundert Gründen zu beweiſen, daß eine Verbindung mit einem alten reichen Weibe gar nichts übles ſey. Er ſchloß ſeinen Vortrag mit den Worten: „Der Widerwille gegen die Verbindungen mit alten Weibern iſt durchaus nichts anders als ein reines grobes Vorurtheil. Gewohnheit macht dem Manne den Umgang mit einer ſchönen, jungen Frau zuletzt gerade ſo gleichgültig, als wie jenen mit einem alten Weibe. Man könnte ſogar den Umgang mit der letzteren eine Art feines Raffinement nennen, und er iſt am Ende mit dem haut gout des Wildprets zu vergleichen, den ſchon mancher lieben lernte, den er im Anfange anekelte."

Auf Rheinthal machten weder dieſe noch

ähnliche Sophiſmen den geringſten Eindruck; allein der Rittmeiſter kannte ſeinen Mann zu gut, als daß er nicht gewußt hätte eine Seite ausfindig zu machen, auf welcher dieſer zu paſſen geweſen wäre. „Ich ſehe nun wohl ein, fuhr Wildenſtein fort, woran es liegt, du getrauſt dir nicht, dem blödſinnigen Linksfuchs ſeine geliebte Katze abzujagen, und dies iſt die Urſache, daß du nun das letzte Mittel aus der Hand laſſen wirſt, welches deine Ehre, dein Gut, und die künftige Exiſtenz deiner unglücklichen Mutter retten kann.

Jetzt war Rheinthal gefangen. Man durfte nur auf irgend eine Art gegen ſeinen Muth oder gegen ſeine Verſchlagenheit Zweifel blikken laſſen, dann konnte man den ehrgeizigen Jüngling hinbringen, wohin man ihn haben wollte.

„Was, ſchrie der Lieutenant, du trauſt mir nicht einmal ſo viel Verſtand und Muth zu, als dazu erforderlich ſind, einem alten Eſel eine Katze abzujagen, nun auf jeden Fall werde ich dir doch zeigen, daß du dich hier ganz gewaltig geirrt haſt, in einer Stunde muß die Katze in meiner Gewalt ſeyn, oder es müßte mit dem Teufel zugehen.

Bravo, Bravo! rief der Rittmeiſter, und Rheinthal machte ſich auf den Weg zum Geheimenrath Linkesſuchs.

Auguſt überraſchte den Geheimenrath, gerade beſchäftiget ſeine geliebte Zibetkatze zu kämmen, und mit Eau de Cologne und venetianiſcher Seife zu waſchen.

Nach den gewöhnlichen Komplimenten fing Rheinthal an: „Herr Geheimerath, in Ihrer Macht ſteht es, das Leben eines Menſchen, die Ehre und das Vermögen einer alten edlen Familie zu retten.“

Der Geheimerath erſchrack gewaltig ob dieſer Anrede, er rief ängſtlich: Um Gotteswillen, mein Herr Lieutenant! ſo müſſen Sie mir nicht kommen, was wollen Sie von mir? ich bin ein armer, ein blutarmer Mann.

„Nicht Geld, nahm Rheinthal wieder das

Wort, noch ſonſt Etwas Bedeutendes iſt es, was von Ihnen verlangt wird, nur dieſe Katze hier iſt es, die ich fordere und ohne die ich beſchloſſen habe, Ihr Zimmer nicht wieder zu verlaſſen.

Linksfuchs zitterte und bebte, als er dieſe Worte vernommen hatte Er drückte die Katze feſt an ſein Herz, und ſtammelte; Was, meine Katze wollen Sie haben? — nein, ſo müſſen Sie mir nicht kommen, mein Herr Lieutenant! von meiner Molly laſſe ich nicht, und wenn das ganze Herzogthum Thonland in Gefahr wäre.

Rheinthal ſchilderte das Schreckliche ſeiner Lage mit den lebhafteſten Farben, und erzählte zuletzt ſeine Beziehungen zu der Frau von Pockenſtein, aber gerade damit hatte er der Hartnäckigkeit des alten Linksfuchs neue Nahrung gegeben.

Was! ſchrie er, die alte Pockenſtein ſollte meine Molly dennoch haben, mein Herr Lieutnant! ſo müſſen Sie mir nicht kommen, machen Sie was Sie wollen, helfen Sie ſich wie Sie wollen, was geht es mich an, aber meine Molly erhalten Sie nun und nimmermehr.

„Nun wohlan denn, ſprach jetzt Rheinthal mit Pathos, indem er die Augen fürchterlich verdrehte, wohlan denn, harter Mann! ſo ſehen Sie zu Ihren Füßen ein Leben aushauchen, welches zu retten in Ihrer Gewalt ſtand.“ Mit dieſen Worten zog der Lieutenant eine Piſtole aus der Taſche, ſpannte ſie und ſetzte ſich die Mündung vor die Stirn.

Um Gotteswillen, ſtöhnte Linksfuchs, was wollen der Herr Lieutenant beginnen? — So müſſen Sie mir nicht kommen, ſchießen Sie ſich meinetwegen todt, wo Sie wollen, was geht das mich an, aber in meinem Zimmer — dies muß ich mir verbitten.

„Ja gerade in Ihrem Zimmer, Barbar! will ich enden,“ deklamirte Rheinthal ſo feierlich wie vorhin.

Linksfuchs wollte mit der Katze davon laufen, Rheinthal vertrat ihm den Weg, und zog eine zweite Piſtole aus der Taſche, deren Hahn er gleichfalls ſpannte, dann fuhr er mit einer hohlen furchtbaren Stimme fort: bleiben Sie, ſage ich Ihnen, mein Gehirn und mein Blut ſoll Sie beſpritzen, (hier ſchwenkte er beide Piſtolen) büßen ſollen Sie ſchrecklich Ihre Grauſamkeit.

Nun glaubte der erſchrockene Linksfuchs nicht anders, als der deſperate Offizier wollte ihn mit in die andere Welt nehmen, das Leben war ihm doch noch ein klein wenig lieber, als ſeine Molly, er fing an zu weinen und drückte dem Lieutenant die Katze mit den Worten in die Arme: Nein, ſo müſſen Sie mir nicht kommen, ich bin nicht ſo hart als Sie meinen, wenn Ihnen die arme Molly das Leben retten, das Glück Ihres Lebens machen kann, ſo nehmen Sie es denn hin das geliebte Thier.

Rheinthal dankte und eilte mit der Katze nach Hauſe.

Daß Linksfuchs der Katze halber keinen

Prozeß anfangen würde, konnte der Lieutenant wohl voraus ſehen, denn dazu waren der Herr Geheimerath zu feig, zu indolent und zu filzig.

Wildenſtein hatte dafür geſorgt, daß Rheinthal, als er nach Hauſe kam, von ſeinen vorzüglichſten Gläubigern Briefe fand, in welchen der Herr Lieutenant freundſchaftlichſt bedeutet wurde, daß er, im Falle er auf die feſtgeſetzte Zeit nicht bezahlen würde, auch nicht auf die geringſte Schonung von Seiten ſeiner Kreditorſchaft zählen könne. Auguſts Phantaſie war ungemein lebhaft und geſchäftig, ſchon ſah er ſich auf eine entehrende Art vom Regiment entlaſſen, von ſeinen Gläubigern angefallen und ins Gefängniß geſetzt. Welche Ausſicht für einen jungen, ich möchte ſagen, übertrieben ehrgeizigen Jüngling! Schade, daß dieſer ſchöne Ehrgeiz ſo oft irre geleitet wurde.

Er beſchloß die Pockenſtein zu heirathen, und wenn er den Tod davon hätte, ſo fürchterlich er ſich den Augenblick vorſtellte, der ihn an das fatale Weib ketten ſollte, ſo angenehm war doch auf der andern Seite die Ausſicht, der guten Mutter vergelten und ihr ein ſorgenfreies Alter bereiten zu können, die Ausſicht, ſich ſeine Quälgeiſter, die Kreditoren vom Halſe ſchaffen, ſein Gut erhalten und den gewohnten Aufwand fortſetzen zu können.

Die Zibetkatze wurde der Frau von Pockenſtein, nebſt einem Billet überſchickt, in welchem der Lieutenant ſehr artig um die Erlaubniß bat, der gnädigen Frau ſelbſt aufwarten zu dürfen.

Nach einigen Stunden erhielt Rheinthal ein ſehr zierliches, verbindliches Dankſagungsſchreiben, in welchem ſie ihn bat, den kommenden Tag bei ihr eine Mittagsſuppe einzunehmen.

Der alten eitlen Pockenſtein war nicht wenig daran gelegen, den Adonis der Reſidenz zu kapern, ſie gab daher, ſo viele Ueberwindung es auch koſtete, dem dringenden Rath des verſchmitzten Wildenſtein nach, und änderte nach einer Reihe von Jahren zum erſtenmal zu Auguſts Empfang vieles an ſich und an ihren Umgebungen.

Der entſcheidende Tag erſchien, — Auguſt parfümirte ſich und ſein Taſchentuch über und über, ſteckte zum erſtenmal in ſeinem Leben eine mit ſpaniſchem Taback gefüllte Doſe zu ſich, trank eine Bouteille ſchweren Burgunder, um ſich Contenance zu verſchaffen, und trat endlich mit ſchwerem Herzen den Weg zu der Frau von Pockenſtein an. So ſauer war ihm noch in ſeinem Leben kein Gang geworden.

Rheinthal hatte nie das Haus der Frau von Pockenſtein betreten gehabt, oft hatte er aber von der originellen Schweinerei, von den altväteriſchen Meubeln und von der Legion ſtinkender Katzen, die dort anzutreffen ſeyen, gehört. Er war auf den allerwiderlichſten Anblick gefaßt. Wie ſehr wurde er aber überraſcht, als man ihn in eine ſehr geſchmackvolle, koſtbar meublirte Stube führte, aus welcher ihm Wohlgerüche der feinſten Art entgegen dufteten, die von ihm geſtern überſchickte, dem Geheimenrath

Linksfuchs abgerichtete Zibetkatze ruhte auf einer reich verzierten, grünſammetnen Eſtrade in der Ecke der Stube, ſonſt kam ihm keine Katze zu Geſicht. Endlich erſchien die Frau von Pockenſtein, ihre Häßlichkeit hatte das Weib nicht verbannen können, indeß war ſie doch durch Hülfe der Kunſt und eines ſehr reinlichen Anzuges ſehr vermindert; auch hatte ſich die gnädige Frau, (o Liebe! welche Wunder bewirkſt du!) heute reinlich waſchen, und ſogar coeffuren laſſen.

Die Dame dankte dem Lieutenant ſehr verbindlich noch einmal für das überſchickte angenehme Geſchenk, bald darauf wurde gemeldet, daß ſervirt ſey.

Der Rittmeiſter Wildenſtein war außer Rheinthal heute der einzige Gaſt. Man ſpeiſte in einem Saale, der noch geſchmackvoller und reicher dekorirt war, als das Empfangszimmer, und die Speiſen ſelbſt waren im höchſten Grade gewählt und pikant, die Weine die vorzüglichſten.

Frau v. Pockenſtein war gegen ihre Gäſte ſo artig und verbindlich, als es ihre natürliche Widerlichkeit nur erlaubte. Glänzenden Verſtand zeigte ſie freilich nicht, dagegen ſagte ſie doch nicht geradezu Dummheiten, ja ſie wandte ſogar ein Paar durch Wildenſtein einſtudirte Redensarten an den Lieutenant, die aus einem ſchönern Munde für feinſinnig genug hätten gelten können.

Einige Zeit nachher, als die Tafel aufgehoben worden war, empfahlen ſich endlich die Gäſte ihrer freilich häßlichen Wirthin, die ſich übrigens heute ſelbſt übertroffen hatte. Rheinthal wurde höflich gebeten, — bald wieder zu kommen.

Auguſt konnte es nicht leugnen, daß er ſich Alles fürchterlicher vorgeſtellt hatte, als er es gefunden. Wildenſtein rückte mit ſeiner Alten-Weiber-Philoſophie an, und Auguſt hörte ſie heute wenigſtens mit halbem Ohre an. Nachdem Rheinthal nach des Rittmeiſters Ausdruck lange genug, wie ein hypochondriſcher Einſiedler gelebt hatte, wurde er heute von demſelben einmal wieder in einen Strudel munterer Zerſtreuungen hineingeriſſen, die alte Lebensluſt des ſanguiniſchen Jünglings erwachte, und er ging immer mehr und mehr in Wildenſteins Plane ein.

Nach einigen Tagen ſpeiſten die beiden Freunde wieder bei der Frau von Pockenſtein, es war wieder Alles wie einige Tage zuvor, nur bekam der Lieutenant ein Paar äußerſt niedliche und hübſche Dienſtmädchen der gnädigen Frau zu ſehen. Ueber Tiſch kam, wie es ſchien, die Rede ganz zufällig auf eheliches Leben. Die Dame des Hauſes erklärte ſich entſchieden für Toleranz in der Ehe; dieſes gefiel unſerm Rheinthal. Frau v. Pockenſtein benutzte einige ſchickliche Gelegenheiten, ihrem Erwählten ſeine Schmeicheleien zu ſagen, dies mißfiel demſelben wieder nicht, denn man ſage was man wolle, Weiberlob, wäre es auch alter Weiber Lob, behagt den meiſten Männern.

Rheinthals Beſuche bei der Pockenſtein

wurden immer häufiger, es ging ihm wie dem Fuchs in der Fabel. Als der dem Löwen zum erſtenmal begegnete, lief er ängſtlich davon, als er ihn aber zum zweitenmale ſah, getraute er ſich ſchon, nur langſam ausweichend, dem Könige der Thiere in die Augen zu ſehen, und bei dem dritten Zuſammentreffen wagte er es, den Löwen anzuſprechen, deſſen Freund er in der Folge wurde.

So gewöhnte ſich Rheinthal allmählig mehr an den Umgang mit der Pockenſtein, der Mann dieſer Frau zu werden konnte freilich kein lockendes Glück heißen, doch ſchien es nun dem Lieutenant bei weitem ein kleineres Unglück, als im erſten Augenblicke; es fiel ihm nun wieder Wildenſteins Gleichniß mit dem haut gout ein, und er mußte unwillkührlich lachen.

Wem dieſes Alles unwahrſcheinlich klingt, dem geben wir Auguſts kritiſche Lage, und den Umſtand zu bedenken, daß der Jüngling bis jetzt durchaus noch keine Ahnung von wahrer Liebe hatte.

Nun rieth der Rittmeiſter zu, aus dem angefangenen Spiele endlich Ernſt zu machen. Die Zeit, nach welcher ſich Rheinthal mit ſeinen Kreditoren arrangiren ſollte, war beinahe verfloſſen, und es mußte nun auf die eine oder die andere Art ein entſcheidender Schritt geſchehen. Von Verhältniſſen und Zeit gedrängt, und mit dem Gedanken längſt vertraut, entſchloß ſich nun unſer Held, plötzlich um die Hand der Pockenſtein zu werben. Von der Dame einen Korb zu erhalten, hatte er nun freilich nicht zu fürchten, allein es waren bei der Brautwerberei nothwendigerweiſe ſo manche Nebendinge zu berühren, welche vorzubringen Auguſts Zartgefühl nimmermehr verſtattet haben würde, und doch gehörten gerade dieſe Dinge weſentlich mit zur Sache, oder richtiger zu ſprechen, hatten die ganze Sache veranlaßt.

Wildenſtein, ohnehin der Haupthebel der ganzen Heiraths-Geſchichte, würde, mit ausgedehnten Vollmachten verſehen, als Brautwerber zu der Pockenſtein abgeſchickt.

Nach einigen Stunden kam der Rittmeiſter zurück. Schon von weitem rief er dem Lieutenant zu: „Viktoria, Herr Bruder! die Feſtung iſt über, hat akkordirt — und alle Artikel — unterſchrieben."

Die Artikel, welche die Frau v. Pockenſtein bewilligte, waren ungefähr folgende: Rheinthal ſollte, ſobald er ſich durch Unterſchrift vor Zeugen anheiſchig gemacht hätte, der verwittweten Frau Ober-Landjägermeiſterinn Hortenſia von Pockenſtein ſeine Hand zur ehelichen Verbindung zu reichen, von derſelben eine gewiſſe runde Summe zur Tilgung ſeiner ſämmtlichen Privatſchulden und zu einer ſtandesmäßigen Einrichtung erhalten; ferner ſollte ſich Rheinthal als künftiger Herr und Gemahl der Frau v. Pockenſtein bei derſelben, wie ſichs von ſelbſt verſtand, freier Wohnung, Tafel, Equipage u. dergl. erfreuen, und ſollten nicht nur ſeine Gage, ſondern noch überdieß ein anſehnliches Jahrgeld für anderweitige Bedürfniſſe zu ſeiner Diſpoſition verbleiben; endlich machte ſich die holde Braut auch noch verbindlich, Rheinthals in Konkurs gerathenes Gut, jedoch in ihrem Namen, an ſich zu kaufen.

Dieſe Bedingungen waren im Ganzen ſo übel nicht, nur war es ſchlimm, daß weder auf den Fall des Abiebens der Frau v. Pockenſtein, noch aber auf den noch wahrſcheinlicheren einer allenfallſigen Scheidung von der klugen Dame durchaus keine Beſtimmungen getroffen waren, und alſo in einem ſolcher Falle von dem armen geopferten Rheinthal keine weitere Forderungen zu machen geweſen wären.

Dem feinen Wildenſtein war dieſes nicht entgangen, und er war diesmal ehrlich genug für Rheinthal geſinnt, die Saite zart zu berühren, allein die Dame Hortenſia ging durchaus darauf nicht ein, und der Rittmeiſter hielt es nun am klügſten, den Lieutenant gar nicht auf den Umſtand aufmerkſam zu machen, auf einen Umſtand, welchen zu berühren, Rheinthal zu leichtſinnig und auch zu zartfühlend war.

Rheinthal ſtellte das verlangte ſchriftliche Eheverſprechen an die Dame ſeiner Wahl in optima forma aus, und die alte Braut war dagegen artig genug, dem ſchönen jungen Bräutigam eine größere als die bedungene Summe in lauter neu geprägten Dukaten, welche in einem zierlich gearbeiteten Mahagonikäſtchen verſchloſſen waren, auf eine feinſinnige Art zu übermachen.

Rheinthal bezahlte ſchnell ſeine Schulden, Wildenſtein wurde auf die großmüthigſte Art bedacht, den Reſt der Summe überſchickte der gute Auguſt ſeiner kranken geliebten Mutter.

Unſre Leſer wiſſen bereits, daß der Frau v. Pockenſtein vornehme Verwandte aus den angegebenen Gründen längſt herzlich froh geweſen wären, die alte Kouſine an einen Mann, der ſich mit ihr verſtanden hätte, verheirathet zu ſehen.

Der Hofmarſchall v. Pfauenſchwanz, der Frau von Pockenſtein Neffe, war der gewichtigſte unter dieſen Verwandten, die Stimme des Publikums nannte ihn des Herzogs rechte Hand. Pfauenſchwanz war Hofſchranze im ganzen Sinne des Wortes, doch vielleicht lernen wir den Ehrenmann im Verfolge der Geſchichte noch näher kennen.

Wildenſtein drang nun unaufhörlich in Rheinthal, zu dem Hofmarſchall zu gehen, ihm die bevorſtehende Verbindung mit der Kouſine zu notificiren, und ſich der Freundſchaft des wichtigen Mannes zu verſichern.

Unſer Lieutenant, einmal gewöhnt, ſich von dem Rittmeiſter leiten zu laſſen, ging zum Hofmarſchall.

Pfauenſchwanz war nicht wenig erſtaunt, als er die bevorſtehende Verbindung der Tante Pockenſtein mit dem vor ihm ſtehenden jungen Offizier vernahm; Rheinthals Bonhommie machte, daß er ſogleich unaufgefordert den Hofmarſchall verſicherte, wie er nichts ſehnlicher wünſche, als ſeine Braut mit ihren Verwandten auszuſöhnen, und daß er ſich es zur Pflicht machen würde, dem Intereſſe der Verwandtſchaft nicht nur nicht entgegen zu arbeiten, ſondern daſſelbe bei ſeiner künftigen Gattin auf jede Weiſe nach Möglichkeit zu befördern. Nun war Pfauenſchwanz von dem jungen charmanten Mann, von dem Chevalier comme il faut ganz enchantirt, er nannte ihn in einem Athem zwanzigmal mon cher ami! ja, was bei dem Hofmarſchall nicht wenig ſagen wollte, ſogar einigemal: mon très cher ami! dabei verſicherte er den Lieutenant ſeiner vollen Protektion; — „ein Mann wie Sie, ſo fein, ſo klug, ſo charmant, der muß ſchnell ſteigen, ſprach Pfauenſchwanz, und, ſetzte er vornehm, wichtig lächelnd hinzu: dies wird ſich Alles machen, mon ami!“

Rheinthal hielt Wort, er brachte bei ſeiner Braut, die dem geliebten Bräutigam vor der Hand nichts abſchlagen zu dürfen glaubte, eine Ausſöhnung mit ihrer ſämmtlichen Verwandtſchaft zu Stande.

Bald darauf fand die wirkliche Verlobung zwiſchen Rheinthal und der Frau von Pockenſtein ſtatt.

Frau v. Rheinthal hatte bisher von Allem Vorgegangenen nichts vernommen, nun aber glaubte Auguſt der Mutter das Geſchehene nicht länger verhehlen zu dürfen, und er fuhr den Tag nach der Verlobung in das Landſtädtchen, in welchem Frau von Rheinthal jetzt lebte. Wie erſchrack die arme Frau, als ſich Auguſt ihr als Verlobter der Pockenſtein präſentirte, doch ſchnell ging des Weibes Scharfblick in des Sohnes edle Intention ein. Laut weinend und tiefgerührt ſank die Mutter in des Sohnes Arme. „O, ich weiß es, mein guter, edler Auguſt! ich weiß es, was dich zu dieſem ſchrecklichen Mittel beſtimmte, rief Frau von Rheinthal. „Ach! warum haſt du mir dies gethan? ſind die etliche Monden, die ich vielleicht nur noch zu leben habe, ein ſo furchtbares Opfer werth — ein Opfer, das die Ruhe deines jungen Lebens verzehrt?“

Nur mit vieler Mühe gelang es dem edlen Sohne, die tiefbekümmerte Mutter einigermaßen zu beruhigen.

In Kallendorf erregte Rheinthals Verlobung mit der Pockenſtein große Senſation. Die meiſten Menſchen haßten die Pockenſtein, und triumphirten nun. „Der Rheinthal, hieß es, wurde dem böſen alten Weibe vom Himmel als gerechte Strafe geſendet, der wird das geſammelte Wuchergold der Megäre ſchon unter die Leute bringen.“ Die reizenden gefühlvollen Fräuleins der Reſidenzſtadt bedauerten den ſchönen Lieutenant recht herzlich. „Es iſt doch ſchade um den armen, hübſchen Jungen, ſeufzten ſie, und die meiſten wünſchten ſich in Geheim an die Stelle der alten häßlichen Pokkenſtein. . . . . .

Die Begebenheiten der letzten Zeit hatten auf Rheinthal doch große Wirkung gemacht, und es war mit ihm eine bedeutende Veränderung vergegangen. Er war ſtill und einſylbig geworden, die ſonſtigen Lieblingsvergnügen ekelten ihn an, dabei war er im höchſten Grade menſchenſcheu; er ſchämte ſich der Heirath mit der Peckenſtein, deren Tendenz die ganze Welt ohne Schwierigkeit enträthſeln konnte. Als die ehemaligen Kameraden den Stand der Sache erfuhren, wollten ſie ſich alle wieder dem ohnlängſt Verlaſſenen nähern, er zog ſich aber allenthalben zurück und lebte ſich ſelbſt und der Lektüre; auch Wilderſtein behauptete nur einen ſehr geringen Einfluß auf ihn.

Einige Tage, bevor die Trauung mit der Peckenſtein vollzogen werden ſollte, hatte Rheinthal die Schloßwache in Luſtenau, einem Luſtſchloſſe in der Nähe der Reſidenzſtadt, wo der Herzog die Sommermonate hinzubringen pflegte.

Die jüngſte Tochter des mächtigen Fürſten von Pintu führte eine Reiſe nach einem entfernten Bade durch die Herzoglich-Thonländiſchen Lande. Sie war gerade denſelben Tag Abends in Luſtenau angekommen, wo ſie übernachten, und des andern Tages ihre Reiſe ins Bad fortſetzen wollte. Es hieß, die Prinzeſſin befinde ſich unwohl; ſie verbat ſich alle Komplimente, wollte in den ihr angewieſenen Apartements der Ruhe pflegen, und des andern Tages in aller Frühe wieder abreiſen. Kein Menſch hatte die Prinzeſſin zu ſehen bekommen. Der Lieutenant hörte dieſes Alles mit halben Ohren, was bekümmerte ihn die Prinzeſſin von Pintu, er hatte mit ſich ſelbſt genug zu ſchaffen.

Hinter dem herzoglichen Luſtſchloſſe lag ein im engliſchen Geſchmacke angelegter äußerſt ſchöner Park, für welchen die Natur nicht weniger gethan hatte als die Kunſt. Nach Mitternacht, nachdem es im Schloſſe ganz ſtill geworden war und alle Lichter gelöſcht waren, trat Auguſt in den Park, um dort zu luſtwandeln. Es war eine herrliche ſeltene Sommernacht, wie man ſie nur unter Italiſchem Himmel ſonſt genießen zu können glaubte. Hell und klar ſtand der Mond am reinen Firmamente, Millionen Sterne flimmerten, und ein leiſer Zephir bewegte die Blätter in den Lauben des Parkes. Die tiefe Stille der Nacht, der Anblick der hohen majeſtätiſchen Natur, ſein Gemüthszuſtand — alles vereinigte ſich, unſern Auguſt in eine ſanfte, ſonderbare, ihm ſelbſt nicht erklärbare Stimmung zu verſetzen; langſam und nachdenkend ging er in den Akazien-Alleen umher, die großen ſchwarzen Augen gegen die Sterne gerichtet.

Die Gemächer, welche heute die fremde in Luſtnau übernachtende Prinzeſſin inne hatte, lagen Parterre, mit ihren Fenſtern gegen den Park zu; dicht an dieſen Flügel des Schloſſes lehnte ſich eine hohe Terraſſe. Unwillkührlich fiel jetzt Rheinthals Blick auf die Terraſſe, da ſah er auf derſelben eine ſchlanke weiße Geſtalt hin und her ſchweben.

Auguſts ohnehin aufgereizter Phantaſie ſchien dieſe hohe Lichtgeſtalt nicht der Erde anzugehören, er ſtarrte lange unverwandt nach der Stelle hin, auf welcher ſie ſich hin und her bewegte. Jetzt ſtand ſie ſtille, und leiſe zarte Saitentöne, jenen der Aeolsharfe beinahe gleich, ſchlagen an des verwunderten Rheinthals Ohr. Er getraute ſich kaum zu athmen, um ja keinen der himmliſchen Töne zu verlieren. Nach einem die Seele gewaltſam empor hebenden Vorſpiele, ſang eine äußerſt weiche melodiſche Stimme, verwandt jener der Nachtigall, folgende Stanzen:

Stille, ſtill iſt die Natur,
Seht dort kreuzen ſich die Sterne; —
Seht ihr dort die güldne Spur,
In der lichten blauen Ferne? —
Dort oben weilt mein Sinn,
Zu Sternen zieht's mich hin.

Dort im hohen Azur rein,
Wo die heil'gen Schatten ſchweben;
Dort ja dorten möcht' ich ſeyn,
Dort im geiſt'gen hohen Leben.
Hört ihr der Engel Sang? —
Ach, welcher ſüße Klang! —

Herzlein hör' zu ſchlagen auf,
Erdenblut hör' auf zu toben;
Wär geendet doch mein Lauf,
Wär mein Geiſt doch ſchon dort oben;
Du Seelenauge ſchau,
Schau auf in jenes Blau!

iſt eine, ätheriſchen Regionen entflohene Lichtgeſtalt!!

In dieſem Augenblicke unterbrach ein lauter-gellender Schrei die Phantaſien des Saitenſpieles; die weiße Geſtalt war verſchwunden. — Nun ſtürzte Rheinthal nach der Terraſſe — eine weibliche jugendliche Geſtalt in ein weißes, feines Nachtneglige gekleidet, lag dort am Erdboden, eine Guitarre hing an einem hellblauen Bande der Dame nahe vor der Bruſt, ein losgeriſſener Kettenhund hatte ſein furchtbares Gebiß in einen weißen Shwal geſchlagen, der den Schultern der jungen Dame zur Deckung diente.

Mit wüthender Kraft erfaßte Rheinthals ſtarke Hand die Beſtie rückwärts am Halſe, und ſchleuderte ſie mit ſolcher Macht an einen nahe ſtehenden Baum, daß ſie zerſchmettert und getödtet herabfiel.

Nun hob er die junge Dame von der Erde auf, — ſie lag ohnmächtig in ſeinem Arme. Es war ein Mädchen in der Blüthe einer ſich entfaltenden hohen Schönheit, ſie konnte ungefähr 16 Jahre zählen. Der Vollmond leuchtete der Ohnmächtigen in das blaſſe Geſichtchen, und ließ August in dieſen Zügen ein Ideal weiblicher Zartheit bewundern; die Augen waren geſchloſſen, der kleine Mund ſchien wehmüthig zu lächeln; von der feinen griechiſchen Naſe zum Mund herab zog ſich ein unbeſchreiblich lieblicher Zug, der über das ganze reizende Oval eine ſanfte Melancholie verbreitete, goldene Locken hingen in üppiger Fülle um den ſchwanenweißen Nacken und Hals; der jugendliche Buſen fing gerade an ſich zu wölben, der Bau der ganzen Geſtalt war ſo zart und fein, daß er wirklich eher einem Engel als einem Menſchen anzugehören ſchien.

Auguſt trug die Ohnmächtige auf eine in der Nähe ſich befindende Raſenbank. Der Anblick des Mädchens hatte für den Jüngling ſo was rührendes, daß ihm Thränen in die Augen drangen; er wußte wirklich nicht, was er that, als er ſeinen glühenden Mund auf die feinen, zarten, geſchloſſenen Lippen des Mädchens drückte. —

Jetzt ſchlug die Dame ihre großen hellblauen Augen in die Höhe, dem Jüngling war es, als ob ſich ihm der Himmel geöffnet hätte. Er ſtarrte ohne Bewegung das Mädchen an, welche ihn eine Minute lang gleichfalls aufmerkſam zu betrachten ſchien. Nun erhob ſich die ſchlanke jugendliche Mädchengeſtalt, nickte freundlich ernſt mit dem Haupte, legte den Zeigefinger der kleinen linken Hand auf den Mund, und machte mit der rechten Hand eine Bewegung, womit ſie dem Jüngling zu gehen gebot. Darauf wandte ſich die Dame, und verſchwand in der Thüre, welche zu den Apartements der fremden Prinzeſſin führte.

Auguſt wußte nicht recht, ob er geträumt oder gewacht hatte, ein ganz neues Leben ſchien ihm aufzugehen, er irrte den Reſt der Nacht in den Gängen umher, und ſchien alles um ſich her vergeſſen zu haben, er konnte zu keiner eigentlichen Beſinnung gelangen, ungemein ſüße

Em-

Empfindungen durchſtrömten ſeine Bruſt, endlich ſank er erſchöpft auf ein weiches Moosſopha. Er ſchlief ein, — die Huldgeſtalt von vorhin zeigte ſich ihm von einer blendenden Glorie und einer Schaar Engel umgeben, auch vernahm er im Traume die wunderbaren Töne wieder. Auguſt erwachte, ſchlug die Augen auf und o Himmel! — die Dame ſtand vor ihm, in dem ganzen Glanze ihrer jugendlichen Schönheit, eine leichte Röthe thronte jetzt auf den Wangen des lieblichen Ovals, an der jungfräulichen Bruſt prangte eine halb geöffnete Roſenknoſpe. Er ſprang beſtürzt auf, das Mädchen ſchlug die Augen zu Boden und redete den Offizier mit einiger Verlegenheit an: „Mein Herr! Sie haben mir vor einigen Stunden das Leben gerettet, ſie könnten mich des ſchwärzeſten Undanks beſchuldigen, wenn ich dieſen Ort verlaſſen würde, ohne Ihnen für dieſen wichtigen Dienſt gedankt zu haben. Ich habe dazu nur wenige Minuten Zeit, denn ſchon geht, wie Sie ſehen, die Sonne auf, und ich muß nun meine Herrin, die Prinzeſſin, zur Abreiſe wecken, ich gehöre zu ihrem Gefolge und heiße Luiſe von Falkenried, — darf ich mir nun wohl auch den Namen meines edlen Retters erbitten.

Auguſt nannte ſtammelnd ſeinen Namen.

Das Fräulein zog einen ſchönen mit Brillanten beſetzten Ring vom Finger und überreichte ihn dem Offizier mit den Worten: „Ich bitte Sie, Herr Lieutenant! dieſen Ring als ein Andenken der vergangenen Nacht zu tragen."

Nun ſchien Auguſts Muth mit einemmale erwacht zu ſeyn.

Mein Fräulein! ſprach er, indem er zum erſtenmale die Dame mit ſeinen großen ſchwarzen Augen lebhaft anſah, Ihre Güte mag die Unverſchämtheit entſchuldigen, daß ich Sie um einen andern Beweis Ihres Wohlwollens bitte.

„Und der wäre?" — fragte die Dame nicht ohne Verlegenheit.

Auguſt deutete ſtatt der Antwort auf eine blaßrothe Buſenſchleife, welche die Dame trug. Das Fräulein verſtand ihn, erröthete, — machte aber doch mit holder Unbefangenheit die Schleife ab, und übergab ſie ihm, dann trat ſie ſchweigend den Rückweg gegen das, eine ziemliche Strecke entfernte Schloß an, Auguſt ging ihr zur Seite. Plötzlich blieb das Fräulein ſtehen, und nahm eine Brillantnadel aus ihren blonden Locken, dann fragte ſie den Offizier: „Sie ſind wahrſcheinlich verheirathet?“— Nein — ſtammelte der Lieutenant. „Schade, ſprach das Fräulein, ich wollte Ihrer Frau ein Andenken an eine muthige That ihres Gemahls überſenden.“ Bei dieſen Worten fielen der Dame Blicke unwillkührlich auf den Offizier, der die Verlegenheit, in welche ihn die überraſchende Frage geſetzt hatte, ſehr ſchlecht zu verbergen wußte. Verwundert fragte das Fräulein etwas ernſt: „Sie haben mir doch die Wahrheit geſagt?“ — Dem Lieutenant erſchien die junge Dame, eine Heilige, welche zu hintergehen ihm nicht möglich war. Stockend antwortete er: ich habe zwar die Wahrheit geſagt, ich bin nicht verheirathet, allein, ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, nicht lange mehr werde ich dieſes ſagen können.

Das liebliche Geſichtchen der Dame überflog eine leichte Röthe, die ſchnell verſchwand, dann fragte ſie wieder: „Ihre Braut iſt wahrſcheinlich ein recht ſchönes, junges, gutes Fräulein?" — Nein, nein, platzte Auguſt heraus, ein altes, häßliches, abſcheuliches Weib.

Das Fräulein trat einen Schritt zurück; ihr Erſtaunen konnte nicht ſogleich Worte finden, endlich fragte ſie mit einem ſanften, theilnehmenden Tone: „was kann Sie zu einem ſolch' ſchrecklichen Schritte bewegen?" —

Das Elend einer Mutter — einer alten, kranken braven Mutter! — antwortete Auguſt mit einer Stimme, die des Fräuleins Herz zerſchnitt. Ein Paar helle Thränen drangen aus ihren ſchönen blauen Augen, ſie legte die kleine weiche, runde Hand auf den Arm des Offiziers, und liſpelte mit einer ungemein zarten bewegten Stimme: Armer, armer Menſch! —

Mit Heftigkeit ergriff Auguſt des Fräuleins Hand, und drückte ſie an ſeine glühende Lippen, indem er ausrief: O! wenn Sie wüßten, mein engliſches Fräulein! wie wohl mir Ihre Theilnahme thut!

Das Fräulein ließ ihre Hand unwillkührlich eine Minute in der ſeinen ruhen, dann zog ſie dieſelbe ſanft zurück, und wandte ſich auf die Seite, um ihre häufig fließende Thränen und ihre hohe Rührung dem Offizier zu verbergen.

Nach einer langen Pauſe kehrte ſich das Fräulein wieder zu Auguſt, man konnte es ihr anſehen, daß ſie um die Art verlegen war, wie ſie das vorbringen wollte, was ihr auf dem Herzen laſtete; endlich faßte ſie ſich und ſagte: „Die traurige Lage meines Retters betrübt mich, wie glücklich würde ich ſeyn, wenn ich ſie lindern könnte, laſſen Sie uns aufrichtig und ohne Zurückhaltung ſprechen. Ich gelte viel bei der Prinzeſſin, — ich ſelbſt — ich allein — wäre im Stande" —

Auguſt unterbrach ſie. Ihre engliſche Güte, mein Fräulein! rief er, drückt mich nieder, es iſt zu ſpät, zu ſpät — er ſeufzte, das Fräulein gleichfalls. Nun wieder eine lange Pauſe — ſie waren nicht weit mehr vom Schloſſe entfernt. Jetzt ſtand das Fräulein wieder ſtill, und fragte: „Sind denn die anderweitigen Vortheile bedeutend, die Sie durch dieſe unglückliche Verbindung zu erlangen hoffen können?

Ich bereite durch dieſelben, antwortete Auguſt, meiner Mutter ein ſorgenfreies Alter, erhalte den alten Stammſitz unſerer Väter, der außerdem verloren wäre; ferner werde ich mich pouſiren, feſten Fuß bei Hofe faſſen. Das Fräulein lächelte etwas bitter, ſprechend: „Armer Betrogener! bei Hofe wollen Sie feſten Fuß faſſen, weht beim Thonländiſchen eine andere Luft, als bei den Höfen der übrigen ganzen Welt? — —

O was dieſes betrifft, meinte Auguſt, ich habe Freunde, viele und mächtige Freunde.

„Auf Freunde alſo, ſagte die Dame, auf Freunde fußen Sie? Armer, armer Mann! Kennen Sie nicht die wahren goldenen Worte des galliſchen Dichters?"

Chacun se dit ami — *)
Mais fou, qui s'y repose!
Rien n'est plus commun que le nom,
Rien n'est plus rare que la chose.

Mit dieſen Worten verband die junge Dame einen ſchnellen flüchtigen Händedruck — und verſchwunden war ſie.

Lange ſtand Rheinthal bewegungslos, die Thüre anſtarrend, durch welche die liebliche Huldgeſtalt getreten war; endlich rannte er, Alles um ſich her vergeſſend, in den Park zurück.

---

*) Es nennt ſich Freund die ganze Welt, ein Thor — der darauf baut;
Freundſchaft? — Leicht iſt das Wort, doch ſelten — die That.

Plötzlich wurde es hell in ſeinem Innern. Nein, rief er aus „reine Liebe! du Gefühl der himmliſchen Geiſter! — du biſt keine Chimäre, du wohnſt auch auf dem Erdballe, auch Sterbliche edler Art können dich, du Glück der reinen Engel, koſten.“ Es war ihm klar, er liebte dieſe zarte, dieſe feinſinnige, dieſe göttliche Dame. Es war aber ein ganz anderes Gefühl, als was er ſonſt beim erſten Anblick eines Mädchens, die Eindruck auf ihn machte, wohl empfunden hatte, keine wilde Begierden regten ſich in ſeiner Bruſt, — ſelige, reine — himmliſche Triebe durchſtrömten ſein Herz. Ewig dieſe zarte heilige Huldgeſtalt nur ſehen, nur in ihrer Nähe leben, nur dieſelbe Luft mit ihr einathmen zu dürfen, — dieſes lernte er für das größte Erdenglück für ſich — für eine nicht auszuſprechende Wonne zu halten.

Lange ſchwärmte des Jünglings feuriger wilder Geiſt in den anmuthigen Gefilden der Phantaſie, da ergriff ihn plötzlich furchtbar kalt die grauſe Wirklichkeit wieder, — er ſchauderte, War ihm dieſe hohe Lichtgeſtalt nur erſchienen, um ihm auf ewig wieder zu verſchwinden, um ihn recht deutlich ſein Unglück fühlen zu laſſen? ſchreckliches Geſchick! — er hielt ſich für den Unglücklichſten Aller Menſchen, immer hörte er noch, wie die Dame mit ihrer melodiſchen weichen Stimme ihn, „armer, armer Menſch!“ nannte, er ſchlug die Hand vor die Stirne und rannte verzweiflungsvoll durch die düſterſten Gänge des Parkes.

Kaum hörte er verſchiedenemale und laut ſeinen Namen rufen; es waren Soldaten von der Wache, die ihn ſuchten, ſeine Gegenwart war dort nöthig. Die fremde Prinzeſſin war mit ihrem Gefolge bereits abgereiſt. Rheinthal verrichtete alle Geſchäfte wie im Traume, — endlich wurde er abgelöſt. Er eilte nach Kallendorf zurück, wo er ſogleich den Rittmeiſter Wildenſtein aufſuchte.

„Nein, nein, rief er demſelben entgegen, es iſt nicht möglich, ich kann das alte Ungeheuer nicht ehelichen.“ Biſt du von Sinnen, antwortete Wildenſtein voll Verwunderung, haſt du die Summen vergeſſen, welche du von der Pockenſtein bereits erhielteſt, haſt du dein ſchriftliches Eheverſprechen, deine eigene, die hülfloſe Lage deiner armen Mutter gänzlich vergeſſen?

„Ja, ja, du haſt Recht, ich bin mit hölliſchen Ketten an den Drachen gebunden. O, ich bin der Unglücklichſte aller Menſchen!“ erwiederte der arme Rheinthal; und verließ voll Verzweiflung ſchnell den Rittmeiſter.

Wildenſtein wußte gar nicht, was er von dem Allen denken ſollte. Rheinthal war noch vor zwei Tagen ſo gefaßt, ſo ſcheinbar ruhig geweſen, und nun dieſes furchtbare Aufbrauſen? — Der hinterliſtige Freund fing an ſehr unruhig zu werden.

Er ging des andern Tages in Rheinthals Wohnung, des Lieutenants Diener ſagte: der Herr iſt krank, liegt zu Bette, will ruhen, ich darf durchaus Niemand einlaſſen.

Der Rittmeiſter ging noch unruhiger als

er gekommen war zu der Frau von Peckenſtein, um mit möglichſter Schonung das Vorgefallene zu berichten. Dieſe Nachrichten wirkten auf die Alte erſtaunlich, auch ſie wurde ſehr unruhig, ſie fürchtete Etwas ähnliches, was ihr einſt mit dem verlobten Hauptmann begegnet war.

Wildenſtein wurde beſchworen, um jeden Preiß den Lieutenant zu ſprechen zu ſuchen, er verſprach es, und kehrte in Rheinthals Wohnung zurück. Halb mit Gewalt drang er in des Lieutenants Stube, er fand ihn wirklich im Bette, und ſehr blaß ausſehend. Als der Rittmeiſter eintrat, verbarg Rheinthal ſchnell etwas unter der Bettdecke, Wildenſtein konnte nicht mehr ſehen was. Es war die blaßrothe Schleiſe, welche das Fräulein von Falkenried dem Lieutenant geſchenkt hatte. Der Rittmeiſter ſtellte kräftig vor, was unter dieſen Umſtänden vorzuſtellen war, der feſtgeſetzte Trauungstag war nahe, Wildenſtein forderte beſtimmte Erklärung. „Wohlan!“ ſagte endlich Rheinthal tiefſeufzend, „ich habe mein Wort gegeben, und ich will es halten, die Pockenſtein werde meine Gattin, aber nur dem Namen nach. Iſt ſie dieſes zufrieden, gut! wo nicht, ſo ſteht mein Entſchluß unabänderlich feſt.

Alle Vorſtellungen, welche Wildenſtein nun verſchwendete, blieben fruchtlos. Rheinthal war von dieſer einmal gegebenen Erklärung durchaus nicht mehr abzubringen. Der Rittmeiſter mußte endlich unverrichteter Sache abgehen.

Es war wirklich ein kitzlicher Auftrag, einer Braut eine ſo ſonderbare Erklärung des Bräutigams mitzutheilen. Wildenſtein entledigte ſich indeß dieſes Auftrages mit aller ihm eigenen Feinheit. Der Frau v. Pockenſtein mochte des künftigen Gatten Erklärung doch ſehr ungelegen kommen, ſo Etwas hatte ſie nicht erwartet, aber was war zu thun. Es war doch auf jeden Fall beſſer, dem Namen nach Frau von Rheinthal zu werden, als ein ähnliches Skandal zu erleben, wie einſt mit dem unglücklichen erſten Verlobten. Die arme Braut mußte ſich die Bedingung des jungen Bräutigams gefallen laſſen, obgleich es ſeufzend geſchah.

Die Trauung Rheinthals mit der Pockenſtein wurde vollzogen, man erlaube uns darüber wegzuſchlüpfen, es war wahrlich für keinen Theil ein Tag der Freude.

Die ganze Kallendorfer Welt glaubte nichts zuverſichtlicher, als nun werde Rheinthal erſt anfangen arg zu tollen, allein die ganze Kallendorfer Welt hatte ſich gewaltig geirrt. Der Lieutenant forderte ſogleich nach vollzogener Trauung auf mehrere Monate Urlaub, und als er dieſen ohne Schwierigkeit erhalten hatte, begab er ſich nach Rheinthal, (welches ſeine Frau verſprochenermaßen an ſich gekauft hatte), um dort die verbrannten Wohn- und Oekonomiegebäude unter ſeiner Aufſicht wieder aufführen zu laſſen.

Auguſt führte nun eine, mit der ſonſtigen ſehr verſchiedene Lebensweiſe.

Kallendorf war ihm jetzt ein verhaßter Ort, er war froh, ihm einige Zeit entfliehen zu können; unter den Grenznachbaren ſeines Landgutes war durchaus keiner, der für ſeinen Umgang gepaßt hätte, ſein ehemaliger würdiger Lehrer war bereits todt, und Auguſt wäre förmlich von der umgänglichen Welt abgeſchnitten geweſen, wenn er nicht in dem neu angeſtellten Prediger zu Rheinthal, Herrn Werner, einen Mann nach ſeinem jetzigen Geſchmack gefunden hätte. Werner war ein junger, gebildeter, äußerſt talentvoller und zartfühlender Mann. Der Ruf, welcher ſeinem Gutsherrn voranging, machte dem jungen Prediger gerade keine Luſt, [illegible] nähere Bekanntſchaft zu machen, deſto auffallender mußte in des Predigers Auge des Herrn von Rheinthals nunmehrige Lebensweiſe mit ſeinem Rufe, in dem er bei Jedermann ſtand, abſtechen.

Auguſt ließ in Rheinthal nach einem ſelbſt entworfenen neuen ſehr zweckmäßigen und geſchmackvollen Plane die in Aſche liegenden herrſchaftlichen Gebäude wieder aufführen. Den ganzen Tag über war er bei dem Baue gegenwärtig, welcher aus dieſer Urſache ſehr raſch vorſchritt, jedoch behandelte der Bauherr die Arbeitsleute keinesweges mit Härte, ſondern gerade ſeine Güte, mit einem edlen Ernſte verbunden und kleine Belohnungen, die er den fleißigſten Arbeitern ausſetzte, brachte die Leute alle dahin, thätig zu ſeyn. Neben der Aufführung der Gebäude, wurde hinter dem neu zu erbauenden herrſchaftlichen Schloſſe ein Park angelegt, und gerade dieſe neue Schöpfung ſchien den Gutsherrn am meiſten und leidenſchaftlich zu intereſſiren. Der neue Park in Rheinthal ſollte im Kleinen eine Nachahmung der berühmten herzoglichen Anlage zu Luſtenau werden. Den Leſern wird Auguſts Geſchmack in dieſer Hinſicht ſehr erklärbar ſeyn. Vor allem ließ der ſchwärmeriſche Jüngling eine Terraſſe aufführen, welche genau jener glich, von welcher ihn einſt die wundervollen Saitentöne und die melodiſche weiche Stimme ſo ſüß bewegt hatten. In den Stunden, in welchen mit dieſen Arbeiten ausgeſetzt werden mußte, verſchloß ſich

Auguſt in ſein Zimmer, oder ſchlenderte ganz allein im nahen Wäldchen umher, aber ſein ganzes Weſen war eine gewiſſe einnehmende Melancholie ausgebreitet, ſein Lebenswandel war der moraliſchſte, den ein Menſch führen kann.

Einige Wochen ſchon hatte Werner das Thun und Treiben des Gutsherrn beobachtet. Oft fragte er ſich ſelbſt: „Dies alſo wäre der leidenſchaftliche, verſchwenderiſche, junge Wüſtling?“ — Der Prediger wußte gar nicht, wie er die Lebensart ſeines gnädigen Herrn mit deſſen ihm vorangegangenen Rufe vereinigen ſollte, gerne hätte er ſich dem jungen Offizier genähert, aber der war ſo verſchloſſen, ſo unzugänglich.

Endlich brachte ein Zufall beide zuſammen. Auguſt hatte gehört, der junge Prediger beſitze eine ausgewählte vortreffliche kleine Bibliothek, der Lieutenant ſehnte ſich nach Lektüre, er ließ den Prediger um Bücher bitten. Werner beſaß außer einigen theologiſchen und vielen

philo-

philoſophiſchen Werken ſämmtliche neueren Dichter, die unter unſerer Nation mit Recht Klaſſiker heißen. Er ſchickte dem Gutsherren vorerſt einige Schillerſche Tragödien, ſo wie etliche von Goethes Meiſterwerken. Wir wiſſen, daß Auguſt die Lektüre ſtets leidenſchaftlich geliebt hatte. In dem Kadetteninſtitute waren es Biographien heroiſcher Könige, Fürſten und Feldherren, ſo wie Relationen berühmter Kriege und großer Schlachten geweſen, welche er verſchlungen hatte, ſpäter als Offizier hatten ihn obſcene Dichtungen à la Grecourt, Aretin et Compagnie gefeſſelt, in dem Felde der erhabenen Poeſie war er durchgehends Fremdling geblieben. Um ſo kräftiger aber ſprachen nun dieſe hehe Geiſtesprodukte den Geiſt und das Herz des feinſinnigen gefühlvollen Jünglings an. Eine zweite neue Welt ging ihm auf, hier fand er die Gefühle deutlich ausgeſprochen, die in ſeinem Buſen ſchlummerten, ſeit Liebe zu Luiſen in demſelben ihren Thron aufgeſchlagen hatte. Hier fand er ſeine hohen angeſtaunten Helden wieder, die er bisher nur aus den Werken alter langweilender Hiſtoriker gekannt hatte, aber wie fand er ſie wieder die hehren Heroën? — idealiſirt mit einer leuchtenden Glorie umgeben.

Nachdem er die Dichtungen verſchiedenemale verſchlungen hatte, drängte es ihn, dem Manne perſönlich zu danken, der ihm dieſen Genuß verſchaffte. Er ging zum Prediger. Wie erſtaunt war Werner, als ihm des jungen Edelmanns tiefes Gefühl, ſeine feurige Einbildungskraft, ſein natürlicher hoher und richtiger Kunſtſinn kund wurden. Der junge Mann zeigte ſich nun auch dem Offiziere in ſeinem ganzen Werthe. Auguſt fühlte ſich zu dem Prediger hingezogen, ſeine natürliche Offenheit und Gutmüthigkeit behaupteten ihre Oberhand, und beide wurden Freunde. Werner war Auguſts erſter freundlicher Freund. Unter ſeiner Anleitung wurde ihm nach und nach der Genuß der meiſten deutſchen poetiſchen Kunſtwerke, bald ging Werner zu jenen der Ausländer über.

Auguſt hatte in den Sprachen der Alten einen guten Grund gelegt, dieſelben in der Folge freilich ganz vernachläſſigt, allein ſein Eifer, ſeine außerordentlichen Anlagen, und Werners vernünftige Leitung ließen ihn ſich bald wieder zurecht finden. Welche höhere Freuden verſchafften dem Jüngling jetzt nicht die unnachahmlichen Meiſterdichtungen der alten Römer und Griechen, wie ſchwelgte er in dem überirrdiſchen Genuſſe; auch mit den vorzüglichſten Werken der Britten, Spanier und Franzoſen machte ihn der gelehrte Werner, ſein inniger junger Freund allmählig bekannt. Shakeſpeare blieb unter dieſen Auguſts erklärter angeſtaunter Liebling.

Werners Umgang, dieſe Studien, und die ſeltſame hohe Liebe, welche ſeine Bruſt zu einer hehren Lichtgeſtalt ſchnell erfüllt hatte, die ihm, ein leuchtendes Meteor erſchien und dann ſchnell wieder entſchwunden war; — dieſe günſtigen Einwirkungen alle veredelten auf eine begreiflich ſchnelle Weiſe Rheinthals Herz und

Geiſt. Unter dieſen Umſtänden war indeß ein Jahr verſtrichen. Das neue Schloß war dem Erdboden bereits entſtiegen, der Park, Auguſts Lieblingsort, der Zeuge ſeiner hohen Schwärmerei war hergeſtellt, zweimal war Auguſts Urlaub verlängert worden, eine weitere Verlängerung nachzuſuchen war nicht mehr thunlich, und der Zeitpunkt war nahe, welcher Rheinthal von ſeinem geliebten Werner, von ſeinem Parke, von allen ſeinen Schöpfungen trennen ſollte. Er war während ſeines Aufenthalts in Rheinthal nur ein Paarmal in der Reſidenzſtadt geweſen; ſeine alte Gattin prangte mit dem jungen Gemahle in ein Paar Geſellſchaften, dieſen Genuß konnte Auguſt der ſonſt nachſichtigen und genügſamen Alten nicht verweigern. Sie war Ihrerſeits mit Auguſts Lebensweiſe und vorzüglich mit ſeiner Wirthlichkeit ausnehmend zufrieden, und überredete andere Leute und ſich ſelbſt gar zu gerne, daß des Lieutenants ſonderbare Umwandlung ihr Werk ſey. Mit Wildenſtein hatte Rheinthal ganz gebrochen, überhaupt konnte er nur mit dem höchſten Widerwillen an ſeine ehemalige Lebensweiſe denken, und er gefiel ſich gar zu ſehr in ſeiner jetzigen; — deſto unerträglicher war ihm der Gedanke, nun in die Hauptſtadt, zum Regimente und zu dem alten Schlendrian überhaupt zurückkehren zu müſſen.

Die ſubalternen Militärverhältniſſe, die immer gleich geſtellte Uhr des Dienſtes, wie ſich Schillers Max Piccolomini ſo treffend ausdrückt, hatten für Auguſt allen Reiz verloren, ſo ſehr er ſich ſonſt in den Lappalien gefallen hatte. Er las gerade um dieſe Zeit in einem geiſtreichen Werke die Worte: „Der Soldat iſt das nehmliche im Staate zur Friedenszeit, was zur heißen Sommerszeit der Ofen in einer Stube iſt, und die Wahrheit, welche er in dieſem Vergleiche zu finden glaubte, traf ihn in ſeiner gegenwärtigen Stimmung ſo ſehr, daß er entrüſtet ausrief: nein, nicht länger will ich ein Ofen mitten in der ſegenreichen Zeit des Sommers ſeyn. — Er beſchloß die Militärdienſte zu quittiren, ſeine alte Gattin war darüber erfreut, und ſein cher ami, der Hofmarſchall Pfauenſchwanz, ſorgte dafür, daß ihm ein ehrenvoller Abſchied mit dem Karakter eines Rittmeiſters ausgefertiget wurde.

Auch Werner billigte dieſen Schritt, jedoch nur mit Modification, wie wir ſogleich hören werden. Es iſt wahr, ließ ſich der Prediger bei dieſer Gelegenheit vernehmen, und ich bin es ſelbſt überzeugt, ein Mann von Ihrem Geiſte, von Ihrem Herzen, ein Mann, der ſo emſig in die Höhe ſtrebt, ſchon ſo eigene Schickſale erlebte, mit einem Worte, Sie paſſen nicht mehr dazu, als Lieutenant zu Friedenszeiten in der Schaarwache eines kleinen Herzoges zu dienen; allein ſo lobenswerth es iſt, daß Sie ſich dieſen Verhältniſſen entriſſen haben, eben ſo ſehr wäre es zu tadeln, wenn ein Mann von Ihrem Alter, Ihren Anlagen und Ihren Verhältniſſen ſchon daran denken wollte, als Krautjunker ein Begetabilienleben zu beginnen. Weihen Sie dem Staate Ihre Kräfte, Ihre Kenntniſſe in einer Sphäre, die Sie anſpricht, — dies ſind Sie dem Vaterlande, ja Sie ſind es ſich ſelbſt ſchuldig.

„Sie haben Recht, rief Auguſt begeiſtert, ich will Ihrem Rathe folgen, glücklicherweiſe befinde ich mich in einer Lage, die mir erlaubt, einen Weg dieſer vorgeſchlagenen Art zu verfolgen, ohne Speichellecker der Großen werden zu müſſen.“

Nun war die Frage, für welchen Zweig des Staatsdienſtes Rheinthal ſuchen ſollte, ſich zu qualificiren, er entſchied ſich — für Staatswirthſchaft überhaupt. Werner erhielt den Auftrag, jene Werke zu beſorgen, welche zur Ausbildung für dieſe wichtige ſchwere Wiſſenſchaft beitragen können, und es dauerte nicht lange, ſo ſaß Auguſt mitten unter ſtaatswiſſenſchaftlichen Encyclopädien und Methodologien.

Des Britten Adam Smiths vortreffliche Abhandlung über den Nationalreichthum, Schlözers und mehrerer anderer guter Schriftſteller dieſes Faches Werke, verſchafften ihm nach und nach deutliche Begriffe von den Grundprincipien einer vernünftigen Staatshaushaltung.

Glücklicherweiſe hatte auch Werner während ſeiner Univerſitätszeit mit Liebe über dieſen Gegenſtand bei einem berühmten Manne Kollegien gehört; nun konnte er allenthalben Rheinthals Zweifel löſen, konnte erläutern und anweiſen.

Auguſt zwang ſich, eifrig zu ſtudiren. Ehrgeiz war nun einmal eine ſeiner Hauptleidenſchaften, und auf dieſem Wege konnte er hoffen, demſelben Nahrung zu verſchaffen.

Es dauerte nicht lange, ſo konnte Rheinthal mit Werners Beihülfe einen Traktat über Staatswirthſchaft ſchreiben, in welchem vorzüglich das Vaterland beachtet wurde. Aus neun und neunzig Abhandlungen über einen Gegenſtand eine hundertſte zuſammen zu ſtoppeln, will nun freilich nicht viel ſagen, indeß war es nicht zu leugnen, wenn Rheinthal ſeine Arbeit drucken ließ, und ſie dem Herzoge dedizirte, ſo konnte ihm dieſes nebſt ſeinen übrigen wichtigen Verbindungen eine Bahn ebnen. Werner rieth ſelbſt dazu. „Denn,“ ſagte er, „dasjenige was wir für gut und nützlich erachten der Publicität zu übergeben, und es der beſondern Beachtung eines Machthabers zu empfehlen, — ein ſolch Beginnen iſt an und für ſich ſelbſt kein tadelnswerther noch kriechender Schritt.“

Die Broſchüre war gefertiget, und wanderte, nachdem beide Freunde ihre feinſten Feilen an ihr erſchöpft zu haben glaubten, nach Kallendorf in die Druckerei, und bald darauf folgte Rheinthal ſeinem Geiſteskinde in die Reſidenzſtadt.

Er wollte nun alle Segel mit einemmale aufſpannen, um zu einer Anſtellung im herzoglichen Finanzdepartement zu gelangen, in welcher Lage er dann ſeine weitern Kräfte zu entwickeln und zu nutzen hoffen konnte. Er entdeckte ſeiner Frau dieſe Plane. Die Alte war davon bezaubert, denn ſie ſah ſchon im Geiſte voraus, wie ihr einſt als Frau Miniſterin oder Präſidentin allenthalben die Kour gemacht werden würde. Sie verſprach die kräftigſte Verwendung ihrer einflußreichen Verwandtſchaft, und rieth keine Summen zu ſparen, wenn ſie mit beitragen könnten, zu einem großen Ziele zu führen.

Der Hofmarſchall von Pfauenſchwanz konnte gar nicht genug hochtrabende Worte finden, um ſein Entzücken über den patriotiſchen Entſchluß ſeines Protegés an den Tag zu legen, welcher nun ſeine Kräfte in einer Civilkarriere dem Staate weihen wollte. „O rief er aus, ſeyn Sie ganz ruhig, mon ange! es wird ſich alles machen, ich werde die Durchlaucht ſchon präpariren, nach Luſt werde ich ſie bearbeiten, viel für Sie zu thun.“

Bevor wir in unſerer Geſchichte weiter ſchreiten, iſt es nun nothwendig dem Leſer endlich einmal von den Verhältniſſen des Thonländiſchen Hofes zu ſprechen.

Der Herzog, ſchon ein Mann bei Jahren, war Wittwer, der Erbprinz noch unmündig. Den Karakter des Herzoges zu beſchreiben iſt nicht möglich, denn man kann nicht leicht etwas beſchreiben, das gar nicht exiſtirt. Eine Menge ſich oft widerſprechender Leidenſchaften bilden keinen Karakter, im Gegentheil iſt dieſer gerade nicht vorhanden, wenn jene walten, und darum hatte der Herzog auch keinen Karakter. Er war ſtolz, rachgierig, mißtrauiſch, wollte weiſe ſcheinen, und hätte vor allem andern ſein Duodezländchen gar zu gerne zu einem auf ſich ſelbſt daſtehenden von der ganzen übrigen Welt unabhängigen Reiche erheben. Er wollte das Anſehen haben, ſelbſt zu regieren, und wirklich gingen von ſeinem Kabinette aus an die Präſidenten der verſchiedenen Departements die entſcheidendſten Befehle, und die Herren Geheimen Räthe durften ſich keine andere als unmaßgebliche Vorſchläge erlauben, welche meiſtens verworfen wurden.

Solche Thatſachen bewirkten in der That, daß die Thonländer zu ſagen pflegten: „Unſer Herzog regiert ſelbſt." Nur Wenige waren eines Beſſern unterrichtet. Der Herzog hatte einen Geheimen Sekretär, Namens Schleich, um ſich, ein feines Kerlchen, der, wie man zu ſagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt, nicht ohne Anlagen war und auch Etwas gelernt hatte; dabei aber wären der Herr Geheime Sekretär eine lüſame intriguante Kanaille. Dieſer Schleich nun war des Allerdurchlauchtigſten rechte Hand, oder um richtiger zu ſprechen, deſſen Kopf, aus welchem Sereniſſimus alle Sentenzen und Machtſprüche ſchöpften. Dabei ſchien aber der kleine Kerl der alleranſpruchloſeſte Menſch zu ſeyn, er beugte ſich vor den Geheimen Räthen, die er nach Belieben ſchikanirte, bis auf den Boden, und empfahl ſich der Protektion der gnädigen Herren flehentlich. Merkte einmal ein kluges Menſchenkind, aus welchem Loche der Wind pfiff, und bat de- und wehmüthig um Schleichs Vorwort, ſo hieß es: „wo denken Sie hin, wie dürfte ich mich unterſtehen, ein Wort zu ſprechen, die Durchlaucht dulden bei höchſter Ungnade keine Einrede, beſchließen Alles nach höchſt eigenem Ermeſſen.“ Gerade dieſes kluge Benehmen ſicherte aber dem Herrn Sekretär die Gunſt ſeines hohen Patrons, der ewig nur ſcheinen wollte, und auch nichts anders verſtand, als zu ſcheinen.

Wie alle Menſchenkinder, ſo hatten indeß auch der Herr Geheime Sekretär ihre Schwachheiten, worunter eine der erſten war, daß er ſich von einer aus einem P—h—s acquirirten Maitreſſe regieren ließ, und wenn man es alſo beim rechten Licht betrachtete, ſo beherrſchte Mademoiſelle Flick, ſo hieß die Schöne, das Herzogthümlein.

Außer Schleich vermochte der Hofmarſchall von Pfauenſchwanz am meiſten über den Herzog. Der Hofmarſchall war zugleich maitre des spectacles am herzoglichen Hof, und hatte in frühern Zeiten die galanten Angelegenheiten des Allergnädigſten Herrn zu arrangiren gehabt, welches Geſchäft ihm auch größtentheils zur Allerhöchſten Zufriedenheit gelang, von dieſer Zeit her ſchrieb ſich des Herzogs Attachement an des Herrn v. Pfauenſchwanz Perſon. Ein beſtändiger Katzenbuckel, ein unaufhörliches Lenken des Mantels nach dem Winde, — dies war die veraltete Politik, welcher der Hofmarſchall ewig nachlebte, und die ihn bisher glücklich durch alle Hofſtürme geleitet hatte. Pfauenſchwanz und Schleich waren die geſchworenſten Feinde, wenn ſie ſich aber einmal begegneten, dann nannte der Hofmarſchall den Sekretär ſeinen tres cher ami, und Schleich erniedrigte ſich vor der Excellenz bis in den Staub.

Schlecht Unterrichtete, welche beim Kallenderſer Hofe Etwas zu ſuchen hatten, wandten ſich an den Hofmarſchall; beſſer Unterrichtete aber ſuchten mit Mademoiſelle Fick ins Reine zu kommen. Die letztere Partie trug auch meiſtens den Sieg davon, denn Schleich und Mademoiſelle Fick zuſammen hatten mehr Verſtand als der Herr von Pfauenſchwanz und die Durchlaucht obendrein.

Rheinthal war in alle dieſe Hofmyſterien nicht eingeweiht, er hielt wie viele Andre den Hofmarſchall für das Fac totum des Herzoges.

Nun war der von Rheinthal geſchriebene ſtaatswirthſchaftliche Traktat im Drucke fertig, ein auf Velin ſauber abgedrucktes Exemplar wurde gar zierlich in Maroquin gebunden, und dem Herzoge überreicht, als Rheinthal der Gnade ſich erfreute, durch den Hofmarſchall Sr. Durchlaucht vorgeſtellt zu werden.

Der Herzog war außerordentlich für das Häufchen Soldaten eingenommen, welches er ſeine Armee nannte, und Jemand, der zu dieſer Armee gehörte oder einſt dazu gehört hatte, der hatte ſich auch ſchon im Voraus bei Sr. Durchlaucht einer gnädigen Aufnahme zu erfreuen; ferner mußte der Herzog die Leipziger Literaturzeitung nie geleſen haben, denn er hält alle Leute, die Bücher für den Druck ſchreiben, für gewaltig geſcheute Leute, auch für körperliche Schönheit hatten Se. Durchlaucht vielen Sinn. — Alle dieſe Umſtände waren für Rheinthal erſprießlich. Der

Hofmarſchall hatte nicht unterlaſſen, im Voraus ſeinen Couſin dem Herzoge als ein lumen mundi anzurühmen, ſprach ferner von deſſen Begierde dem Staate zu dienen, von der Politik, welche Kavaliere des Landes auf ſolche Art an den Staat und die geheiligte Perſon des Regenten zu attaſchiren u. ſ. w.; mit einem Worte, Alles war ſo gut eingeleitet, daß ſich Seine Durchlaucht aus Allerhöchſt eigenem Antriebe bewogen fanden, den Rittmeiſter von Rheinthal zum wirklichen Rath beim Finanzdepartement zu ernennen, ohne daß diesmal Schleich zu Rath gezogen wurde. Bald darauf wurde Rheinthal auch zum Kammerherrn befördert, welches beim Thonländiſchen Hofe nicht ſchwer hielt, wenn man nur im Stande war, die ſehr hohe Taxe zu entrichten.

Rheinthal hatte alſo ſogenannten feſten Fuß gefaßt. Dieſe großen Gnadenbezeugungen ſpornten ihn an, alle ſeine Kräfte aufzubieten, um dem Staate wichtige Dienſte leiſten zu können. Die Thonländiſche Staatshaushaltung hatte ſo viele Mängel, daß man eben kein Mieſiger zu ſeyn brauchte, um vernünftige Verbeſſerungen vorſchlagen zu können. Pfauenſchwanz hatte dem neuen Finanzrath den allerdings nicht unvernünftigen Rath ertheilt, ſeine allenfalſige Erfindungen und Verbeſſerungsvorſchläge nicht im Dienſtwege an den Herzog gelangen zu laſſen, ſondern ſich in Hofgeſellſchaft an die Perſon des Allerdurchlauchtigſten zu machen, das Geſpräch geſchickt auf dieſes und jenes zu führen, und dem Herzoge glauben zu machen, daß er ſelbſt dieſe oder jene Idee gehabt habe.

Dieſes war nicht ſchwer, der Herzog war redſelig, machte gerne den Unterrichteten, und pflegte oft zu ſagen: Ja, ja! — ſo, ſo habe ich es gemeint.

Rheinthal wußte überhaupt, wenn er wollte, die Menſchen für ſich einzunehmen; — es gelang ihm mit dem Herzoge ganz beſonders.

Das ohnehin kleine Herzogthum war ſchlecht bevölkert, ein großer Theil des Bodens war gar nicht urbar gemacht, obwohl das Erdreich nicht das ſchlechteſte war. Rheinthal rieth dem Herzoge aus benachbarten übervölkerten reichen Ländern Koloniſten ins Land zu ziehen. Ew. Durchl. gewinnen dadurch, hieß es, an Population, an Einnahme ꝛc., dadurch gewinnt das Land nach und nach an innerlicher Stärke, wird unabhängiger von den Nachbaren und die eigentliche Staatskraft vermehrt ſich. Dies taugte alles in des Herzogs Kram, denn ein unabhängiger Staat ſollte das Herzogthümlein werden. „Ja, ja, rief er aus, ſo habe ich es gemeint.“

Schleich mußte des Herzogs diesfalſige Ideen zu Papier bringen, dem Finanzdepartement wurde ein Gutachten abgefordert, und der Rath Rheinthal mußte die Sache bearbeiten. Alles ging durch, die Berufung der Koloniſten wurde dekretirt, allein Schleich wußte die wirkliche Ausführung auf die lange Bank zu ſchieben, ſo lange bis das ganze Projekt vergeſſen war.

Die Herren Britten überſchwemmten das Herzogthümlein Thenland, ſo wie das ganze

Kontinent überhaupt mit ihren Waaren und ſchlugen anfangs, ihrer bekannten Merkantilpolitik getreu, ihre Artikel um Spottpreiſe los, bis ſämmtliche Fabrikanten und Manufakturiſten Bettelleute waren; die unſeligen Folgen zeigten ſich nur zu bald, der innere Handel und Wandel ſteckte, die Deſpoten des Handels der Welt zogen auch hier das baare Geld aus dem Lande, allenthalben erblickte man Noth, Geldmangel, Unzufriedenheit. „Verbieten Ew. Durchlaucht, ſprach Rheinthal, das Einführen fremder Waaren aufs allerſtrengſte, helfen Allerhöchſtdieſelben den verarmten Fabrikanten auf die Beine, ſuchen Ew. Durchl. durch dem Handel bewilligte große Privilegien und Freiheiten, reiche und unternehmende Köpfe ins Land zu ziehen, bald wird der Wohlſtand wieder aufblühen. „Ja, ja, gerade ſo habe ich es gemeint,“ rief der von der Wahrheit der Sache erwärmte Herzog. Es erfolgte die nemliche Procedur, wie früher beim Koloniſtenplan, — Alles wurde beliebt, und nichts ausgeführt.

Plötzlich ſtarb der Finanzpräſident an einer ſchlecht verdauten Gänſeleberpaſtete, Rheinthal war nach der erledigten Stelle lüſtern. Erringſt du ſie, ſagte er ſich ſelbſt, denn kannſt du mit mehr Nachdruck auftreten, und auf die Ausführung deiner nützlichen Vorſchläge dringen. Dem Hofmarſchall lag es daran, den cher Cousin zu pouſſiren, weil der, wie er hoffte, für ihn einſt noch eine Stütze am Hofe werden konnte. Die Frau Finanzräthin von Rheinthal, ſehnte ſich ganz ungemein nach der Präſidentenſtelle für ihren Mann, weil ſie ſelbſt dann Excellenz geheißen hätte, und weil die Herren Präſidenten hergebrachterweiſe alle den rothen Lehmorden erhielten.

Dieſe verſchiedenartige Intereſſen beſtimmten die ganze hochanſehnliche Sippſchaft, alle Maſchinen in Bewegung zu ſetzen, welche dazu beitragen konnten, dem Finanzrath von Rheinthal die erledigte Präſidentenſtelle zu verſchaffen. Alle Bemühungen ſchienen aber Anfangs keinen erwünſchten Erfolg herbeizuführen, aus dem einfachen Grunde, weil das kleine, demüthige, Geheime Sekretärchen, Herr Schleich, dem Rheinthal, als ein Pfauenſchwanzſcher Protegé von jeher ein Dorn im Auge geweſen war, aus allen Kräften gegen die Erhebung des Finanzrathes arbeitete.

Allein bald gewann die Lage der Dinge ein anderes Anſehen. Die Frau von Rheinthal (wir wollen ſie der Bequemlichkeit halber und um Verwechſlung zu vermeiden, noch immer Pockenſtein nennen), die Frau von Pockenſtein alſo hatte eine Zuſammenkunft mit Dame Flick, Schleichs Freundin, welche der Frau von Pokkenſtein 200 Louisd'or koſtete, dagegen aber die Folge hatte, daß Rheinthal zwei Tage ſpäter in Forma zum Präſidenten des Finanzdepartements ernannt wurde. Schleich hatte müſſen dem Willen ſeiner Gebieterin weichen, und that es in der Hoffnung, daß ſich mehrere Gelegenheiten ergeben würden, dem Präſidenten als einem Finanzrath ein Bein unterzuſchlagen.

Durch Rheinthals Erhebung zur Präſidentenſtelle waren im Finanzdepartement die älteſten, würdigſten, erfahrungsreichſten Männer zurückgeſetzt worden, die bereits in Staatsdienſten geſtanden hatten, als Rheinthal noch nicht geboren geweſen war; doch machte dieſes nicht das geringſte Aufſehen, denn man war es im Herzogthume Thonland gar nicht gewohnt, Talente, Verdienſte u. dergl. berückſichtiget zu ſehen. Connexionen, Ahnen, Schürzenvorſprache ꝛc. ꝛc. konnten allein nur in die Höhe helfen.

In der Familie des neugebackenen Präſidenten waren nun alle Herzen froh. Der Hofmarſchall Pfauenſchwanz zog nun mit gravitätiſcherem Air als jemals die goldene Doſe hervor, und ſprach mit in die Höhe gezogener Naſe: „Mon Cousin, der Präſident.“ Die ſchmutzigen Ohren der Frau von Pockenſtein kitzelte von nun an der ſo lieblich klingende Titel: Excellenz; und der ehrgeizige Rheinthal ſahe ſich zum Ritter vom rothen Lehmorden geſchlagen.

Rheinthals Mutter aber koſtete des Sohnes Glück das Leben, denn als ſie ihres Lieblings Erhebung ganz unvorbereitet erfuhr, bekam ſie ihr altes Uebel, den Bruſtkrampf, ſo heftig, daß ſie erſtickte. Der Todesfall ſeiner Mutter trübte die Freude des guten Auguſts gewaltig.

Der Herr Präſident waren in der neuen Stelle, wie man zu ſagen pflegt, kaum warm geworden, ſo erfüllten ſchon neue ehrgeizige Pläne ſeine Seele. Er ging mit nichts Anderem um, als ſeinem Vaterlande eine ganz neue bewunderungswürdige Verfaſſung zu geben.

Es war die Lieblingsidee des Herzogs, ſo wie die des neuen Finanzminiſters im Herzogthume Thonland, dem Lande ein gewiſſes Daſtehen auf ſich ſelbſt und eine Unabhängigkeit von den benachbarten Staaten zu verſchaffen, wie ſie noch die dageweſen war. Die zum Grunde liegenden Abſichten des Herzoges und ſeines Präſidenten waren freilich ſehr verſchieden, aber in der Hauptidee trafen ſich ihre Wünſche. Kalte, vernünftige, ruhig überlegende Köpfe bewieſen aus der politiſchen und geographiſchen Lage des Herzogthumes zwar augenſcheinlich, daß die Ausführung einer ſolchen hohen Idee geradezu im Reiche der Unmöglichkeit liege; allein für einen ſo bornirten Geiſt als der des Herzoges, und für einen ſo exzentriſchen als jener des Präſidenten waren, galten ſolche Gründe — Nichts.

Rheinthal fing an ein Syſtem auszuarbeiten, deſſen Befolgung die Unabhängigkeit und die Größe des Herzogthumes feſt begründen ſollte. Sein Raiſonnement war ungefähr folgendes:

Das alte Sparta war der unabhängigſte Staat, der vielleicht je exiſtirt hat, und doch war das alte Sparta nicht viel größer als das heutige Thonland. Warum ſollte eine vor Jahrtauſenden angewendete Politik nicht auch jetzt noch ihre Rechte behaupten können, und warum ſollte man nicht, mit für den Zeitgeiſt paſſenden Modifikationen, ein Syſtem wieder hervorſuchen können, deſſen Anwendung das alte Sparta ſo wichtig und groß machte.

Lykurg, Spartas weiſer Geſetzgeber, ſah

ein, daß die Mittel, einen Staat unabhängig zu machen, darin beſtänden, die Verbindung mit der übrigen Welt abzuſchneiden und die Einwohner des Staates dahin zu bringen, ſich in allen Stücken ſelbſt zu genügen. Nach Lykurgs Anſichten mußten die merkantiliſchen Verhältniſſe vorzüglich dazu beitragen, ein Volk dem Vaterlande zu entfremden, und es weichlich und unkriegeriſch zu machen; — dieſen Uebeln zu begegnen, erfand er das bekannte Eiſengeld, und die Früchte dieſer glücklichen Idee zeigten ſich bald. Die Herren Nachbaren wollten für Stückchen Eiſen ihre Kunſt- und Naturprodukte nicht ablaſſen, der merkantiliſche Verkehr mit dem Auslande mußte aufhören, die Noth machte die Spartaner induſtriös und arbeitſam, und damit war viel gewonnen. Glücklicherweiſe gab es in Sparta keine Juden, die hätten ſonſt wohl auch mit dem Eiſengeld gewuchert, und einen Kours deſſelben erkünſtelt; die Erziehung der Jugend und die übrigen hinlänglich bekannten Lykurgiſchen Kunſtſtückchen vereinigten ſich auf die ſinnreichſte Weiſe mit der Erfindung des Eiſengeldes, der Geiſt der Nationalität, in dem eigentlich die Unabhängigkeit und Größe eines Volkes ruht, erwachte, und ſiehe da, Sparta, das kleine Sparta wurde durch die Anwendung ſolcher Maximen groß und furchtbar.

Der ſinnreiche Franzoſe Mercier ſagt in ſeinem originellen Werke, die Nachtmütze betitelt, unter anderm: „Wäre heutigen Tages „ein Staat möglich, der nicht mit andern „in Verbindung ſtände, ſo würde der Geſetz„geber, der die Quelle der Laſter verſtopfen „wollte, nach dem Beiſpiel des Lykurgs „ſein erſtes Geſchäft ſeyn laſſen müſſen, den „Werth des Goldes und Silbers zu vernich„ten. Dann würde ſein Geſetzbuch beinahe „fertig ſeyn; denn ſein Volk würde alsdann „nur rechtmäßige Leidenſchaften haben, weil es „kein Mittel mehr geben würde, diejenigen zu „befriedigen, die es nicht ſind. — Was wollte „dann ein laſterhafter Menſch anfangen? Wo„mit wollte er in Verſuchung führen? Womit

„beſtechen? Womit beſtochen werden? Kein „Tauſch würde ſtatt finden, der nicht ins Auge „fiele, kein Tauſch, der etwas Anderes, als die „Bedürfniſſe des Lebens zum Zweck hätte. Der „Privatmann würde tugendhaft ſeyn, und auch „der Staat."

Sollte, fragte ſich der Finanz-Präſident ſelbſt, ſollte ſich das ſpartaniſche Syſtem nicht auf das Herzogthum Thonland anwenden laſſen. Die Frage war ſchnell mit Ja beantwortet, aber das Wie machte dem genialen Rheinthal doch viel Kopfbrechens. Das Eiſengeld ſchien ihm die Axe zu ſeyn, um welche die ganze Lykurgiſche Staatspolitik ſich drehte, allein gerade die Einführung eiſerner Münzen war aus hundert Gründen im Herzogthume Thonland nicht wohl ausführbar.

Lange grübelte Rheinthal darüber nach, ein paſſendes Surrogat für das ſpartaniſche Eiſengeld ausfindig zu machen. Papiergeld zu fabriciren hätte zwar dem Staate noch weniger gekoſtet als Eiſengeld, allein dieſe Idee war nicht neu, und dann ließ ſich a posteriori erweiſen, daß Papiergeld bisher keinen Staat in ein Sparta verwandelt hatte; — da erleuchtete plötzlich ein großer Gedanke Rheinthals Seele.

Im Parke zu Luſtenau gab es eine Stelle, ungefähr achtzig Quadratfuß im Umfange, auf welcher ein Thon gegraben wurde, den man außer im Luſtenauer Parke in der ganzen übrigen Welt nicht wieder fand. Dieſes Thones ſpecifiſche Schwere war bedeutender als jene des Bleies, ſeine Grundfarbe war Ponceauroth, jedoch gelb und grün geſprengelt, und dabei war der Thon ſo ſpröde, daß man keine andere Figuren als Kugeln von ihm formen konnte; dieſer Thon war bisher nicht beachtet worden, und man fand ihn höchſtens als Naturſeltenheit in den Kabinetten der Naturforſcher. Wie, ſagte nun Rheinthal zu ſich ſelbſt, wenn die oberſte Staatsbehörde dieſe Maſſe an Geldes Statt einführte, könnten dadurch nicht Spartaniſche Reſultate zum Vorſcheine kommen? — unſer Thon hat ſo Etwas

Eigenthümliches, daß er nicht nachzumachen iſt, dagegen hat er durchaus keinen innerlichen Werth; der Verkehr mit den Nachbaren, die Auswanderungen und alle andere dem Staatsintereſſe ſo ſchädliche Dinge werden durch die Einführung des Thongeldes plötzlich aufhören, denn die Thonländer werden mit ihren Thonkugeln außer den Grenzen des Landes durchaus nichts beginnen können, weil dieſe Kugeln im Auslande durchaus zu keinem Kours gelangen werden.

Rheinthal erſchrack im erſten Augenblick ſelbſt vor der hohen Genialität des Gedankens, aber bald wurde er mit demſelben vertraut, verarbeitete ihn immer mehr und mehr, und bald hatte ſich in ſeinem Kopfe die fixe Idee feſtgeſetzt, daß nur, durch die Einführung der Thonkugeln ſtatt Geld, im Herzogthume einem Staatsbanquerot vorzubeugen ſey, und daß aus dieſem neuen Syſteme für den Staat das größte Heil hervorgehen müſſe.

Wir haben dem Leſer unſern Rheinthal

durchaus nicht als Pinſel, ſondern als einen Menſchen von ſeltenen Anlagen und geſundem Menſchenverſtand geſchildert, und man wird es daher vielleicht für unwahrſcheinlich halten, wie ein ſolcher Mann einer ſo lächerlichen Chimäre nachhängen konnte; allein wir müſſen bitten zu beachten, daß bei den talentvollſten und verſtändigſten Männern ſich die korrupteſten Ideen fixiren können, beſonders wenn ſie erſt anfangen ſich der unſeligen exzentriſchen Plusmacherei hinzugeben. Wir könnten dieſe Behauptung mit vielen Beiſpielen aus der neuern Staatsgeſchichte belegen, wenn wir nicht das alte „exempla sund odiosa“ zu ſehr zu würdigen wüßten *).

---

*) Nur durch ein nicht erfundenes Beiſpiel wollen wir es verſuchen, unſere Leſer zu überzeugen, in welche Thorheiten ſelbſt die klügſten Menſchen verfallen können.

Ein Herr v. G. — Miniſter eines großen Monarchen, und ſelbſt ein feiner unternehmender Kopf, der nicht zu blöde war, Nachdem der Finanz-Präſident nun ſein Thonkugelſyſtem ſo ausgearbeitet hatte, daß er glaubte, es werde alle Angriffe aushalten können, verlangte er von dem Herzoge eine Privataudienz, um eine Sache von der höchſten Wichtigkeit vorzutragen, und ſein Geſuch wurde in Gnaden gewährt.

---

nach einer benachbarten Königskrone zu ſtreben, brachte den Herbſt ſeines Lebens auf dem einzigen ihm noch übrigen kleinen Gütchen zu. Der Herr von G. — hatte ſchnell und viel gelebt, und bemerkte nun als Greis eine auffallende Abnahme ſeiner Lebenskraft. Der Herr Exminiſter ſannen auf ein Mittel, die verlorenen Lebensſäfte wieder zu erſetzen, und glaubten endlich das Geheimniß in einer höchſt belachenswerthen abſurden Idee gefunden zu haben. Rüſtige Bauerknaben mußten das Mittel gegen gute Remuneration herbeiſchaffen, welches das verlöſchende Lebensfünkchen des Herrn v. G. reſtauriren ſollte, allein das Mittel — entſprach der Erwartung nicht, und die ganze Geſchichte verurſachte dem Exminiſter zuletzt noch viel Verdruß.

Als nun Rheinthal dem Herzog gegenüber ſtand, fühlte er erſt, wie ſchwer es halten dürfte, dem Durchlauchtigſten ein Syſtem der Art vorzutragen, zu zergliedern und die Vortrefflichkeit deſſelben einleuchtend zu machen, denn der Durchlauchtige hatte, beiläufig geſagt, ein gar zu ſchwaches Faſſungsvermögen, und ſein Geiſt war durchaus unangebaut geblieben; ſein ehemaliger Gouverneur hatte nichts verſtanden, als Haſen zu jagen und Füchſe zu prellen, und konnte alſo ſeinem Durchlauchtigen Eleven auch nichts anderes beibringen, deſſen geiſtige Anlagen ohnehin von Natur aus mehr als ſeicht waren. Um den Herzog ganz zu karakteriſiren, können Wir nicht umhin, unſern Leſern hier eine Anekdote aus den Jugendjahren dieſes Fürſten mitzutheilen.

Als der Herzog noch Erbprinz war, ging er einſt ſpazieren; vor ihm gingen zwei Wachtmeiſter von der Herzoglichen Reiter-Leibgarde, welche mit ſo ungeheuren Schmerbäuchen begabt waren, daß man ſie eher für Kapuzinerguardiane als für Martisſöhne hätte halten können. Dem Erbprinzen fielen die dicken Bäuche der Unteroffiziere auf, und da er einen gemeinen Leibgarde-Reuter in der Nähe ſtehen ſah, winkte er dieſem näher zu kommen. Der Reuter kam, und ſtellte ſich mit ſteifem militäriſchem Anſtand vor den Prinzen hin. „Sage mir doch, mein Sohn!“ fing der Prinz nun an zu fragen: „woher mag es kommen, daß Eure Wachtmeiſter alle ſo dicke Bäuche haben?“ — Dies macht der Miſt, gnädigſter Prinz! antwortete der Mann. „Wie,“ rief der Erbprinz! nun voll Verwunderung aus, „der Miſt? — Freſſen denn Eure Wachtmeiſter den Miſt? — „Nein, gnädigſter Prinz!“ entgegnete der Reuter, „ſie verkaufen ihn, und für das erlößte Geld kaufen ſie dann wieder Speck, Doppelbier und andere dergleichen nahrhafte Sachen, allein man kann doch immer mit Recht ſagen, der Miſt macht die Herren fett, denn der Miſt iſt doch die Urſache, die ihnen gute ſtarkmachende Lebensmittel in Hülle und Fülle ſchaffe.“

Doch wir kehren zu unſerm Rheinthal zurück. Wir ließen ihn vor dem Herzoge ſtehen, in großer Verlegenheit, wie er demſelben den neuerſonnenen Finanz-Operationsplan und das Thonkugelſyſtem beibringen ſollte. Der Präſident hielt es fürs Beſte, vom Ei der Leda anzufangen, und er begann alſo vorerſt dem Durchlauchtigen das Glück und die Größe des alten Sparta mit glühenden Farben zu ſchildern. Der Herzog horchte hoch auf; unter die wenigen Bücher, welche Se. Durchlaucht auf dem heimlichen Gemache zu leſen pflegte (denn ſonſt las der Herzog nie), gehörte Farrentrapps genealogiſches Handbuch. Der Herzog hatte dieſes Werk ſehr gut inne, allein von einem Reiche, welches Sparta hieß, fand er in Farrentrapp gar keine Erwähnung.

Rheinthal hatte viel zu reden und zu erörtern, bis ſich der Herzog einen dunkeln Begriff von der Verfaſſung des Spartaniſchen Staates und von der Urſache, aus welcher die Spartaniſche Dynaſtie nicht im Kartenmappe aufgeführt ſey, machen konnte; allein als es anfing im Herzoglichen Kopfe zu dämmern, meinte Se. Durchlaucht, ein ſo à la Sparta organiſirter Staat, möchte gar nicht übel ſeyn.

Das war's, wohin der Präſident den Herzog gerne haben wollte, er kam nun von A zu B und von B zu C, und endlich erſchien der Thonkugelplan. Der Herzog ſperrte Augen, Ohren und Mund weit auf, als er das ſonderbare Projekt vernahm. Es koſtete den armen Rheinthal viele Worte, bis er den Herzog mit ſeiner Idee einigermaßen vertraut ſah, allein nun hatte er auch das große Vergnügen zu bemerken, wie ſich die Durchlaucht ungewöhnlich leidenſchaftlich für den Thonkugelplan erwärmte. Der Herzog wollte längſt ſeinen getreuen Soldätleins eine Zulage bewilligen, aber die Staatskaſſe erlaubte es nicht. „Nun aber, ſagte der Herzog erfreut, käme es ja nur darauf an, aus der Luſtenauer Thongrube ein Paar

Körbe mehr zu ſchöpfen?“ — Richtig, Euer Durchlaucht, antwortete der Präſident. — Der Herzog wollte eine Menagerie, eine italiäniſche Oper und andere koſtſpielige Herrlichkeiten in Kallendorf haben, ferner wollte er koſtbare Gebäude aufführen, Kanäle graben, Chauſſeen bauen ꝛc. ꝛc. Allein der Staatskaſſirer ſagte immer: nein, nein! — Nun aber, frägte der Herzog wieder, dürfte man ja nur aus der Luſtenauer Thongrube, die doch hundertmal größer wie die Staatskaſſe iſt, einige hundert Pfund mehr Thon graben? — Richtig, Euer Durchlaucht! ſprach der Präſident wieder.

J mein Rheinthalchen! rief nun der Herzog freudig, dies ſind ja allerliebſte Ideen, die ich da habe.

Nun aber fing ſich doch bei der Durchlaucht ein neuer Zweifel zu regen an. Wie, fragte er, wenn aber meine Unterthanen die Thonthaler, die ich verfertigen laſſen will, nicht haben, und lieber mit ihren Silberthalern und

Goldſtücken verkehren wollen, wie dann? Der Präſident lächelte. Auch dieſer Fall iſt bedacht, Euer Durchlaucht, lautete die Antwort. Die Einführung der Thonkugeln müßte mit vieler Klugheit und Vorſicht vor ſich gehen. Man beobachtet, bis zum entſcheidenden Augenblick, ein ſtrenges Stillſchweigen; an einem feſtzuſetzenden Tage wird die Thongrube in Luſtenau militäriſch beſetzt, und als die künftige Fondskammer des National-Reichthumes ſtreng bewacht. Zu gleicher Zeit erſcheinen im ganzen Herzogthume gedruckte Edikte, welche die Einführung des Thongeldes dekretiren, und in demſelben Augenblicke, wenn die Menſchen in der erſten Ueberraſchung ſind, werden die Kaſſen der Banquiere, der Kaufleute, mit einem Worte alle den Privatleuten gehörige Vorräthe an geprägtem und ungeprägtem Silber und Gold konfiscirt, allein der Betrag gewiſſenhaft durch neues Thongeld erſetzt. Die auf dieſe Art gewonnenen Silber- und Goldvorräthe ſind nun rechtmäßiges und einziges Eigenthum des Staatet, und dienen dazu, auf das Ausland zu wirken und demſelben zu imponiren, im Lande ſelbſt muß von nun an kein Dreier baar Geld mehr zu ſehen ſeyn, und auf die Verhehlung der kleinſten Münze Todesſtrafe geſetzt werden, aller Handel und Wandel muß ſich nun mit Thon machen, und der Staat leiſtet alle ſeine Zahlungen in Thonkugeln. Die Sache wird zwar im Anfange Aufſehen machen, allein die Thonländer ſind gute Menſchen, einen Aufſtand haben wir nicht zu fürchten und im Nothfalle können ſich ja Euer Durchlaucht auf die erprobte Treue und Anhänglichkeit der Truppen verlaſſen, die ſchnell kleine Unruhen im Keime erſticken werden.

Der Herzog war entzückt, er vergaß ſich ſo ſehr, ſeinen Finanzminiſter zu umarmen und mehreremale zu embraſſiren. „Ja, ja ſo — gerade ſo hab' ich es gemeint, rief er aus, mein Staatsrath ſoll ſich außerordentlich verſammeln, und Sie, mein lieber Rheinthal! ſollen die Ehre haben, ihm meine Ideen in Betreff der

Einführung der Spartaniſchen Verfaſſung und des Thongeldes vorzutragen.

Der Staatsrath erhielt auch wirklich Befehl zuſammenzutreten, um einen neuen Finanz Operationsplan in genaue Prüfung zu ziehen, welchen der Finanzpräſident vortragen würde. Der Tag der Verſammlung erſchien, die Herren waren außerordentlich geſpannt, jetzt trat der Präſident auf, und fing an zu ſprechen, — es dauerte nicht lange, ſo ſahen die Herren Räthe verwunderungsvoll einander an, ſie glaubten Alle, der Herr Präſident ſey plötzlich verrückt geworden. Als das neue Syſtem gänzlich entwickelt war, und Rheinthal ſeine Rede geſchloſſen hatte, ertönte plötzlich ein einſtimmiges wiederholtes nein, nein, durch den Saal. Die Jaherren verleugneten auf einmal ihre Natur und riefen Alle: nein, nein. Die Räthe, im Genuſſe von Jahrgehalten zu 3 bis 5000 Thalern, ſtellten ſich Alle vor, wie ſie, wenn das neue Syſtem wirklich angewendet werden ſollte, in Zukunft ſtatt 5000 Thalern, 5000 Thonkugeln erhalten würden, und dieſe furchtbare Vorſtellung erzeugte das einſtimmige heroiſche: „nein, nein!“ Der Präſident gerieth in Zorn, und lief zum Herzog, um die boshafte Widerſpenſtigkeit der Räthe zu melden und auf einen Machtſpruch anzutragen. Der Herzog fing nun doch an ſtutzig zu werden, und verſchob ſeinen Ausſpruch, um ſich mit ſeinem Schleich über die Sache benehmen zu können. Der Herr Geheime-Sekretär hatte abſichtlich bis jetzt geſchwiegen, weil er vorherſah, daß ſich Rheinthal ganz erſtaunlich kompromittiren würde, allein da er nun aufgefordert wurde, fing er an ſeine oft erprobte Gnade auf die Durchlaucht wirken zu laſſen. Wir verſchonen unſere Leſer mit den Gründen, welche Schleich aufſtellte, um zu beweiſen, daß die Idee, Thonkugeln ſtatt Geld einzuführen, geradezu eine Tollheit ſey; jeder von uns iſt davon überzeugt, ohne daß wir die Demonſtrationen des Herrn Geheim-Sekretärs darüber zu vernehmen brauchen. Der Herzog, welcher ſo leidenſchaftlich für das Thongeldſyſtem eingenommen war, neigte ſich nun immer mehr und mehr auf die Schleichiſche Seite. Die Durchlaucht hatten überhaupt das Unglück, ſich immer von demjenigen, der gerade ſprach, überzeugen zu laſſen, und immer der Meinung desjenigen zu ſeyn, der Hochderenſelben gegenüber ſtand, wenn Hochdieſelben auch oft gerade des leidigen Scheines halber, das Gegentheil affektirten. Schleich ſchloß ſeinen Vortrag mit den Worten: „In Thonland D — k ſtatt Geld einführen zu wollen: dieſes iſt eine Idee, deren erſter Vater die Abſicht gehabt zu haben ſcheint, mit Gewißheit eine Revolution herbeizuführen, und das theure Leben Euer Durchlaucht der beſtimmteſten Gefahr auszuſetzen.“

Nun war der Herzog in's Bockshorn gejagt. Dies wußte der feine Schleich wohl, er durfte, wenn die Durchlaucht einmal Miene machte, einen eignen Willen haben zu wollen, nur das Wort Revolution ausſprechen, dann konnte er den Gewalthaber nach Gefallen lenken, wohin er wollte; denn der Herzog dachte bei dieſem Worte immer ſogleich an den ſechzehnten Galliſchen Ludwig und deſſen ſchauerliches Ende, und der arme Fürſt hatte eine ſo lebhafte Phantaſie, daß ihn dieſe Vorſtellung zittern, beben, und zähnklappern mach. Als ſich der Herzog einigermaßen erholt hatte, befahl er an Schleich: „Fertigen Sie ſogleich ein Reſkript an den Staatsrath aus, von dem verfluchten Spartaniſchen Syſteme ſoll gar keine Rede mehr ſeyn, bringen Sie mich aus dem Spiele und ſchieben Sie alle Schuld auf den Narren, den Rheinthal.“

Man kann leicht ſich vorſtellen, wie ſehr ſich der Herr Finanzpräſident kompromittirt ſah, und welche lächerliche Senſation das Thonkugelſyſtem allenthalben machte.

Der Hofmarſchall von Pfauenſchwanz nahm eine Priſe nach der andern, und ſagte des Tages hundertmal: Monsieur le Praesident hat ſich ein gewaltiges démanti gegeben.

Rheinthal hatte wirklich früherhin recht gute Ideen angegeben, allein keine war ausgeführt worden, nun glaubte er mit etwas Außerordentlichem hervortreten zu müſſen, um zu imponiren und durchzudringen. Ja wir glauben, daß es ihm mit der Ausführung der lächerlichen Chimäre ſelbſt nie Ernſt war, er wollte wahrſcheinlich durch Vorſchlagung dieſer Extreme nur die Verwirklichung ſeiner frühern Ideen herbeiführen. Es ſey dem übrigens wie ihm wolle, genug der Präſident ſcheiterte an der Klippe, an welcher ſchon ſo manches Genie geſcheitert iſt, das beſtändige und abſichtliche Jagen nach Originalität nehmlich verleitet nicht ſelten zu Albernheiten.

Man fing nun an dem Herrn Finanzpräſidenten kalt zu begegnen, und ſeine brillanteſte Epoche am Kallendorfer Hofe ſchien vorübergegangen zu ſeyn. Rheinthal war klug genug dieſes einzuſehen, und forderte einen mehrmonatlichen Urlaub, um durch die Landluft ſeine zerrüttete Geſundheitsumſtände wieder herzuſtellen. Er erhielt den Urlaub von dem Herzog in den theilnehmendſten und gnädigſten Ausdrücken, und die böſe Welt ſagte: der Finanzpräſident leide an einer Thonkugel/Indigeſtion, die er nun auf dem Lande ausſchwitzen wolle. Rheinthal war über Erbärmlichkeiten der Art zu erhaben, als daß ſie ihn hätten kränken können.

Er fand auf ſeinem Gute die neuen Schöpfungen, welche unter Werners Aufſicht geblieben waren, im ſchönſten Gedeihen und Aufblühen, ſein ſchöner Park machte ihm am meiſten Freude. Er ging nun mit Werner ſeine Miniſterialcarriere durch, und fand ſelbſt, daß er gewaltig viele Schnitzer gemacht habe. Er lernte einſehen, daß ein oberflächliches Studium irgend eines wiſſenſchaftlichen Zweiges, ein Schöpfen aus Encyclopädien und Methodologien lange nicht hinreichend zu wirklichen Leiſtungen ſind, er lernte einſehen, wie nothwendig und ſchätzbar lange Erfahrung vorzüglich im ſtaatswiſſenſchaftlichen Fache iſt, und nie verſtand er den Sinn des weiſen: Ars longa, vita brevis ſo ganz wie jetzt.

Schleich, und Rheinthals übrige Feinde ſorgten dafür, daß in auswärtigen Journalen des Thorländiſchen Finanzminiſters Handlungsweiſe aufs bitterſte getadelt, alle ſeine Schwächen aufs ſchonungsloſeſte aufgedeckt, und ſeine Schriften mit Infamie recenſirt wurden. Rheinthal wallte auf, aber Freund Werner bewies, wie nothwendig es ſey, hier mit kaltem Blute zu prüfen und zu handeln. Die Wahrheit dieſes Rathes ſiegte über Rheinthals Ungeſtüm, er zwang ſich, alle über ihn geſchriebene Kalumnitäten zu leſen, und unpartheiiſch ihre Gründlichkeit oder Ungründlichkeit zu erforſchen. Er lernte diejenigen Anklagen, welche bloß Früchte des Neides, der Bosheit und der Verläumdung waren, verlachen, fand ſich aber dennoch durch manche andere Stelle hart getroffen. Dieſes bewirkte Prüfung und Erkenntniß ſeiner ſelbſt und machte, daß er eifrigſt bemüht war, manche ſeiner Schwächen abzulegen, und daß er ſich mit Macht an ein gründlicheres und zweckmäßigeres Studium in dem Fache gewöhnte, dem er ſich einmal ergeben hatte. Auf dieſe Weiſe wirkten Rheinthals Feinde ohne ihren Willen ſogar freundlich auf ſeinen Karakter und ſeine fernere geiſt'ge Ausbildung.

In Nebenſtunden ſchwärmte Rheinthal mit dem Prediger in den Gefilden der Poeſie und Natur. Das Andenken an die ſchöne Jungfrau, die ihm einſt im Luſtenauer Park erſchienen war, konnte kein Lebensverhältniß unterdrücken, er ſchwärmte Stundenlang in dieſem Andenken, und verehrte jene weibliche Huldgeſtalt, ohngefähr auf die Art, wie der brünſt'ge Katholik ſeine Madonna. In lichten heitern Sommernächten lag er der Terraſſe gegenüber, welche er, wie wir ſchon erwähnt haben, in ſeinem Park nach der Luſtenauer hatte ausführen laſſen, ſeine Phantaſie war in ſolchen Stunden oft ſo geſchäftig, daß er deutlich auf der Terraſſe die weiße Geſtalt zu ſehen, und die wunderbaren Saitentöne zu vernehmen glaubte. — Zu dieſer Zeit fing Auguſt an Poeſien zu verſuchen, die beinahe Alle die nur einmal geſehene Geliebte beſangen. Er überwand ſich, Werner einige dieſer Arbeiten zu zeigen, der Prediger ſtaunte über das tiefe rührende Gefühl, welches aus dieſen Dichtungen hauchte. Ja rief er, die Alten haben Recht: poëta nascitur, orator fit. Kritiſiren Sie, gnädiger Herr! ein Talent, das im Stande iſt den Glücklichen, der es beſitzt, weit über die nichtigen Verhältniſſe und Sorgen dieſes Erdenlebens zu erheben.

In ſeinen Knabenjahren hatte Auguſt zeichnen gelernt, er hatte viele Anlage zur Kunſt verrathen, aber dieſelbe in der Folge ganz vernachläſſigt. Ein innerer unwiderſtehlicher Drang gab ihm nun wieder den Crayon in die Hände. Immer und immer zeichnete er denſelben Gegenſtand — Luiſe von Falkenried. Dieſe Verſuche belohnten ſich über Erwartung, immer treffender gelang es ihm, das Bild der Seelengeilebte wiederzugeben, freilich wohl möglich, daß ſeine Phantaſie bei dieſer Art von Glauben ſtark mit im Spiele war. Zuletzt verſuchte Auguſt ſogar zu malen, auch dieſes gelang nach monatlanger Anſtrengung zu ſeiner Zufriedenheit und nicht lange ſo ſtand das angebetete Mädchen ganz in der ruhigen himmliſchen Hoheit, wie ſie ihm ehemals in der Mondnacht erſchienen war, auf der Leinwand. Jeder Unbefangene, welcher das Bild geſehen hätte, würde geglaubt haben, der Maler habe eine überirrdiſche Heilige darſtellen wollen. Selbſt Werner bekam dies Bild nicht zu ſehen, es erhielt die Ehrenſtelle in einem nach altgothiſcher Art aufgeführten Tempel des Parkes, zu welchem Rheinthal immer den Schlüſſel bei ſich führte, und in dem er nun manche Stunde, ſeine Schöpfung anſtarrend, zubrachte.

Daß der junge Mann mit ſeiner heftig brennenden, hoffnungsloſen Liebe im Herzen, in den Banden, welche ihn an eine alte verhaßte Gemahlin ketteten, nicht glücklich ſeyn konnte, beſonders da er nun auf ſeine ehrgeizigen Plane hatte ſcheitern ſehen, dies wird jeder Menſchenkenner gerne glauben, indeß verlebte er doch hier, auf dem durch ihn verſchönerten Stammſitze ſeiner Väter, in der Geſellſchaft ſeines guten Werner, ſo heitere Tage, als man in ſolch einer Lage leben kann. Süße Schwärmereien mußten die Wirklichkeit erſetzen.

Mehrere Monden waren Rheinthal auf dieſe Art verfloſſen, allein nun riefen neue Begebenheiten ihn nach Kollendorf zurück.

Thonland hatte eine Konſtitution, ſo weiſe als ſie nur irgend ein monarchiſcher Staat haben kann. Sie ſollte den Regenten beſtimmen, ſeine Unterthanen als ein guter Vater und nicht als Tyrann zu regieren. Aber der Herzog und ſein Herr Schleich, bekümmerten ſich den Henker um die Konſtitution des Reiches und um die Unterthanen, und thaten, was ihnen gefiel; das eigentliche Regieren aber verſtanden ſie im Grunde Alle beide nicht. Es wurden Gewaltthaten über Gewaltthaten verübt, Schulden auf Schulden gehäuft, und dumme Streiche ohne Zahl begangen. Es kamen Mißjahre, die Bedürfniſſe des Hofes nahmen kein Ende, die Auflagen wurden immer unerträglicher, und das Volk fing an ſchwürig zu werden. Es liefen mehrere anonyme Briefe an den Herzog ein, in welchen mit den drohendſten Ausdrücken eine Verſammlung der Landſtände verlangt wurde. Schleich ſuchte es vergebens zu verhüten, einige dieſer Briefe geriethen doch in die Hände des Herzoges, der gnädigſte Herr fing an zu zittern, und Schleich mochte ſagen, was er wollte — die Landſtände wurden in die Reſidenzſtadt zuſammenberufen, um das Beſte des Landes zu berathen. Man mußte es übrigens dem Finanzpräſidenten zur Ehre nachſagen, daß er längſt auf eine Verſammlung der Landſtände angetragen hatte.

Das Volk hoffte viel von dieſer Maßregel, und wurde ruhig.

Der Präſident der Stände-Verſammlung

war ein Herr von Bangenleim, ein recht guter Mann, aber recht ſchrecklich einfältig. Der Herr Präſident ſollte die Verſammlung der Stände mit einer gewichtigen auf die Zeitumſtände paſſenden Rede eröffnen, aber du mein Gott! eine gewichtige Rede, ja nur ein gewichtiges Wort, — und der Herr v. Bangenleim — welch' heterogene Dinge!!! —

Rheinthal war im eigentlichſten Sinne des Wortes Patriot. Die Zuſammenberufung der Stände hatte ihn mit Freude, die Präſidentenwahl mit Trauer erfüllt. Er beſchloß ſeinem Vaterlande einmal ohne Eigennutz und Ehrgeiz zu dienen, und ſteckte ſich zu dieſem Ende ganz in der Stille hinter den Herrn von Bangenleim, um ihn mit Rath und That zu unterſtützen. Wie froh war der alte Herr! der gar nichts ſehnlicher wünſchte, als bloß Maſchiene ſeyn zu dürfen. Vorerſt arbeitete nun Rheinthal dem Herrn von Bangenleim eine Rede aus, mit welcher er die Berathung der Stände eröffnen ſollte. Man ſah es der Rede ſogleich an, daß ſie nicht der ehemalige Rheinthal, ſondern der durch die bittern Kritiken ſeiner Feinde zu einem gründlicheren Denken und Studieren veranlaßte, talentvolle Rheinthal verfertiget hatte. Die Rede war kräftig und wahr. Sie ſchilderte die traurige Lage des Vaterlandes, die Uebelſtände der gegenwärtigen Regimentsart, und den daraus nothwendig entſtehen müſſenden gänzlichen Ruin des Wohlſtandes und Bürgerglückes mit den lebhafteſten Farben, und forderte die Stände zu einem kräftigen furchtloſen Handeln in den zweckmäßigſten ermuthigenden Ausdrücken auf.

Dieſe Rede, welche ſogleich gedruckt worden war, machte vieles Aufſehen. Der Bürger glaubte ſich nun in ſeinen gerechten Erwartungen nicht betrogen. Jedermann ſah ſogleich wohl ein, daß dieſe markigen Worte weder aus der Feder, noch viel weniger aus dem Kopfe des guten Herrn von Bangenleim gefloſſen ſeyn konnten, und man zerbrach ſich ſehr die Köpfe darüber, wer wohl der eigentliche Verfaſſer ſeyn dürfte. An Rheinthal dachte Niemand, den dem traute man ſeit der Thonkugelgeſchichte nichts Gutes mehr zu.

Dem Geheim Sekretär Schleich war die Wangenleim'ſche Antrittsrede Waſſer auf ſeine Mühle. Er ging ſogleich mit einem gedruckten Exemplare derſelben zu dem Herzoge. „Geruhen Eure Durchlaucht nun ſelbſt gnädigſt zu erſehen, ſprach der Ränkeſchmied, wie nicht unzeitige Furcht oder andere nichtsbedeutende Gründe Dero unterthänigſten Knecht veranlaßt haben, von der unſeligen Ständeverſammlung abzurathen, ſchon die erſten Schritte dieſer ſaubern Verſammlung rechtfertigen meine gerechten Beſorgniſſe, hier iſt die Antrittsrede des Herrn von Wangenleim; jedes Wort iſt ein Tadel der bisherigen herzoglichen Regierung, beinahe jede Zeile predigt Aufruhr. Pflicht und Gewiſſen fordern mich auf zu ſprechen; wenn Eure Durchlaucht ſich nicht hier mit Kraft und Zuverſicht benehmen, ſo iſt das Aergſte zu befürchten.

Der Herzog erſchrack gewaltig ob dieſen Worten, denn er hatte ſchon vor dem Argen ungeheuer Reſpekt, und hier war nun gar die Rede vom Aergſten. Er ließ ſich von Schleich die Antrittsrede des Bangenleim vorleſen. Es war nicht zu leugnen, in der Rede wurde allerdings mit Beſcheidenheit Manches ſo wie es bis jetzt war getadelt, und von nothwendigen Abänderungen geſprochen, — ſchmeichelhaft für den Herzog war die Oration überhaupt nicht, jedoch der ihm ſchuldige Reſpekt wurde nicht ein Haarbreit verletzt; allein Schleichs Commentar vermochte den Herzog, die Abhaltung und den Druck der Rede geradezu als einen Hochverrath anzuſehen. Seine Durchlaucht überließen ſich nun ganz einer ihm vorzüglich eigenen Paſſion, nemlich dem ſogenannten viehiſchen Zorne, Hochdieſelben wollten ſogleich den alten Herrn von Bangenleim aufhängen und alle Mitglieder der Verſammlung ins Zuchthaus ſperren laſſen, allein Schleich wußte den Durchlauchtigſten Zorn ſchnell durch die Bemerkung zu dämpfen, daß gerade ſolche Maaßregeln ſchnell das Allerärgſte herbeiführen würden. — Es wurde demnach beſchloſſen, vorerſt den eigentlichen Autor der Broſchüre ausfindig zu machen.

Schleich hatte ſammt aller Vorſicht, die Rheinthal gebraucht hatte, dennoch Lunte von ſeinen Zuſammenkünften mit dem alten Bangenleim, und daß die Beiden nicht Stunden lange beiſammen ſitzen würden, um allenfalls Piket zu ſpielen, darüber war Schleich im Klaren, er glaubte nun ſey der Augenblick da, welcher den ihm verhaßten Finanzpräſidenten vollends ſtürzen könnte, und dieſe Ausſicht beſtimmte das Männchen zu einer raſtloſen Thätigkeit.

Man hatte dem guten Herrn von Bangenleim einen jungen würdigen franzöſiſchen Kammerdiener aufgeſchwatzt, dieſen zu erkaufen war eine Kleinigkeit. Herr von Bangenleim ſaß an einem der nächſten Abende auswärts in einer Geſellſchaft beim L'Hombretiſche, Monſieur **Lafleur** öffnete dem, heimlich in die Bangenleimſche Wohnung eingelaſſenen Schleich des alten Herrn Sekretär, alle Manuſcripte wurden von dem gewandten **Geheim Sekretär** mit Blitzesſchnelle durchwühlt, und ſiehe da — richtig fand ſich das Manuſkript der Antrittsrede geſchrieben — von Rheinthals wohlbekannter Hand.

Schleich eilte ſogleich mit der wichtigen Freude zum Herzog, der wüthete, und Rheinthal wurde noch in derſelben Nacht arretirt.

Rheinthals Benehmen wurde ohne weiteres für ein Majeſtätsverbrechen erklärt. Eine Kommiſſion wurde niedergeſetzt, welche aus lauter Schleich'ſchen Kreaturen zuſammengeſetzt war, die nun den Finanzpräſidenten richten ſollte. Dieſe Kommiſſion foderte Alle diejenigen auf, ſich bei ihr zu melden, welche gegen den Finanzpräſidenten von Rheinthal aus was immer für einem Grunde Klage zu führen hätten, Schleich und Konſorten ſorgten dafür, daß es nicht an Klägern fehlte. Die ungereimteſten gegen den Präſidenten gerichteten Klagen wurden angenommen und zum Nachtheil desſelben entſchieden. Endlich fällte die Kommiſſion ein Endurtheil, nach welchem der bisherige Finanzpräſident von Rheinthal aller ſeiner Ehren und Würden entſetzt, und noch überdieß mit fünfjähriger Feſtungsſtrafe belegt werden ſollte. Se. Durchlaucht fand ſich allergnädigſt bewogen, die Feſtungsſtrafe in ewige Landesverweiſung zu verwandeln. Das Urtheil wurde vollſtreckt.

Der Hofmarſchall ſagte zu ſeiner Tante, der Frau von Pockenſtein: Monsieur votre mari hat ſich benommen, wie ein bête, die Ehre unſerer Familie fordert es, alle Konnexionen mit ihm aufhören zu laſſen, ich rathe Euer Gnaden ſich von dem Majeſtätsverbrecher ſcheiden zu laſſen, wenn Sie nicht die Ungnade des Durchlauchtigen auf ſich und Ihre ganze Familie bringen wollen. Werde ich aber, verſetzte die Pockenſtein, den Namen von Rheinthal und das Prädikat „Exzellenz“ beibehalten?“

„Sans doute, antwortete der Herr Neffe, dies wird ſich machen laſſen.“

Frau v. Pockenſtein mußte den Gründen Ihres Neffen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Es koſtete ſie keine große Mühe ſich von einem Gemahle zu trennen, der es immer nur dem Namen nach geblieben war. Sie klagte auf Eheſcheidung, und ihr Geſuch wurde mit ungewöhnlicher Schnelle bewilliget.

Wir wiſſen, daß in den Ehepakten, als Rheinthal die Pockenſtein heirathete, des Falles einer Trennung gar nicht gedacht worden war. Rheinthal hatte nun durchaus keine Anſprüche an das große Vermögen der Pockenſtein zu machen, ſein Gut hatte ſie von ihrem Gelde und auf ihren Namen gekauft, alle neue Anlagen und Bauten waren gleichfalls aus ihrem Beutel beſtritten worden, mithin war daſſelbe ihr rechtmäßiges Eigenthum, an welches der ehemalige Beſitzer und der nunmehr verſtoßene Gemahl der Frau von Pockenſtein durchaus keine rechtliche Forderung hatte. Als

Finanzpräſident hätte Rheinthal Gelegenheit genug gehabt, ſich zu bereichern, allein er war im ſtrengſten Sinne ein ehrlicher Diener ſeines Herrn geweſen, auch nicht ein Groſchen wurde veruntreut von ſeiner Seite, und über ſeinen allerdings nicht kleinen Gehalt verfügte ſein gutes Herz auf eine Art, daß nie das Geringſte zurückgelegt wurde, auch beſtritt er aus Delikateſſe beinahe von demſelben ganz allein ſeine Equipage und übrigen Bedürfniſſe, um nur von der fatalen geizigen Gattin nicht fordern zu dürfen. Die wenige Baarſchaft, welche Rheinthal noch vorrathig gehabt hatte, war theils zu ſeinem Unterhalte während ſeines Arreſtes und der Unterſuchung verwendet worden, theils aber hatten die Gerichtskoſten ſie verzehrt.

Nun ſtand Rheinthal da, als ein Bettler, und des Landes verwieſen. Seine Ehre war gebrandmarkt. Eine ſchreckliche Lage! — Allein Rheinthal ertrug ſie mit einer Ruhe und einer Reſignation, welche ſich zu ſeinem Temperamente und Karakter nicht wohl reimen ließen, denn den Unglücklichen hielt ſein Bewußtſeyn aufrecht, das Bewußtſeyn, das Gute und Rechte gewollt, und ſeine wahre Ehre nie befleckt zu haben. Einem ſolchen Bewußtſeyn wohnt eine ſtärkende Kraft bei, und wenn der Unterdrückte auch von der ganzen Welt verkannt werden ſollte.

Der Verbannte mußte ſich nun natürlich vor Allem ſelbſt die Fragen aufwerfen: wohin und was beginnen? — Es gab einen Augenblick, in welchem er dachte, du gehſt nun ins Fürſtenthum Pintu, dort wird es dir durch die Verwendung der edlen Luiſe von Falkenried leicht glücken, eine Anſtellung zu erhalten, und, o welch' entzückende Ausſicht! — vielleicht wird die Seelengeliebte die deine. Allein dieſer Entſchluß ward eben ſo ſchnell wieder verworfen, als er entſtanden war. Rheinthal erröthete und war ſehr ungehalten über ſich ſelbſt, daß er auch nur eine Minute lang ein ſo unwürdiges Rettungsmittel hatte wählen wollen. „Wie, rief er aus, willſt du zum zweitenmal Ehre und Exiſtenz einem Weibe verdanken, elend genug, daß du ſchon einmal zu einem ſolchen, den Mann tief herabwürdigenden Schritte, deine Zuflucht nehmen konnteſt. Willſt du als ehrloſer vom Vaterland und Frau verſtoßener Bettler vor die zartfühlende, hohe Huldgeſtalt treten, nein, nein, ſprach er mit Würde, nimmermehr — lieber ſterben.

Das Königreich Wallangen war einer der größten Staaten in Europa. Obwohl rein militäriſcher Staat — ſo wurden doch dort Künſte und Wiſſenſchaften ganz vorzüglich, der allgemeinen Sage nach, beſchützt, und Talent, Genie und Verdienſte ohne Anſehung der Perſon vorgezogen. Allenthalben hörte man die Humanität, Liberalität und Gerechtigkeitsliebe der Wallangenſchen Regierung hoch preiſen. Dorthin wollte Rheinthal; allein er hatte nicht einmal mehr ſo viele Baarſchaft, um die Reiſe zu beſtreiten, und dort einige Zeit zu ſubſiſtiren, worauf er doch gefaßt ſeyn mußte, da nicht zu erwarten ſtand, daß man ihm ſogleich beim

Ausſteigen aus der Reiſechaiſe eine Verſorgung anbieten würde. Rheinthal befand ſich in keiner geringen Verlegenheit, und die dringendſte Nothwendigkeit zwang ihm endlich den Entſchluß ab, ſich an ſeinen alten treuen Freund Wildenſtein zu wenden.

Wir haben den Rittmeiſter Wildenſtein ganz aus den Augen verloren, und es iſt daher nöthig, daß wir in Kürze die Erzählung ſeiner zeitherigen Schickſale nachholen.

Wildenſtein hatte ebenfalls bald nach Rheinthals Verheirathung die Militärdienſte verlaſſen, um ſich mit dem, ſeinem Freunde abgeſtohlenen Gelde ein kleines Gütchen zu kaufen. Er heirathete darauf ein bejahrtes reiches Fräulein, und wurde allmälig nicht nur ein guter Haushälter, ſondern ſogar ein Geizhals, ein Fall, der bei Menſchen von gewiſſen Anlagen öfters vorkömmt, wenn ſie gleich in der Jugend Verſchwender waren. Rheinthal hatte mit Wildenſtein allen Umgang abgebrochen; als aber jener Finanzpräſident wurde, ſuchte ſich der Rittmeiſter wieder an ihn zu drängen. Rheinthal hatte vermöge ſeines Amtes bedeutende Kontrakte auf Kornlieferungen auf Rechnung des Staates abzuſchließen. Wildenſtein hatte Luſt, ſolche Lieferungen zu übernehmen. Dem Staate, ſo wie dem Finanzpräſidenten konnte es gleichgültig ſeyn, wer dieſe Lieferungen beſorgte, Rheinthal glaubte gegen den ehemaligen Freund nicht ungefällig ſeyn zu dürfen, Wildenſtein erhielt die anſehnlichſten Lieferungen, und ſammelte ſich bei dieſen Geſchäften ein höchſt bedeutendes Vermögen. Als Rheinthal in Unterſuchung gerieth, trieb Wildenſtein die Niederträchtigkeit ſo weit, daß er, als ihm die unterſuchende Kommiſſion verſprach, ſeinen Namen zu verſchweigen, einer der Hauptankläger des Finanzpräſidenten wurde, und eine Menge Lügen erſann, blos um ſich bei dem Herzoge und ſeinem ihn regierenden Günſtling gen eine gute Note zu machen. Von dem Allem erfuhr Rheinthal nichts, und es war alſo ſehr natürlich, daß er ſich in ſeiner dringenden Verlegenheit zuerſt an ſeinen vermeintlich treuſten Freund wandte, der ihm ſo ſehr viele Verbindlichkeiten hatte.

Rheinthal ſchrieb an Wildenſtein, ſchilderte ihm ſeine traurige Lage, machte ihn mit dem Plane bekannt, ſich nach Vallangen zu wenden, und bat zuletzt den reichen Freund dringend, um ein Anlehen von 100 Stück Louisd'or, die er ſeiner Zeit mit größtem Danke zurückzubezahlen verſprach.

Rheinthal glaubte nichts anderes, als daß Wildenſtein nach Leſung dieſes Briefes, ſogleich zu ihm eilen, oder wenn dieſes nicht möglich wäre, ihm wenigſtens einen Expreſſen ſchicken würde; allein es vergingen mehrere Tage, und der Rittmeiſter ließ nichts von ſich hören noch ſehen. Die Zeit drängte unſern Rheinthal, er konnte ſich die Sache nicht anders erklären, als daß Wildenſtein ſeinen Brief gar nicht erhalten hätte. Er ſchrieb zum zweitenmal; nun wurde endlich ſein Brief ebenfalls ſchriftlich beantwortet. Der Rittmeiſter ſtellte ſich untröſtlich über

Rheinthals traurige Situation, lobte aber die Wahl des neuen Vaterlandes und hatte ſeinem Briefe ein Empfehlungsſchreiben an einen ſeiner Onkel, einen gewiſſen Freiherrn von Marko-Eck, beigelegt, welcher als General und Adjutant bei dem Könige von Wallangen in Dienſten ſtand, und ein Günſtling deſſelben ſeyn ſollte. Dann bedauerte der Rittmeiſter unendlich, daß er die verlangten hundert Louisd'ors nicht vorſchießen könne, indem er ſich jetzt bei dem niedrigen Stande der Preiſe des Getraides ſelbſt in einer unbeſchreiblichen Geldverlegenheit befände, da er ſein ganzes Vermögen in Kornvorräthe geſteckt habe, welche nun unmöglich losgeſchlagen werden könnten, zuletzt wünſchte Wildenſtein dem armen Rheinthal noch eine glückliche Reiſe und ſchloß ſeine Epiſtel mit Verſicherungen ewigdauernder Freundſchaft. Nun, rief Rheinthal entrüſtet aus, wenn es mit dem Leben nach dem Tode keine andere Beſchaffenheit hat, als mit deiner ewigen Freundſchaft, dann iſt es ſchlimm genug!"

Er war ſchon im Begriffe, dem Undankbaren ſein Empfehlungsſchreiben nebſt einem bittern Billette zurückzuſchicken, da beſann er ſich doch noch eines Andern, und ſein gutes leichtgläubiges Herz miſchte ſich wieder in's Spiel. „Möglich iſt es doch, dachte er, daß Wildenſtein wahr geſchrieben hat, denn die Zeiten ſind hart, und die Kornſpekulanten haben in den neueſten Zeiten ſtarken Verluſt erlitten, müßte ich nicht ſo denken, ſo wäre der Rittmeiſter der niederträchtigſten Undankbarkeit ſchuldig, und die muß man keinem Menſchen zutrauen, wenn man nicht die evidenteſten Beweiſe hat, auch kann mir das Empfehlungsſchreiben an den Adjutanten des Königs erſprießliche Dienſte leiſten, dort, wo mich keine Seele kennt. Auf jeden Fall verdient Wildenſteins gute Meinung Dank.“

Er beurlaubte ſich ſchriftlich von dem feindlichen Freunde und dankte für das erhaltene Empfehlungsſchreiben.

Allein Rheinthals Lage war damit nicht verbeſſert. Die Zeit, während welcher die Herzoglichen Staaten zu verlaſſen, ihm angeſprochen worden war, rückte ihrem Ende immer näher. Fort mußte der Unglückliche einmal, dies war unwiderruflich beſchloſſen, unter den ſtatt findenden Verhältniſſen konnte der arme Rheinthal ſelbſt nicht wünſchen im Vaterlande zu bleiben, aber ihm fehlten alle Mittel zur Antretung der Reiſe. Sich an ſeine ehmalige Gemahlin, die Pockenſtein, zu wenden, dazu war er zu ſtolz, von ſeinen übrigen Freunden konnte er keine günſtigere Antworten erhalten, als er bereits von Wildenſtein erhalten hatte.

Einſam und nachdenkend ſaß der Verlaſſene, das ſorgenſchwere Haupt mit dem Arme ſtützend, in dem finſterſten Winkel ſeiner Stube; da pochte es plötzlich ziemlich ungeſtüm an die Thüre, und ehe ſich Rheinthal faſſen konnte, ſtand der alte Steinsberg vor ihm, deſſen Bekanntſchaft wir unter dem Namen: der böſe Major um die Zeit machen, als Rheinthals Vater geſtorben war.

Der Major Steinsberg war bald nach jener Begebenheit in den Ruheſtand verſetzt worden, weil ſeine Offenherzigkeit und ſeine eigene Art ſich zu benehmen, nachgerade anfing, der Thonländiſchen Generalität zu misfallen. Dieſer würdige Offizier hatte ſich in jener Zeit ganz von der Welt zurückgezogen, und war vergeſſen worden. Es iſt wohl kaum nöthig zu bemerken, daß ſein Erſcheinen in dieſem Augenblicke den armen Rheinthal in eine nicht geringe Verlegenheit verſetzen mußte, er war nicht vermögend, ſogleich Worte zu finden.

Der böſe Major nahm ſchweigend auf einem Stuhle Platz, betrachtete kopfſchüttelnd einige Minuten ſeinen unglücklichen blaſſen jungen Vetter, und fing erſt nach einer langen Pauſe an, denſelben alſo anzureden: Vetter! Sie wiſſen, daß ich immer Ihr geſchworner Feind war. Warum ich es war, dies wiſſen Sie ebenfalls, indeß werden Sie dem alten Steinsberg doch nicht die Niederträchtigkeit zutrauen, daß er blos hierher gekommen iſt, um ſich an dem

Anblicke Ihres Unglückes zu weiden, nein! wer ſo handeln könnte, der müßte ein ſchlechter Kerl ſeyn. — Ich habe mit Ihnen noch etwas wichtiges abzumachen, darum bin ich hier, allein Sie wiſſen Vetter! expectoriren muß ich mich bei jeder Gelegenheit, dies iſt nun einmal meine Art ſo.

Was ich Ihnen vorher geſagt hatte, dies war eingetroffen. Das eigene ſchöne väterliche Vermögen holte der Teufel, und Sie wußten nicht wo aus wo an, Sie ſaßen bis über den Hals in Schulden, und die Mutter hatte weder zu nagen noch zu beißen. Ich hörte davon, nun dachte ich: willſt doch ſehen, was der ſaubere Zeiſig nun machen wird. — Da heiratheten Sie die Pockenſtein, ich weiß es, um Ihre Ehre und die alte Mutter zu retten. Ich bin Ihr Feind, Vetter! aber das muß ich ſagen, hehl mich der Teufel! das war brav, denn lieber des Satans Mutter die Hand gereicht, als die Ehre verliehren, oder eine Mutter verhungern laſſen. Die Leute ſagen zwar, Sie hätten nimmermehr bei dem alten Beeſt geſchlafen, nun ich verdenke es Ihnen auch nicht, das Opfer war ſchon groß genug, mit der alten Dame zu leben.

Nun fingen Sie an, in ſich zu gehen, ein vernünftiger Menſch zu werden, bauten das Stammſchloß Ihrer Väter wieder — Alles recht brav! — allein nun mußte Sie der Teufel reiten, ſich der leidigen Federfuchſerei zu übergeben, und dem Hofdunſte zu huldigen. Sie machten Glück, wurden Präſident, hatten allerlei Fickfackereien im Kopfe, einige Leute behaupten, zuweilen auch vernünftige Gedanken; ich verſtehe den Teufel von all' dem Kram, aber daß Sie uns D—ck für unſer ohnehin weniges baares Geld geben wollten, dies mag Ihnen Gott verzeihn. Das Projekt fand dem Himmel Dank keinen Eingang, Sie erwählten das geſcheidteſte Mittel, und gingen auf's Land, um blutreinigende Mittel zu gebrauchen.

Das Zuſammenberufen der Landſtände brachte auch Sie nach Kallendorf zurück, Sie machten dem Schaafskopf, dem Bangemicim, eine Rede, die Fuß und Hand hatte, und dafür dankt Ihnen der gedrückte Bürger auch jetzt noch, indeß war es doch nicht recht, man muß nie hinter den Berg halten, hätten Sie, was zu sagen war, in Ihrem Namen geſagt, Reſpekt! doch entſchuldigen läßt ſich Ihr Benehmen doch einigermaßen, die verfluchten [illegible] hatten Ihnen alle Reputation geraubt. Nun ſey dem, wie ihm wolle, wir wollen den alten Quark nicht aufrühren, die Sache ging ſchief, und Sie ſteuerten auf eine Sandbank.

Nun ſind Sie in einer grenzenloſen Verlegenheit, und meine Schuldigkeit iſt es, nun zu helfen. Hören Sie weiter:

Ihr verſtorbner Vater ſtreckte mir einſt zur Zeit der Noth hundert Stück Louisd'ors vor. Ich fuhr ungefähr ein Jahr vor ſeinem Tode nach Rheinthal, um die Summe meinem Vetter und altem Kriegskameraden zurückzubezahlen. Ihr Vater erkundigte ſich nach Ihrer Aufführung, ich konnte aber nicht viel Tröſtliches berichten. Da ſeufzte der alte Mann, und redete mich alſo an: Vetter! ſprach er, mit mir wird es nicht mehr lange dauern, mein Sohn iſt ein Verſchwender und meine Frau iſt grenzenlos ſchwach. Mein ſchönes nach und nach geſpartes Vermögen wird vergeudet werden, wer weiß, ob es nicht ſelbſt dem Gute ſo gehen wird, und mein einziger reicher Erbe ſtirbt vielleicht als ein Bettler und ſeine Mutter in keinen beſſern Umſtänden. Du biſt ein ehrlicher Kerl, behalte die Summe, und wenn mein Auguſt einſt nackt und bloß daſteht, dann gieb ihm das Geld und väterlichen Rath, aber ja nicht früher, als bis die Noth am ärgſten iſt. Ich verſprach des Alten Willen zu erfüllen. Da Ihr Gut abbrannte, und als Sie in der traurigen Lage vor Ihrer Verheirathung ſich befanden, wollte ich Ihnen ſchon das Geld ausliefern, allein ich hielt immer noch zurück damit, weil es mir ſchien, als wenn Sie hundert Louisd'or doch nicht hätten retten können, und weil ich ahnte, daß Sie noch einmal in eine traurigere Lage kommen würden, als diejenige war, worin ſie damals ſich befanden.

Ich ſegne nun mein einſtiges Zögern, denn ſonſt könnte ich Ihnen nun nicht helfen. Hier haben Sie Ihr Geld ſamt Zinſen, und nun hören Sie meinen väterlichen Rath. Wenden Sie ſich nach Vallangen, dort giebt es eine brave Armee, ſchmeißen ſie den Gänſekiel hinter den Ofen, und greifen Sie wieder nach dem Degen, eine Anſtellung als Offizier in der Vallangſchen Armee wird Ihnen nicht entgehen, der politiſche Horizont iſt umwölkt, bald wird es Krieg geben, nehmen Sie ſich als ein braver Offizier und Edelmann, vielleicht blühe Ihnen noch ein Glück in Mavors Dienſte." Der Major hatte geendet. Voll hoher Rührung ſank Rheinthal an des Alten Bruſt. „Edler, edler Mann! rief er aus, Sie nennen ſich mein Feind, o was ſind Sie für ein edler freundlich geſinnter Feind, Sie erſcheinen mir als Schutzengel in der fürchterlichſten Lage meines Lebens".

Nun was iſt es denn weiter, fiel ihm der Major in die Rede, als daß ich Ihnen bezahle, was ich ſchuldig bin. Wollen Sie meinen Rath befolgen, und nach Vallangen reiſen?

„Ja, ja, rief Rheinthal, Sie haben in meiner Seele geleſen, alles, alles geſchehe, wie Sie es wünſchen.“

Nun gut, antwortete der Major, handeln Sie als ein Biedermann, und Gott wird helfen; wenn Sie alles verläßt, ſo ſchreiben Sie an Ihren Feind, den alten Major.

Mit dieſen Worten riß ſich Steinsberg los, und entfernte ſich ſchnell, um die eigne Rührung zu verbergen.

Es iſt doch eine ſonderbare Sache, ſagte Rheinthal zu ſich ſelbſt, als er allein war, mit den Freunden und den Feinden. Mit einem warmen, für die Freundſchaft ſo empfänglichen Herzen trat ich in die Welt. Wildenſtein wurde mein erſter Freund, und ich gab mich ihm ganz hin, mit allem Zutrauen der Jugend — und was verdanke ich dieſem Freunde? — er führete mich dem Spiele, der Schwelgerei, dem grenzenloſen Aufwande, dem Ruin in die Arme, er bemeiſterte ſich meiner ſo, daß ich ihn ſogar ſtatt meiner denken und handeln ließ, die eigne Kraft erſchlaffte, und ich wurde ein Sklave dieſes ſogenannten Freundes, zuletzt verkuppelte er mich mit einem alten Weibe, die das Unglück meines Lebens machte: am Rande des Verderbens läßt er mich vergebens um eine Hand voll Geld bitten, das iſt ein feindlicher Freund!

Jella und die Italiänerin verſicherten mich ſo oft einer ewigen zärtlichen Freundſchaft, und wie lange dauerte die Freundſchaft?— Antwort: bis meine Börſe leer war.

Schwindel, das Kraftgenie, nannte ſich einen uneigennützigen Freund, und ſeine Uneigennützigkeit koſtete mich zehntauſend Thaler.

Die Pockenſtein wollte zuletzt die mütterliche Freundin ſpielen, und verſprach, mich glücklich zu machen, die mütterliche Freundin ließ ſich ſogleich ſcheiden, als mir das Glück den Rücken kehrte.

Wie oft hat mich der Hofmarſchall an einem Tage ami und très cher ami! genannt. Als ich die Gunſt des Hofes verlohren hatte, war er der Erſte, der gegen mich intriguirte. Doch verzeihe ich ihm am eheſten, denn was läßt ſich von einem gewöhnlichen Hofſchranzen erwarten, und wenigſtens mißbrauchte er das ſchöne deutſche Wort: Freund nicht.

Schleich und Andere, die vom Hauſe aus feindlich gegen mich handelten, meine Schwächen aufdeckten, und unaufhörlich daran arbeiteten, mich zu ſtürzen, brachten mich zum Nachdenken, dieſes Nachdenken ließ mich fehlend einſehn und verbeſſern, führte mich zu einem gründlicheren Studium, ſpornte mich an, die eigne Kraft zu brauchen, welche Kraft die Schmeicheleien meiner feindlichen Freunde ganz eingeſchläfert hatten. Dieſe Feinde waren eigentlich freundliche Feinde.

Der böſe Major nannte ſich von jeher meinen Feind, und was ſollte ich beginnen, wenn ſich nicht dieſer edle Feind meiner jetzt angenommen hätte. Das iſt im eigentlichſten Sinne des Wortes ein freundlicher Feind.

Rheinthal reiſte in der Stille von Kallendorf ab. Er machte noch einen Abſtecher nach Rheinthal, noch einmal wollte er von ſeinem guten Werner, und ſeinem lieben Park, von allen ſeinen Schöpfungen Abſchied nehmen. Mit welch' wehmüthigen Empfindungen erfüllte ihn der Anblick des Schauplatzes ſeine Jugend, der Gefilde — welche ſeit Jahrhunderten die Rheinthale die ihrigen genannt hatten, und die nun ihm, dem ſpäten Sprößlinge dieſer alten Familie, durch ſeinen Leichtſinn für immer verlohren waren. Er brachte eine ſchöne herrliche Sommernacht in dem Parke zu, den er ganz nach dem Luiſenauer hatte anlegen laſſen. Sich wehmüthigen ſüßen Gefühlen überlaſſend, ſtarrte er nach der Terraſſe hin, und Luiſe.

die hohe Huldgeſtalt, die er nimmer vergeſſen konnte, und deren Bild er nie los wurde, ſtand vor ſeiner Seele. Es war ihm immer, als wenn er auf der Terraſſe eine weiße Geſtalt hin und her ſchweben ſähe, und als ob ermuthigende Saitenklänge ihm von dorther tönten. Dieſe Phantaſien goſſen einen, ihm ſelbſt unbegreiflichen, Troſt in ſein zerriſſenes Herz, und es war ihm immer, als ob ihm eine Stimme ſanft zurief: „du wirſt ſie einſtens wiederſehen.“—

Des andern Tages nahm er Abſchied von dem guten Werner, dem er ſo viel zu danken hatte. Lange lag er an der Bruſt des theilnehmenden tröſtenden Freundes, endlich riß er ſich gewaltſam los; einen thränenſchweren Blick noch warf er auf das ſchöne neuerbaute Schloß, und die wohlbekannten Triſten und Gefilde, — und dahin rollte der Wagen.

Gegen Abend kam er auf den Gebirgen an, welche Thonlands Grenze bildeten. Als er den Rücken derſelben erreicht hatte, ſtieg er aus dem Wagen, und befahl dem Kutſcher, voraus zu fahren. Noch einmal wollte er nach dem Vaterlande hinüber ſehn. Es war ein ſchwüler Sommerabend, ſchwarze Gewitterwolken hingen über die Gegend, und ſchwarz war Rheinthals Stimmung. Wie ein Spiegel ſtellte ſich ſeiner Seele die Vergangenheit vor. Rheinthal geſtand ſich, daß er jugendlich leichtſinnig und leidenſchaftlich gehandelt habe, allein die feſte Ueberzeugung wohnte ihm bei, daß er redlich zum Wohl ſeines Vaterlandes hatte beitragen wollen, und daß er keinen Verrath an demſelben begangen hatte. „Und doch, rief er indignirt aus, verbannt und geächtet! — Alle Beleidigungen und Unbilden, welche er von Schurken und Dummköpfen hatte erdulden müſſen, fielen ihm in dieſem Augenblicke bei. Mit wilden Blicken in die Ferne ſtarrend rief er in einer Art Verzweiflung:

Ingrata patria! nec ossa mea habebis. *) Ein heller, leuchtender Blitz zuckte durch den ſchwarzen Wolkenſchleier, ein Sturmwind erhob ſich, Rheinthal wandte den heimathlichen Fluren den Rücken, und eilte ſchnell die Berge hinab, die ihn vom Vaterlande trennten.

---

*) Stiefmutter biſt du Vaterland geweſen,
Mir — dem ſo zärtlich dich liebenden Sohn;
Doch will ich nicht in deiner Erd' verweſen
Und mein Gebein — nein; nicht ſey es dein Lohn.

Ende der erſten Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und ſtreben,
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

Schiller.

Rheinthal war in Krebsau, der Hauptſtadt des Königreichs Ballangen, angekommen, mit dem feſten Entſchluſſe, ſogleich Dienſte nachzuſuchen, als es ſeine Kaſſe nicht erlaubte, lange Zeit in Unthätigkeit zuzubringen.

Der erſte Schritt, den er unternahm, war, daß er zu Wildenſteins Onkel, dem General

Marko-Eck ging, um ſein Empfehlungsſchreiben abzugeben; er verſprach ſich viel von dieſem Gange.

Er fand in dem General einen abgemergelten, nicht mehr jungen, großen Mann, mit einem Geſichte, in welches Leidenſchaften aller Art tiefe Furchen gegraben hatten, und das eine fahle grauliche Haut bedeckte.

Der General empfing den Fremden mit kaltem Stolz, nahm ihm jedoch das Empfehlungsſchreiben ab, um es ſogleich zu leſen. Rheinthal ſtand ängſtlich vor dem Manne, auf welchen er alle ſeine Hoffnungen baute. Lavaters komparative Phiſiognomik war in früherer Zeit ſein Lieblingsſtudium geweſen, und er hatte noch immer die Gewohnheit, wenn er Jemanden zum erſtenmale ſah, die Geſichtszüge deſſelben nach den Grundſätzen dieſes Studiums zu muſtern. In des Generals Phiſiognomie glaubte er die Züge des Eſels und der Katze, und in ſeiner Haltung jene des Pfauen wieder zu erkennen. „O wehe, ſagte Rheinthal zu ſich ſelbſt, das deutet auf Dummheit, auf Bosheit und Stolz, wenn mich nur diesmal Lavaters Syſtem betrügt, ſonſt bin ich verlohren.

Unterdeſſen hatte der General den Brief durchgeleſen; er fragte, das Blatt gleichgültig auf den Tiſch werfend, mit einem raſchen, kalten Tone: was wollen Sie von mir?

Ueber dieſe Frage nicht wenig erſtaunt, bezog ſich der arme Rheinthal auf den Brief des Herrn Neven. „Ganz recht, ſprach der General, Wildenſtein ſchreibt mir, daß Sie ein unruhiger, verwirrter Kopf ſeyen, ein gefährlicher Jakobiner, ein dummdreiſter zudringlicher Neuerer. Rheinthal erſtarrte. — Wie, rief er aus, wäre es möglich! — Leſen Sie ſelbſt, antwortete der General, und reichte ihm Wildenſteins Brief hin; — kaum wollte er ſeinen Augen trauen, denn das vorgebliche Empfehlungsſchreiben war nichts mehr und nichts weniger, als — ein Uriasbrief.

O beiſpielloſe Niederträchtigkeit! — ſeufzte Rheinthal. „Verſchonen Sie mich, fiel ihm der General ſchnell ein, mit romanhaften Exklamationen, ich bin kein Freund davon. Uebrigens rathe ich Ihnen, je eher je lieber Krebsau zu verlaſſen, denn hier kommen Sie nicht an, dafür ſtehe ich Ihnen. Mit dieſen Worten drehte der General dem Supplikanten den Rücken, der lange noch betäubt auf ſeiner Stelle ſtehen blieb, ehe er ſich überzeugen konnte, daß dies Alles mehr als ein Traum geweſen ſey.

Wir können es uns nicht verſagen, hier unſere Leſer mit dem General Marko-Eck, der auf das Schickſal des Helden in der Folge einen nicht unbedeutenden Einfluß behauptete, näher bekannt zu machen.

Der Baron von Marko-Eck war aus einer ſogenannten alten guten Familie entſproſſen, und Dummheit, Stolz und Eigendünkel waren von ſeiner erſten Kindheit die Hauptcharaktere des Ehrenmannes, wozu ſich nach und nach eine ganz vorzügliche Neigung, ſich für wirkliche oder vermeinte Beleidigungen zu rächen, beigeſellte.

Marko-Eck war am Hofe erzogen worden, hatte ſich feine geſellſchaftliche Formen zu eigen gemacht, und ſo empörend arrogant er gegen Niedrige war, eben ſo ausgelernt war er in der edlen Kunſt, bei Hofe zu kriechen und zu ſchmeicheln.

Es konnte nicht fehlen, ein Verein ſolcher edlen Qualitäten mußte dem Baron am Hofe eine glänzende Karriere verſchaffen. Er ſtieg von Stufe zu Stufe, und wurde zuletzt General und erſter Adjutant des Königs, ohne je im eigentlichen Militair gedient, oder eine Kampagne mitgemacht zu haben.

Des Barons Bruder war beim Heere eines benachbarten mächtigen Fürſten als General angeſtellt geweſen, hatte ſeinem Herrn eine Schlacht nach der andern verlohren, wurde der Feigheit und der Verrätherei überwieſen, und als ein H————tt wohlverdientermaßen zum Teufel gejagt; deſſen ohngeachtet behauptete der Rollanaſche Marko-Eck, daß alle Marko-Ecks geborne Generale ſeyen.

Unſer Baron zählte ſechzehn Ahnen, und war daher Kommandeur eines Ordens; alle Edelleute mit wenigeren Ahnen, und ohne einen Stern auf der Bruſt, gehörten auf ſeinem Rangregiſter zur Kanaille, und wenn ihre Voreltern auch ſchon zu des Rothbarts Zeiten turnierfähig geweſen wären. Gegen den Namen Rheinthal hatten die Marko-Ecks einen eingefleiſchten Widerwillen; denn ein Rheinthal hatte vor funfzig Jahren einſt im Vallangſchen Dienſt geſtanden, entzweite ſich zu jener Zeit mit einem Marko-Eck, und gab demſelben eine Ohrfeige. Von jener Zeit her ſchrieb ſich der Marko-Eckſche Haß gegen die Rheinthale, der nicht geringer als jener war, welchen die Herren von Haldenbach, genannt Mordbrand, gegen die Grafen Wildeck hegten. *)

Alle dieſe Umſtände waren unſerm Rheinthal unbekannt, er erſchrak nicht wenig, als er ſie erfuhr, da er nun einſah, daß der vielvermö-

---

*) ſ. Minerva Jahrg. 1817: Roſaura und ihre Verwandte. Erzählung vom Baron de la Motte Fouquee.

gende Marko-Eck alles anwenden würde, ihm zu ſchaden, und ihn zu unterdrücken.

Schon dachte er daran, ſeinen Wanderſtab weiter zu ſetzen, da erneuerte er die Bekanntſchaft vieler Jugendfreunde, die mit ihm im Thonländiſchen Kadetteninſtitute waren erzogen worden, und die nun in Vallangſchen Dienſten ſtanden und zum Theil hohe Würden bekleideten. Viele dieſer Männer intereſſirten ſich lebhaft für Rheinthal und ſeine traurigen Schickſale, und verſprachen ihm Schutz und Zuſprache. Rheinthal machte gegen dieſe Freunde kein Geheimniß daraus, auf welchem Fuße er mit dem General Marko-Eck ſtehe. O! hieß es dann immer, der wird ſo viel nicht ſchaden, ſeine Macht iſt nicht bedeutend, ſeine Niederträchtigkeit iſt allgemein bekannt, und unſer guter, gerechter König geſtattet ihm keinen Einfluß, und duldet ihn nur, weil er ein guter Geſellſchafter iſt.

Dieſe Troſtgründe beruhigten Rheinthal wieder einigermaßen. Der König von Vallanſten liebte das Militair, und in dieſem Stand hoffte und wünſchte Rheinthal auch angeſtellt zu werden, da gerade derſelbe ſein eigentlicher Beruf war. Rheinthal war leidenſchaftlich für das Studium der höhern Kriegskunſt eingenommen, nur der kleinliche, elende Kamaſchendienſt war ihm ein Unding, welches ihn dort in Thonland bewogen hatte, die Militairdienſte zu verlaſſen. Selbſt als Finanzier war Rheinthal immer noch einigermaßen Soldat geblieben, das heißt: er las mit Begierde und Bedacht alle neue militairiſche Schriften, und prüfte mit Zartſinn die in denſelben enthaltenen Raiſonnements und Kombinationen. An mathematiſchen und geographiſchen Kenntniſſen fehlte es ihm keineswegs, und er war im Beſitz der nöthigſten Hülfswiſſenſchaften, ohne welche ein eigentliches fruchtbringendes Studium der höheren Kriegeswiſſenſchaft nicht denkbar iſt.

Aus Latiums alten Klaſſikern, aus der Geſchichte des Polybius, und aus vielen anderen ſchätzbaren Werken lernte er die Taktik der Alten kennen und beurtheilen. Lloyds, Tempelhofs, Tielkes Schriften, Vaubans oeuvres militaires, eine Menge taktiſcher und ſtrategiſcher Abhandlungen, militairiſcher Handbücher, kritiſcher Erzählungen merkwürdiger Feldzüge, Memoiren berühmter Feldherren u. dgl. hatte er früherhin verſchlungen, und dankte ihnen die Kenntniß der Grundſätze, nach welchen die Neueren den Krieg geführt hatten. Venturini, Jomini, Bülow, Voß und mehrere andere hatten ihn mit den Syſtemen der neuſten Kriegskünſtler bekannt gemacht. Nun beſchloß Rheinthal, ſelbſt ein militairiſches Werk zu ſchreiben. Verwegen war dieſer Entſchluß nicht zu nennen, denn ein Mann, der bei dem ſeltenſten Gedächtniſſe, bei vorzüglichen Talenten, dem beſten Beurtheilungsvermögen, ſolchen Vorkenntniſſen, und einer ſo ausgebreiteten Lektüre es wagt, in einer Sache als Schriftſteller aufzutreten, der er mit Vorliebe zugethan, den größten Theil ſeines Lebens und ſeiner Anſtrengungen gewidmet hat, der kann und muß etwas leiſten.

Rheinthal hoffte durch eine gediegene Arbeit dieſer Art die Aufmerkſamkeit des Vallangchen Königs und der Generalität auf ſich zu ziehen, und ſich eine ehrenvolle Anſtellung im Generalſtabe oder im Ingenieurcorps auszuwirken.

Mit raſtloſem Eifer ging er an die ſchwere Arbeit, Beiträge zur neuſten Kriegskunſt zu ſchreiben, welche neu und originell zugleich ſeyn ſollten. Rheinthal blieb dabei nicht ſtehen, er ſetzte zugleich funfzig von ihm gemachte neue militairiſche Erfindungen auf, unter welchen freilich viele nichts anderes als excentriſche Phantaſien, andere dagegen beachtungswürdige Fingerzeige waren, die gehörig geläutert Etwas thun konnten.

Statt der Quarrees und der gewöhnlichen Angriffskolonnen wollte Rheinthal den Schweinskopf und die Dreiecke der Alten, von welchen Polybius ſpricht, auch bei dem Fußvolke wieder eingeführt wiſſen; er ſuchte zu beweiſen, daß die Feuergewehre kein Hinderniß ſeyen, die keilförmigen, ſchneller und ſicherer in den Feind eindringenden Figuren anzunehmen, und daß das Deployiren noch ſchneller als auf den viereckigten Maſſen zu bewerkſtelligen wäre. Auch den furchtbaren Raben der Alten, ihre Katapulten u. ſ. w. wollte er, modificirt, Belagerten zu gebrauchen empfehlen.

Die leichten Wagen, deren ſich die Britten zu der Zeit an den Küſten bedienten, als ſie Landungen vom Feinde befürchteten, um die Infanterie ſchnell von einem zum andern Orte zu bringen, veranlaßten bei Rheinthal die Idee, der Armee mehrere Wagenkolonnen dieſer Art, alſo, im eigentlichſten Sinne des Wortes, eine fahrende Infanterie, beizugeſellen. Die Vortheile dieſer Einrichtung waren in die Augen ſpringend; bei Verfolgungen mußte die Wagen-Infanterie dem Feinde fürchterlich werden: zugleich waren dieſe Wagenkolonnen fliegende Forts, Brückenköpfe u. ſ. w. — Wollte die Armee eine feſte Poſition in irgend einem günſtigen Terrain nehmen, ſo ließ man die Wagen in einander fahren, einige Kanonen dazwiſchen, auf jedem Wagen ſelbſt befanden ſich ein Paar Doppelhaken, erlaubte es die Zeit, wurden um die Wagenburg Graben gezogen, ſpaniſche Reuter in Anwendung gebracht, ſo daß in wenig Stunden auf irgend einem Hügel eine Art von Feſtung darzuſtellen war, an welche ſich ein Flügel der Armee lehnen, und die mancherlei Vortheil ſtiften konnte. Nach der Rheintha'ſchen Theorie war die Deichſel an einem ſolchen Wagen durch eine andere paſſende Maſchine erſetzt, und eine Vorrichtung getroffen, nach welcher das Avanciren und Retiriren eines ſolchen Wagens nur eine Minute aufgehalten wurde, wenn auch feindliche Kugeln eins oder zwei der vorgeſpannten Pferde tödteten.

Mit der furchtbaren Waffe der Vor- und Jetztzeit, der Lanze nehmlich, wollte Rheinthal eine ſonderbar klingende Veränderung vornehmen. Er hatte nämlich eine Lanze erfunden, die er Musquetons-Pike nannte, und die wirklich dicht unter der eiſernen Spitze einen leicht gearbeiteten Musqueton haben ſollte, welcher durch eine Feder, die am Schafte herablief, losgedrückt werden konnte. Dieſer Musqueton ſollte mit mehreren Kugeln zugleich geladen und nur im entſcheidendſten Augenblick in einer ſehr kurzen Diſtanze losgedrückt werden. Freilich ließ ſich gegen die Rheinthalſche Musquetonslanze ſo manches einwenden, als: wie ſollte ſie geladen werden? würde die durch den Musqueton an der äußerſten Spitze nothwendig entſtehen müſſende Schwere nicht die Lanze zu ihrer eigentlichen Beſtimmung untauglich machen? ꝛc. ꝛc. Allein Rheinthals Theorie begegnete allen dieſen Einwürfen, und hatte nebenher eine philoſophiſche Tendenz. Denn, raiſonnirte er, zugegeben, daß mein Musquetonslanzier auch mit leerem Musqueton gegen den Gegner anſpringt, wird die gähnende dichtvorgehaltne Mündung allein denſelben nicht ſchon außer Faſſung bringen, und dem Musquetonslanzier ein Uebergewicht geben. Man erinnere ſich doch, daß in Rußland 1812 ein deutſcher Hautboiſt mit der Mündung ſeines Fogotts mehrere Koſacken in Reſpekt erhielt.

Den ſchweren Reuter wollte Rheinthal mit einer Art ſinnreicher Streitkolben bewaffnet wiſſen. Der Schaftkopf des langen Piſtols dieſes Kavalleriſten ſollte nehmlich in einen mit eiſerner ſcharfer Spitze verſehenen ſchweren Streitkolben verwandelt werden, jedoch den Krieger nicht hindern, mit dem Piſtol ſelbſt ordnungsgemäß anſchlagen und abfeuern zu können. Nach dem Schuſſe ſollte der Küraſſier vermöge eines gut eingeübten Handgriffes das Piſtol in die Luft werfen, und ſo fangen, daß er daſſelbe in der Gegend der Mündung in die Hand erhielte.

Zu weitläuftig würde es ſeyn, mehrere Rheinthalſche Ideen dieſer Art zu erwähnen, genug! er arbeitete ein volles Jahr, bis ſein

Werk und die ihm anhängende Beſchreibung der neuen Erfindungen im Manuſkripte fertig waren. Allein nun hoffte er auch die Früchte ſeines Nachdenkens, ſeiner angeſtrengten Arbeiten, und den Lohn für ſo manche durchwachte Nacht zu erhalten.

Er ließ ſich dem König von Ballangen vorſtellen, um Sr. Majeſtät zu eignen hohen Händen ſeine ausgearbeiteten Memoiren zu übergeben. Der König war ein guter herrlicher Menſch, aber kein Regent. Als ſchlichter Privatmann und Familienvater hätte er ſeinem Platze Ehre gemacht, aber als Monarch konnte er denſelben nicht ausfüllen, er fühlte das und die Regierung fiel in die Hände der Miniſter. Daß eine Miniſterialregierung in der Regel immer ein unheilbringendes Unding iſt, bedarf wohl keiner weitern Erörterung. Der König von Ballangen hätte ſo gern alle Menſchen glücklich geſehn, aber ihm fehlte die Kraft, zum Glücke der Menſchen beizutragen, oft verwandte er ſich fruchtlos für dieſen oder jenen Bittſteller bei den Miniſtern. Auch Rheinthal wurde von dem Könige gnädig aufgenommen, ſeine Ideen gefielen der Majeſtät, dem Supplikanten wurden goldene Berge verſprochen, und er verließ freudenvoll den gnädigen Monarchen.

Allein es verfloſſen Monate und Vierteljahre, und Rheinthal hatte noch immer keinen Beſcheid; nun wurde er dringend, mehrere ſeiner vornehmen Freunde verwendeten ſich für ihn, und endlich kam es doch nach Verlauf von Jahr und Tag dahin, daß eine vermiſchte aus vornehmen Offizieren aller Waffengattungen der Ballangſchen Armee beſtehende Kommiſſion den Auftrag erhielt, die Rheinthalſchen Erfindungen und Vorſchläge zu prüfen, und das Reſultat ihrer Prüfungen höhern Ortes einzuberichten.

Die Herren gingen mit Widerwillen an das Geſchäft. Sie fanden es im höchſten Grade ungereimt, daß ein ehmaliger Thonländiſcher Lieutenant weiſer als die ganze Ballangſche Generalität ſeyn wollte. Es läßt ſich leicht denken, was unter ſolchen Umſtänden für die Rheinthalſche Sache zu hoffen war.

Mit Abſicht wurden gerade jene wenigern phantaſtiſchen Rheinthalſchen Vorſchläge, die am wenigſten Stich hielten, ſorgfältig herausgehoben, um über ſie zuerſt abzuſtimmen. Sie wurden einſtimmig als unreife unausführbare belachenswerthe Hirngeſpinnſte verworfen, und die beſſern gehaltreichern Arbeiten wurden nun gar keiner Prüfung mehr würdig gehalten, ſondern ihr Verfertiger ohne weiteres für einen eingebildeten Thoren erklärt, welcher eine Demüthigung verdient habe. Einer der Herren Kommiſſarien trug ſogar darauf an, man möchte zu dem windigen Projektenmacher einen Arzt ſchicken, um unterſuchen zu laſſen, ob es auch in ſeinem Oberſtübchen richtig wäre. Der Bericht, welchen die Kommiſſion über Rheinthals ſogenannte Erfindungen, wie man ſie hieß, an den König erſtattete, konnte bei ſothaner Lage der Dinge nicht anders als im höchſten Grade nachtheilig für jenen ausfallen. Hätte Rheinthal einen neuen militairiſchen geſchmackvollen Kopfputz, ein neues Pulver zum Blankmachen, oder etwas dem ähnliches erfunden, ja dann wäre der Bericht vielleicht günſtiger ausgefallen, aber die Dinge, von welchen Rheinthal geſchrieben und geſprochen hatte, gingen eigentlich über den Begriffshorizont der Herren Unterſuchungskommiſſarien, kein Wunder alſo, wenn ſie nicht im Stande waren, dieſelben zu würdigen.

Die Entſcheidung, welche Rheinthal endlich mit Zurückgabe ſeiner Plane erhielt, war nichts weniger als ſchmeichelhaft. Nun meinten ſeine Freunde wieder: er habe doch wohl nicht den rechten Weg eingeſchlagen, er hätte müſſen vor der Unterſuchung alle Mitglieder der ernannten Kommiſſion beſuchen, und ihnen recht unverſchämt Weihrauch ſtreuen, dann hätte er ſich um die Fürſprache der Gräfin — —, um die Gunſt der Baronin — —, und um die Freundſchaft der Herrn X. Y. Z. bewerben müſſen.

Der arme Rheinthal ſeufzte: c'est tout comme chez nous.

Indeß hatte doch auch diesmal wieder das Benehmen ſeiner Feinde einen günſtigen Einfluß auf Rheinthal. Er wurde durch die Geringſchätzung, mit welcher die Unterſuchungskommiſſion ſeine Vorſchläge und neuen Erfindungen verworfen hatte, veranlaßt, alles noch einmal geſpannt und aufmerkſam durchzuſehen, und nun fand er freilich ſelbſt vieles, was er für ungereimt erkannte, doch wohnte ihm aber die feſte Ueberzeugung bei, daß das Urtheil der Kommiſſion im Ganzen ungerecht war. Er änderte in ſeinem Manuſkripte manches, und ſtrich vieles ganz weg. Das nun ſo gefeilte Werkchen bot er einem Buchhändler zum Drucke an. Der Marchand d'esprit hatte wirklich Luſt, es mit dem Dinge, wie er ſich ausdrückte, zu verſuchen, nannte aber ein ganz kleines Sümmchen, welches er an das Manuſkript wagen wollte. Rheinthal war empört, allein da er keinen andern Verleger ausfindig machen konnte, und ſich in dringender Noth befand, ſah er ſich genöthigt, dem Ehrenmanne das Manuſkript um den angebotenen Pappſtiel zu überlaſſen. Das Werk wurde gedruckt, und Rheinthal erlebte die Satisfaktion, daß ſeine Ideen, freilich ſehr durch die zweite Umarbeitung modifizirt, von dem gelehrten militairiſchen Publikum gerechter, als von der Ballangenſchen hochweiſen Militairkommiſſion beurtheilt ward.

Rheinthals Lage war nun wirklich nichts weniger als beneidenswerth. Die Hoffnung, in Ballangſchen Dienſten unterzukommen, war ſo gut als verſchwunden, die kleine Summe, welche ihm der böſe Major als eine angeblich noch rückſtändige Schuld ausgezahlt hatte, war nun auch längſt aufgezehrt, obwohl Rheinthal im höchſten Grade eingeſchränkt lebte, und er mußte nun ernſtlich an die Mittel denken, welche ihm in Zukunft die Subſiſtenz decken ſollten. Ermuthigt durch den erſten glücklichen Verſuch, beſchloß er, Schriftſtellerei zu ſeinem

Haupt- und Brodtſache zu machen, indem er dafürhielt, daß eine ſolche Beſchäftigung, auch als Erwerbzweig betrieben, doch für einen Menſchen ſeines Standes und in ſeiner Lage immer noch am honorabelſten bliebe. Aber hilf Himmel! auf welche Klippen ſtieß er nun. Unter ſechs Geiſterprodukten brachte er oft erſt das ſechſte unter nur einigermaßen erträglichen Bedingungen an den Mann, der Brodneid mehrerer Vallangſchen Schriftſteller von Profeſſion erwachte, und Rheinthal ſah ſeine Geiſterprodukte oft unmittelbar nach ihrem Erſcheinen auf die hämiſchſte und ungerechteſte Art bekrittelt, nicht ſelten ſtrich die ſtrenge Vallangſche Cenſur ganze Seiten in ſeinen Manuſkripten und noch obendrein meiſtens gerade die pikanteſten Stellen, wodurch denn freilich den Geiſteskindern die Seele genommen wurde, und nichts als ein Körper übrig blieb, der nicht auf allgemeinen Beifall rechnen durfte. Mit den Kniffen der Buchhändler nicht vertraut, ging es dem armen Rheinthal beinahe, wie einſt dem

Bauer, der einſt bei einem Juden den Rock verſetzte, hundert Procente pränumerando bezahlen mußte, und am Ende zu ſeiner größten Verwunderung bemerkte, daß er weder Geld noch Rock mehr hatte.

Alle dieſe Einflüſſe wirkten freilich nicht vortheilhaft auf Rheinthals Seelenſtimmung, allein ſie waren nicht im Stande, das Andenken und die Sehnſucht nach jener holden Geſtalt zu unterdrücken, die ihm, ein Engel des Lichts, vor Jahren im Luſtenauer Park erſchienen, und ſeit jener Zeit die Axe geblieben war, um welche ſich alle ſeine phantaſtiſchen Wünſche und ſeine einſamen Träumereien drehten.

Auf Andringen ſeiner Freunde mußte Rheinthal noch verſchiedentliche Verſuche machen, ſich eine Anſtellung im Vallangſchen Heere zu verſchaffen, allein ſeine Feinde, vorzüglich aber der Baron Marko-Eck, wußten alle dieſe Verſuche zu vereiteln, bis der Zufall als Rheinthals Freund auftrat, und ihm in einem Augenblicke verſchaffte, wozu er durch die eifrigſten Bemühungen mehrerer Monate und durch die Vorſprache mehrerer ſeiner vornehmen Freunde nicht hatte gelangen können. Rheinthal ging einſt in einem, in der Nähe der Reſidenzſtadt Krebsau gelegnen Luſtgehölze ſpatzieren, als ſich ein Sturmwind erhob, und dem Halbträumenden einen Hut vor die Füße trieb, den die Gewalt des Sturms einem Reiter vom Kopfe geriſſen hatte. Rheinthal hob den Hut auf, und ging mit demſelben dem Reiter entgegen, um ihm höflich ſein Eigenthum einzuhändigen. Der Reiter war der König ſelbſt, er pflegte häufig im ſchlichten Ueberrocke ganz allein ſpatzieren zu gehen oder zu reiten, auch konnte er dieſes dreiſt wagen, denn ſeine Perſon war bei dem Volke geliebt, und er hatte nichts zu befürchten.

Der König fragte Rheinthal ſehr gnädig um Namen, Verhältniß u. dergl. Ihn ſchon geſehn zu haben, konnte ſich Se. Majeſtät nicht erinnern. Der König ſchien übrigens mit den

Antworten des Befragten zufrieden zu ſeyn, und beſchied ihn den andern Tag zu ſich. Rheinthal ſah wohl ein, daß Alles darauf ankäme, dieſe Audienz und die Gnade des Königs zu benutzen, er war alſo nicht blöde, ſchilderte dem Machthaber mit lebhaften Farben die erlittenen traurigen Schickſale, und war ſo glücklich, das Herz des Großmächtigſten zu rühren, und zum Hauptmann à la Suite ernannt zu werden, ohne daß es Marko-Eck und ſeine übrigen Feinde zu hindern vermochten.

Die Offiziere à la Suite waren in der Ballangſchen Armee, Weſen ganz eigner Art. Sie trugen beſondere, von jener der übrigen Truppenabtheilungen ganz verſchiedene Uniform und hatten keine andere Beſtimmung und durchaus keine andere Arbeit, als bei großen Kirchen- und Hof-Feſten das Gefolge des Königs zu vergrößern, und auch dann ſtand es noch in ihrem Belieben, ob ſie dieſe ſchwere Arbeit verrichten oder nicht verrichten wollten. Das Corps der Offiziere à la Suite (gemeine Solbaten à la Suite gab es nicht)beſtand: Erſtens, aus Dummköpfen ganz verſchiedener Art, die aus der Armee hatten müſſen ausrangirt werden, weil ſie das ſchwere: rechts- und links-um nicht hatten begreifen können, es waren meiſt Leute aus den vornehmſten Ständen und ſie pflegten auch noch als Offiziere ihr volles Gehalt zu beziehn. Die zweite Klaſſe dieſes Ehrencorps machten ſogenannte Witzlinge und Raiſonneurs, meiſtens arme Schlucker, aus, die ſich hatten beigehn laſſen, militairiſche und taktiſche Bücher zu leſen und zu ſchreiben, Verbeſſerungen vorzuſchlagen u. ſ. w. Die Politik des Ballangiſchen Staates mochte ſolche unruhige Köpfe nicht in ihren Truppenreihen dulden, da bekanntlich wiſſenſchaftlich gebildete Offiziere nichts taugen, daher glaubte man auch dieſen gefährlichen Menſchen den Brodkorb hoch hängen zu müſſen, und ſie erhielten gewöhnlich nur den halben, oder auch gar keinen Gehalt, und lebten in der größten Dürftigkeit. Der dritten Klaſſe gehörten vornehme Kavaliers an, welche gern einen militairiſchen Charakter bekleiden, und Uniformen tragen wollten, ohne ſich den Chikanen des Dienſtes, oder gar der Gefahr des Todtſchießens ausſetzen zu dürfen. Daß dieſe Herren kein Gehalt erhielten, weil ſie nur honoris causa dienten, verſteht ſich am Rande. Noch gab es eine vierte Klaſſe unter den Helden à la Suite, welche aus ausländiſchen Abentheurern beſtand, die zwar nicht das geringſte Verdienſt um den Staat hatten, doch es aber auf gewiſſen Wegen dahin zu bringen wußten, daß ſie eine ſolche angenehme Anſtellung erhielten.

Dieſe Herren erfreuten ſich nicht nur des vollen Gehaltes ihrer Charge, ſondern ſie erhielten nach Umſtänden noch außer demſelben bedeutende Zulagen aus der Königl. Privatkaſſe.

Wir überlaſſen es übrigens unſern Leſern, in welche Klaſſe ſie den Hauptmann Rheinthal ſetzen wollen, welcher mit dem ganzen Gehalte angeſtellt war, und dieſe Gnade lediglich dem Hute des Königs zu verdanken hatte.

Rheinthal benutzte die ſorgenfreie und geſchäftsloſe Lage, in die er ſich nun plötzlich verſetzt ſah, zur Fortſetzung des angeſtrengteſten Studiums der Militairwiſſenſchaften, denn er hatte zu viel Delikateſſe, als daß er hätte ewig von einem Staate Gehalt ziehen wollen, ohne die Ausſicht zu haben, dieſem Staate ſeiner Zeit erſprießliche Dienſte leiſten zu können.

Einſt befand ſich Rheinthal in einer Geſellſchaft, in welcher mehrere fremde Kavaliere aus dem Fürſtenthume Pietu gegenwärtig waren. Die Rede kam auf den dortigen Hof, und Rheinthal konnte ſich nicht länger überwinden, er erkundigte ſich nach der Hofdame der Prinzeſſin, — nach Louiſen von Falkenried.

Die fremden Kavaliere fingen alle auf einmal an zu lachen, endlich nahm der Eine das Wort: „das Fräulein von Falkenried war das leichtfertigſte Mädchen, welches es giebt. Unſere liebenswürdige Prinzeſſin hatte mit ihrer galanten Hofdame viele Nachſicht, und verzieh ihr manches frivole und leichtſinnige Stückchen, endlich aber trieb es das Fräulein doch zu arg, ſie wurde vom Hofe entfernt, und lebt nun ungetraut mit einem kaſſirten Offizier, der als falſcher Spieler berüchtigt iſt". Der arme Rheinthal war nur mit Mühe im Stande, der Geſellſchaft die heftige Bewegung, welche dieſe Nachricht auf ihn hervorbrachte, zu verbergen, er wurde ſtill, und ſchlich ſich, ſobald es nur einigermaßen anging, davon.

Kein Schlag des Schickſals hatte den Hauptmann ſo hart getroffen, als der gegenwärtige. Alle ſeine ſchönen Träume und Schwärmereien ſtürzten plötzlich in ein Nichts zurück. Das Mädchen, das der Abgott ſeiner Seele war, deren Andenken ihn in allen Stürmen des Lebens aufrecht erhalten, ohne daß er die geringſten Anſprüche auf ſie hatte, das Mädchen, welches zu beſitzen er ſo glühend wünſchte, und die er gleich einem himmliſchen Ideal verehrte — dieſes Mädchen erſchien ihm jetzt — als eine gewöhnliche gemeine Dirne.

O man muß ja in einer ähnlichen Lage geweſen ſeyn, um Rheinthal und ſeinen Schmerz begreifen zu können.

„Wie, rief er aus, iſt es möglich, dieſes große unſchuldsvolle Auge, dieſer edle königliche Anſtand, die engelreinen Züge, die melodiſche Seraphinenſtimme, alle dieſe himmliſchen Vorzüge gehören einer Verworfenen an! nein, nein, fuhr er fort, es giebt keine weibliche Unſchuld, keine unbefleckte Huldgeſtalt, nun ſehe ich es klar ein.“

Rheinthal verſank nun in eine düſtere Schwermuth, ſeine Studien, ſein Stand, ſein ganzes Daſeyn ekelte ihn an, und ein finſterer Menſchenhaß zog in ſeine Bruſt ein. Auf einmal brachten Briefe aus Kallendorf eine höchſt unerwartete überraſchende Nachricht. Seine ehmalige Gemahlin, die Pockenſtein, war nach einem langwierigen Krankenlager geſtorben, man öffnete jetzt ihr, bei den Gerichten in optima forma deponirtes Teſtament, und zum nicht geringen Erſtaunen der Kallendorfer war der Verſtorbenen verbannter und geſchiedener Gemahl als Univerſalerbe in dieſem Teſtamente aufgeführt. Die Sache verhielt ſich alſo. der Hofmarſchall von Pfauenſchwanz und die übrigen Verwandten der Frau von Peckenſtein hatten ſich in ihrer letzten Krankheit als ganz gewöhnliche Erbſchleicher ſo plump benommen, daß ſie der reichen Tante höchſten Abſcheu auf ſich gezogen, das Schickſal des verbannten unglücklichen Gatten rührte das Herz der Sterbenden, und in einem Anfall von Haß gegen ihre Verwandten, und von Mitleid für Rheinthal erfüllt, machte ſie das bewußte Teſtament.

Eine ſonderbare Sache iſt es um das Glück. Vor zwei Jahren war Rheinthal ſo arm, als es nur ein Menſch ſeyn kann, und die augenblickliche Laune eines alten Weibes hatte ihm nun eine halbe Million zugeworfen.

Er vernahm gleichgültig die Nachricht ſeines Glücks, und ſie war nicht einmal im Stande, ihm ein leichtes Lächeln abzulocken, nur daß ſeine Mutter noch leben möchte, wünſchte der gute Menſch, weil er nun im Stande geweſen wäre, ihr den Herbſt ihres Lebens angenehm zu machen.

Der Herzog von Thonland hob nun ſogleich das Urtheil auf, welches Rheinthal ehmals aus ſeinem Vaterlande entfernt hatte, um den reichen Erben wieder in die Heimath zu locken; allein Rheinthal hatte nicht die geringſte Luſt, in die Heimath vor der Hand zurückzukehren, vertraute ſeinem würdigen Freunde, dem Prediger Werner zu Rheinthal, die Adminiſtration dieſes Gutes, ſo wie des ganzen übrigen großen Vermögens an, und blieb wo er war.

Nun fing der politiſche Horizont an, ſich zu umwölken. Die mächtigen Fürſten von Pickpack und die Könige von Vallangen ſtritten ſich ſchon ſeit Jahrhunderten um die kleine Provinz Stroheichen, auf welche jeder Theil die gerechteſten Anſprüche zu haben glaubte. Seit zwanzig Jahren war nun zwar Vallangen im ungeſtörten Beſitz von Stroheichen geblieben, allein nun hatte ein junger Regent den Pickpackſchen Thron beſtiegen, welcher ſogleich Stroheichen von Ballangen reklamirte. Es war dem jungen Fürſten dabei wenig um die kleine Provinz zu thun, allein er wollte eine Gelegenheit haben, ſich Lorbeern um ſeine jungen Schläfe zu winden, und da mußte man ja doch einen Krieg mit Haaren herbeiziehen. Der Ballangſche König war nichts weniger als kriegeriſch geſinnt, allein eine Provinz konnte man doch auch nicht ſo ganz gutwillig für nichts und wieder nichts dem Nachbar überlaſſen, und man mußte daher ſchon auf die Vertheidigung derſelben bedacht ſeyn. Noch unterhandelten die Herren mit den Federn, aber es war vorauszuſehn, daß bald die Schwerdter an deren Stelle treten würden, und die Ballangſchen Offiziere wetzten in Krebsau, zur Nachtzeit bereits ihre Säbel vor der Wohnung des Pickpackſchen Geſandten, da mußte es wohl Krieg werden.

Nun erwachte auch Rheinthal aus ſeiner melancholiſchen Lethargie. Nichts konnte ihm willkommener ſeyn, als — Krieg, denn in dieſem konnte er ja mit Ehren eine ihm verhaßte Exiſtenz los werden. Es hätte ihm nur ein Wort gekoſtet, ſo hätte er auf der Stelle eine Eskadron Ballangſcher Linientruppen erhalten, allein eine ſolche Anſtellung konnte den feurigen, genialiſchen, deſperaten Jüngling nicht reizen. In einer höhern Sphäre wollte er wirken, mit Ruhm bedeckt ſollte der Name Rheinthal verlöſchen. Er entwarf einen phantaſtiſch ſcheinenden, aber nicht unausführbaren Plan.

Das Fürſtenthum Pickpack und das Königreich Ballangen wurden auf der einen Seite durch das Fürſtenthum Moosland getrennt. Der Fürſt von Moosland hatte ſogleich bei der erſten Entſtehung der Mißverſtändniſſe zwiſchen Pickpack und Ballangen erklärt, daß er im Falle, wenn es zwiſchen dieſen beiden Mächten zu Feindſeligkeiten kommen ſollte, eine ſtrenge Neutralität beobachten würde. Dieſe Erklärung wurde von beiden Mächten angenommen, und hatte zur Folge, daß ſich ſogleich alle bis dahin an der Grenze des Fürſtenthums Moosland poſtirt geweſenen Pickpackſchen Truppen nach jenem entfernten Theile ihres Landes zogen, welcher unmittelbar an das Ballangſche Land ſtieß. Auf dieſen Umſtand gründete Rheinthal den folgenden Plan: er wollte ſich nähmlich nach Lüdberg, einer großen Handelsſtadt im Fürſtenthume Moosland begeben; dorthin wollte er ſich von ſeinem Vermögen alles ſchicken laſſen, was nur immer in der Schnelligkeit in Baarſchaft umzuſetzen war; wir wiſſen, welches bedeutende Vermögen Rheinthal durch den Tod der Frau von Pockenſtein geerbt hatte, und über welche große Summen er demzufolge diſponiren konnte; nun beſchloß er, dieſe Summen vor der Hand dazu anzuwenden, in Lüdberg im Stillen Soldaten anzuwerben und Kriegsvorräthe anzuſchaffen. Dieſen Vorſatz auszuführen, konnte ihm mit Geld durchaus nicht ſchwer werden, denn der Fürſt von Moosland hatte vor kurzer Zeit ſeinen Staat aus einem militairiſchen in einen unmilitairiſchen, oder beſſer geſagt, glücklichen verwandelt, und den größten Theil ſeiner Armee reduzirt. So ſehr das Land auch durch dieſe Maasregel gewann, ſo machte ſie doch manchen Unglücklichen, denn überall, wohin man im Fürſtenthume Moorland blickte, fiel das Auge auf reduzirte Offiziere und Soldaten, denen man ſogleich den Mangel und das Mißvergnügen anſehen konnte, und die gewiß jede Gelegenheit ergriffen, ſich wieder in Sorgloſigkeit und Thätigkeit verſetzt zu ſehen. Sich durch Geld im Beſitz von Kriegsvorräthen zu ſetzen, mußte in Lüdberg um ſo weniger Schwierigkeit haben, da es in dieſer großen Handelsſtadt von jüdiſchen und chriſtlichen Spekulanten wimmelte, welche für Geld ſchaffen, was man nur wollte.

Die Grenze, welche Moorland vom Pickpackſchen Fürſtenthum ſchied, beſtand aus einer Bergkette und ungeheuern Wäldern, welche ſich tief in das Pickpackſche Gebiet hinein erſtreckten. Alle ſeine in Lüdberg und der dortigen Gegend acquirirten Rekruten und Kriegsvorräthe wollte Rheinthal nach jenen Gebirgen und Waldungen hinſchicken, wo ſich dieſelben zerſtreut in den Dörfern, Waldhöhlen u. ſ. w. aufhalten ſollten. Bei dem wirklichen Ausbruche des Krieges wollte Rheinthal ſelbſt nach den Waldungen und Bergen hineilen, auf einem verabredeten Sammelplatz ſammeln, armiren, in ein Freikorps formiren, ſich als einen Vallangſchen Veteran erklären, und ſodann mit ſeinem Korps ſchnell in das Pickpackſche Gebiet einfallen. Da daſſelbe auf dieſer Seite von allen Truppen entblößt war, ſo mußte es ihm leicht werden, indem er wie ein deus ex machina erſchien, Schrecken und Verwirrung zu verbreiten.

Dieſe beſchloß er klug zu benutzen. Nicht weit von der Meersländiſchen Grenze lag eine Kreisſtadt, in welcher ſich viele Kaſſen, Waffenvorräthe und Aerarialgüter aller Art und von bedeutendem Werthe befanden; dieſe Kreisſtadt beſchloß Rheinthal ſchnell zu überrumpeln, alles herrſchaftliche Eigenthum in Beſchlag zu nehmen, einen Theil davon zur Vergrößerung und Verbeſſerung ſeines Korps zu verwenden, den andern aber ſchleunig nach Krebsau zu ſchicken, ſich dort über ſeine Schritte zu verantworten, und die Beſtätigung ſeines Korps und ſeiner Partiſanſchaft nachzuſuchen. Die ganze Unternehmung mußte, glücklich ausgeführt, Senſation erregen, und der Krebsauer Hof müßte mit Blindheit geſchlagen ſeyn, wenn er die ihm ſo ſehr zu ſtatten kommenden Wagniſſe eines ſeiner Offiziere nicht zu würdigen wiſſen würde; ſo urtheilte Rheinthal.

Bei der Pickpackſchen Armee mußte die Nachricht, daß ein Ballangſches Korps, wie vom Himmel gefallen, an der Moosländiſchen Grenze erſchienen, und im Rücken der Armee opèrire, ebenfalls große Befremdung erregen. Rheinthal konnte vorausſehen, daß ſogleich ein Pickpackſches Korps beordert werden würde, ihn zu vernichten, allein er konnte in dieſem Falle auch mit Recht erwarten, daß ihm von Ballangſcher Seite Truppen zur Unterſtützung geſendet werden würden, im Nothfalle konnte er ſich mit ſeinem Trüppchen auch in die Bergſchluchten und Waldungen werfen, und bei dem ſeinen Abſichten ſo günſtigen Terrain konnte er hoffen, es im kleinen Krieg gegen eine ſehr überlegne Macht eine Zeitlang auszuhalten.

Freilich konnte es ſich Rheinthal nicht verhehlen, die Ausführung eines ſolchen Planes war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, eine Menge vorzuſehender und nicht vorzuſehender Hinderniſſe konnten ſein Gelingen verhindern, und den verwegnen Abentheurer ſelbſt in die traurigſte Lage verſetzen; — allein grade die Ueberzeugung, ſo viele unüberwindlich ſcheinende Hinderniſſe beſiegen zu müſſen, ſpornten den Thatendurſt und die Ruhmbegierde des deſperaten Jünglings an.

Nachdem ſein Plan zur Reiſe gediehen war, forderte Rheinthal zur Unternehmung einer Reiſe in Privatangelegenheiten Urlaub nach der Moosländiſchen Stadt Lübberg. Ein ſolches Geſuch fiel in Ballangen um ſo weniger auf, da man es ſchon gewohnt war, zu ſehen, wie ſich die nicht wirklich angeſtellten Offiziere bei Kriegsausſichten aus dem Staube zu machen ſuchten, um ihre theuern Perſonen in Sicherheit zu bringen.

Rheinthal reiſete nach Lüdberg. Der Prediger Werner im Thonländiſchen, als Adminiſtrator ſeines Vermögens, hatte ſchon früher die Weiſung erhalten, ihm bedeutende Summen dahin zu ſenden. Die Gelder trafen pünktlich ein, und Rheinthal ging an die Verwirklichung ſeines ſonderbaren Plans. Es mußte mit großer Vorſicht zu Werke gegangen werden, denn wenn man ſchon Urſache hatte, zu vermuthen, daß der Moosländiſche Hof es im Stillen mit der Vallangſchen Parthei hielt, ſo würde doch ein Unternehmen, wie das Rheinthalſche, einmal verrathen, ſtrenge gerügt worden ſeyn. Rekruten zu engagiren hielt indeß, wie vorauszuſehen war, nicht ſchwer, denn Lüdberg war ein eigentlicher Sammelplatz von brodloſen Abentheurern jeder Art, und dergleichen Leute gehen leicht in gewagte

Unternehmungen ein, welche reiche Ausbeute verſprechen. Rheinthal ließ es an Verſprechungen nicht fehlen, und ſchonte ſein Geld nicht, welchem er es zu verdanken hatte, daß er nach Verlauf einiger Wochen ein Paar hundert Menſchen die Seinigen nannte, die alle einzeln nach der Pickpackſchen Grenze hin geſendet wurden, und dort mit feuriger Ungeduld der Dinge harrten die da kommen ſollten. Ein verarmter Moosländiſcher Edelmann, welcher ein altes verfallnes Felſenſchloß tief im Walde an der Grenze beſaß, wurde ins Geheimniß gezogen, nachdem man ſich ſeiner Ehrlichkeit verſichert hatte. Das Felſenſchloß des Kavaliers lag weit ab von der Straße, war nur eine Meile von der Pickpackſchen Grenze, und wurde oft Monate lang von keinem Menſchen beſucht, daher Rheinthal daſſelbe zum Sammelplatz ſeiner Schaar, und zum Aufbewahrungsort ſeiner Waffen beſtimmte. Ein unternehmender Jude, welcher einen ſtarken Korn- und Mehlhandel ins Ausland betrieb, verſtand ſich dazu, Waffen, Monturen, Munition, mit einem Worte, Kriegsbedürfniſſe aller Art, auf Rheinthals Rechnung herbeizuſchaffen, und ſie nach dem bezeichneten Felſenſchloß zu transportiren; die Mehlfäſſer wurden mit doppelten Boden verſehen, und verbargen ſo in ihrem Innern Bellonens Werkzeuge. Zum Glück war die Moorländiſche Acciſe von der Art, daß man ſie ohne Hexerei hintergehen konnte, und die Armaturen ꝛc. gelangten auf dieſe Art glücklich an den Ort ihrer Beſtimmung.

Mehrere Wochen waren nun verſtrichen, mehrere hundert Freibeuter lebten in den dichten Waldungen der Grenze, die Keller des Felſenſchloſſes waren mit Kriegsvorräthen aller Art hinlänglich gefüllt, — da traf endlich die von Rheinthal ſo ſehnlich erwartete Nachricht ein, daß die Pickpackſchen Truppen durch das Ueberſchreiten der Vallangſchen Grenzen die Feindlichkeiten förmlich eröffnet hätten. Rheinthal flog nach ſeinem Felſenſchloſſe, ſchnell und von allen Seiten wurden die engagirten Leute zuſammen gezogen, und ſo gut es in der Eile gehen wollte, in ein Korps formirt. Die Grundſätze, nach welchen Rheinthal ſeine Leute armirte, in den Waffen einübte u. ſ. w., waren wieder ſehr von der gewöhnlichen Art abweichend, neu, originell, und nie den gewöhnlichen Zweck aus dem Auge verlierend, allein es liegt außer dem beabſichtigten Bezirk dieſer Geſchichte, hierüber weitläufig zu ſeyn.

Gelehrten iſt gut predigen, ſagt das alte wahre Sprichwort, das die Möglichkeit erklärt, daß es Rheinthal gelingen konnte, in ſehr kurzer Zeit aus einem Haufen zuſammengeraffter Menſchen ein recht gut exerzirtes, und wohl diſciplinirtes, reſpektables Korps zu formiren, denn ſeine Leute waren größtentheils alte gediente Krieger.

Noch lag Rheinthal mit ſeiner Schaar ruhig in ſeinem Verſteck, da verkündigte ein unverbürgtes Gerücht, daß die Vallangſche Armee von der Pickpackſchen total geſchlagen worden ſey, und nur zu bald beſtätigte ſich dieſes Gerücht auf eine Art, daß man ſeine Wahrheit nicht mehr füglich bezweifeln konnte. Die Sache war übrigens ganz natürlich zugegangen, die Ballangſchen Heerführer ſündigten auf den verjährten Ruhm ihrer Armee, und glaubten den Feind nach denſelben Grundſätzen ſchlagen zu können, welche ihnen vor fünfundzwanzig Jahren geholfen hatten, indeß hatte ſich in dieſer Zeit in der Strategie und Taktik, wie natürlich war, vieles verändert, die Kriegswiſſenſchaft überhaupt hatte ſich mächtig vervollkommnet, die Pickpackſchen Offiziere, ebenfalls durch Schaden klug gemacht, waren nun mit der Zeit fortgeſchritten, und die Folgen konnten natürlicherweiſe nicht ausbleiben, ſie beſiegten eine Armee, die im alten Schlendrian durch die Thaten ihrer Urväter ſiegen wollte.

So niederſchlagend für Rheinthal als wahren Ballangſchen Patrioten die Nachricht von der Niederlage der Seinen auch ſeyn mußte, ſo ſchien ſie doch gerade für ſeine Abſicht nicht ganz ungünſtig zu ſeyn, denn es iſt ſonderbar aber wahr: für einen Partiſan iſt mehrere

Gelegenheit vorhanden, ſeine Kräfte und Verdienſte geltend zu machen, und größer iſt die Wahrſcheinlichkeit für ihn, ſeine Wagniſſe erkannt und belohnt zu ſehen, wenn die Hauptarmee, zu welcher er gehört, unglücklich iſt.

Rheinthal glaubte nun nicht länger zögern zu dürfen. Er ſetzte ſeine kleine Macht in Bewegung, und marſchirte mit derſelben, ſeinem frühern Plane getreu, gerade nach der Pickpackſchen Grenzhauptſtadt hin, auf welche er ſein Hauptaugenmerk gerichtet hatte. Die Depotmannſchaft des Feindes, welche in dieſer Stadt garniſonirte, wurde ſchnell über den Haufen geworfen, entwaffnet, und ſofort zur Beſitznahme aller Aerarialgüter geſchritten. Dieſelben waren von bedeutenderem Belange, als Rheinthal gehofft hatte, die Kaſſen fand er reichlich geſpickt und in dem Zeughauſe waren Kriegsbedürfniſſe aller Art und von der beſten Qualität vorhanden. Am willkommenſten waren unſerm kühnen Parthelgänger! die Kanonen, welche er bei dieſer Gelegenheit acquirirte, denn an Geſchütz dieſer Art hatte es ihm bisher ganz gefehlt, und ſeine Lage war von der Art, daß er die Erwerbung derſelben über Alles ſchätzen lernte.

Die geſchlagne Wallangſche Armee zog ſich eben nicht in der lobenswertheſten Ordnung hinter einen großen Strom an der nördlichen Gränze des Reichs zurück. Der König ſelbſt ſchlug mit einem kleinen Hofſtaat einſtweilen ſeine Reſidenz in einer kleinen Provinzialſtadt auf, und die Beſtürzung war allgemein.

In dieſer Lage erhielt der tiefgebeugte Monarch unvermuthet einen Kourier von unſerm Helden, welcher die errungenen Vortheile meldete und um Succurs bat. Der Wallangſche Hof war über die freudige Nachricht nicht wenig erſtaunt, denn man hatte von Rheinthals Partiſanſchaft nichts inne geworden, und die erhaltne Nachricht war der erſte lichte Stern, der durch die grauliche Finſterniß dämmerte.

Befinden ſich die gebietenden Götter dieſer Welt ſelbſt in großer Noth, pflegen ſie am gerechteſten zu handeln, dieſes war auch diesmal der Fall, Rheinthals Verdienſte wurden im vollen Maaße anerkannt, er erhielt ſogleich den Charakter als Obriſter und die Beſtätigung als Oberanführer des von ihm errichteten Freibeuterkorps. Obwohl die Stellung der Pickpackſchen Truppen die Kommunikation zwiſchen der Vallangſchen Hauptarmee und dem Rheinthalſchen Korps einigermaßen hemmte, fand man doch Mittel und Wege, dem kühnen Partiſan Mannſchaft, Waffen und andere nöthige Kriegsbedürfniſſe zuzuführen.

Rheinthals Truppenkorps vermehrte ſich von Tage zu Tage, denn der große Hauſe rennt der glücklichen Verwegenheit zu; unſer Held vollführte im Rücken der feindlichen Armee mehrere nicht unbedeutende Coups de main glücklich und raſch hintereinander, und bedrohte endlich mit ſeiner Schaar die große und wichtige Hauptſtadt einer feindlichen Provinz.

Allein nun wurde man auch bei der Pickpackſchen Hauptarmee auf den verwegnen Partiſan des Gegners aufmerkſamer, als der Fall bisher geweſen war, und man detaſchirte ein Korps, um Rheinthals glücklichem Beginnen ein ſchnelles Ziel zu ſetzen.

Bisher hatte es unſer Held nur mit Depotmannſchaften und Invalidenabtheilungen zu thun gehabt, allein nun gewann ſein Spiel einen viel ernſthafteren Charakter, denn eine ſeiner Schaar überlegne Abtheilung regulärer Truppen rückte gegen ihn an. Mit weiſer Beſonnenheit traf Rheinthal ſeine Anſtalten, und der Feind ſah ihn ſchlagfertig und aufs beſte geordnet in einer vortrefflichen Poſition. Nichtsdeſtoweniger hoffte der Anführer der Pickpackſchen Heeresabtheilung, mit dem feindlichen Partiſan und ſeinem zuſammengerafften, und, wie er irrigerweiſe wähnte, ſchlecht disciplinirten Haufen gar leicht und ſchnell fertig zu werden, und griff denſelben gleich voll ſtolzen Selbſtvertrauens an. Allein die Pickpacker fanden einen viel hartnäckigeren Widerſtand, als ſie geahnet hatten. Am erſten Tage zwar blieb das Treffen unentſchieden, des andern Tages aber gelang es unſerm Rheinthal, vermöge eines kühnen genialen Flankenmarſches, ſeinen Feind zu überflügeln, und auf allen Punkten zu werfen.

Eine wichtige ſtark befeſtigte Stadt öffnete ſich dem Sieger, und er hätte nun einen feſten Standpunkt gewonnen, von welchem aus er mit mehr Nachdruck und größerer Sicherheit zu operiren vermochte.

Der König von Vallangen verkannte keinesweges den Werth der neuen wichtigen Verdienſte, welche ſich ſein kühner vom Glücke begünſtigter Partiſan um den Staat erworben hatte, und Rheinthal ſah ſich bald mit Orden und andern unverkennbaren Zeichen der Allerhöchſten Gnade ſeines Herrn bedeckt.

Ueberhaupt wandte ſich die launiſche Kriegsgöttin nun auch im Allgemeinen auf die Seite der Vallangſchen Waffen, die Pickpackſch Armee erhielt verſchiedne Niederlagen, und wurde allenthalben

halben zurückgedrängt; nicht lange dauerte es, und Vallangens König zog als Sieger in ſeine Reſidenzſtadt Krebsau ein.

Rheinthal bekam in ſeinem feſten Poſten, welchen er mit Energie zu behaupten wußte, größere Ruhe als bisher, dagegen ein gar liebliches und intereſſantes Abentheuer anderer Art ſeine Muße auf eine angenehme Weiſe unterbrach.

Der Fürſt von Pintu war ein treuer Alliirter des Königs von Vallangen, und des Erſtern wenige Truppen ſtritten in den Reihen der großen Armee des Letztern.

Gerade als der Krieg zwiſchen dem Fürſten von Pickpack und dem Könige von Vallangen ausgebrochen war, befand ſich die jüngſte Tochter des Fürſten von Pintu (dieſelbe Prinzeſſin, deren Hofdame, Luiſe von Falkenried, Rheinthal einſt im Luſtenauer Park des Nachts den ſcharfen Zähnen eines wilden Bullenbeißers entriſſen hatte) kränklicher Geſundheitszuſtände halber in einem Bade, welches im Pickpackſchen Gebiete lag.

Indem der Krieg im vollen Gange war, und die Kriegsgöttin anfing, den Pickpackſchen Truppen den Rücken zu wenden, wollte die Prinzeſſin nach Hauſe ins Fürſtenthum Pintu zurückkehren. Ihr Weg führte ſie mitten durch die von Rheinthal geſchlagene Heeresabtheilung, welche nun anfing, auf einem andern Punkt ſich wieder zu ſammeln.

Nicht die geringſte Furcht führte der Umſtand in der Prinzeſſin Seele, denn wenn die Truppen ihres Vaters gleich mit dem Heere des Königs von Ballangen vereint gegen die Pickpacker dienten, ſo konnte es doch Niemand einfallen, daß dieſe die Feindſeligkeiten bis auf Fürſtentöchter ausdehnen würden. Zu ihrem nicht geringen Schrecken mußte die Prinzeſſin ſich indeß vom Gegentheile überzeugen; denn ſie wurde, als ſie die Pickpackſchen Vorpoſten auf ihrer Reiſe paſſiren mußte, angehalten und nach einem feſten Schloſſe gebracht, wo ſie ſtrenge bewacht wurde, denn man hoffte die Prinzeſſin von Pintu gegen einen von den Ballangern gefangeden Pickpackſchen General von hohem Range auszuwechſeln.

Durch ſeine geheimen Kundſchafter wurde Rheinthal wenigſtens von dem Vorfalle in dieſer Art alsbald unterrichtet, und er hielt es als Vallangſcher Offizier mit Recht für ſeine Schuldigkeit, einen ernſtlichen kühnen Verſuch zu machen, die Prinzeſſin Tochter eines Fürſten, der ein treuer Alliirter ſeines Königs war, den Händen des Feindes zu entreißen.

Er wählte aus ſeinem Korps die tapferſten und erprobteſten Krieger zu dieſem Wagſtück, und ſetzte ſich ſelbſt an die Spitze dieſes ſtarken Detaſchements, indem er die wichtige Expedition in eigener Perſon leiten zu müſſen glaubte.

Das Schloß, in welchem die Prinzeſſin von Pintu gefangen ſaß, lag drei Tagemärſche von der Feſtung entfernt, in welcher Rheinthal gerade ſein Hauptquartier genommen hatte. Zwar war die Veſte ſtark beſetzt, allein ſie ſtand, von wenigen Häuſern nur umgeben, mitten in einem dichten Forſte, und die Hauptheeresabtheilung der Pickpackſet war in einer ganz andern Gegend aufgeſtellt.

Wollte ſich Rheinthal alſo mit Wahrſcheinlichkeit ein Gelingen ſeines Plans verſprechen, ſo kam es darauf an, die Veſte unvermuthet mit einer überlegnen Macht zu überrumpeln, und die Prinzeſſin ſchneller in Sicherheit zu bringen, als die weiter entferntere Pickpackſche Hauptmacht ihn erreichen konnte, um ihm den wichtigen Fang wieder abzujagen. Alle dieſe Umſtände weiſe berückſichtigend, ſchränkte ſich Rheinthal auf forcirte Nachtmärſche durch die dichten, ihn mit ſeinen Soldaten verbergenden Wälder ein, Lebensmittel auf drei Tage führte man bei ſich, und ſo konnte man hoffen, daß die ganze Expedition bis zum Augenblick der Entſcheidung dem Feinde nicht verrathen werden dürfte.

Unſeres Helden Buſen pochte während des Marſches unaufhörlich gar ungeſtüm, und gar verſchiedne Empfindungen erhielten ihn in einer beſtändigen Unruhe. Ohngeachtet der ungünſtigen Nachrichten, welche Rheinthal einſt hinſichtlich der Verhältniſſe und des moraliſchen Charakters des Fräuleins v. Falkenried erfahren hatte, lebte das Bild jenes lieblichen Mädchens noch immer lebhaft in ſeiner Seele, und der Obriſt ſagte ſich hundertmal: wenn jene Nachrichten Verläumdung geweſen wären, wenn Louiſe noch nach wie vor als Hofdame um die Perſon der Prinzeſſin lebte, die hohe liebliche Huldgeſtalt, die ſie mir einſt auf Augenblicke nur im Luiſenauer Park erſchien.

Der Liebende glaubt ſchwer an die Schuld der Geliebten, und je mehr der Obriſt grübelte, deſto wärmer faßte er die Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit ſolcher Vermuthungen auf, und dieſe Phantaſien verſchafften ihm gar wonnigliche Augenblicke, wenn er gleich dann gar unangenehm erwachte, ſchrecklich aufgerüttelt durch gerechte Zweifel.

In der Morgendämmerung des dritten Tages kam Rheinthal in der Nähe des Schloſſes an, in welchem die Pintuſche Prinzeſſin gefangen gehalten ſeyn ſollte. Er ſah die Zinnen der alterthümlichen Burg, der nahe gelegne Wald aber verbarg ihn und ſeine Leute noch dem Auge des Feindes.

Gewaltig tobte das muthige Herz in des Helden Bruſt, kaum vermochte er ſeine Ungeduld zu beſiegen. Ungern geſtattete er ſeinen durch den langen Nachtmarſch angegriffnen Leuten eine nöthige kurze Raſt, und bald donnerte ſein Ruf die Krieger wieder auf. Schnell ordnete er die Schlachtreihe, und unter einem furchtbaren Geſchrei und dem Schmettern der Trompeten und Wirbeln der Trommeln ſtürzte die wuthentflammte Schaar über die kurze Ebne nach dem vom Feinde beſetzten Schloſſe hin.

Die Beſatzung war von der Nähe des Feindes nicht das geringſte inne geworden, und überließ ſich ſorglos der Ruhe. Bis ſie ſich aus dem Schlafe ermunterte, war ihr Rheinthal mit ſeinen Leuten auf dem Halſe; die Pickpacker leiſteten zwar einen ſchwachen unordentlichen Widerſtand, allein ſchon nach einer Viertelſtunde waren die Nallanger Herren und Meiſter des Schloſſes.

Mit zitternder Stimme fragte Rheinthal nach den Gemächern der Prinzeſſin, man wieß ihn zurecht, er ſtürzte die Treppe hinauf, die dringenden Umſtände erlaubten nicht, ſich hier lange mit Förmlichkeiten aufzuhalten, er klopfte raſch an die Thüre des bezeichneten Gemaches und trat raſch ein.

Eine junge Dame in geſchmackvollem Morgenanzuge trat ihm entgegen, ihr Aeußeres trug Spuren des Schreckens an ſich, welche der unvermuthete Ueberfall verurſacht haben mochte, der Oberſt fixirte die Dame ſcharf, o Himmel! wer ſchildert des Offiziers freudiges Erſtaunen, es unterlag keinem Zweifel mehr, die Dame war — Louiſe von Falkenried.

Auch die Dame ſchien bei dem Anblicke des Offiziers freudig überraſcht. Eine lange Pauſe erfolgte, beide Theile waren zu zerſtreut und befangen, um ſogleich ſprechen zu können; endlich nahm die Dame zuerſt das Wort, mit einem etwas zweifelhaften Blicke fragte ſie: Wem denn verdanke ich meine Rettung? „Ich bin der Obriſt Rheinthal", antwortete dieſer. — Eine ſchnelle Röthe überflog der Dame holdes Geſicht. „So habe ich mich, rief ſie raſch aus, denn doch nicht geirrt! der Zufall, Herr Obriſt, ſcheint Sie zu meinem Schutzgeiſte erſehen zu haben, zum zweitenmal nenne ich Sie meinen Retter aus großer Gefahr. — Erinnern Sie Sich wohl noch des Luiſenauer Parks?" —

Wie ſollte ich nicht, erwiderte Rheinthal, der nun auch wieder zu einiger Faſſung gelangt war, nie werde ich jene, nie dieſe Stunde vergeſſen.

Nun verſtändigte man ſich, dann aber fragte der Obriſt: wo iſt die Prinzeſſin? — es iſt nöthig, daß ich ihr aufwarte, denn keine Stunde iſt zu verlieren, ich muß eilen, die Prinzeſſin an einen ſichern Aufenthaltsort zu bringen.

Das Fräulein ſchwieg eine Minute, wie es ſchien, betroffen, dann erklärte ſie aber beſtimmt und feſt: „die Prinzeſſin iſt längſt in Sicherheit, ſie iſt nicht hier, und war es auch niemals. — — Voll Erſtaunen blickte der Obriſt das Fräulein eine Zeitlang an, dann ſprach er: Mein Fräulein! ich bitte, löſen Sie mir dieſes Räthſel, ich ſelbſt bin es zu thun wahrlich nicht im Stande. Zuverläßige Kundſchafter brachten mir die Nachricht, eine Pintuſche Prinzeſſin werde hier gefangen gehalten; nach der glücklichen Einnahme dieſes Schloſſes bekam ich ſelbſt einen Diener in der Pintuſchen Hoflivree zu Geſichte, ich frage ihn nach den Apartements ſeiner Durchlauchtigen Gebieterin, und der Mann wieß mich nach dieſen Zimmern, und zwar mit den Worten: „Hier wohnt unſere Prinzeſſin“.

Lächelnd erwiederte hierauf das Fräulein: „Und doch, mein Herr Obriſt, muß ich Sie noch einmal verſichern, daß in dieſer Veſte keine Prinzeſſin hauſet. Meinen Namen und Stand kennen Sie bereits, und meiner alten Kammerfrau werden Sie, wenn Sie dieſelbe zu Geſicht bekommen, es leicht anſehen, daß ſie nicht aus Fürſtlichem Geblüte abſtammt, außer uns Weiden aber befindet ſich im Schloſſe kein Frauenzimmer, doch bin ich mit Vergnügen bereit, meinem Retter den ganzen Irrthum aufzuklären. Hören Sie: Meine Durchlauchtige Gebieterin, die jüngſte Prinzeſſin von Pintu, befand ſich gerade in einem Bade im Gebiete des Pickpackſchen Fürſtenthums, als der unſelige Krieg ganz unvermuthet ſeinen Anfang nahm. Doch ſetzten wir ungeſtört und ruhig unſere Badekur fort, bis wichtige Familienverhältniſſe die Prinzeſſin nöthigten, ſchleunig an den Hof ihres Durchlauchtigen Vaters zurückzukehren. Der Weg führte uns durch die Pickpackſchen Vorpoſten, mir ahnte Gefahr, und meine inſtändigen Bitten bewogen endlich die Prinzeſſin, immer eine Station vorauszufahren, und mich, die ich für die eigentliche Prinzeſſin gelten mußte, allenthalben anzukündigen. Es traf Alles pünktlich ein, wie ich das vermuthet hatte, man ließ meine Gebieterin unter dem erborgten Namen ruhig paſſiren, mich aber hielt man an, und brachte mich in dieſes Schloß als Gefangne.

Anfangs entdeckte ich unſern Feinden ihren Irrthum nicht, damit meine Gebieterin nicht verfolgt werden möchte, dann aber hielt ich es auch in der Folge noch immer am gerathenſten, meine hohe Rolle fortzuſpielen, weil ich als Prinzeſſin eine achtungsvollere Behandlung erwarten konnte.

Das Fräulein ſchwieg. Freilich verwunderte ſich der Obriſt nicht wenig über den abentheuerlichen Zuſammenhang des Ereigniſſes, indeß war es ihm in Geheim lieber, die Dame ſeiner Seele als hundert Prinzeſſinnen gerettet zu haben.

Es waren nun bereits fünf Jahre verfloſſen, ſeit Rheinthal Louiſe von Falkenried zum erſtenmal geſehen hatte, die kindliche Geſtalt des jungen Mädchens war der bedeutſamern der hehren Jungfrau gewichen, jedoch unbeſchadet der lieblichen Zartheit, welche unſern Jüngling ſchon dazumal mit unwiderſtehlicher Gewalt zu dem holden Mädchen hinzog. Jener Verläumdungen, welche einſt Pintuſche Kavaliere auf Louiſe von Falkenrieds Namen zu häufen gewagt hatten, gedachte Rheinthal jetzt mit dem tiefſten Unwillen, denn ſchon der Umſtand widerlegte dieſelben, daß das Fräulein nach wie vor als begünſtigte Hofdame in der Prinzeſſin Dienſt ſtand, und wie hätte er die hehre Huldgeſtalt, deren großes blaues Auge ihn ſo feſt und unſchuldsvoll anblickte, auch nur eines ſträflichen Leichtſinns, vielweniger einer entehrenden Schuld für fähig halten können; er gedachte bei ſich der herrlichen Worte, welche er auf das Fräulein anwendete:

Sey keuſch wie Gold, ſey rein wie Schnee,
Du wirſt der Verläumdung doch nicht entgehen;
Doch laß Dir dies zu Deinem Troſte ſagen:
Die ſchlechteſten Früchte ſind es nicht, an denen Weſpen
nagen.

Uebrigens hätte er es um keinen Preis über ſich gewinnen können, mit dem Fräulein von den üblen Gerüchten zu ſprechen, welche über ihre Perſon zu ihm gelangt waren. Er ſchwur es aber ſich ſelbſt, die beleidigte Ehre des Fräuleins nach beendigtem Feldzug an ihren Verläumdern blutig zu rächen.

Man hielt ſich nur kurze Zeit im Schloſſe auf, dann gab der Obriſt das Zeichen zum Aufbruche, wohl fühlend, ihn würde ſo lange alle Ruhe meiden, bis er ſeinen errungenen köſtlichen Schatz in vollkommener Sicherheit wüßte.

Rheinthal übergab vor der Hand die Führung der Truppen einem andern Officier, und ſetzte ſich mit dem Fräulein in einen Reiſewagen. O wie wohl ward ihm zu Muthe! dicht neben ihr ſaß er nun — neben der Göttin ſeines Herzens, die er ſchon aufgeben zu müſſen geglaubt und deren Andenken ſo oft ſein Herz gebrochen hatte.

Ihr voller runder Arm ruhte an dem ſeinigen, jeder Ruck, den der Wagen erhielt, brachte ſie mit ihm in enge Berührung, und ihr ſüßer aromatiſcher Athem vermiſchte ſich in der verſchloſſenen Kutſche mit ſeinem heißen Hauche.

Während der Reiſe erzählte der Obriſt dem Fräulein die Schickſale, welche er in der neuern Zeit erlebt hatte, und die unverkennbare innige Theilnahme, mit welcher die Dame die Erzählung anhörte, that dem Offizier unbeſchreiblich wohl.

Glücklich erreichte man jene Feſtung, in deren Beſitz der Obriſt ſeit einiger Zeit ſchon war, und in der er ſich vor der Hand geſichert hielt vor der überlegenen Macht des Feindes, welche ſich nun wieder in jener Gegend ſammelte.

Das vereinigte Vallangſche und Pinuſche Heer erfocht nun einen Sieg nach dem andern, und näherte ſich, immer vordringend, den Pickpackſchen Grenzen beinahe auf allen Punkten mehr und mehr. Mit Wahrſcheinlichkeit konnte Rheinthal vorausſehen, daß in wenigen Tagen die freie Kommunikation zwiſchen ſeiner kleinen Schaar und dem großen Heere ſeines Königs hergeſtellt ſeyn würde, und er beſchwor das Fräulein von Falkenried, dieſen Zeitpunkt abzuwarten, um bei der Fortſetzung ihrer Reiſe ſich nicht neuen Gefahren auszuſetzen. Zwar ließ ſich die Dame dieſen Aufſchub gefallen, machte aber zugleich zur Bedingung: der

Obriſt Rheinthal möchte weder von ihrer Gefangenſchaft, noch von ihrer Befreiung das geringſte an ſeinen Souverain, und noch viel weniger dem Fürſten von Pintu melden, obwohl der Obriſt durchaus nicht einſehen konnte, aus welchem Grunde das Fräulein ſo angelegentlich ein Ereigniß verſchwiegen wiſſen wollte, deſſen Bekanntmachung ihr eigentlich zur größten Ehre gereichen mußte, da ſie ſich mit einer, an Damen ſeltenen, Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit für die Gebieterin aufgeopfert hatte, nahm er doch keinen Anſtand, unbedingt in ihr Begehren zu willigen, beſonders da dieſes unbeſchadet ſeiner Pflicht geſchehen konnte, indem doch die Befreiung einer Dame, welche einige Tage an der Fortſetzung ihrer Reiſe verhindert worden war, eben kein Gegenſtand war, von dem man glauben durfte, daß er für kriegführende Monarchen von einem beſondern Intereſſe hätte ſeyn können.

Die Umſtände verſammelten nun unſern Helden mit ſeiner muthigen Schaar nach einem erfolgreichen Wirken zu einer anhaltenden Wäſſerruhe, und Rheinthals einziges und unausgeſetztes Streben blieb es nun, ſeinem lieblichen Gaſte den Aufenthalt in der Feſtung ſo angenehm als möglich zu machen.

Wenn gleich der Eindruck, den das Fräulein bei ihrem erſten zufälligen Zuſammentreffen im Luſtenauer Park mit Rheinthal, auf denſelben machte, heftig und unauslöſchbar war, ſo hatte der Obriſt blos aus wenigen Worten der Dame Gelegenheit genommen, die feſte Meinung von der Vortrefflichkeit ihrer Seeleneigenſchaften zu faſſen; allein zu der feſten Ueberzeugung, wie hell und aufgeklärt ihr Verſtand ſey, konnte er erſt jetzt bei häufigerer Unterhaltung mit ihr gelangen.

Die längſte Zeit des Tages brachte der Offizier, in ſofern es der Anſtand erlaubte, bei der Dame zu, das Fräulein vermochte es nicht, dem Manne, dem ſie viele und große Verbindlichkeiten hatte, abſchreckend zu begegnen. Louiſens Liebenswürdigkeit bezauberte unſern Rheinthal

thal von Stunde zu Stunde mehr, und er überließ ſich mit aller jener Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft für die Dame, welche ſeinem Charakter und ſeinem Temperamente eigen war. Zu verzeihen war es übrigens dem Obriſten wohl, wenn er ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, als Gatte zum Beſitz des geliebten Fräuleins zu gelangen. Seine frühern Bande waren gelöſet, ſein Stand und ſeine Charge berechtigten ihn ebenfalls, um die Hand der Dame werben zu dürfen, und Louiſe hatte ihm mit liebenswürdiger Naivität geſtanden, wie bis jetzt ihr Herz noch frei ſey.

Freilich war auch der Eindruck ſichtbar, den der tapfere glühende junge Mann von der feinſten Geiſtesbildung auf das Fräulein hervorbrachte; aber wohl bemerkbar, wenn ſchon nicht erklärlich war es zugleich, daß Louiſe ſich nicht geringe Mühe gab, die eigene zärtliche Neigung zu unterdrücken, und jede Erklärung ängſtlich zu vermeiden. Allein zu heftig war des Offiziers Leidenſchaft, als daß ſie nicht bald ſich wohlthätige Luſt machen können. Eines Abends, nachdem das Fräulein ſich vergeſſen zu haben ſchien, und ſich zutraulicher und liebevoller als ſonſt mit dem Obriſten unterhalten hatte, blieb Rheinthal nicht länger Herr ſeiner Leidenſchaft, er ergriff des Fräuleins Hand, drückte ſie heftig an die hochfliegende Bruſt, und in einem weichen unbeſchreiblich rührenden Ton ſtammelte er die Worte: O Louiſe, wie lieb ich Dich! nein, ohne Dich vermag ich nicht zu leben! — Die junge Dame erblaßte, dann ſtürzte ein Thränenſtrom aus ihren ſchönen Augen, und ſchluchzend rief ſie tief bewegt aus: Unglücklicher! fliehen Sie, nie, nie — kann ich die Ihrige werden.

Wie vom Blitze gerührt taumelte der Offizier zurück, lange dauerte es, ehe er wieder einige Faſſung gewann, und das Fräulein fuhr fort heftig zu weinen.

Vom Seelenſchmerz ſchwer gebeugt ſprach der Offizier ſehr kleinmüthig: Wäre es möglich, mein Fräulein, liebten Sie trotz ihren Verſicherungen des Gegentheils ſchon einen anderen Mann? —

Dieſe Worte wirkten heftig und unwiderſtehbar auf das bewegte Mädchen; ſich ganz vergeſſend rief ſie aus: Auguſt, mein Auguſt! ich liebe nur Dich, nie werde ich außer Dir einen Mann lieben.

Mit dieſen Worten ſchien ſich dem Obriſten der Himmel zu öffnen, er ſank an Louiſens Buſen, die zarten runden Arme der Dame umſchlangen ihn — Mund auf Mund, Auge in Auge entrückte eine lange Pauſe die Glücklichen der Erde.

Endlich erholte ſich das Fräulein wieder aus dem Taumel, in welchen ihr tobendes Gefühl ſie geſtürzt hatte: ſanft entwand ſie ſich des geliebten Mannes Armen, ihre Thränen ſtrömten neuerdings, und mit einem langverhaltenen Seufzer brach ſie wieder in die Worte aus: und doch kann ich, ach! — nie, nie Ihnen angehören

Rheinthal fuhr auf, gleichſam als, wenn ein hämiſcher Dämon dräuend geſucht hätte, ihn aus dem Eliſium zu ſtürzen. Zernichtet durch die furchtbaren Worte, ließ er matt ſein Haupt in die hohle Hand ſinken, und erſt nach einer langen Pauſe ſprach er ziemlich kleinlaut: Aber, mein Fräulein, Sie ſcheinen die heißen Gefühle meines Herzens zu theilen, Ihr eignes Herz iſt frei, und doch — wie ſoll ich das Räthſel deuten?

Luiſens Geſicht verzog ſich in ein krampfhaftes Lächeln, ein Paar Thränen drangen aus den großen himmelblauen Augen, mit einem ungemein ſeelenvollen Blicke und in einem rührenden ſchmerzbewegten Tone rief ſie aus: Dringen Sie nicht weiter in mich, guter August! — unſer Unglück iſt entſchieden, nie, nein nie kann ich Ihre Gattin werden, und nimmermehr ſollen Sie aus meinem Munde das unüberſteigbare Hinderniß erfahren, welches einen undurchdringlichen furchtbaren Koloß zwiſchen uns gewälzt hat. Begnügen Sie ſich, armer Freund, mit dem Bekenntniſſe, fuhr das Fräulein fort, indem ſie unter Thränen hold lächelnd dem Obriſt ihre ſchöne Hand reichte, ja begnügen Sie ſich mit der innigen Verſicherung, daß ich ewig nur — Sie lieben werde.

Rheinthal ſchwebte nun zwiſchen Himmel und Hölle. Noch oft unterlag nach dieſer Szene die zarte Huldgeſtalt dem heftigſten aller Gefühle, denn der Offizier war des Mädchens erſte Liebe; noch oft lag ſie an des geliebten Mannes Bruſt, und das brechende, in Thränen ſchwimmende Auge ſagte ihm: ſie liebt dich unausſprechlich! Allein wollte der Unglückliche recht innig den ſüßen Wahn umfangen, da klang das ſchreckliche: Nie, nie kann ich die Deine werden, wieder in ſeine Ohren.

Hier waltete ein furchtbares Geheimniß, aber trotz aller Mühe, welche ſich der Obriſt gab, konnte es ihm nicht gelingen, den dunkeln Schleier zu lüften, welcher es verhüllte.

Ein Paar Wochen waren entſchwunden, zwiſchen Wonne und Schmerz, da geſchah, was der Obriſt vorausgeſehn hatte: eine freie, ununterbrochne Kommunikation zwiſchen ſeinem Korps und dem Vallangſchen Heere war hergeſtellt.

Nun machte das Fräulein ſchleunig Anſtalten zur Abreiſe, nicht einen Tag länger verſicherte ſie, verweilen zu dürfen. Man erlaſſe mir die Trauer und den tiefen Schmerz näher zu ſchildern, welcher die zärtlichen Liebenden bei der Trennung erfaßte; lange lag ſie an Auguſts Bruſt, denn man ſchied, um ſich vielleicht nie wiederzuſehn. Der Obriſt bat das Fräulein dringend, ihr ſchreiben zu dürfen, nach einem kurzen Nachdenken geſtand ſie es zu. Doch, ſprach ſie, adreſſiren Sie die Briefe nicht unmittelbar an mich, ſondern an meine alte Kammerfrau; den an mich eingeſchloſſenen wohlverſiegelten Brief überſchreiben Sie blos mit den Worten: an Louiſen.

Bald nach des Fräuleins Abreiſe erhielt der Obriſt den Befehl, mit ſeiner Schaar zu der Vallangſchen Hauptarmee zu ſtoßen, allein dieſer

Ordre ſogleich Folge zu leiſten, grenzte beinahe ans Reich der Unmöglichkeit; der Obriſt hatte, die Stellung des Feindes zu rekognosciren, verſchiedne Streifparthien ausgeſendet, deren Rückkunft nothwendig abgewartet werden mußte, bevor an den Aufbruch des ganzen Korps vernünftigerweiſe gedacht werden konnte; eben ſo erheiſchte es die Klugheit des Heerführers, die Hauptwerke des ſtarkbefeſtigten Ortes, welche man bisher inne gehabt hatte, wenigſtens einigermaßen zu demoliren. Dieſe und andre Urſachen machten es unſerm Rheinthal geradezu unmöglich, dem erhaltenen Befehle ſogleich Genüge zu leiſten, jedoch unterließ er ſeiner Pflicht gemäß nicht, dem Könige, ſeinem Herrn, über den Stand der Dinge einen umfaſſenden ſchriftlichen Rapport zu ſenden.

Erſt nach Verlauf von zwei Monaten, nachdem zwiſchen Pickpack und Vallangen bereits der Frieden unterhandelt wurde, konnte Obriſt Rheinthal mit ſeiner Schaar zum vereinigten großen Heere ſeines Königs ſtoßen.

Ungewöhnliches und Großes mit Glück vollbracht zu haben, erzeugt dem Vollbringer unausweichbar Neider und wichtige Feinde. Elende und niedrige Menſchen hatten Rheinthals Zögern dem ſchwachen Könige von Vallangen als ein pflichtwidriges, das Wohl des Ganzen im höchſten Grade beeinträchtigendes Benehmen darzuſtellen und den Obriſt überhaupt mit ſcharfſinniger Niederträchtigkeit anzuſchwärzen gewußt. Der König lieh den Ohrenbläſern ein willig Ohr, und als nun unſer Held wirklich mit ſeiner tapfern Schaar nachher bei'm Heere des Königs eingetroffen war, ſah er ſich zum Lohne ſeiner hochſinnigen Thaten arretirt und zur Verantwortung gezogen.

Mit feſter Stirne tritt der echte deutſche Mann im ſtolzen Gefühle des eignen Bewußtſeyns gegen die Hyder der Kabale in die Schranken — ſo auch Rheinthal. Sein Prozeß begann. Der Obriſt und die Freunde der guten Sache erhoben laut ihre Stimme und murrten ohne Rückhalt über den großen Undank, den das

Vaterland jetzt gegen einen hochſinnigen Helden bewies, der als ein leuchtender wohlthätiger Stern in der Geſchichte dieſes blutigen Krieges glänze.

Der bei weitem größte Theil der ganzen Armee theilte dieſe Stimmung, und ſprach kühn und laut für die Sache des unterdrückten Helden. Doch gerade dieſer Umſtand war es, der dem Obriſten ſehr ſchadete, und ſeinen vollkommenen Sturz vorbereiten zu wollen ſchien.

Rheinthals Feinde ſetzten dieſe beinahe allgemeine Stimmung der Armee auf deſſen eigne Rechnung. Es iſt, ſprachen ſie zum Könige, dem liſtigen Ausländer gelungen, ſich in der Armee eine bedeutende Parthei zu bilden, und er beabſichtigt nichts Geringeres, als Meuterei; wirklich könnte der ſchwarze Anſchlag auch gelingen, wenn man nicht ſchnelle Energie zeigt.

Durch ſothane Verläumdungen wurde der irregeleitete Monarch im höchſten Grade gegen einen ſeiner verdienſtvollſten Offiziere erbittert, und befahl, den Prozeß des Obriſten möglichſt zu beſchleunigen, und den Schuldigen ohne alle Rückſicht ſeiner frühern Verdienſte ganz nach der Strenge der Geſetze zu verurtheilen. Wir fragen: wen hatte der Unglückliche dieſe ſchlimme Wendung ſeiner Angelegenheit halber eigentlich anzuklagen? — Niemanden anders, als ſeine zahlreichen — feindlichen Freunde.

Jene elende Kreaturen, welche aus Neid Rheinthals Sturz fein und ſchlau genug vorbereitet hatten, konnten es deſſenungeachtet nicht verhindern, daß ſich unter den Mitgliedern der Kommiſſion, welche des Obriſten Handlungsweiſe unterſuchen ſollte, einige rechtliche, gänzlich unpartheiiſche Männer befanden. Rheinthal hatte gehandelt, wie es ihm als bravem und klugem Offizier zukam, und er vertheidigte ſich mit feſter Würde, frei und offen, ohne die Achtung zu verletzen, welche er ſeinen Richtern ſchuldig war. Seine Unſchuld war ſonnenklar, jedem der Anklagspunkte ſetzte er eine Menge unumſtößlicher Beweiſe ihrer Unächtheit entgegen, und wie auch die ſchändlichſte Kabale ihm drohte, die Rechtlichkeit erhob ihr würdig heilig Haupt, und der Obriſt wurde freigeſprochen.

Ein ſolches Reſultat ihrer Intriguen hatten Rheinthals Neider freilich nicht erwartet, und ſelbſt der Monarch war von dem Urtheilſpruch, welcher des Obriſten Ehre nicht nur gänzlich herſtellte, ſondern ſie noch erhob, äußerſt überraſcht. War Ballangens König gleich kein Muſter nie wankender Feſtigkeit, ſo hatte er dagegen ein wahrhaft edles Herz, gerne machte er Unrecht gut, und echtes Verdienſt zu lohnen war ſeine Wonne.

Sogleich als der Obriſt freigeſprochen war, ſah er ſich an die Königliche Tafel gezogen und von dem ganzen Hofe mit vieler Auszeichnung behandelt.

Dem Könige gefiel vor Allem des kühnen Partheigängers ſeltne Beſcheidenheit, ſein heller Verſtand und ſein treffendes Urtheil.

Bald darauf kam der Friede zwiſchen dem Fürſtenthum Pickpack und dem König von Ballangen wirklich zu Stande, und der Letztere errang durch denſelben bedeutende Vortheile und wichtigen Länderzuwachs.

Nach geſchloſſenem Frieden dachte der König dankbar an die Belohnung derjenigen ſeiner Diener, welche ihm während des Krieges große und einflußreiche Dienſte geleiſtet hatten. Der Obriſt Rheinthal war während der Zwiſchenzeit in der Gunſt ſeines Fürſten hoch geſtiegen, und als nun von Vergeltung treuer Dienſte die Rede war, ging auch er, und zwar von Rechtswegen, nicht leer aus, im Gegentheil bewährte ſich gerade an ſeiner Perſon des Königs Anerkennung wahrer Verdienſte aufs glänzendſte. Der Obriſt Rheinthal wurde zum General ernannt, und ſofort in den Grafenſtand erhoben; ſein dankbarer Monarch belohnte ihn noch überdieß mit etlichen ſchönen Rittergütern, und legte ihm ſehr bedeutſam den Namen Siegburg bei, weil ein treffender Zufall es wollte, daß gerade das Dorf ſo hieß, in deſſen Nähe der tapfere Partiſan ſeinen größten und glänzendſten Sieg erfochten hatte.

Doch ſo ſelten die Beweiſe auch waren, welche Fortuna unſerm neuen Grafen von ihrer Gunſt gab, er war nicht glücklich. Ein mäßiger Wohlſtand an der Hand ſeiner angebeteten räthſelhaften Louiſe wäre für ihn wonniglicher geweſen, als alle Güter und Prachttitel dieſer Erde.

Häufig ſchrieb er dem Fräulein, und wenn ſeine Briefe ſchon nur ſparſam beantwortet wurden, ſo hauchten doch dieſe Antworten immer den Geiſt der treuſten Liebe und innigſten reinſten Zärtlichkeit, aber auch niemals fehlten die Worte: nie, nie kann ich die Ihrige werden, welche den armen Grafen unbeſchreiblich unglücklich machten. Wie gern hätte er Alles, Alles für den Beſitz des zarten geliebten Weſens hingegeben; Amor ſchien dem Heros die Fittige des Ehrgeizes gänzlich gelähmt zu haben, denn er ſetzte auf ſeine Standeserhöhung und die übrigen Auszeichnungen, die ihm zu Theil geworden waren, ſolch geringen Werth, daß er ſelbſt unterließ, ſie dem Mädchen ſeiner Seele zu melden.

Er hatte für nichts mehr Sinn, als für ſeine unglückliche Liebe, und einer ſanften Schwermuth dahingegeben, beſuchte er den Hof und die Welt in ſofern, als der Anſtand es ihm zur Pflicht machte, und auch dann gelang es ihm nur mit Mühe, den Gram ſeines gebrochnen Herzens einigermaßen zu verbergen.

Seit Jahren ſchon war Vallangens König Wittwer, als ſein Kabinet eine Verehlichung des Monarchen mit einer Prinzeſſin des Fürſten von Pintu der politiſchen Lage der Dinge und der Staatsklugheit überhaupt ſehr angemeſſen erklärte. Der König, ein noch raſcher muntrer Funfziger, beliebte dieſen Vorſchlag des Kabinets mit ſeinem Beifalle, viel hatte er von der Liebenswürdigkeit und den Vorzügen der jüngſten Tochter des fürſtlichen Nachbars gehört, und er beſchloß, um die Hand jener Prinzeſſin für ſich werben zu laſſen.

Ein Brautwerber mußte nach Pintu geſandt werden, und des Königs Wahl fiel auf den Grafen Siegburg.

Mächtig pochte unſeres Helden Herz, als ihn ſein Monarch mit dem ehrenvollen Geſchäft bekannt machte, zu dem er auserſehen war. Um die Hand der Prinzeſſin ſollte der Graf werben, bei welcher ſeine eigne Geliebte den Dienſt als Hofdame verſah.

Der ihn hoch ehrende Auftrag war nicht abzulehnen, und er ſollte nun die Heißgeliebte wiederſehen. Vorwürfe konnte ihm Louiſe billigerweiſe nicht machen; zwar hatte er ihr aufs feierlichſte verſprochen, ſie nie aufzuſuchen, allein der Dienſt ſeines Herrn führte ihn ja jetzt nach Pintu, und er mußte gehorchen. Der Tag, an welchem der Graf Siegburg als außerordentlicher Geſandter nach der Hauptſtadt des Fürſtenthums Pintu abreiſen ſollte, war feſtgeſetzt, und er ſelbſt betrieb die Anſtalten zur Reiſe mit freudiger Haſt.

Dem Fräulein von Falkenried ſchrieb er gefliſſentlich von der Sache nicht das geringſte, er wollte ſie überraſchen, und hoffte jetzt an Ort und Stelle endlich Licht in einer Angelegenheit zu erhalten, deren Dunkelheit bis jetzt das Unglück ſeines Lebens ausgemacht hatte.

Der Graf war in der Reſidenz des Fürſten von Pintu angekommen, und hatte bald darauf die Ehre, dem Durchlauchtigen in einer Privataudienz ſein Kreditiv zu überreichen. Sehr gnädig wurde der Vallangſche außerordentliche Geſandte von dem Fürſten aufgenommen, denn eine Verſchwägerung mit dem mächtigen Nachbar konnte nicht anders als ſehr angenehm ſeyn. Bald darauf ſollte der Graf bei der Prinzeſſin Louiſe, der jüngſten Tochter des Fürſten von Pintu, ebenfalls zur Audienz gelaſſen werden, um bei ihr feierlichſt den Antrag ſeines Monarchen vorzubringen.

Von nun an wurde der Graf beinahe täglich zu Hofe gebeten, die Prinzeſſin Louiſe erſchien aber bei keinem der Hoffeſte, weil eine leichte Kränklichkeit ſie in ihren Apartements feſthielt. Die Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin ſagte aber dem Grafen einmal, indem ſie ihn bei Hofe in ein Fenſter zog: Wenn Sie, mein

theurer

theurer General! bei der nächſtens ſtattfindenden Audienz meine allergnädigſte Prinzeſſin nicht ganz heiter finden ſollten, ſo kehren Sie ſich daran nicht. Sie weiß die Ehre, welche ihr durch den ehrenvollen Antrag Sr. Majeſtät Ihres Königs geſchieht, im vollen Grade zu ſchätzen; allein ſtille Ruhe und Beſcheidenheit iſt der Hauptgrundzug meiner Gebieterin, welche zuverläſſig eines hohen Thrones würdigſte Zierde werden wird.

Im feinen Ton des Höflings beantwortete der Graf die Rede der Oberhofmeiſterin aufs Verbindlichſte, doch lagen ihm andere Dinge näher am Herzen. Noch hatte er Fräulein v. Falkenried nicht geſehn, nie ihren Namen nennen hören.

Der erſte Umſtand ließ ſich leicht erklären, die Krankheit der Gebieterin mochte das Fräulein an dieſelbe feſſeln, allein der Graf hatte ſich, wie dieſes bei den obwaltenden Umſtänden wohl anging, bei der Hofmeiſterin nach der vornehmen Umgebung der Prinzeſſin erkundigt und auch hier geſchah von keinem Fräulein von Falkenried Erwähnung. Sich nach dem Fräulein ausdrücklich zu erkundigen, widerrieth die Klugheit, und ſo ſah ſich unſer Held gezwungen, die brennende Ungeduld im ungeſtümen Buſen zu verbergen, doch hoffte er beſtimmt das Fräulein am Tage der Audienz bei der Prinzeſſin noch zu treffen, und voll Sehnſucht ſah er dieſem Tage entgegen. Er erſchien — und Graf Siegburg fuhr im großen Pompe vor; ungeſtüm pochte ſein Herz, und er mußte ſich große Gewalt anthun, um ruhige Faſſung blicken zu laſſen.

In Gegenwart eines glänzenden Hofſtaates wurde der Vallangſche Geſandte von der Oberhofmeiſterin bei der Prinzeſſin eingeführt. Des Grafen Blick ſchweifte allenthalben umher, ſein Auge ſuchte das Fräulein, — langſam erhob ſich die Prinzeſſin, ſie erblickte jetzt den Geſandten, und mit einem lauten Schrei ſtürzte ſie der hinter ihr ſtehenden Oberhofmeiſterin ohnmächtig in die Arme. Nun betrachtete auch der Graf die Ohnmächtige genauer, und plötzlich war auch ſeine Faſſung dahin, er faßte heftig die Hand der Ohnmächtigen, indem er ausrief: Meine Louiſe! — Der Leſer mag es ſelbſt unternehmen, ſich lebhaft das Erſtaunen auszumalen, in welches dieſe Szene die anweſenden Höflinge alle verſetzen mußte; ſie ſtanden da wie Bildſäulen, und eine lange Pauſe tiefer Stille erfolgte.

Die alte Oberhofmeiſterin gelangte zuerſt wieder zu einiger Beſinnung; mit Hülfe einer Hofdame leitete ſie die Ohnmächtige ſanft in ein Seitengemach; die Hofdame aber kehrte ſchnell in den Saal zurück, und bat die Anweſenden, ſich ſtill zu entfernen; die Höflinge gehorchten ehrerbietig und ſchnell; nur Graf Siegburg allein blieb bewegungslos wie vom Donner gerührt ſtehen, zu einem eigentlichen Bewußtſeyn ſeiner Lage konnte er bis jetzt gar nicht gelangen. Die Hofdame trat ſchweigend ab, und gleich darauf erſchien die Oberhofmeiſterin ganz verſtört. „Um Gotteswillen, Graf! rief die Dame aus, was haben Sie gethan? — ein furchtbares Geheimniß muß hier walten! — Erklären Sie ſich! —

Nun erwachte Siegburg wie aus einem Traume. Wie geht es, fragte er ſtammelnd, dem Fräulein von Falkenried, hat ſie ſich erholt? — Die Oberhofmeiſterin betrachtete den Geſandten mit großen Augen, dann erwiderte ſie: Sind Sie bei Sinnen, was fabeln Sie von einem Fräulein von Falkenried? — ein ſolches Fräulein giebt es gar nicht an unſerm Hofe; doch ja, ich beſinne mich — vor einigen Jahren verrichtete ein Fräulein gleichen Namens bei der Prinzeſſin als Hofdame Dienſte, doch längſt iſt ſie unwürdiger Aufführung halber vom Hofe entfernt.

Aber du mein Gott, fragte der Graf noch ganz verwirrt, wer iſt denn die Ohnmächtige? — Wie können Sie doch noch ſo fragen, antwortete die Oberhofmeiſterin, es iſt die Prinzeſſin ſelbſt.

O Gott! o Gott! ich Unglücklicher! nun iſt mir plötzlich Alles klar, rief Siegburg, indem er mit der flachen Hand das Geſicht bedeckte.

Auch der Oberhofmeiſterin fing jetzt an, ein Licht zu dämmern, längſt war ihr der Gebieterin Schwermuth eigen vorgekommen, und immer umfingen ſie gewiſſe Ahnungen, welche ſie nur halb und halb zu deuten vermochte.

Das kluge Weib ſchüttelte nach einer langen Pauſe bedenklich mit dem Haupte. Es iſt dieſes, ſprach ſie, ein höchſt beklagenswerther, ein gar trauriger Zufall, Ihre Ehre und Ihr Verſtand Graf, müſſen Ihnen ſagen, was Sie zu thun haben, — und mit dieſen Worten verließ ſie das Gemach.

Wie der Graf in ſeinen Wagen, und in ſein Hotel zurück gelangte, wußte er ſelbſt nicht, — genug, ſein Zuſtand war der eines Träumenden.

Ob es wohl nöthig ſeyn dürfte, dem Leſer den Schlüſſel zu dieſem verworrenen Zuſtande darzubieten? ich glaube es nicht; doch den beſchränkteren Geiſt berückſichtigend, wollen wir die Szene mit wenigen Worten nur näher aufklären.

Die Prinzeſſin hielt es einſt im Luſtenauer Park für unſchicklich, ſich dem jungen Offizier zu erkennen zu geben, darum nahm ſie gegen ihn den Namen ihrer ehmaligen Hofdame an. Auch auf ſie hatte Rheinthal ſchon dazumal großen Eindruck gemacht. Doch gab ſie ſich alle Mühe, das Andenken an den ſchönen Jüngling niederzukämpfen, und es gelang ihr endlich halb und halb, bis ihr jener liebliche Jüngling nun zum zweitenmal als ausgebildeter Mann unter ganz verſchiedenen Verhältniſſen als Retter erſchien. Klug war es von der Prinzeſſin, das früher angenommne Inkognito nun auch jetzt noch beizubehalten, doch ihr Gefühl führte ſie zu weit — und wie der Knoten ſich dann löſete, iſt dem Leſer bekannt.

Als der Graf nun endlich nach und na zur völligen Beſinnung gelangte, fühlte er ſi höchſt unglücklich, doch ſagte er ſich nun ſelbſt, daß es darauf ankomme, hier mit männlicher Kraft zu handeln, und wenigſtens die Ehre ſeines Souveräns nicht zu kompromittiren. Er ſchrieb in dem mißlichen Falle Rath heiſchend an die Oberhofmeiſterin. Die kluge Dame antwortete ihm ſehr gütig, ihr Rath lief dahinaus: der Graf möchte dringende Privatverhältniſſe vorſchützen, und ſich ſchnell in aller Stille und inkognito nach Ballangen zurückbegeben. Sie ſelbſt wollte Alles bei ihrem Fürſten zu vermitteln ſuchen. Der Graf ſollte dagegen ſein Betragen bei dem Könige von Ballangen fein zu bemänteln ſuchen, und die Sendung eines andern außerordentlichen Geſandten nach Plun in der in Rede ſtehenden Angelegenheit veranlaſſen.

Siegburg fühlte, daß dieſer Rath eines klugen Weibes würdig war, und befolgte ihn buchſtäblich, das iſt: er kehrte ſchleunigſt in die Reſidenzſtadt ſeines Königs zurück.

Als er dort angekommen war, fand er Hof und Stadt in der größten Unruhe und

Verwirrung. Ein mächtiger Staat gegen Weſt hatte an der Grenze des Königreichs Vallangen plötzlich eine ſehr bedeutende Armee zuſammengezogen, und in Krebsau fürchtete man mit Recht des Feindes Einfall in das Land mit jedem Augenblicke. Jetzt war Wichtigeres zu thun als eine Heirath zu negociren, man forderte dem Grafen auch gar keine weitläuftige Rechenſchaft über ſeine nach Pintu ſtatt gefundene Sendung ab, denn der Hof ſchickte ſich zur ſchleunigen Flucht an, die Miniſter beſchäftigte das ſchnelle Zuſammenziehen und Vermehren der Vallangſchen Armee, das Mobilmachen der Landwehr, und andere Anſtalten, welche ein naher Krieg zu unternehmen unumgänglich nöthig machte.

Ein alter Prinz aus einer Vallangſchen Nebenlinie erhielt die Führung der Hauptarmee, unſerm jungen General aber, dem Grafen Siegburg wurde das Kommando eines bedeutenden Truppenkorps anvertraut, welches vor der Hand die Reſerve der Vallangſchen Armee bildete.

Unſer Graf fühlte ſich ſeit jener Pintuſchen Kataſtrophe im höchſten Grade unglücklich. Er liebte ſo heiß, ſo innig, und die Gebieterin ſeines Herzens war eine fürſtliche Prinzeſſin, in deren Beſitz zu gelangen er vernünftigerweiſe nimmermehr hoffen konnte.

Um ſich zu zerſtreuen, warf ſich Siegburg mit ungewöhnlichem Eifer in den Strudel der häufigen und ermüdenden Dienſtgeſchäfte ſeiner bedeutſamen Charge, und ſehnte ſich dabei ungemein ins Getümmel der Schlacht, in welcher er für ſein krankes Herz einigermaßen Ruhe zu erkämpfen hoffte.

Was man gleich vom Anfange gefürchtet hatte, geſchah. Jene feindliche Macht, welche von Weſten her drohte, überſchritt ſengend und brennend die Grenzen des Königreichs. Zwar machten ſämmtliche deutſche Fürſten ernſthafte Anſtalten, gemeinſchaftlich Teutoniens ewigen Feind zu bekriegen, und einen allgemeinen Völkerkrieg zu beginnen, von deſſen Reſultaten zu erwarten ſtand, daß ſie die alte Ehre der deutſchen Tapferkeit retten würden; nichtsdeſtoweniger war es der Vallangſchen Armee vorbehalten, vor der Hand ſich allein dem gemeinſamen Vaterlandsfeinde entgegenzuwerfen, da die übrigen deutſchen Fürſten ihre Heere noch nicht verſammelt hatten, und von dieſen nur erſt in der nächſten Folge Hülfe zu erwarten war.

Jener Prinz, welcher als oberſter Feldherr an der Spitze der Vallangſchen Armee ſtand, ein betagter Greis, hatte ſich in der frühern Zeit friſch blühende Lorbeern erworben, allein nun hatten Altersſchwäche und ſchwere Krankheiten ſeinen ehmaligen kühnen Geiſt, ſeine Energie und Faſſung gänzlich gelähmt, er ſetzte den vortrefflich geführten, überlegenen und muthigen Schaaren der Feinde einen ſchwachen unordentlichen, ja beinahe ungeſchickten Widerſtand entgegen, und die nächſte natürliche Folge war, daß das Vallangſche Hauptheer aufs Haupt geſchlagen und zerſtreut wurde.

Schon ſchien alles verlohren, da rückte General Siegburg ſeinerſeits mit der Reſervearmee, welche bis jetzt noch nicht im Feuer geweſen war, dem raſch vordringenden Feinde muthig, aber auch höchſt beſonnen entgegen. Wohl ſah der Graf ein, daß hier vor der Hand nichts auszurichten ſey, er ergriff daher die Defenſive, benutzte mit Sachkunde und Weisheit das ihm günſtige Terrain, und ſchränkte ſich, eine Hauptſchlacht vermeidend, klug auf die Führung des kleinen Krieges ein, in der er Meiſter war.

Auf dieſe Art gelang es dem jungen General, das ſiegreiche Vordringen des übermüthigen Feindes zu hemmen; die Trümmer der geſchlagenen Hauptarmee verſammelten ſich nach und nach unter des glücklichen Siegburgs Fahnen, und durch ſie verſtärkt wußte er den Feind aufzuhalten, und fügte ihm ſogar manchen bedeutenden Abbruch zu.

Auch diesmal erkannte Vallangens König dankbar Siegburgs ungemeines Verdienſt; jener Prinz, nun als geſchlagener Feldherr höchſt unglücklich, ſtarb an den Folgen ſeiner ſchweren Wunden, welche er in der Schlacht erhalten hatte, und Graf Siegburg erhielt ſtatt ſeiner den Oberbefehl über das Geſammtheer der Wallanger.

Nun erſchienen aber auch nach und nach die vereinigten Heere der deutſchen verbündeten Fürſten auf dem Kampfplatze, man ging aus der Defenſive in die Offenſive über, und bald gelang es den ſiegreichen Waffen der Deutſchen, den gemeinſchaftlichen Feind über ſeine eignen Grenzen zurückzujagen, und ihn bis ins Herz ſeines Landes zu verfolgen.

Graf Siegburg behielt während des ganzen Feldzugs den Oberbefehl über das Wallangſche Heer bei, und der junge Heerführer bedeckte ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten mit Ruhm und Ehre, wurde aber in der letzten entſcheidenden Hauptſchlacht ſchwer verwundet aus dem Getümmel des Kampfes getragen.

Bald darauf kam ein allgemeiner Friede zu Stande; Held Siegburg aber ſchwankte viele Monate zwiſchen Leben und Tod. Immer gefährlicher wurde ſein Zuſtand, ſelbſt Wallangens

König trauerte aufrichtig über den unabwendbar ſcheinenden Verluſt ſeines hoch verdienten jungen Helden: da ſiegte des Generals jugendliche Kraft, der Senſenmann mußte für diesmal ein Opfer, welches er ſchon als ſeine ſichere Beute betrachtet hatte, wieder aufgeben, und Siegburg fing an, ſich langſam zu erholen.

Nur erſt einigermaßen hergeſtellt fühlte ſich unſer Held, als neuerdings merkwürdige verhängnißvolle Ereigniſſe Europas Aufmerkſamkeit ſpannten, und die deutſche Thatkraft zu neuem regem Wirken aufforderten. Noch einmal erhob ſich im Weſten der Weltruhe dräuend die furchtbare Hyder, die deutſchen Fürſten zwingend, ſich zu einem abermaligen Kampf mit ihr zu rüſten.

Gerade um dieſe Zeit ſtarb Vallangens König, und der Kronprinz, ein hochherziger Jüngling, beſtieg den Thron. Der nunmehrige junge Herrſcher war dem Grafen ſtets gewogen geweſen, und auch er vertraute nun, als der

Kampf begann, die Führung ſeiner Armee abermals dieſem General.

Der Graf führte die Vallanger zu neuen Siegen; und glücklich und hochgeehrt ging er, mit duftenden Lorbeeren bekränzt, aus einem kurzen Kampfe hervor. Er ſah ſein Geſchlecht gefürſtet, und ſich ſelbſt von dem hochſinnigen Vallangſchen Könige mit bedeutenden Gütern belohnt.

Die höchſte Stufe des Glücks hatte Siegburg erreicht, aber ſein Herz blieb krank; und das Ende des Kampfes führte des jungen Helden Schwermuth in doppeltem Maaße zurück.

Mehr als Orden und Titel ehrte den Grafen die innigſte Freundſchaft ſeines Fürſten, und dem Königlichen Freunde gelang es endlich, die eigentliche Urſache eines Grams abzufragen, welchen Niemand zu deuten vermochte.

Der wahre Freund handelt ſchweigend, ſo auch jener hochſinnige deutſche König. Er ſelbſt machte den Freiwerber ſeines Generals am Hofe zu Pintu. Der dortige Fürſt war mit Prinzen und Prinzeſſinnen reichlich geſegnet, und ſein Land war weder dem Umfange nach, noch in politiſcher Hinſicht von beſondrer Wichtigkeit, ja ſelbſt durch den letzten Krieg hatte das Piltuſche Haus bedeutend verlohren, denn es ſah ſich gezwungen, große Ländereien wieder herauszugeben, zu welchen es früher freilich nicht auf die rechtmäßigſte Weiſe durch eine kluge Allianz mit einem mächtigen Weltdeſpoten gelangt war.

Unter ſolchen Umſtänden konnte den alten Fürſten die Bitte eines der größten Helden der Zeit um die Hand ſeiner jüngſten Prinzeſſin, welcher nun ebenfalls gefürſtet und ein Souverän im Kleinen war, eben nicht befremden. Man nahm die Sache in Berathung; jene Scene in der Prinzeſſin Louiſe Apartements, welche vorgefallen, als ihr Siegburg einſt als Wallangſcher General und außerordentlicher Geſandter vorgeſtellt worden war, war ohnedieß am dortigen Hofe kein tiefes Geheimniß geblieben, und die einigermaßen gefährdete Ehre der Fürſtentochter ſchien durch eine Verbindung mit dem General erſt gänzlich wieder hergeſtellt zu werden, auch hatte man große Rückſicht auf die heiße Fürſprache des mächtigen Vallangenfürſten zu nehmen, mit einem Worte, der Pinkuſche Hof gab ſeine Einwilligung zu der ehelichen Verbindung des Vallangſchen Generalliſſimus Fürſten Siegburg mit der Prinzeſſin Louiſe.

Von allen in der Sache mit dem Pinkuſchen Hofe gepflogenen Unterhandlungen war Siegburg nichts inne geworden, und ſein Königlicher Freund überraſchte ihn im eigentlichen Sinne des Wortes mit der wonniglichen Botſchaft.

Man fordre keine Schilderung von dem Entzücken, welches den nun überglücklichen Helden bei der unerwarteten Nachricht erfaßte, tief gerührt ſank er an den theilnehmenden Buſen ſeines hochſinnigen Freundes, und auf den Fittigen Amors flog er dann zu dem Mädchen ſeines Herzens hin.

Nicht minder würde es eine fruchtloſe Mühe ſeyn, die Wonne der Liebenden malen zu wollen, welche ſich ihrer nach einer ſo ſchnellen und unverhofften Erfüllung ihrer ſehnlichſten und geheimſten Wünſche bemächtigte.

Unſres Helden Entſchluß war gefaßt. Er wollte die Wallangſchen Militairdienſte verlaſſen, in ſein urſprüngliches Vaterland zurückkehren, und dort auf ſeinem freundlichen Gute Rheinthal im Schoße häuslichen Glückes und inniger ehelichen Liebe ein beneidenswerthes Daſeyn in philoſophiſcher Ruhe genießen.

Die fürſtliche Braut war mit dem Lebensplan des geliebten Helden ſehr zufrieden, und bald reiſete Siegburg ab, um auf Rheinthal Alles ſelbſt zum Empfang der hochgeliebten Braut vorzubereiten, worauf er wiederkehren wollte, um Louiſen nach ſeinem Eldorado abzuholen.

Der General erhielt vom Könige von Wallangen ſeinen Abſchied mit vielen Beweiſen der höchſten Gnade des Monarchen und ſetzte hierauf unaufgehalten über Kallendorf, dem vormaligen Schauplatze ſeiner Leiden, die Reiſe nach ſeinem Landſitze fort.

Auch in Kallendorf wurde der Held am Hofe mit ausgezeichneter Achtung empfangen, indeß fand er in dieſer Stadt nun vieles gar ſehr verändert.

Der alte Herzog war unlängſt in die Gruft ſeiner Väter geſtiegen, und der Hofmarſchall von Pfauenſchwanz hatte, um auch in jener Welt dem Allerdurchlauchtigſten pflichtſchuldigſt die Honneurs machen zu können, bald nach dem Tode des Herzogs für gut befunden, ebenfalls den Weg alles Fleiſches zu wandeln.

Schleichs intriguante Herrlichkeit war zu Ende, und der Rittmeiſter Wildenſtein, einſt unſeres Helden feindlichſter Freund, hatte ſich ſelbſt entleibt, nachdem ihm plötzlich eine zu gewagte Spekulation fehlgeſchlagen war, und ihn um alle ſeine zuſammengerafften Schätze gebracht hatte.

Gar freundlich wurde der General bei ſeiner Ankunft in Rheinthal überraſcht. Sein ehrlicher Freund, der Paſtor Werner, hatte gute Ordnung gehalten, und der neue Park war herrlich gediehen, das Schloß auf's geſchmackvollſte eingerichtet. Rührend war übrigens nach ſo langer Trennung das Zuſammentreffen der beiden alten Freunde, unter ſo fröhlichen Verhältniſſen.

Schnell war geordnet, was zum Empfang der Fürſtlichen Braut noch zu ordnen war. Der Tag war beſtimmt, an welchem der General abreiſen wollte, ſeine geliebte Louiſe abzuholen. In ſüßen Hoffnungen und heißer Sehnſucht ſchwelgend wandelte Auguſt am Abend vor dem Tage der feſtgeſetzten Reiſe in den dunkeln Gängen ſeines Parkes umher, hell und freundlich leuchtete der Vollmond, da tönten plötzlich leiſe Saitentöne von der Terraſſe her; Siegburg wandte den Blick dahin, o Himmel! was ſah er, — eine weiße Lichtgeſtalt ſchwebte über der Terraſſe, und dieſelbe rührende Weiſe, wie einſt im Luſtenauer Park, klang im Ohr des hoch erſtaunten Glücklichen. Seiner kaum noch mächtig ſtürzte Auguſt nach der Terraſſe hin, und Louiſe — lag in ſeinen Armen.

Lange dauerte die ſtille wonnigliche Umarmung der entzückten Liebenden, dann leitete die Prinzeſſin den Geliebten nach einem Pavillon hin, den ſie aufſchloß. Das Innere des Pavillons war hell erleuchtet, und mit Roſen- und Liliengewinden verziert. Werner, im prieſterlichen Ornate, unſers Helden Vetter, der alte böſe Major, empfingen feierlich die Eintretenden.

Louiſe war, wie einſt an jenem verhängnißvollen Abend im Luſtenauer Park, blos in ein geſchmackvolles Nachtnegligee gekleidet, nur eine Myrthenkrone prangte in den goldenen Locken und unbeſchreiblich hold lächelte ſie dem Geliebten zu, an deſſen Arm ſie traulich hing. Unſerm überraſchten glücklichen Helden ſchien das Ganze ein Traum einer ſchöneren Welt, er vermochte nicht zu ſprechen und überließ ſich ganz der Leitung ſeiner freundlichen Umgebungen.

Werner vollzog die eheliche Einſegnung der Liebenden, und der alte Major war Zeuge der heiligen Handlung. Als ſie vollzogen war, ſchüttelte dieſer feindliche Freund unſerm Auguſt kräftig die Hand, indem er fröhlich ausrief: „mir ahnete doch immer, aus Dir würde einſt noch ein rechter Mann werden, und dem Himmel ſey Dank! daß ich meine Ahnungen nun auf ſolch' ſchöne Weiſe erfüllt ſehe!"

Unſer Pärchen iſt glücklich vereint, und nach dem Rechte, welches dem Romandichter wurde, brechen wir nun den Faden ab; genug, von unſerm Helden möchte man ſagen:

Durch Freunde konnt ihm nichts gelingen —
Sie ließen nur ihm Geiſt und Kraft entſchlafen,
Die Feinde riefen ihn — zum Handeln, Schaffen, Ringen.

So ſah man endlich ihn das Glück bezwingen,
Nach Stürmen landen — in der Göttin Hafen.

Ende.

Beyer

Gedruckt bei J. W. Schmidts Wittwe u. Sohn.

1906. 10534

Sünde und Buße.

Eine

abentheuerliche Geſchichte

von

Adolph von Schaden.

Erſtes Bändchen.

Berlin,
bei H. Ph. Petri. 1821.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

[illegible]

Dem

Hochwohlgeborenen Königl. Preuß. Rittmeiſter u. St. Johanniter-Ordens-Ritter

Herrn

Friedrich Alexander Leopold v. Kleiſt

gewidmet

vom

Verfaſſer.

Sie glänzten einſt in Preußens altem Heldenreigen,
Man ſah die Muſen ſich zu Alexandern neigen;
Dies Freundſchaftsdenkmal aber ſetzet Ihnen hier,
Ein kleiner ſchöner Geiſt — auch ſonſt ein Offizier.

Neu-Schöneberg im Brachmonat 1820.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Zueignung.

Erſtes Bändchen.

Erſtes Kapitel.

Von mir. — Von einem ſächſiſchen Bauernkrug und von einem todten öſterreichiſchen Huſarenlieutenant . . . . Seite 3

Zweites Kapitel.

Das Hotel *des Gourmands.* — Die eigentliche Heldinn der Geſchichte erſcheint im Hintergrunde 18

Drittes Kapitel.

Ausgeführtere Temperaments- und Charakterzeichnung der Heldinn. — Der Ball der Britten . . 41

Viertes Kapitel.

Jugendliche verliebte Abentheuer und Intriguen eines leichtſinnigen Mädchens . . . . . Seite 68

Fünftes Kapitel.

Ein männliches Familiengemälde 90

Sechstes Kapitel.

Viele ſo, aber Gott Lob! nicht alle 114

Siebentes Kapitel.

Hätte Eva, die lüſterne, doch nimmermehr in den lockenden Apfel gebiſſen! 160

Achtes Kapitel.

Der Räthſelhafte 178

Neuntes Kapitel.

Der ſchöne Sicilianer 193

Bayer

Erſtes Kapitel.

Von mir, von einem ſächſiſchen Bauernkrug und von einem todten öſterreichiſchen Huſaren-Lieutenant. Statt Vorrede, Einleitung u. ſ. w.

> Wenn Einer eine Reiſe thut
> So kann er was erzählen;
> Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
> Und that das Reiſen wählen.
>
> Claudius.

Daß ich von mir ſelbſt beginnen will — geſtehe ich gerne ein — iſt höchſt ſeltſam aber nichts weniger als neu, denn daſſelbe thun in der Regel alle Autoren, und der geneigte Leſer kann wenigſtens entnehmen, daß er hier mit einem treuherzigen Sueven in Unterhaltung tritt, der geradezu hin ſagt, was Andere aufs ſorgfältigſte zu bemänteln eifrigſt bemüht ſind.

Um einen Knalleffekt zu bewirken, müßte eigentlich der Romanſchreiber ein halbes Dutzend ganz ſublimer und origineller Ideen gleich anfangs ſpringen laſſen, doch ſothane Ideen will ich vor der Hand im Depot behalten, da unſer Leſe-Publikum gewöhnt iſt, die Schaubühne durch einen Gemeinplatz eröffnet zu ſehen.

Es iſt ſchon einmal nicht anders im menſchlichen Leben: das Schickſal iſt ein gar eigenſinniges Ding; jetzt feſſelt es den nach Thaten Dürſtenden Decennien lang hinter dem alten Kachelofen feſt, indeß es ein anderes Mal höchſt unbarmherzig den ſich nach Ruhe ſehnenden Pflegmatiker von Oſt nach Weſten wirft und wie Windsbräute von Süd nach Norden führt.

Der Winter vom Jahre 1815 auf 1816 war auch für mich eine Zeit der Hin- und Herzüge. Im November des erſten Jahres noch ſah ich vom Strasburger altergrauen Münſter hernieder in die beſchneieten Gefilde, bewundernd die Reize, welche die Natur ſelbſt in ihrem tiefen Schlummer entfaltete, und der ſtürmiſche zweite Monat des folgenden jungen Jahres fand mich, tief in den Reiſemantel gehüllt, auf einer Landſtraße welche nach Norden führt.

Ich ſaß in einem alten Kaſten, den ich mit einem Modelle zu des erſten Weinſäufers Noah berühmten Arche hätte vergleichen mögen und machte Kalender.

Eigentlich war es eine ungemein bizarre Grille, welche mich für diesmal in die weite Welt führte, denn ſo wird es der geneigte Leſer ſicher nennen, wenn ich ihm frei geſtehe, daß ich eigentlich nicht wußte wohin ich wollte, ſondern, das Ziel meiner Reiſe zu beſtimmen, dem Zufall überließ.

Ich hatte mit dem Schwerdte in der Fauſt ein Jahrzehend meinem Vaterlande gedient, und wie es denn Mavors Söhnen zuweilen ſchon zu gehen pflegt — ſo hatte auch ich für Jugendkraft und rüſtige Geſundheit einen ſiechen, zerriſſenen Körper eingetauſcht, einige Hände voll Gold waren dem ſogenannten Dienſte zum Opfer gebracht worden, denn Hungern und Dürſten — gehört nicht zu den Manien, welchen ich gerne huldige — und mit einem Worte, nachdem der Saft der Zitrone bis zum letzten Tropfen ausgedrückt ſchien, wurde ſie bei Seite geworfen. Da riß denn der Faden meiner Geduld, ich entſagte freiwillig allen ſogenannten Anſprüchen, welche in Fürſtendienſten zertrümmerte Knochen zuweilen begründen, wenn mächtige Vettern und Muhmen den Grund ebnen, ſchnürte mein Bündel und ſagte der lachenden heimiſchen Flur und meinen Lieben allen ein vielleicht ewiges Lebewohl.

Man pflegt ſolche Streiche zuweilen Genieſtreiche zu nennen und jugendliche Brauſeköpfe gefallen ſich in deren Vollbringen gewöhnlich recht wohl, allein hat erſt das ſchäumende Blut ſich gekühlt, ſo nahen wohl auch Momente, in denen ruhige Ueberlegung und die unbeſtechliche Freundinn, genannt: geſunde Vernunft laut die Stimmen erheben und etwas unhöflich uns in die Ohren ſchreien: „Mein Söhnchen! du haſt einen dummen Streich gemacht!“

Kaum noch ein paar Meilen war ich von Leipzig entfernt; langſam bewegte ſich das Fuhrwerk durch den tiefen Schnee vorwärts, und ich ſah ſinnend dem Spiele zu, welches der Sturm mit den dicht fallenden weißen Flocken trieb, da erhob ſich auch in meinem Innern eine ſothane oben bezeichnete unfreundliche Stimme und ein Geiſt düſterer Melancholie fing bereits an ſeine Macht auszuüben, als ich mich gerade noch zur rechten Zeit beſann, daß ſchon der ſinnige hiſpaniſche Liederſohn Don Pedro Calderon de la Barca einſt ſang:

— No hay desdicha mayor
Que el esperar la desdicha *).

Auch einer Stelle Shakeſpears des giganten Brittendichters erinnerte ich mich, ſie lautet:

„Das Zukünftige zu beweinen, zeigt Kleinmuth an,
„Und das Vergangne beklagen, bleibt die
„Arbeit eines Narr'n."

Ich lachte hell auf, ſtopfte mein Pfeiſchen und luſtig dampfend ſang ich:

„Griesgram ſieht Alles grau,
Freude mahlt grün und blau:
Wo nur der Himmel thaut,
Frohſinn ſein Neſtchen baut!"

Plautz! — da lag ich ſammt dem Modelle der Arche Noah, nebſt Pferden und Fuhrmann im Chauſſeegraben. Der Letztere war, wie er mir nachher geſtand, über einen Satz der Fichteſchen Philoſophie grübelnd, ſanft entſchlummert, und da Pferde, mochte ſie auch Swift, der loſe Schalk, noch ſo hoch über Menſchenthum erheben — wenigſtens in Teutonia nur unter das unver-

---

*) — voraus das Leid erwarten,
Iſt gewiß das größte Leid.

nünftige Vieh gehören, ſo ging es ganz natürlich zu, daß ſolches Unglück geſchehen konnte.

Mühſam arbeitete ich mich aus dem alten Kaſten hervor, denn mein rechtes Bein war lahm, — Uebrigens hatte außer mir Niemand, weder mein philoſophiſcher Fuhrmann noch die Swiftiſchen erhabenen Naturen, Schaden genommen; Noahs Arche wurde aufgerichtet, alles wieder in gehörigen Stand geſetzt, und gar unſanft aus lüftigen Träumereien aufgerüttelt, nahm ich meinen Platz in dem gebrechlichen Kaſten wieder ein. Das gequetſchte Bein ſchmerzte, und wie es denn bei körperlichen Leiden den Herren der Schöpfung immer zu gehen pflegt — auch um meiner Phantaſie Hochflug war es geſchehen.

Jener ſtürmiſche Februartag ſtand nun in meiner Lebensſchickſale Buch einmal ſchwarz angeſtrichen. Die frühe Nacht war eingebrochen, ſchneidender pfiff mir der Sturm vom Nord her entgegen — langſamer und immer langſamer rückte die alte Wagenmaſchine vorwärts und knack! — jetzt ſaßen wir feſt, wie ein modernes philoſophiſches Vehikel auf der Sandbank ruhiger und verſtändiger Beleuchtung, oder um mich für Jedermänniglich verſtändlich auszudrücken: die Achſe der Kutſche war gebrochen.

Unter gar unphiloſophiſchen Expectorationen verließ ich die geſcheiterte Arche zum andern Male. Unſere Lage war jetzt etwas kritiſch, und ſelbſt mein Fichtianiſcher Peitſchenheld fing an ſeine Geiſtesgegenwart zu verlieren, welches ſonſt Jüngern der Schule nicht leicht paſſiren ſoll.

Der Fuhrmann erklärte: den Wagen in mobilen Stand zu ſetzen, bliebe für einen Einzelnen ein Ding der Unmöglichkeit, zugleich ſchlug mir der gute Mann vor, bei dem geſcheiterten Fahrzeuge Wache zu halten, indeß er ein Pferd ausſpannen, auf demſelben nach dem nächſten Dorfe reiten und von dorther Hülfe holen wollte.

Ich gehöre leider unter die unglücklichen Menſchenkinder, deren Geduld nur gar zu leicht ermüdet, des Fichtianer Vorſchlag war nicht nach meinem Sinn; den bedungenen Fuhrlohn bis nach Leipzig hatte ich bereits berichtiget, mein Gepäck war glücklicherweiſe mit der Poſt dahin vorausgegangen, und ſo faßte ich mich kurz: dem Philoſophen im Leinenkittel barſch Valet ſagend, hinkte ich, — ihn ſeinem Schickſale überlaſſend, — auf meinen knotigten Reiſeſtock geſtützt, die Landſtraße lang in die ſturmbewegte Winternacht hinein.

Einige hundert Schritte ungefähr mochte ich mich mühſam fortgeſchleppt haben, als ich eine hohle Gaſſe erreicht hatte, welche ſeitwärts von der Straße abführte und aus deren Hintergrunde mir ein mattes Lichtchen entgegen ſchimmerte. Ich hoffte hinter jenem Defile ein wirthliches Dörfchen zu finden, und nach Ruhe und Obdach mich ſehnend, betrat ich die hohle Gaſſe. In der That hatte ich mich nicht getäuſcht: denn nach wenigen Minuten ſchon ſtand ich vor einem Bauernkrug.

Durch die Fenſter des Erdgeſchoſſes blikkend, präſentirte ſich mir ein Tableau im Tennierſchen oder Brauerſchen Geſchmacke, welches die hehre mimiſche Darſtellungskunſt einer Ladi Hamilton oder ihrer ſtummen Nachtreterinn der Frau Händel-Schütz unmöglich treffender hätte arrangiren können.

Auf einer alten leeren Tonne ſaß ſchlummernd, den Kopf in die rechte Hand geſtützt, eine junge markigte Mannsgeſtalt, deren häusliches Koſtüm den Wirth andeutete; neben ihm hatte auf einer Hutſche eine junge blühende Frau Platz genommen, ein holder Säugling lag an ihrer milchweißen Bruſt und lächelnd ruhten der reizenden Mutter Augen auf dem Kinde; mehr im Hintergrunde umſaßen, vier alte Bauern, Scharwenzel ſpielend, den Tiſch, ihre Köpfe waren mit ungeheuren Pudelmützen bedeckt und aus kleinen Tabacksſtummeln dampfend, verriethen die Stellungen und die eigenthümlichen Phiſiognomieen der Spielenden deutlich rohe Sinnlichkeit und gemeine Leidenſchaft; am Erdboden ſchnarchten ein paar reiſende Handwerksburſchen, die Reiſebündel unter dem müden Haupte auf einer Streue und der Schein einer düſter brennenden Oellampe verlieh dem Ganzen die angemeſſenſte Beleuchtung.

Nachdem ich mich einige Augenblicke im Anſchauen der originellen Gruppen ergötzt hatte, pochte ich an eines der Fenſter. Der Wirth fuhr erwachend in die Höhe, das Frauchen legte lauſchend den Säugling in die Wiege, und nicht lange dauerte es, da knarrten die Riegel des Thores, es öffnete ſich und, mit Schnee über und über bedeckt, trat ich in den Flur des Hauſes.

Mit einem brennenden Spane in der Hand ſtand der junge Mann vor mir. „Mein Freund! hub ich an, ein Reiſender, deſſen Wagen auf der Landſtraße draußen ſo eben gebrochen, bittet um ein Nachtquartier."

„Selten, mein Herr! erwiederte der Wirth, — wie es ſchien mehr gebildet denn gewöhnlich Leute ſeines Standes — ſelten verirren ſich Herren ihrer Art hieher; Sie müſſen daher ſchon Nachſicht üben und aus der Noth eine Tugend machen, indeß eine kleine Stube, in der ſich ein reinliches Bett befindet, ſteht zu Befehl."

Die junge Frau war unterdeß mit der Lampe zu uns getreten. „Ei lieber Auguſt! nahm ſie das Wort, in die braune Kammer können wir den feinen fremden Herrn unmöglich einlogiren, — Du weißt doch wohl, ſeit der ſchöne junge Huſarenoffizier in derſelben ſtarb, ſpukt es dort."

„Hm, ſprach der Wirth, indem er mit prüfenden Blicken mich muſterte, Du ſiehſt doch wohl, der Herr hier iſt oder war ein Offizier, dieſes läßt ſich ſo leicht nicht verleugnen. Nun, ich diente unſerm guten König auch acht Jahre lang als Küraſſier treu und redlich, und nicht wahr mein Herr! wandte er ſich freundlich lächelnd zu mir: wir alten Soldaten fürchten keine Geſpenſter?"

„Führen Sie mich immerhin nach Ihrer braunen Stube," bat ich lächelnd, und die junge Frau trippelte geſchäftig fort, die Schlüſſel zu ſuchen.

Endlich wurde mir das Gemach aufgeſchloſſen; eine Prunkkammer war es freilich nicht, indeß eine Nacht ließ ſich hier wohl kampiren.

Es war eine kleine Stube, welche mich aufnahm, durchaus mit dunkelbraun angeſtrichenem Holzwerk getäfelt, welches dem Aufenthalt allerdings etwas Düſteres verlieh. Ein kleines frugales Abendbrod wurde mir aufgeſetzt, und nachdem das freundliche kleine Weib die Tellern zuſammen geräumt, wünſchte ſie mir eine geruhſame Nacht und ließ mich allein.

Mochte ich das gequetſchte Bein noch ſo viel mit Spiritus reiben, es wollten die Schmerzen nicht weichen, und ſo müde ich ſchon war, es kam bis jetzt kein Schlaf in meine Augen.

Ich hatte es mir ſo bequem als möglich gemacht und hinkte, um die Zeit zu tödten, im Kämmerlein auf und ab — da fiel mir plötzlich die Thüre eines Wandkäſtleins in dem braunen Getäfel der Stube in die Augen; unwillkührlich und ein bischen neugierig wie ich bin, öffnete ich das Behältniß, und ſiehe da — ich fand darin eine zierliche Brieftaſche von Maroquin, welche ſichtbarlich nicht zum Haushalt meiner Wirthsleute gehören konnte.

Ich unterſuchte den Inhalt des Portefeuille genauer und entdeckte mehrere Briefe, andere Papiere und das Miniaturgemälde einer Dame in Nonnentracht in demſelben.

Das kleine Bild zog mich ungemein an: in dem großen ſchwimmenden braunen Auge brannte unbefriedete Sehnſucht, der üppige kleine Mund und die blaſſen Züge des reizenden Ovals bildeten einen intereſſanten Kontraſt und im Anſchauen des Gemäldes vertieft, fielen mir unwillkührlich die Worte in den Sinn, welche man einſt über die galanteſte Dame des Alterthumes — ich meine die berüchtigte Meſſaline — ſchrieb, und dieſe Worte lauten:

„Et lassata viris, necdum satiata necessit.„

Es fand ſich in der Brieftaſche ein ziemlich dickes Heft, augenſcheinlich von weiblicher Hand geſchrieben. Ich rückte den Tiſch zum Bette, legte mich nieder und fing an in jenem Hefte zu leſen.

„O reine Weiblichkeit, himmliſche Unſchuld „der Jungfrau! — mit dieſen Worten begann „der Aufſatz — wer wohl vermöchte es, Euch

„Geſchenke des Himmels, vergleichbar dem
„Duft der Lilie und des hehren Demants
„ſtrahlenden Feuerglanz — ich frage: wer wohl
„vermöchte Euch nach Verdienſt zu preiſen? —

„Ihr ſeltne, ihr glückliche, ihr überirdiſche
„Seelen, in deren geläutertem Buſen nie die
„wilde Flamme der üppigen Luſt erſtand und
„der hohen Tugend heilige Stätte ergriff! —
„Ihr Jungfrauen alle, welche ſchützende Engel
„ſanft und linde hinwegtrugen über unabſehbare
„Abgründe, aus welchen giftige
„Molche dem Wanderer dräuen, lobpreiſet
„Euer günſtiges Schickſal — aber mäßiget
„Eure Verachtung, Euren vielleicht unziemenden
„Stolz, wenn aus düſterm Hintergrunde
„weinend die arme Büßerinn —

So weit hatte ich geleſen, als mir unwillkührlich
die Augen zufielen; ich löſchte das
Lämpchen und ſank müde und ermattet, wie ich
war, in des wohlthätigen Morpheus Arme.

Eine geiſtreiche Schriftſtellerinn der neueſten
Zeit (Fanny Tarnow) ſagte neulich:
„Faſt alle moraliſche Aufſätze ſind langweilig,
„und das kömmt daher, — weil ihre Verfaſſer
„nicht aufrichtig ſind und ſtatt von etwas
„Selbſterlebtem, Selbſtempfun-

„denem zu reden, ſich damit begnügen, daß „ſie dem, was vor ihnen ſchon hunderttauſendmal geſagt und geprediget „worden iſt, ein anderes Wortkleid anzie„hen. Ich möchte wohl mal einen morali„ſchen Aufſatz leſen, deſſen Verfaſſer mit ſtren„ger Wahrheit die menſchliche Natur in ihrer „Gebrechlichkeit und ihrem Wahne gerade ſo „darzuſtellen den Muth hätte, wie er ſie in „ſich ſelbſt erkannt hat.“

Meine liebenswürdige ſinnige Dame! — Sie haben in dieſen Worten einen Wunſch ausgeſprochen, welcher ſeit vielen Jahren ſchon in meiner Seele wohnt und noch mehr: ich ſelbſt habe verſchiedene Verſuche gewagt, der Sterblichen Natur in ihrer vollen Gebrechlichkeit und ihrem grauſen Wahne bis zum kleinſten Zuge zu kopiren; allein man hat Beiſpiele, daß eitle Thoren dem zu treuen Spiegel zürnen — glauben Sie mir, ich habe das erfahren, allein die traurige Erfahrung ſoll mich auch diesmal nicht abhalten nach Wahrheit — nenne man ſie immer ungewöhnlich — zu ſtreben und um nicht mißverſtanden, nicht verkannt zu werden, bitte ich den geneigten Leſer des tiefſinnigen Perſius gewichtige Worte auf mein Werkchen, auf mein eifrig Streben anzuwenden:

— Non

> — — Non quicquid turbida Roma
> Elevet, accedas, examenque improbum in illa
> Castiges trutina, nec te quaesiveris extra. *)

Doch zurück in die braune Kammer! — Ein ſanfter Schlaf hatte mich erquickt, die Schmerzen des beſchädigten Beines hatten einigermaßen nachgelaſſen — als, ſpät genug, ein neuer Wintertag graute.

Meine kleine reizende Wirthinn brachte mir den dampfenden Kaffee vors Bett, ich machte mir ein Pfeifchen an und unterſuchte nun erſt recht con amore und aufmerkſam den Inhalt der in voriger Nacht aufgefundenen Brieftäſche.

Das erwähnte dicke Heft, aus welchem ich oben bruchſtückweiſe den Anfang lieferte, enthielt die Selbſtbekenntniſſe derſelben Dame, deren intereſſantes Konterfei vor mir lag. Wenn ſchon eine krankhafte Phantaſie und ein ungemein hoher Grad religiöſer Schwärmerei den Aufſatz charakteriſirten, ſo trugen die erzählten äußerſt ſeltſamen Begebenhei-

---

*) — Nicht, was das lärmende Rom lobt,
Das ergreife. Erſt prüfe den trüglichen Ausſchlag der Waage
Die es führet, und ſuche dich niemals außer dir ſelbſt.

ten der Büßerinn doch unverkennbar das Gepräge der Wahrheit an ſich, einer Wahrheit, welche mehrere vorhandene Briefſchaften und Urkunden unwiderſprechbar beſtätigten.

Immer mehr und mehr feſſelte das Manuſkript meine Aufmerkſamkeit und ich ließ nicht eher ab, bis ich es zu Ende geleſen hatte.

Die Mittagszeit war unterdeſſen genaht, ich kleidete mich an und ging, mit der Brieftaſche in der Hand, zu meinen freundlichen Wirthsleuten in die bäueriſche Gaſtſtube hinab.

Die guten Menſchen hatten das Daſeyn jenes Portefeuille in ihrem Hauſe bisher gar nicht gekannt, ſie ſtaunten daher nicht wenig als ich es ihnen nun zeigte und verſicherte, die Brieftaſche in einem Wandkäſtlein der braunen Kammer gefunden zu haben.

„Es iſt nicht anders möglich, meinte endlich meine kleine freundliche Wirthinn, die Brieftaſche muß der junge öſterreichiſche Huſarenoffizier hinterlaſſen haben, welcher vor drei Jahren oben in der braunen Stube an ſeinen Wunden geſtorben iſt.“

„Ei, wenn dem alſo iſt, nahm ich hierauf das Wort, muß man die Briefſchaften der Familie des Verſtorbenen zuſenden.“

„Du lieber Heiland! erwiederte das gute kleine Weibchen, indem in ihre ſchönen blauen Augen Thränen traten, der Arme kam aus fernen welſchen Landen her und ihm waren, wie er ſelbſt erzählte, alle ſeine Lieben todt.“

Jenes Huſarenoffiziers war ſo oft erwähnt worden und auch in den aufgefundenen Papieren ſeiner in ſolch eigenthümlicher Art gedacht, daß ſein Andenken meine ganze Theilnahme in Anſpruch nahm, und ich bat daher meinen freundlichen Wirth, mir von ihm zu berichten, was er wüßte.

„Der furchtbare dumpfe Donner der Geſchütze war bereits verſtummt — ſo hob der Mann ſeine Erzählung an — das Loos war gefallen und die verhängnißvolle Völkerſchlacht in unſern Ebenen entſchieden, da brachten bärtige öſterreichiſche Huſaren auf ihren Karabinern einen ſchwer verwundeten jungen Offizier getragen.

Eine Kugel war in die jugendliche Bruſt gedrungen, mehrere ſcharfe Säbelhiebe hatten das ſchöne Haupt verwundet; die üppigen blonden Locken ſtarrten von Blut, das große blaue Auge war gebrochen und ungemein wehmüthig lächelten die blaſſen Lippen.

Mein ganzes Haus, fuhr der Mann in ſeiner Erzählung fort, war mit Verwundeten überfüllt, und nur das kleine braune Stübchen war mir mit meiner Marie hier noch übriggeblieben. Die Huſaren ſchwuren, ihr ſchwer verwundeter Offizier könne unmöglich weiter noch getragen werden; die benachbarten Bauernhäuſer waren von ſterbenden Kriegern bis zum letzten Winkelchen beſetzt, meine gute Marie bat ſo rührend und viel — ich konnte nicht länger widerſtehen. Wir räumten dem jungen Offizier die braune Kammer ein und zogen nach der Scheune.

Der ſchwer verwundete Offizier war einer der liebenswürdigſten und ſanfteſten Jünglinge, welche mir in meinem ganzen Leben vorgekommen. Lächelnd und ergeben duldete er die furchtbarſten Schmerzen. Der Fremde führte anſehnliche Baarſchaft bei ſich; er ließ aus dem benachbarten Leipzig berühmte Aerzte rufen und forderte von ihnen mit männlicher Feſtigkeit den Ausſpruch, ob ſeine Geneſung denkbar ſey oder nicht. Mit trüben Blicken, aber beſtimmt zugleich, verſicherten die Doktoren einſtimmig das letztere, denn in des Offiziers Bruſt waren augenſcheinlich edle Theile verletzt.

Heiter, und wie es ſchien mit ſeinem Schickſale hoch zufrieden, blickte der Jüngling dem nahenden Tode entgegen. Er war der katholiſchen Religion zugethan und forderte einen Prieſter ſeines Glaubens, um Beichte abzulegen und das Abendmahl zu empfangen.

Ich ſelbſt fuhr in die Stadt und kehrte mit einem alten würdigen Pater zurück. Wir alle waren gerührt von der gläubigen Frömmigkeit und der feſten Zuverſicht, mit welcher unſer unglücklicher Gaſt ſich auf den Weg in die Ewigkeit bereitete. Mein gutes braves Weib verließ des Sterbenden Lager keinen Augenblick, ſie pflegte ihn mit der zärtlichen Sorgfalt einer Schweſter; allein Alles blieb vergeblich, und eines Morgens, ehe wir es uns verſahen, ſchied der Jüngling, ſanft lächelnd wie ein Engel, von hinnen.

Der Offizier hatte ein rechtskräftiges Teſtament hinterlaſſen; bald nachdem er verſchieden, wurde es geöffnet. Leicht, mein Herr! — ſo ſchritt der gute Mann dem Ende ſeiner Erzählung zu — leicht werden Sie unſer damaliges freudiges Erſtaunen zu faſſen vermögen, wenn ich Ihnen ſage, daß jener Offizier uns arme Leute, nämlich mich und meine Frau, mit einem Vermächtniſſe von 800 Thalern bedacht hatte.

Des Edlen letzter Wille rettete uns vom Untergange, denn ſchändlich hatten die Feinde in unſerm Dorfe gehauſt, und wo hätte ich, ein junger Anfänger erſt, die Mittel hernehmen ſollen, den bedeutenden Schaden wieder zu erſetzen.

Heil und Segen der Aſche des tapfern Biedermannes! — mit dieſen Worten ſchloß der ehrliche Mann ſeine Rede und, indem er fromm ſein Mützchen vom Haupte nahm, fügte er noch bey: Wir haben den jungen Offizier auf unſerm Dorfkirchhofe zur Ruhe beſtattet, auch ein großes Kreuz und zwei Roſenbäumlein auf den Hügel gepflanzt. Mit jedem Frühjahre und Sommer ſtattet meine gute **Marie** das Grab mit friſchen und duftigen Blumen aus, allein feſt bleibt es deſſenungeachtet beſchloſſen: ich ſetze früher oder ſpäter dem gefallenen Helden auch noch einen großen Stein, und ein gar menſchenfreundlicher und geiſtreicher Dichter, den ich kenne, — er wohnt zu **Leipzig** in **Reichels** Hof — ſoll mir ein paſſendes Karmen machen, welches ich in das Denkmal eingraben laſſen will."

Die gute kleine Frau verhüllte mit einem Tuche das reizende Geſichtchen, indem ſie ſanft vor ſich hin weinte, und mich ſelbſt hatte die kindliche und natürliche Erzählung heftig ergriffen.

Ich bot dem Wirthe für die Schreibtafel und deren Inhalt, wovon er als rechtmäßiger

Beſitzer unter ſothanen Umſtänden gelten konnte, einen Auguſtd'or, allein er händigte mir das Portefeuille mit den Worten aus: „Ein Schurke will ich ſeyn, wenn ich dafür einen Dreier nehme.“

„Nun gut, erwiederte ich, es mag darum ſeyn, allein die Grabſchrift für den Leichenſtein ſoll kein leipziger Dichter machen, trauen Sie mir zu, mein Freund, ich ſelbſt werde eine fertigen, welche den Umſtänden angemeſſen iſt.“

„Topp! ſchrie der ehrliche Knabe, indem er mir freundlich ſeine Rechte reichte, ich verlaſſe mich feſt darauf, Sie ſchicken mir ein ſchönes Karmen zu dieſem Zwecke. — Jetzt aber, fuhr er fort, müſſen Sie nach der Stadt, denn Ihr beſchädigtes Bein bedarf der ärztlichen Hülfe. Ein Paar muntere Rappen ſtehen in meinem Stalle, und ich laſſe es mir nicht nehmen, Sie ſelbſt nach Leipzig zu fahren nach eingenommenem Mittagsmahle. Hurtig Marie! ſieh nach der Küche und rufe dem Jürgen, daß er Pferde und Kalleſche in Stand ſetzt.“

Jahre waren verſtichen; das Schickſal hatte mit mir ſelbſt geſpielt, als mit einem leichten Federballe — mich dahin und dorthin geworfen, wie es ſeiner tückiſchen Spiellaune gefiel. Ich hatte darüber jenes Abentheuer und die

Brieftaſche des jungen Huſarenoffiziers nebſt deren Inhalte rein vergeſſen — da führte mich im Sommer des vorigen Jahres eine neue roſigtere Laune der unerbittlichen Göttinn, in Geſellſchaft eines geiſtreichen Schleſiers, nach der klaſſiſchen und reizenden Italia hin. An des Aetna Fuße erſt erinnerte ich mich jenes lange vergeſſenen Abentheuers wieder, und mir fiel bei, welch' wichtige Rolle der altergraue feuerglühende Koloß in jener Geſchichte behauptete, von welcher intereſſante Bruchſtücke der Zufall in meine Hände geſpielt hatte.

Von Stunde an nahm ich mir vor, durch eifrige Nachforſchungen an Ort und Stelle den mühſamen Verſuch zu wagen, jene Bruchſtücke ergänzen zu können. Der Verſuch gelang gegen Erwarten gut, und ſeine Ausbeuten ſetzten mich nebſt den ſchon in Händen habenden Materialien in den Stand, daraus ein, wie ich mir ſchmeichle nicht unintereſſantes, wenigſtens originelles Ganzes zu formen.

Raſch und mit Liebe ging ich nach zurückgelegter Reiſe an die angenehme Arbeit, und ſie verſüßte mir im vergangenen Winter die Leiden eines langen Krankenlagers.

Meinem väterlichen Freunde, einem ſpäten aber würdigen Sprößlinge des alten Kleiſtiſchen Heldenſtammes, pflegte ich, wenn er den armen Kranken, den Pflichten des Ordens eingedenk, deſſen Ritter er ſich nennt, beſuchte, dieſe Geſchichte nach und nach vorzuleſen, und ein günſtiges Schickſal möge in dem Buſen meiner geneigten Leſer und ſein fühlenden Leſerinnen ein ſo lebhaftes Intereſſe für meine Helden und Heldinnen erwecken, als ihnen gelang in der kindlichen Bruſt meines alten Freundes anzuregen, dem ich dankbar dieſe Blätter weihe.

Zweites Kapitel.

Das Hotel des Gourmands. — Die eigentliche Heldinn der Geſchichte erſcheint im Hintergrunde.

Ein Veilchen in der Jugend der Natur.
Frühzeitig, nicht beſtändig — ſüß, nicht dauernd,
Nur Duft und Balſam eines Augenblicks,
Nichts weiter.

Shakeſpeare.

Der alte Seekapitain Smith, ein monſtröſes Kerlchen, deſſen Bauch mehr als vier Fuß im Durchmeſſer hielt, ſaß behaglich im Sopha; er hatte bereits vier Beafſteaks und hundert Auſtern zum Frühſtück verzehrt und die nebenbei ausgeſtochenen drei Bouteillen hitzigen Ungars gaben ſeinem breiten Vollmondsgeſichte Glutfarbe, während die drei großen Warzen auf ſeiner Pfundnaſe glänzenden rothen Trabanten gleich ſtrahlten; die wenigen grauen borſtigen Haare auf dem Haupte ſträubten ſich der vulkaniſchen Hitze, welche vom dicken Kopfe ausging, weichend zur Höhe; ſchon wollten ſich die ohnehin kleinen Katzenaugen zu ſüßem Schlummer vollends ſchließen, da trat eine herkuliſche jugendliche Mannsgeſtalt ins Prunkgemach des Hotels des Gourmands.

Der rieſenhafte Jüngling war koſtbar aber bizarr genug gekleidet; wenn ſchon ungemein vortheilhaft gebaut, verriethen dennoch die blaſſen und welken Züge des Geſichtes den Wüſtling, und die arroganten und ungewöhnlichen Manieren den reichen Britten.

Der Eintretende blieb vor dem lethargen fetten Landsmanne, der ſich um nichts, was neben ihm vorging, bekümmerte, ſtehen, und nachdem er ihn einige Minuten aufmerkſam fixirt, brach er laut lachend in die Worte aus:

„God-dam! Smith! — alter Seehund, biſt du es wirklich? — Wie denn kömmſt du nach Deutſchland, faule Haut? — Ha, ha — ſeltſam genug! — während einer heißen Seeſchlacht ſahen wir uns zum letzten Male und im Hotel des Gourmands treffen wir uns wieder.“

Der dicke Smith blitzte ein wenig in die Höhe, dann nahm er eine Priſe Spaniol, lächelte und ſprach mit dem gewöhnlichen ihm charakteriſirenden Gleichmuth: „Ei ſeht doch, der luſtige und reiche Lord Raleigh auch hier? — na, es freut mich! Ja, ja, fuhr der Kapitain nach einer Pauſe, indem er behaglich den dicken Bauch ſtrich, in ſeiner Rede fort, das muß wahr ſeyn, es war ein einziger Spaß, als die ſchöne Flotte der Franken dort ſo mir nichts dir nichts ihren Untergang fand. Na, Nelſon ſoll leben!"

„Hah! ſchrie der junge wilde Lord, und Euer Namensvetter, der kluge Sir Sidney auch daneben. He Marqueurs — faule Beſtien! wo ſteckt Ihr? — ein halb Dutzend Körbe Champagner her!" Die Britten ſetzten ſich zum Saufgelage hin. Der junge Lord hatte eine Expedition als Freiwilliger mitgemacht, und bei jener Gelegenheit den dicken Kapitain kennen gelernt, der, trotz ſeines Phlegma's einſt ein tüchtiger Seemann war. Bald darauf trennte ſich die Flotte der Britten, des ungemein reichen jungen Lords Raleigh Vorwitz war geſtillt, er hatte einer tüchtigen Seeſchlacht beigewohnt, und des etwas unbequemen Militairlebens auf dem Meere müde, forderte er ſeinen Abſchied; der dicke Kapitain aber wurde, ſeiner körperlichen Unbeholfenheit halber und da ihn überdieß das böſe Zipperlein anfing zu chikaniren, auf Penſion geſetzt. Recht, unverhofft trafen ſich die beiden Kriegskameraden von ehedem nun in einem deutſchen Gaſthofe, und man kann denken, wie viel die Herren ſich zu erzählen hatten. Nun, wir wollen ſie vor der Hand in Ruhe ſchwatzen und zechen laſſen, und uns dafür den eröffneten Schauplatz etwas näher betrachten.

Nannten ſich ſchon vor bereits dreißig Jahren alle Deutſche Galliens Feinde, ſo blieb doch die Sprache der Franken bekanntlich jene des guten Tons, und was auf vornehmen Anſtrich hielt, benamſete ſeine Dinge franzöſiſch.

Sothane Mode hatte denn auch Herrn Chandron, Beſitzer eines Gaſthofes des erſten Ranges in einer der glänzendſten und größten Haupt- und Reſidenzſtädte Deutſchlands veranlaßt, über die Hauptpforte ſeines Hauſes die Worte: Hotel des Gourmands in güldener maſſiver Schrift ſetzen zu laſſen.

Eine franzöſiſche Inſchrift zu wählen war Monſieur Chandron um ſo mehr berechtiget, da ſeine Voreltern in der That aus Gallien ſtammten und nur erſt zur Zeit der berüchtigten Wiederrufung des Ediktes von Nantes, als ihres Glaubens halber Verfolgte, eine Freiſtätte in Germanien geſucht hatten.

Eine Wagniß und eine ſeltene Anmaßung daneben hätte man es freilich heißen können, ein Hotel zu eröffnen, in welchem Genüge zu leiſten Wohlſchmeckern verſprochen wurde, welche bekanntlich ſo leicht eben nicht zu befriedigen ſind, allein Anmaßungen aller Art hielt man nun einmal in der hehren Teutonia von jeher franzöſiſchem Blute zu Gute, und entſprechen ſchon gar ſelten prunkende Titel der Sache ſelbſt, ſo konnte ein ſolcher Vorwurf doch keinesweges das gar einladend duftende Inſtitut unſeres Mannes treffen, in welchem im Gegentheile gerade die feinſten Kenner oft ihre kühnſten Erwartungen übertreffen ſahen.

Alles war im Hotel des Gourmands auf pikanten Lebensgenuß berechnet, bevor der Autor aber eine kleine nähere Beſchreibung der Anſtalt wagt, erſucht er einen Jeden unter ſeinen verehrten Leſern, der allenfalls das Unglück hätte ein armer Teufel zu ſeyn, die folgende Stelle lieber ganz zu überſchlagen, indem ſie ihm nur das lüſterne Mäulchen mit Waſſer füllen würde, und erregte Sehnſucht, welcher keine Befriedigung zu folgen vermag, iſt uns einmal ein gar ſehr unangenehmes Gefühl.

Das Hotel des Gourmands war ein weitläuftiger in einem imponirenden Style aufgeführter Pallaſt, welchen mit ſeinem glänzenden Hofſtaate zu bewohnen kein regierender Fürſt hätte Anſtand nehmen dürfen.

Dieſes Pallais der Wohlſchmecker lag in Mitten der berühmteſten Promenade der Hauptſtadt, jener Promenade nämlich, welche als ein Tummelplatz und Zuſammenfluß der Mode, der Pracht, des Luxus und Geſchmackes in halb Europa gekannt iſt, und von der man ſich, ohne ihr Gewühl je geſehen zu haben, ſelbſt bei der lebhafteſten Einbildungskraft durchaus keine treffende Vorſtellung zu machen fähig ſeyn dürfte.

Der Eintritt in die Erdgeſchoſſe unſeres in Frage ſtehenden Hotels überraſchte, — wenn ſie es gleich nicht Wort haben wollten — ſelbſt gereiſete und viel erfahrene Männer, welche des Römers: nil admirari als eigenes Prinzip in ihre Taſchenbücher zierlich eingetragen hatten, und wir gerathen beinahe in Verlegenheit, indem wir die ſeltenen Herrlichkeiten alle in ein harmoniſches Enſemble zu ſammeln und des Leſers Phantaſie in den Focus deſſelben zu ſtellen beabſichtigen.

Wallte der profane Spaziergänger unter den ſchattigten Lauben jener renommirten großſtädtiſchen ſechsfachen Allee, und befand er ſich nun der Façade des Hotels des Gourmands gegenüber, da feſſelte eine magiſche Kraft ſeine Schritte.

Durch ungemein hohe und blinkende Spiegelfenſter und Thüren dämmerte ihm eine Feenwelt entgegen, alſo künſtlich geordnet, daß man ſie von außen nur ahnden, genauer aber nicht unterſcheiden konnte. Doch genug! — ein öffentliches Gaſthaus ja kündigte im Lapydarſtyle des Pallaſtes Inſchrift an, und wenn der feine Rock und die gefüllte Börſe das Gefühl des rechten Mannes verlieh, fürwahr er vermochte es nicht der Verſuchung zu widerſtehen, näher die Feenregion zu ſchauen.

Ich ſelbſt ſah jene Herrlichkeiten noch in ihrer glänzendſten Blüthenzeit, und erſuche den geneigten Leſer daher, daß er mir verſtatte, eine Skizze derſelben und des Eindruckes, den ſie auf mich hervorgebracht, hier einzuſchalten.

Die Glasthüre ſprang auf, ich ſtand in einer hohen Rotunde, welche das Entree bildete. Süße Düfte umwogten mich, hunderte nie geſehene Gegenſtände, bunt und dabei ſymetriſch doch geordnet, feſſelten meine Aufmerkſamkeit, und mein Auge wußte nicht wo es haften bleiben ſollte; ſanfte Glöcklein und Flötenharmonien ſchmeichelten meinen Ohren.

Ich

Ich ſtand etwas verblüfft, da hüpfte mir ein wunderſchöner Knabe in phantaſtiſcher Tracht, ein anderer Ganymed, entgegen.

„Ich ſehe ſchon, liſpelte mir das Götterkind zu: Sie, mein Herr! gönnen uns heute zum erſten Male die Ehre Ihres Beſuches, erlauben Sie mir, daß ich Sie ein wenig leiten darf.“ Der Kleine führte mich in die Mitte der Rotunde, wo er ſchnell mich nach der andern Seite wandte.

Durch eine ſcheinbar unbegränzte Emphilade von Gemächern ſchweifte aus dieſem wohl berechneten Standpunkte nun mein trunkener Blick und, mir eröffnete ſich ein ungemein lieblicher Proſpekt.

Perſiens künſtlichſte Fußdecken, gar ſinnig nach regelmäßiger Farbenſteigerung an einander gereiht, bildeten eine künſtliche reizende Matte, wie ſie die einfache Natur nicht in Chili's, nicht in Helvetiens himmliſchen Thälern erſchafft.

Galliens höchſte und ſinnreichſte Kunſt hatte die Wände mit Tapeten bekleidet, deren idylliſcher Farbenſchmelz die friſche Natur zu beſchämen drohten.

Die Supporten der Gemächer füllten hinter ſeinen güldenen Stäben Amerika's und

Aſiens bunteſte und ſeltenſte Vögel, kleine muntere Aeffchen und andere ſeltene Thiere; nicht ſchienen ſie die heimiſchen Gefilde zu vermiſſen, ſo luſtig trieben ſie ſich unter einander umher.

Künſtlich allenthalben angebrachte große Spiegel verhundertfachten, wie im Pariſer café de mille colonnes, jeden Gegenſtand; zu den künſtlichen und geſchmackvollen Meubles hatten Arabien und Braſilien die Stoffe geliefert, und verſteckte Spieluhren führten unaufhörlich, mit beinahe unglaublicher Präciſion, jetzt einzelne ſchmelzende Melodieen, dann Echoſtücke aus, und plötzlich vereinigten ſich, wie durch Zaubermächte regiert, alle wieder zur Execution großer Ouvertüren.

Doch dieſe lange Emphilade reizender Gemächer ſollte nur der Vorgeſchmack jener Herrlichkeiten bilden, welche nach höherem Genuſſe Dürſtenden erwarteten; man pflegte hier zu frühſtücken. Mein kleiner Cicerone reichte mir eine große zierliche Taſſe mit Panaſche, aus zwanzigerlei friſchem Fruchtgefrorenen zuſammengeſetzt, und wie himmliſches Ambroſia ſchmolz es auf meiner Zunge.

Eine Treppe führte hinab in die eigentlichen Prunkgemächer und Speiſeſäle; hier fand den Griechen und Römer ihre edlen Säulenordnungen und ihre plaſtiſchen antiken Kunſtwerke wieder; den üppigen Türken luden ſeine ſchwellenden Polſter und aromatiſchen Bäder zum Genuſſe ein, und des Kunſtkenners Auge mochte an Raphaels, Claude Lorrains, Correggio's u. ſ. w. ſich laben.

Nicht eine Karte — nein, ein ganzes Büchlein füllte das Verzeichniß der ausgeſuchten und pikanten Gerichte, welche dem Wohlſchmekker die zu treffende Wahl gar ſehr erſchwerten.

Kannte man zu jener Zeit ſchon nicht Reformationspaſteten, Allianzfrikaſeſees, Krebſe à la Blücher, Lutherſtrudel, Demagogenwürſte und andere derlei ſonderbar klingende Speiſen, welche in der neueſten Zeit Herr Sametzky zu Berlin und andere deutſche moderne Kochkünſtler in ihren geſchmackreichen Werken aufführten; ſo fehlte es nichtsdeſtoweniger dorten an nichts, und die Kinder führten andere Namen nur.

Kein dem feinſten Kenner bekanntes und pikantes Gericht, von der Schildkrötenſuppe angefangen bis hinauf zum famöſen Ragout des Heliogabulus, durfte an keinem Tage in unſerm Hotel fehlen, dafür ſorgte der ſinnige Chaudron. Selbſt ſardanapaliſche

Gelage verſtand er zu arrangiren, und ein Lukullus ſogar hätte ſich hier gefallen müſſen.

Die Leckerbiſſen zu würzen, wurden von reizenden, ſchwebenden, weiblichen Huldgeſtalten in zierlichen Bechern, auf Verlangen, der ſchäumende Trank aus Epernai, der Nektar aus Tockai, das flüſſige Feuer von Griechenlands Inſeln, die duftige Liebfrauenmilch u. ſ. w. kredenzt.

Ein großer herrlicher Park hinter dem Hotel lud die Geſättigten zum Spaziergange ein. Hier fanden ſich Treibhäuſer vor, gegen welche die berühmten der Herren Bouché und Fuchs zu Berlin Stalllaternen nur genannt zu werden verdient hätten, denn in Mitten des eiſigten Winters umfing dort die Glücklichen Klima und Vegetation tropiſcher Zonen. Doch mehr ſchon als genug habe ich berichtet, um nun kühn den Satz aufſtellen zu dürfen: Monſieur Chaudron war in ſeiner Art ein großer Mann.

Wir ſehen des Leſers Mund zu einem Lächeln ſich verziehen — ein Gaſtwirth und ein großer Mann! — Warum nicht? — Eine geſunde Logik nennt Jeden groß, welcher in ſeiner Sphäre eine bisher nie erklommene Stufe erreicht, und nach ſothanen Begriffen iſt ein großer Beſenbinder, ein großer Schneider und dergleichen denkbar, ja wir wundern uns mächtiglich, daß noch kein ſpekulativer ſchöner Geiſt auf die Idee gerieth, die Geſchichte eines großen Wechſeljuden zu ſchreiben, da doch in unſern Tagen mehrere ſothane Großheiten in klingendem Glanze leuchten.

Chandron war fürwahr ein Reſtaurateur comme il faut. Ihm wohnte ſeltene Menſchenkenntniß bei; wie Tilly war er, wenn nicht bedeutſame Rückſichten Ausnahmen erheiſchten, dem eigenen Körper ein ſtrenger Herr, den lieben Gäſten ſah er aber vieles nach, wenn ſie nur richtig und baar bezahlten, denn in dieſem Punkte verſtand der große Mann keinen Spaß; übrigens war er die Gefälligkeit ſelbſt, und auf jede vernünftige Zumuthung hatte er eine charmante Antwort nur, und die hieß: „Sie kommen mir gütigſt zuvor.“

Der ſpekulative Gaſtwirth aus galliſchem Geblüte war, wie die größten Männer in der Regel alle ſind, — dürr und leicht wie eine Heringsſeele, und hatte er ſchon gleich das funfzigſte Lebensjahr zurückgelegt, das leichte franzöſiſche Blut erhielt ihn ſtets mobil. Daß ein alſo ausgeſtattetes Subjekt in einer Reihe von Jahren Reichthümer geſammelt haben mußte, verſteht ſich am Rande, denn wie käme ihm ſonſt in ſeinen Verhältniſſen jenes ehrenvolle Prädicat rechtlicherweiſe zu.

Madame Chaudron dagegen, eine geborne Sicilianerinn, ſtand den Vierzigern nahe, allein wunderbar hatte ſich die Dame conſervirt. Ein mäßiges Embonpoint des üppigen Körpers ſtand ihr allerliebſt genug; die volle wogende Bruſt, das große dunkle Auge und das ſchwarze Titusköpfchen erweckten zuweilen ſelbſt noch im Buſen junger glühender Männer ſehnſüchtiges Verlangen, in den runden weißen Armen der wenig alternden Schönen zu — wachen.

Die Dame beſaß Witz und Verſtand und trieb es immer noch ein wenig frivol; nun, der weltkluge und verſtändige Gemahl war es zufrieden, wohnte der ſchönen Gattinn doch ſein eigener Sparſamkeitsſinn bei, und über Vorurtheile des Pöbels ſind große Geiſter erhaben.

Daß es im Hotel des Gourmands an häufigen Gäſten nicht fehlen konnte und zu welchen Klaſſen ſie ſich zählten, erräth der ſinnige Leſer wohl ſonder Mühe.

Verſchwenderiſche Fremde, reiche junge Gardeoffiziere, ſchwelgende Landjunkers und abentheuerliche Ritter, welche, wie Leſſings Chevalier, die Laune von Miß Fortuna im Faroſpiel mit geſchickter Hand korrigiren, bevölkerten in der Regel die geſchmückten Hallen.

Ein holdes Töchterlein, Roſa genannt, war die einzige Frucht der Chaudronſchen Ehe geblieben. Dieſe Roſa galt in der Reſidenz ein weiblicher Phönix und in der That mit Recht.

Nur gar ſelten entdeckt des Kunſtkenners ſcharfes Auge in Reizen der lebenden Grazien ein plaſtiſches Modell. Wir ſchrieben ſchon ſo manchen Roman, ſo manche Erzählung nieder, allein nie ſtellten wir dem verehrten Leſer ein ſothanes Meiſterſtück der Natur dar, weil es uns bis jezt nicht vorgekommen und wir es uns einmal zur ſtreingen Pflicht gemacht haben, unſere Bilder aus dem wirklichen Leben nur zu entnehmen.

Zum erſten Male jezt vermögen wir eine Huldgeſtalt zu zeichnen, welche ein beinahe vollendetes würdiges Pedant neben einer antiken Venus zu ſtehen vermocht hätte.

Fürwahr, Roſa's ovales Köpfchen mit dem geraden Profil, ihre ganze ätheriſche Geſtalt war ein Urbild griechiſcher Schönheit; leiſe und unmerklich ging die königliche Stirn in die zart gebildete Naſe über, während die kühn geſchwungenen Braunen zwei ſchöne feurige dunkle Helmaugen überwölbten. Ein faſt unmerkliches feines Carmin ſchimmerte roſigt durch die zarte Haut und ſtörte ſo den ſiegenden Eindruck der herrlichen antiken Geſtalt nicht.

Freilich, der zwar kleine aber gar zu wollüſtig geformte kußliche Sammtmund und die üppige Fülle des zur Höhe ſtrebenden jugendlichen Buſens und der gar wonniglich und zart gerundeten Hüften mochten dem rein prüfenden Blick des hehren Künſtlers anſtößig ſeyn, während gerade jene vollen elaſtiſchen Rundungen den lebensluſtigen Wüſtling mit ſehnſüchtigen Flammen erfüllten.

Doch — in fernen Gründen nur ſollte bis jetzt die Heldinn ſchweben, — den phyſiſchen Liebreiz der Huldgeſtalt haben wir deſſenungeachtet charakteriſtiſch aufgefaßt; willſt Du, geſchätzter Leſer, aber nach Roſa's pſychiſchem Werthe Dich ſchon erkunden, ſo antworten wir Dir vor der Hand bloß befriedigend genug mit jenen Worten des hehren Brittendichters, welche die Stirne dieſes Kapitels würdig zieren.

Drittes Kapitel.

Ausgeführtere Temperaments- und Charakterzeichnung der Heldinn. Der Ball der Britten.

Sans chien et sans houlette[*]
J'aimerais mieux garder
Cent moutons près d'un blé,
Qu'une seule fillette
Dont le coeur a déjà parlé.

Monſieur Chaudron hatte ſich dieſe in ſeiner Jugend einmal gehörten Verſe aus einer alten franzöſiſchen Oper gar tief in's Gedächtniß geprägt, und die in den Worten enthaltenen Maximen hatten den Erziehungsplan für das geliebte einzige Töchterlein geformt, den er bis jetzt mit eiſerner Konſequenz verfolgte.

---

[*] Nach unſerer eigenthümlichen freien Art haben wir die galliſchen Verslein alſo in unſrer Mutterſprache übertragen:

Ohne Hündchen — ganz allein
Mag es nicht ſo ſchwierig ſeyn, —
Reizt der Satz auch gleich zum Lachen —
Hundert Hammel zu bewachen,
Denn ein einzig ſüßes Kind.

Die ſechszehnjährige reizende Roſa bewohnte unter ſpecieller Aufſicht einer alten herriſchen Tante ein entfernt und einſam gelegenes Hintergebäude im väterlichen Parke. Das herrliche kleine Füßchen in das Vorderhaus einmal zu ſetzen, durfte, dem beſtimmt, ausgeſprochenen Verbote des Vaters zufolge, die Jungfrau durchaus nicht wagen, und das arme Mädchen lebte, eine bedauernswerthe Gefangene, gepeiniget durch die Launen der alten Duenna.

So ganz freilich war des menſchenkundigen Herrn Chaudrens Strenge nicht zu tadeln. Italiſches Blut mit galliſchem vermiſcht durchſtrömte leicht des jungen Mädchens Adern und die Folgen der Miſchung zeigte ſich zeitig und klar genug.

Ein ungemeiner Leichtſinn und glühend heißes Temperament charakteriſirten die ſchöne Maid, und der Zwang unter dem ſie lebte, war gerade nicht geeignet, Flammen zu tödten, welche, künſtlich gehemmt, dereinſt nur um ſo gewaltſamer und entſcheidender loszubrechen drohten.

Mit der Sorgfalt eines türkiſchen Veri ſchnittenen ſuchte der ſonderbare Vater ſein herrliches Töchterlein profanem Anſchauen zu entziehen, und war nach vielem vergeblichem Mühen ein lüſterner Gaſt auch einmal ſo glücklich, die reizende Roſa zu erblicken, ſo war dieſes nur ein zufälliger, flüchtiger, ſchnell vorübergehender Hochgenuß.

Wie die liebliche Lemiere, Terpſichorens jugendlichſte und auserkohrenſte Tochter zu Berlin, eine blühende und reizende Flora*) dem lüſternen Zephyr und dem ſchauertrunkenen Augen ſchnell entſchwebt, ſo waren es nur winzige und ſeltene Augenblicke, in welchen hier und da unſere Roſa jugendlichen männlichen Gäſten des Hotels des Gourmands erſchien.

Keine Koſten ſcheute übrigens der geizige Chaudron, wenn es die Ausbildung der Talente des geliebten Töchterleins galt, und die Anlagen des Mädchens waren auch nicht gewöhnlicher Art.

Ein gleich im erſten Anfange der franzöſiſchen Revolution emigrirter alter Abbé unterrichtete Mademoiſelle in ſeiner Mutterſprache. Ein ſchöner junger Florentiner gab ihr im Spiel der Guitarre und in der Tanzkunſt zugleich Stunden; ein anderer junger Mann unterwies ſie im Zeichnen, und Mademoiſelle Brünelle, eine ſchon betagte intriguante geborne Franzöſinn, ſollte durch weibliche künſtliche Handarbeiten und angemeſſene Converſation die hoffnungsvolle Tochter, während der ſich ergebenden Zeitlücken beſchäftigen, denn zu den Landsleuten ſeiner Väter wohnte Herrn Chaudron eine große Zuneigung bei, ſo wie ihn auch eine ungemeine Vorliebe für ihre Sprache beſeelte.

---

*) Im Ballette gleiches Namens.

Was den Guitarren- und Zeichenlehrer betraf, hätte der ſorgliche Vater, hinſichtlich der Jugend dieſer Künſtler, gern eine Aenderung getroffen, allein, einmal waren die Herren die geſchickteſten Meiſter ihrer Fächer in der Reſidenz, ſo daß es zum guten Ton gehörte, von ihnen nur Unterricht zu empfangen, und dann verließ ſich anderſeits der gute Chaudron gar ſehr auf die wachſamen Augen von Roſa's Tante, ſeiner Schweſter, der würdigen Dame Antoin, und auf die Argusblicke ſeiner ehemaligen Jugendfreundinn, der dürren franzöſiſchen Gouvernante; ob ihn ſein grenzenloſes Vertrauen in dieſem Falle nicht täuſchte, mag die Folge lehren.

Der franzöſiſche Sprachmeiſter, jener alte Abbé, — er nannte ſich Fillon — war, was die Gallier gar trefflich bezeichnend einen vieux gaillard nennen. Hatte den lüſternen Pfaffen gleich ſchon längſt die Kraft zur Sünde verlaſſen, ſo war dieſes mit der Luſt keinesweges der Fall, und die mächtige Leidenſchaft verleitete den betagten Gecken zu tauſend Thorheiten, durch welche er ſich lächerlich machte.

In des Morgens erſten Stunden empfing Roſa von ihm Unterricht. Nicht ſelten erſchien das friſch blühende reizende Mädchen an ſchwülen Sommertagen bei demſelben in gar leichter geſchmackvoller Morgenkleidung. Fielen nun des alten armen Abbés lüſterne Blicke auf den halb entblöſten üppig ſich blähenden Buſen der Jungfrau, oder berührten zufällig ihre vollen runden Waden oder Lenden ſeine dürren Klapperbeine, ſo war es um des Kerlchens Faſſung geſchehen, die verwelkte Kinnlade wackelte, die ſchwachen Nerven des entkräfteten Körpers bebten, und gänzlich decontenanceirt ſtammelte Monſieur Fillon: l'a — l'a — l'am — our da — dat — hei — ei — ſe die Li — Li — Liebe.

Das ſchalkhafte Mädchen merkte zeitig des greiſen Lehrers Schwäche, und war boshaft genug; es recht abſichtlich darauf anzulegen, den Narren zu verwirren: jetzt ſetzte ſie das kleine Füßchen wie zufällig auf die Beine des Abbé's, dann behauchte ihr heißer aromatiſcher Odem ſeine eingefallene Wangen, oder ſie preßte, zum aufgeſchlagenen Buche ſich hin neigend, die volle wallende Bruſt an des Franzoſen Arm; — ſo trieb ſie es immer toller, daß der ſchwächliche Alte oft nahe daran war in Convulſionen zu fallen.

Signor Sarti, der Guitarrenſpieler und Tanzlehrer dagegen war ein feuriger, wohlgebildeter, drei und zwanzigjähriger Jüngling, und trotz ſeiner Jugend nichts weniger als ein Laie in Amors blumigten Gefilden. Auch den Florentiner ſprachen die Reize der ſchönen jungen Schülerinn mächtig und wonniglich an, und nur die Gelegenheit hatte bis jetzt gefehlt, ſonſt hätte er die empfängliche Roſa gewiß längſtens ſchon in die Myſterien der Göttinn eingeweiht.

Gerade aber wenn Signor Sarti zur Ertheilung des Unterrichtes ſich einſtellte, wich die böſe hektiſche Tante nicht aus der Stelle; indeß Dame Antoin laborirte am grauen Staar; liebte auch feiner Liqueure geiſtigen Genuß, und ſo traf es ſich denn wohl zuweilen, daß die Wächterinn beim Saitengeklimper eine nickte; — es naheten unbelauſchte Momente, welche der feurige und unternehmende Florentiner nicht ungenutzt vorübergehen ließ Unter dem Vorwande, der Schülerinn kleine runde Hand auf der Guitarre zu leiten, ſchlang er jetzt den ſennigten Arm um des Mädchens ſchmale Taille, indem er die zarte ätheriſche Geſtalt feſt an den eignen wild tobenden Buſen preßte, oder ſein Mund berührte leiſe und linde, wie von ungefähr, die roſigte Wange der holden Schülerinn und was derlei Tändeleien mehrere waren.

Das reizbare Mädchen empfand in der Art wie es der ſchlaue Verführer wünſchte; ihr heißes Blut wallte bei ſothanen wohlberechneten Berührungen wild durch die jungen Adern, und ein wollüſtiges unbekanntes Gefühl durchbebte die zarten empfindlichen Fibern. In ſolchen Augenblicken pflegte der Florentiner den Muſikunterricht gewöhnlich ſchnell zu enden und zu jenem des Tanzes überzugehen, noch höher wallten nun in dem Mädchen leiſe ſchlummernde üppige Gefühle auf, wenn ſie des ſchönen Jünglings Arme umfingen, ſein Herz an ihrem Buſen ſchlug und ſein heißer Odem ſich mit ihrem glühenden vermiſchte.

Herr Dallbrig, der Zeichenlehrer, der ſolideſte unter ſeinen Kollegen, war ein ſchöner ſanfter Mann von ungefähr dreißig Jahren. Ein widriges Schickſal hatte ihn an die Hand eines häßlichen zankſüchtigen Weibes gefeſſelt, welche ſeiner in keiner Art würdig war. Auch auf Dallbrig machte die ungemein reizende Roſa heftigen Eindruck, allein er war ein ſtreng moraliſcher, ſich ſelbſt ſorgſam bewachender Mann, welcher ſich vorſichtig und ängſtlich vor der Thorheit hütete, mit der Schülerinn einen Liebeshandel anzuſpinnen, allein auch dem Stärkeſten und Tugendhafteſten nahen Augenblicke der Schwäche; wußte ſich Dallbrig beinahe immer zu beherrſchen, ſo war er doch zuweilen ſo wenig über ſich Meiſter, daß ihn wenigſtens ſeine Blicke verriethen. Mehrere Minuten lang ſaß er oft geiſtesabweſend, in der jungen blühenden Roſa Anſchauen verſunken, und für das Mädchen war es ihrerſeits wieder ein unbeſchreiblich wonnigliches Gefühl, wenn ihr braunes Auge in ſolchen Minuten wehmuthsvoll in Dallbrigs großem ſchönem blauem ruhen konnte. Sie fühlte wohl, es war ein ganz anderes Gefühl, als wenn ſie an des Florentiners Buſen lag; dem Zeichenlehrer in ſolchen häufigen Momenten gegenüber, floß ihr Blut ruhig durch die Adern, der Buſen wogte nicht ſtürmiſch auf und nieder, und doch war ihr dabei

ſo

ſo wohl, ſie fühlte ſich ſo ungemein erhoben, und über den Mann zu ſpotten, wie über den alten Abbé, wenn er ſie anſtarrte mit ſeinen kleinen Faunenaugen, dieſes hätte Roſa vollends um keinen Preis vermocht. Mit einem Worte, was ſich in der Jungfrau hier regte, es war ein Anklang der ſchönen reinen pſychiſchen Liebe.

Von der früher erwähnten Gouvernante, jener Mademoiſelle Brünelle, bleibt mir noch übrig eine kleine Charakterſkizze zu entwerfen.

Zu nichts weniger als einer Erzieherinn war jene Dame geſchaffen; ein mäßiger Anſtand im geſellſchaftlichen Leben und eine genaue Kenntniß und zierliche Ausſprache der galliſchen Mundart — waren ihre Verdienſte alle. Im übrigen war ſie eine verbuhlte, verſchmitzte und intereſſirte Perſon, böſer Ränke voll, die ſich ſelbſt kein Gewiſſen daraus machte, die Phantaſie der armen ihr anvertrauten Roſa mit ſchnöden und ſchlüpfrigen Bildern der Luſt zu verderben, und in vertrauten Augenblicken dem unmündigen Mädchen oft geradezu den vorſichtigen und weiten Dienſt in der paphiſchen Göttinn Tempel, als des Weibes höchſte Lebensklugheit anpries.

Auch noch ein anderer Umſtand iſt nachzuholen: Monſieur Chandron, den wir im ironiſchen Sinne einen großen Mann zu nennen früher beliebten, der aber eigentlich doch ein eingebildeter Narr nur war, that ſich viel darauf zu gute, den Freigeiſt zu ſpielen. „Für unſer Seyn nach dem Tode, ſprach der Eſel pathetiſch und ſuperklug, gebe ich nicht ein Viergroſchenſtück.“ — Seine ſaubern Gäſte lachten ihm Beifall zu, und die Tochter erhielt keinen andern Unterricht in den Lehren unſerer heiligen Religion, als welchen ihr die bigotte Tante Antoin ertheilte; die Lehrart dieſer Dame aber war in einem ſolch hohen Grade einfältig und unzweckmäßig, daß aus dieſem Munde und alſo vorgetragen, die hehrſten Wahrheiten dem witzigen und ungemein lebhaften Mädchen lächerlich erſcheinen mußten.

Madame Chandron ſelbſt endlich hatte ſo viel mit dem bedeutenden Haushalte und ihren Intriguen zu thun, daß ſie durchaus ſich nicht mit der Tochter und deren Erziehung befaſſen konnte und mochte, ja es verſtrichen oft mehrere Wochen, ohne daß ſie Roſen nur mit einem Auge geſehen hätte.

Und nun, mein ſinniger Leſer! erwäge alle Dir bekannten Umſtände ſelbſt und beantworte mir die Frage: was konnte, was mußte bei ſothaner Geſtaltung der Verhältniſſe aus einem ſchwachen reizbaren Mädchen werden, in des ten Adern die eigenſinnige Mutter Natur ſtatt ruhigen Blutes brauſendes und flüſſiges Feuer ſtrömen ließ?? — —

Wir haben die beiden Britten am Zechtiſche im Hotel des Gourmands verlaſſen, wo wir ſie, indem wir uns zu ihnen nun wenden, wieder finden: die beiden Herren haben ſich betrunken und ſind in einen feſten Schlummer verſunken — um ſo kühner können wir es daher wagen, den Leſer über die nähern Verhältniſſe der fremden Gäſte zu unterrichten.

Der Schiffskapitain **Smith** und Lord **Raleigh** hatten Deutſchland in ſehr verſchiedenen Abſichten beſucht: der erſtere um zu ſparen, der andere zu verſchwenden.

Der alte **Smith** war ein ungemeiner Lebemann, hatte aber früher die Wirthlichkeit gar ſehr bei Seite geſetzt; und erfreuete er ſich nun gleich in ſeines Lebens Winter einer gar nicht unbedeutſamen Penſion — wie denn Albions Volk ſeine Veteranen überhaupt mit Recht großmüthig genug bedenkt — ſo war dieſe Revenue doch nicht hinreichend, die vielen Bedürfniſſe des lebensluſtigen alten Knaben zu decken, da es in England bekanntlich ſehr theuer iſt. Indem es nun dem Kapitain frei ſtand, ſeine Penſion zu verzehren, wo ihm beliebte, wandte er ſich nach Deutſchland, welches er ſeiner Wohlfeilheit wegen öfters hatte rühmen hören.

Lord Raleigh hingegen war einer der reichſten Particuliers in Europa; ſeine jährlichen Einkünfte überſtiegen die von manchem kleinen deutſchen Staate. Im übrigen hatte unſer Lord — das Lebensalter ausgenommen — viele Aehnlichkeit mit dem einſt in ganz Deutſchland und Italien bekannten und berüchtigten Lord Briſtol.

Raleigh gab dieſem ſeinem ältern Landsmanne an Bizarrerie, anmaßender Arroganz und unſinniger Verſchwendung nicht das Geringſte nach; er ſpielte, wie einſt Briſtol, den Kunſtkenner und Mäcen, allein ohne eigentlich in der hehren Kunſt Heiligthum eingeweiht zu ſeyn, behandelte er deren Prieſter, wenn er ſie erſt von ſich abhängig gemacht hatte, mit unausſtehlichem Eigenſinn, öfters ſogar grob. In der Unverſchämtheit aber, auf alle ſchöne und intereſſante Weiber und Mädchen Jagd zu machen, that unſer Held es ſeinem Vorgänger, dem ſaubern Herrn Biſchofe nämlich, noch zuvor.

Dem alten indolenten Kapitain war es ganz lieb mit dem Lord zuſammen getroffen zu ſeyn, denn der ausgediente Offizier kannte ſeinen Mann. Raleigh ſpielte gern den Großmüthigen gegen diejenigen, welche ſich in ſeine Launen zu finden wußten und ſich ſeine auffallenden Späße und Grobheiten à la John Bull gefallen ließen, — nun, und Sir Smith, im Beſitze eines ungemein ſeltenen Pflegma's, konnte dagegen aber gar viel ertragen, wenn ihm die reizende Ausſicht auf eine freie und fette Mahlzeit im Hintergrunde lächelte.

Raleigh gefiel ſich im Hotel des Gourmands ungemein wohl, und von nun an waren die beiden Britten täglich dort zu finden. Der dicke Schiffskapitain blieb zwar ſtets die Zielſcheibe des derben Witzes ſeines arroganten Landsmannes, dagegen ließ ſich Sir Smith auf Koſten Seiner Herrlichkeit nun Monſieur Chaudrons Leckerbiſſen und ſeine Weine noch einmal ſo gut ſchmecken, und machte es ihm der unverſchämte Lord auch zuweilen noch ſo arg, ſo dachte die alte ehrliche Haut bei ſich ſelbſt: Spotte du nur, jener Dichter unſeres Vaterlandes hatte doch Recht, als er einſt ſchrieb:

„Thoren geben Gaſtmähler und Kluge
verzehren ſie.“

An einem warmen Frühlingstage luſtwandelte der reiche junge brittiſche Wüſtling einſt nach eingenommener Mahlzeit in Monſieur Chaudrons herrlichem Garten und Park; der dicke Smith watſchelte mühſam neben her — da erſchien die reizende Roſa auf einem Augenblick am Fenſter des Hinterhauſes. Raleigh erblickte das reizende Mädchen und auf der Stelle entbrannten des Lüſtlings Begierden lichterloh.

Nachdem Roſa ſchnell wieder vom Fenſter verſchwunden war, rief der Lord ſeinem pflegmatiſchen Begleiter zu: „God-dam — alter Sauſaus! haſt Du geſehen? — Bei allen Göttern ein Mädchen wie ein Engel, — mein ſoll ſie werden, es koſte auch was es wolle.“

„Wird für dieſes Mal verteufelt viele Mühe koſten, erwiederte der Kapitain, denn, fuhr er fort, die ſchöne junge Miß iſt Sir Chaudrons einziges Töchterlein, und wird bewacht gleich dem güldenen Vließ“

„O, ein anderer Jaſon ruhe ich nicht, ſchrie der Lord, bis ich in meiner Gewalt es habe.“

„Wünſche viel Glück zu der großen Tour nach Kolchis, merkte der dicke Smith ſarkaſtiſch lächelnd noch an, und in Gedanken vertieft kehrte der Lord nach dem Hotel zurück.

Menſchenkenntniß wohnte **Raleigh** allerdings bei, und ſeine weit ausſehenden Plane gingen von dem Punkte aus, Sir Chaudrons Gunſt und Vertrauen zu gewinnen, eine Aufgabe, welche zu löſen unter die größten Probleme eben nicht gehörte, denn der kluge Gaſtwirth wurde Standesperſonen, welche in ſeinem Hauſe tüchtig Gold verſchwendeten, ſchnell in einem hohen Grade zugethan. Nun und am Verſchwenden ließ es gerade der feine Lord nicht fehlen, er gab häufige glänzende Gaſtmahle im Hotel des Gourmands, und Sir **Smith** nebſt Monſieur **Chaudron** ſorgten, daß dieſe Feten eine nicht gewöhnliche Splendidität charakteriſirte.

Raleigh dachte ferner an den Satz: der Weg zur Tochter gehe durch der Mutter Herz, nun hätte er, dieſem richtigen Grundſatze zu huldigen, freilich von rechtswegen Madame Chaudron ſelbſt den Hof machen ſollen, allein er empfand zu ſothaner Galanterie wenig Luſt, ſondern ertheilte vielmehr dazu ſeinem Laſtthiere, dem dicken Sir **Smith**, den Auftrag mit dem ernſtgemeſſenſten Befehl, von jener Seite aufs beſte ſeinen Vortheil wahrzunehmen.

Die dicke Dame hatte unſerm dicken Kapitain von jeher nicht mißfallen; er nahm daher den erhaltenen Auftrag gern an, und hatte er ſich nur erſt tüchtig bezecht, dann verfügte er ſich pünktlich zu Madame Chaudron und ſpielte bei ihr den ſchmachtenden Liebhaber. Die gute dicke Frau verſchmähte ihrerſeits keineswegs die Huldigungen ihres neuen noch dickern Seladons, und ſo ſah der Lord demnach Alles ſeinen Plänen gemäß eingeleitet.

Ein freilich etwas poſſierliches Liebespaar waren Sir Smith und Madame Chaudron anzuſchauen. In der ganzen Hauptſtadt wäre kein Wagen zu finden geweſen, in welchem Beide zugleich Raum gehabt hätten, und wenn der dicke Sir mit ſeiner Dame ein Tänzchen machte, bangte jedem Anweſenden vor dem Zuſammenſtürzen des Saales.

Eines Nachmittags befanden ſich die beiden Liebesleute in einem etwas entfernt und einſam gelegenen Kabinette des Hotels. Dem Kapitain war der feurige Trank aus Tockai zu Kopfe geſtiegen, ſeiner dicken Schönheit gegenüber gerieth der alte Held in eine galante Extaſe und vergaß ſich ſo weit, vor der Dame — zu knieen. Allein als der gute Smith den freundlichen Bitten ſeines ſteten Treuliebchens gehorchen und ſich wieder erheben wollte, vermochte er es nicht. Die mitleidige Dame wollte dem treuen Ritter Hülfe leiſten, allein auch ihren Anſtrengungen konnte es nicht gelingen, den unbeholfenen Kapitain auf die Beine zu bringen, welcher hoch und theuer ſchwur, in der beſchwerlichen Lage nicht länger mehr aushalten zu können, und ſo wußte denn in ſothaner großen Verlegenheit die geängſtigte Frau keinen beſſern Rath, als ihren Herrn und Gemahl herbei zu rufen.

Monſieur Chandron nahm an des Britten Unfall ungemein rührenden Antheil, und von der treuen Gattinn unterſtützt, gelang es ſeinem Mühen endlich, den armen Kapitain wieder flott zu machen.

Dem wüſten Raleigh ſchien es nun Zeit, eine Hauptmine ſprengen zu laſſen, wodurch er mit der reizenden Roſa näher bekannt zu werden mit Recht hoffen zu können glaubte.

Bei einem pikanten Souper im Hotel des Gourmands, welches der Lord gab und zu dem Monſieur Chandron mit der theuern Ehehälfte gezogen worden war, hub jener an: „Mein guter Chandron, ein Anliegen habe ich an Sie, doch Ihr Wort, Sie ſchlagen meine Bitte nicht ab.“

Dem Gaſtwirthe war der Champagner ziemlich ſchon zu Kopfe geſtiegen und etwas unbedachtſam erwiederte er: „Ei, Sr. Herrlichkeit kommen mir gütigſt zuvor und Hochdieſelben haben über mich und mein ganzes Haus zu befehlen.“

„Gerade dieſes, ſprach Raleigh, iſt mir im gegenwärtigen Falle zu vernehmen gar angenehm. Oft ſchon war ich Ihr Gaſt, nun ſollen Sie auch einmal und zwar mit den Ihrigen allen der meine ſeyn. Ich habe für dieſen Sommer ein herrliches Landhaus vor den Thoren der Stadt gemiethet, durch einen kleinen Ball gedenke ich künftige Woche meine Villa einzuweihen und ich habe Ihr Wort nun einmal, Sie erſcheinen mit Gattinn und Tochter.“

Monſieur Chaudron ſtellte ſich bei dieſem Antrage ungemein verlegen dar, und nach einer langen Pauſe erſt ſtotterte er endlich: „Sr. Herrlichkeit gnädige Einladung ehrt mich und die Meinigen zwar in einem gar hohen Grade, und was mich und meine Frau betrifft, werden wir, obwohl Beider Entfernung ſchon nicht gut angehen will — nichts deſto weniger die hohe Ehre haben aufzuwarten, hinſichtlich meiner Tochter aber muß ich allergehorſamſt depreciren; ſintemal dieſelbe noch ein einfälti nes Mädchen, oder c'est à dire, — gar noch ein Kind iſt, welche ſich durchaus nicht in ſolche hohe Geſellſchaft vornehmer Herrſchaften paſſen will.“

„Ei was da — ſchrie der Lord — keine Ausflüchte, Sir! unbedingt einmal erhielt ich Ihr Wort.“

Madame Chandron, durch ihren dicken Seekapitain bereits günſtig geſtimmt und vorbereitet, ließ ſich vernehmen: „Ich dächte doch, mein Kind, unſere Roſa ſtände nun in den Jahren, daß es Zeit würde, ſie nach und nach in die Welt einzuführen, und da Sr. Herrlichkeit gütige Nachſicht üben wollen, ſo — “

Doch Alles vergebens; — Monſieur Chaudron wollte ſich durchaus nicht fügen: da ſtellte ſich der ſchlaue Lord ungehalten, indem er verdrießlich ausrief: „God-dam, Sir! werden Sie untreu Ihrem Verſprechen, ſo ſey der Tropfen und der Biſſen verflucht, die ich in Ihrem Hotel wieder genießen ſollte.“

Ein ſothaner Trumpf, den der Britte auf die Sache ſetzte, trieb dem armen Chaudron den Angſtſchweiß auf die Stirne, denn Gäſte wie der Lord, welche allenfalls 50 Stück

Guineen auf einem Sitze verzehrten und die Rechnung eben nicht ängſtlich controllirten, waren ungemein ſelten. Des Gaſtwirthes Geiz ſiegte über anderweitige Bedenklichkeiten, und er glaubte für dieſes eine Mal wenigſtens ſchon nachgeben zu müſſen.

Dem Menſchen nahen im roſigten Lenze ſeines Lebens nur wenige Tage, welche die ſchönſten und glücklichſten ſeines Daſeyns genannt zu werden verdienen. Der Tag, an welchem der kräftige Jüngling ſich zum erſten Male in eine bunte, glänzende Uniform kleidet und in derſelben einher ſtolzirt, der Tag, der ihm das ſchamhafte Geſtändniß der Gegenliebe der erkieſenen Jungfrau ſchenkt u. ſ. w. — dieſe und andere ſind ſothane Perioden, an die ſelbſt der Greis ſich frohſinnig noch erinnert. Doch unter des Mädchens höchſte Feſttage gehört unſtreitig jener, an welchem ihr vergönnt bleibt, zum erſten Male einem Balle beizuwohnen.

Unſere lebhafte Roſa vermochte ſich vor ungeſtümer Freude kaum zu laſſen, als ihr der zugedachte nahe Wonnetag angekündigt wurde. Signor Sarti und Mademoiſelle Brünelle bekamen ihre liebe Noth, Jener mußte in der größten Eile der reizenden wilden Schülerinn die neueſten Touren einſtudiren und dieſe erhielt Roſa's Ballkoſtüme anzuordnen, ein Geſchäft, welches allerdings ein ſchwieriges genannt werden konnte.

Endlich erſchien der heißerſehnte Ballabend, und die geſchmückte Roſa fuhr mit ihren Eltern nach des Lords Villa.

Eine kleine Befangenheit trat das reizende Mädchen allerdings an, als ſie ſich unter der feinen, zahlreichen Geſellſchaft des herrlich erleuchteten und prachtvoll dekorirten Saales ſah, allein ſie fand ſich ſchnell zurechte, denn wie dem Manne ſein feiner Rock zuweilen Zuverſicht verleiht, ſo gewinnt ein geiſtreiches Mädchen, im Bewußtſeyn ausgezeichneter und ſiegender Schönheit, in neuen Lagen allenthalben ſchnell ihre Faſſung wieder.

Der Eintritt der reizenden jungen Gaſtwirthstochter brachte die ganze Verſammlung, welche größtentheils aus Kreaturen des Lords beſtand, in Bewegung.

Zu leugnen war es übrigens nicht, die jugendliche ätheriſche Huldgeſtalt, im eng anſchließenden Ballgewande griechiſchen Geſchmacks, hätte catoniſche Augen zu feſſeln ſelbſt vermocht; gar ſinnig und anſprechend war der reizenden Jungfrau Koſtüme geordnet und gewählt, denn Dame Brünelle verſtand ſich darauf, üppige Natur durch feine Kunſt noch zu erheben und Roſen ſelbſt wohnte für Schönes richtiges Gefühl bei.

Der zarte milchweiße Buſen war nur halb verhüllt und der eng feſſelnde Gürtel unter ihm ließ die üppige Rundheit der herrlich geformten Lenden noch bedeutſamer hervortreten, das Kleid war nicht lang genug, um das kleine zart geformte allerliebſte Füßchen zu bergen, und das ſtrahlende Diadem im kunſtvollen Baue der kaſtanienbraunen Locken verlieh der übrigens einfach gekleideten Grazie die Majeſtät einer Göttinn.

Man ſetzte ſich zum Souper. Weit abwärts von Sir Chaudron hatte der junge Lord neben der lieblichen Roſa Platz genommen. Der wüſte reiche Britte war auch ſeinerſeits heute gar ſorgfältig und geſchmackvoll gekleidet, eine geleerte Bouteille der ſchäumenden Fluth aus Epernai hatte ſeinem ſonſt etwas bleichen Geſichte Röthe verliehen, ein ſchöner Mann konnte Raleigh immer gelten, und im ſeinen Umgange mit Damen war er ausgelernter Meiſter. Viel machte ſich der Lord um ſeine reizende Nachbarinn zu ſchaffen, zu ſchmeicheln verſtand er herrlich, und welches Mädchen hätte für Schmeicheleien nicht Sinn? — mit einem Worte, der junge Britte gefiel unſerer Roſa gar bald recht ſehr und beſſer noch als der Florentiner, ihr Guitarrenmeiſter, und der galt ihrem Herzen viel.

Endlich wurde die Abendtafel aufgehoben, der Ball begann; mit Roſen, des Feſtes Königinn, eröffnete der Lord den leichten Reigen.

Monſieur Chandron war gleich vom Anfang an mit Ehre überhäuft worden, allein ſtrebte man gleich allen ſeinen Wünſchen gütigſt zuvorzukommen, ſo ging doch manches an dieſem Tage gar nicht nach ſeinem Wunſche. Schon die weite Trennung bei Tiſche von der Tochter war ihm unangenehm geweſen, denn ihm kam heute das Verslein: Sans chien et sans houlette etc. gar nicht aus dem Sinne; etliche vertraute Freunde des Lords hatten ihn in ihre Mitte genommen und tranken ihm ſo tapfer aufs Leder, daß Chandron, um nach ſeiner Art jedem Vornehmen und

Reichen gütigſt zuvorzukommen, ſich ungemein benebelt fühlte, als er ſich von Tiſche erhob.

Nichts deſto weniger beſchloß der taumelnde große Gaſtwirth das flinke Töchterlein mit Argusaugen zu bewachen, denn auf Madame Chaudron war in dieſer Hinſicht gar nicht zu rechnen; ſie okkupirte der dicke Sir Smith dermaßen, daß ſie unmöglich Minuten nur hätte gewinnen können, um ſich um andere Dinge noch zu bekümmern. Da kamen aber Monſieur Chaudrons vornehme neue Freunde, welche ihm bei der Tafel vorhin ſo weidlich zugetrunken hatten, und zogen ihn — mochte er auch noch ſo ernſtlich ſich ſträuben — mit ſanfter Gewalt zum Whiſttiſche hin. Hier wurde er in eine Ecke gepfropft; die freie Ausſicht in den Saal war ihm verſperrt, von der Stelle ließ man ihn nicht. Sir Chaudron befand ſich nun, trotz ſeiner Schlauheit, in einer gar peinlichen Lage, wie dieſes überhaupt großen Männern öfters arriviren ſoll, und ſein einziger Troſt blieb es, daß ihm ſeine vornehmen Freunde im hohen Spiel recht anſehnlich gewinnen ließen; ſein ſtinkender Geiz wurde angeregt, er faßte für die Parthie mehr und mehr Intereſſe, neue köſtliche Getränke wurden gereicht, und ſo kam es, daß der gute

Mann

Mann die Gegenwart des Töchterleins zuletzt gänzlich vergaß.

Roſa ſchwamm unterdeſſen in einem Meere von Wonne, ſie kam beinahe gar nicht mehr aus des ſchönen Lords Armen. Die verſchiedenartigſten und raſcheſten Tänze folgten ſich ſchnell hintereinander. Allenthalben hörte ſie, wie die Zuſchauer vernehmlich genug ſich zuſliſterten: O welch' ein Götterpaar! — Sie iſt ein wahrer Engel — Sehen Sie doch den Liebreiz der feinen zarten Geſtalt — mit welcher Grazie ſie ſich bewegt u. ſ. w.

Der Britte ſtellte ſich dem heißen wilden Mädchen ſo liebenswürdig, ſo ſanft, ſo entzückt von ihren Reizen dar — daß ſie ſich von Minute zu Minute von dem herrlichen Manne mehr angezogen fühlte.

Mit ſüßen Bitten drang ſeiner reizenden Tänzerinn der Lord ein Gläschen feurigen Kanarienſekts und glühenden ſtarken Champagnerpunſches nach dem andern auf; zwar nippte Roſa nur, allein es ſchmeckte gut, der viele und raſche Tanz mahnte ſie, ſich zu erquicken, und kühlende Tränke mißrieth der Lord als lebensgefährlich; da nippte Roſa von dem feurigen Nektar wieder und noch einmal, dann drehte man ſich neuerdings in ſchwindelnden Kreiſen, und immer feſter und inniger umwanden ſie des ſchönen Raleighs ſennige Arme, ſein heißer Odem vermiſchte ſich mit ihrem glühenden, wild wogte ihre jugendliche Bruſt, Feuer ſprühten die braunen großen Augen, und üppige wonnigliche Gefühle durchſtrömten die zarten Glieder. Mitternacht war nahe, lauter und froher wurde die Geſellſchaft; freier und bunter trieb ſie ſich durcheinander, und nun glaubte der ſchlaue Verführer, der günſtigſte Augenblick zur Erreichung ſeiner ſchändlichen Pläne ſey genaht. „Schöne Roſa! lispelte er ſanft und zärtlich ſeiner erſchöpften jungen Tänzerinn ins Ohr, eine herrliche Mondnacht waltet draußen, in meinem Parke unten iſt es herrlich, laſſen Sie durch einen Gang ins Freie uns erholen.“

Die ſchöne Roſa wollte Vater und Mutter fragen, allein der Lord ließ ſie dazu nicht kommen, und ſie befand ſich mit ihm unten in einem entfernten Laubengang, ohne daß ſie recht wußte wie ihr geſchah.

Das Mädchen war etwas berauſcht — die aromatiſche kühle Luft einer herrlichen Sommernacht erquickte ſie und ſie fühlte nie geahndete Lebensluſt.

Man erreichte eine dichte Jaſminlaube. Helldunkel erleuchtete ſie des Mondes Schein; auf einem Moos-Sopha nahm man Platz. Im nahen Buſche flöteten Nachtigallen, wie ein Feenſchloß lag die erleuchtete Villa in der Ferne vor dem Ruhenden, leiſe und romantiſch tönte die Muſik des Tanzes durch die ſtille Nacht.

„O herrliches Mädchen, ſüßer Engel!“ — fliſterte der brittiſche Jüngling, indem er Roſa heftig in ſeine Arme ſchlang und an ſein hoch klopfendes Herz preßte. — Elektriſchen Schlägen gleich durchzückte es der Jungfrau zarten Körper, heftig bebte jede Fiber und viel — viel leichter wurde dem Wüſtling der Sieg, als er ſelbſt, kühn hoffend, erwartet hatte.

Viertes Kapitel.

Jugendliche verliebte Abentheuer und Intriguen eines leichtſinnigen Mädchens.

The reason, why so few mariages are happy, is because young ladies spend thein time, in making nets, not in making cages *).

Swift.

Erſt nach langer Zeit kehrte Roſa an des Lords Arme in den Saal zurück. Weder ihr am Spieltiſche nun ungemein okkupirter Vater, noch viel weniger ihre leichtſinnige Mutter hatten die Entfernung der Tochter bemerkt, im Gegentheile hatte die Letztere ebenfalls mit dem dicken Seekapitain eine Nachtprommenade in einen andern Theil des Parks vorgenommen, und der Fall wäre leicht möglig geweſen, daß Mutter und Tochter auf verbotenen Wegen einander begegnet hätten, wie dieſes im menſchlichen Leben übrigens ſchon zuweilen geſchehen ſeyn ſoll.

---

*) Die Urſache, warum ſo wenig Heirathen glücklich ſind, iſt, weil junge Mädchen ihre Zeit anwenden, Netze und nicht Käfige zu verfertigen.

Welch wichtiger Ruhepunkt bildet doch oft ein ſothaner Ball in reizender Mädchen geheimer Geſchichte! — wenn nicht nach pſychiſchen doch wenigſtens nach phyſiſchen Begriffen. — Eine reine Jungfrau noch, hatte Roſa das glänzende Vergnügen beſucht, eine Gefallene verließ ſie es wieder.

Mütter, Mütter! nur ein wachſames Auge bei ſolchen Gelegenheiten, denn Terpſichore und Eros ſind innig verbunden und freundlich verwandt! —

Gewöhnlich laſſen Romandichter nach unſerer Gartenſcene analogen Situationen, die Heldinn die zarten Hände wund ringen und die ſchönen Aeugelein roth weinen; wir dagegen würden die Wahrheit ungemein beeinträchtigen, wenn wir derlei Dinge von unſerer reizenden Roſa melden wollten.

Nachdem ſie des andern Tages, erſt gegen Mittag erwacht, ein Stündchen noch in den weichen Dunen ruhete, zogen die geſtern erlebten Scenen der Luſt vor ihrer Seele vorüber, und gerade bei der pikanteſten weilte ihre Phantaſie mit ungemeinem Wohlbehagen; nun vermochte ſich Roſa ihre bisherige dunkele Sehnſucht zu deuten, die Flammen, welche in glühend tobendes junges Blut, leicht nur eingehüllt, mit durch ihre Adern ſtrömten, waren angefacht, und furchtbares Unheil von jenem hell lodernden Feuer zu fürchten, denn die zweckmäßigſten Löſchmaſchinen in ſolchen Fällen, tugendhafter Sinn und reines Herz, waren hier auch nicht einmal in brauchbarem Zuſtande geſetzt worden, ſondern im Gegentheile leider ſo angethan, daß ſie Materiale gelten konnten, das Unglück zu vermehren noch.

Mit Leichtigkeit vermögen wir uns vorzuſtellen, daß pſeudokritiſche Leſer den ſchnellen Fall Roſa's im höchſten Grade unwahrſcheinlich finden dürften. Sehen Sie, meine ſinnige Tarnow! das iſt die Folge des Strebens „mit ſtrenger Wahrheit die menſchliche Natur in ihrer Gebrechlichkeit und ihrem Wahne gerade ſo darzuſtellen, wie man ſie bei genauer Prüfung und ſcharfſinniger Beobachtung erkannt hat.“

Doch zur Beſchwichtigung jener erwähnten Kritiker noch einige Worte. Andeutungen über die Art, in welcher des reizenden Mädchens Erziehung beſchaffen war, wurden bereits vorausgeſchickt, doch werden im gegebenen Falle nähere Berichtigungen über dieſen Punkt wohl nicht überflüſſig gelten.

Abbé Fillon — le vieux gaillard — las mit der Schülerinn Voltaire's Werke, und vorzugsweiſe wählte der verworfene Lüſtling jene aus, in welchen jener pikante Schriftſteller ſüßes Gift ſpendet, mit hinreißender poetiſcher Beredſamkeit der Sinnlichkeit das Wort nur ſpricht und mit beißendem Witze und glücklichen Sarkasmen der Menſchheit ſchönſte und edelſte Gefühle verhöhnt.

Vom Signor Sarti erhielt Roſa im Geſang auch Unterricht, und dieſer Umſtand führte den Italiener dazu, der reizenden und ungemein talentvollen Schülerinn nebenbei auch Kenntniſſe in ſeiner Mutterſprache beizubringen zu verſuchen; Roſa fand an der fremden weichen Mundart ungemeines Wohlbehagen, und mit jugendlichem ehrgeizigem Feuereifer ſtrebte ſie bedeutſame Fortſchritte zu machen; die vollkommene Kenntniß der galliſchen Sprache unterſtützte dieſes Streben, und bald genug vermochte ſie leichte italieniſche Werke zu leſen und zu verſtehen. Sarti ſpielte ihr in der Folge die glühenden Dichtungen eines Giovanni Boccacio genannt da Certaldo und des noch viel mehr unzüchtigen und ſchlüpfrigen Novelliſten Matteo Bandello in die Hände, welche nun vollendeten, was Voltaire ſchon eingeleitet hatte.

Zum Ueberfluſſe ſpendete die verbuhlte Mademoiſelle Brünelle zu jenen Schriften noch mündliche Commentare, ja das unglückliche reizbare Mädchen fand einmal zufällig unter der ſaubern Duenna Kopfpolſtern die erotiſchen Werke eines Grecourt und Aretin, welche ſie ſogleich mit brennenden Blicken verſchlang.

Nun aber iſt es eine tauſendmal erwieſene Wahrheit, daß der Jugend Herz, weich wie Wachs, jeden beliebigen Eindruck annimmt. Warum ſollten Epikurs ſchändliche Lehren in den zarten Boden nicht ſo leicht Wurzeln ſchlagen und treiben können, als jene hehren und reinen unſeres tugendhaften Erlöſers? —

ach! jene werden es leichter noch als dieſe, beſonders wenn ſie ein ſanguiniſches heißes Temperament unterſtützt, denn blumicht und breit iſt ja des Laſters Pfad.

Gerade die unſinnige Gefangenſchaft, in welcher der einfältige Vater die ſchöne aufblühende Tochter erhielt, goß Oel zu den Flammen — eine Libertine wurde recht ſyſtematiſch hier erzogen, und mit ihrer glühenden, voll ſchlüpfriger Bilder angefüllten Phantaſie, konnte es nicht fehlen; daß das wilde Mädchen kaum den Augenblick erwarten konnte, der ihr Gelegenheit gab, ſich in des lachenden Laſters Arme zu werfen.

Die hektiſche Tante Antoin blieb von Roſa's täglichen Umgebungen die einzige noch, welche der Niece wahres Beſte bezweckte, aber die alte Frau, ſo wie wir ſie ſchilderten, war leider nicht ſo angethan, um hier einen bedeutſamen Impuls zu üben, oder auch nur die ſchädlichen Einflüſſe zu hemmen, welche von den Andern auf das reizbarſte aller Mädchen hinſtrömten.

Zum größten Unglück nahm wenige Tage nachher, als Roſa der Britten Ball beſucht hatte, die chroniſche Krankheit der Tante ſchnell einen gar ſchlimmen Charakter an. Die alte Dame konnte ihr Lager gar nicht mehr verlaſſen und verfiel in einen Zuſtand kompleter Lethargie, welcher die Beſonnenheit beinahe gänzlich raubte und ihr daher nicht erlaubte, ſich um Dinge, welche um und neben ihr vorgingen, zu bekümmern.

Den Muſik- und Tanzſtunden wohnte von nun an kein läſtiger Zeuge mehr bei, und der feurige Florentiner wußte ſich dieſen Umſtand ſchnell zu Nutze zu machen, was dem leichtſinnigen Mädchen ihrerſeits ſchon gerade genehm war.

In einer ſtillen Abendſtunde ſaß Sarti neben Roſa, auf deren Schooß die Guitarre ruhte, im Sopha. Wie ſchon öfters geſchehen war, und als ob er die kleinen runden Händchen der Schülerinn auf den Saiten zu recht weiſen wollte, ſchlang der Jüngling ſeine Rechte um Roſa's zarte Taille, allein ſeine Hand blieb unter des Mädchens wogender Bruſt ruhen, indem er ſie ſelbſt zu ſich heranzog. „O alma mia“ liſpelte er leiſe, und ſeine brennenden Lippen fanden den zarten roſigten Mund der Schülerinn; ſie ließ die Guitarre auf den Sopha gleiten und ſchlang — wenn ſchon bebend und hocherröthend — den weißen ſchönen Arm ſanft um Sarti's Schulter; dieſes Zeichen ihrer Gunſt hieß den wilden ohnehin verwegenen Florentiner alles wagen, — wie glühende Lavaſtröme bedeckten ſeine Küſſe Geſicht, Hals und Buſen der reizenden Geſtalt, und nachdem auch ihre ſchwellenden Pulſe hörbar ſchlugen, bog er ſie ſchnell auf dem Sopha zurück und — — in üppiger höchſter Luſt griff Roſa krampfhaft in die Saiten der Guitarre, den feurigen italiſchen Jüngling umfing Götterwonne, doch fand er zu ſeiner nicht geringen Verwunderung nicht mehr das, was er zu finden ganz ſicher gehofft hatte.

Von nun an lebte Roſa mit dem Italiener im ſträflichen vertrauten Umgange, allein nichts deſto weniger bildete ſich ihre blühende Geſtalt von Tag zu Tag reizender und üppiger aus.

Wo tobendes Jugendblut und Leichtſinn nur walten, der lauten Stimme der Sinnlichkeit allein Gehör und Willen verſtattet wird, dagegen Grundſätze, Erfahrung, Ueberlegung und Tugendgefühl gänzlich fehlen, iſt ſelbſt keine Beſtändigkeit in des Genuſſes Art zu ſuchen und bald ſehnte ſich die Verirrte nach Veränderung.

Erinnere ſich der Leſer jetzt gefällig des ſchönen Zeichenlehrers Dallbrig. Mit ganz andern Augen und Gefühlen, als dereinſt, fing Roſa an ihn zu betrachten, und gerade zu ihm, welcher mit edler Selbſtüberwindung der friſch blühenden ſeltenen Schönheit gegenüber, ſein Herz und ſeine Sinne zu hüten ſtrebte, zu ihm, den ſeine ſanfte Bildung, ſein zarter Charakter, ja ſelbſt ſeine Melancholie in der That liebenswürdig erſcheinen ließen, zog es das Mädchen mit unwiderſtehlicher Macht hin, welche zu hemmen ſie ſich auch nicht im mindeſten Mühe gab.

Koketterie liegt überhaupt unbeſtreitbar im allgemeinen Charakter der Weiblichkeit begründet; ein junges Mädchen, mit Temperament, Geiſt und Mutterwitz reichlich ausgeſtattet, pflegt es in dieſem Fache zeitig weit zu bringen, indem gewiſſe unerklärliche Gefühle ſie hier leiten, und an Dallbrig fing unſere Heldinn nun an, ihre desfalſigen Fähigkeiten zuerſt zu verſuchen.

Mit ungemein künſtlicher Täuſchung, die Wahrheit kopirend, ſchmiegte ſich Roſa, kindlicher Gefühle und reiner Unſchuld voll — ſo ſchien es aber freilich nur — theilnehmend und freundlich an den männlich ſchönen und ſchwermüthigen Lehrer. Dallbrig gewahrte es bald und erſchrak; mit Recht mußte er befürchten, im Buſen der reizenden jungen Schülerinn, ohne ſeinen Willen und ohne daß ſie es ſelbſt wußte, eine gefährliche Leidenſchaft angeregt zu haben. Schon oben wurde bemerkt, daß Roſa's aufblühende Reize den armen Dallbrig nicht gleichgültig gelaſſen hatten, recht gut wußte er übrigens, daß Männer in gewiſſen Punkten ihrer Stärke nicht allzu kühn vertrauen dürfen, und wenn ihn in einem unbewachten Augenblicke hier eine Menſchlichkeit beſchliche, meinte der Zeichenlehrer, unabſehbar ſchrecklich dürfte dann die nächſte Folge nahen.

Alſo raiſonnirend war des Biedermannes Entſchluß gefaßt; ſo ergiebig auch der Unterricht im Chaudronſchen Hauſe in pekuniärer Hinſicht ſchon war, — der brave Dallbrig wollte lieber die reizende Gelegenheit ganz meiden, weil er ſich nicht ſtark genug fühlte — ſolch lockender Verführung vielleicht immer widerſtehen zu können. Unter irgend einem ſchicklichen Vorwande wollte er aufhören der ſchönen Roſa Lehrer zu ſeyn. Allein ein neuer Monat hatte bereits begonnen, als der

Künſtler ſothanen Reflexionen ſich überließ; im Laufe des Monats dem Vater der reizenden Schülerinn den Unterricht zu kündigen, ging nicht wohl an, Dallbrig, ohne es ſich ſelbſt geſtehen zu wollen, war froh, einen Vorwand gefunden zu haben, ſein moraliſches Gefühl zu beruhigen und einige Wochen noch in des lieblich aufblühenden Mädchens täglichem Umgange hinbringen zu können; nach Verfluß dieſer Zeit aber, ſo ſchwur er ſich ſelbſt, wollte er mit männlicher Konſequenz ein gefahrdrohendes Verhältniß enden, und hatte er ſo lange ritterlich gegen eine aufkeimende raſende Leidenſchaft gekämpft, fürchtete er ihr nicht im Laufe der letzten wenigen Tage zu unterliegen. Allein, nennt der gigante Brittendichter ſchon die Schwäche ein Weib, iſt nichts deſto weniger doch gar ſelten auch Männlichkeit mit eiſenfeſter Stärke angethan, und ungemein entſcheidend wirkt bekanntlich des Augenblickes Macht.

Der ſanfte Dallbrig wurde einſt von ſeiner Xantippe mit teufliſcher Luſt zum Aergſten gereizt; ſeiner unglücklichen Lage ſchweres Gewicht ganz fühlend, verließ er verzweiflungsvoll das Haus. Gerade alſo aufgeregt, wie er war, mußte ihm ein höchſt leichtſinniger reicher Jugendfreund auf der Straße begegnen, und dem Gefährten aus ſchönerer Zeit fiel des armen Dallbrigs verſtörtes Weſen auf; der Unglückliche, ſich durch Mittheilung erleichtert fühlend, klagte ſeine Leiden, da lachte der etwas bezechte Jugendfreund hell auf und indem er trillerte:

Plagt dich ein böſes Weib,
Suche gleich Zeitvertreib,
Pflege den Leib:
„Leer' zweimal dreimal neun
„Gefüllte Becher Wein —
„Vergeſſen wird es ſeyn
„Das böſe Weib.“

zog er den ſich ſträubenden Freund nach einem nahe gelegenen Keller, wo feuriger Rebenſaft kredenzt wurde. Nicht zu zechen war der arme Dallbrig aufgelegt, allein der Jugendfreund drang ſo freundlich in ihn, und der Künſtler leerte endlich einen Becher, dieſem folgte ein zweiter und ein dritter auch, und der gute Zeichenlehrer fing allmählig mehr an des Freundes Philoſophie zu begreifen, er wurde ungemein aufgeweckt und geſprächig, bis unverſehens der Abend und mit ihm die Stunde nahte, in welcher er heute noch der ſchönen Roſa Unterricht zu ertheilen hatte.

Am gerathenſten wäre für Dallbrig freilich geweſen, dieſe Stunde heute zu verſäumen, allein es iſt einmal des Rauſches böſes Zeichen, daß man, von ihm einigermaßen beſiegt, gar gerne, beſonders üppigen, Gefahren entgegengeht, welche der geſunde Verſtand ſorgſam flieht.

Dallbrig riß ſich von ſeinem Freunde los und ſchwebte leichten Schrittes dem Hotel des Gourmands zu. Unterweges fing das Bewußtſeyn ſeiner traurigen häuslichen Lage in des Künſtlers Buſen mit dem heißen Weingeiſte zu kämpfen an, dieſer Kampf machte den jungen Mann ungewöhnlich weich, und ſeine Stimmung war von einer Art, wie er ſie nimmermehr gefühlt hatte; jetzt hätte er lachen, jetzt wieder weinen mögen, wie denn überhaupt der Dienſt im Tempel des Gottes, der einſt nach Indien zog, zumal bei Laien, gar ſonderbare Erſcheinungen hervorzubringen pflegt.

Ungemein echauffirt trat **Dallbrig** in der reizenden Schülerinn Gemach; die zarte jugendliche Huldgeſtalt ſtellte ſich ihm heute doppelt lockend dar und höchſt verwirrt lautete des Zeichenlehrers Kompliment.

Die kranke Dame Antoin ſchlief, Mademoiſelle Brünelle war ausgegangen, Lehrer und Schülerinn befanden ſich allein; auch des jungen feurigen Mädchens glühende Phantaſie war zufällig ungewöhnlich aufgeregt, denn ſie hatte gerade in einem in Dame Brünelle's Boudoir neu aufgefundenem erotiſchen Werkchen geleſen gehabt.

Man nahm Platz; Roſa's Buſentuch hatte ſich ein wenig verſchoben, des trunkenen Dallbrigs Augen hingen an den milchweißen wogenden Hemiſphären, er griff nach dem Meſſer, den Crayon zu ſpitzen und zitterte heftig dabei.

Roſa ſtand verwundert auf, und indem ſie liebreich das kleine Händchen auf des jungen ſchönen Künſtlers Schulter legte, fragte ſie theilnehmend und ſanft: „Lieber Dallbrig! ſind Sie krank?“

„Ach Gott ja wohl, krank, ſehr krank — und unglücklich noch mehr!“ erwiederte dieſer, indem er mit der flachen Hand die ſchöne hohe Stirn bedeckte.

„Armer Dallbrig!„ liſpelte das reizende Mädchen jetzt, indem ſie des jungen Mannes glühende Wange ſanft ſtreichelte; da verließ den Trunkenen die Beſinnung. „Herrliches, gutes, beſtes Weſen!„ rief er aus, indem er Röſen wild umſchlang; er zog ſie ſtürmiſch zu ſich hin, ihre Lippen brannten auf den ſeinen, und gerade der feſte, der tugendhafte Mann, — iſt es mit ihm ſo weit gediehen erſt — ſtürzt ſchnell hinab in den Schlund des gähnenden Laſters, denn in Extremen einmal gefällt ſich die eigenſinnige Mutter Natur.

Vernichtet verließ Dallbrig nach einigen Momenten — freilich beneidenswerther Wonne — das Gemach. Dem Strauchelnden, — dem Verführten fehlen bei ſothanen Gelegenheiten Blick, Beſonnenheit und Erfahrung des Wüſtlings von Profeſſion. Dallbrig hielt ſich für der Unſchuld erſten Mörder — die Pein des Unglücklichen war grenzenlos.

Der menſchenkundige Ch. L. Spalding ſchrieb einſt:

— „der Edle faßt in wüthendſter Gefahr
Die Säule ſeiner Pflicht. Darniederſchmettern können
Die Wogen ihn bei ihr, — doch ihn von ihr nicht trennen.“

Wahrlich — einigermaßen können die tiefſinnigen Worte auf Dallbrig angewendet werden, denn von jenem unſeligen Augenblicke an — ſah er die leichtſinnige Roſa nicht wieder.

Abbé Fillon, — le vieux gaillard — hatte in gewiſſen Dingen einen ſcharfen und gar richtigen Blick. Daß mit der reizenden Schülerinn ſeit kurzer Zeit nur erſt eine Veränderung vorgegangen, dieſes war ihm nicht entgangen, und noch mehr, der alte ſchlaue Franzoſe wußte die Erſcheinung richtig zu deuten.

Den thörigten Alten wurmte gewaltig, daß er bei der beſten Gelegenheit leer ausgehen ſollte, wo Andere ſchwelgten, und ſeine verliebten Zudringlichkeiten erreichten einen ſolch hohen Grad, daß ſie der anderwärts okkupirten und nach Umarmungen eines zitternden Greiſes keineswegés lüſternen Roſa anfingen ungemein läſtig zu werden.

Das Mädchen war der galliſchen Sprache ganz mächtig nun, und um ſo mehr wünſchte ſie ſich der beſchwerlichen Geſellſchaft des verliebten und verrückten Fillon entlediget zu ſehen. Indeß begriff die kluge Roſa recht wohl, daß ſie mit Vorſicht ihren diesfalſigen Zweck zu verfolgen hätte, denn einmal ſchien ihr der alte ſchlaue Franzoſe ein wenig in die Karte geſehen zu haben, und dann war auch Monſieur Chaudron ſelbſt des Abbés mächtiger Protektor, von welchem Verrath zu erwarten ſtand, im Falle ihm offenbar feindlich begegnet werden ſollte; doch das ausgelaſſene frivole Mädchen beſann ſich bald auf ein Mittel, ſich den überläſtigen grauen Anbeter vom Halſe zu ſchaffen.

Einſt, nachdem Fillon ſeinen Unterricht beſchloſſen und ſich empfehlen wollte, fliſterte ihm die reizende Schülerinn, wie es ſchien, in holder Verſchämung zu: „Mon cher abbé! die Abende ſind jetzt ungemein lang und mich quält die lange Weile — ſehr verbinden würden Sie mich, wollten Sie mir zuweilen ein Abendſtündchen weihen, denn gar lehrreich und intereſſant iſt Ihre Converſation. Nach neun Uhr ſchläft die kranke taube Tante ſchon, Mademoiſelle Brünelle verläßt nach jener Stunde ihr entfernt gelegenes Zimmer nie mehr; hier die Thür rechter Hand führt in mein Schlafkämmerlein, den Hausſchlüſſel könnte ich Ihnen geben, die hintere Gartenpforte ſollten Sie offen finden und“ — hier ſtockte Roſa ſcheinbar verlegen, Purpur deckte die feine Wange. Der alte Geck war entzückt, er hatte eine Minute nöthig ſich zu erholen, dann ſtammelte er haſtig: „Ange, que vous étez — geb' Sie la clef, et parole d'honneur, ick kommen Morgen au soir zu Sie.“

Der glückliche Fillon hüpfte von dannen; er wußte ſich erſt vor Freude kaum zu laſſen, dann aber gab er ſich ernſtern Reflexionen hin: ein paar ſtarke Stahlbäder wurden ſchnell nach einander genommen, dann aber naſchte der entnervte wohl erfahrene galliſche Lüſtling von jenem neapolitaniſchen Konfekte, welches trefflich bezeichnend: Diabolini genannt wird.

Der von dem alten Liebesritter heiß erſehnte Abend erſchien; die verhängnißvolle Stunde ſchlug. — Fillon ſchlich nach dem Parke des Hotels des Gourmands, er fand das Hinterpförtlein angelehnt, der Schlüſſel öffnete die Villa, auf den Zehen trippelte der Abbé nach dem Saale, dort hinter der Thüre rechts weilte, wie er hoffte, ſeiner wartend die holde Roſa ſchon, er nahte dem Gemache, die Klinke vorſichtig erfaſſend, und öffnete leiſe die Thür.

Es war ohnehin ſchon dunkel und herabgelaſſene grün ſeidene Rouleaus machten die Stube finſterer noch. Mit Mühe gewahrte Fillon ein in der Ecke ſtehendes Bett und einen Kopf mit einem weißen Schlafmützchen angethan.

„Sie liegt ſchon zu Bette — eine pikante Situation!“ dachte der verrückte alte Franzoſe, ſchnell warf er den Rock von ſich und eilte nach dem Bette hin, die Schläferinn in ſeine Arme faſſend, da fing aber eine kreiſchende alte Weiberſtimme in den Daunen an Zetermordio zu ſchreien, und mit einem: „O! ciel! qu'est ce qu'y - a - t - il?“ — prallte Fillon zurück; ſchleunige Flucht war ſein erſter Entſchluß, aber alle présence d'esprit war von ihm gewichen, er konnte nicht ſeinen Rock, nicht die Thüre finden, indem die Alte in ihrem Lager fortfuhr lauter und kläglicher um Hülfe zu rufen.

Schon mögen ſinnige Leſer der Sache wahren Zuſammenhang errathen haben; die loſe leichtſinnige Roſa hatte dem Franzoſen der kranken alten Tante Stubenthüre als die ihrige bezeichnet, und richtig ging der argloſe Abbé in die Falle.

Zufälligerweiſe befand ſich Monſieur Chandron gerade im Garten, ſeinen Gärtner eines Auftrages halber, den er ihm ertheilen wollte, aufzuſuchen; das Geſchrei der kranken Schweſter drang zu ihm, und erſchrocken eilte er, von ſeinem handfeſten Gärtner begleitet, nach der Villa in deren Zimmer. Der unſelige Abbé rannte noch immer voll Schrecken und Verwirrung wie er war, in bloßen Hemdeärmeln in der Stube umher; Dame Antoin klagte in der Angſt ihres Herzens den betrogenen Franzoſen beabſichtigter Nothzucht an, Herrn Chandrons Erſtaunen ging bald in heftigen Zorn über, und der arme Fillon wurde auf eine Art die Treppe hinab expedirt, wie einſt dem gelehrten Herrn von Archenholz bei ähnlicher Gelegenheit in London wiederfahren seyn ſoll.

Gern hätte unſer Chandron den Verbrecher auch noch bei den Gerichten belangt, allein er fürchtete durch dieſen Schritt der Reputation ſeines Hotels zu ſchaden, und hielt es demnach für gerathener, die ärgerliche Geſchichte lieber ganz und gar zu vertuſchen; daß der mißhandelte Abbé von nun an ſeine Beſuche im Hotel des Gourmands einſtellte, auch ſelbſt nicht daran dachte Klage zu führen — verſteht ſich am Rande.

Der Schreck, welchen die alte ohnehin todtkranke Dame Antoin durch des lüſternen betagten Gecken Ueberfall erfahren, äußerte ſich bald auf eine gar ſchlimme Weiſe, und nach einigen Tagen ſchon war die gute Frau eine Leiche.

Freilich hatte unſere Roſa ſelbanen ſchlimmen Ausgang der Intrigue nicht erwartet und allerdings machte ſie derſelbe conſternirt, indeß beſiegte ihr angeborner nicht geringer Leichtſinn bald Angſt, Schrecken und gerechte Vorwürfe wieder.

Jener Leichtſinn, der ſo gern die größten Fehler und Mißgriffe entſchuldiget, ſagte ihr: Zu retten war der Tante Leben, ſelbſt nach der Aerzte Ausſpruch, doch nicht mehr, und beſſer, daß der armen Frau Leiden ſich ſo ſchnell endigten; was aber den Abbé betrifft, fuhr ſie fort ſich ſelbſt zu beruhigen, konnte dem Narren eine derbe Lektion eher nützen denn ſchaden.

Unter allen ihren bisherigen Anbetern war es gerade dem blöden Dallbrig gelungen, der leichtfertigen Roſa Gunſt und Intereſſe im höchſten Grade zu gewinnen, allein kein Kunſtgriff vermochte den braven ehrliebenden Mann in der jungen reizenden Syrene Arme zurückzuführen.

Ihrem ſtrafbaren Umgange mit dem frivolen Guitarrenſpieler ſtand zwar nun kein

Hinderniß mehr im Wege, allein bei dem ungemein lebhaften und leichtſinnigen Mädchen entwickelte ſich gar frühzeitig ein großer Hang zur Veränderung, und bald ließ der Florentiner Roſen gleichgültig.

Dem Britten Raleigh war es durch ſeine Börſe, vermittelſt der verſchmitzten Brünelle, nach der Dame Antoin Tode ebenfalls gelungen, Rendez-vous von der ſchönen niedlichen Demoiſelle Chandron zu erhalten, allein des Lords etwas derbe Manieren vermochten das geſchmackvolle Mädchen nicht lange zu feſſeln, und nach neuen Bekanntſchaften lüſtern, dachte Roſa gerade originelle Intriguen zu ſchmieden, als ein gewaltiger Machtſtreich des unerbittlichen Schickſals ſchnell ihren bisherigen Lebenspfad theilte.

Fünftes Kapitel.

Ein männliches Familiengemälde.

Assiduos deus ipse juvat, verum odit inertes
Et sua dat nullis absque labore bona. *)

Dem Himmel iſt es bekannt, an Familiengemälden hat der Deutſchen ſchöne Litteratur einen großen Ueberfluß. Fühlt ſich irgend ein eingebildetes Schmiererlein keiner eigenthümlichen Leiſtung gewachſen, ſetzt er ſich hin — pinſelt einen harten launiſchen Vater, eine kuppleriſche Mutter, ein ſentimentales Töchterlein, einen deſperaten Liebhaber, eine verrückte Ahnfrau u. ſ. w. und das Machwerk iſt fertig. Will der Schmierer ein recht originelles Ge-

---

*) Emſige unterſtützt auch Gott, Saumſelige haßt er,
Und verleiht Niemand ohne Bemühen ein Gut.

nie gelten, bemalt er die Wände ſeines Familienhauſes mit allerlei ſeltſamen Pflanzen oder er verſieht des Vaters Schlafmütze mit chemiſchen Zeichen et caeteris, — dieſes iſt nun einmal der Typus, nach dem man ſeit einer Reihe von Jahren ſchon arbeitet, vernünftige Kritiker und Leſer mögen dagegen ſchreien ſo viel ſie wollen, der Unſinn iſt und bleibt der alte.

Ueber die längſt ausgefahrene Straße — keine Wiebekingſche Kunſtchauſſee iſt ſie in ihrer Art wahrlich nicht — mit unſerm leichten aber zum wenigſten ſelbſt verfertigten Fuhrwerke hin zu holpern, dieſes vermag weder uns noch, wie wir hoffen, dem ſinnigen Leſer zu genügen, und alſo nach Originalität ſtrebend, wollen wir verſuchen, lediglich ein männliches Familiengemälde zu entwerfen, welches unſeres Wiſſens in dieſer Art im idealen Leben nicht dageweſen iſt, wenn im wirklichen dagegen deſto öfter ſchon.

In der deutſchen Hauptſtadt, in welcher die Geſchichte bis jetzt ſpielte, lebte zu jener Zeit ein alter Kaufmann, Namens Hilſen, den die große Welt ziemlich allgemein, hinter ſeinen Rücken, einen Narren zu nennen beliebte. Sehr laut pflegte man das etwas harte Urtheil freilich nicht auszuſprechen, denn Hilſen galt als ungemein reich; Viele ſtanden mit ihm in Geſchäftsverbindungen oder hatten Verbindlichkeiten gegen ihn, Andere aber mäßigten ſich, weil ſie den Fall für denklich hielten, den reichen Großhändler über lang oder über kurz einmal brauchen zu können.

Wenn ſich des Leſers Phantaſie in Herrn Hilſen ein kleines komiſches Kerlchen in der Tracht des vorigen Jahrhunderts vorſtellen wollte, welches ſich durch Gang, Manieren und allerlei poſſierliche Redensarten und andere ſeltſame Eigenthümlichkeiten auszeichnet, hätte ſich eine ſothane glückliche Phantaſie zwar das Bild eines gewöhnlichen Romanſonderlings entworfen, — unſer Hilſen aber hat mit einer ſolchen verbrauchten Kopie nicht das geringſte gemein.

Der Ehrenmann, von welchem man hier ſpricht, war bereits vor länger als vier Decennien aus Schwaben nach der Hauptſtadt gekommen. Wenn nun ſchon Herrn Hilſens Landsleute im übrigen Deutſchland eben nicht im beſten Geruche ſtehen, indem man unüberlegte und einfältige Handlungen nicht ſelten Schwabenſtreiche zu nennen beliebt, und überdieß die Behauptung aufgeſtellt wird: die muntern Sueven fingen erſt im vierzigſten Jahre an klug zu werden; ja obſchon der allgemeine Ruf des Schwaben in Teutonia durchaus kein beſſerer als jener der Gaskonier in Gallien iſt, ſo ſtraft eine viel hundertjährige Erfahrung dennoch dieſe Verunglimpfungen Lügen, und leitet auf die Vermuthung, daß der Neid allein ſie entſtehen ließ.

Die Schwaben bewohnen den ſchönſten, fruchtbarſten und bevölkertſten Theil von ganz Deutſchland. Keiner der übrigen heutigen Deutſchen vermag mit ſolcher Beſtimmtheit ſeine Abſtammung von den löwenherzigen alten Teutonen darzuthun, denn gerade ſie; im Gegentheile iſt gerade jenen modernen Germanen, welche ſich am meiſten jetzt auf eine ſolche eingebildete Abſtammung zu gute thun, klar zu beweiſen, daß ihre Voreltern Wenden, Sarmaten u. dergl. waren.

An hochherzigen Helden und edlen ausgezeichneten Liederſöhnen war Schwaben ſtets reich, und von der Tapferkeit ſeines Volkes haben die Geſchichtſchreiber erwieſene Wunder verzeichnet; immer werden ſie gerade — iſt von ſpäteren Siegen der vereinigten Deutſchen die Rede — zuerſt genannt. Bis zur neueſten Zeit haben die wackern Sueven dieſen Ruhm zu erhalten gewußt. Napoleon war ein Tyrann, eine Hyder — gut! man nenne ihn wie man wolle, aber kein Vernünftiger wird ihm Führertalent im höchſten Grade abzuſprechen vermögen, und gerade jener feine Korſe war es, welcher, unter allen mit ihm verbundenen Deutſchen, dem ſueviſchen Häuflein den wohlverdienten grünendſten Lorbeer vor allen Andern reichte.

Der Autor iſt Sueve, und ſtolz darauf, dem hochherzigen ächt deutſchen Völklein anzugehören; wollte man ſein Urtheil ein befangenes nennen, ſo müßte er bitten, ihm die angegebenen Thatſachen zu widerlegen.

Selbſt den höchſten Gipfel des Parnaſſes im heutigen Teutonia vermochte ein Sueve zu beſteigen nur, oder gäbe es wohl Jemanden, der unſerm Schiller, dem Barden aus der Sueven Mitte, jenen Ehrenplatz ſtreitig zu machen kühn genug wäre? — oder, daß der Sänger aus Marbach einem idealen Wallenſtein und Karlos und der wilde geniale Schubart einer Fürſtengruft das Daſeyn gaben; — wo lebt ſelbſt der erbärmlichſte Tropf, der ſothane Leiſtungen — Schwabenſtreiche heißen möchte? — —

Doch genug, zurück zu unſerm Hilſen! — den Ruhm und die Talente eines Schillers hatte er freilich nie umfangen, dennoch wollen wir beweiſen, daß er von ſeinem ſiebzehnten Jahre an der menſchlichen Geſellſchaft weſentlicheren Nutzen leiſtete, als der bei weitem größere Theil der deutſchen Dichter es vermag, denn daß dieſer größere Theil ein gar unbedeutſamer iſt, blieb längſtens eine anerkannte Sache, und daß man um ſeine Mitbrüder ein glänzenderes Verdienſt erwirbt, wenn man ihnen gute Strümpfe webt, als wenn man ihre Ohren mit dem Vorleyern ſchlechter Verſe quält, wer wohl möchte daran zweifeln?

Leider, geneigter Leſer! habe ich nun das große Geheimniß unwillkührlich verrathen, ja — unſer epiſodiſcher Held war, als er den eröffneten Schauplatz betrat — nichts mehr und nichts weniger, als — ein armer Strumpfwirkergeſelle.

Nichts deſto weniger wohnten dem jungen Menſchen Vorzüge bei, die ſo manchem auf gar hohe Stufen Geſtellten mangeln. Geſunder Menſchenverſtand, Mutterwitz, nie zu ermüdender Fleiß, ehrlicher Sinn und, Sparſamkeit charakteriſirten das arme Schwäbelein. Als Fremdling in der in Rede ſtehenden Hauptſtadt angelangt, ſah ſich Hilſen ſogleich in einer der kleinen Fabriken ſeines Faches angeſtellt, denn dazumal bedurfte man in jenen Inſtituten der Menſchenhände, da es Albions verfluchenswerther Handlungspolitik glücklicherweiſe noch nicht gelungen war, der Germanen Induſtrie gänzlich zu lähmen, indem dieſe Retorſionsſyſteme weißlich übten, ohne daß man viel über ſie ſprach oder ſchrieb, ja ſie kaum den Namen nach kannte.

Hilſens empfehlende Eigenſchaften blieben nicht unüberſehen, denn ſothane Qualitäten ſind in großen Städten nicht alltäglich. Sein Brodherr war ein letharger Patron, ein Bauchdiener ohne höhern Strebeſinn. Empfänglicher für dieſen Sinn war die raſche Brodfrau des Helden, doch der Genius ſchlummerte, und eines Impulſes, wie der junge Sueve ihn übte, bedurfte es, ihn anzuregen. Der kluge Jüngling ſprach: „Die Zeiten ſind der Fabrikation ungemein günſtig, doch gerade weil der Erwerb leicht gemacht wird, pflegen ſich Wenige

nige

nige anzuſtrengen und der Unternehmer findet ein weites Feld aufgethan; unſere Fabrike iſt eine des mittlern Ranges, doch da der Unternehmer wohlhabend iſt, könnte er viel höher den Glücksſtand noch treiben; Maſchinen ſind theuer und jene der feinern Art nur wenig im Gange, einen kleinen Fond nur zu ihrer erſten Anſchaffung verwendet, und ich ſtehe mit meinem Kopfe dafür, in zwei Jahren ſchon rivaliſiren wir mit den vorzüglichſten Anſtalten dieſer Stadt."

Die Brodfrau hörte den jungen Sueven gern an; der [illegible] eben nicht fein klingende Dialekt des keineswegs häßlichen Jungens beluſtigte das dreißigjährige raſche Weibchen, deren Liebling der träge fünf und funfzigjährige Herr Gemahl nicht war. Die muntere Frau führte im Hauſe wie in der Fabrik das Kommando in einem ziemlich hohen Grade; der Fremdling aus dem Reiche wurde nicht müde, ſeine Projekte zu wiederholen, er war aber daneben doch ein gar artiger, mäßiger und beſcheidener Menſch, und da dachte die Brodfrau am Ende: Ei, einen Verſuch im Kleinen kann man ja wagen, mißglückt er, iſt darum doch nicht gleich Alles verloren.

Der Verſuch wurde gemacht und gelang über alle Erwartung wohl. Nun wurde des Schwaben Rath gleich mehr beachtet, und keine der vorgenommenen von ihm angegebenen Aenderungen ſchlug gänzlich fehl. Plötzlich ſtarb der Werkmeiſter der Fabrik; die Brodfrau ſetzte Hilſen in ſeine Stelle ein. Nun war des thätigen Jünglings Wirkungskreis erweitert, bald hatte er das unbedingte Vertrauen der Gebieterinn gewonnen, ſie ließ ihm freies Spiel, und des umſichtigen Schwäbleins Prophezeiung wurde That, die Fabrik kam ungemein in Flor.

Dem Brodherrn konnte dieſes auch gar wohl gefallen; ſeine letzten Sorgen ruheten jetzt auf den Schultern eines Dritten und ungeſtört durfte er des Wohllebens ſich erfreuen, doch wie das unter ſothanen Verhältniſſen zu kommen pflegt: der Mann that des Guten zu viel, bis ihm unverſehens in der Geſtalt eines Schlagflüßleins Freund Hain nahete.

Nachdem der traurige Fall eingetreten, war die kinderloſe Brodfrau dreißig und drei Jahr erſt alt; raſch und munter war ſie ungemein, doch eines Gebieters bedurfte das nun bedeutſame Geſchäft auf jeden Fall. Die Dame war dankbar und reichte — zu verdenken war es ihr nicht — die ungemein fleiſchigte Hand vor dem Altare dem treuherzigen Schwaben.

Jetzt griff Hilſen im Geſchäfte erſt tüchtig um ſich, denn der Herr und Meiſter vermag einmal unendlich mehr als der thätigſte Gehülfe. Ziemlich glücklich ſchien übrigens ſeine Ehe zu ſeyn, es war eine Verbindung der Vernunft, und des ſchwäbiſchen Strumpfwirkergeſellen Forderungen hießen nicht überſpannt, denn — Werthers Leiden hatte er nie geleſen.

Im zweiten Jahre ſeiner Verbindung gebar Herrn Hilſen die Gattinn ein Söhnlein, die Mutter aber ſtarb im Wochenbette.

Nun beginnt unſer männliches Familiengemälde. Nach der Gattinn Tode focht Herrn Hilſen eine freilich etwas ſeltſame Grille an. Obwohl im rüſtigſten Alter des Mannes, beſchloß er, nie ſich wieder zu verheirathen, ja es ſchien überhaupt ein entſchiedener Widerwille gegen das ganze weibliche Geſchlecht in ſeine Bruſt eingezogen zu ſeyn, und allerdings ging der Mann hier zu weit.

Für den neugebohrenen Karl wurde keine Amme aufgenommen; das Kind ſollte, weil man es zu nennen pflegt, gepepelt werden, und ein alter Fabrikarbeiter, zu ſothanem Geſchäfte einigermaßen geeignet, verſah bei dem jungen Herrn die Stelle einer Kinderfrau; einen andern von ſeinen Leuten, der einſt bei einem Sudelkoche einige Jahre in Dienſten geſtanden hatte, ſtellte Herr Hilſen in der Küche an, und ein junger Burſche mußte das Hausmädchen erſetzen.

Ob Herr Hilſen mit der ehemaligen Brodfrau, ehelich vereint, dennoch nicht ſo glücklich gelebt haben mochte, wie es den Schein gehabt hatte, oder ob ſein eheliches Glück einen ſolchen hohen Grad erreicht haben konnte, daß der Wittwer über der Lebensgefährtinn Hintritt troſtlos, ihre Stelle würdig zu erſetzen, verzweifelte, und aus ſothaner Ueberzeugung einen unbilligen Haß gegen das ganze Geſchlecht der zarten Schöne faßte, vermögen wir nicht anzugeben, — genug, er verfuhr wie erzählt wurde, und die Menſchen fliſterten ſich in die Ohren: Hilſen iſt ein Narr.

Keineswegen wollen wir jener Bizarrerie das Wort ſprechen, allein es ſteht doch in Frage, ob mancher Mann, der einem entgegengeſetzten Extreme unterthan, nicht ein größerer Narr als Hilſen noch zu nennen wäre, wenn gleich die Welt exaltirte Weibernarren gar gern höchſt ſchonend beurtheilt.

Herrn Hilſens Grundſätze und Lebensweiſe überhaupt fielen, bevor man ſich einigermaßen daran gewöhnt hatte, ungemein auf.

Der ſchwäbiſche Emporkömmling, nun ſchon im Beſitze von einem paarmal hunderttauſend Thalern, lebte ſo, als ob er deren kaum zehentauſend zu kommandiren gehabt hätte.

Seine Kleidung war einfach aber reinlich im höchſten Grade, wurde aber durch neue nur erſetzt im Falle der dringenden Noth. Eine unſcheinbare Droſchke und ein geſunder aber ganz gewöhnlicher Einſpänner bildeten ſeine Equipage, während man im Orte wohlhabende Schlächtermeiſter in Karoſſen mit reich gekleideten Livreebedienten dahin rollen ſah. Im Theater, auf Bällen und in Reſſourcen erſchien der reiche Fabrikherr nie.

Mahnten ihn Geſchäftsfreunde, das Leben und das ihm einmal beſchiedene Glück doch einigermaßen zu genießen, antwortete Hilſen lächelnd im Geiſte eines vaterländiſchen Dichters, mit den Worten:

„Mäßigkeit allein iſt des Vergnügens
Amme."

Hilſens Forderungen an die Menſchheit waren ſtreng. Er hielt es mit jenem Philoſophen, der kühn einſt den Ausſpruch wagte:

„Wir können gegen den Tyrannen, das Schickſal, nichts; aber gegen die Sirene, die Sinnlichkeit, Alles."

Deſſen zufolge theilte der Sonderling die ganze menſchliche Geſellſchaft nur in Biedermänner und Schurken ein.

Von jenen Sterblichen, welche angeſtammte Schwäche zwiſchen jene in die Mitte ſtellte, und die Gutes zu üben, nicht Willen genug, entſchiedenes Böſes aber zu vollbringen, nicht gehörige Kraft haben, wollte Hilſen nichts wiſſen, denn ſothane Menſchenkinder ſetzte er dem eigentlichen Schurken noch nach; dieſer, pflegte er zu ſagen, iſt konſequent, und ſchadet nur dann, wenn aus der Handlung ihm offenbarer Nutzen erwächſt, der Schwächling aber richtet oft Verderben an, ſelbſt wenn er Gutes beabſichtiget. Rege Thätigkeit nannte Hilſen die Baſis jeder Tugend, und durch ſie allein vermochte man bei dem Sonderling ein günſtiges Vorurtheil für ſich zu erwecken;

doch hätten wir Keinem den Verſuch rathen wollen, den umſichtigen Fabrikherrn zu betrügen, denn ungemeine Menſchenkenntniß und ein gar ſeltener Scharfblick wohnte dem Sueven bei, und ein ungewöhnlicher Fall war es, wenn er einmal hintergangen wurde.

An ſeinem einzigen Sohne hing Hilſen mit Leib und Seele; er ſelbſt beſorgte die erſte phyſiſche und intellectuelle Erziehung des Kindes ganz allein, aber höchſt originell war dieſes Vaters pädagogiſche Methode.

Weil der alte Schwabe im Rechnen ſelbſt ein Meiſter war, hielt er dieſe Kunſt für die geeignetſte, des angehenden Menſchen Verſtand aufzuhellen; früher als Buchſtaben lernte Karl die Ziffer kennen, außer den Unterrichtsſtunden aber mußte er, wie der gemeinſte Lehrburſche, ſich in der Fabrik zu Handleiſtungen gebrauchen laſſen, und wehe dem niedrigſten Arbeiter, der dem Sohne des reichen Fabrikherrn eine Nachläßigkeit überſehen hätte; denn nur auf ſolche Art war nach Hilſens Meinung der recht tüchtige Geſchäftsmann zu bilden.

Karl entwickelte große Fähigkeiten ſehr frühzeitig, und einen für ſein Alter ungewöhnlichen Ernſt. Erklärbar blieb die Erſcheinung leicht,“ denn die Weiber ſind es in der Regel allein, die durch ihre eitle Tändeleien die Knaben zum Leichtſinn und zum Müßiggang verleiten.

Hilſen, dem Vater, wohnte eine ſchwer glaubwürdige Geduld bei. Nie, er hatte es ſich zum feſten Grundſatze gemacht, ſollte ſein Sohn ihn leidenſchaftlich handeln ſehen, und er ruhte nicht, alles was Karl that, mußte er in der feſten Ueberzeugung, daß es gut und nützlich ſey, unternehmen.

Der Knabe ſah es nicht anders, alle zahlreichen Untergebenen des Vaters liebten ihn, war er ihnen ſchon ein ungemein ſtrenger Herr, aufrichtig und mit rührender Anhänglichkeit, denn lüderliche und verdorbene Subjekte wurden in der Fabrik nicht geduldet. Es konnte nicht fehlen, die reinſte kindliche Liebe und Ehrfurcht gegen ſeinen Wohlthäter erfüllten des Kleinen Herz.

Noch nicht die Kinderſchuhe hatte Karl vollends ausgetreten, da wirkte ein ausgebrochener Krieg nachtheilig auf Hilſens Geſchäfte; der kluge Schwabe wollte nicht ſchnell verlieren, was er in einer Reihe von Jahren mühſam erworben, und er hielt es unter ſolchen Umſtänden für das Gerathenſte, ſeine

Fabrikation nun ſo im Kleinen zu betreiben, daß nicht viel mehr geſchah, als was zur Erhaltung des Rufes ſeiner Firma unumgänglich nöthig war; um dieſelbe Zeit hatte er auch in der Perſon eines Landsmannes einen gar geſchickten und ehrlichen Werkmeiſter gewonnen, auf den er ſich wie auf ſeine eigene Perſon verlaſſen konnte.

Wirklich ſehr weit hatte es der kleine **Karl** in ſeiner Mutterſprache, und im Rechnen vor Allem, durch des Vaters eigenen Unterricht gebracht. Nach **Hilſens** Plan ſollte der Sohn die vorzüglichſten lebenden Sprachen gründlich erlernen; franzöſiſche, italieniſche und engliſche Maitres wurden zu dieſem Behufe nun ohne Zeitverluſt angenommen.

Wie ſchon erwähnt, hatten ſich **Hilſens** Berufs-Geſchäfte in jener Zeit ungemein verringert; Müßiggang war des thätigen Schwabens größte Pein, und da verfiel er, ſich Beſchäftigung zu verſchaffen, auf einen Gedanken, der auf Originalität mit vollem Rechte Anſpruch zu machen vermochte. Der Mann dachte: Schlechtes Beiſpiel verdirbt die beſten Sitten, darum beſuche mein Kind nie eine öffentliche Schule; indeß hat der Privatunterticht doch auf der andern Seite wieder das ſehr nachtheilige, daß des Lehrlings Ehrgeiz nicht hinlänglich angeſpornt wird und kein Gegenſtand der Nacheiferung vorhanden iſt. Wie, raiſonnirte der Sonderling dann, wenn ich ſelbſt an dem Sprachunterrichte des Sohnes Theil nähme? — freilich im männlichen Alter bedeutend ſchon vorgerückt, werden meine Fortſchritte die ſchnellſten nicht ſeyn, indeß zum Lernen iſt man nie zu alt, und deſto beſſer — ſind meine Fähigkeiten einigermaßen abgeſtumpft, ſo vermögen ſie deſto eher mit den erwachenden meines Kindes gleichen Schritt zu halten.

Hilſen führte ſeinen Entſchluß aus, und bald ſtellte ſich ein Anblick einzig in ſeiner Art dar; der ernſte Vater ſaß mit dem unmündigen Sohne zugleich am Tiſche und lernte in die Wette mit ihm Vokabeln ausländiſcher Sprachen.

Möge der Leſer immerhin lächeln, des Vaters Thun wirkte auch in dieſer Hinſicht vortheilhaft auf den Sohn. Natürlich verdoppelten die Lehrer ihren Eifer, und Mühen, die der Vater mit ihm theilte, fielen dem Kleinen minder beſchwerlich.

Karls moraliſchen Charakter zu formen ging Hilſen wieder ſeinen eigenen Weg. Des Kleinen Fleiß ſchien im Anfange einmal erſchlaffen zu wollen. Der Vater bemerkte es und — ſchwieg. Eines Tages aber fuhr der Einſpänner vor, und Hilſen rollte mit dem Söhnchen nach einer kaum zwei Meilen von der Hauptſtadt gelegenen Feſtung.

Der nie geſehene Anblick der bärtigen, mit ſchweren Feſſeln beladenen Baugefangenen erſchütterte den Knaben heftig. Hilſen reichte den Unglücklichen kleine Geſchenke, wofür ſie angehalten wurden, ihre Schickſale der Wahrheit treu zu erzählen, und da fand es ſich, daß zwei Drittheile der Verbrecher es bloß dem Hange zum Müßiggange, dem ſie ſich leichtſinnig überlaſſen, zu verdanken hatten, daß ſie ſo tief geſunken waren.

Mehr als die bündigſten Ermahnungen und Lehren wirkte jene Scene auf Karln. Der Vater begnügte ſich, blos ſanft zu ſagen: „Ja, mein Kind! es iſt wahr, die Trägheit allein, in der Jugend gehegt, im Alter gepflegt, leitet den Menſchen unwiederbringlich auf Irrwege, welche zu verlaſſen ſelten mehr in ſeiner Macht ſteht und deren Ziel Elend und Schande iſt.“

Mit verdoppeltem Eifer fing der Knabe des andern Tages an zu lernen, und traten die kettenbeſchwerten Unglücklichen einmal wieder in ſeiner lebhaften Phantaſie Hintergrund, — wollte der jugendliche Fleiß einigermaßen ermüden, ſo hatte Vater Hilſen nur nöthig, eine Spazierfahrt nach der Feſtung vorzuſchlagen und des Knaben Streben ſuchte ſogleich wieder die alte Bahn.

Einige Jahre waren verfloſſen, und nicht nur in die fremden lebenden Sprachen, ſondern auch in andern nützlichen Wiſſenſchaften hatte Karl bedeutſame Fortſchritte gemacht. Der Alte ermüdete nicht, alle Unterrichtsſtunden des Sohnes zu theilen, und was er anfangs vorzüglich nur aus väterlicher Liebe gethan hatte, fing bald an, ihm in dem Maße größeres Vergnügen zu machen, in welchem er das Aufhellen des eigenen Geiſtes und den Anwuchs ſchätzenswerther Kenntniſſe an ſich ſelbſt bemerkte.

Karl war in des Jünglings Alter vorgeſchritten, als ſein Vater das Fabrikgeſchäft dem treuen Werkmeiſter abtrat. Hilſens reger Strebeſinn war aufs neue erwacht und ſuchte nun weitere Bahnen. Der ehemalige arme Strumpfwirkergeſelle fing jetzt nämlich an Banquiergeſchäfte zu unternehmen. Seine erweiterten Kenntniſſe, ein bedeutſamer baarer Fond und ein feſt ſtehender großer Kredit unterſtützten vereint und kräftig das kühne Beginnen.

Hilſen machte der Regierung Darlehen und übernahm Armee-Lieferungen im Großen. Der Alte ſchien einmal von Fortunen zum Lieblinge erkoren, — denn Alles glückte ihm, und ſein Kredit wie ſeine Schätze erreichten die höchſte Stufe.

Der hoffnungsvolle Sohn ſollte nun für einen Beruf ſich beſtimmen und der gütige Vater ließ ihm freie Wahl, wenn er ſchon dieſe Wahl zu lenken einige Bemerkungen nicht unterdrücken konnte.

„Ein ſogenanntes gelehrtes Brodſtudium zu ergreifen, mein Sohn, ließ ſich der Alte vernehmen, dazu kann ich Dir nicht rathen, denn einmal war Deine bisherige Ausbildung nicht ſo angethan, um auf jenen Zweck hin zu arbeiten, der, aufrichtig geſprochen, denjenigen wohl nicht ſehr reizen kann, welchen ein günſtiges Schickſal zur Unabhängigkeit beſtimmte. Der [illegible]ehrſtand dagegen, — ein nothwendiges Uebel zwar wird er mit Recht genannt — wer aber würde ſich, — bleibt die Wahl ihm frei, — nicht lieber zu einem Gute dann zu einem Uebel wenden, und alſo" —

Doch genug! — wir müßten befürchten des Leſers Geduld zu ermüden, wollten wir des alten Sonderlings Sermon wörtlich niederſchreiben, einen Sermon, welchen allerdings zum Theile einſeitige Anſichten entſtehen ließen, und deſſen einzigſte Tendenz es nur blieb, den Jüngling für Merkurs Dienſt zu gewinnen. Nicht ſchwer konnte es übrigens Vater Hilſen werden, dieſe ſeine Abſicht bei dem Sohne zu erreichen, denn von zarteſter Jugend an hatte Karl eine Vorliebe für des Kaufmannes Stand gefaßt, und gern fügte er ſich dem väterlichen Willen.

Von nun an traten Vater und Sohn in Kompagnie, und mit jedem Tage wurde der beiden Banquiers Namen bekannter und mehr geehrt.

Mancher Leſer dürfte begierig ſeyn zu erfahren, was denn bei jener ſeltſamen Erziehungsweiſe im Ganzen eigentlich aus unſerem Karl für ein Mann geworden. Wohlan, wir wollen es verſuchen, den jungen Hilſen in ſeinem drei und zwanzigſten Jahre dem geneigten Leſer vorzuſtellen.

Des Jünglings Aeuſſeres war gerade nicht ausgezeichnet ſchön, aber auch nicht ganz uninterreſſant zu nennen. Karls Geſtalt war groß, der Körper mager, dabei aber gut und ebenmäſſig gebaut, ſeine Haltung dagegen vernachläſſigte der junge Mann ganz und gar, und ſtets beinahe ging er mit etwas geſenktem Haupte. Sein ſchwarzes Auge brannte wild hinter buſchigten Braunen und ihn einmal lächeln zu ſehen gehörte unter die Seltenheiten.

An Ergötzlichkeiten junger Männer ſeines Alters fand Karl durchaus kein Behagen, ſo wie er auch ſeiner Garderobe wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte. Gerieth er einmal zufällig in Geſellſchaft junger Damen, war der junge Mann die Blödigkeit ſelbſt, an deren Verſtößen ſich der Muthwille heimlich ergötzte.

Uebrigens lebte Karl mit Leib und Seele den Geſchäften des Großhändlers; er gefiel ſich ungemein im Entwurfe großer und gewagter Spekulationen, die kleinlichere Ausführung aber pflegte er gerne dem pflegmatiſchen

Vater zu überlaſſen, und eine ſothane Austheilung der Geſchäfte führte auch größtentheils günſtige Reſultate herbei.

Ein ziemlich überſpannter Ehrgeiz und ein oft ſchnell und wild auflodernder Zorn waren bedeutſame Fehler in dem ſonſt großmüthigen Charakter des hochherzigen Jünglings, in deſſen Temperamentsmiſchung die Cholera als vorherrſchend klar erſchien.

Die immer mehr und mehr wachſenden Schätze der beiden Hilſen weckten den Neid der Menſchen ungemein, und ließ man es äußerlich an gebührender Achtung gegen ſie auch nicht fehlen, ſo wurden hinter dem Rükken nun nichts deſto weniger Beide Narren genannt.

Erſchien der alte Hilſen ſchon der Welt als ein Menſchen- und Weiberfeind, ſo wünſchte doch gerade dieſer Sonderling, als ſein Sohn das männliche Alter erreicht hatte, nichts mehr als deſſen eheliche Verbindung mit einem braven deutſchen Mädchen; indeß bezeigte Karl durchaus keine Luſt, des Vaters diesfalſige Wünſche erfüllen zu wollen, und dem guten Alten blieb nichts anderes übrig, als von der Zukunft zu erwarten, was die

Gegen-

Gegenwart verweigerte, denn er ſchäzte und liebte den einzigen Sohn viel zu ſehr, als daß er hätte daran denken mögen, jezt noch deſſen freien Willen zu beſchränken.

Lieb wäre es mir, dem Schreiber dieſer Geſchichte, geweſen, mehr als die Skizze von dieſem männlichen ſeltſamen Familiengemälde liefern zu können, allein der Stoff, welchen die Begebenheiten der Heldinn ſelbſt anbieten, iſt zu reichhaltig und intereſſant, als daß ich mir erlauben dürfte, dieſer Epiſode weitern Raum zu gönnen

Sechstes Kapitel.

Viele ſo, aber Gott Lob — nicht alle.

Quid fidis formae, populat quam morbus et aetas?
Multis causa mali candida forma fuit. *)

Owen.

Mitten im Strudel bedeutſamer Verirrungen, von einem bornirten Vater wenig und von einer noch leichtſinnigern Mutter gar nicht bewacht — in der Geſellſchaft einer ſchändlichen Franzöſinn — ſo haben wir die junge reizende Roſa verlaſſen.

Bald nach der Dame Antoin Hintritt ſchien es, als ob im Reigen luſtig jubelnder Gäſte

---

*) Trauſt du der Schönheit, welche das Alter verwüſtet und Krankheit?
Vielen des Unglücks Quelle wurde die ſchöne Geſtalt.

ſich ein finſterer Geiſt ins Hotel des Gourmands, und zwar in keiner andern Abſicht eingeſchlichen hätte, als um ſchnell mit der Familie der Chaudrons zu enden.

Nicht ſelten aber, wenn Tragos finſter einherſchreitet und unerbittlich waltet, gaukelt der muthwillige Komus ihm zur Seite, und iſt der Eindruck, den die Erſcheinung hervorbringen muß, ſchon keinesweges — kunſtgerecht; Wahrheit allein muß den Geſchichtſchreiber leiten.

Lord Raleigh und der blaſſe poſſierliche Sir Smith, ſein treuer Begleiter, waren nach wie vor des Hotels des Gourmands treueſte Gäſte geblieben, dieſer war der Dame vom Hauſe erklärter Cicisbeo, und jener ſchlich noch immer, wo es nur anging, dem jungen reizenden Töchterlein nach.

Die Britten verfolgten ſtets die gleich im Anfange angenommene Taktik. Viel Geld wurde verſchwendet, immer prompt bezahlt, Monſieur Chaudron ſah ſich von den Gäſten bewirthet, Madame beſchenkt — und ſo waren Aller Herzen ſo ziemlich zufrieden.

Einſt gab der Lord einen Auſternſchmaus, dem Geburtstage Herrn Chaudrons zu Ehren, denn der Gefeierte liebte Auſtern ſehr, und wurde deſſen zufolge heute mit Muſcheln und Ehre von ſeinen vornehmen Freunden gleichſam überſchüttet. Der gute Gaſtwirth hatte des Guten längſt zu viel gethan, allein der Lord wurde nicht müde, ihm immer wieder eigenhändig und neuerdings Auſtern auf den Teller zu legen, und wie hätte das Männchen ſolch hoher Ehre widerſtehen können, er aß und aß, ſo ſauer es ihm am Ende auch werden mochte.

Jetzt erhob der Lord den Pokal, indem er rief: „Vive Chaudron, notre ami!“ — Der Gaſtwirth griff tief gerührt mit einem: „Euer Herrlichkeit kommen mir gnädigſt zuvor!“ — nach dem Glaſe und taumelte von ſeinem Stuhle auf, allein wie er das Glas, es zu leeren, an die Lippen ſetzen wollte, fiel er zu Boden, der Schlagfluß hatte ihn jählings erreicht, er war eine Leiche.

Freilich erſchrak die Geſellſchaft über den Trauerfall nicht wenig, die Leiche des armen Gaſtwirths wurde gebürſtet und gerieben, aber alles umſonſt, man hätte jetzt, Shakeſpear's Hamlet parodirend, mit Fug dem Todten zurufen können:

— „der Gaſtwirth da
Iſt jetzt ſehr ſtill, geheim und ernſt fürwahr,
Der ſonſt ein luſt'ger alter Schwätzer war."

Indeß war Monſieur Chandron ſchon in ſeinem Berufe geſtorben, die ſchauerliche und plötzliche Art ſeines Todes erfüllte die Anweſenden mit Grauen. Die Gäſte rannten davon, Madame vom Hauſe heulte, daß ſich hätte ein Stein erbarmen mögen, und ſelbſt die reizende Roſa zerdrückte ein paar Thränchen in den ſchönen Augen.

Des groſſen Gaſtwirths Aſche ruhte nun bereits in der ſtillen Urne, und der phlegmatiſche Sir Smith ſagte der hinterbliebenen Wittwe ſo lange ſein:

To bear is to conquer sur fate. *)

vor, bis ſie ihn begriff und bald genug ihr Schickſal glücklich beſiegte. Ein ſothaner Sieg wurde der Guten um ſo leichter, da der dicke Sir angelegentlicher als je den Hof ihr machte, und die im Hintergrunde dunkelnde Ausſicht, vielleicht gar bald großbrittanniſche Schiffskapitainin zu heißen, kitzelte das thörichte Weib ungemein.

---

*) Leiden ertragen, heißt das Schickſal beſiegen.

Wir wollen es dahin geſtellt ſeyn laſſen, ob der Engländer in der That mit ſolchen Plänen ſchwanger ging, wie Madame Chaudron ſie ihm jetzt zutrauete, genug, eine neue bedeutſame Kataſtrophe, welche ſich einige Wochen nach Monſieur Chaudrons Tode ereignete, machte diesfalls jede Unterſuchung überflüſſig.

Lord Raleigh hatte in einem Augenblick ausgelaſſener Bizarrerie — bei ihm wiederholten ſich dergleichen Augenblicke oft genug — ſeinem luſtigen Rathe Smith eine ſeltſame Chaiſe nach eigener Erfindung zu bauen befohlen, welche dazumal in jener Hauptſtadt nicht geringes Aufſehen erregte.

Der Wagen hatte einen Durchmeſſer von nicht weniger denn 7 Fuß, ſeine ganze Bauart war ungewöhnlich und koloſſal, und ungeheure eiſerne Bänder hielten die enorme und geſchmackloſe Maſchine zuſammen.

In dieſer Raleighſchen Chaiſe nun fuhr der monſtröſe Seekapitain mit ſeinem fetten Treuliebchen ſpazieren; der Lord folgte dem Wagen zu Pferde in der Ferne, und amüſirte ſich königlich, ob dem Aufſehen, welches der eiſerne Batard und das wohlbeleibte Paar in demſelben allerwärts erregte; das kokette

Weib aber wurde jenes Aufſehen gar nicht gewahr, und dem pflegmatiſchen Sir galt es gänzlich gleich, ob er bemerkt wurde oder nicht.

Verſchiedene Spazierfahrten dieſer Art waren ſchon gemacht worden, als eines Tages der Kutſcher, welcher den eiſernen Wagen lenkte, betrunken wie er war, unvorſichtig auf der äußerſten Kante einer jähen Vertiefung dahin jagte; Dame Chaudron ſaß auf jener Seite, plötzlich verlor der Wagen das Uebergewicht und ſtürzte hinab in die Tiefe. —

Der Seekapitain, der Kutſcher und die Pferde waren unbeſchädigt geblieben, aber ach! Sir Smith war auf Dame Chaudron gefallen und hatte ihr mit ſeinem gewichtigen Kniee — den Magen eingedrückt. Noch einmal ſeufzte die Unglückliche aus hohler Bruſt, noch einen Blick warfen ihre brechenden Augen dem Geliebten zu, dann — war ſie verſchieden.

Der reizenden Roſa waren beide Eltern eigentlich ſtets fremd geblieben, aber dennoch mußte ihr ſo ſchnell auf einander erfolgter Tod und die unnatürliche Weiſe deſſelben das arme Mädchen ungemein erſchüttern.

Sie gerieth auch für den Augenblick wirklich in große Verlegenheit. Ihr lebten in der

Hauptſtadt weder von des Vaters noch der Mutter Seite Verwandte, und wie wäre es von dem jungen keinesweges dazu erzogenen Mädchen wohl zu erwarten geweſen, ſie würde können allein einer ſo bedeutſamen Wirthſchaft vorſtehen, als jene des Hotels des Gourmands in der That war. Doch die Verlegenheit dauerte nicht lange, von ſelbſt ſchlug die Obrigkeit ſich ins Mittel, und man kam darin überein, der noch nicht volljährigen ſchönen Gaſtwirthstochter einen Vormund zu ſetzen. Die Wahl dieſes Vormundes war die Sache des Direktors des Pupillen-Kollegiums, eines Mannes, der zuweilen geniale Einfälle hatte, und ſothane Einfälle in einem dirigirenden Kopfe haben das Gute, daß ſie ſich ſchnell in That verwandeln, wenn dagegen die originellſten Ideen eines armen Teufels ohne Einfluß, ſtets nur Hirngeſpinnſte bleiben.

Jenem Direktor waren keinesweges die nähern Verhältniſſe der Chaudronſchen Familie gänzlich unbekannt geblieben, ja ſelbſt von den heimlichen Ausſchweifungen der reizenden Roſa hatte er munkeln hören, denn der beleidigte Abbé hatte ſich durch Plaudereien zu rächen geſucht und der leichtſinnige Florentiner auch nicht reinen Mund gehalten; nun raiſonnirte der dirigirende Pupillen-Mann bei ſich ſelbſt, eine ſolche Mündel nebſt ihrem beträchtlichen Vermögen zu bevormunden möge eine gar ſchwierige Sache ſeyn, und da fiel ihm plötzlich bei, in welche Verlegenheit die zwei weiber- und menſchenſcheuen Kaufleute Hilſen gerathen dürften, wenn dem Vater die Vormundſchaft über die leichtſinnige junge Roſa und ihren glänzenden Gaſthof aufgetragen werden würde. Indeß müſſen wir dem Direktor zu ſeiner Ehre nachſagen, er gehörte nicht zu jenen gewiſſenloſen Beamten, welche im Dienſte nach Launen handeln, im Gegentheil erwog er alle Umſtände wohl, und erſt als er ſich ſelbſt überzeugt zu haben glaubte, der alte Hilſen paſſe in der That ganz vortrefflich zum Vormunde für ein etwas zu munteres Mädchen, wie Roſa war, — dekretirte er.

Der alte Hilſen ſtaunte nicht wenig, als er den obrigkeitlichen Befehl erhielt, die Vormundſchaft über die hinterlaſſene einzige Tochter der verſtorbenen Chandronſchen Eheleute anzutreten. In dem Lande, wo dieſe Geſchichte ſich zutrug, wird der Bürger durch die obrigkeitliche Ertheilung eines ſolchen Amtes geehrt, und der Verſuch es abzulehnen übel gedeutet;

nichts deſto weniger wagte der alte Hilſen dieſen Verſuch, allein er wurde mit ſeinem Anſinnen hart zurückgewieſen.

Der Leſer, mit den Hauptgrundzügen des Charakters jenes alten ſchwäbiſchen Emporkömmlings einmal vertraut, weiß, wie der Sonderling ſich zu benehmen pflegte. Er unterwarf ſich Dingen, welche er nicht zu ändern vermochte und handelte ſtets als ſtreng rechtlicher Mann.

Zu Roſa's Vormund einmal ernannt, nahm er ſich auch ſogleich vor, das wahre Wohl ſeiner Mündel nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen wahrzunehmen. Er ſprach darüber zu ſeinem Sohne: „Ein unangenehmes Geſchäft bleibt das mir aufgetragene auf jeden Fall, indeß auch ein heiliges. Ein feuriges ſiebenzehnjähriges hübſches Mädchen, deren Ruf, wie ich höre, ohnehin nicht der beſte iſt, ohne elterliche Aufſicht in einem frequenten Gaſthauſe verweilen zu laſſen, geht nicht an; das Hotel werde vorerſt ſo vortheilhaft als möglich verpachtet, und meine Mündel, ich weiß es wahrhaft anders nicht zu machen — der alte Schwabe kratzte ſich hier mißmüthig hinter den Ohren und ſchloß kleinlaut ſeine

Rede mit den Worten: — Nein, es geht in der That anders nicht, als wir nehmen die junge Chaudron in unſer Haus.“

Gewaltig erſchrak ob dieſer Rede Hilſen der Sohn. Ihm ſchwebten in dieſem Augenblicke alle die drückenden Verlegenheiten vor, in welche er in der beſtändigen Nähe eines reizenden jungen Mädchens ſicher zu gerathen ahnete, und er erſchöpfte ſich in Gründen, den alten Vater zu bewegen, die Mademoiſelle Mündel nicht im Hauſe aufzunehmen.

Doch gerade des Sohnes Aengſtlichkeit befeſtigte des Alten Entſchluß. Lachend entſchied er am Ende: „Ich weiß es wohl, Du biſt ein blöder Haſenfuß, hängſt den Kopf immer zu tief, fürchteſt Dich, wenn ein hübſches Mädchen naht — doch ich bin ſelbſt an Allem Schuld, — in gewiſſen Jahren iſt es gut die Weiber gänzlich zu fliehen, in gewiſſen doch nicht ſo recht, und was ich ſchlimm gemacht, muß ich wieder gut zu machen ſuchen. Ich treffe zwei Fliegen mit einem Schlage zugleich, Du wirſt Dich an den Umgang mit Damen gewöhnen, und die leichtſinnige Mündel kömmt unter nöthige ernſte Aufſicht. — Baſta, es bleibt dabei.“

Mehr noch, als der blöde Karl hier, erſchrak die blühende Roſa, als die Wahl des Vormundes ihr kund gethan ward. Sie hatte beide Hilſen ſtets als Murrköpfe ſchildern hören, kein weibliches Weſen lebte dort im Hauſe. „Mein Gott! rief ſie weinend aus, wie wird es mir ergehen.“

Nicht lange dauerte es und der alte Hilſen ſtellte ſich dem Mädchen ſelbſt als Vormund dar. Ein freundlicher, aber ernſter Vater zugleich, nahete er ihr, ſie freundlich einladend, künftig bei ihm zu wohnen.

Roſa wagte demüthigen Widerſpruch, allein der Alte machte nicht viel Federleſens. „Meine theuerſte Jungfer — hub er an — ich muß wiſſen was Ihnen frommt, und bitte ein für allemal mich nie wieder mit Gegenreden zu inkommodiren, denn ich bin derlei nicht gewohnt; mein Wort iſt meinen Untergebenen Geſetz, denn nie weiche ich davon ab.“

Sprach Vater Hilſen aus dieſem Tone, runzelte er ſtärker noch die ohnehin faltige Stirn und zog die borſtigen Braunen finſter und enger zuſammen — dann war aber auch nicht mehr mit ihm zu ſpaßen, und er imponirte ganz andern Leuten, denn einem ſchwachen unerfahrenen Mädchen.

Roſa zog nach des Vormundes Haus, und eine ganz andere Luft, als die biſher gewohnte, wehete ſie aus demſelben an, denn gab es ſchon auch im väterlichen Hauſe eine Zeit, in der ſie ſich ziemlich ſtrenge gehalten ſah, ſo war doch jene Strenge Vögleins Freiheit gegen den Zwang zu nennen, der ſie im neuen Verhältniſſe umfing, wenn jener ſo hart gefühlte Zwang eigentlich gleich nichts weiteres als Ordnung war.

Die Britten waren in ihr Vaterland zurückgekehrt, — Roſa's Tanz- und Muſikmeiſter, der feurige Florentiner, wurde entlaſſen, und ihren Umgang mit Dame Brünelle mußte die Mündel, dem ſtrengen Befehl des Vormundes zu genügen, gänzlich aufheben.

Eine vornehme Erziehung hatte die reizende Roſa allerdings erhalten, allein als ſie nun im Hilſenſchen Hauſe der Haushaltung vorſtehen ſollte, vermochte ſie nicht eine Suppe zu kochen. Der Vormund ſtaunte, — indeß, weit entfernt, der Mündel Vorwürfe zu machen, hielt er ſie blos an, zu lernen noch, was ſie nicht wußte.

Ungemein unglücklich fühlte ſich das lebhafte Mädchen anfangs im neuen Wirkungskreiſe, einzig und allein beſchränkt auf den Umgang mit den beiden Sonderlingen, doch nicht der Greis allein, auch Jünglinge und Jungfrauen ſind — Gewohnheitsthiere, und Roſa fing an ſich allmählig in ihre neue Lage zu finden.

Den jungen Hiſen machte des jungen ſchönen Mädchens Anweſenheit beklommen und ſchüchtern, auch er hoffte von der Gewohnheit Macht Faſſung wieder zu erlangen, allein der Jüngling ſah ſich betrogen. Eine unerklärliche Angſt erfaßte ihn in der reizenden Roſa Nähe und mit jedem Tage wuchs dieſe Angſt, doch konnte Karl es ſich nicht bergen — jene Bangigkeit, ſie war von wehmüthig ſüßen Gefühlen begleitet.

Erſt hatte unſere Roſa den ſtummen, durch ſeine Geſtalt im erſten Augenblicke nicht ſehr imponirenden, jungen Sonderling gar nicht beachtet; ihre Gegenwart ſchien ihm zuwider, und die jungen Leute blieben ſich entfernt, wie feindliche Pole, — doch in der Folge belauſchte Roſa einige feurige wild auflodernde Blicke Karls, welche ſie ſchnell wie Blicke von der Seite warfen und ihre zarte Geſtalt zu verſchlingen drohten. Sie wurde aufmerkſam — näher wurde nun der Jüngling geprüft. Die junge Kennerinn konnte es ſich nicht verhehlen, Karls Geſtalt und ganzes Weſen, mit mehr Innigkeit beachtet, gewannen gerade bei näherer Bekanntſchaft ungemein an Intereſſe: auf ſolche Weiſe hatte ſich ihr noch nie ein junger Mann dargeſtellt, — der Reiz der Neuheit, Langeweile und angeborner Muthwille brachten die junge Kokette auf den Gedanken, pour passer le temps, das Herz des Jünglings zu erobern. Ihr angeborner Mutterwitz hatte Karls Eigenheiten bald aufgefunden, und die frühe Sünderinn, ſchon in der Verſtellungskunſt Meiſterinn, erſchien nun fromm wie eine Nonne, ſanft wie ein Lämmchen und häuslich wie Baucis.

Karl wurde ungemein zerſtreut: Briefe, nach Italien beſtimmt, wurden nach Hamburg adreſſirt, und endlich kam es ſo weit, daß der junge Mann Credit und Debet in den Büchern verwechſelte. Dieſer letzte Umſtand machte Hilſen, den Vater, aufmerkſam. Er raiſonnirte in ſeiner originellen Weiſe wieder: der Kaufmann, welcher ſeinen

Debitor nicht vom Creditor, dieſen nicht von jenem zu unterſcheiden vermag, der iſt entweder dem Bankerotte nahe, oder er iſt toll, oder — verliebt. Ein Falliment, reflektirte Hilſen weiter, haben wir Gott ſey Dank! nicht zu fürchten, für toll kann ich den ſonſt ſo verſtändigen Karl nicht halten, und alſo — iſt er verliebt.

Nun legte ſich der Alte auf die Lauer, auch er bemerkte die Feuerblicke, welche der Sohn auf die Mündel ſchoß, und er glaubte ſich jetzt auf der richtigen Spur. Doch es lag nun in des betagten Sueven Charakter einmal, er mochte keine Sache recht reiflich bedenken, viel weniger aber handeln in ihr, bevor ihm nicht vollkommene Gewißheit über der Dinge Lage geworden war. Eines Abends nahm er daher Karln unter vier Augen vor. „Mein Sohn! hob der ehrliche Alte ſanft und freundlich an, Du biſt ſeit einiger Zeit derſelbe nicht mehr — geſtehe es mir, welche Laſt drückt Dein Herz?“

Hoch erröthete der Jüngling, ſchnell wandte er das Geſicht ab und ſchwieg.

„Hm, fuhr der Vater fort, hätte ich meines Karls Zutrauen verloren? doch — es giebt

giebt Dinge, die man ſelbſt dem erſten Freunde nicht ſo recht gern geſteht, ich will Dir ſagen, guter Karl! was Dir fehlt. — Du liebſt, Du liebſt Roſen, meine Mündel.“

Stürmiſch warf ſich der Jüngling jetzt an des Vaters Bruſt, und ſeiner nicht mehr mächtig, rief er aus: „Ja, ja, ich liebe ſie — innig, ewiglich — und wird ſie die Meine nicht, iſt meines Lebens Unglück entſchieden.

„Na, na, entſchied der Alte, nur ruhig, es wird ſich ja Alles finden, bald ſprechen wir von der Sache mehr.“

Vater Hilſen zog ſich in ſeine Stube zurück, um, wie er gewohnt war, in der Einſamkeit das Abendpfeifchen zu rauchen; dichte blaue Wolken blies er heute vor ſich hin, und oft wurde das greiſe Haupt ſorgenbeſchwert geſchüttelt. Dem guten Alten war die gemachte Entdeckung nicht ſo recht genehm; wohl hatte er oft gewünſcht, den einzigen vielgeliebten Sohn verehelichet zu ſehen und ſelbſt noch Enkel auf dem eigenen Schooße zu wiegen; nun blieb es zwar nicht zu läugnen: Roſa war jung, ungemein reizend, voll Witz und Verſtand, ſelbſt wohlhabend ſogar, aber — des Alten Grundſatz war: man müſſe den frühern

Ruf des Mädchens beachten, welche man zu freyen gedenke.

So ganz Unrecht hatte der ehrliche Schwabe nicht, denn ſelbſt Guil. Alardus ſchon ſchrieb:

„Auribus uxorem duo, non modo ducito orellis:
„Judicium famae quam probat, illa proba est.*)

Was nun unſere Roſa betrifft, ſo war, wie ſchon früher erwähnt ward, ihr Ruf nicht ganz rein geblieben, und dann, ſo züchtig ſich die Maid nun auch in des Vormundes Hauſe nehmen mochte, dem Alten wohnte ſeltene Menſchenkunde bei, und er glaubte in dem Mädchen einen ungebändigten Leichtſinn, Hang zu unglücklichen Zerſtreuungen und dergleichen bemerkt zu haben. Hilſen kannte auch ſeinen Sohn, ein alſo beſchaffenes Mädchen paßte gerade am wenigſten zur Frau für ihn.

Gleich des andern Tages theilte der beſorgte Vater dem Verliebten alle ſeine Gedanken mit, aber da brauſte Karl wild auf:

---

*) Suche die künftige Frau mit dem Ohr, nicht bloß mit den Augen:
Welche der Ruf dir gut zeichnet, iſt in der That bewährt.

„O, rief er begeiſtert aus, dieſe Roſa iſt ein Engel in ſterblicher Hülle, und wer wagt es der hehren Jungfrau Ruf anzutaſten? weißt Du denn nicht, fuhr der Enthuſiaſt fort, weißt Du nicht, Vater — wie unſer unſterblicher Liederſohn ſang:

„Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn.“

Der Alte horchte auf; aus Grundſätzen hatte er dem Sohne nie einen Dichter in die Hand gegeben, dieſer auch nie die geringſte Neigung für die Kunſt gezeigt, — aber es iſt einmal nicht anders, erwacht das Herz im Buſen glühender Jünglinge, dann lauſchen ſie von ſelbſt der güldenen Leyer, und Poeſie war ſeit kurzem auch Karls Lieblingsſtudium geworden.

Viele Verſuche noch wagte der alte Hilſen, des Sohnes Wahl von der reizenden Mündel abzulenken, aber fruchtloſe Mühen waren es nur, denn der Jüngling verband mit einem ungemein ſchnell und ſtark erregbaren Gefühle, ein wildes Begehren und eine unermüdliche Thatkraft. Bald ſah der weiſe Vater es ein, daß der erotiſche Pfeil nicht mehr ſonder die höchſte Gefahr aus Karls Buſen zu ziehen, und er fügte ſich zuletzt dem Willen des Sohnes, indem er ſprach: „Dein Glück, mein guter Karl! iſt mein einziges auch, im Grunde iſt es wahr, heirathet ein recht wackerer Kerl ein junges Mädchen, iſt ihr Ruf von ſelbſt hergeſtellt; ſo wirb denn um Roſens Herz und Hand, vom Vater und Vormunde biſt Du der Einwilligung ſicher, aber noch einen wahrhaft väterlichen Rath höre von mir, theurer Sohn! Dich verblende die Liebe nicht, — in der Regel bildet der Ehemann erſt der jungen Frau Charakter, und Dir wohnen Hochherzigkeit und Konſequenz genug bei, ein edles Weib zu erziehen, allein aufrichtig geſprochen, ich fürchte für Dich, denn bisher blieb Dir Liebe fremd, ſüß ſind ihre erſten Wonnen, und vergiebſt Du im Anfange im Eheſtande Deine Rechte, ſo biſt Du auf ewig ein Sklave und gelangſt nun nimmermehr zu Deinen Rechten.“

Nach dieſer vielleicht von bittrer Erfahrung diktirten Lehre fragte der Vater nach, welche Fortſchritte Karl in der reizenden Roſa Gunſt denn bereits gemacht habe, und mußte zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen erfahren, daß der Liebende mit dem Mädchen der Wahl noch nicht zehn Worte in Allem geſprochen.

Der Alte rieth Approchen zu eröffnen, allein Karl meinte: lieber ſterben wollte er, als mit der Angebeteten von Liebe ſprechen. Nun konnte der Vater ſich doch nicht länger halten; er lachte laut auf, ließ ſich hernach aber alſo verlauten: „daran iſt wieder meine eigenthümliche Erziehungsweiſe Schuld, ein ſolcher blöder Liebhaber lebt, ich wette darauf, nicht in dieſer Stadt, doch es ſchadet nicht, es mag ſich darob die Gattinn gratuliren und ich ſelbſt will Dein Freiwerber werden, denn ich ſehe wohl, es geht anders nicht an.“ — Dankend und tief gerührt, roſigter Hoffnungen und banger Schmerzen voll, ſank der Sohn an des Vaters Buſen.

Der alte Hilſen hielt Wort; ohne viele Umſchweiſe, wie er es einmal gewöhnt, ſprach er mit der Mündel von ſeines Sohnes Liebe und bat für ihn um Roſens Hand.

Das Mädchen erröthete hoch, gewann aber doch bald ihre Faſſung wieder, hatte ſie ſchon nichts weniger als einen ſothanen Antrag vermuthet. Roſa meinte: ſich ehelich zu verbinden, ſcheine ihr doch ein zu wichtiger Schritt, als daß man ſchnell ſich dazu entſchließen könne, ſie danke übrigens für des Antrages Ehre, bitte ſich Bedenkzeit und vom Herrn Vormund die Erlaubniß aus, ſich mit einer Jugendfreundinn berathen zu dürfen.

Der Alte erwiederte: „Sie ſprechen ungemein vernünftig, wertheſte Jungfrau! aufrichtig bekenne ich es, vernünftiger als ich Ihnen zugetraut; ſo berathen Sie ſich denn immer mit Gott, mit Ihrem Herzen und mit der Jugendfreundinn, gelegentlich frage ich wohl einmal wieder nach, wohin ſich Ihr Entſchluß gewendet.“

Der Vormund hatte bisher die Mündel ſehr kurz gehalten, nie durfte ſie allein das Haus verlaſſen, allein das neu eingetretene Verhältniß verlangte mehr Delikateſſe, und Roſa ging des andern Tages, unter dem Vorwande, die Jugendfreundinn zu beſuchen, aus; der alte Hilſen fühlte dennoch zu zart, nach jener Freundinn Namen zu fragen, und unſere Heldinn eilte geraden Weges zu ihrer ehemaligen Bonne, jener berüchtigten Brünelle, hin.

Man hatte ſich ſeit Monden nicht geſehen und flog einander feurig in die Arme; — dann ging das Erzählen, das Klagen an, doch man erlaube uns einmal, nach alter nicht verdammenswerther Romanenſchreiberweiſe, die Damen ſelbſt ſprechen zu laſſen.

Mad. Brünelle. Armes Kind! wie quält Dich der alte Tyrann; — aber ſollte es denn gar keinen Ausweg geben, Dich zu befreien? —

Roſa. Ein ſolcher hat ſich dargeboten, allein er iſt vielleicht ſchrecklicher noch als meine jetzige Qual. — Hilſens Sohn begehrt mich zur Frau, der Alte ſelbſt hat geworben.

Mad. Brünelle. ([illegible]) Comment?

Roſa. Ja, ja ma bonne! es iſt, wie ich ſage; indeß, der junge Menſch iſt ein Stock, unerträglich, ſteif, blöde, — ich wollte mir mit dem Narren einen Spaß machen, kokettirte ein wenig, — gleich fing das Feuer, und nun — comment? —

Mad. Brünelle. Ma Rose! willſt Du meinen Rath hören?

Roſa. Ich bitte Dich darum, ma bonne!

Mad. Brünelle. Heirathe den jungen Hilſen — nie bietet ſich Dir eine ſchönere Parthie.

Roſa. (erſtaunt) Wie?

Mad. Brünelle. Höre mich. Ich kenne den jungen Mann, er iſt gauche, er iſt blöde, alles wahr. — Schwören will ich darauf, er hat noch kein Mädchen geküßt, doch laß Dir dieſes lieb ſeyn, ein ſolcher Mann iſt in dieſen Zeiten eine Seltenheit, und Du wirſt die Rarität ſchätzen lernen, beſitzeſt Du ſie nur erſt kurze Zeit. Doch einen mütterlichen Rath gebe ich Dir: verſieh es nicht in den erſten Tagen der Ehe, ſonſt biſt Du verloren. — Sklav werden muß der Mann, ſoll die Frau glücklich ſeyn, und il ne coute que le premier pas! Gerade ein ſolcher ungeleckter Bär iſt, fängt man es nur klug an, am leichteſten unter den Pantoffel zu bringen, und die gehörige Klugheit theile ich Dir mit. O mein Püppchen! welche ſelige Tage erwarten Dich: Du biſt reich, der künftige Gatte gebietet Schätzen und der Frauenſchleier deckt Alles zu. —

Mit Unwillen wenden wir uns ab, um nicht länger ein Geſpräch belauſchen zu müſſen, welches uns die Schändlichkeit der Franzöſinn und den ſchon bedeutſam verdorbenen Charakter des jungen verführten Mädchens in ihrer ganzen Nacktheit darſtellte.

Roſa kehrte in des Vormundes Haus zurück, und dieſer, von dem leidenſchaftlichen Sohne ſtets beunruhiget, befragte die reizende Mündel zeitig genug um ihres Nachdenkens Reſultat.

Das Mädchen, von der Franzöſinn für jeden möglichen Fall ſchon im voraus unterrichtet, zierte ſich lange, bevor das leiſe, verhängnißvolle Ja über die Lippen ſchlich.

Wer war glücklicher als Karl. Mit ſolchem Feuer, mit ſolch' wonniglichen Gefühlen vermag der glühende Jüngling zu lieben nur, der die Zwanziger überſchritten und noch von klarer Reinheit unbefangen blieb.

O Himmel! wie beſeligte der erſte Kuß von der Geliebten Roſenmund den Trunkenen, er wähnte ſich auf güldenen Schwingen in ſchönere Regionen erhoben, und Roſa, — nun ſie ließ ſich des Jünglings Flammenglut recht wohl gefallen, aber jene hehre Gefühle vermochte ſie nicht zu theilen, denn nicht mehr gehörte ſie, nicht ihre Phantaſie Uranien an.

Zur ſchleunigen Vollziehung des Beilagers mit dem geliebten Mädchen der Wahl trieb Karl an. Der Vater zögerte, aber zu heftig war des Sohnes Leidenſchaft, eine kurze Friſt nur konnte der alte Hilſen noch gewinnen, dann wurden Karl und Roſa — Mann und Frau.

In ſüßem Taumel wurden die Flitterwochen verlebt. Die Franzöſinn hatte Roſen, der alte Hilſen dem Sohne gerathen, in dieſen Tagen nach Oberherrſchaft zu ſtreben. Die Abſichten der Rathenden waren freilich gar verſchiedener Art, aber der glühende Jüngling, ſonſt ſo feſt und beſonnen, er achtete nicht des Vaters Rath, ihn beſiegte die Neuheit heftiger Gefühle, für einen Engel hielt er die junge Gattinn, und jedes Mißtrauen, jeder kleinliche Kunſtgriff, ausgeübt gegen ſie — hätte ihm Hochverrath an Ueberirdiſchem geſchienen.

Dagegen blieb Roſa, nicht Laie mehr in jenen berauſchenden Myſterien, mehr Herrinn ihrer ſelbſt; ſie wurde empfänglich für der Freundinn Rath und umwand den jungen lodernden Gemahl, ohne daß er es bemerkte, mit ſüßen, aber dichten Ketten.

In eines Trunkenen Zuſtand bewilligte Karl dem reizenden Weibchen, was ſie verlangte; einige Tage nach vollzogenem Beilager ſchon nahm Roſa die tückiſche Franzöſinn wieder zu ſich, der alte Hilſen ſchüttelte den Kopf, warnte den Sohn, doch — er predigte tauben Ohren nur.

Der erſte Rauſch fing an zu verrauchen und Karl kehrte zur Beſonnenheit und zu ſeinen Geſchäften zurück; er blieb des Vaters Associe nach wie vor, der Gattinn bedeutſames Eigenthum aber, das herrlich und koſtbar eingerichtete Hotel des Gourmands, ward in einen noch glänzendern Zuſtand verſetzt; indeß blieb unſer junger Hilſen weit davon entfernt den Wirth zu ſpielen, er ordnete an und dirigirte gern en haut, aber alle im Einzeln gehende Geſchäfte waren ihm zuwider. So verſchrieb er die feurigſten und ſeltenſten Weine und die feinſten und geſuchteſten Delikateſſen aus allen Theilen der Welt in großen Quantitäten für ſein Hotel der Wohlſchmecker, allein die Führung der Wirthſchaft ſelbſt wurde einſichtsvollen Wirthſchaftern, ausgezeichneten Köchen u. ſ. w. übergeben, welche aber von ihrem Herren dermaßen ſinnig und ſtreng kontrollirt wurden, und ohne es zu ahnen ſich ſelbſt kontrolliren mußten, daß Betrügereien beinahe gänzlich unmöglich blieben.

Einige Monden nun war Karl vermählt, als ihm zuweilen anfingen kleine Zweifel hinſichtlich der Engelsnatur ſeiner Gattinn aufzuſteigen. Sein Temperament, ſein angeſtammter Charakter und ſeine Ordnungsliebe begannen in ihre alten Rechte zu treten, und vieles mußte ihm jetzt an Roſen auffallen und mißfallen.

Sie lebte ganz wie ein verwöhntes Dämchen aus höchſtem Stande; ihre Tageszeit war in Tändeleien, in Putz und in Romanenlektüre eingetheilt; um die Haushaltung kümmerte ſie ſich im geringſten nicht; Alles blieb den Domeſtiken oder der betrügeriſchen Franzöſinn überlaſſen, Abends wurden Theater beſucht, oder glänzende Geſellſchaften gegeben u. ſ. w.

Karl konnte ſich nicht länger halten, er wagte bittende Vorſtellungen, ſie wurden als Scherze aufgenommen, mit Küſſen und Tändeleien nur beantwortet; der junge Mann war für diesmal gefangen, ſuchte ſich aber mit Entſchloſſenheit zu waffnen, fing nach einigen Tagen das Kapitel von neuem an und ließ ſich ſo leicht aus dem Felde diesmal nicht ſchlagen, allein kaum ſah die junge Frau

Ernſt, da nahm ſie zu Händeringen und Thränen ihre Zuflucht, — Trotzwaffen, denen ſchon ſo oft die feſteſten Helden weichen mußten, und auch der arme Karl unterlag.

So ging das einige Zeit, ähnliche Scenen wiederholten ſich öfters, allein der junge Ehemann hatte bereits das Heft aus der Hand verloren, Roſa ſtrebte mit jedem Tage mehr ihn gänzlich zu unterjochen und ihrem Geſchmacke nur zu leben. Aus falſcher Scham ſuchte Karl dem ſorglichen alten Vater die Schattenſeiten ſeiner kurzen Ehe zu verbergen, und unſre leichtſinnige junge Frau wurde dadurch kühn genug gemacht, ſich bereits wieder von rüſtigen Männern und muntern Jünglingen, welche ihre Geſellſchaften beſuchten, ein wenig den Hof machen zu laſſen.

Mehr und mehr ſanken dem jungen Hilſen die falſchen roſigten Schleier, welche ſeinen Blick umnebelt hatten, und er hub jetzt an, der lieblichen Gattinn bedeutſame Fehler zu durchſchauen, am meiſten ärgerte er ſich über den ſteten Müßiggang, dem ſie ſich im höchſten Grade ergab. Dem von Jugend auf an Regſamkeit und beſtändige Arbeit gewöhnten Manne mußte es natürlicherweiſe auffallen, wenn er das übrigens geſunde und muntere Weib Tage lang unthätig im Sopha, die Hände im Schooße, liegen ſah. Dann brauſ'te er wohl einmal unmuthig auf, indem er unfreundlich ſprach: „Aber liebe Roſa! beſchäftige Dich doch; thue was Du willſt — ſtricke, nähe, zeichne, nur ſtiehl nicht ewig dem lieben Gott die Zeit.„

Sothane Reden nahm das Weibchen übel auf und ſchmollte ſo lange, bis heiße Sinnlichkeit den jungen glühenden Mann zum Nachgeben oder gar zum Abbitten brachte; indeß auch der feſte, konſequente Menſch kann ſchwach ſeyn, nie aber verſinkt er in Lethargie, im Gegentheil erhebt er früher oder ſpäter ſich, und gerade dieſes war Hilſens Fall.

In Stunden ruhigen Nachdenkens ſtellte es ſich ſeinem Verſtande klar dar, daß ein erbärmlicher Wicht nur aus ihm werden könne, wolle er fortfahren zu dulden, daß in ſchnell ſteigenden Gradationen das eigene Weib ſeine Deſpotinn würde.

Des Cholerikers Hauptleidenſchaft, der Ehrgeiz, wurde in Karln rege und er fing nun an, mit Roſen aus einem andern Tone zu ſprechen; mit Feſtigkeit wollte er ſie zur Thätigkeit anhalten, ihr vernünftige Zerſtreuungen, aber nicht ſolche die an Ausſchweifungen gränzten, geſtatten. Mit Schmollen kam das Weibchen nicht mehr durch und ſie griff daher lieber wieder zu erprobtern Waffen, zu Thränen, Schmeicheleien und Klagen.

Sprach der Gatte Worte der Vernunft, ſo weinte Roſa heftig und erwiederte laut ſchluchzend: „O ich Unglückliche, Du, der Abgott meiner Seele — Du liebſt mich nicht mehr!“

Doch auch durch dieſen Kunſtgriff ließ ſich Hilſen nicht mehr irre machen, er beſtand feſt auf ſeinen Willen, der aber immer nur billig war; Roſa fühlte wohl, daß das, welches ſie ihre Freiheit nannte, auf dem Spiele ſtand und entſchloß ſich zur heftigſten Gegenwehr; Karl bleib unerſchütterlich, und es fielen in dieſer jungen Ehe beinahe täglich ärgerliche Scenen vor, die Zufriedenheit beider Theile war geſtört, auf irgend eine Art mußte dieſe Spannung enden, und ſie endete auch in der That auf eine originelle Weiſe.

Einſt gegen Mittag kehrte Hilſen von ſeinen Geſchäften nach Hauſe zurück; Roſa, noch in einem ungemein tendren Nachtnegligee gehüllt, lag in der Ottomane. Unwillig hub Karl wieder an: „Aber ſag mir Weib! wirſt Du ewig müßig gehen, wie oft ſoll ich bitten, thue doch etwas nur.

Langſam blickte Roſa zur Höhe und mit leiſer Stimme antwortete ſie dann: „Lieber Karl! ich habe gethan."

Sothanes Benehmen kam unſerm Hilſen doch ungemein ſeltſam vor, mit Mühe konnte er ſich enthalten zu lachen, dann fragte er aber freundlicher: „Nun, liebe Roſa! was haſt Du denn gethan?" —

Da richtete ſich die Ruhende mühſam auf, und nach einer langen Pauſe, in der ſie einen furchtbaren durchdringenden Blick auf den Gatten geworfen, ſchrie ſie in einem gräulich gellenden Tone: „Ich habe Gift genommen!" *)

---

*) Denjenigen Leſer, welchem die Vergiftungsſcene ſich als unwahrſcheinlich darſtellen dürfte, verſichern wir hiermit auf Autorehre, daß die Geſchichte keinesweges Erfindung iſt, ſondern daß ſie ſich wirklich in einer bedeutſamen Stadt Deutſchlands einſt zugetragen hat.

Starr und blaß wie eine Bildſäule ſtand Karl lange, endlich beſann er ſich. Er ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn, und indem er verzweiflungsvoll ausrief: „O ich Unglücklicher!“ ſtürzte er aus dem Gemache.

Des armen Mannes Lage war ſchrecklich und dem Wahnſinne nahe. Er hatte nie aufgehört, Roſen mit wilder Leidenſchaft zu lieben, doch nicht ihr Sklav zu werden und ihre hervorſtechendſten Fehler zu verbeſſern zu ſuchen, — dieſes erforderte ſeine Ehre, und jetzt ſollte er ihr Mörder gelten! mit dieſem Gefühle leben ohne den geliebten Gegenſtand! — ein Gedanke, ihm gräulicher als der Tod.

Mit wilden Blicken und wie eine Leiche blaß, durchrannte der Unglückliche die Straßen; wer ihm begegnete, wich ſcheu aus; endlich erreichte er die Wohnung eines berühmten Arztes; glücklicherweiſe traf er den Mann gerade bei Tiſche, und leidenſchaftlich ſchrie er ihm entgegen: „Zu Hülfe, Herr Doktor! eilen Sie, meine Frau hat ſich vergiftet; retten Sie — fürſtliche Belohnung harret Ihrer!“

Der Arzt ſprang erſchrocken auf, Hilſen ließ ihn aber gar nicht zu Worte kommen faßte ihn unter den Arm und eilte mit ihm ſo ſchnell davon, daß der alte Mann kaum zu Odem kommen konnte.

Als man endlich die Stube der Vergifteten erreicht hatte, ſtellte ſich den Angekommenen eine Scene dar, welche in der That auch den Stärkſten zu erſchüttern im Stande geweſen wäre. Die reizende junge Frau lag auf dem Rücken am Divan, mit geſchloſſenen Augen ohne Bewegung, blaß wie ein ſchönes Marmorbild, und nur der entfeſſelte alabaſterne Buſen verrieth durch ſein ſanftes Wogen, daß dieſe zarte und herrlich gebildeten Formen noch Blut durchſtröme.

Zu der Kranken Füßen ſaß auf einem Stuhle Vater Hilſen; er war in der erſten Verwirrung in des Sohnes Abweſenheit herbei gerufen worden; wohl hatte der Alte lange geahndet, daß des Sohnes Ehe nicht ſey, wie ſie ſeyn ſollte, auf ſolch Schreckliches aber war er nicht gefaßt. Jetzt ſtellte der Greis ein Bild des Jammers dar, Todtenbläſſe hatte des Ehrwürdigen Geſicht überzogen, die Zunge verſagte ihm ihre Dienſte; Lippen, Arme und Knieen zitterten heftig.

Hinter dem Divan ſtand Mademoiſelle Brünelle, eine Furie erſchien ſie: ihre Haare waren aufgelöſt, ihre grünen Augen blinzten wild und widerlich höhniſch grinzte der zahnloſe Mund; hoch in der erhobenen Rechten aber hielt ſie eine kleine Flaſche von Thon, auf der ein Todtenkopf abgebildet und das Wort: „Arſenik" zu leſen war. Als der junge Hilſen mit dem Arzte in die Stube trat, ſtürzte ſie dem Erſteren entgegen und heulte ihm die Worte zu: „Mörder, Du biſt der Mörder meines Pflegekindes!"

Eine allgemeine Verwirrung trat ein, nur der alte Doktor blieb ruhig und ſich gleich. Er nahete der Kranken und faßte ihren Puls, matt öffnete ſie die Augen ein wenig. — Der Arzt fragte: „Haben Sie in der That Arſenik genommen?" Die Kranke nickte mit dem Haupte; nun brachte der ehrliche alte Doktor Alles in Bewegung. Aſche mit Milch und Seifenwaſſer mit Oel mußte vorerſt herbei geſchafft werden; der Arzt reichte der Kranken die ungewöhnlichen Getränke, allein herb genug mochten ſie ſchmecken, denn Roſa verzog das ſchöne Mäulchen ungemein, ſperrte ſich auch mehr zu trinken, aber der Doktor goß ihr ganze Lagen gewaltſam ein. Nachdem dieſes geſchehen, ſchrie der dienſtfertige Diener Aeskulaps: „Es iſt ein ſchlimmes, das ätzendſte aller Gifte! nun ſchnell sal tartari, sal alcali fluor, Borax und Schwefelleber her!“

Natürlich war von allen dieſen Dingen in einem Hotel der Wohlſchmecker nichts vorhanden, der alte Arzt ſetzte ſich daher hin und ſchrieb Recepte, und Karl ſelbſt ſtürzte mit dem Papierchen fort in die Apotheke.

Unterdeſſen wurde die Vergiftete zu Bette gebracht. Der brave Arzt wandte alles an, was die Kunſt in derlei Fällen verſchreibt. Vater Hilſen aber, ſo feſt der Mann ſonſt war, — dieſes war der erſte Fall, der ihn gänzlich zu Boden beugte — ſaß noch immer, wie es ſchien, untheilnehmend und ſtumm auf ſeinem Stuhle.

Jetzt ſchon kam Karl mit den Medikamenten zurück, er hatte mit Händen voll Geld die Proviſoren in der Apotheke zu ungewöhnlicher Eile vermocht, allein er hatte ſich durch Rennen zu ſehr angeſtrengt; Schreck, Verzweiflung und Hoffnung in ihren höchſten Potenzen, und zwar in einer Zeit von nicht vollen zwei Stunden erfahren. — Zu heftigen Stürmen unterliegen ſelbſt die beſten Naturen

— und kaum hatte der junge Hilſen die Stube erreicht, kaum dem Doktor die Arzeneien hingeboten, da ſtürzte er ohnmächtig zu Boden.

Der arme Arzt war nun in der That zu bedauern, er wußte nicht wo er zuerſt angreifen ſollte, doch bei der Vergifteten waltete die größte Gefahr beim Verzug, er befahl nun auch den jungen Gatten zu Bette zu bringen und wandte ſich wieder zu ihr.

Die reizende Roſa wollte die ſtinkende Schwefelleber durchaus nicht verſchlingen, aber der erfahrene Doktor zwang ſie wieder mit Gewalt dazu, und nachdem bei der Vergifteten vorerſt nichts mehr vorzunehmen, trat er zu Karls Bett; ein hitziges Fieber war bei dieſem Kranken im Anzuge, ihm wurde zur Ader gelaſſen; der greiſe Hilſen war erſchöpft im Sorgenſtuhle eingeſchlafen.

Mein Gott! ſeufzte der alte Doktor, ſo etwas iſt mir in ſechs und dreißigjähriger Praxis nicht vorgekommen.

Es ging auf Mitternacht; der brave Arzt war ſeinen Patienten nicht von der Seite gewichen. Jetzt erwachte der alte Hilſen, der wohlthätige Schlaf hatte ihn geſtärkt, er nahm ein paar Gläſer alten Weines noch zu ſich, und fühlte ſich erſt jetzt im Stande wieder zuſammenhängend zu denken, zu ſprechen und zu handeln.

Der gebeugte Greis nahm den Doktor bei Seite: „ehrlicher, würdiger Mann! redete er ihn an, ſagen Sie mir ganz offenherzig, wäre es möglich — hat die junge Frau in der That Gift genommen?“

Der Arzt ließ ſich auf dieſe Frage etwas weitläuftig alſo vernehmen: „Ew. Hoch-Edelgeboren will ich nicht vorenthalten, bei Arſenikvergiftungen ſind in regula nach Orfila's, Hahnemanns, Hufelands, Kielmayers, Richters und aller ältern und neuern berühmten Aerzte authentiſchem Berichte folgende Indicia bemerkbar, als da ſind folgende nämlich: Es verrathen ſich die ätzenden Gifte durch eine brennende Empfindung im Halſe, Kneipen in der Herzgrube, unausſprechliche Herzensangſt, Würgen und Erbrechen, wobei oft Blut mit ausgeworfen wird, oder bald durch heftigen Durchfall, oder aber durch eine ungemein hartnäckige Verſtopfung; nun aber, um mich kurz zu faſſen, gebe ich mir die Ehre, Ew. Hoch-Edelgeboren pflichtſchuldigſt anzuzeigen, daß bei der jungen Dame quaestionis von allen jenen angeführten ſämmtlichen Indiciis, zu meinem allerdings großen Erſtaunen, bis jetzt nicht das geringſte zu obſerviren iſt.“

„Gott ſey Dank, ſchrie der Alte fröhlich auf, und ſie iſt alſo auch nicht vergiftet?“

„Ei, ei, permittiren Ew. Hoch-Edelgeboren gefälligſt, antwortete der Doktor, dieſes habe keinesweges geſagt; das eigene ſtillſchweigende Geſtändniß, und dann vor allem die leere Flaſche mit dem gräulichen Todtenkopfe, ja die Flaſche — ſie deutet klar auf Vergiftung hin — und was das Nichtdaſeyn der gewöhnlichen Indicien betrifft, ſo bleibt dieſes allerdings ein ſeltſames Faktum, welches aber Ew. Hoch-Edelgeboren durch eine paſſende Parabola einigermaßen aufzuhellen im Begriffe ſtehe. Belieben Ew. Hoch-Edelgeboren gefälligſt zu erwägen, daß in Praxis ganz eigene Fälle vorkommen und ſich ereignen; oft will es mich bedünken, als ob ich vor einem großen mit allerhand curieuſen Pflanzen und Geſträuchen überwachſenem Berge ſtände; die Gewächſe ſind mir fremd und unbekannt, und ſo viel wird mir ganz klar, daß gewiſſe ungewöhnliche geheime Kräfte in des Berges Innern walten müſſen, welche zu erſpähen mich eine kleine wohl verzeihliche Neugierde antreibt; nun mühe ich mich zwar eifrigſt, irgend eine Oeffnung in monte zu entdecken, um vorwitzigerweiſe durch dieſelbe ſchauen zu können, allein alle meine Bemühungen bleiben vergebens und ich ſtehe — vel quasi — ein Ochſe vor dem Berge. Um nun zur Erklärung der Parabolae zu ſchreiten," —

„Die Erklärung mögen der Herr Doktor vor ſich behalten, ich habe Alles gehörig begriffen" — ſprach der Alte unwillig, indem er dem Schwätzer den Rücken zeigte.

Die Vergiftete ſchlief vortrefflich, und als ihr am Morgen des folgenden Tages der Doktor mit der ſtinkenden Schwefelleber nahete, verſicherte ſie, bereits gänzlich geneſen zu ſeyn; dagegen hatte ſich des jungen Hilſens Krankheitszuſtand auf die allerungünſtigſte Weiſe entwickelt, ein bösartiges hitziges Fieber war die Folge der heftigen Alteration.

Zwar mußte auch Roſe, nach des Doktors ausdrücklichem Willen immer noch das Bett hüten, allein ihre leichte Unpäßlichkeit ſchien mehr eine Folge des durch die verſchluckten ſchlimmen Arzeneien erzeugten Ekels, als ein

Ueberbleibſel der vermeintlichen Vergiftung zu ſeyn. Dem alten Hilſen, jenem ausgelernten Menſchenkenner, kam bei der ganzen Geſchichte viel Verdächtiges vor, und er beſchloß, ſich in der Sache um jeden Preis Licht zu verſchaffen.

Raſch trat er eines Morgens in die Krankenſtube der reizenden Roſa und, nachdem er die Thüre vorſichtig abgeſchloſſen, nahete er ſich mit dem Worten ihrem Lager: „Frau Tochter! es iſt Alles entdeckt, — eine ſchändliche Komödie haben Sie mit uns geſpielt, Sie haben kein Gift genommen; Sie ſind eine Betrügerinn, und heute noch trage ich in meines kranken unglücklichen Sohnes Namen auf Eheſcheidung an.

Die junge Frau entfärbte ſich, fing an heftig zu zittern und zu ſchluchzen und bedeckte mit den ſchönen kleinen Händen das Geſicht.

Nun war der Alte ſeiner Sache gewiß, und er drang jetzt heftig in die Sünderinn, freimüthig ihre Schuld zu geſtehen, indem Läugnen ihre Sache nur verſchlimmern könne.

Laut weinend und rührend Vergebung erflehend, bekannte Roſa den geſpielten Betrug, und voll Indignation wollte ſich der Greis von ihr wenden, da rief die junge Frau händeringend und voll Verzweiflung aus: „Wollen Sie mich tödten, ſo erbarmen Sie ſich des Weſens wenigſtens, welches ſeit vier Monaten ſchon unter meinem Herzen lebt.

Schnell umwandelten dieſe Worte den Alten, und er nahm nun neben dem Lager der Sünderinn Platz, um ihr Bekenntniß und ihre Entſchuldigungen zu hören.

Roſa ſprach: „Kaum mit dem geliebten Gatten verbunden, ſchien ſeine Neigung zu mir ſchon geendet zu haben; ſchwer mußte ich nur zu oft die furchtbarſten Anfälle ſeines wilden Zornes und ſeiner Launen ertragen, nicht Demüthigungen, nicht Bitten, nicht die aufrichtigſten Zeugen meiner innigſten Liebe, vermochten ihn zuweilen zu beruhigen und ſelbſt ſeine auflodernde Liebe ſtellte ſich in ihrer Heftigkeit nicht ſelten wie Haß oder wilde Wuth dar.

Ich fühlte, einem ſolch' ſeltſamen Temperamente mußten ungewöhnliche Mittel entgegengeſetzt werden; ein heftiger Impuls nur konnte ſolche Starrheit beſiegen — und meine Jugendfreundinn Brünelle beſtätigte meine Anſichten; der Plan zu der vorgeblichen Vergiftung entſtand in der Franzöſinn Kopf. Anfangs verwarf ich ihn voll Unwillen, allein die immer ſteigende unerträgliche Laune Karls machte mich mit dem Gedanken einer Ausführung deſſelben vertrauter, von dieſer und von der Entdeckung meiner Schwangerſchaft hoffte ich viel, die Franzöſinn lag mir ſtündlich in die Ohren, und in einem ſchwachen Augenblicke beſchloß ich, den Verſuch zu wagen; hätte ich das unglückliche Ende nur ahnen können, lieber wäre ich in den Tod gegangen. Ich habe gefehlt, aber ich habe aus übergroßer Liebe gefehlt, und nun, kalter Mann, wenn Sie können, zerſtören Sie mich!"

Die junge Sünderinn verhüllte, nachdem ſie geendet, das ſchöne blaſſe Geſicht in das Kopfkiſſen und weinte ſtill vor ſich hin.

Der Alte ſaß lange in Gedanken tief verſunken; war Roſa gleich bei weitem der ſchuldigere Theil, ſo blieb anderwärts doch auch wahr, daß des jungen Gatten Benehmen nicht ganz fehlerfrei geweſen. Seine vorherrſchende Cholera und der ſeltſamen männlichen Erziehung Folgen, die jetzt erſt ſich zeigten, paßten nicht für den Umgang mit einem feinrigen jungen Weibe, die freilich einer etwas ſtrengen, aber — einer vernünftigen, leidenſchaftsloſen Leitung bedurfte.

Vater Hilſen war ſinnig und unpartheiiſch genug, die Verhältniſſe zu würdigen, wie ſie einmal beſtanden, mehr als alle Reflexionen aber, neigte die Hoffnung, bald einen blühenden Enkel auf den Knieen zu wiegen, ihn zur Nachſicht und Vergebung hin. Nach einer langen Pauſe ließ er ſich nun ſchon ziemlich ſanft alſo vernehmen:

„Frau Tochter! Sie haben gefehlt, — groß gefehlt, doch will ich gern glauben, daß auch Karl nicht immer ganz gehandelt, wie er geſollt; genug, Sie leben in der Hoffnung, von Ihrem beleidigten Gatten Mutter zu werden, und dieſer Umſtand fordert Berückſichtigung; wollen Sie ſich ganz meiner Leitung überlaſſen, Alles thun, was ich verlange — dann will ich ausgleichen und vermitteln.“

Roſa verſprach unbedingten Gehorſam, und der Alte fuhr in ſeiner Rede fort: „Eine ſchlimme Wahrheit bleibt es fürwahr, daß es in der Welt Fälle giebt, welche, ſoll nicht offenbar Unheil geſtiftet werden, der Teufel der

Lüge mit ſeinem düſtern Schleier verhüllen muß. Hier iſt leider ein ſolcher Fall eingetreten. Ich kenne meinen Sohn — nie darf er erfahren wie die Sache zuſammenhängt, ſonſt haben Sie ſeine Achtung und mit dieſer ſein Herz auf immer verloren; doch ich gebe die Hoffnung nicht auf, Euch beide noch glücklich und zufrieden zu ſehen. Karl glaube, daß Sie ſich, aus übergroßer Liebe zu ihm, in der That vergiftet haben und glücklich geheilt worden ſeyen; bitten Sie ihm Ihr Unrecht zärtlich ab, auf ſolche Art wird er leicht beſänftiget; die Hoffnung, bald Vater zu ſeyn, wird den guten Jungen rühren, ich werde den günſtigen Augenblick erwarten, und dann zu ſeinem Herzen ſprechen. Beſſern Sie ſich nur, Frau Tochter! und ich ſtehe dafür ein, mein Sohn legt ſeine Fehler großentheils ab; doch ein kleines Opfer muß ich ein für allemal noch von Ihnen verlangen — die ſchändliche Franzöſinn, ohnehin auch Karln mit Recht ein Greuel, — auf immer werde Sie aus Ihrer Nähe verbannt."

Die leichtſinnige junge Frau hatte Anfangs in der That nicht geahndet, daß ihre ſchlimme Sache eine ſolch' günſtige Wendung noch nehmen würde, und ſo ſchwer es ihr auch wurde die Brünelle zu abandonniren, — ſie fügte ſich der Nothwendigkeit.

Des jungen Hilſens bisher nicht beeinträchtigte Jugendkraft beſiegte die ſchwere Krankheit; glücklich ging die gefährliche Kriſis vorüber, — er genaß.

Alles ging, wie es Vater Hilſen vorhergeſagt. Die Schilderung von der jungen Gattinn verzweiflungsvollen Liebe, ihre nun erſt entdeckte Schwangerſchaft, die Entfernung der Franzöſinn — kurz alle Umſtände verbanden ſich, Karls angeborner Eitelkeit und ſeinem Stolze zu ſchmeicheln, — das junge Ehepaar verſöhnte ſich.

Vater Hilſen, in alle Eheſtands-Myſterien der Leutchen einmal eingeweiht, hörte nun nicht mehr auf, einen unmerklichen, aber nichts deſto weniger wohlthätigen Impuls auszuüben. Roſa, verſchüchtert nun, fügte ſich mehr und mehr dem Willen und den Launen des Gatten, er aber ſuchte ſeine Heftigkeit und den ſchnell aufflammenden Zorn zu beſiegen, und ſo fing man an zufriedener und glücklicher zu leben.

Endlich gebar die junge Frau einen ſchönen wunderholden Knaben, zum Entzücken des Gatten und des alten ehrlichen Schwiegervaters. Die geahndete ſüße Gefühle, — die reinen Freuden der Mutter — zogen ein in Reta's Buſen; ihr Herz war ungemein verdorben, aber zernichtet nicht ganz und gar; jetzt erſt hob ſie an, den Vater ihres Kindes zu lieben und mit zärtlicher Sorgfalt, die großen Augen mit perlenden Thränen erfüllt, blickte ſie hernieder auf den blühenden Säugling an ihrer milchweißen ſtrotzenden Bruſt.

Der alte Hilſen jubelte: „Nie hätte ich es geglaubt, aber — Eure Ehe wird von nun an — eine glückliche ſeyn!"

Siebentes Kapitel.

Hätte Eva, die lüſterne, doch nimmermehr in den lockenden Apfel gebiſſen!

Die Göttinn[*]) wirkt ja zu allem,
Zeus erhabene Tochter, die Schuld, die alles bethöret,
Schreckenvoll; leicht ſchweben die Füß' ihr; nimmer dem Grund auch
Nahet ſie, nein, doch wandelt ſie her auf den Häuptern der Menſchen,
Reizend die Schwachen zum Fehl, und wenigſtens einen verſtrickt ſie.

Homer.

Eine volltönige herrliche Janiſcharenmuſik rauſchte die Straße herauf, die junge reizende Madame **Hilſen** flog in's Fenſter.

Es war in jenen Zeiten, in welchen Galliens Krieger als ungebetene Gäſte in Germanien

---

[*]) Ate, die Göttinn der Schuld, des Unrechts und der Beleidigung.

manien allerwärts hauſeten. Ein Regiment der alten Garde zog ein; ſtolz und imponirend war der Veteranen Haltung.

Dem erſten Zuge voraus trat ein junger Offizier, ſchön und kühn wie Mavors ſelbſt; bunte Bänder auf ſeiner Bruſt zeugten von ſeinem Heldenmuthe.

Des Jünglings feuriger Blick traf der reizenden jungen Frau Auge, und nur ſchwer, wie es ſchien, ſchied der Offizier von jenem Fenſter; Roſa fühlte, daß ihre Wangen glühten, ſie wurde zerſtreut, und das ganze übrige Regiment zog nun unbeachtet vor ihr vorüber.

Längſt waren des lieblichen Marſches Töne verklungen, und noch immer weilte Roſa in Gedanken vertieft im Fenſter, ſie wußte nicht, wie ihr geſchehen war, immer ſchwebte des kriegeriſchen Jünglings ſchöne Geſtalt ihr noch vor, ſeufzend kehrte ſie endlich ins Sopha zurück.

Eine Stunde ungefähr mochte verfloſſen ſeyn, da pochte es an die Stubenthür und es trat ein — wer ſchildert unſers ſchönen Weibchens Schreck? — derſelbe junge Offizier, welcher vorerſt Roſa's Aufmerkſamkeit in einem hohen Grade auf ſich gezogen hatte. Die junge Frau erblickend, gerieth auch der Krieger unverkennbar in Verlegenheit, doch ſchnell ſich faſſend, überreichte er der Dame ein Quartierbillet, indem er ſprach: „Madame! verzeihen Sie — wenn ich Ihnen aufrichtig geſtehe, daß ich ſelbſt darauf antrug, in Ihr Haus logirt zu werden; ich las auf dem Schilde deſſelben den Namen Chaudron, — der junge Hilſen, zu ſtolz ein Gaſtwirth zu gelten, hatte abſichtlich die ehemalige Firma in dieſem durch ſeine Frau erhaltenen Nebengeſchäfte beibehalten — und — gerade ſo nenne ich mich ſelbſt. Oft hörte ich von meinem Großvater erzählen, daß zur Zeit der Religionsverfolgungen in meinem Vaterlande ſich ein Zweig unſerer Familie hieher gewendet und ſchöne Dame! können Sie mir wohl verargen, daß ich die ſpäten Sproſſen meiner Väter hier aufſuche?

Leicht mag es der geneigte Leſer glauben, daß eine ſothane ſeltſame Anrede nicht geeignet war, der jungen Frau Verlegenheit zu mindern, indeß wohnten dem jungen Offizier ſo viel Takt und feine Lebensart bei und er wußte ſo gefällig und traulich zu plaudern, daß ſich in ſeiner Geſellſchaft, ohne daß man es merkte, bald alle Fremdheit verlor.

Ganz unverhofft war unſre junge Frau zu einem Couſin gekommen, allein ſie konnte es ſich nicht verhehlen, ein höchſt liebenswürdiger Jüngling war es.

Weniger ſchien ſich Roſa's Gatte, der junge Hilſen, zu freuen, als er gegen Mittag nach Hauſe kam und den Vetter aus Gallien fand; indeß es ging ſchon einmal nicht anders an — man mußte gute Miene zum böſen Spiele machen.

Jenes Regiment, in welchem der Offizier diente, erhielt Standquartiere in der Stadt; das Haus Hilſen hatte neuerdings große Lieferungen übernommen, allein da der alte Hilſen anfing zu kränkeln, lag die ganze Laſt der ungemein bedeutſamen Geſchäfte auf den Schultern des Sohnes, und kaum konnte er die Stunde gewinnen, welche erforderlich war, zu Hauſe das Mittagsbrod einzunehmen.

Der Vetter aus Gallien ließ es ſich indeß angelegen ſeyn, die deutſche Couſine in Abweſenheit des viel beſchäftigten Gatten zu unterhalten, welches ihm auch mit vielem Glücke gelang; der junge Offizier ſpielte wie ein Virtuos die Flöte und herrlich verſtand er es, der Couſine Geſang zu begleiten. War man der Muſik ſatt, erzählte der Lieutenant dem Bäschen von ſeinen Kriegesabentheuern, von den Gewohnheiten und der Lebensweiſe der fränkiſchen Damen, von den Vergnügungen in Galliens Hauptſtadt u. ſ. w. Es war nicht zu läugnen, ein ausgezeichneter Geſellſchafter, ein unterhaltender Erzähler war der junge Offizier und eine ſtets aufmerkſame Hörerinn fand er an ſeiner Couſine.

So lange war Emil, das blühende junge Söhnchen, unſerer Roſa ein willkommenes Spielwerk geblieben, nun wurde es anders: die reizende Frau fand es doch beſchwerlich, ſich ewig mit dem Kinde zu ſchleppen, der galliſche Couſin nannte, Kinder ſelbſt ſtillen, ſcherzend eine bétise allemande, eine Amme wurde angenommen, der kleine Emil blieb in der Kinderſtube, und die ſonſt ſo zärtliche Mutter ſah ihn oft mehrere Tage nicht. Dagegen trennte ſich der junge Offizier beinahe nicht mehr von der liebenswürdigen deutſchen Couſine Seite, und ein in der That gar traulicher Ton war bereits zwiſchen dem Pärchen zu Stande gekommen.

Freilich ſah der junge Hilſen zu dem Allen etwas ſcheel; vor der Vergiftungsſcene war es eine Art Orientalismus geweſen, in deſſen Geiſt er die reizende leichtſinnige Frau angefangen hatte zu behandeln, allein jene ſchauerliche Kataſtrophe, des Vaters ernſte Vorſtellungen, des holden Kindes Geburt — an dieſen Umſtänden allen hatten ſich des neuen Ehemannes Grundſätze gebrochen und ſo viel Mühe es ihm auch koſten mochte, nicht mehr aufbrauſen wollte er, ſondern nur mit der lindeſten Sanftmuth die reizende Lebensgefährtinn leiten; vor allem hatte er ſich feſt vorgenommen, ſich durch Eiferſucht, wozu ſich ſein Temperament ungemein hinneigte, nicht lächerlich zu machen.

Möglich jedoch — Hilſen hätte weniger tolerant ſich benommen, hätte er gewußt, wie unzertrennlich der Offizier und die Gattinn in ſeiner Abweſenheit waren; auch zerſtreuten ihn des Vaters immer mehr ſich ausbildende Krankheit und ungemein große und gewagte Spekulationen zu jener Zeit mehr als gewöhnlich.

Jener Vetter aus Gallien war ein höchſt leichter Patron, ihm galt Frauenehre nicht mehr, als ſeinem Oberherrn, dem grauſen Uſurpator, Völkerglück. — Von der reizenden Roſa heißem Blut und leichtfertigen Grundſätzen nahmen wir verſchiedentlich Veranlaſſung zu ſprechen, — die günſtigſte Gelegenheit bot ſich ſtündlich dar und leicht werden menſchenkundige Leſer demnach errathen, daß Quartierſcenen hier vorfielen, wie ſie in Teutonia zu einer gewiſſen Zeit leider nicht unter die Seltenheiten gehörten.

Doch — zur Unvorſichtigkeit wird man leicht verleitet, vertraut man ſcheinbarer Sicherheit zu ſehr. Raſch öffnete einſt der junge **Hilſen** die Stubenthür und deutlich konnte er noch bemerken, wie ſich der Herr Vetter aus Gallien erſchrocken aus der deutſchen Couſine Armen losriß.

Eine wilde dunkle Röthe überflog **Karls** Geſicht, ſchnell entzündete ſich die Flamme der Eiferſucht in ſeiner Bruſt, hoch loderte ſie empor und furchtbar loszubrechen drohte ſie jetzt; da gelang es dem tief Beleidigten noch einmal ſich ſelbſt zu beſiegen, ein freundliches Aeußeres wurde die Maske ſeiner Wuth, die innere Stimme aber ſprach grauſig: Ueberzeugung erſt und dann — blutige Rache.

Das ſtrafbare Pärchen glaubte, **Hilſen** habe nichts geſehen und überließ ſich leichtſinnig nach wie vor — der Schuld, aber der Ergrimmte hatte wohl geſehen, denn ſtets erfreute die Eiferſucht ſich ſcharfer Augen, allein nach Gewißheit dürſtete ſein ſtürmiſches mit ungemeiner bitterer Schärfe geſchwängertes Gefühl.

„Künftigen Sonntag, mein Herr Lieutenant! ließ ſich der beleidigte Gatte eines Tages vernehmen, bin ich gewillt nach F**********de mit meiner Frau zu fahren, der Ort iſt durch ſeine vortrefflichen Heilquellen berühmt und gerade in dieſer Jahreszeit äußerſt lebhaft, iſt es Ihnen vielleicht gefällig von der Parthie zu ſeyn, es ſollte mich ungemein erfreuen?“ —

Der unbeſonnene Franzoſe nahm das Anerbieten freundlich an und in der That beſtieg das Kleeblatt zu der beſtimmten Zeit den Wagen.

So dringend Hilſen auch bat, der Herr Vetter aus Gallien war nicht zu bewegen im Fond des Wagens neben der Dame zu ſitzen, im Gegentheile hatte er ihr gegenüber auf dem Rückſitze Platz genommen, indem er höchſt artig ſeinem Wirthe den Ehrenſitz überließ.

Man fuhr dahin; die Unterhaltung war einſylbig genug und Nachmittags ſchien Hilſen ſogar in einen feſten Schlaf verſunken zu ſeyn, doch dieſer Schlummer war Verſtellung nur und der Rache kochende Mann bemerkte, geſchickt genug blinzend, alles genau, was vorging.

Das leichtſinnige Paar ließ ſich hintergehen; der wollüſtige Franzoſe ſchloß auf die frecheſte Weiſe Roſa's runde üppige Lenden zwiſchen ſeinen Beinen ein; anfangs ſchien die junge Frau zu widerſtreben, allein je vernehmlicher der Gemahl an ihrer Seite ſchnarchte, in demſelben Maße gab ſich die Sünderinn den verliebten Tändeleien des Buhlen hin; bald genug ſtrahlten heißes Verlangen und wildes Feuer der Sehnſucht aus ihrem Auge, leiſe ſeufzend bog ſie ſich zurück, es verſchob ſich der Buſenſchleier und — nicht das geringſte von allem war dem unglücklichen Hilſen entgangen.

Furchtbar durchtobte das Blut ſeine Adern, ſeine Zähne knirſchten. Rache glühend zitterte jede Fiber ſeines Körpers; ſchon wollte er unwillkührlich nach einer der ſcharf geladenen Piſtolen greifen, welche im Wagen ſteckten, da gelang es ihm noch einmal ſich zu beſiegen, denn gänzliche Gewißheit ſeiner und der Gattinn Schande ſich zu verſchaffen, deshalb ja war er ausgefahren.

Endlich erreichte man noch vor Abend den Badeort. Im beſten Gaſthofe wurde abgeſtiegen und die verhaltene boshafte Wuth ließ den ſonſt ſo eiſernen Hilſen ſich meiſterhaft verſtellen, er ſprach: „Zwei Meilen von hier in einem kleinen Städtchen bleibt mir ein dringendes Geſchäft abzuthun; beſſer doch, ich vollbringe es ſchnell, um dann die uns vergönnte kurze Zeit ungeſtört hier genießen zu können, ich gedenke noch dieſen Abend nach jenem Städtchen hin zu fahren, übernachte dort und kehre morgen gegen Mittag zurück; Du liebe Roſa! ſetzte er lächelnd bei, wirſt einſtweilen für unſeres Gaſtes Unterhaltung ſorgen."

Sothane unerwartete Anrede überraſchte unſre Heldinn nicht minder als den franzöſiſchen Lieutenant, wenn ſchon nicht auf unangenehme Weiſe, indeß redeten, ſich den Schein zu erhalten, Beide Hilſen zu, die vorhabende weitere Reiſe zu verſchieben; dieſer aber ließ ſich nicht irre machen und ſchon nach Verlauf einer halben Stunde rollte er in ſeinem Wagen von dannen.

Jetzt befand ſich der Vetter aus Gallien mit dem reizenden deutſchen Bäschen allein;

glühend ſchloß er es in ſeine Arme indem er munter ausrief: „So gut m'amie iſt es uns lange nicht geworden, — ah, welche Götternacht erwartet mich.“

Schwieg und erröthete die ſchöne Treuloſe auch, ihr Auge doch ſtimmte in den ſchändlichen Jubel ein.

Hilſen fuhr nur nach einem, kaum eine Viertelmeile von dem Badeorte entfernten, Dorfe; mit einbrechender Dämmerung kehrte er zu Fuße in den Gaſthof zurück.

Schon war dort die Wirthinn von ihm unterrichtet und gewonnen; ſie räumte ihm ein dicht an das von Roſen bewohnte Zimmer ſtoßendes Kabinet ein, welches von jener Stube nur durch eine leichte Tapetenwand und durch eine Thür getrennt war, durch deren Ritzen man den ganzen benachbarten Schauplatz bequem überſchauen konnte. Hilſen war ſehr vorſichtig ohne Licht in das Kabinet getreten, ſeine Augen hingen an den Ritzen der Tapetenthüre und er verhielt ſich wie ein Mäuschen ſtill.

Bis jetzt hatte ſich der fränkiſche Offizier nicht eine Minute lang von der reizenden Roſa getrennt, doch Beide ſprachen ſo leiſe, daß der arme Hilſen in ſeinem Verſtecke nichts verſtehen konnte; endlich wurde das Abendbrod aufgetragen, die beiden Belauſchten aßen wenig, tändelten aber deſto mehr.

Nach aufgehobener Tafel ſprach die junge reizende Dame: „mon Cousin! ich bin von der Reiſe ermüdet, ich dachte, wir ſuchten das Lager.“

Lächelnd erwiederte der Offizier: „Ach ja, liebenswürdige Frau! aber — — ensemble.“

Ein leiſes Fi donc! war aus Roſens Munde zwar zu vernehmen, allein der kühne Mavors ſprang auf, verriegelte ſchnell die Thür, kehrte zu der jungen reizenden, in ein leichtes verführeriſches Nachtnegligee gehüllten Dame zurück, umfaßte ſie behende und trug ſie nach einem in der Nähe ſtehenden Bette; fernerer Widerſtand von des Weibchens Seite war nicht mehr zu gewahren und bald waren es nur noch leiſe Seufzer, welche an das Ohr des Lauſchers hinter der Tapetenthür ſchlugen.

Wer vermag es, ſich in Hilſens unſelige Lage zu verſetzen? — wir behaupten: nur ein junger, choleriſcher, auf gleiche Weiſe betrogener Mann.

Oft glaubte der Unglückliche zu träumen, allein zu nahe lag die ſchreckliche Wirklichkeit; hoch ſchwoll die Pulsader ſeiner Stirne auf, ſein Zuſtand drohete mit jedem Augenblicke in tobenden Wahnſinn überzugehen, — er wollte die leichte Thür durchbrechen, ſeine gerechte Wuth zu kühlen im Blute der beiden Schuldigen, doch ſolche Leiden, ſolche Anſtrengungen überſchritten menſchliche Kräfte, — ohnmächtig ſank der arme Betrogene zuſammen.

Erſt nach zweien Stunden gewann Hilſen ſeine Beſinnung wieder; er raffte ſich auf, noch einmal durch die Ritze der Tapetenthür ſpähend. Tief waren] die Lichte abgebrannt; von üppiger Luſt erſchöpft, ſchliefen die Ruchloſen Arm in Arm, des reizenden Weibes Lockenköpfchen ruhete auf des fränkiſchen Offiziers entblößter Bruſt. Der Anblick hätte den ruhigſten Ehegemahl zur Hyäne umwandeln können — noch einmal dachte Hilſen an Mord, dann aber ſprach er bei ſich ſelbſt: „Beneidenswerth wäre die Verbrecherinn, in des ſüßen Buhlen Armen jetzt zu ſterben — nein, nein nicht ſo!“ Er ſtürzte aus dem Kabinette und rannte mitten in der Nacht in jenes Dorf, wo ſein Wagen ſtand.

Folgenden Tages, ſo wie er es verheißen, kehrte der unglückliche Karl zurück zu der Gattinn und ſeinem Gaſte. Verzweiflung und Wuth hatten ihn unkenntlich gemacht, ſeine Stimme bebte — allein die Schuldigen wurden, mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftiget, von jener Umwandelung nichts gewahr; Roſa's Auge hing an der Erde und den Vetter aus Gallien, ſo unverſchämt er ſonſt war, er wich heute den Blicken Hilſens aus. Dieſer verſicherte ſehr krank zu ſeyn, — er ſagte in der That keine Unwahrheit — und verlangte ohne Zeitverluſt in die Reſidenz zurückzufahren. Nicht Roſa, nicht der Offizier widerſprachen und es wurde ſogleich angeſpannt.

In die Ecke des Wagens gedrückt ſchloß Hilſen wieder die Augen, doch nahm er ſich die Mühe nicht mehr die Beiden zu beobachten, er wußte genug. Die Natur beſiegte endlich den heftigen Schmerz und der Unglückliche verſank in der That in einen tiefen Schlummer.

Des Gatten zerrüttetes Aeußeres und ſein ganzer Zuſtand fingen nun doch an Roſa beſorgt zu machen, doch der junge Offizier tröſtete und zerſtreute ſie einigermaßen.

Spät in der Nacht erreichte man die Heimath wieder; der lange tiefe Schlummer im Wagen hatte Karln Kräfte wieder gegeben, er brachte die ganze Nacht in ſeinem Kabinette mit Schreiben zu.

Die Sonne ging prachtvoll auf, er warf die Feder von ſich und verfügte ſich hierauf in die Stube, in welcher der kleine Emil ſchlief. Der Vater beugte ſich über den holden ſanſt ſchlummernden Knaben, ſeine Thränen benetzten das Kind, lange weilte der arme Karl hier, dann trat er vor der Gattinn Lager.

Seine donnernde Stimme weckte die Schlafende, erſchrocken fuhr ſie in die Höhe. „Kleide Dich an, ſprach Hilſen kalt, den ſchönen Morgen zu genießen wollen wir eine Spazierfahrt machen.“

Roſa ſtaunte, wollte Gegenreden wagen, — doch krampfhaft zuckte es um Karls Munde, er ſprach noch einmal gebieteriſch und ernſt: „Ich ſage Dir, zur Stelle kleide Dich an.“

Nicht oft während ihres kurzen Eheſtandes hatte die Dame den Gatten alſo geſehen, doch ſie wußte, ſtellte er ſich einmal in dieſer Art dar, blieb Gehorchen rathſam. Schnell verließ das ſchöne Weib das Lager, ſie hüllte ſich in einen geſchmackvollen Morgenanzug; es geſchah nicht ohne Zittern und doch ahnete Roſa nicht, welch' verhängnißvoller Morgen ihr graute.

Karl befahl dem Kutſcher nach einem großen außerhalb den Thoren der Stadt gelegenen Parke zu fahren, dort angelangt, erhielt der Wagenlenker von ſeinem Herrn neuerdings Beſcheid. „Fahre, hieß es, nun ruhig fort bis zum chineſiſchen Thurme, dort erwarte uns, wir machen eine kleine Tour zu Fuße.“

Mit dieſen Worten ſtieg Hilſen aus dem Wagen, die Gattinn mußte folgen; er faßte ſie unter und eilte ſchnell mit ihr ins dichte Gebüſch; nicht eine Sylbe ſprach Karl, immer raſch vorwärts eilend, und die junge reizende Frau wagte es nicht das grauliche Schweigen zu unterbrechen.

Endlich hatte man einen abgelegenen freien Platz erreicht, in deſſelben Mitte angelangt ſtand Hilſen plötzlich ſtille; raſch zog er zwei Piſtolen aus den Taſchen ſeines Ueberrockes;

wild rollten ſeine Augen und mit furchtbarer Stimme rief er Roſen zu: „Ehebrecherinn! — Giftmiſcherinn! — Buhlerinn! — bereite Dich zum Tode — Du ſtirbſt in dieſem Augenblicke noch mit mir.“

Mit einem lauten Schrei ſank die erſchrockene junge Frau zu Boden; ſie umklammerte des wüthenden Gatten Kniee, um Schonung, um Verzeihung flehend.

„Nein, nein, ſchrie Karl noch fürchterlicher als zuvor, Du haſt nicht mich, nicht meine Ehre geſchont, — empfange Deiner Schandthaten Lohn; feſt iſt die That beſchloſſen!“

Der Wüthende ſpannte den Hahn der einen Piſtole und ſetzte die Mündung gegen der Gattinn wogenden Buſen. In der höchſten Angſt des Todes rief Roſa aus: „Willſt Du unſern Emil zur vater- und mutterloſen Waiſe machen?“ Karl hielt inne, er nahm die Piſtole zurück und erwiederte mit ſchneidender Kälte: „Ein Gott gab Dir dieſe Worte in den Sinn, aber Buhlerinn! — — beſſere Dich, oder mein Geiſt kehrt, Dich zu ſtrafen, aus dem Schattenreiche wieder.“

Wüthend ſtieß der Geiſteszerrüttete hier die vor ihm knieende Gattinn mit ſeinem Beine zu Boden, indem er die Piſtole gegen ſeine Stirn abdrückte; der Unglückliche ſtürzte — ſein Kopf war gänzlich zerſchmettert und ohnmächtig fiel Roſa über die blutige Leiche hin *).

---

*) Genau in derſelben Art, wie der junge Hilſen, endete im Jahre 1813 zu München der als Balletttänzer bekannte Sch — rth — er. Er hatte an dem Tage, welcher ſeinem freiwilligen Tode voranging, in der von ihm ſelbſt komponirten Pantomime: Arlequins Hochzeit, das Publikum als Pierro durch ſeine glückliche Laune und ſein unübertreffliches Mienenſpiel ungemein beluſtiget.

Achtes Kapitel.

Der Räthſelhafte.

Alas, too like in confidence are each
For man to trust to mortal look or speech;
From deeds, and deeds alone, may he discern
Truths, which it wrings the unpractised heart to learn. *)

Byron.

Eine unnatürliche, — eine grauſe That wird nur zu oft die Mutter von häufigem anderweitigem Uebel.

Etliche ſich in der Nähe befindende Spatziergänger hatten den Knall der Piſtole vernom-

---

*) Faſt jeder Sterbliche traut viel zu leicht dem Schein,
Dem ſüßen Schmeichelwort, dem Blick ſo ſanft und rein —
O traue bloß der That, ſonſt lernet einſt mit Schmerz
Zu ſpät, was Wahrheit ſey — dein unbefangnes Herz.

ſtiell, welche dem unglücklichen **Karl** das Leben raubte. Sie eilten der Gegend zu, von wannen der Schall gekommen und fanden Hilſens Leiche und die junge ſchöne ohnmächtige Frau.

Es wurde Lärm, mehrere Menſchen verſammelten ſich, die Leiche wurde erkannt.

Man brachte die arme **Roſa** nach Hauſe und nach vielem Mühen erſt gelang es den Aerzten ſie ins Leben zurückzurufen, allein die Phantaſie der reizenden Sünderinn hatte die Schreckensſcene zerrüttet, ſie ſprach irre und verfiel in eine ſchwere Krankheit, deren Folge eine düſtre Schwermuth war, welche ſie von der Geſellſchaft und allen Geſchäften ausſchloß.

Auf eine höchſt unvorſichtige Weiſe wurde dem alten **Hilſen** des Sohnes gräßliches Ende beigebracht. Die Nachricht wirkte ungemein nachtheilig auf den ohnehin ſchon ſchwachen Greis, er überlebte Karls Tod wenige Wochen nur.

Der Vetter von Ohngefähr, jener leichtſinnige herzloſe Franzoſe, — er erzählte auf der Parade mit lachendem Munde den leichtſinnigen Kameraden, ſeines verliebten Abenː

theilers tragiſches Ende und marſchirte bald darauf an der Spitze des Regiments zur fortgeſetzten Unterdrückung hochherziger deutſcher Völker aus. Vielleicht begegnen wir dem Elenden noch einmal in der Geſchichte Verfolg.

Schnell nach jener Kataſtrophe, als Alles ſich noch in Verwirrung befand, kehrte die verſchmitzte bisher verbannte Brünelle in das Hotel des Gourmands zurück, wo ſich unter den jetzigen Umſtänden ihr ſchmutziger Eigennutz und der niedrige Intriguengeiſt mit Recht reichliche Ausbeuten verſprechen konnten.

Die Franzöſinn fand auf dem Tiſche in des unglücklichen jungen Hilſens Kabinet einen von Karls Hand niedergeſchriebenen letzten Willen, den ſie für gut hielt zu vernichten; auch Hilſen, der Vater, hatte kein Teſtament hinterlaſſen und nach des Landes Geſetzen fiel, da ſich durchaus keine Verwandte der Verblichenen meldeten, das ganze bedeutſame Aktivvermögen der Banquiers, Roſen und ihrem einzigen Sohne zu.

Mit der ſchönen jungen Wittwe mißlichen Geſundheitsumſtänden ſchien es ſich übrigens durchaus nicht beſſern zu wollen, ſo viele Mühe ſich auch ihre falſche Freundinn, die Franzöſinn, um ſie geben mochte. Ihre Melancholie nahm einen hartnäckigen Charakter an, ſie floh die Welt, verſteckte ſich ewig in verdunkelte Stuben und nur ihrer Jugendfreundinn, der Brünelle, blieb es vergönnt, mit der Geiſteskranken umzugehen und ſich in ihre Launen finden zu können.

Die Gerichte beſtellten der jungen Wittwe, hinſichtlich ihres eigenen bedeutſamen Vermögens, Beiſtände und dem unmündigen Söhnlein Vormünder, das berühmte Hotel des Commands aber wurde abermals verpachtet.

Etliche Jahre waren alſo verfloſſen; — oft ging der ſchönen Roſa Seelenkrankheit beinahe in Wahnſinn über, doch verdiente der Umſtand der Verwunderung wohl wenig, denn Leſſing hatte Recht, wenn er ſchrieb:

„Wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren" — und ſcharf beobachtende Pſychologen haben bemerkt, daß es gerade die Sinneskräfte der lebensluſtigſten und leichtſinnigſten Menſchen ſind, welche Leiden gewiſſer Art am eheſten unterliegen.

Nicht den Mitteln der Aerzte — wohl aber den Künſten der viel erfahrenen Franzöſinn gelang es am Ende, der kranken Freundinn Theilnahme an der Welt und ihren Reizen wieder zu wecken.

Roſa hatte jetzt erſt wenige Jahre über zwanzig zurückgelegt, allein man konnte es ſich unmöglich verhehlen, des Weibes ſiegende Schönheit hatten des Schickſals Schläge und jene Krankheit nicht zu beugen vermocht, im Gegentheil hatte das plaſtiſche Modell ächt griechiſcher Schöne eher gewonnen als verloren, indem die einſtige üppige Fülle des herrlichen Weibes mehr ätheriſchen Formen gewichen war; bedeutſamer blickten die ſchönen großen Augen; das einſtige Carmin der Wangen hatte einer ungemein intereſſanten Bläſſe Platz gemacht und über die ganze Huldgeſtalt waren, ſtatt jenes ehemaligen jugendlichen Leichtſinnes, die Zauber einer feſſelnden ſchwärmeriſchen Schwermuth ausgehaucht.

Der neue Lenz war erſchienen; Bäder und Zerſtreuungen in fremder Luft ſollten unſerer jungen intereſſanten Wittwe Geneſung vollenden und an der Seite ihrer unzertrennlichen Buſenfreundinn, der Brünelle, wollte Roſa in dem bequemen Reiſewagen nach einer der berühmteſten und von Vornehmen am meiſten beſuchten Heilquelle Deutſchlands hin.

Das gewählte Mittel ſchien den beabſichtigten Zweck erreichen zu wollen; mit jedem Tage gewann die reizende Roſa mehr von ihrer ehemaligen Heiterkeit wieder; die Bilder einer düſtern Vergangenheit verloren ſich allmählig tiefer in dem Hintergrunde peinigender Erinnerung und die Geneſende hub an Promenaden und Bälle häufiger und mit geſteigerter Theilnahme zu beſuchen.

Allerwärts, wo die reizende, reiche junge Wittwe erſchien, umgaukelte ſie ein Heer Anbeter; allein beinahe ſchien es, als hätte Roſa den Geſchmack an galanten Abentheuern gänzlich verloren. Ohnehin hatte ſich die junge Wittwe feſt vorgenommen, nie und unter keiner Bedingung mehr Hymens Tempel betreten zu wollen. Dame Brünelle äußerte ſich über dieſen Gegenſtand alſo: „Ich lobe es ungemein, meine theure Roſa, daß Du nimmerhin Dich des Eheſtandes drückenden Feſſeln fügen magſt, eine Thorheit wäre es von Dir, der Beſitzerinn bedeutſamer Schätze, die in jener Hinſicht ſo traurige Erfahrungen ſchon gemacht; allein warum deshalb der ſüßen Liebe Freuden meiden, — zu deren Genuß Dich Jugend, Natur und der Verhältniſſe goldene Freiheit rufen?“

Die ſchändliche Brünelle mochte gar zu gern zur Sünde rathen, denn Beſchäftigung mußte ſie der Gebieterinn wünſchen, um deſto ſicherer und reichlicher ihre Pfeifen ſchneiden zu können, aber die Mühe war vor der Hand vergeblich und das ſonſt ſo heiß glühende Temperament unſerer Heldinn ſchien ſich verlängnen zu wollen, denn die Bewerbungen der geiſtreichſten und ſchönſten Jünglinge ließen ſie ſo gut wie die Galanterien betagter eitler Narren bei einem gewiſſen Punkte ungerührt.

Zu jener Zeit, in welcher Roſa im Bade weilte, erſchien dort ein in der That ungemein ſeltſamer und räthſelhafter Mann, er nannte ſich Charles di Pignotti.

Der Fremde gehörte unter jene kleine Zahl der Sterblichen, welche Jedermänniglich im erſten Augenblicke imponiren, bei deren Anblick uns ein gewiſſes Grauen überläuft und wo uns eine leiſe Stimme zuflüſtert: dieſes iſt nicht ein Weſen deiner Art.

Pignotti war ein Mann von ungefähr acht und zwanzig Jahren; ſeines Körpers Wuchs war ungewöhnlich groß und kernhaft, und von Stahl und Eiſen ſchienen die kräftigen Gliedmaßen und Sehnen geformt. Ein wildes Feuer ſprühte aus den tief liegenden ſchwarzen Augen, üppiges dichtes Haar von gleicher Farbe ſtrebte unordentlich und natürlich bildlich doch zur Höhe, dieſe Stirn gehörte einem Brutus, die Naſe einem Alcibiades, der aufgeworfene Mund einem ſchalkhaften Satyr an; ſchwer ließ ſich des Räthſelhaften phyſiſche, noch ſchwerer ſeine pſychiſche Individualität bezeichnen. Ein ſeltſames Gemiſch von Feuer und Kälte, von Liebreiz und zurückſtoßender Monſtroſität, ein ganz eigenthümliches Conflict der entgegengeſetzteſten Formen und Qualitäten, welches in hehren Augenblicken wie eine unerreichte Harmonie ſich geſtaltete und in andern Momenten wie des Mephiſtophiles Nähe alle Herzen beengte — ſothane Erſcheinungen machten bei Beobachtung des Räthſelhaften den Pſychiologen wie den Phiſiognomen irre und ſelbſt hohe Prieſter der Menſchenkunde wagten bei ſich ſelbſt leiſe kein anderes Urtheil, als: Ein Ideal des Himmels entweder oder jenes der Hölle iſt es, welches dieſer kraftvolle Menſch in ſeinem verſchloſſenen Buſen wahrt.

Niemand vermochte zu ergründen, welcher Nation, welchem Stande dieſer Pignotti angehören dürfte; jede lebende Sprache verſtand er mit gleicher zierlicher Fertigkeit zu ſprechen, in keiner Wiſſenſchaft, in keiner Kunſt ſchien er Laie zu ſeyn. Seine irdiſchen Glücksumſtände ſtellten ſich glänzend dar: die herrlichſten Pferde, die glänzendſten Equipagen waren die ſeinen und der Dienerſchaft Livreen ſchienen einem Fürſten anzugehören, — ein Räthſel war und blieb dieſer Räthſelhafte Allen; Wochen lang war er allenthalben zu ſehen, ſich darſtellend als der gemüthlichſte, angenehmſte Mann von Welt und feinem Ton, dann ſchritt er wieder kalt und vornehm durch die Menge und keiner wagte, ihm den Weg zu vertreten; oft war der Räthſelhafte verſchwunden, man hielt ihn nach einer Woche Verlauf viele Meilen vom Badeort entfernt und plötzlich erſchien er wieder auf der Promenade, im Spielſaale oder auf dem Balle.

Man findet im großen Weltmeere Fiſche ſeltſamer Art. Sie ſind der reichlichſten und ſchönſten Beute gewiß und nie erſcheinen ſie als Räuber aktiv, — den weiten Rachen nur haben ſie nöthig aufzuſperren und von ſelbſt tanzen die herrlichſten und glänzendſten Fiſchlein in des Raubkönigs tiefen Schlund. So giebt es im Leben Männer — man lache nicht ob des Vergleiches, er iſt leider zu ſinnig nur — welche, mit jenen Raubfiſchen große Analogität theilen.

Tauſend Laffen ſieht man vergebens ängſtlich jagen nach der Weiber Gunſt, dann erſcheint ein Auserwählter einmal und — eine Seltenheit bleibt die Erſcheinung freilich — ein Magnet zieht er das ganze Geſchlecht zarter Schönheit und Huld an.

Ein Stück von einem ſothanen Magnet war Pignotti in der That; haßten ihn Jünglinge und flohen ſie ſeine Gegenwart, nannten ihn engherzige Egoiſten und Phlegmatiker, weil ſie ihn nicht zu begreifen vermochten, immerhin einen Narren; — der Weiber und Mädchen, und gerade nicht der gewöhnlichſten — Liebling blieb er. Seine hervorſpringende hohe Kraft, ſeine ungeſuchte Originalität, die Blutſchweſter der hehren Genialität — das ſeltſame Aeußere und eine Nachläſſigkeit in Anzug und Bewegung, welcher der Natur Takt es laſſen mußte, daß ſie nicht einſtudirt war, — ſelbſt der gänzliche Mangel jenes allgemeinen männlichen Strebens, zu gefallen — dieſes Alles zog das Geſchlecht, welches man ſo oft ſchon das ſchwache nannte, unwiderſtehlich zum Räthſelhaften hin.

Nichts deſto weniger könnten ſinnigere Leſer bei einer ſothanen Erſcheinung noch immer ein Warum? fragen; in das Gebiet der Phyſiologie mich verlierend, könnt' ich allerlei ſprechen von den feinern körperlichen Gefühlwärzchen überhaupt, von den ungemein zarteren kegelförmig oder in Spirallinien geordneten Nerven oder den weichern Lymphgefäßen der Weiber — allein warum unnütz der Sophiſten Legion vermehren?

Die Erſcheinung ſelbſt von der ich ſprach — unzähligemal war ſie da, aber die Götter mögen mich bewahren, ſie analiſiren zu wollen, genug ich meine auf ſothane und nicht auf ſchwarze Geſpenſter und nächtliche Schatten ſpielte des Britten Shakeſpeare unerreichter Genius an, wenn er von Dingen unter der Sonne ſpricht, wovon Schulweiſheit ſich nichts träumen läßt; doch zurück zu der Geſchichte.

Auch Roſa ſah den Räthſelhaften und auch ſie intereſſirte er ungleich mehr, als der ganze Reigen ſchöner Männer, der ſich im Bodeorte herumtrieb und an deren ganzem Benehmen und Weſen eben nicht das Geringſte räthſelhaft blieb.

Plaſtiſche Modelle — ſie mochten nun mit roſigter zarter Carnation überzogen oder von kaltem Marmel oder ſtarrem Erz nur gebildet ſeyn, — zogen unſern Räthſelhaften an, wo er ſie fand. Er nahete der ſchönen jungen Wittwe, dem Gegenſtande der allgemeinen Bewunderung, in dem vollen Bewußtſeyn ſeines Werthes, aber auch mit der ganzen hinreißenden intereſſanten Liebenswürdigkeit, die ihm zu Gebote ſtand, wenn er es ſchon ſelten der Mühe werth hielt, davon Gebrauch zu machen.

Pignotti fand in Roſen ein Weib, die ſich über platte Gewöhnlichkeiten erhoben hatte; ihre philoſophiſche Denkungsart, ihre kühne Anſichten und Urtheile, ihre Verachtung der Menſchheit und anderweitige Bizarrerien und Verſchrobenheiten, zarter Weibheit widerſprechend, gefielen gerade dem Räthſelhaften ungemein und nicht lange dauerte es, — da war zwiſchen ihm und der jungen Wittwe ein höchſt inniges und vertrautes Verhältniß zu Stande gekommen.

Mit furchtbarer verſtärkter Macht erwachten in Roſens Buſen Gefühle wieder, die längſt dort geſchlummert hatten; ſie gab ſich dem Räthſelhaften hin mit dem ganzen wilden Feuer einer Liebe, wie wenige Weiber ſie nur zu fühlen und mitzutheilen im Stande ſind.

Jetzt wähnte das reizende Weib zum erſten Male ſich beglückt, zum erſten Male wurden ihre wilden Gierden in ſothaner Art befriediget; der Verblendeten erſchien der Räthſelhafte ein Gott, hoch hervorragend über ſein Geſchlecht. Kraft und Sanftmuth, Würde und Zartheit, den feinſten Verſtand und die ausgebreitetſte Geiſtesbildung — Alles fand ſie in dem ſeltenen Manne vereiniget und ſie überließ ſich ihm mit einem Vertrauen und einer Innigkeit, wie früher nie einem Sterblichen.

Allein nur kurze Zeit dauerte dieſer Minne ungetrübte Wonne; ein ſchrecklicher, ein furchtbarer Menſch — war dieſer Räthſelhafte. Kaum hatte er die reizende Roſa mit allen ſeinen ſichern Banden gänzlich umſtrickt, ſo ſtellte er ſich der Dame auch ſchon dar in ſeiner wahren Geſtalt — ein Tyrann und herzloſer Deſpot.

Unglücklich war das Weib welches dieſem Pignotti verfallen; mit wohlberechneter Kraft hielt er ſeine Opfer feſt und wehe derjenigen, — welche, ſein Eigenthum einmal, ſich freien Willens jenes Satans Klauen entwinden wollte.

Dieſer Räthſelhafte hub an ſchrecklich an Roſen das Unrecht zu rächen, das ſie dem jungen unglücklichen Hilſen zugefügt hatte; nicht mehr war die Unglückliche Herrinn ihrer eigenen Perſon und ihres Vermögens — über alles ſchaltete der Räthſelhafte willkührlich und ſchlau hatte er vorerſt die verſchmitzte Franzöſinn in ſein Intereſſe zu ziehen gewußt.

An der jungen Wittwe Seite war Pignotti in ihre Vaterſtadt zurückgekehrt, er wohnte in ihrem Hotel und täglich erweiterte er ſeine drückende Herrſchaft über das unglückliche Weib; einer Sklavinn gleich ſah ſie ſich nicht ſelten behandelt, und voll Verzweiflung beſchloß ſie die drückenden Feſſeln zu brechen um jeden Preis, allein — eines freundlichen Blickes, einer verliebten Tändelei, von Seiten des Räthſelhaften, bedurfte es nur und um alle Entſchlüſſe der Schwachen war es ſogleich wieder geſchehen, denn

„Dieß iſt die wahre Raſerei der Liebe,
Die, ungeſtüm von Art, ſich ſelbſt zerſtört,
Und leitet zu verzweifelten Entſchlüſſen
So oft als irgend eine Leidenſchaft,
Die unterm Mond uns quält.“

Neuntes Kapitel.

Der ſchöne Sicilianer.

Un animo infedele
Non sara mai felice:
E se talor Lo dice
Il labbro e mentitor.

Frugoni.

Ein Herz, das treulos iſt,
Lebt nie in ſich vergnügt:
Wenn es ſich glücklich nennt
So glaubt, die Lippe lügt.

Ein unfreundlicher Winter war dem Sommer gefolgt, in welchem die ſchöne Roſa die verhängnißvolle Reiſe ins Bad unternommen hatte; wie draußen in der wild bewegten Natur, ſo ſtürmte es in unſerer Heldinn Innerm.

Der Räthſelhafte ſchien es darauf angelegt zu haben, die ſchöne junge Wittwe zur Verzweiflung und zum Wahnſinne zu leiten; ihre heftigſten Leidenſchaften reizte er auf, kurz — zu einem verächtlichen Spielballe hatte er das ſchöne ſchwache Weib erkieſen, und Haß und Wuth, Verzweiflung und Liebe wohnten abwechſelungsweiſe in ihrem Buſen. Sie hätte fürwahr mit Theocrit ausrufen können:

„Nicht bei Roſ' und Apfel, den ſüßen Pfändern der Huld blieb
Meine Liebe, ſie ging bis zur Wuth und bis — —"

Der neue Sommer erſchien endlich wieder und mit ihm ſah ſich Roſa unvermuthet und plötzlich von dem Räthſelhaften getrennt. Wild und zerſtört trat er eines Abends ſehr ſpät noch in ihre Stube. „Roſa! hub er an, Verhältniſſe nöthigen mich dieſe Nacht noch eine weite Reiſe zu unternehmen; früher oder ſpäter aber kehre ich unter dieſer oder einer andern Geſtalt zurück und weh' Dir, haſt Du mir Deine Treue nicht unverbrüchlich bewahrt, meine Rache trifft ſicher und fürchterlich."

Bevor ſich die junge reizende Wittwe noch von ihrem ſchreckhaften Erſtaunen hatte erholen können, war Pignotti verſchwunden; des andern Tages wurde er von Polizeibeamten allerwärts geſucht, allein Niemand konnte ergründen — warum; ein dichter Schleier bedeckte das Geheimniß.

So unzart und deſpotiſch der räthſelhafte Geliebte unſere Heldinn auch behandelt hatte, nach ſeiner Entfernung ſehnte ſie ſich dennoch nach ihm und trauerte — denn ungemein blind und ſeltſam geſtaltet ſtellt ſich der Weiber Liebe zuweilen dar.

Seit Pignotti's unerklärlicher Flucht waren mehrere Wochen bereits verſtrichen, da ſaß Roſa einſt ſpät in einer herrlichen Sommernacht noch im Fenſter. Das ſchöne Köpfchen ruhete in der kleinen runden Hand, und die Franzöſinn, unwillig der ſchwärmenden Freundinn keine Antwort abgewinnen zu können, ſchmollte und ſchwieg. Auch auf der Straße war alles ſchon ſtille geworden, nur kühle Zephyr trieben ihr Spiel und der Seiger deutete bereits auf Mitternacht, da erklangen dicht unter Roſa's Fenſtern Guitarrentöne, und nach einem kurzen Präludio ſang ein äußerſt reiner und angenehmer Soltenor folgende Verſe:

— o Idol mio
chi vede I tuoi meriti
e vanta Il cuore indifferente
non ti dice quel che sento
Ingannando egli vive *).

Der Sänger wiederholte zweimal und zwar mit unverkennbarer Rührung dieſelben Verſe, phantaſirte dann noch in ſchwermüthigen Weiſen auf ſeinem Inſtrumente und — ſchwieg.

„Sonderbar! flüſterte die ſchöne Roſa — wem wohl mochte das Ständchen gelten?“

„Seltſame Frage, erwiederte die Franzöſinn lächelnd, wem anders als Dir! ſchon ſeit Wochen wohnt ein junger Sicilianer, ein

---

*) Abgott meiner Seele! — wer deine Verdienſte erſieht und rühmet Gleichmuthes ſich, ſagt dir nicht, was er empfindet, nein — Täuſchung blendet ihn!

allerliebſter Junge, uns gegenüber. Der arme Menſch iſt ſeit dem erſten Augenblicke ſterblich in Dich verliebt und beinahe die Augen guckt er ſich aus dem Kopfe, die Fingerchen klimpert er ſich wund und ſingt ſeine herrliche Stimme heiſer — und Du haſt den Armen noch gar nicht bemerkt. Lauerſt Du etwa auf den bärbeißigen groben Pignotti noch? — der kehrt ſicher in dieſem Leben nicht wieder.“

Mademoiſelle Brünelle hielt es nun einmal nicht anders: Um auf ihre Protektion zu rechnen durfte man nicht in der Ferne weilen, und war einer von Roſa's Liebhabern abgegangen, ſo forderte es ihr Intereſſe und Intriguengeiſt, ſeine Stelle ſo bald als möglich zu erſetzen.

Unſere ſchöne Heldinn ließ es ſchweigend bei den Aufſchlüſſen beruhen, welche ihr die Franzöſinn über den Soltenoriſten und Guitarrenſpieler bei nächtlicher Weile ertheilt hatte; indeß hätte ſie kein Weib überhaupt und vollends kein ſo leichtſinniges und kokettirendes, als ſie in der That war, ſeyn müſſen, — ſollten jene wohlberechneten Worte in den Wind geſprochen bleiben.

Des andern Tages in der Frühe lauſchte Roſa hinter der Gardine und zum erſten Male ſah ſie den gegenüber wohnenden Sicilianer, von welchem die Brünelle geſtern ſo viel Rühmens gemacht hatte. Unſere ſchöne Frau mußte es ſich geſtehen, zuviel hatte die Franzöſinn nicht geſagt, — der Fremde war einer der ſchönſten jungen Männer, welchen ſich einer lebhaften Leſerinn geſchäftige Phantaſie ſelbſt zaubern mag; doch wir bereiten uns, von dem Sicilianer ſo viel mitzutheilen, als uns ſelbſt von ihm bis jetzt bekannt geworden iſt.

Giovanni Galupppi war in einer kleinen Stadt Siciliens unfern des berühmten Aetna geboren und in derſelben anſäſſig. Einer ſeiner nächſten Anverwandten, welcher große Handlungsgeſchäfte nach Deutſchland trieb, war auf einer Reiſe durch dieſes Land und zwar in jener Hauptſtadt, in welcher dieſe Geſchichte bis jetzt ſpielte, eines plötzlichen Todes verſtorben. Der junge Galuppi, des Verſtorbenen Univerſalerbe, ſah ſich veranlaßt, ſelbſt nach Deutſchland zu reiſen, um große Forderungen einzutreiben, welche der verblichene Ohm noch rechtmäßigerweiſe zu machen hatte.

Ein Zufall ließ dem ſchönen Sicilianer eine Wohnung miethen, welche der reizenden Roſa Hotel gerade gegenüber lag, und unſre Heldinn ſehen und zugleich heftig für ſie zu entbrennen — es war das Werk eines Augenblickes.

Alle mögliche Mühe hatte ſich Galuppi ſeit einigen Wochen ſchon gegeben, ſich ſeinem liebenswürdigen vis-à-vis bemerkbar zu machen, allein dieſes eifrige Mühen blieb unbelohnt, denn zu ſehr mit ſich ſelbſt war Roſa ſeit jener Kataſtrophe mit dem Räthſelhaften beſchäftiget, als daß ſie für Gegenſtände um ſich hätte Sinn faſſen können.

Des ſchönen Weibes Schwermuth reizte den jungen feurigen Sicilianer nur um ſo mehr an; der Italiener, überhaupt gewandt Liebeshändel zu entriren, richtete ſein Auge vorerſt auf die Duenna, und zu nahe lag das einfache Mittel dieſer beizukommen, als daß es Galuppi nicht hätte auffinden ſollen; er wandte es im vollen Maaße an, und endlich gelang es dem Liebeglühenden durch der Brünelle Vermittelung bei der jungen reizenden Wittwe eingeführt zu werden.

Anfangs dachte Roſa wirklich nicht daran einen neuen Liebeshandel zu beginnen, allein Giovanni war ſo liebenswürdig, ſein ausgezeichnetes muſikaliſches Talent und eine ſanfte auch ihm eigene Schwermuth beſtachen der reizbaren Roſa empfänglichen Seelenzuſtand bald in einem ſolch' hohen Grade, daß ſich unmerklich nun wieder mit dem ſchönen Sicilianer ein gar inniges und zärtliches Verhältniß geſtaltet hatte. Giovanni's großes dunkel brennendes Auge und das üppig gelockte kaſtanienbraune Haar zwar verriethen das italiſche Geblüt, der kraftvolle Wuchs und die derben proportionirten Formen aber deuteten mehr auf nordiſche Abkunft hin, ſo wie des Gefühles Tiefe und eine anziehende Melancholie nicht dem ſüdlichen Himmel anzugehören ſchienen.

Bald hatte unſere Heldinn den Räthſelhaften vergeſſen, ihn der als Tirann ſie einſt behandelte; zu ſehr kontraſtirend gegen ſeinen wilden ſtolz imponirenden Egoismus blieb des ſanften Sicilianers zärtlich rührende Hingebung, und bald geſtand es ſich die reizbare zum Wechſel ſo ungemein geneigte Roſa, ſo wie den lieblichen Giovanni habe ſie nie einen Mann geliebt, indeß blieb es unverkennbar:

bar: ein geheimer Gram mußte ſchwer des Sicilianers Herz beengen, nie — ſelbſt in der ſüßeſten Minne wonnigſten Momenten wich der gramhafte ſchmerzlich lächelnde Zug von ſeiner feinen Lippe.

Bald ſchien es unſerer leidenſchaftlichen reizenden Frau: ſie könne nimmermehr ohne Giovanni leben. Zu jedem Opfer erklärte ſie ſich bereit; dem neuen Geliebten zu Gunſten war ſie geneigt Hymens Feſſeln wieder zu tragen, als zärtliche Gattinn wollte ſie mit dem lieblichen Schwärmer in der Vaterſtadt ihren Wohlſtand theilen, oder ihm folgen ins ſchöne Land wo die Orangen blühen, aber immer ſchmerzhaft lächelnd, oft ſanft weinend, ſchüttelte Giovanni bei ſothanen Vorſchlägen ſtets das ſchöne braungelockte Haupt, auch pflegte er wohl zu ſprechen:

„O, meine Roſa! angebetetes Weib! — ich liebe Dich heißer und inniger als Sterbliche je es zu faſſen vermögen, aber nicht kann ich bei Dir bleiben, nicht folgen darfſt Du mir nach der Siculer paradieſiſchem Eilande, nein — nimmermehr kannſt Du die Meine werden.“

Vergebens ſtrebte Roſa den Schleier eines Geheimniſſes zu heben, welches ihr einen geträumten Himmel zu verſchließen ſo dringend drohte. Galuppi war in dieſem Punkte verſchloſſen wie das Grab, und ſchwellende Seufzer nur beantworteten der Geliebten Klagen.

Vor den Thoren der Stadt, in einem entfernt gelegenen ſtillen Haine, beſaß unſere Heldinn ein annehmliches Luſthaus mit Garten. Sie hatte es für jetzt dem Dienſte der Göttinn aus Amathunt geweiht. Hier in der einſamen Grotte verwandelten ſich ihr die langen Abende des ſpäten aber lieblichen Jahres in ungemein wonnigliche Augenblicke, doch fürchtbar endete die grauſe Nemeſis jene ſüße ſchnell vorübergehende Momente.

Im einſamen Gemache lag eines Abends noch ſehr ſpät auf dem blähenden Divan der ſchwärmende junge Siculer an des geliebten Weibes blendend weißem hoch wogendem Buſen. Die kleine Villa war vorſichtig allerwärts verſchloſſen geworden; ſcheinbarer Sicherheit vertraute man ganz und gar; indem man ſüßen Tändeleien ſich überließ — da klirrten plötzlich draußen auf dem einſamen Flure Sporen; ängſtlich fuhren die Liebenden aufgeſchreckt auseinander, doch in demſelben Nu, ſprang des Kabinetts Thüre auf und vor dem bebenden Paare ſtand — der Räthſelhafte.

Pignotti war in einem Mantel gehüllt, tief hatte er einen Federhut in die Augen gedrückt, ſeine feurig und wild rollenden Blicke hafteten auf Roſen und dem jungen Sicilianer.

Galuppi ſeinerſeits war aufgetaumelt; Todtenbläſſe deckte ſeine Wange, er zitterte heftig und mußte, um nicht zu ſinken, ſich an des Divans Lehne halten.

Dem ruhig beobachtenden Dritten hätte es unmöglich entgehen können, daß dieſe beiden Männer nicht zum erſten Male in dieſem Leben ſich ſehen mußten; mehr todt als lebendig war die reizende Sünderinn in des Lotterbettleins Ecke geſunken.

Lange, in der That grauliche Pauſe — das leiſe Picken eines Todtenwurms in des

Kabinettes getäfelter Wand nur war vernehmbar; endlich bricht der Räthſelhafte, indem er den Mantel auseinander ſchlägt, das tiefe Schweigen.

„Knabe! — ſchrie er mit einer furchtbar donnernden Stimme dem Sicilianer entgegen, indem er ſelbſt einen blinkenden Dolch aus dem Gürtel riß — Knabe! Du wagſt es — mir in allen Zonen entgegen zu treten? — empfinde Unmündiger! des Starken Arm.“

Mit dieſen Worten warf ſich der Räthſelhafte über Galuppi hin, allein dieſer hatte ſeine Faſſung wieder gewonnen, auch er trug nach italiſcher Sitte einen Dolch bei ſich, ſchon hatte er ihn ſchnell aus dem Buſen geriſſen und ein furchtbarer, lange zweifelhafter, Kampf begann zwiſchen den Wüthenden.

Doch wie hätte ein Einzelner es vermocht, dem ſchrecklichen Räthſelhaften, jenem herkuliſchen Rieſen mit der eiſernen Bruſt und den Sehnen von Stahl, — von einer kaukaſiſchen Löwinn ſchien er geſäugt — zu widerſtehen. Schwächer und ſchwächer wurde des Siculers Widerſtand und plötzlich ſank er, mit dem blanken Mordgewehr des Räthſelhaften tief im Buſen, röchelnd zur Erde.

Der Räthſelhafte lachte laut und höhniſch auf; es war die ſchreckliche Lache Lucifers. Jetzt wandte ſich der Höllenſohn zu Roſen, indem er mit ſchneidender Kälte ihr zurief: „Auch Dich elendes, ſchwaches, treuloſes Weſen — erreicht meine blutige ſichere Rache früher oder ſpäter gewiß, darauf baue, wie auf die Ordnung der Natur.“

Mit dieſen Worten ergriff der Rieſe Pignotti den unglücklichen Sicilianer. Wie einen leeren Sack warf er ihn mit der größten Leichtigkeit über die breite Schulter; Galuppi's bleiches Haupt hing ſchlaff, — ſein Herzblut fiel in großen ſchnell auf einander folgenden Tropfen hernieder, noch einmal öffnete der liebliche Siculer das ſchöne Auge — mit dem Namen Roſa, den er ſanft und leiſe liſpelte, hauchte er lächelnd die Seele aus.

Krampfhaft und mit laut gellender Stimme ſchrie unſere Heldinn: „Giovanni! o mein Giovanni!“ und ohnmächtig ſtürzte ſie dann vom Sopha herab an die Erde.

Noch einmal lachte der furchtbare Räthſelhafte hell auf, und mit ſichern und feſten Schritten verließ er, des Siculers Leiche auf dem Rücken, die Stube.

Ende des erſten Bändchens.

Sünde und Buße.

Eine

abentheuerliche Geſchichte

von

Adolph von Schaden.

Zweites Bändchen.

Berlin,

bei H. Ph. Petri. 1821.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Inhalt.

Zweites Bändchen.

Erſtes Kapitel.

Das Katzenfräulein . . . . Seite 3

Zweites Kapitel.

Herr Sigismund Streit und ſeine Pflegekinder . . 25

Drittes Kapitel.

Der Zauberinn Tod und deſſen Folgen 51

Viertes Kapitel.

Latmioſa, die weiße ſtrahlende Fee . . 79.

Fünftes Kapitel.

Apoſtaſie. — Seltſame Abentheuer auf dem Aetna : Seite 106

Sechſtes Kapitel.

Nachholungen. — Der Kirche Spruch : : : : 137

Siebentes Kapitel.

Entwickelung und Ende : : : : : : : 151

Sünde und Buße.

Zweites Bändchen

Morte, che se' tu mai? — Un ombra oscura,
Un bene, un male, che diversa prende
Da gli affetti dell' uom forma e natura.

Monti.

Was biſt du denn, o Tod? — Ein düſtrer Schatten,
Ein Gut, ein Uebel, das Geſtalt und Weſen
Verſchieden annimmt, je nachdem Gefühle
Der Menſchen dir Geſtalt und Weſen leihen.

Beyer.

Erſtes Kapitel.

Das Katzenfräulein.

Wenn Laſter ſich und wilder Wahnſinn gatten,
Dann lüften lüſtern ſie — das Reich der Schatten;
Den Weiſen tödtet ſtets ſein eigen Herz,
Kein Magus bannte noch — der Seelen Schmerz.

In jener oft erwähnten deutſchen Hauptſtadt, dieſer Geſchichte Schauplatz, lebte in einem kleinen, auf dem Kirchhofe der weit entfernteſten Vorſtadt, einſam gelegenen Häuschen, ein höchſt ſeltſames weibliches Weſen, von dem Volke gewöhnlich *Katzenfräulein* genannt, weil eine Legion dieſer Thiere einzig und allein mit der Alten ihr Häuschen bewohnte.

Das ſogenannte Katzenfräulein glich, ſeinem Aeußern ſo wie der Art zu leben nach, in der That einem Scheuſale. Es war ein kleines bucklichtes altes Weib, zerriſſen, ſchmuzzig und daneben dennoch einigermaßen phantaſtiſch in Schwarz gekleidet. Wenige graue aufgelöſte Haare hingen in wilder Unordnung um das Meduſenhaupt; die tief liegenden triefenden grünen Katzenaugen, das geiſterbleiche runzlichte Geſicht und der zahnloſe welke Mund gaben dieſer Geſtalt in der That ein ſchreckbares Anſehen.

Nie verließ das Katzenfräulein ſein kleines Häuschen, deſſen Fenſterladen beſtändig verſchloſſen waren, und nie ſah man des Häuschens Schornſtein dampfen; ein mephitiſcher, durch des Weibes und ihrer Katzen Unreinlichkeit erzeugter Geſtank erfüllte Eintretende mit Ekel. Vom Spinnen der Wolle, gab das Katzenfräulein zwar vor, ihres Lebens Unterhalt zu verdienen, der Pöbel aber glaubte feſt: ſie ſey eine Hexe und ſtehe mit dem Teufel im Bunde, der ihr Geld ſpende; Gebildetere dagegen wußten recht wohl, daß ſie durch Wahrſagereien und ſogenannte magiſche Künſte Geld verdiente, und wie auch die Obrigkeit diesfalls das Katzenfräulein beobachten ließ, die ſchlaue Alte wußte ihr Gewerbe ſo fein und verborgen zu treiben, daß man ihr bisher nie hatte zu Leibe kommen können.

Doch genug! — wir verlaſſen das ekelhafte Weib vorerſt, um uns nach unſerer reizenden Heldinn wieder umzuſehen.

Längſt drangen der Sonne Strahlen durch des einſamen Landhauſes gothiſche Fenſter, als Roſa allmählig aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte und langſam ſich erhob. Sie begann ſich dunkel nur der nächtlichen Schauerſcene zu erinnern und hätte gern das Ganze für einen ſchweren Traum gehalten, — wären ihr nicht die friſchen Blutſpuren an der Erde in die Augen gefallen.

„O mein Giovanni! mein armer guter Giovanni!“ rief ſie wehmüthig aus, als gerade die Brünelle in das Gemach trat, um zu erkunden, warum die Herrinn heute ungewöhnlich lange in der Villa weile.

Gänzlich zerſtört und wankend ſchritt Roſa der Franzöſinn entgegen, kaum war ſie im Stande, bebend und ohne Zuſammenhang, die Geſchichte der verfloſſenen Schreckensnacht der Freundinn vorzutragen. Mademoiſelle, ſonſt ſo leicht nicht außer Faſſung geſetzt, hörte mit Entſetzen, — doch bald erholte die ungemein Routinirte ſich, ſie ſprach:

„Fatal hat die Avantüre allerdings im höchſten Grade geendet, aber mon enfant! je vous en prie, nur nicht contenance verloren. Ich ſelbſt beklage den jungen ſchönen Sicilianer — liegt es indeß an uns, Todte lebend zu machen? — weiſe Vorſicht erheiſcht vor Allem zu ſchweigen, ſonſt ſehen wir uns in gefährliche Händel verwickelt, und dann rathe ich — auf der Huth vor Monſieur Pignotti, das iſt ein gefährlicher Menſch, — venez m'amie zurück in die Stadt."

Roſa war abgeſpannt, gern ließ ſie ſich leiten; man verließ die Villa und fuhr nach Hauſe. Ein Rückfall der ehemaligen bedenklichen Seelenkrankheit war die Folge, welche unſere reizende junge Wittwe nach jener verhängnißvollen Nacht erreichte. Ihre Schwermuth erſtieg wo möglich einen noch höhern Grad als einſt. Sie verſchloß ſich in ihre Gemächer, bloß eingeſchränkt auf den Umgang der Brünelle und ihres Emils, eines holden nunmehr ſechsjährigen Knaben. Eine nicht zu beſiegende Furcht vor des Räthſelhaften angedrohter Rache war die fixe Idee, welche unſere ſchöne Kranke beſtändig quälte, die Franzöſinn blieb um die Unglückliche emſig beſchäftigt, und war es eine unlautere Quelle ſchon, welche dieſe Sorgfalt erzeugte, ſie kam der Geiſteskranken dennoch vortrefflich zu ſtatten; doch die Parze durchſchneidet endlich der Böſen wie der Guten Lebensfaden. Lange hatte jene Brünelle hienieden, ſo viel es ihre beſchränkten Kräfte erlaubten, Unheil geübt und Schlimmes geſtiftet; ſchon ſeit Jahren war ſie hektiſch, die Sechziger hatte ſie überſchritten, Nemeſis warf ſie nun hin aufs Krankenlager, quälte ſie mit furchtbaren Gewiſſensbiſſen und führte ſie höchſt unſanft hinüber ins Land, wo ſchwer böſe Thaten von dieſſeits gerügt werden ſollen.

Gewohnheit hatte unſerer Heldinn der Franzöſinn Umgang zum Bedürfniß gemacht, und der Sinnverwirrten Lage wurde, durch der Brünelle Tod ſichtbar verſchlimmert; ſie blieb allein ſich und ihrer Melancholie überlaſſen und von Tag zu Tag mehrte ſich ihrer Seele zerrütteter Zuſtand.

Nicht beſtimmt war Roſa von dem Looſe des ihr ſo theuer gewordenen Siculers unterrichtet; nicht wußte ſie mit Gewißheit zu ſagen, lebte der geliebte Giovanni noch oder wandelte er bereits im Reiche der Schatten; freilich blieb der reizenden Wittwe Hoffnung gar gering; denn in des furchtbaren Räthſelhaften Gewalt hatte Galuppi ſie verlaſſen müſſen; dieſer Räthſelhafte hatte auch ihr ſchreckliche Rache geſchworen, und doch — Monden waren verfloſſen und keine Spur zeigte ſich irgend von dem einen oder dem andern der Nebenbuhler.

Leicht begreiflich wird es ſinnigen Leſern ſeyn, daß des jungen, leidenſchaftlichen, halb wahnſinnigen Weibes Begierde, in dieſer Dunkelheit Licht zu erhalten, — da ſie vollends der tiefſten Einſamkeit lebte — mit jeder Stunde ſich vermehren mußte.

Wir haben früher, als wir Roſens Erziehungsgeſchichte mittheilten, gezeigt, auf welche Weiſe ihr als zartem Mädchen ſchon verderblicher Materialismus eingeflößt wurde.

Des Mannes ſtärkere und konſequentere Natur vermag zuweilen ſothane fluchwerthe Grundſätze unter allen Umſtänden des Lebens zu wahren, und ſich an der falſchen, wenn ſchon vielleicht nicht der ſchwächſten Stütze, zu behaupten; — anders iſt es mit dem zarten Weibe.

Wohl können auch Damen als Prieſterinn des Syſtemes ſich gefallen, doch wehen des Erdenwallens tobende Stürme — ſtürzt ſchnell des Gebäudes ſchwach aufgeführte Hülle, und wehe dann der unglücklichen Sünderinn; — ſie vermag nicht mehr des balſamiſchen Glaubens heiligen Troſt zu umfaſſen, noch weniger ſich auf der Irrlehren ſchwindelnder Höhe zu erhalten, und unabwendbar ſtürzt ſie dann hinab in die bodenloſen Abgründe des Aberglaubens, der Verzweiflung u. dgl., wo ſo manche Seele ihren Untergang ſchon fand.

Zu dieſer tiefen Wahrheit Belägen konnte man in dieſer Periode unſere Heldinn zählen; ſie war mit ſich, mit ihrem Herzen und ihren Grundſätzen gänzlich zerfallen und ein ſchwaches Rohr ohne Stütze, mitten in der tobenden See neigte ſie ſich hin zu Entſchlüſſen und Meinungen der Raſerei.

Nach dieſen Reflexionen glauben wir es kühn wagen zu dürfen, das jetzt folgende Abentheuer vorzutragen.

— Oft hatte Roſa in ihrer früheſten Jugend ſchon von dem Katzenfräulein erzählen und es als eine bewährte Seherinn in Vergangenheit und Zukunft preiſen hören. Unſere Heldinn, ſpäterhin ein ſtarker weiblicher Geiſt, lachte über des Pöbels Dummheit, wie ſie den Köhlerglauben an der vorgeblichen Zauberinn hehre Fahigkeiten nannte; aber jetzt, — ſollte man es wohl glauben? — fuhr der Geiſteskranken einige Mal der Gedanke durch den Kopf: „Wie, wenn es wirklich Menſchen im Beſitze geheimer Kräfte und höhern Wiſſens gäbe? — wie, wenn dieſes Katzenfräulein in der That unter jene ſeltenen Sterblichen gehörte? — wenn es wirklich im Stande wäre, jene drückende Ungewißheit und die Zweifel alle, welche ſo ſchwer mein Herz belaſten, zu heben? — wahrhaft, ich entſchlöſſe mich um jeden Preis in den magiſchen Kreis der räthſelhaften Sybille zu treten!“

Selbſt ungemein vernünftige Damen, — entſtand erſt dieſes oder jenes Gelüſten in ihrer Seele — ſie ruhen in der Regel nicht, bis die Luſt geſtillt, und wie könnte man ähnliches Benehmen einer närriſchen jungen Dame wohl verargen? — Genug! täglich wurde in Roſa die Neugierde, das berüchtigte Katzenfräulein zu ſehen und zu ſprechen wenigſtens — lebendiger.

In einer dunkeln ſtürmiſchen Nacht befahl die reizende Kranke, den Batard anzuſpannen und ſie nach jenem ſchauerlichen Kirchhofe hinzufahren, auf welchem Katzenfräuleins einſames Häuschen ſtand. Eine alte Dienerinn mußte ſie begleiten. Auf derſelben Treue und Verſchwiegenheit, ſo wie auf des Kutſchers ſeine konnte Roſa bauen, auch verſicherten großmüthige Geſchenke der Vertrauten beſten Willen.

Gerade als die dumpfe Glocke auf dem Thurme der Kirchhofskirche Mitternacht verkündete, erreichte man des Zaubers kleinen Tempel. Der Wagen hielt ſtill und der Kutſcher ſtieg ab, an des Häusleins Thüre zu pochen; das Katzenheer fing an zu miauen und graulich verklangen die Mißtöne im Toben des lauten Sturmes. Lange pochte man vergebens; endlich öffnete ſich eine Luke in der Thüre und das grinzende Meduſenhaupt des Katzenfräuleins erſchien, noch ſchauerlicher ſich darſtellend in der Beleuchtung einer kleinen matt flackernden Lampe.

„Wer ſtört mich armes Mütterlein, ſpät noch in der Stunde der Geiſter?“ fragte die Alte in einem ſchneidenden Tone, der dem verhaltenen Pfeifen des Windes glich.

Beherzt verließ unſere Heldinn den Wagen; ſie nahete ſich der Luke und ſprach ſehr leiſe mit der Zauberinn. Immer mehr und mehr erheiterte ſich der Alten häßliches Geſicht, ſie lachte öfters beifällig und wackelte mit dem grauen abſcheulichen Haupte. Endlich befahl Roſa dem Kutſcher und der Dienerinn, mit dem Wagen außerhalb des Kirchhofes Mauern ihrer zu harren, und ganz allein ſchlüpfte ſie mit Katzenfräulein ſofort in das geheimnißvolle kleine Haus.

Mit wenigen Worten trug Roſa der Alten ihr Begehren vor. Sybille ſollte der thörichten jungen Wittwe den dunkeln Schleier der Zukunft lüften und jene die Vergangenheit in gewiſſen Punkten verhüllende Decke wegſchaffen.

Ruhig hörte das myſtiſche Weib und ließ ſich, nachdem Roſa ſchwieg, alſo vernehmen: „Eine Kleinigkeit, ſchön Töchterlein! wäre es für mich, Dein Verlangen zu erfüllen, doch berathe Dich wohl, ſelten frommt es den Menſchen zu wiſſen, wonach Du ſtrebſt, ſie können die Wahrheit, die nackte, oft die gräßliche, auch nicht zum Beſten ertragen.“

Nicht durch dieſe Warnung abgeſchreckt, bat Roſa dringender noch und verhieß reichlichen Lohn. Die Alte grinzte höchſt fatal und erwiderte zum andern Male: „Biſt ein gar wunderholdes ſüßes Weibelein, die dem Kazzenfräulein wohl gefällt; vermag Dir nichts abzuſchlagen, Goldtöchterlein! doch du darfſt es mir nicht verargen, ich armes verfolgtes Mütterlein muß ſicher gehen, habe große Feinde allerwärts — willſt Du in Vergangenheit und Zukunft ſchauen — traun, kein Sterblicher weiß beſſer denn ich, Dir hierin zu dienen, vorerſt aber, ſchön Weibelein! ſchwöre mir einen Eid, auf keinen Fall in dieſem Menſchenleben eine Sylbe von demjenigen zu ſprechen, was Du von mir hören und bei mir ſehen wirſt.“

Sothanes Anſinnen befremdete unſere Heldinn allerdings, aber nicht vermochte ſie demſelben zu widerſtreben. Sybille ſetzte ein Tiſchchen zurecht, des Gekreuzigten Bild darauf, und mit erhobener Rechten mußte Roſa der Alten eine grauliche Formel nachſprechen, durch welche ſie, bei Gott und Seligkeit, Stillſchweigen über Dinge, die da kommen ſollten, verhieß.

Nach Vollendung dieſer Feierlichkeit hoffte die reizende Wittwe, die Alte würde nun mit ihren Künſten beginnen, doch ſie ſah ſich getäuſcht, denn Sybille ſprach: „Wo denkſt Du hin, mein Zuckerpüppchen! nicht ſo leicht iſt der Blick in finſtre Regionen; bin ich doch nicht ein gemeines wahrſagendes Zigeunerweib, — muß Dein Horoſcopium erſt ſtellen und allerlei Anderes noch vorbereiten, doch gedulde Dich, mein Engelchen! — komm Du nur heute über acht Tage, gerade zu derſelben Stunde, wieder zum alten Katzenfräulein und Zweifels ohne wirſt Du Deine Wünſche erfüllet ſehen."

Nicht angenehm war dieſer Abſchub unſerer Heldinn, indeß ſie mußte ſich fügen und beſchloß vor jetzt nach Hauſe zurück zu kehren. Mit dem kleinen Lämpchen ſah ſie ſich von der Zauberinn unter des Hauſes Thüre geleitet. Die junge Frau zeigte ſich ſchüchtern, indem ſie in Mitten der graulichen Nacht allein über die Gräber der Todten nach ihrem Wagen gehen ſollte, doch Sybille, die Geheimnißvolle, beruhigte ſie grinzend mit den Worten: „Iſt ſüß Weibelein bange — na, na, ſoll auch einen ſichern, einen gar bewährten Begleiter haben."

Die Alte pfiff hier laut gellend auf dem Finger und in mächtigen Sätzen nahete ſich ein ungeheuer großer ſchwarzer Kater; das Katzenfräulein ſtrich ſchmeichelnd des Thieres Rücken, indem ſie dreimal feierlich ſprach:

Herr Baldrianus Zimperlin!
Führ' Weibelein zur Mauer hin.

Herr Baldrianus gehorchte der Herrinn und ging unſerer Heldinn, nachdem ſie das Häuslein verlaſſen hatte, vor, in ſeinem Laufe immer weite Kreiſe beſchreibend, und leuchtende Funken ſprühend leitete der Kater Roſen richtig zur Stelle, wo ihr Wagen weilte, und kaum dort angelangt, war der Schwarze verſchwunden.

Voll Entſetzen erreichte die abentheuerliche Nachtwandlerinn ihre Wohnung wieder; die acht Tage waren dem einmal exaltirten Weibe langſam genug verſtrichen, und in der bezeichneten Nacht zur Geiſterſtunde fuhr ſie pünktlich nach Katzenfräuleins Häuschen auf den Kirchhof hin.

Die häßliche Alte war diesmal ſo gefällig, den erwarteten Gaſt an der Luke ihrer Hausthür mit der brennenden Lampe zu erwarten.

Roſa ſchlüpfte ins Häuschen, ihr Wagen aber mußte, wie beim erſten Beſuche, vom Häuslein und vom Kirchhofe weichen und außer der Mauer ſeiner Herrinn harren.

„Gutes Zuckerpüppchen! hub die Alte an, als man die Stube erreicht hatte, leid thut es mir ſagen zu müſſen, daß ich auch heute Deine Erwartungen nicht befriedigen kann. In eigenen Zeichen biſt Du geboren, ein ſeltſam Loos ſchwebt über Dir; aufmerkſam habe ich alles geprüft und erwogen; vernehme die Bedingung, unter welcher ich allein dunkele Schleier der Vergangenheit und Zukunft lüften will, ja — Goldtöchterchen! es kann dieſes nur geſchehen, weilt Dein Sohn, das holde Kindelein, Dir zur Seite.“

Nicht wenig mußte natürlich Roſen dieſe ſeltſame Förderung befremden. Ihren höchſten Schatz, den zarten Emil, ſollte ſie nach dieſer geheimnißvollen Stätte ſchleppen, ſie widerſtrebte. Die Alte ſagte, die ſchiefen Achſeln zuckend: „Wie Du willſt, Goldtöchterlein! ohne Deines Sohnes Gegenwart vermag ich nicht Deines Lebens geheimes Buch aufzuſchlagen, ſo gebieten die finſtern großen Mächte, deren Sklavinn ich bin; doch beruhige Dich —

nicht ſoll dem zuckerſüßen Knäbelein Leid widerfahren, nicht geſchreckt ſoll es werden, ich vermag ihm ein unſchädliches aber betäubendes Säftlein einzugeben, daß Kindelein nimmer wiſſen, nimmer erfahren ſoll, wo es geweſen.“

Roſa ſchwankte, ſchwankte lange und willigte ein. Sollten Leſer der Leichtſinnigen Benehmen unwahrſcheinlich finden, müßten wir bitten, ſich an der jungen Wittwe Wahnſinn, an ihre wild aufgeregte Phantaſie und ihres Charakters genau bezeichnetes innerſtes Weſen gefälligſt erinnern zu wollen.

Nun wurde das Katzenfräulein ungemein freundlich; mit ſeinem widerlichen ihm eigenthümlichen Lächeln ſprach es wieder: „Thuſt wohl daran, mein zartes Püppchen! auf mich, Dein treues Mütterlein, zu bauen. Sieh, nach dieſer die dritte iſt die berühmte Walpurgisnacht, ein ungemein glücklicher Zufall für Dich, denn in dieſer Nacht leihen jenſeitige Mächte ein vorzüglich geneigtes Ohr weiſer Beſchwörung Formeln, ſtelle Dich nur pünktlich ein, wie gewöhnlich zur Geiſterſtunde, und vergiß vor Allem nicht Dein ſüßes Goldſöhnchen mitzubringen.“

Jetzt ſchickte ſich Roſa zum Rückwege an; die Alte wollte ſie wieder, wie neulich, durch den ſchwarzen Herrn Baldrianus Zimperlin geleiten laſſen, allein unſere junge reizende Frau verbat es, unter dem Vorwande: es leuchte heute ſo hell und klar ja der Mond am Himmel, daß ſie allein ſich ſchon werde zu ihrem Wagen finden können; auch dieſes war Katzenfräulein zufrieden, unſere Heldinn nahm kurzen Abſchied, verſprach in der bezeichneten Nacht zu erſcheinen und eilte ſofort geflügelten Schrittes, nicht ohne geheime Schauer zu empfinden, über die ſtillen Wohnungen der Todten hin.

Ungefähr des Kirchhofes Mitte hatte Roſa erreicht, da trat ihr hinter einem erhabenen Monumente eine große in Leichentücher gehüllte weibliche Geſtalt entgegen, einen blinkenden Dolch hielt die weiße Frau in ihrer Rechten und furchtbar dräuende Blicke ſchoß ſie auf die zitternde junge Frau, deren Herzblut in den Adern ſtockte.

Nach einer langen Pauſe des Schreckens gewann unſere Heldinn erſt ſo viel Kraft und Faſſung wieder um fliehen zu können; die geſpenſtige weiße Frau verfolgte zwar die Fliehende nicht, allein nichts deſto weniger erreichte Roſa mehr todt als lebendig endlich mit Mühe nur ihren Wagen wieder.

Man ſollte glauben, dieſe ſeltſamen Vorſpiele hätten der jungen geiſteskranken Wittwe die Luſt, mit Weſen jener geheimnißvollen Welt in nähere Verbindung zu treten, gänzlich benommen; anfangs ſchien es auch in der That, als ob die gräulichen Erſcheinungen alle, und vorzüglich jene letzte der weißen Frau, Roſa's unſelige Neugierde beſiegen würden, allein es nahete die verhängnißvolle Walpurgisnacht, des Wahnſinnes wilde Phantaſie regte ſich lebendiger, nicht vermochte die Unglückliche zu widerſtehen; — ſie ſchlich in das Schlafzimmer ihres Kindes, hob den holden Knaben aus der Bettſtelle, wickelte ihn vorſichtig in Shwals und Tücher und fuhr mit ihm um die Mitternachtsſtunde, mit Beibehaltung der gewöhnlichen Förmlichkeiten, zum Katzenfräulein hin.

Ungemein feierlich und ſchweigend empfing die Alte die Gäſte; ſie hatte ſich heute in einen langen ſchwarzen Talar gekleidet, auf ihrem grauen Haupte ſaß eine hohe Mütze von gleicher Farbe, mit allerlei ſeltſamen Zeichen geziert, in der welken Hand aber trug ſie einen langen weißen Stab.

Es war nicht zu läugnen: die Tracht und das geheimnißvolle Benehmen gaben der häßlichen Sybille einen imponirenden Anſtrich Grauen erweckender Seltſamkeit. Der kleine Emil entſetzte ſich ob dem Anblicke dieſes Ungethümes und hob heftig zu ſchreien und zu weinen an. Die Alte berührte hierauf mit ihrem ſpitzen Zeigefinger des Kindes Schläfe; auf der Stelle ſchwieg es und verfiel in einen ſanften Schlummer.

Nun führte die Zauberinn die geſpannte Roſa in eine große Stube, welche dieſelbe bisher nicht betreten hatte.

Nimmermehr hätte man ein ſothanes Gemach in dem kleinen Häuslein vermuthet; es ſtach ſonderbar mit der Unordnung, Beſchränktheit und Unreinlichkeit ab, welche daſelbſt übrigens heimiſch zu ſeyn ſchienen.

Es war ein nicht ganz kleiner Saal, welcher unſere Heldinn aufnahm. Der Qualm ſtarker narkotiſcher Räucherungen drang den Eintretenden aus der Thür ſchon entgegen, in des Gemaches Hintergrund verhüllte eine dreifache Gardine von ſchwarzem Flor eine Niſche, und ſeltſame Vorrichtungen und Werkzeuge, zum Gebrauche der Magik eingerichtet, erfüllten den übrigen Raum.

Die Alte beſchrieb, nachdem die Thüren ſorgfältig verſchloſſen waren, in einer Ecke der Stube einen kleinen Kreis mit ſchwarzer Kreide, in welchen ſie unſere Heldinn mit dem Kinde treten hieß.

Nicht ohne Grauen gehorchte Roſa. Die Zauberinn mahnte ſie noch einmal an den ſchrecklichen Eid des ewigen Schweigens, den ſie geſchworen, und warnte ſie dringend, es möge auch geſchehen was da wolle, den Kreis zu verlaſſen, dann ſprach die Alte: „In einem ſolchen Falle wäre meine Macht zu gering Dich zu ſchützen, höheren Gewalten würdeſt Du verfallen ſeyn und Schreckliches könnte geſchehen.“

Im höchſten Grade war Roſa's Phantaſie aufgeregt; ihr zarter Körper bebte heftig und wenig hatte ſie auf der Sybille letzte Worte gehört.

Jetzt nahm die Alte ein ungeheuer großes Buch, in Schweinsleder gebunden, zur Hand, welches dem Anſcheine nach ein paar Jahrhunderte alt ſeyn mochte; die Zauberinn fing an aus dem Folianten in einer ſeltſamen unbekannten Sprache laut und langſam zu leſen, dabei ſchrieb ſie mit ihrem langen Stabe allerlei Zeichen, bald an die Erde, bald in der Luft leeren Raum. Nicht lange währte es, da erhob ſich ein ſonderbares Kniſtern und Wehen, — ein ungemein dichter Qualm erfüllte das Gemach, und im Hintergrunde waren die ſchwarzen, die Niſche verhüllende Schleier unmerklich verſchwunden.

In jenes Dampfes wogenden Wolken ſchwebten leichte und unkenntliche Nebelgeſtalten hin und her, aber allmählich fingen die Geſtalten an ſich mehr und mehr auszubilden, und zu ihrem nicht geringen Schrecken ſah Roſa die verſtorbenen Eltern, den alten Hilſen und deſſen Sohn deutlich in der Rauchwolke vor ſich ſchweben. Unverkennbar blieben die Geſtalten, doch hohl und bleich ſchienen ihre Geſichter und in lange weiße Leichentücher waren ſie alle gehüllt; des jungen Hilſens Schatten dräute mit der hoch erhobenen Rechten furchtbar nach der Stelle hin, wo Roſa weilte, welche ſo heftig zitterte, daß ſie kaum den auf ihrem Arme ſchlummernden Knaben erhalten konnte.

Endlich ſchwanden die Schatten, aber ſchnell bildete ſich in der Wolke eine neue Geſtalt, ſie ſchwebte heran — und wer beſchreibt unſerer Heldinn ſchreckbares Staunen; deutlich ſtand vor ihr — der heißeſten Liebe letzter Gegenſtand, jener ſchöne junge Sicilianer.

Auch Galuppi's Schatten war bleich, und furchtbarer noch anzuſchauen als die übrigen alle. Ein blutiger langer Dolch haftete in dem Buſen der Nebelgeſtalt, und große rothe Tropfen träufelten aus der weiten klaffenden Wunde.

So beweglich und bedeutungsvoll blickte der Geiſt zu unſerer Heldinn hinüber und hob endlich an — leiſe zu ſtöhnen. „Roſa!" klang es kläglich aus der Wolke, und die Unglückliche, ihrer zerrütteten Sinne nicht länger mächtig, taumelte mit dem Rufe: o mein armer Giovanni! über die ſchmale ſchwarze Grenze des Zauberkreiſes.

Ein ſchrecklicher lauter Schlag erſchütterte in demſelben Augenblicke das ganze Gemach; alle Geräthſchaften ſtürzten um; — die Nebelgeſtalt und das Katzenfräulein waren verſchwunden. Der Erdboden öffnete ſich, und langſam ſtieg aus der Tiefe herauf — dieſelbe majeſtätiſche weiße Frau, welche neulich ſchon unſerer Heldinn auf dem Kirchhofe entgegen getreten war. Mit wüthender Gebehrde riß die weiße Frau Roſen — das ſchlafende Kind aus den Armen, und im Nu — verſank die Erſcheinung ſammt dem Knaben wieder in den Boden, der ſich ſchnell über ihr ſchloß. — Mit einem ängſtlichen Schrei fiel die unglückliche beraubte Mutter ohnmächtig zuſammen.

Zweites Kapitel.

Herr Sigismund Strelt und ſeine Pflegekinder.

Sceglier colei, in cui collocare il tuo cuore, non è in mano tua; Amore la ti mostrerà, quando meno il penserai, e tu non potrai fare, che ella non ti piaccia.

Algarotti.

Diejenige zu wählen, welcher Du einſt Dein Herz geben willſt, ſteht nicht in Deiner Hand; Liebe wird ſie Dir zeigen; wenn Du am wenigſten daran denkſt, und Du wirſt es nicht hindern können, daß ſie Dir nicht gefalle.

An dem Fuße des furchtbaren alten Feuerkeſſen Aetna, in den Gefilden der großen ſchönen Stadt Catania, — an den fruchtbaren und blühenden Ufern der grünen Spiegelſee,

auf der Ceres grünumkränzten Matten,
wo Granat und Oleander glühn,
Myrthen ſich und zarte Mandeln gatten,
glänzend wie Opale und Rubin;
wo des klaren Himmels lichter Schimmer
auf azurne Wellen niederblickt,
wo um dreifach tauſendjähr'ge Trümmer
einen ſtillen Kranz der Ephen ſchlingt:

dort, — auf der ſanften Anhöhe in Mitten eines duftigen Orangenwäldchens erhebt ſich eine herrliche Villa, deren Lage vielleicht eine der romantiſchſten Europens iſt.

Von der einen Seite überſieht man aus der Villa hohen Bogenfenſtern die ganze ungeheuere alterthümliche Stadt Catania; man überblickt das unermeßliche Amphitheater, jenes Theater, Odeum und die Bäder der Alten. Durch die labirinthiſche Straße della Colonna ſchweift der trunkene Blick dahin, um in des Meeres ſchäumender Fluth zu verſinken.

Von einer andern Seite genießt man einer ganz freien Ausſicht nach der tanzenden See weit ausgebreiteter Fläche hin, und ſchwellende Segel erſcheinen dem lüſternen Auge in weiter Ferne und nahen ſich majeſtätiſch mehr und mehr; im Hintergrunde aber vollendet der rauchende Aetna ein Tableau, welches würdig zu malen kaum dem Pinſel eines Lorrain gelingen dürfte.

Dieſer Götterſitz war das Eigenthum — eines Deutſchen, des alten würdigen Kaufmanns Sigismund Streit, eines gebornen Berliners.

Ein zarter Jüngling noch, hatte Streit die Vaterſtadt, mit ſechs Dreiern in der Taſche, verlaſſen. *)

Das Erreichen hoher weltlicher Glücksgüter zu hoffen, dazu hatte der Zufall unſern Streit keineswegs ermächtiget, denn neben der höchſten Armuth war des Jünglings Körper ſelbſt von Mutter Natur ſtiefmütterlich genug beachtet. Mit zwei berühmten Männern hatte Sigismund allerdings Aehnlichkeit, doch eine ſothane Analogität kam dem

---

*) Des Herrn S. Streit, jenes braven Mannes, welchem das Gymnaſium des grauen Kloſters zu Berlin ſeine Stiftung verdankt, eigentliche — wenig bekannte — Lebensumſtände, ſind hier im Allgemeinen richtig angegeben. Was aber chronologiſche Verhältniſſe betrifft, — in dieſem Punkte dürfen billige Richter mit dem freien Romanſchreiber es freilich genau nicht nehmen;

jungen **Berliner** wenig zu ſtatten. Ein ſogenannter bedeutſamer Verdruß auf dem Rücken erinnerte, wenn man **Streiten** ſah, an den unübertroffenen phrigiſchen Fabeldichter, und das Stottern ſeiner ſchweren Zunge zu beſiegen, war ihm minder glücklich als dem Redner **Demoſthenes** gelungen. Doch — was vermag nicht der Menſch Alles, — wenn Luſt zur Arbeit und Ausdauer, — der Tugend echte Geſchwiſter — in ſeinem Buſen wohnen?

Nicht mit dem Degen in der Fauſt, ſondern mit einem ſchlechten Dornenſtocke in der Hand und einem magern Ränzlein auf dem Rücken nur — focht ſich der arme **Sigismund** bis nach **Venedig** hin, welcher Stadt damals noch mit Recht der ſtolze Name, **einer Herrſcherinn**, gebührte.

Ein ungemein ſchlecht belohntes armſeliges Schreiberlein, trat der junge Berliner hier bei einem hartherzigen Handlanger der **Themis** in Dienſt; ein Zug ſeltener Ehrlichkeit, dem heimtückiſchen Italiener mehr noch auffallend als dem biedern Deutſchen, machte den kleinen bucklichten **Streit** mit einem der erſten Kaufherrn der Seeſtadt bekannt, deſſen ſchwer beladene Flotten in allen Weltmeeren ſchwammen. Der Banquier nahm den armen Jüngling in ſeine Dienſte; die Natur, ſtets konſequent, hatte Sigismunden mit deſto mehr Scharfſinn und Faſſungsvermögen dafür belohnt, daß ſein Aeußeres mißgeſtaltet; Fleiß und eiſerne Ehrlichkeit geleiteten hier — ein eben nicht ganz gewöhnlicher Fall — das Genie, und es konnte nicht fehlen auf dieſe Art: — der junge Berliner begriff Merkurs feinſte Künſte ſchnell und leicht, ward des braven Wohlthäters zuverläſſigſte Stütze und bald auch ſein erſter Freund.

Großmüthig pflegte jener brave venetianiſche Wechſelherr treue brauchbare Diener zu belohnen; bedeutſamere Gebieter hätten ſich hierin dieſen Kaufmann füglich zum Muſter nehmen können. Streit war ſparſam, und nach Verlauf eines Dezenniums hatte er bereits ein namhaftes Kapitälchen in allen Rechten und Ehren zuſammengebracht. Der edle Dienſtherr, dem niedern Egoismus ſtets entfremdet, feuerte den fähigen Kommis ſelbſt an, ſich unabhängig zu machen und auf eigenes Riſiko Geſchäfte zu unternehmen. Gern horcht ein höher ſtiegender Genius ſothanen

Vorſchlägen; Fortuna zeigte ſich nun dem Berliner ungemein günſtig, er ſpekulirte aber, wenn ſchon kühn, doch auch fein und richtig. Bedeutſame Summen gewann der Emporkömmling, und das Sprichwort: „Wo Tauben ſind, fliegen Tauben zu,“ ſchien hier ſich beſtätigen zu wollen und, um uns kurz zu faſſen, berichten wir nur noch, daß Streit, nachdem er das ſechszigſte Lebensjahr erreicht hatte, beinahe eine volle Million venetianiſcher Dukaten kommanditte.

Der kluge brave Berliner hatte das ſeinige gethan; nun beſchloß er in philoſophiſcher Ruhe ſeiner Tage Reſt zu beſchließen, und in dieſer Abſicht kaufte er die oben beſchriebene reizende Villa an des Aetna's Fuße.

Unſer zu früh in's Reich der Schatten geeilter vaterländiſcher Dichter, Herr v. Collin ſang einſt:

„Wen auf des Lebens ſteilem Pfade,
Die Kunſt begleitet und die Liebe,
Dem blüht, wie ſich auch Stirn und Wange furchen,
Aus freiem Geiſte, vollem Herzen,
Mit immer friſchem Glanz und Dufte
Die Jugendroſe.“

In unſeres Philoſophen Streit Buſen lebte der güldenen Worte Sinn lebendig. Kaum war er in ſeinem Aſyl, in des alten Vulkans Nachbarſchaft, einigermaßen nur eingerichtet, da ergab er ſich mit voller Seele ſeinem Lieblingsſtudium, jenem nämlich der Archäologie. Nur wenig hatte der Weiſe ſich bisher auf dieſem Felde der Luſt ergangen, denn die trockene Ziffer — ſeiner ehemaligen Beſtimmung Embleme — nahmen der Zeit köſtlichſten Theil ſtets in Anſpruch; doch hatte der Berliner ſchon anderwärts nicht Urſache, jenen heilbringenden, von Manchen leider leider nur zu wenig beachteten, Hieroglyphen zu grollen, denn ohne ſie wäre ihm nimmermehr in des Lebens Herbſt die ſorgloſe Muſe geweſen.

Was nun aber die Liebe betrifft! — hätte wohl eine ſolche ehrliche, eine ſolche kindliche Seele ohne des Himmels erhebendes Gefühl beſtehen können?

Verehelicht war Streit nie geweſen; mit Hohn betrachteten die ſtolzen reizenden Grazien der hehren Italia den armen berliniſchen Aeſop; als er freilich Schätzen zu gebieten hatte, änderte ſich das Blättchen ſchnell und — unter allen Himmelsſtrichen beſeelt ja die Weiber gewöhnlichen Schlages ein gleicher Geiſt! — wohl manche gar ſchöne und junge venetianiſche Jungfrau hätte nicht einen Augenblick Anſtand genommen, ihre Hand dem betagten Manne zu reichen, der im Stande war, den häßlichen Höcker mit Gold zu bedecken. Der junge arme Aeſop war verächtlich von dem Geſchlechte behandelt worden, welches ſich ſo gerne das ſchöne und zart fühlende nennen läßt, der reiche Alte aber bekam öfters von jungen reizenden Damen Schmeicheleien zu hören, und nicht ſelten fühlte er von kleinen runden Sammthänden ſeine welken und ausgetrockneten gar ſanft und heimlich gedrückt.

Nicht ein weiſer Mann, nein ein Thor wäre Streit — dieſes würdige Gegenſtück des alten Hilſen *) — geweſen, hätte er ſich

---

*) Eine ungewöhnliche Eigenheit dieſer Geſchichte mag es gelten, daß darin zwei Charaktere — jener des alten Hilſen und dieſer des Sigismund Streit — aufgeſtellt werden, welche ſich unverkennbar ähneln, allein der Verfaſſer handelte nicht ohne Sinn und Plan. Ein ungemein ſchwieriges Unternehmen bleibt es in der Malerei, eine vom Mond erhellte Landſchaft auch noch durch Fackelſchein zu beleuchten; — leichter laſſen ſich Kontraſte

ſich durch leidigen eiteln Schein blenden laſſen; nicht nur, daß der Philoſoph feſt beſchloſſen hatte, ſich nun in ſeinem Alter nicht mehr zu verehligen, möchten wir beinahe behaupten: Auch in ſeine Bruſt dürfte einige Bitterkeit gegen das andere Geſchlecht überhaupt eingezogen ſeyn, doch eines Gegenſtandes zärtlicher Anhänglichkeit bedarf jedes, — ja ſelbſt ein kaltes Herz; aus dieſem Grunde ſieht man gewöhnliche, ſelbſtſüchtige und erbärmliche Hageſtolze Sklaven alter ekelhafter Hunde, oder ängſtliche Tauben- und Vögelwärter werden, wenn ſie ſich nicht einer andern geringfügigen Sache leidenſchaftlicher da-

---

Kontraſte ſchaffen, denn allerwärts ſpringen ja Licht und Schatten in die Augen, aber Licht neben Licht — die Leitung bleibt kein Kinderſpiel — dem Farben- wie dem Seelenmaler, und hier gilt es die feinſten Nüancen zu beachten.

Uebrigens wurden unſere Charaktere beide nach dem Leben kopirt, und wir rathen jungen Leſern — welchen vielleicht chimäriſche Abentheuer anderweitiger Romanhelden die Köpfe verdrehten — ſich kühn an dem Leben und den Schickſalen dieſer beiden Sonderlinge zu ſpiegeln. Das Reſultat dieſes Beſchauens kann nur die Ueberzeugung ſeyn: daß Fleiß, Redlichkeit und Thätigkeit die einzigen Talismane ſind, welche in allen Regionen der Welt allein es vermögen, das möglichſte bürgerliche, wie das Seelenglück des Menſchen feſt zu gründen.

hingeben, — aber ein höheres Streben verfolgen edle Seelen.

Der würdige Herr Sigismund Streit hatte zwei ſchöne Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, an Kindesſtatt angenommen; die Art, auf welche er dazu gekommen war, dieſer armen verlaſſenen Würmchen Wohlthäter und zweiter Vater zu werden, war in der That ungemein ſeltſam und romantiſch — doch nein, uns und den ſinnigen Leſer nicht zu ſehr zu verwickeln, beſcheiden wir uns für dies Mal, dem regelmäßigen Laufe der Geſchichte nicht vorzugreifen.

Wilhelm, Herrn Streits Pflegeſohn, hatte bereits das zwölfte Lebensjahr ohngefähr zurückgelegt und Laura, das angenommene Töchterlein, mochte das zehnte erreicht haben, als man die Villa bei Catanien bezog.

Beinahe ſechs Jahr mochten es nun bereits ſeyn, ſeit jene ſonderbaren Zufälle dem braven Streit beide Kinder ſchnell nach einander zugeführt hatten.

Der kleine blonde Wilhelm ſtammte unverkennbar von deutſchen Eltern ab, denn nur dieſe Sprache verſtand der Kleine, als er ein ungefähr ſechsjähriger Knabe, ein Fündling, in Streits Hände kam. Wie freute ſich der Edle, der Heimath wohl bekannte ſüße Laute aus dieſes holden lieblichen Kindes Mund wieder zu vernehmen; ſein Entſchluß war auf der Stelle gefaßt, — konnten des Knaben Eltern nicht ausgemittelt werden, — wollte er ihm Vater werden.

Furchtbare Geheimniſſe mußten hier walten; denn des Kindes Phantaſie war zerrüttet und es ſprach allerlei ſeltſame Dinge unter einander, aus welchen der aufmerkſamſte Menſchenkenner nicht Reſultate über des kleinen Knaben eigentliche Herkunft und Heimath zu ſchöpfen vermochte. Streit nannte ihn Wilhelm, nahm ihn zu ſich und ſorgte väterlich für ſeine Bedürfniſſe und ſein wahres Wohl.

Sonderbare Erſcheinungen und Verwickelungen kommen in der That zuweilen im menſchlichen Leben vor; die regſte Phantaſie könnte ſie oft nicht ſo ſeltſam erdichten und fügen, als ſie ſich öfters ereignen. Auf eigenen Wegen ſchien die Vorſehung einen trefflichen Mann, dem ſie Schätze geſchenkt, aber das Glück verſagt hatte, Vater zu werden — ſtets entſchädigen zu wollen.

Seit wenigen Monden war Streit erſt des kleinen Wilhelms Pflegevater geworden, da führte ihm ein undurchdringliches Geſchick einen zweiten Fündling in dem Pfade ſeines Lebens entgegen; dies Mal war es ein holdes, wunderſchönes Mädchen, von kaum vier Jahren. Die Kleine ſtotterte die welſche Sprache und zwar in ſicilianiſchem Dialekte. Streit dachte: Leicht pflegen Eltern, wurde ihnen nur ein einziges Kind — daſſelbe zu verziehen, mir könnte gleiches begegnen, beſſer daher ich baue, menſchlicher Schwäche nicht vertrauend, vor, und ſchaffe ſtatt einem Kinde mir ſogleich ein Pärchen an. — Der Konſequente machte ſchnell den Plan zur That, auch den zarten weiblichen Fündling nahm er an Kindesſtatt an, ihm den Namen Laura ſpendend.

Mit ganzer liebevoller Seele gab ſich der brave Berliner nun der Erziehung ſeiner Pflegekinder hin; in Venedig zwar, die höchſte Leitung ſeiner bedeutſamen Handlungsangelegenheiten leitend, konnte er weniger Stunden dem ſüßen Geſchäfte weihen, allein — es, wurde für den kleinen Wilhelm ein würdiger eigener Hofmeiſter, für die niedliche Laura aber eine erprobte Gouvernante angenommen, und nimmermehr verlor der zärtliche Pflegevater die geliebten Kinder aus den Augen.

Seine ſchönſte Erholung blieb es, konnte er Abends nach vollendeten Geſchäften mit den Kleinen tändeln, plaudern und koſen. Allerliebſte Kinder waren Wilhelm und Laura in der That; ſie ſchloſſen ſich gar frühzeitig mit holder Zärtlichkeit an einander, das Mädchen lernte von Väterchen und Wilhelm ſpielend die deutſche Sprache, und ein Hochgenuß eigener Art war es dem ehrlichen Streit, mitten in Venetias Mitte der Väter Mundart mit jenen lieblichen Unſchulden ſchwatzen zu können.

Die nähere Weiſe, auf welche beide Kinder in des braven Streits Hände geriethen, wird der Geſchichte Verfolg erläutern; der Gewiſſenhafte gab ſich zwar einige Mühe der Findlinge vielleicht noch lebende Eltern auszukundſchaften, allein fruchtlos blieben dergleichen Bemühungen, welche der Pflegevater freilich eben nicht lange und eifrig betreiben mochte, indem ihm ſchon der Gedanke nur, die geliebten Kinder wieder herausgeben zu müſſen, peinlich wurde.

Daß Streſt, obwohl noch ein gar geſunder und rüſtiger Mann, ſeine Geſchäfte aufgab und ſich nach der Villa bei Catanien zurückzog, — an dieſem Entſchluſſe hatte der Wunſch, ſeinen Pflegekindern ein ſorgſam liebender Vater im ganzen Sinne des Wortes ſeyn zu können, großen Antheil.

Das Alter, in welchem die Kinder um jene Zeit ſtanden, wurde oben bereits angegeben, und pflegt man ſchon in Teutonia dieſes Alter ein kindiſches noch zu nennen, ſo verhält ſich dieſes anders in jenen blühenden Gefilden, in welchen die üppigſte und ſchnellſte Vegetation Menſchen wie Blumen auszeichnet.

Dort aufgewachſen regen ſich in zehnjährigen Mädchen bereits die bang-ſüßen Gefühle unſerer achtzehnjährigen Jungfräulein, und Durſt nach Thaten bewegt des zwölfjährigen Knaben Bruſt. Doch es wird Zeit, daß wir Wilhelm und Laura nach ihrem phyſiſchen und pſychiſchen Werthe dem Leſer endlich näher ſkizziren.

Jenem Amor glich der Knabe, welchen ſinnige Künſtler nicht als Kind, ſondern im erſten leiſen Uebergange zum Jünglinge darſtellten.

Ebenmaaß und derbe Zartheit charakteriſirte ſeinen Bau; üppige güldene Locken umwallten das ſtolz gehaltene Haupt; das blaue Auge blickte hehr und klar — die Naſe ſchien dem Alcibiades geraubt. Was vor Allem aber an Wilhelm gefiel, das war ſein Mund, der roſigt aufgeworfene und doch ſein gebildete daneben, und dieſen Mund umzückte ein wehmüthiges Lächeln zuweilen, welches ihm, wenn er hätte bitten wollen, alle Herzen hätte gewinnen müſſen.

Einen Feuergeiſt hatte die große Schöpferinn dieſem Jünglinge verliehen; früh wurde er ernſt; Plutarch war des Knaben Lieblingsbuch ſchon — Heldenmuth ſtrahlte aus ſeinen Augen und bezeichnete alle ſeine Bewegungen und dann offenbarte der kühne Junge doch wieder ſo viele Sanftmuth und herzliche Kindlichkeit, daß Ausbrüche des kühnen Gefühles wilder Kraft nicht recht zur Reiſe kommen konnten; ein unvertilgbarer Hang zur höchſten Schwärmerei war in des Jünglings ſich allmählig bildendem Charakter vielleicht eine Schattenſeite, welcher auch Vater Streit, wenn ſchon mit wenig Glück, kräftig entgegen arbeitete.

Dagegen konnte die junge Laura ihre italiſche Abkunft nicht verläugnen; an ſchlankem Wuchſe und zarter Bildung war ſie dem ſchönſten und jugendlichſten Mandelbäumchen zu vergleichen; hatte ſchon die ſüdliche Sonne ihre Haut ein wenig gebräunt, ſo bildeten dennoch die kaſtanienbraunen ſchwellenden Haarflechten, die alabaſternen reizend gerundeten Schultern, der kräftige Nacken und das kleine mit Roſen und Lilien ſanft übergoſſene und dennoch edel gehaltene Köpfchen zuſammen ein Ganzes, welches gefühlvolle Schauer mit ſtiller Sehnſucht erfüllte. Aus ihren groſſen ſchwarzen Augen ſprachen ſtets Leidenſchaft und treue Freundlichkeit — zuweilen nur reizende Schalkheit; immer aber ſchaute man durch dieſe leuchtenden Seelenpforten in eine ahnungsreiche Ferne voll Liebreiz und anmuthiger Schwermuth.

Auch das reizende Mädchen charakteriſirte das beſte Herz, allein leicht loderten in ihr Leidenſchaften, beſonders ebenfalls ſchwärmeriſche, auf, und für die Folge waren hier Extreme zu erwarten, von welchen ſich jetzt ſchon zuweilen Spuren zeigten, denn wehmüthig konnte Abends **Laura** ſitzen und die letzten Strahlen der Sonne voll Schwermuth ſcheiden ſehen, plötzlich aber umwandelt glich ſie dann wieder einer begeiſterten Bachantinn, wenn ſie zu des Tambourins ſchallenden Ton mit den ſchönen, runden, hoch empor gehobenen Armen die **Tarantella** *) tanzte.

Wilhelm lebte in **Laura** — ſie in ihm. Unzertrennlich waren die Kinder ſtets. Bevor der alte **Streit** noch **Venedig** mied, wurden Hofmeiſter und Gouvernante entlaſſen, denn der Pflegevater wollte auf der Villa, an des **Aetna** Fuß, mit den geliebten Kindern allein leben, und die letzte Hand an ihre Ausbildung zu legen — dies ſchöne Geſchäft möchte er ſelbſt ſich nicht rauben laſſen.

---

*) Eine **alt=italieniſche** von mir zum **erſten Male** ins Deutſche übertragene Novelle giebt Aufſchluß über die Natur und den Urſprung dieſes eigenthümlichen Tanzes. Jene Ueberſetzung befindet ſich bereits im Freimüthigen (Jahrg. 1820 in den Nrn. 100 und 101) abgedruckt.

Ein wirklich idylliſches Leben hob die kleine Familie dort in Cataniens Gefilden an zu leben. Sanft und liebreich unterrichtete der weiſe und viel erfahrene Sigismund die theuern Pfänder ſeines Edelmuthes; die Stunden des Unterrichts wurden ihm wie den Kindern, die ihn mit rührender Anhänglichkeit liebten, zu Momenten der Wonne.

Hatte der Unterricht geendet, ſo überließ ſich der weiſe Alte der Ruhe oder er weihete ſich ſeinen eigenen ernſtern Studien; dann ſchweiften Wilhelm und Laura Hand in Hand umher im Orangenwalde, im Garten und Park oder an den blühenden Ufern des Meeres; Tage verſtrichen den Kindern auf dieſe Art, ohne daß ſie wußten, wo ſie geblieben — welche Feder möchte es wagen, von ihrem Glücke zu ſchreiben; ſie liebten — ſie liebten mit des Gefühles erſter Heftigkeit, ohne es zu wiſſen; Stundenlang konnten ſie neben einander ſitzen ohne ein Wort zu verlieren, es ruheten die Hände in einander, es haftete Auge im Auge — die Kleinen ſchienen der Erde entrückt, ihnen war ſo wohl und doch ſo wehe. Oft endete die Scene damit, daß ſich des Mädchens Auge mit Thränen füllten, dann fragte der Jüngling ſo weich und theilnehmend: „Liebe Laura! Du biſt wohl krank?“ — „ach nein, guter Wilhelm! erwiederte dann die Kleine und ihr Köpfchen ſank an des Knaben Schulter, mir iſt ſo wohl, ſo innig gut und wohl.

Kühn konnte Streit die Kinder ſich überlaſſen, denn über ihnen wachte der reinen Unſchuld lieblicher Genius; noch hatten ſich nicht einmal ihre zarten Lippen berührt.

Ein Paternoſter war um Laura's Hälschen gewunden, als ſie, ein vierjähriges Kind, das Glück hatte, in des braven Siegismunds Hände zu fallen. Streit war Proteſtant, aber ein aufgeklärter Mann. Jenes bei dem Kinde vorgefundene Zeichen und ſeine erweisbare Abkunft von italiſchen Eltern ließen es nicht bezweifeln, daß des Mädchens angeſtammter Glaube der chriſtkatholiſche ſey.

Der brave Streit, überzeugt, daß jeder Glaube den Menſchen beglücken könne, wenn er reinen Herzens nur — hielt ſich nicht für berechtiget, das Kind in einer andern Religion als in jener ſeiner Väter erziehen zu laſſen.

Zweifelhaft blieb es dagegen, in welchem Glauben der kleine **Wilhelm** geboren war, denn das Kind ſprach deutſch, und in Teutonia giebt es der Glaubensgenoſſen verſchiedene, auch trug der Knabe nicht, wie die Kleine, ein erläuterndes Zeichen an ſich; **Streit** hielt es aber bei der Mehrzahl der Katholiken, welche Deutſchland bewohnen, für wahrſcheinlich, daß auch der Knabe von Papiſten gezeugt und geboren; ferner ſchien es nicht rathſam, den Kindern, welche ſich einſt als Geſchwiſter lieben lernen ſollten, verſchiedenartige Glaubensmeinungen beizubringen; — kurz dieſe Reflexionen alle beſtimmten den philoſophiſchen **Streit**, ſeine Pflegekinder in der herrſchenden Religion des Landes, wo er ſein Glück gemacht, in der katholiſchen nämlich, erziehen zu laſſen.

Ungemein frühzeitig ſendet man in Italien, wie in allen katholiſchen Ländern überhaupt, die Kinder zum Tiſche des Herrn. Dieſem Gebrauch widerſtrebte Streit in Betreff ſeiner Pflegekinder ernſtlich, denn der fromme Mann ſprach: „das heilige Geheimniß des Abendmahles — es bleibt des Sterblichen Bindemittel mit dem Allerheiligſten, was über den Sternen waltet; es iſt die Himmelsleiter, die geiſtige, auf der unſere Seelen ſich gleichſam erſchwingen zu der reinen Gottheit Aether — und ein ſolches wichtiges Geheimniß kann und ſoll der Menſch nur erfaſſen, wenn er mündig an Geiſt und Körper iſt.“

Stets handelte Streit ſeiner innern Ueberzeugung gemäß, und man bewohnte bereits ſeit längerer Zeit die Villa bei Catanien, als der weiſe Sigismund die Pflegekinder erſt für würdig und verſtändig genug hielt, des Glaubens heiligſte Weihe zu empfahen.

Einem frommen alten Pater blieb es überlaſſen, das Pärchen zu dieſer Weihe vorzubereiten, und der hochehrwürdige Greis wurde ſelbſt erbaut von der Aufmerkſamkeit und Andacht, mit welcher die ſeltenen und verſtändigen Kinder ſeinem Unterrichte lauſchten.

Endlich nahete der Tag der Feier. Mit Roſen geſchmückt wandelten Wilhelm und Laura nach Catanien in des Herrn großen prächtigen Tempel. Es war ein Sonntag; eines der höchſten Kirchenfeſte ward gefeiert, und mehrere zarte Jungfrauen und Jünglinge ſollten heute zum erſten Male des Herrn heiligen Leib empfahen.

Jetzt ertönte die koloſſale Orgel des herrlich geſchmückten Tempels in vollen mächtigen Accorden, Trommeten ſchmetterten und Pauken wirbelten — der greiſe Erzbiſchof erſchien hinter einem feierlichen Prieſterreigen im feſtlichen Ornate, — das hohe Amt begann.

Wilhelm ſtand Lauren gegenüber, ſein Auge ruhte in dem ihren und in der Kinder Seelen fing es an zu tagen; doch waren es Gefühle von dieſſeits nicht, welche die Seligen erhoben zu überirdiſcher Klarheit, nein es war Vorahnung des nahen Glückes, der unausſprechlichen Wonne, welche Engel bei der ewigen Anſchauung des göttlichen Lammes durchbringt. Leſer, jener Kirche zugethan, naheten ſie einſt mit reiner Seele zum erſten Male dem heiligen Geheimniſſe und war ihr Geiſt einer ſchwärmenden Erhebung fähig — ſie werden im Stande ſeyn dieſe Schilderei zu begreifen.

Endlich erſchien der Weihe glücklichſter und höchſter Moment; paarweiſe ſchritten die Jungfrauen und Jünglinge mit niedergeſchlagenen Augen und andächtig gefalteten Händen feierlich und langſam dem Hochaltare entgegen.

Unter ſanfter Begleitung der Orgel ſangen ſchmelzende zarte Stimmen oben im Chor; es tönte wie der Sang der Engel, und wie tönende Metallglöckchen klangen rührende Altſtimmen vor:

O Herr! ich bin nicht würdig
Zu deinem Tiſch zu gehn,
Doch mache du mich würdig,
Erhör' mein kindlich Flehn;
O ſtille mein Verlangen,
Du Seelen-Bräutigam!
Im Geiſt dich zu empfangen,
Dich — wahres Oſterlamm!

Jetzt hatte man das Altar erreicht; die Kommunikanten ſtürzten auf die Kniee. **Wilhelm** und **Laura** knieeten dicht neben einander, doch ſie wurden davon nichts gewahr, denn ſchon gehörten die erhobenen Seelen dem Körper nicht mehr an. Voll bebenden Entzückens und mit zerknirſchtem Herzen empfingen die frommen Kinder den heiligen Leib, dann ſtürzten ſie nieder mit den Geſichtern auf des Altars Stufen, und in roſigten Wolken unter der Engel harmoniſchen Melodie ſchwangen ſich die beſeligten und hoch erquickten Seelen hinan zur ewigen Klarheit.

Die Orgel ſchwieg, die Chöre der herrlichen Sänger verſtummten, der Gottesdienſt war geendet und allmählig fingen die jungen Schwärmenden an ſich zu erholen, denn ach — nicht zu lange vermag hienieden der Seele Verzückung zu währen.

Wilhelm und Laura erhoben ſich, — ſie fühlten ſich neugeboren; unter Thränen lächelnd, rein und klar wie Seraph und Cherub, blickten ſie ſich an, dann reichten ſie ſich die Hände und gingen — nein ſchwebten in ihre Villa zurück.

Dort angelangt ſtürzten ſie Beide, von hehren Gefühlen überwältigt, an des Vaters Bruſt und hoch gerührt ſchloß der Greis die geliebten Pflegekinder in ſeine Arme.

Eine gewiſſe Feierlichkeit wohnte den ganzen Tag über den Kindern bei, ſie ſchienen nicht mehr dieſelben zu ſeyn, ein neues Gefühl hatte ſie umſchattet.

Abends ſaßen Wilhelm und Laura im Parke auf einer erhabenen Terraſſe, von welcher man der freieſten Ausſicht in die weite See genoß.

In herrlichſter Pracht verſank die große goldene Feuerkugel in die Thetis, und lange ſchweigend ſahen die Kinder dem erhabenſten aller Schauſpiele zu.

Beide waren ungemein weich und ſanft geſtimmt; Laura war die erſte, welche das Schweigen brach. Sie hob an: „Haſt Du wohl gehört, lieber Wilhelm! was Vater heute ſprach? — er meinte, Du würdeſt nun bald Mann werden und müßteſt daran denken, eine eigene Beſtimmung zu wählen, dann — fuhr das Mädchen erröthend und leiſer in ſeiner Rede fort — dann wirſt Du wohl unten im Thale ein Häuschen bauen und — dann — mußt Du eine Hausfrau auch nehmen?“

Voll Spannung blickte der Jüngling die Jungfrau an; nach einer langen Pauſe fragte Laura wieder mit niedergeſchlagenem Auge kaum vernehmbar und mit Mühe Thränen unterdrückend: „Du haſt Dir, lieber Wilhelm! gewiß ſchon ein gutes Mädchen — auserſehen“ —

„Du, Du, Du — biſt es allein — Du — oder keine werde die Meine!„ unterbrach hier der Jüngling ſtürmiſch das Mädchen, und in einem Nu lagen ſich die glücklichen

Kinder unwillkührlich in den Armen; zum erſten Male berührten ſich die reinen Lippen, — zum erſten Male pochte **Wilhelms** Herz an Laurens Buſen; wonnigliche Schauer durchbebten Beider Glieder, lange — lange dauerte der liebliche Moment der Weihe in Eros lieblichem Tempel, und ſo ſelig als am Morgen in dem Gotteshauſe ſchwebten die jungen trunkenen Seelen in überirdiſche Verzückung hinüber.

Plötzlich fühlten ſich beide Liebende ſanft berührt, erſchrocken fuhren ſie auseinander, zugleich ſich wendend. Der gütige Pflegevater ſtand lächelnd hinter ihnen. Er ließ den Ueberraſchten Zeit ſich zu erholen, dann ſprach er voll Rührung mit ſanft bewegter Stimme:

„Wie gern, Ihr guten lieben Kinder! möchte ich ihn ſegnen Eurer Liebe ſchönen Bund, allein Ihr wißt es, keines von Euch Beiden iſt mein leibliches Kind.

Leiſe Andeutungen, wo Eure Eltern zu ſuchen und vielleicht zu finden, ſind mir geworden, allein — ſtrafbar bin ich wohl — zu ſchrecklich war mir der Gedanke, meine Vaterrechte an Euch zu verlieren, von meiner Seite Euch wieder geriſſen zu ſehen, ich verfolgte jene wenn ſchon gar ungenügende Nachrichten nicht. Doch jetzt, beim Eintritte des wichtigſten Momentes Eures Lebens, erlaubt mein Gewiſſen mir länger nicht unthätig zu bleiben. Mit Eifer will ich die ſchwachen Spuren verfolgen, die mir eröffnet ſind. Finden ſich Eure Eltern, dann eile ich mit Euch zu ihnen hin, ihre Füße zu umfangen und ſie zu bitten, Eure Liebe ſegnen zu wollen; bleiben alle meine Nachforſchungen fruchtlos, dann ſind meine Vaterrechte feſt begründet, — Ihr theilt Euch in meine Habe, bleibt meine Kinder und fröhlich lege ich Eure Hände in einander. Bis dahin, ſo ſchloß der würdige Greis ſeine Rede, bis dahin hoffet und betet, daß der Allerhöchſte Eure heißeſten Wünſche erhöre.“

Betrübt ſchwieg der Vater hier; Wilhelm ſtarrte wild hinaus in die weite See, krampfhaft zuckte ſein Mund; Laura bedeckte mit der kleinen runden Hand die ſchönen Augen und fing heftig zu ſchluchzen an.

Drittes Kapitel.

Der Zauberinn Tod und deſſen Folgen.

Rings im Dampf lag ich zu Gottes Füßen
Hoch auf Aetna's ſchwarzen Donnerhöh'n,
Prachtvoll Himmel, Erd' und Meere ließen
Mich ſein Antlitz ohne Decke ſehn.

Leſer, welche Spannung überhaupt nicht lieben, dürften uns grollen ob der ſeltſamen Verwickelungen, mit welchen unſerer Geſchichte zweiter Theil begann, und ſothanen Leſern zu Gunſten wollen wir ſchnell den verlorenen Faden wieder aufzunehmen ſuchen.

Dieſes Werkleins erſte Heldinn, die ſchwache, reizende aber unglückliche Roſa — in einer höchſt bedenklichen Lage haben wir ſie verlaſſen, ihres geliebten Kindes beraubt, ohnmächtig, in Mitten von gräulichem Spuk und Zauberei.

Auf einem kleinen ſchmutzigen Ruhebettchen erwachte ſie wieder; durch eine halb geöffnete Luke der kleinen Kammer drang des neuen Tages Licht herein, und vor dem Bettlein ſtand das Katzenfräulein widerlich grinzend.

Wild und ſchweigend ſtarrte Roſa ihre Umgebungen an, dann fragte ſie matt: „wo bin ich — wo iſt mein Kind? —“

„Ei, ei, Töchterchen! nahm jetzt die Alte das Wort, was haſt Du für Streiche gemacht? — ſchöne Streiche, ja — Dein und mein Leben ſtand auf dem Spiel. Warnte ich Dich nicht genug, den Zauberkreis nicht zu verlaſſen? — Du thatſt es dennoch und meine Macht war zu Ende. Meine unverſöhnlichſte Feindinn Carmioſa, die weiße ſtrahlende Fee, erſchien, zertrümmerte meine koſtbarſten Geräthſchaften und nahm Dein Kindelein mit ſich fort. Der Knabe, fuhr die Alte in ihrer ſeltſamen Rede fort, iſt für Dich, mein Püppchen! zwar verloren auf immerhin, doch tröſte Dich, — Carmioſa iſt meine Feindinn zwar, — aber nichts deſto weniger eine gute Fee, ſie gebietet großen Schätzen unter der Erde, iſt im Beſitze furchtbarer Macht, und ſicher, mein ſüßes Töchterlein! wird ſie Dein Söhnchen glücklich machen, denn es iſt der Carmioſa ſchwache Seite von jeher geweſen, ungemein liebt ſie zarte Büblein—"

„Verfluchte Gauklerinn! — unterbrach hier Roſa wüthend das unſinnige Geſchwätz, ſchaff mir mein Kind, oder ich rufe die Gerichte gegen Dich abſcheuliche Betrügerinn zu Hülfe."

„Ei, ei, feines Weibelein! — erwiederte höhniſch die Alte — bedenke doch — haſt ja über Heilands Bild bei Deiner ewigen Seligkeit geſchworen, mich armes Mütterlein nicht zu verrathen, es möchte auch geſchehen was da wollte. Doch meinetwegen, närriſches Kindelein! renne Du hin, brich Deine Eidé, mache Lärm, — wirſt ſchon ſehen, wer ſchlimmer fährt von uns Beiden."

Dieſe wohl überlegte Rede und die beſonnene Drohung der Alten verſchüchterten die geiſteszerrüttete Roſa; vor allem ſehnte ſie ſich das grauliche Haus auf dem Kirchhofe zu verlaſſen, und an demſelben Abende noch fuhr ſie zu Hauſe.

In der That bedauerungswürdig war jetzt die junge reizende Frau; nicht vertheidigen wollen wir ihre Schuld, aber in Abrede darf deſſen ungeachtet nicht geſtellt werden, daß fehlerhafte Erziehung, ein unſeliges nur ſelten vorkommendes Temperament und am Ende gräulicher Wahnſinn ſelbſt Theil an ihren Verirrungen hatten.

Nicht Muth genug gewann Roſa, die wirklichen Umſtände des unerklärbaren Kinderraubes den Gerichten anzuzeigen; ſie erfand ein glaubwürdiges Mährchen, nach welchem der kleine Emil — man wußte nicht wie — abhanden gekommen, und ein fürſtlicher Lohn wurde demjenigen ausgeſetzt, welcher von dem verlornen Kinde Kunde bringen würde, allein alles blieb fruchtloſe Mühe.

Des geliebten Söhnleins beraubt, ganz allein daſtehend auf der weiten Welt und von Gewiſſensbiſſen gefoltert, umfingen Menſchenhaß und Eckel am Leben überhaupt die unglückliche Sünderinn, trotz des großen Vermögens, welchem ſie gebot.

Das Hotel des Gourmands wurde verkauft und **Roſa** zog ſich zurück in eine kleine Wohnung, wo ſie allein in einer alten Dienerinn Geſellſchaft nur ein äußerſt einſames und trauriges Leben führte und nicht mehr öffentlich erſchien.

Die reizende junge Madame **Hilſen**, ihre ungewöhnlichen Abentheuer und galante Lebensweiſe hatten dem Publikum jener deutſchen Hauptſtadt einſt reichlichen Stoff zu Klatſchereien gegeben, doch nachdem ſie Jahr und Tag aus dem Kreiſe, in dem ſie ſich bewegt hatte, entſchwunden war, vergaß man die ſchöne galante Frau auch ganz und gar und andere außergewöhnliche Erſcheinungen beſchäftigten die Zungen der großſtädtiſchen Müßiggänger und Klatſchſchweſtern.

Eine lange Pauſe unterbricht nun den lebhaften Gang dieſer abentheuerlichen Geſchichte.

Ungefähr acht bis neun Jahre waren verfloſſen, ſeit unſerer Heldinn der geliebte Knabe in dem myſtiſchen Häuslein auf dem Kirchhofe auf eine unbegreifliche Weiſe verloren ging. Sie hatte nun bereits jenes Alter erreicht, welches **Ovid** — das ſiebente Luſtrum —

an den Weibern gar ſinnig preiſt; hundert Erſcheinungen ſtrafen jenes Lob Lügen, allein unſere Roſa beſtätigte dennoch des frivolen Römers Lehre.

Hatte ſie längſt ſchon das dreißigſte Lebensjahr überſchritten, waren ihr auf dem irdiſchen Pfade gleich ungemein viel traurige und ſchreckliche Stunden begegnet und hatten heftige Leidenſchaften noch ſo grauſam das nur zu bewegliche Herz zerriſſen — noch immer war Roſa ein ſchönes Weib; wenig hatten die Formen des lieblichen zarten Körpers nur gelitten und ungemein intereſſant kleidete die Bläſſe das griechiſche Profil.

Um ſo ſchlimmer aber ſtand es um unſerer Heldinn Seelenzuſtand; getödtet ſchien ihr Leichtſinn auf immerhin; eine gänzlich unheilbare Melancholie hatte ſie umfangen; nimmermehr mied ſie die Einſamkeit, Schattenbilder und Chimären raubten ihr die nächtliche Ruhe und ſie war — nicht ein außergewöhnlicher Fall — im Begriffe, aus einer Libertine eine frömmelnde Schwärmerinn zu werden, ohne dadurch des Herzens Ruhe gewinnen zu können; doch der Leidensbecher der Sünderinn — ſo hatten es die Schickſalsmächte beſchloſſen — noch lange nicht hatte er das beſtimmte Maaß erhalten, ja mehr noch ſollte ſich die Geſchichte ihres Lebens verwickeln.

Ohne Ruhe, wilden Stürmen ihrer immer regen Phantaſie überlaſſen, lag Roſa einſt in der Mitternachtsſtunde, als heftig an die Thüre ihrer Wohnung gepocht wurde. Die alte Dienerinn öffnete, eine Krankenwärterinn trat in die Stube.

„O beſte Madame, rief die barmherzige Schweſter unſerer Heldinn entgegen, wenn ein Funke Mitleid in ihrer Seele ſchlummert, ſo machen ſie ſich auf noch in dieſer Stunde. Die verruchte Hexe, das ſogenannte Katzenfräulein auf dem ***p*****er Kirchhofe — ſie liegt in letzten Zügen; ſchrecklich ſind die Qualen der von Gott Verlaſſenen und ſie ſeufzet, nicht ſterben zu können, ohne Ihnen ein gräuliches Verbrechen bekannt zu haben.“

Hoch horchte Roſa auf, allein ſchnell beſann ſie ſich; — in einem dunkeln Hintergrunde dämmerte Ahnung ihr, von des vor Jahren verlornen Sohnes Schickſal etwas zu vernehmen; ſie verließ raſch ihr Lager und eilte mit der Krankenfrau nach jenem wohlbekannten graulichen Häuslein der Zauberinn hin.

Erſchütternd war der Anblick, der dort ſie erwartete; das alte verſcheidende Scheuſal hatte mehr mit einer konvulſiviſch ſich krümmenden Schlange denn mit einem ſterbenden Menſchen Aehnlichkeit; man erlaſſe uns, näher noch das grauliche Bild zu bezeichnen.

Lange dauerte es, bis die ſündenerfüllte Sybille unſere Heldinn erkannte, doch jetzt blinzte ſie mit den grünen Baſiliskenaugen, und mit der höchſten Anſtrengung brachte das Katzenfräulein endlich die Worte hervor:

„Du wurdeſt einſt — ſchänd — lich be — trogen durch eit — le — Gau — kelei; Weiber — rache — Dein Sohn —“

„Wo iſt mein Sohn?“ — rief Roſa in höchſter Leidenſchaft.

„Auf — auf — dem — Aetna!“ quikte das Katzenfräulein kaum vernehmlich, und in demſelben Augenblicke verſchied es mit einem kreiſchenden Schrei.

Die Katzen alle hoben jetzt an, gräulich in ohrzerreißenden Diſſonanzen durcheinander zu heulen, und voll Entſetzen verließ Roſa die unheimliche Hütte magiſchen Truges.

Unſere Heldinn erwachte aus ihrer phantaſtiſchen Lethargie; ein Hoffnungsſtrahl erleuchtete ihre düſtere Seele. So unbeſtimmt der ſterbenden Sünderinn Auskunft war, in ein bekümmertes, gänzlich gebeugtes Mutterherz vermochte ſie ſtärkenden Balſam zu träufeln; ſchon glaubte die Schwärmerinn das längſt verlorne Kind wieder an den heißen Buſen zu drücken; ſie war plötzlich ganz Leben und Thätigkeit, und ſchon zwei Tage nach des Katzenfräuleins Tode rollte Roſa in einem bequemen Reiſewagen die Straße nach dem herrlichen Lande der Siculer hin; Gold, mit vollen Händen geſpendet, verlieh für diesmal trägen Poſtpferden, — des beſtochenen Poſtillons emſig geſchwungene Peitſche war der Impuls — die Flügel des Hippogryph, und Hoffnung und Mutterliebe ließen das zärtliche ſchwache Weib die Beſchwerlichkeiten der forcirten Reiſe ertragen.

Gehörten wir zu einer gewiſſen Klaſſe von Schriftſtellern — man pflegt ſie ſehr treffender Schriftſtehler zu nennen — ſo könnten wir nun, das Publikum und unſere Verleger hintergehend, ein Paar Bogen mit einer Reiſeſkizze füllen, zuſammengeſtellt aus einem halb Dutzend der einſchlägigen beſten Werke, welche Germanien, Albion und Gallien ſeit einem Jahrzehend hervorgebracht, doch unſere Geſchichte wird gerade mit der gegenwärtigen Periode an Handlungen ſo reich, daß wir dergleichen Nothbehelfe gern einigen ärmlichen Genien an der Elbe überlaſſen wollen. Genug! — ſchöngeiſtige Schriftner haben den Vortheil ſchon einmal und das hergebrachte Privilegium daneben, am Schreibtiſche mit dem Vogel hoch in Lüften um die Wette reiſen zu dürfen, darum mag es ſinnige Leſer nicht befremden, wenn wir melden, daß unſere Heldinn bereits in dieſem Augenblicke an des Aetna's Fuß angekommen iſt.

Einmal aufgefaßte fixe Ideen pflegen Damen, und phantaſtiſche vorzüglich, ſo ſchnell nicht aufzugeben; in des koloſſalen grauen Kraters nächſter Nähe hoffte unſere Schwärmerinn noch immer mit einer Art von Zuverläſſigkeit in Mitten der ſchwarzen Lavamaſſen den ſeit Jahren verlorenen Sohn als blühenden Jüngling wieder zu finden; dieſe Idee hatte einen romantiſchen Anſtrich nebenbei, und der Dame Unruhe und Haſt konnten kaum die Anſtalten abwarten, welche eine Aetnareiſe unumgänglich erfordert.

Endlich begann die Schwärmerinn den abentheuerlichen Zug. Sie ſaß auf einem ſicher ſchreitenden Maulthiere, vorauf ritt der leitende Piedotto,*) ein mit Lebensmitteln beladenes Saumroß führte ein Diener hinterher.

Der Tag war heiter, aber ungemein heiß brannte die Sonne, und für der Heldinn Ungeduld viel zu langſam klimmte das verſtändige Thier auf dem ſteilen klippen- und ſandreichen Wege am Fuße des ungeheuren Bergkoloſſes hinan.

Man befand ſich in der erſten oder in der ſogenannten angebauten Region des Vulkans. Sie wird bekanntlich größtentheils durch Lavafelder gebildet, von deren Fruchtbarkeit ſich ein Norddeutſcher wohl kaum einen Begriff verſchaffen kann. Des Südens üppigſte Vegetation ſprießt ohne Unterbrechung aus dem ſchwarzen Schooße jener Felder empor, daher denn auch dieſe gefährliche Lavarinde mit blühenden Städten, Dörfern und Klöſtern gleichſam bedeckt erſcheint.

---

*) Die gewöhnlichen Wegweiſer zu Pferde werden auf dem Aetna alſo genannt.

Nicoloſi war vorerſt das Ziel der Reiſe unſerer Abentheurerinn; man erreichte den Ort ſpät am Abend, und gleich am folgenden Tage fing Roſa ihre Nachforſchungen, hinſichtlich ihres vor Jahren verlorenen Söhnleins an, doch nicht die geringſte Spur ließ hier ſich entdecken; von Nicoloſi wandte ſich die Schwärmerinn nach dem Kloſter San Nicolo d'Arena, und alle Städte und Dörfer der angebauten Region des Vulkans wurden nach und nach beſucht. Es blieben nicht Mühe, nicht Gold, nicht glänzende Verſprechungen geſpart, allein vergebens! — nirgends wollte ſich ein Kind entdecken, welches einſt als Fremdling hierher gekommen.

In dem Charakter der Damen liegt es nun ſchon im Allgemeinen einmal: aufſtoßenden Schwierigkeiten ſind ſie wenig gewachſen, und erfüllen ſich ihre Wünſche und Erwartungen nicht ſchnell, werden ſie leicht verzagt. Auch unſerer Heldinn bemächtigte ſich jetzt wieder der alte düſtere Sinn; ihre Hoffnungen hoben an zu ſchwinden, doch zu ihrer Ehre müſſen wir bekennen, nicht erliegen konnte ihr Muth. Roſa beſchloß die bewohnte und angebaute Region des Aetna's zu verlaſſen und den Vulkan bis zu ſeiner Spitze (Bicorni wird ſie genannt) zu umkreiſen.

Vergebens ſtellte man der ſchwärmenden Abentheurerinn das Schwierige, ja beinahe die gänzliche Unausführbarkeit ihres Planes vor, ihr Entſchluß ſtand feſt und ihr Gold ließ ſie leicht einen Piedotto finden, der bereit wär, ſie auf der gefährlichen Irrfahrt zu geleiten.

Von Nicoloſi aus begann Roſa die neue Reiſe nach den ſchauerlichen und unwirthlichen andern Regionen des Feuerrieſen.

Der Piedotto rieth: Signora möchte vorerſt den geraden Weg von Nicoloſi nach dem Bicorn verfolgen und ſehr gerne würde er demnächſt ſie auf ihren Kreuz- und Querzügen durch die waldigte und Schnee-Region geleiten.

Der ſchlaue Siculer dachte bei ſich ſelbſt: hat die zarte Dame nur erſt die Beſchwerlichkeit

ſchwerlichkeit dieſer Tour kennen lernen, wird ihr wohl von ſelbſt die Luſt vergehen, ſich mehreres noch zu verſuchen. Gleichgültig willigte Roſa in des Piedotto's Vorſchlag ein.

Es war ein gewitterdrohender ſchwüler Sommerabend, als Roſa auf ihrem ſichern Maulthiere, begleitet von dem reitenden Piedotto und einem andern Fußboten noch, Nicoloſi verließ.

Man legte den höchſt gefährlichen Weg durch die Waldregion (regione nemorosa) in dunkler Nacht glücklich zurück. Endlich zerriß des Mondes freundliches Licht die düſtern Wolken und ſein blaſſer Schein ließ die Reiſenden in unabſehlicher Tiefe des bewegten Meeres weite Fläche erblicken.

Nach Verfluß weniger Stunden erreichte man die dritte und letzte, die Schneeregion (regione nevosa oder discoperta) als ein ſchwarzer Schleier plötzlich des Mondes Licht dunkelte und das Firmament mehr und mehr verhüllte. Eiskalt wehete die Luft; Fieberſchauer ſchüttelten der unglücklichen Dame zarte Glieder, und man ſah ſich genöthiget, Ruhe und Schutz vor dem Unwetter in einer Lavahöhle (Grotta dell Castelluccio genannt) zu ſuchen.

Nach ein paar Stunden hatte ſich der Sturm einigermaßen wieder gelegt und die Reiſenden brachen neuerdings auf, denn mehr als eine Meile noch iſt der Krater von der Grotte entfernt.

Endlich drangen einzelne Strahlen der aufgehenden Sonne durch das düſtere Heer der Wolken, indem ſie des mühſamen Weges nächſte Umgebungen beleuchteten, denn in graulicher ſchwarzer Nacht waren die Reiſenden bis jetzt dahin gezogen. Nur Schneegefilde und Lavaaſche zeigte ſich dem ſpähenden Auge, alle Vegetation iſt in jener unermeßlichen Höhe erſtorben, keinen Baum und keine Pflanze erblickt der kühne Wanderer hier.

Eine ſeltſame und traurige Empfindung bringt dieſe freudenloſe Oede auf jeden Reiſenden in der Regel hervor; heraufgeſtiegen aus des herrlich blühenden Thales Tiefe, erinnern uns dieſe ſchwarzen Aſchenmeere und Schneehaufen in der unheimlichen Höhe zu lebhaft an den ſchnellen Wechſel im Weltenall — an reges Leben und plötzliche Vernichtung.

Von ſelbſt mögen ſinnige Leſer nach dieſer Schilderei ermeſſen, welchen mächtigen

Impuls der Natur außergewöhnliche, große und ſchauerliche Erſcheinung auf die zarten Nerven einer Dame machen mußte, welche ſeit Jahren ſchon beengender Schwermuth und düſterm Wahnſinn hingegeben — allenthalben ſich verfolgt ſah von der Eumeniden rächendem Reigen.

Schweigend und in tiefe Gedanken verſunken ſaß unſere Abentheurerinn, finſter vor ſich hinſtarrend, auf ihrem Thiere, welches einer Gemſe gleich von Klippe zu Klippe kletterte.

Jetzt war man bei der ſogenannten Casa di Gemmellaro angekommen. Es iſt dieſes ein kleines Häuschen, etwa eine kleine halbe Meile unter dem hohen Krater des Aetna als Ruhepunkt der Reiſenden, von einem edeln Einwohner aus Nicoloſi, der ſich Gemmellaro nennt, erbaut.

Es wurde beſchloſſen, hier die Pferde unter der Obhut des Piedotto zurückzulaſſen und mit dem Fußboten allein wollte Roſa das Bicorn erſteigen.

Der ſchnelle Wechſel heftiger Leidenſchaften in der neueſten Zeit, jetzt der plötzliche Wechſel der Temperatur, und wer mag wiſſen, welche andere mächtige Einwirkungen noch ließen unſere Heldinn einem Grade von Wahnſinn nahen, deſſen Höhe ſie bis jetzt noch nicht erreicht, doch gerade dieſer eintretende außergewöhnliche phyſiſche Zuſtand verliehen dem zarten Weibe nun Kräfte, ohne welche ſie ihren Zweck ſchwerlich je erreicht haben dürfte.

So ſchnell, daß ihr der Begleiter kaum folgen konnte, ſchritt Roſa durch das unermeßliche Sandmeer, den ſtrömenden Nebel und die feuchten fliegenden Wolken vorauf dem rauchenden Kegel des Vulkans zu.

Sie wadete bis über die Knöchel in der ſchwarzen Aſche und der fallende Nebel durchnäßte ihre Reiſekleider, die Kälte machte ſie wieder gefrieren und an ihres Häubchens Kanten hingen lange Eiszapfen hernieder, allein dieſe Hinderniſſe alle vermochten nicht die ungeheueren Anſtrengungen der Schwärmerinn zu hemmen. Plötzlich ſchrie der hinter der eilenden Dame mühſam einher keuchende alte Führer: „Im Namen des heiligen Antonius — Signora! haltet, ſchon habt Ihr des höchſten Kraters Spitze erreicht.“

Aus der beklemmten Bruſt den heißen Odem aushauchend ſtand Roſa ſtill.

Wohl kommen wir in Verſuchung, den Verſuch einer Beſchreibung des hehreſten aller Genüſſe zu wagen, welcher kühne Sterbliche in der romantiſchſten und wundervollſten aller Ausſichten in der Welt für ausgeſtandene Mühen und Wagniſſe lohnet; allein eine ſothane neue Epiſode erlauben nicht der Raum, nicht der vorgeſetzte Plan dieſer Geſchichte, und wir müſſen uns daher beſcheiden, ſinnige und wißbegierige Leſer auf häufig vorhandene Beſchreibungen des Aetna's dieſerhalb zu verweiſen.

Sich faſſend gebot Roſa ihrem Begleiter, ſich einige hundert Schritte von ihr zu entfernen, indem ſie ungeſtört und allein hier die Herrlichkeiten der Ausſicht genießen wolle.

Der Führer gehorchte und verlor ſich ſchnell hinter den ſchroffen Zacken der ſchwarzen Lavamaſſen aus der Dame Augen.

Hohe ſeltene Schönheiten aber auch grauſe Schreckniſſe ſpendet Natur auf jenem erhabenen Standpunkte; nur für die letzteren hatte unſere Schwärmerinn Sinn.

Der ſpitze Kegel, auf dem ſie ſtand, war mit gelbem Schwefel, weißem Salze und ſchwarzer Aſche überzogen, die Sonne ſchien höchſt ſeltſam durch den gelben Dampf und gab dieſem eigenthümlichen Gemälde einen ſo gräßlichen und wilden Ton, daß, wenn man blos die nächſten Umgebungen anblickte, man nicht anders als in Mitten der Schrecken des Tartarus zu ſeyn vermeinte. Allenthalben Toben, Wuth, Verwüſtung und Brand; nirgend ein lebendiges Geſchöpf oder nur ein Grashalm, dem das empörte Element Gnade angedeihen ließ.

Furchtbar brauſte es unten in der unermeßlichen Untiefe des Kraters; dichter Rauch erfüllte den graulich gähnenden Schlund, und vom tollſten Wahnſinn ſchon umfangen, betrat unſere Schwärmerinn dieſes ſchrecklichen Schlundes äußerſten Rand; ein dicker, faſt handgreiflicher Schwefeldampf hüllte die Unſelige in ſchwarze Nacht ein und drohte ihre Lunge zu ſprengen; ihr Geiſt zerrüttete ſich in dieſem

Augenblicke gänzlich, die Jahre lang dräuende Kriſis brach, die entſetzlichſte Raſerei übermannte ſie.

Laut kreiſchte Roſa auf: „des Allerhöchſten Gnade hat mich verlaſſen, keine Gnade findet hienieden die Sünderinn; untergegangen iſt er mir der Hoffnungs-Stern — doch gemein nicht will ich enden, hinab in der ſchrecklichen Hölle Pfuhl!“

Schon bog ſich die Unglückliche über den Rand des dampfenden Abgrundes hin, jetzt war ſie im Begriff zu ſtürzen, — da wurde ſie rückwärts wie von einer überirdiſchen Macht erfaßt und mit unwiderſtehlicher Gewalt zurückgeriſſen.

Noch einmal ſchlug die Sünderinn die Augen zur Höhe, doch was mußte ſie erſchauen? — ſchrecklicher war der Anblick als alle Schrecken, welche ſie umgaben: ſie lag in den Armen der majeſtätiſchen ſtrahlenden weißen Frau, derſelben, welche ihr einſt in Mondes Licht auf dem ***p*****er Kirchhofe entgegen getreten war, derſelben, welche ihr den geliebten Knaben in jener verhängnißvollen Walpurgisnacht aus den Armen geriſſen hatte.

Einen ſtrafenden Blick warf die hehre weiße Frau der Sünderinn zu, und gänzlich vernichtet, ihrer Sinne beraubt, ſank Roſa darnieder in des Kraters glühende Aſche.

Viertes Kapitel.

Carmiosa, die weiße ſtrahlende Fee.

Aetna, mein Muttergebirg, und die liebliche Grotte bewohn' ich unter dem wölbenden Fels und habe dir, was nur im Traume irgend erſcheint.

Theocrit.

Von der weißen Frau aus dem beengenden Schwefeldampfe in eine kleine offene Lavagrotte getragen, wo die leichte eiſigte Luft des höchſten Gebirges ihre Schläfe umſpielte, erlangte unſere Heldinn ihr Bewußtſeyn bald wieder.

Allein wenig hätte gefehlt, daß die Unglückliche nach ihrem Erwachen zum zweiten Male in Ohnmacht gefallen wäre, als ſie die weiße ſtrahlende Frau wieder neben ſich ſtehen ſah, doch dieſe nahm jetzt mit Würde, aber ſanſt beruhigend auch, das Wort und ſprach:

„Fürchte nichts von mir, denn meine gerechte Rache iſt nun verſöhnt und — unerforſchlich ſind der Vorſehung Wege — dieſenige, welche einſt Deine grimmigſte Feindinn war, zu Deiner Rettung, zu Deinem Troſte ſieht ſie ſich berufen. Folge mir.“

Mit dieſen Worten wandte ſich die weiße Frau, indem ſie abwärts ſtieg; Roſen war, als ob ſie aus einem tiefen, ſchrecklichen Traume erwacht ſey und ſie folgte ſchweigend dem unbegreiflichen Weſen.

Bald hatte man, immer abwärts ſchreitend, die Casa di Gemmellaro erreicht, wo Roſa's Piedotto mit den Pferden der Gebieterinn harrte, und wo ſich auch ihr Fußbote indeß eingefunden hatte.

Die Männer entſetzten ſich, als ſie plötzlich die majeſtätiſche weiße Frau erblickten; ſie hielten ſie für den Geiſt des feuerſpeienden Gebirges.

Roſa lehnte die Begleiter ab und befahl ihnen die Pferde in der Caſa zu laſſen und ſelbſt allein zu Fuße nach Nicoloſi zurück zu kehren. Unſere Heldinn war feſt entſchloſſen, ſich der ſtrahlenden Fee gänzlich anzuvertrauen, und was konnte diejenige auch noch fürchten, welche vor einer Stunde erſt ſich in des Aetna's glühenden und unermeßlichen Abgrund hatte ſtürzen wollen.

Wenig kümmerten ſich der Piedotto und der Fußbote um das Schickſal ihrer Reiſenden; der Anblick des nie geſehenen Berggeiſtes entſetzte ſie, ihnen wurde in ſeiner Nähe immer ängſtlicher zu Muthe, und froh, mit heiler Haut davon zu kommen, eilten ſie fort.

Die weiſſe Frau beſtieg das Thier, welches der Piedotto vorhin geritten, Roſa aber nahm auf dem ihrigen Platz; durch unwegſame Pfade, bald durch Schneegefilde, bald durch ſchwarze Aſchenhaufen ritt die weiſſe Frau ſchweigend voraus nach des Berges entgegengeſetzter Seite und der Waldregion zu.

Bei der ſchrecklichen Exploſion des Aetna's im Jahre 1693, welche nicht weniger denn 90,000 Menſchen das Leben gekoſtet hat, hemmte an einer gewiſſen abgelegenen Stelle, wo die Schnee- und Waldregion ſich berühren, ein natürlicher Damm den Fluß der glühenden Lava. Da gerade hier die Maſſe ungemein ja beinahe unglaublich häufig ſtrömte, bildete ſich von der erkalteten Lava eine Reihe von Felſen, deren Höhe und ſeltſame Geſtalten an Helvetiens Firnen erinnern.

Eines der ſehenswürdigſten Wunder des Aetna's bleiben dieſe Lavafelſen.

Der berühmte Naturforſcher und Phyſiker Abbato Lazaro Spallanzani, welcher im Jahre 1788 den Aetna beſucht und dort mineraliſche Seltenheiten geſammelt hatte, behauptete in der Folge oft, in dem Innern dieſer Lavafelſen eine Grotte gefunden zu haben, welche ganz die Geſtalt eines herrlichen und geräumigen Gemaches, mit daran ſtoßendem Kabinette gezeigt und von ihm ſo bequem und warm befunden worden ſey, daß er in derſelben, während er den Vulkan unterſuchte, viele Nächte, vor Sturm und Kälte gänzlich geſichert, zugebracht habe.

Nach Spallanzani's Tode — er ſtarb den 12ten Februar 1799 — wurden die bezeichneten Gemächer in jener Kette der Lavafelſen von Reiſenden und Naturforſchern oft aufgeſucht, aber nie wollte ſich von ihnen eine Spur entdecken, und man fing ziemlich allgemein nun an, des Herrn Abbate's Erzählung von der herrlichen Lavagrotte für eine Aufſchneiderei zu halten, ob mit Recht oder Unrecht — wird die nächſte Folge lehren.

Nach einem Ritte von mehreren Stunden erreichten unſere Damen jene Lavafelſenkette, von welcher hier geſprochen wurde.

Die majeſtätiſche weiße Frau ſtieg vom Pferde und hieß Roſa ein gleiches thun; es geſchah, die Thiere wurden befeſtiget und Carmioſa führte nun unſere Heldinn durch ein Labyrinth von ſchwarzen Felſenzacken, bis man in Mitten der Lavafirnen auf einem freien Platze angekommen war. Mit ungemeiner Leichtigkeit rollte hier die Fee ein ungeheures Felſenſtück auf die Seite und eine Spalte im höchſten Felſen wurde ſichtbar; die weiße Frau langte eine Fackel hervor, welche ſich ſchnell entzündete, und nun betrat man die Felſenſpalte; graulich war der enge Weg, öft ſchlüpfte man unter überhängenden koloſſalen Maſſen weg, welche mit jedem Augenblick zu ſtürzen drohten, dann war der Pfad wieder ſo beengt, daß man mühſam und gebückt nur ſich durchdrücken konnte, und an einigen Stellen glaubte Roſa deutlich das Sprudeln unterirdiſcher Quellen oder das donnerähnliche Kochen der ſiedenden Lavamaſſen zu vernehmen.

Ohngefähr eine Viertel Meile hatte man zurückgelegt, da ſtieß die weiße Frau abermals einen großen Stein mit dem Fuße aus dem Wege und eine hohe weite Halle nahm die Damen auf.

Das ungeheure Gemach, — kein Fürſtenſaal in Europa kam ihm an Größe gleich — war durch einige düſter brennende Lampen ſparſam nur beleuchtet; mit Thautropfen waren die Felſenwände bedeckt, welche hier aber wie Demanten funkelten, und ſeltſam genug war jener unterirdiſche Lavaſaal ausgeſchmückt. In einer Niſche ſtand ein Betſchemel, auf ihm das Bild des Gekreuzigten und ein wirklicher Todtenkopf; in einer andern Vertiefung des Felſens zeigte ſich ein großer ſchwarzer Sarg mit weichem Bergmoos angefüllt, an den Wänden hingen noch eine Kutte aus Pferdehaar gebildet, mehrere Geißeln und eine Dornenkrone — alles mit geronnenem Blute bedeckt.

Sinnige Leſer, mit lebhafter Phantaſie beſchenkt, werden mir gern geſtehen, daß ein ſothanes Abentheuer ſelbſt den ruhigſten und kälteſten Menſchen unwillkührlich erſchüttern könnte, allein unſerer Roſa, des ſchwachen zarten Weibes, Seelen- und Lebensgeiſter waren bereits zu ſehr angegriffen, als daß auf ſie Außendinge noch einen entſcheidenden Eindruck hätten hervorbringen können; ihrer Kräfte Aufwand war erſchöpft, ſie drohte zu ſinken, — da leitete Carmioſa die Unglückliche ſanft nach dem Sarge hin, Roſa ſank auf des Todes Lager und ein tiefer Schlaf umfing ſie.

Nach Verlauf mehrerer Stunden erſt erwachte unſere Heldinn wieder; ſie fühlte ſich wunderbar geſtärkt und gefaßt. Die weiße Frau ſaß ihr, ſchweigend und ſinnend, gegenüber, Roſa ermuthigte ſich und ſprach:

„Du unbegreifliches Weſen aus andern Welten, ſage an, was haſt Du mit mir, der unglücklichen Sünderinn, vor?“

Die weiße Frau erwiederte: „Du irrſt, ich gehöre nicht andern Welten an, ich bin Menſch, ich bin eine Sünderinn — wie Du.“

Plötzlich umwandelte ſich jetzt Roſa, ſie ſtürzte auf die majeſtätiſche Frau zu, indem ſie ſchrie: „Wie, Du biſt kein überirdiſches Weſen, und Du biſt es doch, die mir meinen Sohn geſtohlen; wo iſt mein Kind? — gieb es heraus, Räuberinn!“

Mit Ruhe antwortete die weiße Dame: „Wahr iſt es, ich habe Dein Kind geraubt, doch wo es ſich befindet, ob es lebt oder nicht, — weiß ich keinesweges zu ſagen; eine große Sünderinn klage ich mich an, doch höre meine Bekenntniſſe und meine Geſchichte, dann urtheile über mich und mein Beginnen — aber früher nicht.

Wir ſind der Meinung, mehr den Leſer befriedigen zu können, wenn wir vor der Hand die Lavagrotte auf dem Aetna und der beiden Damen Geſellſchaft gänzlich verlaſſen, um der weißen Frau ſeltſame und intereſſante Geſchichte in der Ordnung vorzutragen. Bevor wir aber die Erzählung beginnen, wagen wir zu erinnern, daß Italia das Land iſt, in welchem Shakſpeare'ſche Charaktere nicht ſelten in der Wirklichkeit angetroffen werden.

Iſidora

Iſidora di Vinci hieß der Geſchlechtsname unſerer jetzigen epiſodiſchen Heldinn, deren Schickſale aber unmittelbar in unſere Hauptgeſchichte eingreifen.

Sie war die Tochter eines ungemein reichen ſicilianiſchen Edelmanns, und ein dreizehnjähriges Mädchen ſchon zogen ihre Reize die Augen der Männer auf ſich.

Iſidorens Wuchs ſtrebte ungewöhnlich zur Höhe, allein unverkennbare charakteriſirte ſtolze Majeſtät, ihre Haltung und ihre Taille war nichts deſto weniger zart, ihre Füßchen klein und allerliebſt; ihr Geſicht bildete ein reizendes Oval und üppige ſchwarze Flechten ſenkten ſich tief zu den gerundeten Lenden hernieder; der roſigte Mund lächelte anmuthig, zuweilen aber vornehm auch; ihre kleinen weiſſen Zähne waren wie eine gleiche Perlenſchnur vortrefflich gereiht. Die Geſichtszüge des herrlichen Mädchens ſtellten ſich fein und regelmäßig dar; ihre Bewegungen alle zeigten Gewandheit und eine angeborne bezaubernde Anmuth, ihre Geberden aber Zartheit und Ausdruck. Etwas bleich wohl war Iſidorens ſchönes Geſicht, allein bei dem bedeutſamen und funkelnden Glanze ihrer großen ſchwarzen Augen trug dieſe Bläſſe dazu bei, der majeſtätiſchen Huldgeſtalt mehr Intereſſe noch zu verleihen.

Ungemein lebhaft war das Temperament dieſer jungen reizenden Sicilianerinn. Bei Allem, was ſie unternahm, zeigte ſie ungezwungene Natur, welche ihr zwar nicht ſelten ein etwas verwegenes Anſehen verlieh, das aber nichts deſto weniger einen unbeſchreiblichen Zauber übte.

Iſidore hatte eine äuſſerſt feurige Einbildungskraft und alle ihre Leidenſchaften waren heftig. Edelmüthig, gut und offen zeigte ſie ſich Freunden, allein hielt ſich die junge Sicilianerinn für beleidigt oder zurückgeſetzt, dann keimten unverſöhnlicher Haß und tobende Rachſucht in dem zarten Buſen.

Die Liebe machte für dieſe unſere Heldinn, wie für die meiſten Frauenzimmer des Südens, eine Hauptbeſchäftigung; ſie war aber bei ihr eine wahre, eine heftige Leidenſchaft, ein tiefes Gefühl und nicht wie anderwärts eine Frucht der Eigenliebe, Eitelkeit, Gefallſucht oder der geſellſchaftlichen Nebenbuhlereien. Wenn edle Sicilianerinnen lieben, ſo lieben ſie innig und lange; ſie fordern aber auch eine gänzliche Ergebung und eine unermüdliche Unverdroſſenheit. Da ſie von Natur zurückhaltend und beſcheiden ſind, ſo ſind ſie eiferſüchtig und jähzornig. Sie ſind jeder Aufopferung fähig, aber — ſie verlangen auch dergleichen. Sieht ein ſolches glühendes Weib ſich beleidiget und aufgegeben, dann zeigt ſie die ganze Energie ihres Charakters und keine Dame eines andern Landes thut es ihr hierin ſo leicht gleich.

Sinnige Leſer, welche dieſe kurze aber wahre charakteriſtiſche Skizze zu faſſen vermocht haben, werden die Geſchichte der ſeltſamen Abentheuer, die wir im Begriffe ſtehen von Iſidoren in Kürze zu erzählen, keinesweges unwahrſcheinlich finden.

Dieſe ſeltene Blume ihres Geſchlechtes und ihres Landes — die reizende Iſidora wurde in einem Alter von vierzehn Jahren die Gattinn des Marcheſe d'Albroni, eines acht und ſechzigjährigen Greiſes.

Ließ ſchon das Mißverhältniß der Jahre an und für ſich ſelbſt hier an keine gute Ehe denken, ſo kam noch dazu, daß der betagte kränkliche Marcheſe die junge Gattinn auf eine höchſt unwürdige Weiſe behandelte. Er war ungemein launiſch, geizig, eiferſüchtig und hinterliſtig, und alle Folgen ſo vieler Untugenden ihres Tyrannen mußte die reizende und lebhafte Iſidora — ein unglückliches Opfer väterlichen Eigennutzes — in vollem Maße fühlen, denn der elende und raſende Alte ging zuweilen ſo weit und mißhandelte die Gattinn.

Sothane Behandlung mußte den Widerwillen der jungen Frau, welchen ſie gleich Anfangs gegen den ihr aufgezwungenen Greis fühlte, bald in Haß umwandeln, aus welchem Gefühle ſich in der Folge ein nicht zu beſiegender Rachedurſt bildete.

Ungefähr zwei volle Jahre mochte Iſidora jene Feſſeln der unglücklichſten aller Ehen getragen haben, da lernte ſie jener räthſelhafte **Charles di Pignotti** kennen, welchem wir im erſten Bändchen dieſer Geſchichte ein eigenes Kapitel geweiht haben.

Der Räthſelhafte trieb ſich zu jener Zeit in Sicilien bald unter dieſem, bald unter anderm Namen umher, aber immerhin Glanz, Aufwand und feinen Ton offenbarend, fand er allerwärts in den Zirkeln der vornehmſten Welt Eintritt.

Nur einmal hatte Pignotti die junge unglückliche Marcheſinn geſehen, da entbrannten ſeine wilden Begierden, denn reiner Liebe war ein ſolches gräßliches Weſen, wie der Räthſelhafte, gar nicht fähig.

Mit der ihm eigenen ſichern Vorſicht nähete der Gewandte der erleſenen Dame; wir haben bereits von der unwiderſtehlichen Gewalt geſprochen, welche der Räthſelhafte überhaupt über das ſchöne Geſchlecht übte, auch hier hatte er leichtes Spiel.

So üppig und lockend der Anblick der Marcheſinn auch immer ſeyn mochte, junge Wüſtlinge hatten, das Anſehen und den mächtigen Einfluß ihres greiſen Gatten fürchtend, nicht gewagt, hier ein Cicisbeat geltend machen zu ſuchen, doch anders verhielt es ſich mit dem kühnen fremden Räthſelhaften, der ſcheute und floh keine Gefahr.

Noch hatte Iſidora nie geliebt; die meiſten der Männer erſchienen ihrem hochfliegenden Geiſte auch als erbärmliche Pygmäen, keines Opfers und keiner dauernden Leidenſchaft werth, doch anders ſtellte ſich ihr der fremde Kavalier dar.

Schnell gelang es dieſem Pignotti, ſich des Zutrauens und der brennendſten Liebe der reizenden Donna zu verſichern, ihre Leidenſchaft blieb blind und um deſto heftiger loderte ſie zur Höhe.

Mit ungemeinem Scharfſinn und noch größerer Wagniß hatte jener Pignotti zwar einige Rendezvous mit der Geliebten zu veranſtalten und glücklich auszuführen gewußt, indeß wurde des alten Marcheſe wachſendes Mißtrauen bald ein unüberſteigliches Hinderniß, welches ſich häufigern Zuſammenkünften in den Weg ſtellte, geſchickt wußte der ſchreckliche Pignotti des reizenden jungen Weibes Leidenſchaft zur unvertilgbaren Gluth zu ſteigern; täglich unausſtehlicher wurden des Alten Launen und kurz haben wir es uns zu faſſen vorgenommen — der Räthſelhafte durfte es wagen, der Donna ein Gläschen von jenem ſchrecklichen Gifte für den alten deſpotiſchen Gatten zu überreichen, welches bekanntlich in Neapel verfertiget und als Manna des heiligen Nicolaus von Bari verſendet wird.

Eines Tages, als der unſelige Alte ſich wieder in einem Anfalle der ſchlimmſten Laune einfallen ließ, die junge Gattinn ſchrecklich zu mißhandeln, erhielt er von der Rachedürſtenden Abends ſeine gewöhnliche Chokolade mit Aqua toſſana vermiſcht.

Die Wirkung des Giftes war auf ungemein kurze Zeit berechnet; nach drei Tagen ſchon lag der Marcheſe im Sarge. Niemand fand den plötzlichen Tod eines ſchwachen Greiſes auffallend; Iſidora blieb die Erbinn ſeiſeines ungemein bedeutſamen Nachlaſſes und gewann die ihr noch viel ſchätzbarere Freiheit, ſich dem heiß Geliebten ungeſcheut in die Arme werfen zu dürfen,

Doch nur zu bald öffneten ſich der Sünderinn die Augen; ſie hatte ſich durch eine grauſe Schandthat den Feſſeln ,eines alten ſchwachen Tyrannen entzogen, um in die drükkendern eines jungen kräftigen Deſpoten zu gerathen, und dieſe Bande abzuſchütteln mochte ihr ſo leicht nicht gelingen.

Auf einer Reiſe, welche der Räthſelhafte von Siciliens Meerenge aus durch die Apenninen unternahm und auf der er ſeine Gelavinn mit ſich ſchleppte, machte Iſidora die ſchreckliche Entdeckung, daß jener Pignotti nichts mehr und nichts weniger als das Haupt einer ungemein ausgebreiteten und mächtigen Räuberbande war.

Jetzt erwachte der edlen Sicilianerinn Stolz und Wuth im höchſten Grade, um jeden Preis, ſchwur ſie, das ſchimpfliche Band zu brechen, allein ihr heller Verſtand ſah wohl ein, daß ein ſolcher Entſchluß nicht ſonder Gefahr auszuführen ſeyn würde.

In einer der Städte, mitten in den Gebirgen gelegen, hatte man beſchloſſen, einige Tage von der beſchwerlichen Reiſe auszuruhen. Pignotti gab vor, in der Umgegend allerlei Geſchäfte abmachen zu müſſen und Iſidora ſollte bis nach deren Beendigung in jener Stadt der Apenninen bleiben.

Des Räthſelhaften Geſchäfte waren keine andere, als ſeine in den Apenninen zerſtreuten Banden zu ſammeln, den Unteranführern Rechenſchaft abzufordern und ſie mit neuen Inſtruktionen zu verſehen. Dieſes Alles zu vollenden, dazu hatte der Räuberkönig ein paar Monate nöthig, und Iſidora ſchätzte ſich glücklich vorerſt, von der Gegenwart eines Mannes befreit zu ſeyn, den ſie nun aus voller Seele haßte und für deſſen Beſitz ſie vor kurzer Zeit gemordet hatte.

In der apenniniſchen Stadt, in welcher ſie jetzt weilte, hielt ſich zu jener Zeit, in Privatgeſchäften, ein junger ſchöner Landsmann von Iſidoren auf; es war kein anderer als der Sicilianer **Galuppi**, welcher unſern Leſern bereits bekannt worden iſt.

Der junge leicht empfängliche Mann verliebte ſich in unſere reizende Donna, bald theilte ſie dieſe Leidenſchaft im höchſten Grade.

Iſidora vertraute dem neuen Geliebten ſo viel von ihrer eigentlichen Geſchichte als ſie für nöthig fand, und **Galuppi** entfloh mit ihr aus den Apenninen ins Innere der ſiciliſchen Inſel zurück.

Der Räuberkönig ſchäumte für Wuth als er Iſidorens Flucht inne wurde, doch in **Sicilien** kannte man bereits ſeine Spur, er durfte vorerſt nicht wagen, dahin zurück zu kehren und mußte ſich begnügen, der treuloſen Geliebten und dem glücklichen Nebenbuhler in ſeinem ſchwarzen Herzen blutige Rache zu bräuen.

Mit dem Räthſelhaften war unſere Donna noch nicht förmlich verehligt geweſen, dem jungen Galuppi aber reichte ſie vor dem Altare die Hand, und ein holdes Mädchen blieb gleich im erſten Jahre die Frucht der zärtlichen Verbindung.

Einer Sclavinn gleich war Iſidora von zwei Männern ſchon behandelt worden, doch ſie rächte nun am dritten die Unbill. Dem Marcheſe und dem Räuberkönig — mochten auch noch ſo viele gerechte Vorwürfe Beide treffen — Energie zum wenigſten war ihnen nicht abzuſprechen, eine Gabe, welche dem jungen Galuppi ganz und gar fehlte. Der ſchöne Sieuler war ungemein empfänglich für neue Eindrücke, nachgebend, ſanft und leichtſinnig, ja oft beinahe weibiſch — und kein Wunder, wenn der Charakter Iſidora's, dem ohnehin viel männliches beiwohnte, über jenen mangelhaften des neuen Gatten herrſchte, und fehlten dieſem ſchon Muth und Kraft, ſeine Unabhängigkeit durchzuſetzen, ſo waren des Veränderung Liebenden Gefühle gegen Iſidora doch bald genug verraucht, und mehr über die Gelegenheit, ſeiner Freiheit auf der Reiſe nach Deutſchland und während ſeines Aufenthalts daſelbſt wieder zu genießen, als über die ihm in dieſem Lande zugefallene Erbſchaft ſelbſt freuete ſich Galuppi.

Längſt war die Zeit verfloſſen, in welcher der ſchöne junge Sicilianer der zurück gebliebenen Gattinn feierlichſt verſprochen hatte auf jeden Fall wieder bei ihr zu ſeyn. Vergebens harrte Iſidora; Galuppi nicht und ſelbſt kein Schreiben von ihm erſchienen.

Der Donna Mißtrauen erwachte; einer ihrer älteſten und vertrauteſten Diener wurde ſchleunigſt nach jener Hauptſtadt Deutſchlands abgeſchickt, in welcher Galuppi weilte, um dieſen genau zu beobachten und der Herrinn von allem ſeinem Thun und Laſſen umſtändliche Nachrichten zu ertheilen.

Am Ziele ſeiner Reiſe angekommen, wurde es dem verſchmitzten italieniſchen Bedienten nicht ſchwer, Galuppi's Liebeshandel zu ahnen, denn er trennte ſich in der letzten Zeit beinahe gar nicht mehr von Dame Hilſen, und der Spion verſäumte nun nicht, alle ſeine Beobachtungen der Herrinn nach Sicilien zu melden.

Schäumend vor Wuth und Rachedurſt flog Iſidora nun ſelbſt nach Deutſchland, mit blutigen Plänen beſchäftigte ſie ſich die ganze Reiſe über; um auf derſelben nicht aufgehalten zu werden, hatte die Donna ihr geliebtes Kind der Obhut einer Freundinn bis zur Wiederkehr aus Deutſchland übergeben.

Glücklich erreichte Iſidora die öfters erwähnte deutſche Reſidenz unter einem angenommenen fremden Namen; ſchon war der unglückliche Galuppi von der Hand des ſchrecklichen Räthſelhaften — der Leſer wird ſich erinnern wie und bei welcher Gelegenheit — ermordet worden und ſie richtete nun alle ihre Wuth und Rache gegen Roſa.

Die verhaßte Nebenbuhlerinn zu ermorden war der Sicilianerinn erſter Gedanke. Die beſte Gelegenheit, um mit einiger Sicherheit die blutige That vollbringen zu können, wollte Iſidora vorerſt erſpähen, darum hob ſie an, jeden von Roſa's Schritten zu beobachten. Die Donna bemerkte bei einer ſolchen Gelegenheit, wie ungemein zärtlich die deutſche Nebenbuhlerinn ihr Söhnlein liebte, und da gerieth das entſetzliche rachedürſtende Weib — wohl wiſſend, daß liebende Mütter mehr beinahe eines Kindes Verluſt, als jener des eigenen Lebens ſchmerzt — auf den zweiten Gedanken, Roſen ihr Söhnlein zu rauben und zu entführen.

Jeder Schritt der Dame Hilſen wurde von der Sicilianerinn treuen Dienern beobachtet und der Herrinn gemeldet; ſelbſt der geiſtesverrückten Roſa nächtliche Spazierfahrt auf den Kirchhof zum Katzenfräulein blieb dieſen aufmerkſamen Spürhunden kein Geheimniß. Nun begab ſich auch Iſidora zu jener betrügeriſchen alten Gauklerinn; eine Hand voll Gold öffnete des ſchändlichen Weibes Mund und ein anderes bedeutſames Geſchenk machte ſie zu der Sicilianerinn unbedingtem Werkzeuge.

Wir bitten die Leſer, ſich nun an die Zauberſcene und deren Unterbrechung zu erinnern, und leicht wird es ihnen dann werden, ſich alle Räthſel jenes Spukes jetzt von ſelbſt zu löſen.

Durch eine gewöhnliche große magiſche Laterne brachte die Alte die Erſcheinungen hervor; durch einen geſchickt angebrachten elektriſchen Schlag wurde die unglückliche Roſa darnieder geſtürzt, die weiße Frau auf dem

Kirchhofe und Fee Carmioſa, welche den Knaben raubte, waren eine und dieſelbe Perſon — Iſidora.

Die raſende Sicilianerinn hatte ihre Rache, die ſeltſame, glücklich durchgeſetzt; ſie flog mit Kourierpferden, der deutſchen Nebenbuhlerinn wimmernden Knaben im Arme, in die Heimath zurück, doch dort hatte einſtweilen Nemeſis auf eine höchſt wunderbare Art in der That gewaltet.

Die Freundinn, welcher Iſidora ihr nun ungefähr vierjähriges Töchterlein anvertraut hatte, bewohnte ein einzeln gelegenes Luſthaus; eines Abends ſaß das holde Kind vor der Villa Thüre, die Hausfrau ſchlief, die nachläſſige Dienerſchaft hatte ſich entfernt, ein Trupp Zigeuner zog vorüber, bald darauf wurde das vierjährige Mädchen vermißt, man vermuthete, daß es von den Zigeunern geſtohlen, und ein Dutzend Campieri*) warf ſich auch ſogleich, der Bande nacheilend, auf die Pferde. Die Zigeuner wurden auch wirklich eingeholt, aber das vermißte Kind nicht bei ihnen gefunden; nichts blieb unverſucht, um irgend eine Spur des geſchehenen Kinderraubes zu entdecken, aber Summen und Mühen waren fruchtlos angewendet.

---

*) In Sicilien, und ganz vorzüglich in der Gegend des Aetna, halten ſich Edelleute und bedeutende Gutsbeſitzer bewaffnete und berittene eigene Söldner, welche alſo genannt werden. Die Campieri ſind eigentlich ſolche Wächter, welche in einigen Gegenden Deutſchlands Flurſchützen genannt werden, doch bilden ſie auch Reiſe-Eskorten u. dgl.

Iſidora, ihres Kindes Verluſt vernehmend, gebehrdete ſich wie eine Raſende, ſie zerſchlug ſich den Buſen, zerraufte die üppigen Haare, und wäre ſie von ihren Umgebungen nicht abgehalten worden, ſie hätte in der erſten Wuth den geraubten unſchuldigen deutſchen Knaben ermordet.

Wie jeder Schmerz der Sterblichen, ſo auch der heftige der Sicilianerinn — er verminderte ſich mit der Zeit, doch der Anblick des Kindes der Nebenbuhlerinn war ihr unausſtehlich. Sie wollte den Knaben, in Begleitung des alten treuen Dieners, zu Waſſer nach Neapel ſchicken, wo er erzogen werden ſollte. Der Kleine wurde eingeſchifft, allein nach Verlauf von einigen Wochen lief die traurige Nachricht ein: daß das Fahrzeug von zwei Kapern genommen und ſammt den Paſſagieren, man wußte nicht anzugeben wohin, geführt worden ſey.

Mehr des treuen alten Dieners als des verhaßten Knaben halber jammerte Iſidora neuerdings, als ſie die Trauerkunde erhielt. Uebrigens lebte die ſonſt ſo üppige und feurige Sicilianerinn nun auch in ſtiller Zurückgezogenheit, auch ihrer Jahre Sommer hatte beinahe ausgeblüht und — ihr Gewiſſen erwachte mehr und mehr. Die ſtete Einſamkeit verdoppelte der Sünderinn Qualen, ſie ſehnte ſich nach Linderung und ſuchte ſie im Schooße der Religion.

Sie wandte ſich an die frommen Väter des Kloſters San Nicolo d'Arena auf dem Aetna, um ihr Gewiſſen durch eine Generalbeichte*) zu erleichtern. Der würdige Pater ſchauderte, als er die Greuelthaten der Dame vernahm. Erſtaunen feſſelte ſeine Zunge lange, endlich aber ſprach er: „Sothane Sünden zu erlaſſen, meine Tochter! ſteht nicht in der Macht eines gewöhnlichen Prieſter Gottes, — an den Stuhl des heiligen Vaters zu Rom ſelbſt müſſen Sie

ſich,

---

*) So nennen die Katholiken ein ſpecielles Bekenntniß, welches die Sünden des ganzen Lebens umfaßt.

ſich wenden, denn St. Petri Nachfolger allein vermag dieſe Schuld zu vergeben und ihre Buße zu beſtimmen.“

Die Schwärmerinn wollte verzweifeln, doch der Beichtiger theilte den Fall in einer geheimen Konferenz ſeinem Abte mit. Dieſer dachte: „Iſt die Sünderinn doch reich und kinderlos, möchte ſie meinem Klöſterlein auf den Fall ihres Todes einſt alle rückbleibende Schätze verleihen, ich machte mich anheiſchig ſchon ihr eine Generalabſolution von Rom auszuwirken.“ Uebrigens ließ es dieſer tolerante Abt nicht allein beim Denken bewenden, er wußte ſeine diesfalſige Ideen in gar fromme Worte einzukleiden und der Pater Beichtiger verſtand den Wink; die Sünderinn wurde in des Abtes Sinn beſchieden.

Gern ſetzte Iſidora das Kloſter San Nicolo zum Univerſalerben ein, und der fromme Abt unternahm es, eigenhändig nach Rom um Abſolution zu ſchreiben; doch das Gemüth der fanatiſchen Sicilianerinn war darum noch nicht ruhiger geworden, auch möchte in ihrem Innern wohl die Ahnung dämmern: daß eines Menſchen Wort einen geſchehenen Mord und Kinderraub nicht aufheben oder ungeſchehen machen könne, — genug! ſo wie ihre deutſche Leidensſchweſter Roſa, wurde nun auch Iſidora häufig von einem trüben Sinn, der hart an Verrücktheit ſtreifte, befangen, denn ewig bringen analoge Urſachen ähnliche Wirkungen hervor.

In ihrem zerrütteten Geiſteszuſtande durchſtreifte die Sicilianerinn alle Gegenden des Aetna's und, wie es oft genug zu geſchehen pflegt, diejenige, deren Abſicht nicht zu ſuchen war, fand, was Andere ängſtlich aber vergeblich ſuchten; für dies Mal waren es: Spallanzani's Grotten in den Lavafelſen.

Sinnig betrachtete die träumende Wandlerinn dieſe geräumigen Gemächer, welche die große Baumeiſterinn Natur in einem Momente froher Laune ſelbſt gebildet hatte. Unwillkührlich dachte ſie: „Schrecklich müßte es ſeyn, hier oben in der höchſten Höhe, zwiſchen dieſen ſchwarzen Felſen, abgeſondert von der ganzen Geſellſchaft der Menſchen ein Daſeyn lebendtodt dahin zu ſchmachten. Doch an dieſen Gedanken reihete ſich ſchnell ein anderer, laut rief Iſidora aus: „Sünderinn! der Himmel hat dich hieher geführt, — er ſelbſt hat deine Buße beſtimmt.

In das Kloſter San Nicolo eilte die Schwärmerinn zurück; ſie entdeckte dem Abte ſelbſt, daß ſie Spallanzani's Grotte aufgefunden und entſchloſſen ſey, zur Abbüßung ſchwerer Sünden die allerſtrengſte klöſterliche Obſervanz beobachtend, dort oben als Einſiedlerinn ihr Leben zu beſchließen; daneben hoffte ſie im Nothfalle, wie die ehrwürdigen Väter auf dem St. Bernhardsberg in den Alpen, denjenigen Wanderern, welche allenfalls einer Hülfe bedürfen könnten, in der Folge nützlich zu werden, doch ein Geheimniß des Kloſters wellte Iſidora ihre Exiſtenz dort oben in den eiſigten Höhen beachtet wiſſen.

Der Abt ſtaunte und ſtellte der Dame mit väterlicher Milde das Chimärenhafte und Gefährliche ihres Planes vor, doch ſie war davon nicht mehr zurück zu bringen und ſchritt deſſelben Ausführung raſch entgegen.

Sie ſelbſt ſchaffte mit Hülfe eines verſchloſſenen Laienbruders ihren dürftigen klöſterlichen Hausrath hinauf in die düſtern Grotten und ohne Zeitverluſt bezog die Schwärmerinn hierauf die Lavahöhle. In ein grobes weißes Gewand, jenem einer Nonne ähnlich, hüllte ſie den majeſtätiſchen zarten Körper, und das Leben der Einſiedlerinn begann.

Fortwährend wechſelte indeſſen der Abt von San Nicolo mit dem heiligen Vater in Iſidorens Seelenangelegenheiten Briefe und endlich langte von Rom im Kloſter die Abſolution der Sünderinn und die Beſtätigung ihres Entſchluſſes, als Einſiedlerinn büßen zu dürfen, an.

Die Schwärmerinn legte in des Abts Hände die Gelübde ewiger Armuth, Keuſchheit und des Gehorſams ab; durch eine förmliche Verſchreibung cedirte ſie dem Kloſter ihr ſämmtliches bedeutſames Vermögen und nur eine Summe behielt ſie ſich zur Dispoſition auf den Fall bevor, wenn ihr verlorenes Töchterlein oder der gleichfalls abhanden gekommene geraubte Knabe je wieder zum Vorſchein kommen ſollten, zugleich machte es Iſidora dem Abte zur Pflicht, alle eingeſchlagene zweckmäßige Mittel emſigſt fortzuſetzen, welche dazu führen könnten, von der Kinder Aufenthalt oder Schickſal etwas in Erfahrung zu bringen.

Der gute Abt verſprach, was die neue Einſiedlerinn, ſeines Kloſters größte Wohlthäterinn, nur immer haben wollte, indeß begreift es ſich, daß der hochwürdige Herr wenig ſich darum kümmern mochte, die verlornen

Kinder aufſuchen zu laſſen, denn wären ſie in der That gefunden worden, hätte dem Klöſterlein eine namhafte baare Summe entgehen müſſen und dieſes wäre keinesweges nach des frommen Vaters Sinn geweſen.

Gänzlich hatte Iſidora von der Welt Abſchied genommen; jeden Sonnabend wurde von dem Abte des Kloſters der alte vertraute Laienbruder nach der Kette der Lavafelſen geſendet; hier ſetzte der Bruder in einer ihm genau bezeichneten äußern Niſche einige Brode und einen gefüllten Waſſerſchlauch ab, und dieſe nothdürftigen Nahrungsmittel allein friſteten Iſidorens Leben; ſie holte ſich Abends erſt die übermachten Brode und den Waſſerſchlauch ab, und nie bekam der entſendete Kloſterbruder die fromme Einſiedlerinn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen.

Es bedurfte eines ſo ſeltſamen Charakters, eines ſolch hoch ſchwärmeriſchen Geiſtes, wie er jener Sicilianerinn in der That eigen war, um mit Ausdauer und Feſtigkeit ſothane Entſagung zu üben, und wir glauben nicht unintereſſant dürfte es für ſinnige Leſer ſeyn, wenn wir eine Skizze von der Art entwerfen, in welcher jene merkwürdige Abentheurerinn lebte. Iſidora hatte ein Gelübde abgelegt, jeden Morgen zu verſuchen des Vulkans höchſten

Gipfel zu erklimmen. Nur wer den Aetna ſelbſt beſucht hat, kann ſich einen würdigen Begriff von der Anſtrengung und der Gefahr machen, welche dieſes Unternehmen nur zu oft begleiten, und häufig gelingt es ſelbſt dem älteſten und erfahrenſten Piedotto nicht das grauliche Ziel zu erreichen, doch feſter Wille, Gewohnheit und Uebung ließ unſere Einſiedlerinn größtentheils ſiegen.

Hatte Iſidora das Horn glücklich erreicht, dann warf ſie ſich unter Rauch, Dampf und Donner hin auf den heißen Schwefel; ihre Thränen netzten die glühende Aſche — nicht ſelten dräute der wüthende Sturm ſie in den furchtbaren Abgrund zu ſchleudern, — allein die fromme Büßerinn betete hier, hoch über den Häuptern der lebenden Geſchlechter, andächtig zu dem Allerhöchſten um Vergebung ihrer ſchweren Sünden.

Von Kälte erſtarrt, oft bis zur Ohnmacht ermattet, kehrte die Eremitinn zurück in ihre Felſengrotte und der ſpäte Abend war gewöhnlich über der Wanderung hereingebrochen; ein Stückchen trockenes Brod, ein Schluck Waſſer — ſie erſetzten höchſt nothdürftig die Kräfte der Büßerinn, und, den zu ſtarken Forderungen der Natur unterliegend, ſank Iſidora hin auf ihr Lager in den bezeichneten Todtenſarg.

Wenige Stunden der Ruhe gönnte ſich die Einſiedlerinn nur, dann rutſchte ſie beym matten Schimmer des Lämpchens auf bloßen Knieen, ſie las erbauliche Legenden der Heiligen, und durch aſcetiſche Schriften aller Art begeiſtert, hob ſie dann gewöhnlich ſelbſt an, den zarten Leib zu kaſteien: ſcharfe Geißelſtreiche zerfleichten die üppigen Lenden, die zarten Brüſte und den blendend weißen Rücken — eine Krone von ſpitzen Dornen wurde aufs Haupt gedrückt, und nicht eher in der Regel endete die Schwärmerinn, als bis ihr eignes Blut ſie badete und ſie gänzlich entkräftet zu Boden ſank.

So wurde ein Tag verlebt wie der andere; der Büßerinn Reize waren entſchwunden, mehr einer Mumie als einem Menſchen glich ſie nun, und doch — umfing gerade in dieſem Zeitpunkte die Schwärmerinn eine hohe pſychiſche Glückſeligkeit: Sie fing an Vergebung der grauſen Schuld zu hoffen, im ſüßen Schlummer erſchien ihr des alten gemordeten Gatten verſöhnter Schatten, die nagenden Gewiſſensbiſſe endeten, und der Sicilianerinn Seelenruhe kehrte wieder; noch mehr — liebliche Viſionen naheten ihr: ſie ſah ſich verklärt, mit dem leuchtenden Diadem umgeben, hoch im Aether — ſie hörte die ſüßen lieblichen Melodien der Engel, ihr ſtrahlte der höchſten Gottheit blendendes Licht; gänzlich, ja gänzlich war Iſidora jetzt ſchon dem irdiſchen Leben entrückt.

Recht wohl iſt es uns bekannt, der Leſer größter Theil wird lächeln ob dieſer Schilderei, ſie unnatürlich und phantaſtiſch ſchelten, allein — feſt ſind wir es überzeugt — einige wenige ſchöne Seelen wird die Ahnung durchfliegen, daß wir einen Zuſtand treffend beſchrieben haben, wie er einſt in der Chriſtenheit poetiſchen Tagen nicht ſelten glückliche Sterbliche umfing; im unbedingten heiligen Glauben ruhen hohe Myſterien, dem Profanen bleiben ſie ewig verborgen, — und aus des Lebens Qual tritt der Seele höchſte Wonne hervor, drum ſang der hehre Schiller auch:

„Zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menſchen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.“

Euch aber ihr kalten Seelen! — Euch, die Serhanes nicht vermögend ſind zu faſſen und Wahn nur Gefühle nennen, welche über Wolken Erwählte erheben, doch gar zu gern möchte auch ich euch verſöhnen, denn ihr gleichet alle — der nüchternen Recenſentenſchaar, ſo erinnert euch demnach, daß ſchon jener alte deutſche Sänger meinte: ein Wahn, der uns beglücke, er wiege eine Wahrheit auf, die tief zu Boden drücke.

Fünftes Kapitel.

Apoſtaſie. — Seltſame Abentheuer auf dem Aetna.

— — *Qualunque sorte*
Può farci illustri, e può far uso un'alma
D'ogni nobil suo dono
Fra le selve così come sul trono.

Metastasio.

— — Ein jedes Schickſal
Kann uns erhöh'n, und eine große Seele
Kann ihre edlen Gaben nutzen,
In Hütten ſtiller Wälder, wie auf Thronen.

Weit von ſich hatte Iſidora die kleinlichen Aengſten und Sorgen des gewöhnlichen Lebens geſchleudert, und in lichtern Höhen lebte ſie in doppeltem Verſtande; doch gänzlich zu vermeiden war es nicht, zuweilen na beten der Büßerinn Augenblicke, in denen die Vergangenheit ſich gewaltſam vor ihre Sinne drängte.

In einem ſolchen Momente erinnerte ſich die Sicilianerinn einſt ihrer ehemaligen Nebenbuhlerinn, welche ſie in Deutſchland durch Gaukeleien getäuſcht und betäubt und deren Söhnlein ſie geraubt hatte.

Neue Gewiſſensbiſſe erwachten in der Einſiedlerinn Buſen. Sie ſagte ſich ſelbſt: „Deine Schuldigkeit wäre es als reuige Büßerinn gweſen, längſt jener unglücklichen Mutter zu ſchreiben, ihr Alles zu entdecken und Vergebung von ihr zu erflehen.

In ihrer tiefen Einſamkeit verfolgte Iſidora den Gedanken mehr und mehr, und gewaltſam trieb es ſie zur Ausführung desſelben.

Nach langer Zeit zum erſten Male ſtieg Iſidora in einer finſtern Nacht hinab in's Kloſter San Nicolo d'Arena; der Abt, wurde geweckt; er erſchrak, als er die ſtrenge Büßerinn erblickte, mehr einem Geſpenſte, denn einem Menſchen ſah ſie gleich. Die

Eremitinn verlangte zu ſchreiben, doch als ſie nun mit der Feder an dem Tiſche ſaß, überflog ſie bei dem Gedanken der deutſchen Nebenbuhlerinn in Demuth zu ſchreiben, ein höchſt ſeltſames und unangenehmes Gefühl, um ihrem Gewiſſen aber zu genügen, beſchloß ſie, vorerſt an jene alte Gauklerinn, das Katzenfräulein, zu ſchreiben und von dem Weibe zu erkunden: ob, wo und unter welchen Verhältniſſen Dame Hilſeh noch lebe; ein beigelegtes großmüthiges Geſchenk und Verſprechungen ſollten die feile Alte bewegen, befriedigend zu antworten.

Der Brief wurde vollendet und zu Nicoloſi auf die Poſt gegeben, die Einſiedlerinn aber kehrte in derſelben Nacht noch nach ihrer düſtern Lavagrotte zurück.

Das Katzenfräulein lag bereits lebensgefährlich darnieder, als ſie das Schreiben vom Aetna erhielt; ſchnell fühlte die alte Miſſethäterinn ihr Ende herannahen, auch ihres Gewiſſens Stimme erwachte nun, ſie ließ die hintergangene Roſa rufen, und der Sterbenden letzte Worte beſtimmten, wie man ſich noch erinnern wird, jene zur Reiſe nach Sicilien.

Längſt wurde erzählt, welcher ſeltſame Zufall die Damen auf des Vulkans Spitze zuſammen führte, und ſo ziemlich glaubt man nun, alle Räthſel genügend gelöſt zu haben, welche früher dieſe Geſchichte darſtellte.

Aufmerkſame und ſinnige Leſer könnten fragen: „aber wo nahm die durch Faſten und Kaſteiungen ermattete Einſiedlerinn Iſidora die Kraft her, als ſie die unglückliche Roſa in ihre Lavagrotte einführte, ungeheure Felſenſtücke mit dem Fuße bei Seite zu ſchieben. Wir vermögen auch dieſen Zweifel zu löſen: jene ſcheinbaren Felſenmaſſen waren weiter nichts als große hohle Holzblöcke mit Moos künſtlich überzogen, denn Iſidora hatte mit Scharfſinn ſothane Mittel erfunden, um der Neugier oder dem Zufalle ihre Felſenhöhle zu verſchließen.

Ueberhaupt war außer dem Abte und einigen der ältern Patres im Kloſter San Nicolo, allen Einwohnern des Aetna's das Daſeyn einer Einſiedlerinn unfern des Horns ein Geheimniß geblieben. Einige Mal zwar wurde die weiße Frau aus der Ferne von Piedotto's und Reiſenden bemerkt, allein wer hätte eine Bewohnerinn hier in der grauſen Schneeregion vermuthen mögen, man hielt die Erſcheinung für den Geiſt des feuerſpeienden Gebirges, man kreuzigte ſich und entfloh.

Ganz in derſelben Art, wie wir Iſidorens Geſchichte hier mitgetheilt haben, hatte ſie nun auch unſere deutſche Abentheurerinn aus der Sicilianerinn eigenem Munde vernommen.

Was konnte Roſa erwiedern? — ſollte ſie Steine auf eine Sünderinn werfen, deren Schickſale und Vergehungen ſo manche Aehnlichkeit mit ihren eigenen zeigten? — Allein beinahe gänzlich war der deutſchen Abentheurerin Hoffnung, ihr geraubtes Kind wieder zu finden, durch der Sicilianerinn Erzählung vernichtet. Ein Thränenguß machte Roſa's bangem Herzen wohlthätige Luſt; aber gleichgültig, ja verhaßt, blieben ihr die Menſchen mit ihren Freuden und Leiden, die da lebten tief unter ihr. Sie bat die Einſiedlerinn vorerſt bei ihr weilen zu dürfen. Iſidora erwiederte: „Wie könnte ich Dir, der ſchwer Beleidigten, eine Bitte verſagen, bleibe demnach, ſo lange Du willſt, aber unter der Bedingung nur, daß Du es nie wagen darfſt, mich — die Büßerinn — zu ſtören in meiner Lebensart. Nicht gereiniget biſt Du noch —

fuhr die Eremitinn in ihrer Rede fort — von den ſtinkenden Schlacken der Welt, ich ſehe es voraus, Du wirſt nicht lange aushalten hier, und zu jeder Stunde, in der es Dir belieben wird, leite ich Dich hinab in der Regionen bewohnten Theil.“

Mit allem war die unglückliche Roſa zufrieden. Als der Abend anfing zu dämmern, brach Iſidora nach dem Kloſter San Nicolo auf, ſie hatte des Gaſtes Pferde mitgenommen und kehrte mit ihnen den folgenden Morgen wieder zurück; die Thiere waren mit ſtärkenden Lebensmitteln und Betten, für Roſa beſtimmt, beladen.

Der Damen ſeltſamer Haushalt hob nun an; ſo viel immer möglich ſorgte die Eremitinn für ihres Gaſtes Pflege und Bequemlichkeit, allein im übrigen ließ der einſtigen Nebenbuhlerinn Thun Iſidoren ganz unbekümmert, ſie ſetzte ihre gewohnte Lebensweiſe fort.

Anfangs ſtaunte Roſa, die Sicilianerinn nichts als Brod und Waſſer genießen zu ſehen, ſie ſchauderte, wenn die büßende Einſiedlerinn ſich entfleiſchte, daß Blut ſtrömte, aber bald beneidete die Deutſche der welſchen Schweſter ſüßen Schlummer im Todtenſarge, und vorerſt konnte ſie ſich keinen Begriff von den ſeligen Verzückungen und Viſionen machen, in welchen ſie Iſidoren oft ſtundenlang, dem Diesſeits entrückt, liegen ſah.

Es giebt im Menſchenleben nicht eine phyſiſche Kontagion allein, heftiger noch waltet — eine pſychiſche. Des Myſticismus und Magnetismus ſchnelles Verbreiten in der neueſten Zeit rechtfertiget dieſe kühne Behauptung. Nicht weniger als die ſicilianiſche war auch unſere deutſche Abentheuerinn zur Schwärmerei geneigt, und nach Verlauf einiger Wochen ſchon fing Roſa an, Iſidorens Glück und Seelenfrieden zu beneiden. Sie bat die Leidensſchweſter, ihre Lebensart theilen zu dürfen.

Iſidora wurde ernſt, und nach einer langen Pauſe erſt ließ ſie ſich alſo vernehmen: Roſa! nur im heiligen allein ſeligmachenden Glauben ruht Glück und Frieden hienieden und jenſeits einſt, ſo lange Du Ketzerinn bleibſt, hoffe nie dieſer Schätze theilhaftig zu werden. Die Deutſche ſchwieg und die Unterhaltung war abgebrochen, allein jene Eindrücke — ſie

hafteten

hafteten tief in der wahnſinnigen Roſa Buſen, und nach einigen Wochen ſchon erklärte ſie, daß ſie feſt entſchloſſen ſey, in der katholiſchen Kirche Schooß über zu treten.

Eine Stufe dereinſt höher im Himmel hoffte die Sicilianerinn zu ſtehen, wenn ſie eine Proſelytinn ihrer Kirche zuführte, darum entzückte ſie jetzt der Deutſchen Wort und ſie ſelbſt ſtellte dem Abte von San Nicolo die Leidensſchweſter vor.

Daß auch Roſa ein bedeutſames Vermögen beſaß, iſt dem Leſer kein Geheimniß geblieben; und der dicke Abt des Klöſters auf dem Aetna ſtrich wohlgefällig den Bauch, nachdem er alle Verhältniſſe erfahren und der deutſchen Frau Entſchluß vernommen hatte, denn ihm wurde klar, daß es hier für ſein Klöſterlein abermals zu lukeriren geben würde.

Man verſtändigte ſich: Roſa erklärte ihr halbes Vermögen dem Kloſter San Nicolò unter der Bedingung verſchreiben zu wollen, wenn ſie in den Schooß der allein ſelig machenden Kirche aufgenommen und ſofort vom päpſtlichen Stuhle Ablaß ihrer Sünden und die Erlaubniß erhalten würde, mit Iſidoren als Eremitinn auf dem Vulkan in Spallanzani's Höhle zeitlebens hauſen und die Gelübde wie dieſe ablegen zu dürfen. Die andere Hälfte ihres Vermögens wollte die Schwärmerinn dem verlornen Sohne, den ſie dereinſt noch auszukundſchaften nicht die Hoffnung aufgegeben hatte, bewahren; im Falle dieſer Sohn aber nie erſcheinen würde, ſollte am Ende auch der Reſt des Vermögens der Kirche zufallen.

Der Abt ſetzte ſich wieder ſogleich nieder, um über die Sache dem heiligen Vater zu berichten, Iſidora kehrte in ihre eiſigte Einöde zurück, die deutſche Proſelytinn aber wurde in San Nicolo zurückbehalten, um von einem alten ehrwürdigen Pater einſtweilen in den Grundſätzen der katholiſchen Lehre unterrichtet zu werden.

Der Alte verſtand es, die Schwärmerey des phantaſtiſchen Weibes zur höchſten Potenz zu ſteigern, und in einem viel höhern Grade, als einſt die galante Roſa materialiſtiſche Freidenkerinn war, wurde ſie nun geiſtesbefangene aſcetiſche Betſchweſter.

Ungemein ſchnell begriff unſere Heldinn die Lehren des Katholicismus und als die Konfirmation aller Vorſchläge, welche ihrer Perſon halber der Abt zum heiligen Vater hatte gelangen laſſen, in der That aus Rom anlangte, wurde Roſa bereits für würdig befunden, in den Schooß der Mutterkirche aufgenommen zu werden.

Die Feierlichkeit ging im Stillen vor ſich; Roſa erhielt Generalabſolution, legte dieſelben Gelübde ab wie einſt Iſidora, und nachdem ſie ihre weltlichen Angelegenheiten noch in Ordnung gebracht hatte, konnte ſie kaum den Augenblick erwarten, welcher ſie in die Lavagrotte zu der einſtigen Nebenbuhlerinn zurück führen ſollte.

In einer finſtern Nacht begleitete ſie der Abt ſelbſt in die Schneeregion zu den Felſenreihen; ein Paar vertraute Prieſter hatten ihren Meiſter begleiten müſſen, und beim Fackelſcheine wurde Spallanzani's Grotte nun feierlichſt eingeweiht und der heilige Antonius zum Schutzpatron der Einſiedlerinnen und der Felſenhöhle ſelbſt ernannt. Noch übergab der Abt den frommen Schweſtern ſchriftliche ſehr ſtrenge Statuten der zu beobachtenden klöſterlichen Obſervanz; Iſidora, als die Gründerinn der Einſiedelei, bekam gleichſam die Rechte einer Aebtiſſinn und gerne gelobte ihr die jüngere neu eingekleidete Eremitinn unbedingten Gehorſam, worauf der Abt mit ſeinen Prieſtern nach San Nicolo zurückkehrte.

Iſidora änderte an der bisherigen Lebensart nicht das geringſte ab und auch Schweſter Roſa mußte ſich unbedingt derſeben fügen. Sie begleitete die Sicilianerinn auf den täglichen beſchwerlichen Wanderungen nach dem ſüdlichen Horn des Aetna's, ſie theilte mit ihr das Stückchen Brod und als Lager den Todtenſarg. Selbſt den Kaſteiungen mußte ſich unſere zarte deutſche Frau unterwerfen; ſie vermochte es nicht im Anfange ſich ſelbſt zu geißeln, allein die wilde fanatiſche Iſidora riß ihr die Kleider vom Leibe und hieb mit funkelnden Blicken — die arme Roſa mochte ſtöhnen ſo viel ſie wollte — ſo lange unbarmherzig auf des noch immer reizenden Weibes zarte und gerundete Gliedmaßen los, bis roſenrothes Blut ſie färbte.

Lange nicht ſo feſt — ja viel üppiger und weichlicher war der deutſchen Einſiedlerinn

Seele geſchaffen denn jene der ſicilianiſchen; ſicher wäre Roſa der ſtrengen Büßung unterlegen, allein das Beiſpiel und die Mahnungen Iſidorens riſſen ſie ſtets gewaltſam wieder empor, wollten ihr frommer Muth und ihre Kraft verſiegen; Gewohnheit härtete endlich auch die ſchwächere Roſa ab und auch ſie fing nun an jene Wonnen und Entzückungen zu genießen, welche ſothaner gläubiger Einfalt ſtets geſpendet ward,

Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen;
Wer es glaubt, dem iſt das Heil'ge nah.

Ein Jahr war den beiden frommen Schweſtern auf dieſe Weiſe verfloſſen, als ein grauſiches höchſt ſeltſames Abentheuer ihren ſtillen Frieden ſtörte.

An einem ſchönen Frühlingsmorgen befanden ſich die Eremitinnen auf ihrer gewöhnlichen täglichen Wanderung nach der Spitze des Vulkans. Die Natur war ruhig, allein des Feuerrieſen Eingeweide ſchien heute einigermaßen empört; eine dicke ſchwarze Dampfſäule ſtieg aus dem Krater zur Höhe.

Ungefähr die Hälfte des Weges hatten ſie zurückgelegt, da hörten ſie unverſehens einen

Greis in Pilgrimstracht ein, welcher ebenfalls im Begriffe war, das Horn zu erſteigen. Die frommen Schweſtern pflegten ſonſt ſchon aus der Ferne noch auszuweichen wenn ſie auf Wanderer oder Reiſende ſtießen, allein ſie hatten den Greis nicht bemerkt und nun war es zu ſpät, ihn zu vermeiden. Aufmerkſam betrachtete der Pilgrimm die zwei weißen Frauen lange, dann ſprach er ſie alſo an: „Fromme Kloſterſchweſtern aus dieſen Gegenden, welche Ihr zweifelsohne ſeyd, — aus weiter Ferne komme ich her! ein feierliches Gelübde verbindet mich, Gott dem allerhöchſten Herrn auf des Aetna's Spitze für die Erfüllung eines meiner heißeſten Wünſche zu danken; zu arm einen Piedotto anzunehmen, mußte ich allein verſuchen den Weg zu finden, allein ich fühle, vergebens ſtrebe ich meinen Zweck zu erreichen, wenn Ihr fromme Schweſtern! wahrſcheinlich des ſchwierigen Pfades beſſer kundig — mir nicht erlaubet, an Eurer Seite die Wanderung zu vollenden."

Iſidora erwiederte dem Fremden: „Ehrwürdiger Vater! folget uns, wir erſteigen in gleicher löblicher Abſicht, wie Ihr, das Horn und werden Euch ſicher dahin geleiten."

Die Sicilianerinn trat voraus, ihr folgte die deutſche Eremitinn, der Pilgrimm folgte den frommen Schweſtern, Niemand ſprach eine Sylbe.

Jetzt hatte man des Kraters höchſte Spitze und äußerſten Rand erreicht; wie gewöhnlich warfen ſich die Büßerinnen betend nieder, ihre Geſichter berührten die heiße Schwefelaſche, — der pilgernde Greis knieete zwiſchen Beiden.

Lange feierliche Pauſe — dann rief plötzlich eine beiden Damen wohl bekannte Stimme: „Iſidora! Roſa!“

Voll Erſtaunen richteten ſie ſich in die Höhe, aber wer beſchreibt der frommen Schweſtern Schreck? — der alte gebückte Greis hatte ſich gänzlich umwandelt: ſeine Kutte, der graue falſche Bart und die Haartour lagen an der Erde, und ein koloſſaler Ritter, in des Landes edle Tracht gekleidet, ſtand zwiſchen den knieenden Damen.

Die Einſiedlerinnen faßten den Fremden aufmerkſam ins Auge und das Blut ſtarrte in ihren zarten Adern — ſie erkannten in dem

Ritter Beide zugleich — den furchtbaren Räuberkönig, den Leſern unter den Benennungen der Räthſelhafte, oder als Charles di Pignotti bekannt.

Furchtbar rollten des Räthſelhaften zornglühende Augen, und ehe die Damen noch ihre Faſſung wieder erlangt hatten, rief er wüthend aus: „Treuloſe, verfluchte Weiber! zur rechten Zeit hat ein gerechtes Schickſal Euch in meine Hände geliefert; hinab mit mir in den Abgrund der Hölle.“

Mit dieſen Worten ergriff der Räuberhauptmann mit ſeiner Rechten Roſen; ſein ſtarker ſennigter Arm preßte das ſchwache Weib, daß es Odem und Beſinnung verlor; mit der linken Hand erfaßte er Iſidoren — und ſo zog er beide Frauen fort, ſich hinab zu ſtürzen mit ihnen in den brauſenden Feuerpfuhl.

Eine Spanne nur noch hatte man feſten Grund vor ſich, ſchon bog ſich der Räuberkönig voll raſender Verzweiflung über den dampfenden Krater hin, ſeine beabſichtigten Opfer mit unwiderſtehlicher Gewalt nach ſich ziehend, doch der plötzliche ſchwarze und nun dichter aus dem Krater aufſteigende Schwefeldampf betäubte den Banditenhauptmann, — er taumelte und ließ die frommen Schweſtern auf einen Augenblick los; die kühne Iſidora, ſchnell beſonnen, benutzte dieſen günſtigen Moment, — ſie warf ſich mit Kraft zwiſchen Roſa und Pignotti — indem ſie dieſem einen wilden herzhaften Stoß verſetzte, und mit einem lauten Schrei ſtürzte der Räuberhauptmann hinab in die unermeßliche Tiefe; eine rothe Flamme ſchlug aus dem Krater, in des Vulkans Eingeweiden rollten dumpfe Donner und undurchdringlicher erſtickender Rauch erfüllte die ganze Gegend des Horns.

Zitternd und bebend eilten die frommen Schweſtern bergabwärts ihrer Grotte zu; es bedurfte mehrerer Stunden, bis ſie ſich wieder erholen konnten. Unerklärlich blieb Beiden die Schreckensſcene, welche ſie ſo eben erſt erlebt hatten; — wie kam der furchtbare Räthſelhafte auf das Horn — war es Zufall, oder war ihm der Frauen Aufenthalt verrathen worden? doch nicht denkbar blieb Letzteres.

Ein neuer Mord laſtete auf Iſidorens Seele; zwar blieb es Nothwehr nur in höchſter Gefahr, welche die Eremitinn geübt hatte, allein ungemein zart war ihr Gewiſſen jetzt, und angſtvoll eilte ſie ſchon in der folgenden Nacht hinab zum Abte des Kloſters San Nicolo, ihm der Wahrheit gemäß den Vorfall zu berichten. Nun klärte ſich alles auf: der Räuberhauptmann hatte ſich mit einer anſehnlichen Bande aus den Apenninen nach dem Aetna gewendet, um die wohlhabenden Einwohner der angebauten Region auszuplündern, aber ſchnell genug wurde die Regierung von der Ankunft der furchtbaren Gäſte unterrichtet. Man verſammelte in Eile alle Campieri, und dieſe Schaar, von einem anſehnlichen Truppenkorps des Königs unterſtützt, umringte in einem Engpaſſe die ganze Räuberbande; der größte Theil der Banditen wurde niedergemacht oder gefangen, ihr gewandter Anführer aber entkam.

In eine Pilgrimskutte gehüllt floh der ſchreckliche Pignotti nach des Vulkans Spitze zu; doch der ganze Feuerrieſe war umſtellt, ſich zu retten konnte der Räuberkönig nicht hoffen, und ihm blieb nur zwiſchen Rabenſtein und Selbſtmord die bange Wahl.

Mit ſich und der Welt längſt zerfallen, beſchloß der Furchtbare verzweiflungsvoll zu enden, da führte ihn einer der ſeltſamſten aller ſeltſamen Zufälle jene zwei Weiber in Kloſtertracht entgegen, welche in ſeiner Lebensgeſchichte eine bedeutende Rolle einſt geſpielt hatten; Pignotti erkannte ſie, die Rache des Schrecklichen erwachte, ſchnell war ſein Entſchluß gefaßt — auf eine allerdings originelle Weiſe — wollte er in Begleitung der frühern Geliebten hinüber ſchreiten ins Reich der Schatten. Wie ſein Plan ſcheiterte wurde gemeldet.

Iſidorens Gewiſſensſkrupel, hinſichtlich des verübten Mordes, vermochte der Abt für dieſes Mal leicht genug zu beſchwören. Er ſprach: „Nicht eine Sünde, nein, im Gegentheil ein ungemein verdienſtliches Werk, meine fromme Tochter! haben Sie ausgeübt, indem Sie den längſt berüchtigten Banditenfürſten zur Hölle förderten. Unſer allergnädigſter König hat auf des ſchrecklichen Menſchen Kopf einen Preis von tauſend Dukaten geſetzt; Schade nur, daß wir es nicht vermögen werden, des Räubers Haupt dem Krater zu entreißen, denn mein armes Klöſterlein könnte die Dukati gerade jetzt gar wohl gebrauchen.“ So ſchloß das Pfäfflein ſeufzend ſeine Rede und beruhiget kehrte Iſidora hierauf zur Schweſter Roſa in die Felſengrotte zurück.

Größere Vorſicht brauchten die Einſiedlerinnen auf dem Aetna nun bei ihren täglichen Wanderungen nach dem Horne, und wenn ihre geübten Augen, auch in weiter Ferne, Piedotto's und Reiſende erſpäheten, kehrten ſie lieber ſogleich nach ihrer Lavagrotte zurück.

Das ſpäte Jahr war angebrochen; nun hob des Vulkans Spitze an ſich in ſelten mehr weichende Nebelwolken zu hüllen. Um jene Zeit pflegt ſelbſt den neugierigſten Reiſenden die Luſt zu ſchwinden, des Kraters höchſte Spitze erſteigen zu wollen, und unſere frommen Schweſtern fingen bereits an, ſich in der kalten Einöde oben, wo keine Pflanze keimt und keine Geſträuche blühen, für gänzlich ungefährdet zu halten, als ihnen nichts deſto weniger ein für Beide ungemein wichtiges Abentheuer nahete.

An einem neblichten kalten Herbſtmorgen fanden die Büßerinnen, unfern der Lavafelſen, einen reizenden blonden Jüngling ohne Bewußtſeyn auf dem Schnee liegen; die Ausſicht, ein verdienſtliches Werk vollbringen und eines Menſchen Leben retten zu können, entzückte die frommen Schweſtern und ſie müßelten ſich auf der Stelle, den ſchönen Jüngling ins Leben zurück zu rufen. Des Armen Glieder waren erſtarrt, doch matt regten ſich die Pulſe noch; Iſidora rieb mit einem Wunderbalſam, den ſie auf unvorhergeſehene Fälle ſtets mit ſich zu tragen pflegte, die Schläfe des Ohnmächtigen, Roſa aber lüftete ſeine Halskrauſe.

Während dieſer Beſchäftigung rief die Sicilianerinn plötzlich aus: „Gott im Himmel! dieſe goldene Halskette legte ich Deinem Sohne um den Hals bevor ich ihn nach Neapel ſandte.“ Roſa wurde aufmerkſam — ſie ſah dem bleichen Jüngling ins Geſicht: „Ja, rief ſie in ſtürmiſcher Freude, dieſes ſind mir wohlbekannte Züge,“ und mit dieſen Worten ſtreifte ſie haſtig dem Ohnmächtigen das Gewand von der linken Schulter; ein kleines aber ganz ſeltſam und eigenthümlich gebildetes Muttermaal wurde ſichtbar, — „Jeſus, Maria! rief die Deutſche — es iſt Emil, es iſt mein Sohn!“

In dieſem Augenblicke ſchlug der blonde Jüngling die großen blauen Augen auf. Hold lächelnd wie ein verklärter Cherubim liſpelte er: „Wo bin ich? — was ſehe ich? — ja

— ich erkenne Dich, von früher Kindheit an erhielt ſich Dein Bild in meiner Seele — ja — Du biſt es — meine Mutter!

Zu ſtark hatte den Kranken die Scene angegriffen, er ſchloß die blauen Augen wieder, — ſein leiſer Odem ſtockte und wie leblos ſank er zurück in Iſidorens Arme.

Sechstes Kapitel.

Nachholungen. — Der Kirche Spruch.

Nivibus hiems exuperat, ver floribus,
Aeſtas ariſtis affluit, lacrimis amor.

Muretus.

An Schnee iſt reich der Winter, Blüten bringt der Lenz, der Sommer Aehren, Liebe — Schmerz.

Vorerſt ſehen wir uns veranlaßt, den Leſer in die reizende Villa bei Catania zu dem ehrwürdigen Greiſe Streit und ſeinen Pflegekindern zurück zu führen.

Nach jener rührenden Scene, mit welcher das zweite Kapitel dieſes Bändchens endete, erzählte Vater Streit zum erſten Male, auf welche Weiſe er ſeinen Pflegeſohn Wilhelm gefunden, und wir wollen dieſes Mal den braven Berliner ſelbſt ſprechen laſſen.

Ich war, ſo hob der Ehrenmann ſeine Erzählung an, von Venedig aus mit zwei reich beladenen Schiffen in die See gegangen. Ein großer Theil der Ladung war mein Eigenthum; die Kauffahrer trugen einen bedeutenden Theil meines ſämmtlichen Vermögens, für aufgenommene fremde Güter hatte ich Verantwortlichkeit übernommen, und bei dieſen obwaltenden Verhältniſſen war es, — beſonders da auf jener See dazumal Räubereien fremder Kaper zur Tagesordnung gehörten, — nichts mehr als eine gewöhnliche höchſt nöthige Vorſichtsmaßregel, daß ich zur Bedekkung meiner beiden Fahrzeuge eine wohl bewaffnete Felukke miethete.

Ich hatte alle Urſache, ſo fuhr der gute Streit in ſeiner begonnenen Erzählung fort, meine gebrauchte Vorſicht zu ſegnen, denn nach wenigen Tagen ſchon ſah ich mich von zweien Kapern auf der hohen See angegriffen; die Felukke war meinen Fahrzeugen eine ziemliche Strecke vorausgeſegelt, und da wir, nicht ohne weiſe Berechnung verſchiedene Flaggen führten, mochten die Freibeuter zur See jenes

wohl

wohl gerüſtete Fahrzeug nicht zu meinen zwei Kauffahrern gehörig beachten.

Zu viele Vorſicht hat Keinen noch gereut; dieſes Sprichworts Wahrheit erfuhr ich jetzt. Auf jeden Fall gefaßt, waren ſelbſt meine Kauffahrer mit Geſchütz und einiger bewaffneter Mannſchaft verſehen, und dieſe Vorrichtung ſetzte mich nun in den Stand, der Kaper erſten wüthenden Anfall auszuhalten; ſchnell eilte meine Felukke herbei und von ihr erhielt der eine der Kaper eine ſo glücklich angebrachte und zerſtörende Lage, daß der Seeräuber ſich glücklich ſchätzen mußte noch durch die Flucht entkommen zu können; der andere Kaper wollte folgen, allein er wurde von unſern drei Fahrzeugen in die Mitte genommen und ihm dermaßen zugeſetzt, daß ihm am Ende nichts anderes übrig blieb, als ſich zu ergeben. Ich beſtieg mit den Meinigen nun das eroberte Fahrzeug; von den gefangenen Seeräubern erfuhren wir, daß ſie vor einigen Tagen erſt ein nach **Neapel** beſtimmtes Schiff aufgebracht und bereits nach den Raubſtaaten voraus geſandt hätten.

Von den Paſſagieren jenes Schiffes befanden ſich auf dem von uns eroberten Kaper nur zwei und zwar, ein alter Mann und ein holder Knabe von ſechs Jahren; unglücklicherweiſe hatte den Greis im Gefechte eine Kugel ſo getroffen, daß des armen Mannes Tod unabwendbar blieb. Mit rührender Gebehrde übergab mir der Sterbende das Kind; ich fragte: „Alter, iſt der Knabe Euer Sohn?“ — er ſchüttelte mit dem Haupte und ich fragte dringender: „Wo erfahre ich, wem das Kind angehört?“ — „Auf dem — Aetna“ — ſtammelte der ſchwer Verwundete mühſam und verſchied.

Was habe ich mehr noch nöthig zu ſagen, — ſo ſchloß der ehrliche Streit ſeine Erzählung — jener kleine Knabe den ich auf dem Kaper fand, — Du warſt es ſelbſt, mein guter Wilhelm!“

Der brave Berliner ſchloß mit dieſen Worten den Pflegeſohn in ſeine Arme, und Wilhelm und Laura — zum Nachdenken war ihnen zu reichlicher Stoff gegeben — ſie vollbrachten Beide eine ſchlafloſe Nacht.

Nach Verlauf einiger Tage trat der kühne Jüngling vor Streiten hin, ſprechend: „Du weißt es, theurer Vater! auf dem unſo nahen **Aetna** allein ſoll ich meiner Herkunft Geheimniß ergründen können, und dieſe Ergründung iſt nach Deiner Meinung nöthig vorerſt, ſoll ich einſt mich mit der geliebten Laura verbinden können; nicht länger leide ich dieſe Herzensangſt, ich bitte Dich, ſende mich nach dem Vulkan hin, nicht länger kann ich dieſe Ungewißheit ertragen, ich will den dunklen Schleier heben und müßte ich hinabſteigen in des Kraters unermeßliche Tiefe.

Der welterfahrene beſonnene **Streit** konnte durchaus nichts von **Wilhelms** Reiſe nach dem **Aetna** erwarten, allein er glaubte nicht berechtiget zu ſeyn, ſich dem Vorhaben des Jünglings widerſetzen zu dürfen, im Gegentheile erwiederte er: „Zieh hin, mein Sohn! und ein gütiger Gott möge Dich finden laſſen was Du ſucheſt.“

Rührend war der Abſchied des Jünglings von dem geliebten Mädchen, allein Hoffnung richtete Beide auf, und von dem Pflegevater mit Summen reichlich verſehen, richtete auch **Wilhelm** vorerſt nach **Nicoloſi** ſeinen Lauf.

Des Jünglings abentheuerlicher Zug hatte Aehnlichkeit mit demjenigen, welchen einſt unſere deutſche Einſiedlerinn nach dem Vulkan unternommen hatte, nur mit dem Unterſchiede, dieſe hatte einen längſt verlorenen Sohn geſucht und jener hoffte hier nie gekannte Eltern zu finden.

Allenthalben erkundigte ſich der gute Wilhelm nach einer in der angebauten Region des Aetna's wohnenden Familie, welcher vor einer Reihe von Jahren ein ſechsjähriger Knabe abhanden gekommen ſeyn ſollte; der Jüngling wußte den Namen der Familie nicht zu nennen und Niemand vermochte ihm die gewünſchte Auskunft zu geben; im Ganzen konnte ſich der junge abentheuerliche Ritter darüber nicht wundern, denn vom ſechsten Lebensjahre an pflegt man ſich ſeines Zuſtandes ja wohl zu erinnern, und Wilhelm beſann ſich genau, in einem ganz andern Lande bis dahin erzogen und von einer guten Frau durch eine ſehr unfreundliche weit fortgeſchleppt worden zu ſeyn, nur wenn er über die Art und Weiſe nachdachte; wie dieſes geſchehen, verwirrten ſich ſeine Sinne. Vater Streit behauptete aber, nur auf dem Aetna könne Wilhelm ſeiner Herkunft Geheimniß ergründen und in des Jünglings Seele fixirte ſich die Idee.

Im Kloſter San Nicolo hörte der Abt mit einer geheimen Spannung die forſchenden Reden des jungen Abentheurers an; dem Prieſter dämmerte wohl eine Ahnung, daß dieſes Jünglings Schickſale mit jenen ſeiner Einſiedlerinnen vielleicht in einem gar engen Zuſammenhange ſich befinden dürften, doch aus leicht begreiflichen Gründen hütete ſich der Abt wohl, von jenen Einſiedlerinnen und ſeinen Vermuthungen etwas verlautbaren zu laſſen, im Gegentheile rieth er dem jungen Fremden mit ſcheinbarer väterlicher Freundlichkeit, von ſeinen thörichten Nachſuchungen abzulaſſen und nach Hauſe zurück zu kehren.

Allein — es lag nicht in unſeres Jünglings Charakter, ſich ſo ſchnell durch die ihm aufſtoßenden Schwierigkeiten entmuthigen zu laſſen; nicht eher beſchloß er ſeine Nachforſchungen einzuſtellen, als bis er jeden Winkel des Aetna durchſucht haben würde.

Auch Wilhelm wandte ſich aus der bebaueten in die Wald- und aus dieſer endlich in die Schneeregion.

Zweimal ſchon hatte der kühne Bergfahrer, durch einen Piedotto geleitet, des Kraters höchſte Spitze erſtiegen; zum dritten Male wollte es der Jüngling ohne Begleitung verſuchen das Horn zu erklimmen, aber der junge Reiſende verirrte ſich in dem dichten Nebel gänzlich; er vermochte weder die ſchützende Grotte del Caſtelluccio noch die Caſa di Gemmellaro zu erreichen; **Wilhelm** irrte die ganze Nacht im Sturm und Schneegeſtöber umher, gegen Morgen verließen den Jüngling ſeine Kräfte, und von Kälte erſtarrt ſank er ohnmächtig auf den Schnee dahin und ſo fanden ihn unſere Einſiedlerinnen.

Höchſt ſeltſam hatte der Zufall gewaltet; vergebens hatte einſt Roſa den Aetna umkreiſt, den Sohn aufzuſuchen, und nach Jahren nun irrte dieſer Sohn in des Vulkans Einöden nach einer Mutter umher und nun erſt mußte dieſe den Verlorenen finden; allein die heftige unbeſchreibliche Freude **Roſa's** umwandelte ſich ſchnell in Schrecken und Trauer, als der kaum gefundene liebliche Jüngling dahin zu ſterben drohte.

Glücklicherweiſe war die Stelle, wo die Einſiedlerinnen den Ohnmächtigen gefunden hatten, nicht weit von ihrer Grotte entfernt, und ſie vermochten es daher, nachdem ſich

Wilhelm einigermaßen wieder erholt hatte, ihn dahin zu leiten.

In der lauwarmen Felſengrotte, auf dem weichen Mooslager und von den zarten frommen Damen ſorgſam gepflegt, erholte ſich der Jüngling mit dem Zuſammenhalt aller ſeiner friſchen Jugendkraft bald wieder, und nun ſie des Geſundenen Leben geborgen ſahen, erreichte der Einſiedlerinnen Entzücken den höchſten Grad.

Roſa ſah den einzigen heißeſten Wunſch erfüllt, den ſie hienieden noch hegte, — ein lieblicher reizender Jüngling ſtand der geliebte im zarten Knabenalter verlorene Sohn nun vor ihr — und Iſidora, auch ſie hatte Urſache, der Wiederauffindung des durch ihre Schuld einem blinden Schickſale überlaſſen geweſenen ſich zu erfreuen, denn es ſank eine ſchwere Laſt dadurch von ihrem Gewiſſen.

Nachdem Emil, — dieſer war, wie wir längſtens wiſſen, des Jünglings wahrer Name — ſich einigermaßen nur erholt hatte, wurde er von den Einſiedlerinnen dringend aufgefordert, ſeines bisherigen Lebens Geſchichte mitzutheilen. Er erzählte, was dem Leſer bereits mitgetheilt wurde; der dankbare Jüngling unterließ es nicht, ſeinem Pflegevater alle jene Lobeserhebungen zu machen, welche der brave Mann in der That verdiente, allein, — wer hätte es dem Liebeglühenden verargen können — bald genug hob er an mit dem Feuer der heißeſten Leidenſchaft von ſeiner Laura zu ſprechen. Mit rührender Kindlichkeit erzählte der Jüngling, wie er ſelbſt lange nicht gewußt habe, daß er der Jugend Geſpielinn liebe, und wie den Beiden zugleich das erfreuliche Licht gedämmert und ihnen klar geworden ſey, daß ſie, von einander getrennt, hienieden nimmer würden leben können. Zuletzt wandte ſich **Emil** mit den Worten an Roſa:

„Alles trifft zu und nicht dem geringſten Zweifel bleibt es unterworfen, Du biſt meine Mutter, deren Bild ich von meiner Kindheit an treulich und zärtlich bis jetzt in meines Buſens Tiefe bewahrte, aber — ſoll ich ſprechen ohne Hehl — könnteſt Du, Mutter! mich von dem Mädchen meiner Liebe trennen wollen, wenig könnte ich mich freuen, Dich gefunden zu haben.“

„Iſt jene Laura denn Deines guten Pflegevaters leibliches Kind?“ fragte die deutſche Einſiedlerinn jetzt.

„Nein, erwiederte Emil, auch über ihrer Abkunft und Geburt hängt jetzt ein verhüllender Schleier und auf eine ähnliche Weiſe wie mich hat der würdige Streit als zartes Kind ſie aufgefunden und zu ſich genommen. Kurze Zeit darauf, nachdem mein Pflegevater die Kaper beſiegt hatte, ſo fuhr der Jüngling zu erzählen fort, reiſte er einſt in den Apenninen; von der Nacht erreicht, kehrte er in einer Dorfſchenke ein, wo er alles in größter Verwirrung fand.

Eine Bande Zigeuner, welche im Gebirge Straßenraub geübt, hatte in dieſer Dorfſchenke übernachtet und war gegen Morgen von einer Abtheilung Soldaten überfallen worden, allein das Geſindel hatte ſeiner Feinde Ankunft zu frühe inne geworden und zog ſich fechtend ins Gebirge zurück; in der Waldſchenke ſah es traurig aus, alles war zertrümmert und verwüſtet geworden; die Wirthsleute klagten bitterlich. Die Zigeuner hatten ein holdes ungefähr vierjähriges Kind im Kruge in der Verwirrung zurück laſſen müſſen. Offenbar war das niedliche kleine Mädchen von dem Geſindel geraubt; es ſtammelte den ſicilianiſchen Dialekt und um das weiße runde Hälschen trug es ein Paternoſter." —

Mit einem lauten Schrei ſtürzte hier Iſidora ohnmächtig zu Boden; erſchrocken hoben Roſa und Emil ſie auf und brachten ſie nach ihrem Mooslager, doch bald ſchlug die Sicilianerinn die Augen wieder auf; ihre erſten Worte hießen nun:

„Wo blieb jenes Mädchen, welches Zigeuner in den Apenninen zurück ließen?"

Fröhlich erwiederte Emil: „Meine geliebte Laura — iſt dieſes Mädchen, ſie lebt auf der Villa bei Catania, als Pflegetochter meines würdigen Wohlthäters Streit.

Es erfolgte jetzt eine lange feierliche Pauſe; andächtig hatte Iſidora die Hände gefaltet, endlich ſprach ſie langſam:

„Herr im Himmel! Dir ſey gedankt, wenn meine Ahnung nicht trügt; ja unerforſchlich ſind Deine Wege." Dann wandte ſich die Sicilianerinn alſo zu Roſen: „Schweſter! ich glaube, unſere aufrichtige Reue und Buße — ſie hat den Allerhöchſten verſöhnt, Du haſt den geliebten Sohn wieder gefunden und meine Tochter ſcheint — mir wieder geſchenkt zu werden.“

Emil war wieder hergeſtellt; er ſollte nun ohne Zeitverluſt nach Hauſe eilen und mit dem würdigen Pflegevater und Lauren ins Kloſter San Nicolo zurück kehren, wo an einem beſtimmten Tage die Einſiedlerinnen ebenfalls erſcheinen wollten. Die frommen Schweſtern geleiteten ſelbſt den Jüngling aus der Schneeregion, und mit ihren Thränen und Küſſ'n bedeckt eilte Emil, von roſigten Hoffnungen erfüllt, der Villa bei Catania zu.

Leicht mag ſich der Leſer das Staunen des Herrn Sigismund Streit und der ſchönen jungen Laura vorſtellen, als unſer Jüngling zurückgekehrt ſeine Abentheuer erzählte. Alles klang ſo ſeltſam und fabelhaft, daß der ehrwürdige Alte anfangs in der That in allem Ernſte fürchtete, es möchten ſeines Pflegeſohnes Sinne ſich verworren haben; als man aber endlich zu der Ueberzeugung gelangte, daß Emil ganz verſtändig und von wirklich erlebten Dingen ſpräche, wurde Herrn Streits und der reizenden Laura Freude deſto lebhafter.

Da die aufgefundenen Mütter ſeiner lieben Pflegekinder Einſiedlerinnen waren, hatte der würdige Greis nicht zu fürchten von jenen getrennt zu werden, im Gegentheile konnte er hoffen, daß ſich nun der ſchönen Liebe und einer glücklichen ehelichen Verbindung der guten Kinder nichts in den Weg ſtellen dürfte; die glückliche Laura aber ſah außer deſſen noch der Wonne entgegen, an einer Mutter Buſen zu ruhen.

Die kleine Familie machte ſich unverzüglich nach dem Kloſter San Nicolo auf den Weg; herrliche Gefühle und ſüße Hoffnungen hielten während der kleinen Reiſe unſer liebendes Pärchen umfangen; ſie ließen, wo es nur anging, ihre Maulthiere neben einander gehen und ſo zogen Jüngling und Jungfrau Hand in Hand ſchweigend ihrer liebſten Hoffnung entgegen; die Augen und das Lächeln des glücklichen Paares erſetzten jede Sprache.

Endlich hatte Herr Sigismund Streit mit den theuern Kindern das Kloſter erreicht und ſchon fand man die Einſiedlerinnen dort gegenwärtig; einige Sekunden nur blickten ſich Iſidora und die junge reizende Laura an, dann ſtürzten ſich Beide in die Arme. Daß Mutter und Tochter hier ſich umarmten, konnte Niemand mehr bezweifeln, wer die beiden Damen neben einander ſah, denn zu hervorſpringend war die Aehnlichkeit der Züge, doch auch die übrigen Umſtände bewährten die Gewißheit der Sache; Iſidora erkannte das Paternoſter, welches man einſt an der kleinen Laura Hälschen gefunden hatte, als daſſelbe, welches ſie kurz vor ihrer Abreiſe nach Deutſchland dem Kinde angelegt hatte. Die Kleine war in der That von einer vorüberziehenden Zigeunerbande geraubt worden, und daß die der Bande nachgeſendeten Campieri das Kind nicht gefunden, ging ſehr natürlich zu, indem die ſchlauen Zigeuner daſſelbe in einem Sacke verborgen hatten, welcher den Nachſuchungen der nichts weniger als ſchlauen Campieri's gänzlich entgangen war.

Lange hielt jetzt Iſidora die wieder gefundene Tochter, Roſa den geliebten Sohn ſelig umfangen; Thränen der Rührung traten bei dem Anblicke in des braven Streit Augen und erhebend waren des Biedermanns

Gefühle, denn mit Recht vermochte er ſich zu ſagen: „Du, Du allein haſt ſie alle beglückt.“

Der gegenwärtige Abt des Kloſters nur ſchauete ungemein ſcheel zu dieſer Scene und ſeines Unmuthes Urſache lag nahe genug. Die Einſiedlerinnen hatten ſich auf den Fall, daß ihre Kinder wieder zum Vorſchein kommen würden, bedeutende Summen von ihrem dem Kloſter verſchriebenen und größtentheils auch bereits übergebenen Vermögen reſervirt; der Abt aber die Möglichkeit eines ſolchen Falles gar nicht erwägend, ſah bereits die Geſammtſumme als ein Eigenthum ſeines Klöſterleins an; ihn ſchmerzte daher nicht wenig, daß er nun einen großen Theil des verſchlungenen Gutes wieder herausgeben ſollte und er grübelte Mittel aufzufinden, durch welche das ſeinem fetten Bauche und dem ſogenannten armen Klöſterlein dräuende Ungewitter am ſicherſten zu beſchwören.

Nachdem der erſten Freude Taumel geendet, wendeten ſich die Einſiedlerinnen rührend dankend an den würdigen Pflegevater; Strahl lehnte beſcheiden alle Lobſprüche ab und bat die glücklichen Mütter nur der guten Kinder

Liebe zu ſegnen und ſie zu verbinden auf ewiglich. Raſch ergrif Iſidora der Jungfrau, Roſa des Jünglings Hand; gerade wollte die Sicilianerinn die reizende Tochter dem glühenden Emil in die Arme legen, — da trat der Abt dazwiſchen, und indem er mit Kälte die ſchöne Gruppe trennte, ſprach er langſam und feierlich zu den Eremitinnen:

„Halt! — ihr wißt es, fromme Schweſtern, daß Ihr Glieder der Kirche ſeyd, feierlich habt Ihr der heiligen Mutter Gehorſam geſchworen und ſeit jener Zeit gebührt Euch kein heiliger Wille mehr.“

„Seltſam verworren und verwandt ſind die Schickſale Eures Lebens und aus freier Wahl ſeyd Ihr längſt geiſtlich verbunden und enge verwandt, weswegen ich, Kraft meines heiligen Amtes und der mir verliehenen Gewalt, hiermit gegen nähere Vereinigung Eurer leiblichen Kinder in ſo lange Einſpruch zu machen mich gezwungen ſehe, bis der heilige Vater zu Rom über dieſen Fall entſchieden haben wird.“

Alle ſtanden heftig erſchrocken und wie verſteinert; der würdige Streit gewann zu erſt ſeine Faſſung wieder, allein des Prieſters Anmaßung hatte — was ſonſt gar ſelten zu geſchehen pflegte, des aufgeklärten Mannes Galle aufgeregt. Er ſprach zu dem Abte:

„Ehrwürdiger Herr! Sie miſchen ſich in Dinge, die offenbar außer Ihrem Wirkungskreiſe liegen. Dieſer Jüngling, ſo wie die zarte Jungfrau ſind meine Kinder, und ich habe meine Vaterrechte ehrlich erworben; jene Damen waren früher Mütter als fromme Einſiedlerinnen, und dieſe letztere Eigenſchaft kann ſie vernünftigerweiſe nicht hindern meine Vaterrechte zu beſtätigen und Kraft dieſer Rechte lege ich der Kinder Hände in einander, daran ſollen weder Sie noch der heilige Vater zu Rom mich hindern.“

Ein Glück für den braven Berliner, daß dieſe Scene lange nach dem Jahre 1782, in welchem das Ketzergericht in Sicilien erſt aufgehoben worden war, ſpielte, ſonſt möchten ihm die wenigen kühnen Worte ſchlimm genug bekommen ſeyn. Nichts deſto weniger erglühete jetzt des Aebtleins Vollmondsgeſicht voll Zorn, doch ſich mäßigend erwiederte der feine Prieſter dem Fremden blos:

„Mein

„Mein Herr! Sie gehören nicht zu unſerer Kirche und mit Ihnen habe ich nichts zu ſchaffen; hier aber ſtehen rechtgläubige Seelen vor mir und dieſe fordere ich, bei der heiligen Kirche Fluch, zum Gehorſam auf.“

Die Einſiedlerinnen und ihre Kinder waren von fanatiſchen Prieſtern in den Lehrſätzen des katholiſchen Glaubens unterrichtet worden; Anlage zur Schwärmerei ruhete in Aller Herzen, und fein berechnet iſt die Art, auf welche echte Diener der Hierarchie empfängliche Gemüther zu ſtimmen wiſſen. — Niemand wagte es dem eingebildeten Donner in des Prieſters Hand länger zu widerſtreben; Streits Worte gingen verloren und von dem Abte war weiter nichts zu gewinnen, als daß er verſprach, den Fall ſogleich dem heiligen Vater zu melden, und wie aus Rom die Entſcheidung vorhanden, ohne allen Zeitverluſt die Partheien nach San Nicolo beſcheiden zu wollen.

Die frommen Schweſtern, — „wär es liebenden Müttern unter ſolchen Umſtänden zu verdenken? — wünſchten der Einladung des Herrn Streits folgen und einige Tage nur bei ihren Kindern auf deſſen Villa zubringen zu dürfen.

Der Abt ſprach hierauf wieder: „Sie, meine frommen Schweſtern in Chriſto, haben einmal auf ewig dem Umgange mit den Kindern der Welt entſagt; erinnern Sie ſich der heiligen Gelübde, welche Sie dort am hohen Altare einſt feierlich geſchworen, und dann urtheilen Sie ſelbſt, ob die Erfüllung ſothaner Wünſche ſich mit der klöſterlichen ſtrengen Obſervanz, welche ſie beſchworen, verträgt?“

Es brachen der armen Mütter Herzen, heftig fingen ſie an zu weinen und der unglücklichen Kinder Thränen vermiſchten ſich mit den ihrigen; der ſonſt ſo ſanfte Streit über knirſchte, ſeitwärts gewendet, mit den Zähnen.

Inniger Freude voll war der Anfang dieſer Zuſammenkunft, ſie endete in tiefſter Trauer. Die Einſiedlerinnen kehrten in ihre kalte Lavagrotte, Streit mit den geliebten Pflegekindern nach ſeiner Villa zurück.

Der frommen Schweſtern mühſam errungene Seelenruhe, ſie ſchien mit einem Male gänzlich geendet zu haben; ſie vermochten ſich nicht mehr wie ehedem in lichte Höhen zu erheben, ein zu mächtiger Magnet zog die Gemüther herab zu Bewohnern der Erde. Eine nicht minder auffallende Umwandlung war mit den ſonſt ſo glücklichen Bewohnern der Villa bei Catania vorgefallen; um die Heiterkeit und die ehemalige unerſchütterliche philoſophiſche Ruhe des alten Herrn Siegismund Streit war es geſchehen; Emil, der hehre Jüngling, wandelte ſchweigend und einſam im wachenden Traume umher und der reizenden Jungfrau Laura blühende Wangen hatten ſich gebleicht; ihre Blumen blieben unbegoſſen und welkten dahin; das Tambourin lag — vom Staube dick bedeckt und nicht mehr wurde die raſche Tarantella getanzt, denn

Das Mägdlein ſaß
An Ufers Grün,
Es brach ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſeufzt hinaus in die finſtre Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet.

Etliche Monden waren auf dieſe Weiſe verfloſſen, da erſchien eines Tages in der Villa bei Catania ein Laienbruder. Der Bote beſchied Emil und Laura in drei Tagen zu San Nicolo d'Arena vor dem Abte zu erſcheinen; mit ihrem gewöhnlichen Mundvorrathe erhielten die Eremitinnen in der Schneeregion dieſelbe ſchriftliche Einladung.

Erſchienen war der verhängnißvolle Tag, und banger Erwartungen voll zogen die frommen Schweſtern abwärts, die Bewohner der Villa aufwärts dem Kloſter zu. Rührend war die Scene des Wiederſehens, doch von keiner Seite wagte man ſeinen Hoffnungen ſo wenig als dem zaghaften Ahnen Worte zu geben.

Lange ließ ſich der Abt erwarten; jeder Augenblick des Harrens war für die aufs höchſte geſpannte Familie Folterqual. Endlich erſchien der Prieſter im vollen kirchlichen Ornate; er grüßte die Verſammlung ſchweigend, öffnete ein großes mit den päpſtlichen Siegeln verſehenes Schreiben und las mit feierlicher Kälte alſo:

„Es giebt Sünden, deren Folgen und Strafen fortdauern bis ins ſiebente Glied, wie in den heiligen Schriften zu leſen, und die innere Stimme wird den frommen Einſiedlerinnen in der Schneeregion des Aetna's ſagen, wohin hiermit gedeutet wird.

St. Petri Nachfolger, beſeelt von dem untrüglichen heiligen Geiſt, entſcheidet: daß eine Verbindung zwiſchen den leiblichen Kindern der erwähnten Erimitinnen unter keiner Bedingung zuläſſig iſt.

Erhaben iſt der Beruf dieſer Kinder: Wie einſt Gottes Sohn die Menſchheit durch ſeinen Tod ſühnte mit dem Allerhöchſten, ſo mögen ſie, die Auserwählten, durch frommes Entſagen ausgleichen — der Mütter Schuld.“

Der Abt zeigte den Anweſenden des Schreibens Unterſchrift und Siegel und entfernte ſich langſam und ſchweigend wie er gekommen war.

Religionsſyſteme zu würdigen und zu prüfen, kann auf keinen Fall unter die Tendenzen gehören, welche dieſe Geſchichte ſich vorgeſetzt hat zu verfolgen, und auch den geneigten Leſer bitten wir im gegebenen Falle nicht ein zu vorſchnelles Urtheil zu fällen.

Wer die Grundſätze und Geſchichte der Hierarchie je mit philoſophiſchem Sinne ſtudirte, wird jener päpſtlichen Entſcheidung wenigſtens Konſequenz zugeſtehen, eine Eigen ſchaft, welche ſeit vielen Jahrhunderten in der Regel die Breves aus Rom ſtets auszeichnete. Doch zurück in das Sprachgemach des Kloſters San Nicolo.

Das Leben zu verlieren iſt viel, doch des Lebens höchſtes Glück dahin geben, ſich unfreiwillig der Idee auf ſothane Weiſe opfern zu müſſen — traun! es iſt mehr noch.

Krampfhaft hielten ſich die Einſiedlerinnen umſchlungen; ohnmächtig lag Laura an der Erde; zernichtet ſank der Jüngling an die Bruſt ſeines väterlichen Freundes.

Siebentes Kapitel.

Entwikkelung und Ende.

Jo dico, e dissi, e dirò sin ch'io viva,
Che, chi si trova in degno laccio preso;
Se ben di se vede sua donna schiva,
Se in tutto avversa al suo desire acceso;
Se bene Amor d'ogni mercede il priva,
Poſcia che'l tempo, e la fatica ha spese,
Par ch'altamente abbia locato il core,
Pianger non de', se ben languisce e muore.

Ariost.

Ich ſpreche, ſprach und will zeitlebens ſprechen,
Daß, wer mit würd'gen Feſſeln ſich umwand, —
Sollt' auch der Schönen Herz ihm nicht entſprechen,
Ganz widerſtreben ſeiner Liebe Brand,
Läßt Amor auch ihm jeden Lohn entbrechen,
Nachdem er lange Müh' und Zeit verwandt —
Wenn nur ſein Herz um Hohes wagt zu werben,
Nicht weinen darf und muß er ſchmachtend ſterben.

Es kömmt der Fall vor, daß ſelbſt weiſe und viel erfahrene Greiſe, von des Augenblickes Macht dahin geriſſen, mit Uebereilung handeln.

Die Hälfte ſeines ungeheuren Vermögens, ja wohl das Ganze auch hätte der edle Streit dahin gegeben; wäre er im Stande geweſen, die geliebten Pflegekinder vereinigen zu können; er ging zum Abte und ſchonte nun weder Schmeicheleien noch glänzende Anerbietungen, allein es war zu ſpät: hätte der Ehrenmann hier dieſe Saiten früher aufgeſpannt, wahrſcheinlich, daß Alles ſich gefügt hätte, allein nun der Dreigekrönte einmal ſchon geſprochen hatte, mußte die letzte Hoffnung ſchwinden.

Mit trüben Blicken ſah Streit ſeine reizende Laura dahin ſchwinden, wie eine zarte Blume, wenn die wohlthätige Sonne froſtigen Stürmen weicht, und der Jüngling, der ſonſt ſo kühne Emil, glich der Ceder, welche ein Blitzſtrahl zerſchmettert an die Erde geworfen hat.

Der biedere Berliner dachte Tag und Nacht an Mittel ſeinen geliebten Pflegekindern helfen zu können, und das einfachſte fand er, wie es oft zu geſchehen pflegt, gerade am ſpäteſten, deſto ſchneller verſuchte er aber auch es in Anwendung zu bringen. Er rief zur Stelle den Jüngling und die Jungfrau herbei und redete ſie alſo an:

„Eure Trauer, guten Kinder! geht mir ungemein zu Herzen, und ſo wie Eure Seelen weich und empfänglich geſtaltet, müßten Euch Leid und unbefriedigte Sehnſucht am Ende noch aufreiben, darum höret jetzt aufmerkſam auf das, was ich Euch ſagen werde.“

„Ich ehre und achte eines jeden Glaubenslehre und alſo diejenige auch, welcher Ihr Beide zugethan; allein — reiflich habe ich der Sache nachgedacht — keine Religion kann Buße von Gliedern fordern, die nicht geſündiget und Kindern Strafe auferlegen für der Eltern Schuld.“

„Ganz klar durchſchaue ich jetzt, daß Ihr lediglich die Opfer des Intereſſes und der Mißgunſt jenes Abtes zu San Nicolo geworden ſeyd; nicht will ich den Pontifex ſelber ſchmähen, aber wer weiß, in welchem Lichte der übel wollende Kloſterbruder Eure Sache dargeſtellt hat?“

„Darum meine ich, — ſo fuhr Streit ſprechend fort — Ihr lieben Kinder! könntet unbeſchadet Eures Gewiſſens und Glaubens jenen Weg einſchlagen, welchen ich Euch nun vorſchlagen werde und der am ſicherſten zu Eurem Glücke führt:“

„Laßt es uns meiden dieſes Land des Aberglaubens und des Fanatiſmus, fliehet mit mir ins aufgeklärte Deutſchland hin, oder vermögen ſich Eure jungen Seelen für bürgerliche Freiheit mehr zu entzünden, gerne reiſe ich mit Euch in die idylliſche Schweiz, oder ich ſchiffe, meines hohen Alters ungeachtet, in Eurer Geſellſchaft nach Nordamerika's Freiſtaaten hin."

„Außer hier in dieſem Lande droht nirgend dem Glücke Eurer künftigen Ehe Unterbrechung und Strafe."

„Laßt den gierigen Prieſtern von Arena das Vermögen, welches Eure Mütter dort für Euch niedergelegt haben, denn ich beſitze größere Schätze als erforderlich ſind, ein liebendes Paar zu beglücken."

Hier ſchwieg der edle Greis. Eine ſchnelle Röthe flammte in der Jungfrau ſchönem bleichem Geſichte auf, ſchnell ſiegte ihre glühende Liebe, ſie war feſt entſchloſſen, des biedern Pflegevaters Rath anzunehmen.

Dumpf brütend ſtarrte unſer Jüngling vor ſich hin; man ſah es, Leidenſchaft und überſpanntes, religiöſes Pflichtgefühl kämpften in ſeinem heißen Buſen einen wilden Kampf.

Emils Schwärmerei übertraf bei Weitem jene des Mädchens; eine Stelle in dem Breve des Pontifex hatte den überſpannten Jüngling mächtig angereizt.

Seinem höchſten Ideale, dem verklärten Gottesſohne, gewiſſermaßen ſich gleichgeſtellt zu ſehen und für fremde Schuld zu büßen — der Gedanke erhob ihn hoch über irdiſche Gefühle, und nicht lange dauerte es, da ſtand auch Emils Entſchluß feſt: zu zart war ſein Gewiſſen, dem ausdrücklichen Gebote des Statthalters der heiligen Kirche, deſſen Ausſprüche er für untrüglich und göttlich hielt, zuwider zu handeln; der Enthuſiaſt opferte ſich für die Idee und plötzlich rief er begeiſtert aus: Nein, beſſer hienieden ſchmachtend dahin ſterben, als der ewigen Glückſeligkeit verluſtig gehen.

Wer des Jünglings Handeln nicht zu faſſen vermag, kann ſich keinen Begriff von der Macht machen, welche der Mutterkirche Lehre, von begeiſterten Prieſtern vorgetragen, dort im Süden auf jugendliche, reine und feurige Herzen zuweilen übt.

Kaum hatte Emil jene Worte ausgerufen, da ſank Laura laut ſchluchzend an des edlen Streit Buſen. „Siehſt Du wohl, Vater! rief ſie ſchmerzbewegt aus: Er liebt mich nicht, nein, er hat mich nie geliebt.“

Doppelt unglücklich wurde von nun an des armen Jünglings Lage, denn war jenes heroiſche Entſagen für ihn an und für ſich ſelbſt ſchon ſchrecklicher als der Tod, ſo beugten des geliebten Mädchens ſtete Vorwürfe und rührende Klagen ihn nun ganz darnieder, und es bedurfte des ganzen Aufwandes der Seelenkraft des Standhaften, auf daß er ſothanen Leiden nicht erlag. Ja wohl hatte der ſinnige Alfieri Recht, als er einſt ſchrieb:

Spesso é da forte
Piu che'l morire, il vivere. *)

Es war das Jahr 1813**) als dieſes in der Villa bei Catania vorfiel.

---

*) Sehr oft bedarf es
Mehr Seelenkraft, zu leben denn zu ſterben.

**) Man will nicht läugnen, daß man ſich hier eines groſſen Anachronism ſchuldig gemacht hat, denn Herr Sigismund Streit wurde im ſiebenzehnten Jahrhunderte geboren und ſtarb bereits in der erſten Hälfte des achtzehnten.

Der grauſe Welttyrann, Galliens Uſurpator war vom eiſigten Schauplatze ſeiner Niederlagen längſt entflohen; öffentliche Blätter kündigten Teutoniens Erwachen und ſeine nahe Rache an.

Ganz Europa blickte mit hoher Achtung und bangem Erwarten auf das hochherzige Beginnen der Söhne Herrmanns hin.

Eines ſolchen außerordentlichen Ereigniſſes bedurfte es, unſern ſeltenen hehren Jüngling aufzurütteln aus dem engen Kreiſe eigener Leiden.

Streit, obwohl aus den heimathlichen Gauen längſtens entfernt — ſtets war er Deutſcher geblieben und welcher Biedermann, den Thuiskon erzeugte, vermöchte unter fremden Himmelsſtrichen je jene hehren Hochgefühle abzulegen? —

Der biedere Berliner hatte den deutſchen Pflegeſohn ſelbſt und mit Eifer in Germaniens Geſchichte unterrichtet und ſo war Emil in Italia aufgewachſen, ſtolz auf die Ehre des Volkes dem er urſprünglich angehörte, und entrüſtet ob der unverdienten Schmach in welche es gefallen war.

Jetzt trieb der Keim, welchen Streit einſt in des lebhaften und ſtolzen Jünglings Buſen geſenkt hatte, mächtiglich empor; Emil erhob ſich ſchnell wieder aus dem Zuſtande einer Lethargie, in welchen zu fallen dem muthigen Manne unter keinen Umſtänden verſtattet iſt, und plötzlich trat er vor ſeinen Wohlthäter mit den Worten hin:

„Mein theurer Vater! unſer Volk bricht los, und eine nicht zu bezwingende innere Stimme ruft mich, in den Reigen unſerer Brüder, des Vaterlandes Freiheit erkämpfen zu helfen und ich bitte Dich, verſuche nicht mich abzuhalten von der heiligen Pflicht.“

Verwundert ſah der edle Greis den Jüngling mit dem flammenden Augenpaare an, dann ſchloß er ihn inniglich gerührt in die Arme, indem er erwiederte:

„Ziehe hin, mein Sohn! denn gut iſt es in jeder Hinſicht, daß Du zieheſt; Du folgeſt einem edlen Berufe und Gottes Engel mögen Dich begleiten auf Deinem Pfade.“

Laura, das heiß liebende Mädchen, ſie hatte ihrem Jüngling bis jetzt ſcheinbar gegrollte und allenthalben war ſie ihm ſeit einiger Zeit ausgewichen; Emil ließ es geſchehen und litt ſchweigend, aber jetzt fühlte er lebhaft, daß er nicht ſcheiden könne, ohne der zarten Jungfrau falſchen Verdacht zerſtreut zu haben.

Im Gefühle ſeines ganzen Werthes, — mit dem großen Vertrauen und Unſchuld ſtrahlenden blauen Auge trat Emil vor das Mädchen hin.

„Laura! hob er an, bei Gott und meiner Hoffnung der ewigen Seligkeit ſey es Dir geſchworen, treuer und inniger vermag nimmermehr ein Jüngling eine edle Maid zu lieben als ich Dich liebe und ewig lieben werde, doch Du weißt es — eine unüberſteigliche Scheidewand trennt uns hienieden, aber Muth, Muth, meine Laura! kurz iſt dieſes Leben, ein roſigtes Jenſeits winkt. Ich ziehe nach Deutſchland, gegen fremde Tyrannei zu kämpfen.“ —

Länger konnte ſich die Jungfrau nicht halten, ſie ſtürzte in ihres geliebten Jünglings Arme. Freundlich und tröſtend redete ihr Emil zu, und das ſchwärmende Mädchen, ſie vermöchte es am Ende, ſich zu des Geliebten Hochſinn zu erheben und immer zu Extremen ſich hinneigend, ſtand endlich auch die junge Sicilianerinn eine Heroinn da:

„Ja! rief ſie aus und ihre ſchwarzen Augen blitzten, ja, mein Emil, ziehe wohin heilige Pflicht Dich ruft; Du der Jünglinge edelſter, Du haſt mich beſiegt, Du haſt mich erhoben und Deiner — des Helden werth will ich ſeyn.“

„Wirf kühn Dich den Schwerdtern der Tyrannenknechte entgegen, und wo Du bleiben magſt, Du wirſt Deine Laura finden, — ein Jenſeits, ein herrliches Jenſeits wird uns eng und auf ewig vereinen.“

Doch es wird Zeit, daß wir endlich einen Blick nach Spallanzani's Lavagrotte werfen, um zu erkunden, was die frommen Einſiedlerinnen beginnen.

Freilich konnten auch die liebenden Mütter das Unglück der Kinder nicht vergeſſen, welches durch ihre eigenen Miſſethaten herbei geführt zu haben ſie ohnehin ſich noch den Vorwurf machen mußten; ungemein groß wä-

ren

ren **Iſidora's** und **Roſa's** Seelenleiden, allein an die Schläge des unerbittlichen Schickſals ſchon gewohnter, ſuchten ſie wie ehedem Ruhe und Troſt im Schooße des Glaubens; ſtrenger denn je ſetzten ſie die Bußübungen fort und brünſtige Gebete ſendeten ſie täglich an dem Rande des dampfenden Kraters für das Wohl der Kinder zum Allerhöchſten, allein allen dieſen Bemühungen zum Trotze konnten die frommen Schweſtern nicht mehr zu der innern Anſchauung und Abgezogenheit von Gedanken an die Außenwelt gelangen wie einſt, denn **Iſidoren** lebte nun eine Tochter, **Roſen** ein unglücklicher Sohn dort unten im tiefen Thale und der Mütter rege Gefühle vermochten Bußübungen keiner Art zu erſticken.

Mit ungemeiner Haſt rüſtete ſich **Emil** nach Deutſchland zu reiſen, und bald waren die nöthigen Vorbereitungen beendiget. Wenige Tage vor dem zu ſeiner Abreiſe beſtimmten, ritt unſer Jüngling in ſeines theuern Pflegevaters und der geliebten Laura Geſellſchaft nach dem Kloſter San Nicolo d'Arena hinan.

Nachdem Emil den Abt von ſeinem Vorhaben unterrichtet hatte, fügte er noch bei: „Mein gütiger Pflegevater giebt mir mehr, als ich bedarf, und ich bin mit ſeiner Einwilligung entſchloſſen, auf jene Summe, welche meine Mutter hier für mich deponirt hat, zu Gunſten dieſes Kloſters Verzicht zu leiſten; doch, hochwürdiger Vater! hoffe ich, daß Sie mir die Bitte nicht abſchlagen werden, dort oben in der eiſigten Einöde meine Mutter beſuchen und ihr das letzte Lebewohl ſagen zu dürfen.“

Auch Laura überließ, nach des biedern Streits Wunſch, ihr mütterliches Vermögen dem Kloſter.

Ungemein freundlich lächelte jetzt der dicke Abt; eine große Angſt war von ſeinem Herzen genommen; er nannte den Jüngling und die Jungfrau ſeine frommen Kinder, ſegnete beide, ſpendete ſelbſt dem Ketzer Streit einen gnädigen Blick und erlaubte nun gern der Geſellſchaft, die Einſiedlerinnen in der Schneeregion beſuchen zu dürfen.

Das Kleeblatt trat gegen Mitternacht die Reiſe nach den Lavafelſen an; ein Piedotto wurde nicht angenommen, denn unſer kühner Jüngling war des gefährlichen Weges genau kundig.

Es war eine kalte ſtürmiſche Nacht; der Sturm heulte und jagte ſchwarze Wolken am Himmel umher und nur ſelten fiel ein Strahl des blaſſen Mondes durch zerriſſene dunkele Schleier.

Der Widerſchein des Schnees erleuchtete indeß hinlänglich der Reiſenden Pfad; ſicher leitete Emil die Geſellſchaft und emſig klimmten die verläßigen Maulthiere des ungeheuren Berges ſteilen Rücken hinan.

Noch vor Aufgang der Sonne erreichte man die Felſen; Emil war auch mit den labyrinthiſchen Gängen, welche ins Innere der Grotten führten und den übrigen Geheimniſſen allen, die profanen Wanderern den Eingang verwehrten, vertraut; Fackeln wurden angezündet und bald hatte man der Grotte letzte Pforte erreicht.

Ungeſtüm war der frommen Schweſtern Freude, als ſie ſo unerwartet die geliebten Kinder in ihre Arme zu winden vermochten. Roſa erſchrak, als ſie des Beſuches Zweck erfuhr; ſchrecklich war der sorglichen Mutter der Gedanke, den kaum gefundenen einzigen Sohn den nahen Gefahren blutiger Schlachten preis gegeben zu ſehen, doch auch ſie war eine Deutſche, und als man ihr des Vaterlandes Erwachen, ſein eifrig Ringen nach Freiheit erzählte, kehrte augenblicklich in die halb erloſchenen Augen Feuer zurück und voll ſchöner Begeiſterung rief ſie im Sinne jener Spartanerinnen aus: „Ja, mein Sohn! zeuch hin, hilf das Heiligſte dem Vaterlande erringen und kehre mit Deinen Brüdern aus dem Völkerkampfe als Sieger oder nimmermehr zurück.“

Es nahete die Stunde, in welcher auf des Kraters höchſter Spitze täglich zu beten, heilige Gelübde die Einſiedlerinnen verbanden; die Schweſtern ſchickten ſich zur Wanderung an, verſprachen aber in wenigen Stunden wiederzukehren; Streit wollte die Eremitinnen nebſt ſeinen Kindern begleiten, um ebenfalls das Horn zu beſteigen, Iſidora aber widerſtrebte ernſtlich, indem ſie ſprach: „Ein mehrjähriger Aufenthalt in dieſer gräßlichen Einödę hat mich mit des ſchrecklichen Vulkans Eigenthümlichkeiten vertraut gemacht; alle Merkmaale ſind vorhanden, — bald muß eine Exploſion erfolgen, und höchſt gefährlich bleibt in dieſer Kriſis die Fahrt nach dem Horn.“

Aengſtlich flehten nun die Kinder zu den Müttern, heute nicht auf des Vulkans Spitze zu wallfahren und auch der ehrliche Streit ſtimmte in dieſe Bitten ein, allein Iſidora erwiederte mit Würde:

„Welchen Werth hätten unſere am Altar beſchwor(e)nen Gelübde, wäre ihre Ausführung nicht mit großen Beſchwerlichkeiten und dräuenden Gefahren verknüpft? — wir ſind große Sünderinnen und uns mit dem Himmel zu verſöhnen, iſt keine Buße ſtreng genug; unſer Leben ſteht in des Höchſten Hand und ſein Wille ſey gelobt und gebenedeiet!“

Bei dieſen Worten griffen die Einſiedlerinnen nach ihren langen Pilgrimsſtäben und ſchritten raſch dem Eingange der Grotte zu; unſer kühner Jüngling wollte um jeden Preis die Mutter begleiten, allein der Pflegevater und die zärtlich beſorgte Laura hielten ihn gewaltſam zurück und ſchon waren auch die frommen Schweſtern verſchwunden.

Iſidora hatte wahr geſagt: Kaum drei Stunden waren verfloſſen, da fing es in des koloſſalen Feuerrieſen Innerm ſchrecklich an zu toben, und alle Schrecken eines mächtigen Erdbebens und einer wilden gewaltſamen Exploſion kamen über unſere Geſellſchaft in der Lavagrotte.

Die Schauerſcene, welche ein Feuer und Flammen ſprühender Vulkan ins Daſeyn ruft, vermag kein Pinſel täuſchend wieder zu geben und ſelbſt der glückliche Griffel eines jüngern Plinius vermag von ſothanen gewaltigen Schreckniſſen der Natur demjenigen, der ſie ſelbſt nicht erfahren hat, nur dunkele Begriffe beizubringen.

Der ehrliche Streit und ſeine Pflegekinder mußten mit jedem Augenblicke erwarten, daß die ſchwarzen ungeheuren Felſen, welche unaufhörlich ſchwankten, über ihnen zuſammenſtürzen würden; der Greis ſaß mit der Ruhe des ächten Philoſophen auf einem Felſenſtücke, lächelnd und gelaſſen die Dinge erwartend, welche da kommen würden.

Die zarte Jungfrau hatte die natürliche Zaghaftigkeit ihres Geſchlechtes nicht zu beſiegen vermocht; halb ohnmächtig lag ſie in des geliebten Jünglings Armen. Ihr ſchöner heftig wogender Buſen berührte Emils Herz, ihre runden Arme hielten ihn feſt und krampfhaft umſchloſſen, der ſchöne Kopf ruhete auf ſeiner Schulter und ihr heißer Odem endlich küßte ſeine Wangen.

Keinen Sinn für die Schrecken der Natur hatte unſer Jüngling; ihm war ſo wohl und wonniglich zu Muthe, und es blieb ſein heißeſter geheimer Wunſch in jenen furchtbaren Momenten, die Felſen möchten zuſammenſtürzen und mit der Geliebten zugleich ihn begraben.

Zuweilen ſchwieg der unterirdiſche Donner und die Erdſtöße ſchienen enden zu wollen, allein dieſe Pauſen trugen nur dazu bei, die Scene furchtbarer noch zu geſtalten, denn ſtets hob das ſtürmiſche Toſen von Neuem wieder an und mit geſteigerter Kraft kehrte das Erdbeben zurück.

Wohl volle vier und zwanzig Stunden mochte der Natur ſchrecklicher Aufruhr gewüthet haben, da wurde endlich Alles ruhig, und graulich kontraſtirte nun des Grabes Stille mit dem ſchaudervollen Getümmel der verfloſſenen Stunden.

Streit war ſanft eingeſchlafen, auch die Jungfrau war gänzlich erſchöpft auf einem der Todtenſärge der Einſiedlerinnen entſchlummert; jetzt eilte Emil ins Freie.

Voll Pracht war die Sonne aufgegangen, die Verwüſtungen der Natur zu beleuchten.

Aus dem höchſten Krater des Vulkans war ein breiter Lavafluß geſtrömt; er hatte die ſelbſt gebrochene Bahn durch die Schnee- in die Waldregion verfolgt und hundertjährige Eichen wie Strohhalme geknickt, doch bis zu der bebaueten Region war das Verderben glücklicherweiſe nicht gedrungen.

Betäubt war unſer Jüngling während den Schreckensſcenen geweſen und er erwachte nun wie aus einem ſchweren Traume; gleich einem vernichtenden Blitze traf ihn der Gedanke, daß ſeine Mutter und deren fromme Schweſter dem Quell jenes entſetzlichen Verderbens, kurz vor ſeinem Ausbruche, entgegen geſchritten waren; von einer unbeſchreiblichen Herzensangſt erfaßt, rannte Emil zur Stelle aufwärts, der Spitze des Kraters zu, allein ungemein mühſam war jetzt der ohnehin ſtets beſchwerliche Weg; mehrere Fuß tief lag die friſche noch dampfende Aſche und ein dichter Schwefeldunſt/ unterdrückte den Odem.

Trotz allen dieſen Beſchwerlichkeiten drang der kühne Jüngling, immer raſch vorwärts und als er ungefähr noch hundert Schritte von des Kraters Spitze nur entfernt war, — wer beſchreibt ſein freudiges Staunen? — da erblickte er hart an des noch dampfenden Feuerpfuhls Rand beide Eremitinnen betend neben einander auf den Knieen liegen; ein Wunder mußte die frommen Schweſtern in Mitte jener allgemeinen Zerſtörung erhalten haben, ein anderer Fall blieb beinahe nicht denkbar.

Emil rief den knieenden Frauen zu, doch im Gebete vertieft ſchienen ſie ihn nicht zu hören; er beflügelte ſeine Schritte, jetzt ſtand er vor der Gruppe, aber, o Himmel! wie ſchnell ging des Jünglings Entzücken in grauliches Entſetzen über. — Zu Aſche waren beide fromme Schweſtern verwandelt. Unwillkührlich und bebend berührte Emil die erhaltenen Geſtalten der Einſiedlerinnen mit des Fingers Spitze, da ſtürzten dieſelben zuſammen in ein Häuſchen Staub und halb ohnmächtig ſank unſer Jüngling an einen nahe ſtehenden verhärteten Lavaklotz.

Leicht erklärbar blieb die ſeltſame Erſcheinung indeſſen dennoch: die frommen Schweſtern hatten ſich, der ſo ſchnellen Exploſion des Vulkans nicht gewärtig, wie gewöhnlich um zu beten an des Kraters Rand geknieet; da mochten plötzlich aufſteigende mephitiſche Dünſte ihnen die Beſinnung geraubt und der darauf folgende Regen glühenden Schwefels die Unglücklichen alſo methamorphoſirt haben.

Lange Zeit war erforderlich, ehe unſer unglücklicher Jüngling wieder zu einiger Faſſung gelangen konnte, dann ſammelte er weinend der Mutter Aſche und kehrte langſam nach Spallanzani's Grotte zurück.

Ohnlängſt erſt waren der biedere **Streit** und die zarte **Laura** erwacht geweſen; Beide entſetzten ſich bei **Emils** Anblick; ſein Antlitz war zerſtört und über und über mit Aſche bedeckt, er ſah mehr einem Schatten aus der Unterwelt als einem Menſchen ähnlich.

Mit größter Schonung brachte unſer Jüngling ſeinen Lieben die gräuliche Trauerbotſchaft bei, allein er konnte doch nicht verhindern, daß die ohnehin mächtig ergriffene Jungfrau ohnmächtig auf das Lager im Todtenſarge dahin ſank.

Der beſonnene **Streit** faltete, nachdem er der Einſiedlerinnen Ende vernommen, andächtig die Hände, indem er feierlich und langſam ſprach:

„Gott unſer allbarmherzigſter Vater — er hat die unglücklichen Büßerinnen aufgenommen in ſein Reich, Friede ſey mit ihrer Aſche. Amen.“

Die Geſellſchaft trat ihren Rückweg nach der Villa an, und wenige Tage nach jenem verhängnißvollen Erdbeben ſchickte ſich Emil zur wirklichen Abreiſe nach Deutſchland an.

Man erlaſſe uns, des Jünglings wehmüthigen Abſchied von ſeinem theuren Pflegevater und der über Alles geliebten Jungfrau weitläuftig zu beſchreiben.

Lange, lange — lagen ſich Laura und Emil ſtumm in den Armen; Beiden dämmerte die dunkle Ahnung: ſie würden hienieden ſich nicht wieder ſehen. Ein leiſes aber bedeutſames: „Jenſeits!“ war der Jungfrau und des Jünglings letztes Abſchiedswort, dann riſſen ſie ſich ſchluchzend los.

Emil hatte vorgezogen, den bevorſtehenden Freiheitskrieg der Deutſchen in den Reigen der öſterreichiſchen Armee mitzumachen. Sehnlich wünſchte ſich der Unglückliche ins Gewühl der blutigen Schlacht, er flog nach Wien.

Mit reichlich gefüllten Geldbörſen und gewichtigen Empfehlungsſchreiben hatte der biedere Streit den Liebling verſorgt; dieſer Umſtand und des Jünglings ausgezeichnete Figur und ſeine Geiſtesbildung verſchafften ihm ohne Schwierigkeit eine Lieutenantsſtelle bei einer neu errichteten Freiſchaar zu Pferde.

In ritterlichen Uebungen längſt wohl erfahren, begriff Emil leicht und ſchnell den Waffendienſt; die Freiſchaar beſtand überhaupt nur aus Söhnen gebildeter Stände und war in kurzer Zeit in ſolchem Stande, daß ſie zum Heere abgeſendet werden konnte.

Der große blutige Kampf begann und Oeſterreichs Reihen nahmen auf dem Schlachtfelde eine ihrer würdige Stelle ein.

Der junge Huſarenlieutenant Hilſen bedeckte ſich mit Ruhm; am erſten Schlachtentage auf Leipzigs Ebenen war die Escadron, bei welcher er ſtand, detaſchirt und wurde zur Ausführung ſelbſtſtändiger Coups verwendet. Gleich anfangs tödtete eine Kanonenkugel den Rittmeiſter, bald darauf wurde der erſte Lieutenant verwundet und das Kommando über die brave Escadron fiel demnach unſerm Lieutenant zu.

Ein Bataillon franzöſiſcher Infanterie ſtand einzeln; es hatte ein Viereck gebildet und ſchien zu verzweifelter Gegenwehr bereit; unſer Held erhielt Befehl, mit ſeiner Escadron das Viereck anzugreifen.

Muthig ſprengte Emil mit ſeinen wackern Huſaren gegen das feindliche Schlachthäuflein an; die Franken hielten beſonnen genug den Schuß im Laufe, bis die Reiter auf zwanzig Schritte kaum genäht waren und nun folgte eine allgemeine Charge; ein Drittheil der Huſaren ſtürzte getroffen von den Pferden, der junge Lieutenant aber war unverſehrt geblieben, indeſſen ſahen ſich die Franken in ihrer Erwartung, die Reiter würden nach der erhaltenen Salve wenden, betrogen; Hilſen bemerkte in dem Vierecke eine Lücke, wie ein Vogel ſtrich er ſchnell und gewandt durch, ſeine Huſaren brachen ungeſtüm nach, das Viereck war geſprengt und ein gräßliches Blutbad richteten die Reiter unter dem feindlichen Schlachthäuflein an.

Was von den Franzoſen der erſten Wuth der Huſaren entgangen war, warf ſogleich die Gewehre weg und bat um Gnade.

Hilſen befahl einzuhalten; der Kommandant des Bataillons, ein ſchon ziemlich bejahrter Staabsoffizier, welcher aber noch Spuren einſtiger männlicher Schönheit offenbarte, überreichte ſeinem jungen Ueberwinder ſelbſt den Degen.

Bei dieſer Gelegenheit fragte Hilſen den franzöſiſchen Kommandanten: „Wie heißen Sie, mein Herr?“

„Chaudron,“ lautete die Antwort.

Emil ſtutzte; er hatte nach der Mutter unglücklichem Ende derſelben Selbſtbekenntniſſe, von ihrer eigenen Hand niedergeſchrieben, in Spallanzani's Grotte aufgefunden; jener Name war ihm ungemein denkwürdig, eine ſchnelle Ahnung durchflog ſeine Seele und haſtig ſprach er jetzt zu dem Franzoſen:

„Sie ſind vor einer langen Reihe von Jahren ſchon in Deutſchland und zwar in

****** geweſen, — wohnten Sie dazumal dort nicht bei einem reichen Kaufmann, Namens Hilſen, deſſen Gattinn ebenfalls eine geborne Chaudron war?“ —

Der franzöſiſche Offizier ſah ſeinen Feind mit großen Augen an, billig mußte er über deſſen Anrede erſtaunen, allein ganz verblüfft, wie er war, antwortete er kleinlaut: „So iſt es, mein Herr!“

Nun funkelten des öſterreichiſchen Huſarenlieutenants voll Zorn und wild ſchrie er dem Franzoſen in die Ohren: „wiſſe, Elender! ich bin der leibliche Sohn jenes unglücklichen Weibes, die Du nebſt den Ihrigen allen endlos ins Verderben geſtürzt haſt; ſtirb, Niederträchtiger!“

Mit dieſen Worten ſchwang Emil den blinkenden Säbel über dem Haupte des Offiziers, — ſchon holte er aus, des Galliers Haupt zu ſpalten, da hielt ſein beſſerer Genius noch den Stahl zurück; er ließ plötzlich das Schwerdt ſinken, indem er ſprach: „Ich bin ein Chriſt, und Verzeihung dem größten

Feinde angedeihen zu laſſen, gebietet unſer Herr und Meiſter. Ziehe hin, Schurke! auch Dich wird Deine Strafe, ſo wie jeden Gottloſen erreichen.

Jener Colonel Chaudron wurde noch am Abende deſſelben Tages gegen einen öſterreichiſchen Major, an deſſen augenblicklicher Befreiung aus der galliſchen Gefangenſchaft viel gelegen war, ausgewechſelt. Emil hatte prophetiſche Worte geſprochen, ſchnell genug erreichte Nemeſis den alten fränkiſchen Sünder: In der Schlacht bei Hanau zerſchmetterte eine baierſche Kanonenkugel ſeine beiden Beine, und unter wilden Flüchen und Verwünſchungen hauchte er ſeine ſchwarze Seele aus.

Die dreitägige große Völkerſchlacht bei Leipzig fing an ſich zu entſcheiden, und des Tyrannen Knechte ſchickten ſich bereits auf allen Punkten zum Rückzuge an, den ſie vorerſt durch ſtarkes Kanonenfeuer zu decken ſtrebten, — da erhielt unſer junger Held Hilſen noch einmal Befehl, mit ſeinen braven Huſaren eine der feindlichen Batterien zu nehmen. Er ließ zum Angriffe blaſen und ſtürzte hehren Muthes voll den Tod und Verderben ſendenden Feuerſchlünden entgegen. Starke Kavallerie- und Infanterie-Detaſchements deckten die feindliche Batterie, und da das mörderiſche Feuer aus dem ſchweren Geſchütze die wackern Oeſterreicher nicht zum Weichen bringen konnte, warfen ſich ihnen die Chasseurs à cheval entgegen; **Emil** erhielt mehrere Säbelhiebe in den Kopf, drängte aber nichts deſto weniger die franzöſiſche Bedeckung zurück, in dem Augenblicke aber als unſer junger Held ſich der Geſchütze bemächtigte, traf eine von der fliehenden Bedeckung abgeſchoſſene Kugel in ſeine Bruſt; er ſank vom Pferde und wurde nach einem nahen Dorfe in denſelben Bauernkrug getragen, deſſen zu Anfang dieſer Geſchichte Erwähnung geſchah und wo auch des edlen unglücklichen Jünglings Ende bereits mit allen Nebenumſtänden erzählt wurde.

Eingedenk meines Verſprechens habe ich dem ehrlichen Wirthe jenes ſächſiſchen Kruges bereits eine Grabſchrift, des jungen Helden Grab zu zieren, geſendet, und ich wählte zu dieſem Berufe des ſinnigen **Shirley's** Worte, welche alſo lauten:

Der Lorbeer welkt an deiner Stirn;
Drum rühme dich der großen Thaten
nicht.
Denn ſiehe, an des Todes purpurfarbnem
Altare blutet nun als Opfer dar,
Der Sieger war!
Ins kalte Grab
Sinkt jedes Haupt,
Und des Gerechten Thaten nur
Verbreiten Wohlgeruch und blühen ſelbſt
im Staub.

Wenn ſie, meine geneigten Leſer! einſt Geſchäfte oder Vergnügens halber nach Leipzig reiſen und das Dörflein B***heim beſuchen wollen, werden ſie ſonder Zweifel auf dem Kirchhofe unter einer alten Linde leicht das beſcheidene Denkmaal finden.

Ein aus ſchwarzer Lavamaſſe gehauenes Kreuz bezeichnet auf des Aetna's Spitze die Stelle, wo unſere Eremitinnen endeten, und Spallanzani's Felſenhöhle wird jetzt von den Bewohnern der unterſten Region: die Grotte der unglücklichen Frauen genannt, doch ungern führen die Piedotto's Reiſende dahin, weil des Volkes Aberglaube die Sage ausgebreitet hat: es ſpuke nun in der Felſenhöhle.

Dem biedern Herrn Sigismund Streit wollte es nach Emils Abreiſe auf ſeiner ſchönen Villa bei Catania gar nicht mehr gefallen; er verkaufte das Landgut und zog nach Padua, wo er ſtarb, nachdem er ſeines Lieblinges Tod noch hatte vorerſt erfahren müſſen.

Den größten Theil ſeines bedeutenden Vermögens wandte der brave Berliner einer gelehrten Lehranſtalt in ſeiner Vaterſtadt zu, und aus dieſer Stiftung wurden zu Berlin die Schul- und Wohngebäude, zum grauen Kloſter genannt, hergeſtellt, wie Jeder, der ſich in jener Stadt nach der Kloſterſtraße bemühen will, ſich ſelbſt überzeugen kann, indem er nur die neue mit großen goldenen Buchſtaben ausgeführte Inſchrift über beiden Pforten jenes Gymnaſiums zu leſen nöthig hat.

Herrn Streits Aſche wurde nach des Verblichenen letztem Willen auf der Inſel St. Chriſtoph bei Venedig und zwar auf dem Kirchhofe der proteſtantiſchen Deutſchen beigeſetzt; reiſende Deutſche pflegen häufig die Grabſtätte des biedern Berliners zu beſuchen, der mit ſechs Dreiern in die Fremde zog und ein Millionair ſtarb.

Wo aber, hören wir fragen, iſt die arme Laura geblieben?

Mit Schiller antworten wir dem poetiſchen Theile des Leſepublikums:

Willſt Du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit ſeelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur ſo lang ſie liebten, waren ſie.

Um aber auch proſaiſche Leſer zufrieden zu ſtellen, melden wir, daß Laura in Padua den Schleier nahm; eine Seelenkrankheit hatte der zarten Jungfrau Lebenskeim zerſtört, und — man nenne es Zufall oder wie man will — ſeltſam bleibt es immer, daß des geliebten Emils Todesſtunde auch die ihrige war.

Weit entfernt von des trauten Freundes Aſche ruht Laura's irdiſche Hülle, — mit Shakeſpear's herrlichen Worten aber ſchließt man die Geſchichte: —

Doch was hier in Staub geſunken,
Strebt zum Lichte freudetrunken,
Prangt im ew'gen Sonnenſchein.
Laßt uns ſtill die Hülle decken,
Engel werden ſie erwecken
Zum nie endenden Verein.

Ende des zweiten und letzten Bändchens.

Beyer.

Düſter und Munter!

ein

Sträuschen

von

Julius von Voß

und

Adolph von Schaden.

If fate unite the faitful but to part,
Why is their memory sacred to the heart?

Th. Campbell.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Leipzig, 1821,
bei Chriſtian Ernſt Kollmann.

I.

Die verhängnißvolle Nacht in der alten Königsburg zu B*****. *)

Eine Original-Geſpenſtergeſchichte

von

Adolph von Schaden.

---

*) Mein vor einiger Zeit im Freimüthigen abgedrucktes Nachtſtück: Die Wehmutter wurde vom Publikum mit ſo vieler Theilnahme aufgenommen und ich wurde ſo häufig aufgefordert, zu jener Erzählung ein Gegenſtück zu liefern, daß ich glaubte ſolche freundliche und ſchmeichelhafte Einladungen nicht länger unbeachtet laſſen zu dürfen.

LEIHBIBLIOTHEK von E. Fournier in Znaim

Man belache gewöhnliche, einfältig erſonnene und noch einfältiger erzählte Ammenmährchen, — recht herzlich lachen wir mit; aber welcher ſinnige, welcher mehr zartfühlende Leſer möchte es wohl läugnen?: Zuweilen geben erhabenere Seelen Anklänge, welche über das Jenſeits hinausreichen, nenne man dieſe Anklänge Viſionen, nenne man ſie Träume — gleichviel! es bleibt gewiß: Selbſt in ihren Erfolgen bewähren ſie nicht ſelten die überirdiſche Natur und jene freylich nicht alltäglichen und Allen begreifliche Erſcheinungen ſind es auch, welche der Geiſt des eigenſen Brittendichters mit den Worten deutete:

„So nenn' das Fremde du als fremd willkommen,
Denn mehr Ding' giebt's im Himmel und auf Erden,
Als unſ're Schulweisheit ſich träumt. — “

* * *

Auf dem Gymnaſium einer eben nicht bedeutſamen Provinzialſtadt hatte der neunzehnjährige Karl Werthhold ſeine Vorbereitungs-Studien vollendet, und er ſtand nun im Begriffe die große B*****er Univerſität zu beziehen, um der heiligen Gottesgelahrtheit ſich zu weihen.

Karl war ein Jüngling, wie man ſie zu erſchauen leider nicht gar zu oft Gelegenheit findet.

Weitläufige Schildereien phyſiſcher und pſychiſcher Individualitäten, ſo gewöhnlich ſie auch ſind, erreichen ſelten genug ihren Zweck, und darum begnügen wir uns zu ſprechen: Schön und rein waren unſeres Jünglings Seele und Leib, der Hochflug ſeiner Phantaſie konnte ein echt-poetiſcher genannt werden, und ſeines Geiſtes feine Bildung erregte um ſo höhere Verwunderung, da ſie mit der zarten Jugend in keinem Verhältniſſe ſtand.

Zur Reiſe gerüſtet ſtand Karl vor dem betagten Prediger, ſeinem würdigen Vater. Der Greis ertheilte dem Sohne noch einige kurze, aber um deſto gehaltvollere Lebensregeln, dann reichte er ihm ſchließlich ein verſiegeltes Schreiben mit den Worten: „Dieſen Brief, mein guter Karl! übergieb nach Deiner Ankunft zu B***** meinem guten Bruder; er iſt, wie Du weißt, Kellermeiſter bey Hofe. Dein Onkel, mein Sohn! fuhr der Prediger redend fort, iſt ein gar ehrlicher, guter, alter Mann, von dem ich mich überzeugt zu halten getraue, daß er für Dich eifrige Sorge tragen wird.“

Nun ſprach der Greis voll Rührung Worte des Segens über das Haupt des geliebten ſcheidenden Sohnes; noch einige Momente lag Karl an des theuren Vaters Buſen, dann riß er ſich männlich gefaßt aus deſſen Armen, trocknete die Thränen von den jugendlich blühenden Wangen und wie begeiſtert rufend: „Lebe wohl mein beſter Vater! und empfange den Schwur — ſtets bleibe ich Deiner werth, ſtandhaft wallend auf der Tugend Pfad,“ verließ er das väterliche Haus.

Raſch ſchritt unſer Jüngling die Landſtraße entlang, welche dem hehren Sitze der Muſen zuführte; es war im Anfange des Jahres 1813. Eine Poſtſtation nur war Karl noch vom Ziele ſeiner Reiſe entfernt, da flog ein prachtvoller Sechsſpänner an ihm vorüber. Im Gaſthofe des nächſten Dorfes, wo der junge Reiſende frühſtückte, vernahm er: daß der Landesfürſt ſelbſt in jenem Wagen ſich befunden und jetzt nach B * * s * * n eile; der Wirth, ein nicht gerade unebener Mann, ſprach, indem er das Mützchen von einem zum andern Ohre rückte mit einer wichtigen Miene: „Große Dinge ſind im Werke, wer weiß was uns der nächſte Monat ſchon bringt.“

Dem guten Karl war die Nachricht nicht ganz genehm, er dachte ſo bey ſich ſelbſt: „Wo der Fürſt weilt, darf auch ſein Kellermeiſter nicht fehlen, und ſo werde ich denn daſtehen in der ungeheuren Königsſtadt auf mich ſelbſt beſchränkt, ein Fremdling — ohne Leitung, ohne Rath.

Während der arme Junge ſich ſolchanen Grübeleien überließ, rollten mehrere Reiſewagen nach und nach vor. Sie führten dem Landesvater ſein Gefolge nach, und die Reiſenden hielten, ſich zu reſtauriren, vor dem Kruge an.

Unter dieſen Fürſtendienern allen fiel Karln ein kleines rundes Männchen mit einer wohlwollenden Phyſiognomie ganz vorzüglich auf; das Geſicht ſprach unſern Jüngling ſo freundlich an, und kam ihm ſo bekannt vor, daß er ſich zutrauensvoll dem Manne nahete:

„Können Sie mir, mein Herr! nicht ſagen, hub Karl an, ob auch der Herr Kellermeiſter Werthhold unſerm allergnädigſten Fürſten nach B**s**n folgt?“

Das Männchen erwiederte lächelnd: Ih freilich mein junger Freund! unſer Allergnädigſter reiſen nicht ohne dero treu gehorſamſten Kellermeiſter, und dieſer zu ſeyn habe ich ſelbſt die hohe Ehre.

„Sie ſind Herr Werthhold? rief Karl freudig überraſcht aus, ich habe einen Brief an Sie abzugeben.“ Er reichte mit dieſen Worten dem Manne des Vaters Schreiben hin, und kaum hatte der Kellermeiſter einen Blick auf das Blatt geworfen, da ſchloß er unſern Jüngling auch ſchon, fröhlich jubelnd, in ſeine Arme.

Man verſtändigte ſich nun. Der Kellermeiſter ließ ſich vernehmen.

„Du haſt, mein theurer Neffe! eine üble Zeit gewählt, B****** zu beſuchen; hätte ich die Stadt nur nicht gerade verlaſſen müſſen, ſollte es Dir dort an nichts fehlen, aber ſo wirſt Du allenthalben auf Schwierigkeiten ſtoßen. Die Stadt iſt in dieſem Augenblicke mit Fremden überfüllt; alle jene Officiere von der franzöſiſchen Armee, welche aus Rußland zurückkehren und Geld in der Börſe haben, ſetzen ſich dort feſt, um ſich von ausgeſtandenen Leiden zu erholen; einzelne Stuben ſind ungemein ſelten und theuer — doch halt! — unterbrach ſich hier der Herr Kellermeiſter ſelbſt, indem er bedächtlich den Zeigefinger an die rothe Naſe legte, — in der Burg war mir ein Stübchen eingeräumt, jetzt ſteht es leer; freilich 's iſt eine Dienſtwohnung, kein Fremder ſollte eigentlich darinnen wohnen, indeß warte nur, der Kaſtellan iſt mein Freund, denn bey uns Beyden heißt es:

Schenkſt Du mir n'e Wurſt,
Löſch ich Dir den Durſt.

Er hat den Schlüſſel zu jenem Kämmerlein, ich ſchreibe an ihn, auf einige Tage muß er Dir die Stube überlaſſen; Du findeſt dort, mein Söhnchen! alle Bequemlichkeiten, auch einige Flaſchen guten Weines, magſt ſie auf Deines Onkels Geſundheit leeren. Auf jeden Fall wärſt Du auf dieſe Art doch für den erſten Augenblick untergebracht, kannſt dann die beſte Gelegenheit wahrnehmen und ein eigenes wohlfeiles Stübchen miethen. Aber Karlchen! Karlchen! ich bitte, nimm Dich in Acht, — 's iſt ein gar ſchlüpferiges Pflaſter in B * * * * *, und leicht gleiten Jüngelchens Deiner Art auf demſelben aus; hüte Dich vor Allem nur vor unſern Mädchens, Karlchen! denn die ſind wie Löſchpapier, und taugen in der Regel alle zuſamm' nicht viel, und dann, hörſt Du wohl — Söhnchen! ich ſage Dir, traue den glatten Worten nicht, — dort nennt Dich Jeder Freundchen und Goldmännikén und —"

Wahrſcheinlich hätte der redſelige Herr Kellermeiſter noch lange in dieſem Tone fort geplaudert, allein ſeine Gefährten trieben zur Fortſetzung der Reiſe. Herr

Werkhold ſetzte ſich demnach nur noch ſchnell hin, ein Billetchen an den Kaſtellan des königl. Schloſſes zu B***** zu ſchreiben. Dieſes händigte er dem Neven ein, drückte ihm auch einige Goldſtücke in die Hand, und umarmte ihn noch einmal zärtlich, indem er noch ein Langes und Breites plauderte, bis ihn ſeine Geſellſchaft endlich halb gewaltſam in den Wagen ſchob.

Mehr getroſt verfolgte nun auch unſer Jüngling ſeine Straße, und erreichte gegen Mittag glücklich B*****. — Das Billet des Onkels wurde abgegeben, und gerne ließ ſich der Kaſtellan der Burg bereitwillig finden, auf einige Tage des Kellermeiſters Stube dem freundlichen, hübſchen, jungen Menſchen einzuräumen.

Karl wurde beſchieden, gegen Abend wiederzukommen, um des abweſenden Onkels Wohnung bis auf weiteres einzunehmen.

Es war ein unfreundlicher kurzer Wintertag, an welchem unſer Held in jener Hauptſtadt angekommen war. Die Nacht war bereits angebrochen, als er ſich dem erhaltenen Beſcheide zufolge wieder nach der altergrauen majeſtätiſchen Burg, in des Kaſtellans Wohnung verfügte.

Dieſer war abweſend, aber eine alte Magd war angewieſen, den jungen Fremdling in des Kellermeiſters Stube einzuführen. Die mürriſche, ungemein wortkarge Dienerin zündete eine Blendlaterne an, ergriff ein großes Schlüſſelbund, und hieß Karln folgen.

Man ſtieg Treppen auf, Treppen nieder; durch ſchmale jetzt, dann wieder durch ungemein breite und hoch gewölbte Gänge führte der Weg. Alle Gemächer des unermeßlichen Gebäudes waren verſchloſſen, eine grauſenerregende tiefe Stille waltete, und die koloſſalen, ritterlichen, aus Marmorblöcken gehauenen Heldengeſtalten, matt beleuchtet durch der Blendlaterne Schein, ſchauten ernſt und ſchauerlich aus ihren Niſchen hervor.

Auf einer ſteilen und ſchmalen Wendeltreppe gelangte man in die Höhe eines der Burgthürme; endlich ſtand die Führerin vor einem Pförtlein ſtill, ſie klapperte mit dem Schlüſſelbunde und öffnete die Thüre.

Eine ungemein hohe, im Geſchmacke längſt verfloſſener Jahrhunderte dekorirte Stube nahm unſern Jüngling auf. Die Alte entzündete ein auf dem großen runden Tiſch ſtehendes Wachslicht, ſagte dem jungen Fremden mürriſch gute Nacht und entfernte ſich.

Ein wenig ſonderbar wurde Karln in dieſem abgelegenen Gemache der einſamen alten Burg zu Muthe. An den

Wänden hingen Gemälde, Helden, Hofleute und edle Damen der Vorzeit darſtellend. Der aufgeregten Phantaſie des Jünglinges erſchienen dieſe Bildniſſe lebendig bewegt, die zarten Frauen ſchienen ihn mild lächelnd anzublicken, die Helden aber wild die großen dunkeln Augen unter den borſtigen Braunen zu rollen.

Ein ungemein heftiger Sturm hatte ſich draußen erhoben, Winde brauſten, dichter Hagel ſchlug an die Scheiben, und der unter den Mauern der Burg ſtrömende Fluß ſchäumte und ſchlug hohe Wellen.

Karl trat in eines der hohen gothiſchen Bogenfenſter. Tief unter ihm flimmerten die unzähligen Lichtlein der großen weitläufig gebauten Hauptſtadt, und ganz dumpf nur tönte der Wagen Geraſſel und das übrige ſpäte großſtädtiſche Geräuſch aus den Straßen zu ihm hinauf nach der ſchwindelnden Höhe.

Wilder und immer wilder tobte der Sturm; oben auf des Thurmes Dach knarrte die verrpſtete Windfahne, und die Flamme des Lichtes auf dem Tiſche ſchwankte, indem der eindringende Zug ſie mit jedem Augenblicke zu löſchen drohte.

Karl fühlte ſich durch des Tages Marſch erſchöpft, und indem er einen vom Kellermeiſter ihm bezeichneten Wandſchrank eröffnete, fand er mehrere volle Weinflaſchen, von denen er die nächſte beſte langte, um durch einen Labetrunk ſich zu ſtärken. Der Rebenſaft ſchmeckte lieblich und ſüß; unſer Jüngling, des ſtarken Weines nicht gewohnt, leerte zur Hälfte die Flaſche, allein noch mehr waren nun ſein Blut und ſeine Phantaſie aufgeregt. Alle abentheuerlichen Geſchichten, welche er ſeit ſeiner erſten Jugend gehört, fielen ihm wieder ein; oft glaubte er Geiſterbleiche Schatten langſam durch das alte Gemach ſchweben zu ſehen, und dann ſchienen ihm die an der Wand hängende Bildniſſe wieder zuzunicken, oder gar aus ihren Rahmen zu ihm herabſteigen zu wollen. Nach und nach beſann ſich Karl, er ſchämte ſich ſeiner kindiſchen Furcht, verriegelte die Thüre des Gemachs, und warf ſich auf das hohe Himmelbett, welches ſich in einer Niſche der Stube befand, wo er auch, höchlich ermüdet wie er war, bald in einen tiefen Schlaf verſank.

In des ſanfteſten Schlummers Mitte fuhr der junge Werthhold plötzlich aufgeſchreckt in die Höhe. Das Gemach in der alten Königsburg war ganz erleuchtet, und vor des Jünglings Bett ſtand eine blaſſe, zarte, wehmüthig lächelnde weibliche Geſtalt von Kopf bis zu

Fuß weiß gekleidet. Die weißen Gewänder der geiſtigen Frau warfen einen ſtrahlenden Glanz von ſich, und ihr Blick war feſt aber nicht ſchreckend auf unſern ruhenden Jüngling gerichtet.

Karl ſtarrte lange bebend die Erſcheinung an, ſein Herzblut ſtockte — endlich aber ermannte ſich der fromme Jüngling, und muthig ſprach er nun: Hebe Dich weg von mir Geiſt der Hölle! im Namen unſeres Herrn und des heiligen Kreuzes — über mich haſt Du keine Macht, denn ich bin Jeſu Chriſto zugethan.

Da erwiederte die Frauensgeſtalt leiſe und ſanft: Ich bin kein Geiſt der Hölle — der Name des Herrn ſey gelobet, ihn preiſen unſterbliche Geiſter wie ſterbliche Menſchen auch, aber gerade weil Du reinen Herzens biſt, komme ich zu Dir — folge! —

Die weiße Frau ſchwebte der Thüre

zu, welche von ſelbſt ſich öffnete, und dem unwiderſtehlichen Zuge einer höhern Macht nachgebend, folgte Werthhold dem leuchtenden Schatten.

Nun ging es wieder Treppen auf und nieder, über Gallerien und durch öde Gemächer; allenthalben öffneten ſich Schlöſſer und Riegel dem nahenden Geſpenſte und ſchloſſen ſich hinter dem kühnen nachtretenden Jüngling von ſelber dann.

Endlich erreichte man die mit ſteinernen Geländern umfangenen höchſten Zinnen der alten Königsburg. Hier ſtand die weiße Frau ſtill, das ſtrahlende hehre Antlitz nach Morgen gewendet; und auch Karl ſah unwillkührlich nach dieſer Seite hin.

In dieſem Momente wurde der junge Tag geboren. Der Sturm hatte geendet, und in unbeſchreiblicher Pracht erhob im Oſten die güldene Sonne ſich.

In geringer Ferne ſtand die edle erhabene Säulenordnung des vornehmſten Thores der Hauptſtadt; einſt hatte eine hehre Siegesgöttin im triumphirenden Geſpann die Spitzen der Säulen gekrönt, aber ach! längſt ſchon war die Göttin und mit ihr der alte Ruhm entſchwunden.

Eine weite halbe Hemiſphäre beſchrieb hoch, aber gerade über dem Säulenthore, ein in lieblichem ſanftem Farbenſchmelz ſtrahlender Regenbogen.

Tief gerührt und von dem Seltenen des Anblickes und ſeiner Lage dahin geriſſen, ſank unſer Jüngling auf die Kniee. Jetzt erhob die weiße Frau die linde Stimme, und feierlich und langſam ſprach das Geſpenſt alſo:

„Oft ſchon mein Sohn! wirſt Du gehört haben von der weißen Frau, welche ſich ſeit Jahrhunderten zu nächtlicher Weile ſehen ließ in den Mauern dieſer ehrwürdigen alten Königsburg. Ich ſelbſt bin jener unſelige Geiſt, ja unſelig ſtets war mein Erſcheinen, denn es war der Vorbote des nahen Verwelkens eines edlen Sprößlings dieſes alten deutſchen Fürſtenſtammes.

Des Höchſten Zorn hat ſich jetzt gewandt, eine ſchönere, eine wohlthätige Beſtimmung rief mich für diesmal aus der finſtern Todtengruft. Tief gebeugt, Teutoniens Sohn! wurde Dein Volk, doch bald ſind ſie abgebüßt — ſeine Sünden nun. Schnell nahet eine verhängnißvolle Zeit, und für Dich, Werthhold, bleibt insbeſondere dieſe Nacht verhängnißvoll. Des fremden Tyrannen Höllenmacht — beſchloſſen iſt ihr Sturz. Der Geiſt Eurer Ahnen wird Euch umſchweben, und nach des Unerforſchlichen höchſtem Beſchluſſe wird es geſchehen, daß ihre grauen Schatten die ſtillen Gräber verlaſſen dürfen, um unſichtbar die kühnen Thaten der edlen Enkel zu ſchützen und zu fördern.

Ein ſpäter, aber ein frommer hochherziger Sprößling des alten deutſchen Fürſtenhauſes, auf deſſen Burg wir hier weilen, er dieſer Sproße iſt beſtimmt, ſein großes Volk zu wecken und zum ewigen Siege es zu führen; doch ihm, dem frommen Ritter dräuen Gefahren, und ohne höhern Schutz müßte er fallen in Böheims waldigten Gebirgen. Dich habe ich zu ſeiner Rettung auserſehen.

Engherzige Thoren da unten in der irdiſchen Welt verunglimpfen das zarte Geſchlecht der Frauen; aber glaube mir, mein Sohn! glaube dem Weſen aus höhern Welten — nicht Großes will ohne ihren Einfluß gedeihen. Auch Dir wird eine edle, reine Jungfrau nahen, in der Unſchuld Farbe gekleidet, ſie wird Dich leiten auf die Bahn der Ehre, des Ruhmes und der Pflicht. An einer blühenden Roſenknoſpe an der linken jungfräulichen Bruſt wirſt Du die Auserwählte erkennen, doch traue dem trügeriſchen Zeichen nicht, ſondern lediglich und allein Deines Herzens Stimme.

Ich ſelbſt werde Dir zur Seite ſchweben im blutigen Reihen, wo Du das Leben retten ſollſt jenes frommen ritterlichen Fürſten, deſſen Geſchlecht ich ſchütze; doch iſt die That vollbracht, ſo gebiete ich Dir zu fliehen, erwarte Deinen Lohn von treuer Minne und — von der weißen Frau.

Eine Lehre empfahe noch von mir: Sey keuſch, ſey fromm, und Du wirſt muthig ſeyn und Deine hohe Beſtimmung erfüllen.“

Mit dieſen Worten war der Geiſt verſchwunden, **Karl** erholte ſich, er hatte —

geträumt. Noch lag der Jüngling in dem Gemache der alten Königsburg in der Himmelbettſtelle ſeines Ohms, des Kellermeiſters. Die edle Säulenordnung des ſtädtiſchen Thores, der ſtrahlende Regenbogen und die herrliche Morgenröthe — Alles war dahin. Draußen brauſte der wilde Sturm, tiefe Finſterniß waltete, und vom nahen Thurme her verkündete die dumpfe Glocke des neuen Tages erſte Stunde.

Dem guten Karl war ſonderbar zu Muthe; über und über fühlte er ſich mit Angſtſchweiß bedeckt, und er hüllte das Geſicht in die Decke des Bettes, doch bald fing er an ſich zu ermannen. War es Wirklichkeit, war es Traum, dachte der Jüngling bey ſich, des Geiſtes Rath war gut; ja, der Frömmigkeit und Keuſchheit will ich mich befleißigen auf jeden Fall.

Endlich endete die lange Nacht; Karl

verließ des Kellermeiſters Stube und die Königsburg. Ihm war die Luſt, in jenen geheimnißvollen Mauern länger zu weilen, gänzlich entſchwunden. Der Pedell der Univerſität, ein freundlicher, dienſtfertiger Mann, wieß dem angehenden Muſenſohn ein heiteres Stübchen nach; der junge Werthhold miethete ſich zur Stunde hier ein, und lebte frommen Sinnes voll von nun an ſeinem hehren neuen Berufe.

Still, thätig und eingezogen, vollbrachte der junge Theologe des ſtürmiſchen Winters träge Zeit. Clemens von Alexandrien, Euſebius, Tertullian, Hieronymus und der hohe Auguſtin bildeten des Jünglings todte aber ſinnige Geſellſchaft; das Studium der heiligen Kirchenväter bereitete Karls empfängliche und reine Seele zu erhabenen Thaten vor, aber nimmermehr mochte er das Geſicht jener verhängnißvollen Nacht vergeſſen, und führte den Studioſus ſein Weg zufällig an der alten Königsburg vorüber, konnte er ſich eines unwillkührlichen Schauders nicht erwehren.

Der junge Lenz war erwacht; und Flora's duftiger Kinder Königin, die herrliche Roſe, glühte bereits in voller Pracht.

Von tiefſinnigen ſchweren Studien ſich zu erholen, am Buſen der reinen üppigen Natur, ſtrebte unſer Jüngling. Immer vollbrachte er des Sommers ſchöne Abende im Freyen, luſtwandelnd bald hier und bald da.

Wohl nahrten Karln öfters nun zarte Huldgeſtalten, das vom Geiſte verheißene Zeichen am jungfräulichen Buſen tragend, aber ſeines Herzens innere Stimme — ſchwieg. Endlich eines Abends befand ſich Werthhold in dem ſchönen weitläuftigen Parke des Schloſſes zu

Ch — — a. Er hatte das dort ſich befindliche Grabmahl einer hehren, zu früh dahin geſchiedenen deutſchen Fürſtenfrau — von ihrem Volke als Heilige verehrt — beſucht und an ihrem Leichenſteine gebetet; — nun ſchritt er in Gedanken verſunken durch ſchattige Laubengänge bis er plötzlich vor dem Eingange eines Pavillons ſtand.

Unwillkührlich ſchlug hier Karl die Augen in die Höhe und o Götter! welch ein Anblick ſtellte ſich jetzt ihm dar. Im Pavillon ſaß eine junge Dame, eine zarte herrliche Geſtalt des höchſten Liebreizes voll. Im Kleide der Unſchuld leuchtete das Mägdlein, ein Abglanz reiner Jungfräulichkeit ſelbſt, und an der wallenden linken Bruſt trug ſie ein halbgeöffnetes weißes Roſenknöspchen.

Frei umwallten üppige güldene Locken den milchweißen Nacken und das große

Veilchenauge blickte ſo innig und milde, ein ſinnig-melancholiſches Lächeln aber umzückte den feinen Roſenmund. Laut erwachte in Karls Buſen, nachdem er lange im Anblick der Jungfrau verſunken blieb, endlich die Seelenſtimme und unwillkührlich rief er aus: Sie iſt es.

Hoch erröthend ſenkte die reizende Jungfrau das ſchöne Auge zur Erde, doch nicht Zorn, nicht Verachtung waren im lieblichen reinen Antlitz zu leſen.

Gänzlich ſich und die Welt vergeſſend beugte der Jüngling ein Knie, indem er leiſe bat: O hehre Jungfrau — die Roſe — mir!

In dieſem Augenblicke trat eine andere, etwas ältliche Dame ſchon in den Pavillon. Auch ſie war weiß gekleidet und als ihr Karl zufällig ins Auge ſah, durchbebten ihn kalte Schauer, denn er glaubte den Schatten, der ihm in jener verhängnißvollen Nacht in der alten Königsburg erſchienen war, jetzt wieder zu ſchauen.

Die ältere Dame hatte des Jünglings Ausruf vernommen; da er nun wild ſie anſtarrte und unverrückt ſeine angenommene Stellung beibehielt, ſprach die weiße Frau ſanft lächelnd und halblaut: Roſa! reiche dem jungen Manne die Blume, um die er dich bat, denn — fügte ſie leiſer hinzu — du ſiehſt doch, der arme Menſch iſt — krank.

Das reizende junge Mädchen nahm ſchweigend die Roſenknoſpe von der jungfräulichen Bruſt und reichte ſie zitternd, aber mit einem gütigen Blick, Karln hin. Begierig, als ob das güldene Vließ zu erringen, griff der Jüngling nach der Blume und, an ſeine hochfliegende Bruſt ſie drückend, der zarten Geberin einen Blick voll Seele noch ſpendend, ſtürzte er aus dem Pavillon.

Ein reich gekleideter Livreebediente begegnete gleich darauf dem jungen intereſſanten Schwärmer. Karl, wie aus einem Traume erwachend, fragte den Diener: „Sagen Sie mir, wie nennen ſich die Damen dort im Pavillon?“ Der Menſch erwiederte kalt: Meine gnädige Herrſchaft die Frau Gräfin von Sch - - u mit dero gnädigem Fräulein Tochter ſind es in hoch eigner Perſon, welche ſich im Sommerhauſe dort befinden. Karl ſeufzte laut auf, bedeckte mit der Hand die Augen und ſtürzte nach dem dichten Gebüſche.

In des Jünglings Seele fing es an zu tagen, ihr wurde klar, daß jene holde Jungfrau, von der er die Roſenknospe erhalten hatte, es ſey, welche ihn zu hohen Thaten entflammen und erheben ſollte, allein nichts deſtoweniger bemächtigte eine bange Sehnſucht ſich ſeiner, die höchſte Liebe zu der holden Huldgeſtalt war in ſeinem flammenden jugendlichen Buſen erwacht, allein er hub an, der Prophezeyhung des Burggeiſtes zu mißtrauen, denn wie konnte er, des armen Predigers Sohn, es wagen wollen, Gegenliebe zu hoffen von der Tochter eines der Mächtigſten und Reichſten im Lande.

Der heiligen Gottesgelahrtheit tiefes Studium, dem ſich der gute Karl mit eiſerner Anſtrengung und frommen Sinnes voll bisher geweiht hatte, konnte vorerſt ihn nicht mehr feſſeln, immer ſchwebte das Bild der zarten gräflichen Jungfrau ihm vor und er verbrachte Tage und Nächte in melancholiſchen Schwärmereien.

Einſt, als draußen gerade Aequinoctialſtürme wild brauſten, ſaß unſer Jüngling gegen Mitternacht noch bei der matt brennenden Studirlampe, in Träumereien verloren, das ſchöne Haupt in die Hand geſtützt, da tönten durch des Sturmes Geheul gräßlich gellende Töne von der Straße zu ihm hinauf. Es war des Wächters Horn, deſſen ſchauerlicher Schall ſorglos Ruhende aus den Armen ſanften Schlummers riß und Feuer ihnen verkündigte, Karl riß das Fenſter auf, unten trieb ſich Alles in wilder Angſt und Getümmel umher, Spritzen jagten rollend durch die Straßen und viele Stimmen fragten: „Wo iſt denn Feuer?“ Da überſchrie des Wächters rauher Baß das Getümmel: „Es brennt in der W******sſtraße im Sch*****uſchen Pallaſte“ ließ der Mann ſich vernehmen.

Wie Gottes Donner trafen die Worte den jungen Theologen, und betäubt blieb er auf der Stelle ſtehen; in dieſem Augenblick erlöſchte die Lampe und dem Jüngling war es, als ob der Geiſt der weißen Frau, der in jener verhängnißvollen Nacht ihm erſchienen war, durch ſein Kämmerlein ſchwebe und zu folgen ihm winkte.

Karl ermannte ſich und ſtürzte nach wenigen Momenten aus der Stube nach der bezeichneten Straße hin. Dort ſtand der Sch*****nſche Pallaſt lichterloh ſchon in Flammen; mit wüthender Kraft bahnte ſich Karl einen Weg durch des Volkshaufens Menge. Jetzt ſtand er dicht vor dem brennenden Hauſe; hier bemerkte er einen ehrwürdigen Greis, deſſen Bruſt glänzende Orden zierten und in deſſen welkem Geſichte im Schein der Flammen Verzweiflung und Angſt deutlich ſich mahlten. Der Mann war der alte Graf Sch*****n ſelbſt; im linken Arme hielt er die ohnmächtige Gattin und mit der rechten Hand hob er eine reiche Goldbörſe in die Höhe, indem er mit heiſerer Stimme beſtändig rief: „Zehnmal noch ſo viel

Demjenigen bey meiner Ehre, der meine unglückliche Tochter aus den Flammen rettet.“ Viele bleiche Geſtalten umſtanden den armen winſelnden Greis, aber Niemand hatte Luſt, dem ſcheinbar gewiſſen Feuertod in den Schooß ſich zu werfen, da drängte ſich Karl hervor und fragte haſtig den Grafen: „In welcher Stube denn weilet noch das Fräulein?“ Der unglückliche Mann bezeichnete ſchweigend mit der Hand die Fenſter des Zimmers und in demſelben Augenblick ſtürzte Karl in den brennenden Pallaſt. Schwarze dichte Rauchwolken ſtrömten ihm entgegen und beengten die jugendliche Heldenbruſt; brennende Balken ſtürzten vor und hinter ihm nieder und verſengten ihm Haare und Kleidung; allein der muthige Jüngling drang vorwärts und erreichte glücklich des gräflichen Fräuleins Gemach.

Die Jungfrau, in ein weißes Nachtnegligee gekleidet, lag ohnmächtig mit geſchloſſenen Augen an dem Fußboden der Stube und Karl erkannte den blondgelockten ſchönen Engel wieder, der einſt in dem Schloßgarten zu Ch***********g mit der weißen Roſenknospe am jungfräulichen Buſen ſich ihm dargeſtellt hatte. Raſch hob der Jüngling das reizende Mädchen von der Erde auf, o Himmel! wie wurde ihm zu Muthe, Roſas zarte kalte Wange lag an ſeiner brennenden, ihr Herz, es pochte leiſe, dichte an ſeinem ſtürmenden.

Seiner kaum bewußt ſtürzte der glückliche Karl, mit dem Fräulein auf den Armen, aus dem Gemach; gefährlicher aber war der Rückweg nun und lechzend drohten die Flammen den kühnen Helden zu verſchlingen; Karl aber hatte keine andere Sorge als ſeine zarte, ſüße Laſt mit Geſicht und Armen vor der Glut zu ſchüzzen; dieß gelang zwar größtentheils, der arme Junge ſelbſt aber wurde allenthalben verbrannt, doch er fühlte keinen Schmerz; in Sicherheit nur den ſchönen Engel zu bringen, darnach ſtrebte er mit Rieſenkraft.

Eine unſichtbare Macht ſchien den jungen Ritter zu ſchützen; er trug die gräfliche Maid mitten durch das Flammenmeer, doch kaum hatte er ſie geborgen, da ſtürzte er ſelbſt, nachdem er dem Grafen die Tochter in die Arme gelegt, ohnmächtig darnieder.

Als Karl wieder zur Beſinnung gelangte, fand er ſich in einer mit Tapeten koſtbar behangenen Stube in einem ſeidnen Bett; ſein Kopf, Arme, Hände und Lenden waren ſorgfältig verbunden, ihm war, als ob er aus einem ſeeligen Traume erwachte, obgleich die Brandwunden heftig ſchmerzten. Jetzt fiel ſein Blick auf den Grafen Sch*****n, der neben dem Krankenlager ſtand. Nach einer Pauſe hub der gräfliche Greis an: „Junger Mann, ich danke ihnen meines Lebens ganzes Glück, Gott ſey gelobt, wenn dem Zeugniſſe der Aerzte zu trauen, ſind Sie in kurzer Zeit wieder hergeſtellt und reichlich will ich dann mit Geld, Gut und Ehre Ihren Heldenmuth lohnen.“

Lange ſah Karl den alten Herrn ſinnend an, dann erwiederte er mit Selbſtgefühl: „Herr Graf, eines Menſchen Leben wiegt Gold nicht auf und für ſolchen Dienſt läßt kein Biedermann ſich lohnen; aber eine meiner heißen Bitten nur erfüllen Sie, laſſen Sie mich die junge Dame ſehen, die ich aus den Flammen getragen, damit ich mich überzeuge, daß ſie lebe und unverſehrt geblieben.

Ein wenig empfindlich wohl hatte des

hochherzigen Jünglings Rede den ſtolzen Höfling angeregt, indeß erwiederte er doch höflich: „Es wird ſich alles finden, junger Freund! und Sie werden ſich wohl noch eines Beſſeren beſinnen. ich finde es übrigens nicht mehr als billig, daß meine Tochter perſönlich Ihnen danke; ſie ſoll ſogleich erſcheinen.“

Mit dieſen Worten verließ der Graf das Gemach. Leicht mag der ſinnige Leſer ſich denken, in welchem Zuſtande ſich unſer Patient nun befand. Jetzt allein kam er nun erſt zum vollen Bewußtſeyn, daß er dem Engel, deſſen Bild ſeit Monden einzig nur in ſeiner Seele lebte, das Leben gerettet und daß die anmuthige Jungfrau in wenigen Augenblicken, eine dankbare Schuldnerin, vor ihm ſtehen würde. Heftig pochte Karls Herz; ſein Odem ſtockte und ängſtlich hing ſein mattes Auge an der Thür; da öffnete ſich dieſe leiſe und in ihrer zarten ſiegenden Schönheit unbefleckter unſchuldvoller Glorie, trat die anmuthige gräfliche Jungfrau in das Gemach. Sie ſchwebte dem Lager des Kranken näher und mit melodiſcher Stimme ließ ſie ſich vernehmen: „Wo nehme ich armes unerfahrenes Mädchen Worte her, meinem großherzigen Retter zu danken, welch' edler Jüngling müſſen Sie ſeyn, für eine Fremde, Ihnen gänzlich Unbekannte haben Sie muthig das theuerſte, das eigene Leben eingeſetzt!“

Karls Verlegenheit ſchwand und begeiſtert rief er aus: „Nein, himmliſches Weſen, lange ſchon nicht mehr ſind Sie mir fremd geblieben, Sie ſind es, in der einzig meine Seele lebt und leben wird, ſeit ich Sie unſern dem Grabe der heiligen Louiſe zuerſt erblickte. Sehen Sie,“ rief der Enthuſiaſt aus, indem er eine kleine ſilberne Kapſel, die an einem feidenen Bande um ſeinen Hals hing, häſtig hervor zog, „ſehen Sie, dieſes Gefäß bewahrt den Staub jener Roſenknospe in ſich, welche Sie einſt an Ihrem Buſen trugen und die Sie, ſchönen Mitleidens voll, dem unglücklichen Bettler ſchenkten; o glauben Sie mir mein Fräulein,“ ſo ſchloß der liebenswürdige Schwärmer ſeine Rede, „dieſen Blumenſtaub und das Bewußtſeyn, Ihr theures Leben gerettet zu haben, nicht für alle königliche Kronen gebe ich ſie hin.“

Es war ein fieberhafter Zuſtand, in dem ſich der kranke Jüngling befand, ſonſt hätte, trotz ſeiner heftigen Leidenſchaft, er, der Blöde und Unerfahrne, es nimmermehr gewagt, alſo zu ſprechen. Seine Rede hatte die Jungfrau ſichtbar und ungemein bewegt; ein liebliches Roth überflog die zarten Wangen, der ſchönen Augen lange Wimpern ſenkten ſich darnieder, ſie hatte des nächſten Stuhles Lehne ergriffen und nach langer Pauſe erſt, obwohl noch nicht gefaßt, liſpelte ſie leiſe und gütig: „O mein Gott, Sie ſind jener Jüngling? o auch ich habe oft — “

Das Fräulein hielt hier plötzlich, verlegen und noch höher erröthend, inne, Karl aber nahm gefaßter wieder das Wort: „Glauben Sie nicht, mein Fräulein, daß ich ein Thor in unſinnigen Hoffnungen ſchwelge; recht wohl weiß ich, welche Kluft uns hienieden trennt, aber, himmliſche Huldgeſtalt, welche irdiſche Macht will es mir wehren Sie und ewig nur Sie in meiner Seele zu tragen, bis meine Hülle mit Ihrer Blume Staub in die Erde ſinkt. Eine Bitte nur“ fuhr Karl fort „wagt der unglückliche Jüngling an Sie, einmal in dieſem Leben nur und zwar jetzt, vergönnen Sie mir, dieſe zarte Hand an mein glühendes Herz zu drücken.“

Des Fräuleins ſchöne Augen füllten ſich mit Thränen, zitternd reichte ſie dem Kranken die Hand und ſchwer iſt es zu entſcheiden, ob die Jungfrau ſank oder ob der fieberkranke Schwärmer verwegen ſie an ſich zog, genug, des reizenden lieblichen Mädchens roſigte Lippen berührten Karls glühenden Mund und eine unbeſchreiblich ſüße Wonne umfing in dieſem Augenblicke die glücklichen Kinder. Jetzt rauſchte es im Nebengemache, erſchrocken riß ſich das Fräulein los und floh bebend aus dem Zimmer.

Es war ein zweiter Sch*****niſcher Pallaſt geweſen, nach welchem der alte Graf den ohnmächtigen, und durch Brandwunden ſchwer beſchädigten Retter ſeiner Tochter hatte bringen laſſen; doch als Karl nur einigermaaßen und in ſo weit geneſen war, daß er das Lager wieder verlaſſen konnte, entſchloß er ſich, nach ſeiner eigenen Wohnung zurückzukehren. Er beurlaubte ſich bey dem Grafen, der ihm bey dieſer Gelegenheit wieder reiche Geſchenke aufdringen wollte; allein mit Feſtigkeit und edlem Unwillen lehnte der Jüngling alles ab; er ſah die Gräfin Mutter, die ihm rührend für ihres Kindes Rettung dankte, und auch die geliebte herrliche Jungfrau noch einmal, und obſchon Zeugen gegenwärtig waren, verriethen doch des Fräuleins ſeelenvolle Blicke unſerm Helden, wie viel er der Geliebten galt.

Lange ſchon, und während Karl noch krank darnieder lag, war des deutſchen Königs Aufruf erſchollen, durch welchen er ſeine kräftige Jugend aufforderte, unter ſeinem heiligen Paniere das ſchmähliche Joch fremder Tyranney muthig brechen zu helfen.

Kein edler Jüngling verſchloß bekanntlich zu jener Zeit dieſem denkwürdigen Aufrufe ſein Ohr, wie hätte es Karl gekonnt, er, in deſſen Buſen reine Minne flammte, und den in der verhängnißvollen Nacht ein Weſen aus höheren Welten im Voraus zu wichtigen Thaten berufen hatte.

Gerade war des Jünglings Onkel, der wohlhabende Kellermeiſter Werthhold, in Geſchäften auf einige Tage nach B****n zurückgekehrt, und ihm machte es nicht geringes Vergnügen, den ſtreitluſtigen jungen Vetter, als reitenden freiwilligen Jäger, mit einem tüchtigen Holſteiner Roſſe und einem guten deutſchen Schwerte auszurüſten.

In Böheims rauhen Gebirgen hatte längſt der Völkerkrieg blutig begonnen, Karl ſehnte ſich, am heiligen Gottesgerichte Theil zu nehmen, doch nicht über ſein Herz konnte er es gewinnen, eher in den Kampf auf Leben und Tod zu gehen, bevor er noch einmal die Geliebte ſeiner Seele geſehen.

In der ſchmucken Jägeruniform, ſchön wie Mavors ſelbſt, ſchritt er nach dem Sch*****uiſchen Hauſe hin; freundlich wurde er von der gräflichen Familie aufgenommen; der Graf und die Gräfin Mutter lobten des deutſchen Jünglings patriotiſchen Heldenſinn, allein das reizende Fräulein Roſa erbleichte; ängſtlich hob ſich der jugendliche üppige Buſen, und vergebens ſtrebte das große blaue Auge Thränen zu unterdrücken, die unaufhaltſam hervorquollen und die lieblichen Wangen netzten. Ach wie wohl und wehmüthig zugleich regte der Anblick den jungen braven Jägersmann an, und als er endlich ſich empfahl, da ruhete ſein Auge einen Moment noch in dem lieblich Blauen der geliebten Jungfrau; ſchwermüthig lächelnd legte er die Rechte auf ſein heiſſes Herz; ohne Worte verſtanden die lieben Kinden ſich, und die Jungfrau ſpendete ihrem Jüngling noch einen Blick, der nicht dieſen Welten angehörte.

Karl eilte nun mit verhängten Zügeln nach dem Schauplatze hin, wo ſeines theuren Königs tapfre Krieger ſich ewig blühende Lorbeern ſammelten; er geſellte ſich, als Freiwilliger, einem jener berühmten ſchwarzen Huſaren-Regimenter bey, welche voll Bedeutſamkeit das Todeszeichen vor der Stirne tragen, und die, ſeit des heroiſchen Philoſophen von Sans souci Zeiten her, voll Tapferkeit das Recht, dieſes ſtolze Aushängeſchild zu führen, durch Verachtung des Todes und aller Gefahren ritterlich ſtets bewähret hatten.

Einige Mal ſchon hatte der Jüngling

hartnäckigen Gefechten beygewohnt und als muthiger Krieger gefochten; da ſahen Böhmens altergrauen Gebirge einen wichtigen Tag nahen. Eine entſcheidende Schlacht ſollte geſchlagen werden, und der hochherzige, ritterliche, deutſche König befehligte heute ſelbſt ſeine theuern Kinder. Furchtbar hallte der Donner der Kanonen; reichliche Erndte hielt Freund Hain, und ſchrecklich würgten die Wuth entbrannten Todesreuter, in deren achtbaren Reihen unſer Karl kämpfte.

Endlich ſiegte die gerechte Sache, allenthalben flohen die Knechte der Tyranney, und die Reiterey der Deutſchen zerſtreute ſich, einzelne Flüchtlinge zu verfolgen und einzuholen.

In gleicher Abſicht ſprengte Karl, von vier ſchwarzen Reitern nur begleitet, voraus. In einem Gebüſche ſtieß man auf einen Trupp jenſeitiger Küraſſiere, die gerade im Begriffe waren, in weit überlegener Zahl, ein paar deutſche Helden, die ſie in die Mitte genommen hatten, niederzuſäbeln. Karl ſah mit ſeinem Falkenblicke nach der fechtenden Gruppe hin, aber, o Himmel, wie wurde ihm! — Deutlich unterſchied er die theuren Züge eines der Bedrängten, er irrte nicht: es war der König ſelbſt.

Immer gewohnt, wo es galt, der erſte zu ſeyn, hatte den ritterlichen Herrſcher ſein Heldenfeuer zu weit vorgetragen, und von etlichen Ordonnanzen nur begleitet, war er einem ſtarken feindlichen Hinterhalte in die Hände gefallen.

Muthig rief Karl den Kameraden zu: „Hurrah auf die fränkiſchen Schergen!“ Doch die erprobten Schwarzen ſtrichen bedächtig die Bärte, und machten den kühnen Jüngling aufmerkſam, daß jeder von ihnen hier ein Dutzend Feinde zu bekämpfen haben würde.

„Seht ihr denn nicht,“ rief Karl noch einmal wild aus, „daß dem Könige ſelbſt Gefahr droht; Hurrah auf die fränkiſchen Schergen, ob wir todt oder lebend den Theuren erretten.“ Mehr bedurfte es nicht, willig und muthig folgten unſerm Jüngling die ſchwarzen Gefährten, in Mitte des mordenden, feindlichen Haufen. Doch ſie alle zahlten die Treue mit dem ſchnellen Tode, und nur Karls Flammberg regte ſich munter noch. Doch auch er ſollte unterliegen jetzt; ein mächtiger gepanzerter Reuter hatte ihn mit Rieſenkraft im Nacken erfaßt, ihn rückwärts vom Pferde zu reißen; alles ſchon ſchien verloren, da erſchien plötzlich über des Jünglings Haupte, in Lüften hoch ſchwebend, die Lichtgeſtalt der weißen Frau, das Zeichen des heiligen Kreuzes mit ſich führend. Ein heller Strahlenglanz blendete die Augen der Franken; der Reuter, welcher Karl'n gepackt hatte, ließ los, der Jüngling arbeitete ſich bis zu ſeinem Könige hin, durchbohrte einen Küraßier, deſſen Säbel gerade das theure geſalbte Haupt zu verletzen drohete; und ein paniſches Schrecken überfiel die Feinde, im vollen Laufe jagten ſie ſämmtlich davon. Auch die weiße Erſcheinung war wieder verſchwunden; der König und der freiwillige Jäger allein hielten auf der Wahlſtatt.

Nach einer Pauſe ſprach der Regent: „Junger braver Kämpe, es kann nicht anders ſeyn, durch ein Wunder nur iſt es Dir gelungen, mich zu retten. Wie nennt man Dich?" Werthhold wollte ſprechen, doch in dieſem Augenblicke erinnerte er ſich der verhängnißvollen Nacht auf dem alten Schloſſe zu B****n und der

Warnung der weiſſen Frau: keinen Lohn zu erwarten und zu fordern von irdiſchen Mächten. Nach kurzem Sinnen erwiederte daher der Jägersmann: „So iſt's, mein Herr und König, nicht ich, ein Wunder hat Euch gerettet, ſehet mich blos als der Gottheit Werkzeug, deren lieber Schützling Ihr gewiß ſeyd, an, und forſchet nimmermehr nach meinem Namen.“ Mit dieſen Worten wandte der brave Junge das ſchnaubende Roß, und in wenigen Augenblicken war er im Gebüſche dem Auge des Königs entronnen.

Gar viel dachte der fromme Fürſt in der Nacht, welche dem Siegestage folgte, dem ſeltſamen Vorfalle nach; am andern Morgen verſammelte ſich das Heer der Deutſchen, um unter freiem Himmel dem Allerhöchſten zu danken. Nach vollendetem Gottesdienſte ließ der König, unter dem Vorwande ſie zu muſtern, ſämmtliche Detaſchements der reitenden Jäger zuſammenrücken; er hatte am Tage der Schlacht des jungen wunderbaren Jägermannes Züge gar ſcharf ſich in's Gedächtniß geprägt, allein jetzt ritt er forſchend an Karl'n vorüber, ohne ihn wieder zu erkennen; eine höhere Macht trieb hier ihr Spiel.

Unſer Jüngling wohnte allen denkwürdigen Schlachten jener Zeit bey; er zog mit den verbündeten Armeen über den brauſenden Rhein, und drang mit ihnen in Galliens Herz ein; zweimal blutete er im Kampfe für die große Sache, allein glücklich wurde er immer wieder hergeſtellt.

Endlich wurde Friede, und Teutoniens gebildete Jünglinge, die nur kämpfen, nicht ſpielen wollten, kehrten zu ihrer früheren Beſtimmung zurück. Auch Karl traf wieder ein in B****n, um den

Studien dort obzuliegen. Kein Orden deckte ſeine Bruſt, doch Selbſtgefühl entſchädigte ihn, und war es ihm wohl zu verdanken, daß ſein erſtes Geſchäft es blieb, nach dem Hauſe zu gehen, wo die heißgeliebte Jungfrau weilte, deren liebliches Bild ſelbſt in Mitte des blutigſten Kampfes nimmermehr aus der Seele gewichen war.

Sehr freundlich nahm die gräfliche Familie ihn abermals auf; verändert körperlich trat das anmuthige Fräulein ihm entgegen; gänzlich entwickelt hatte ſich der Jungfrau üppige Geſtalt, und ihr pſychiſches Streben war daſſelbe geblieben, das verkündete dem Geliebten der lachende Blick des rein ſtrahlenden, blauen Auges.

Der alte Graf nahm den glücklich zurückgekehrten Vaterlandsvertheidiger in ſein Cabinet, hier redete er ihn an:

„Junger Mann, ich ehre Ihr Selbſtgefühl, aber ich bitte Sie, üben Sie nicht unnützen Stolz; ich kenne Ihre Verhältniſſe genau, Sie ſind eines dürftigen Predigers Sohn, mich drückt das Bewußtſeyn, Ihr größer Schuldner zu ſeyn, thun Sie es mir zu Liebe wenigſtens, wenn nicht aus Rückſicht für die eigene Perſon und erlauben Sie mir Ihre Laufbahn vorzubereiten und zu vollenden.“

Karl erwiederte nach kurzem Beſinnen: „Ich läugne nicht, Herr Graf, daß es in Ihrer Macht ſteht, mich zum Glücklichſten der Sterblichen zu machen, das Mittel liegt in Ihrer Hand, doch nimmermehr werde ich es wagen, es anzudeuten nur,“

Nicht ein feiner Höfling allein, ſondern ein ganz gewöhnlicher Menſch hätte des jungen feurigen Liebhabers Wort wohl leicht genug verſtanden, und den

Grafen zumal hatten der Tochter nicht unbeachtet gebliebene Thränen längſt aufmerkſam gemacht. Der alte Herr rieb ſich die Stirne, maaß ſchweigend die Stube einigemal mit großen Schritten, und wandte ſich dann alſo ſprechend wieder zu dem jungen Werthhold: „Mein theurer Freund, ich ahnde was in Ihrem Herzen vorgeht, und ich will nicht läugnen, daß ich glaube, daß meine Tochter gleiche Gefühle mit Ihnen theilt, nehmen Sie dieſes Bekenntniß als einen Beweis meines Vertrauens auf Ihren ſeltenen Edelmuth; allein hören Sie auf mich: von Vorurtheilen mögen Sie mich befangen nennen, aber eher glaube ich das Leben, als Grundſätze aufgeben zu können, von welchen ſeit einer Reihe von Jahrhunderten nie ein Sch******n abwich. Nun aber“ ſchloß der Graf ſeine Rede „glaube ich von Ihnen, als Ehrenmann verlangen zu können, daß Sie nie einen Verſuch wagen wollen, Grundſätze zu bekämpfen, die unumſtößlich auf ſich ſelbſt daſtehen; fordern Sie Alles, junger Freund; fordern Sie die Hälfte meines Vermögens, aber nur nicht einen Preiß, welchen zu benennen uns beyden peinlich erſcheint.“

Der gräfliche Greis war ein Menſchenkenner, dieſe biedere Offenherzigkeit hatte des deutſchen Jünglings und ſeines hohen Zartgefühls verwundbarſte Seite getroffen. Karl ſtand, tief bewegt, heftige Leidenſchaften kämpften in ſeinem heißen Buſen; plötzlich rief er aus: „Nie, nimmermehr will ich ſie wiederſehen, für welche ewig dieſes Herz nur glüht,“ und mit dieſen Worten ſtürzte er aus des Grafen Gemach.

Wohl Monden vergingen, ohne daß des armen Jünglings wehmüthiger Schmerz ihm erlaubt hätte, irgend ein Geſchäft oder

Studium mit Ernſt und Beſonnenheit zu treiben, allein Karl war kein gewöhnlicher Menſch, ſein Verſtand beſiegte das Gefühl, in ſo fern ein ſolcher Sieg bey gediegenerern Seelen denkbar bleibt, wenigſtens war er im Stande ſich mit ausdauerndem Fleiße wieder den Studien zu weihen, welche der erwählte Beruf einmal zur feſten Bedingung machte.

Als Staatsbürger näherte ſich der junge Werthheld allmählig mehr ſeinem Ziele; vortrefflich beſtand er im Examen, und wurde Candidat. Nun ſollte der Jüngling die ihm ſo lieb gewordene Königsſtadt verlaſſen, und vorerſt zurückkehren in die Heimath und das väterliche Haus. Gerne, ach gar zu gerne noch einmal hätte er die geliebte, gräfliche Jungfrau geſehen, und doch widerrieth der klare Verſtand dem werdenden Manne den Schritt; ſollte er tiefer noch den ſcharſen Pfeil ins Herz ſich drücken, der ohnehin ſchon deſſen Innerſtes blutig zerfleiſcht hatte? Karl's Leidenſchaft charakteriſirte eine ſeltene Heftigkeit, mit welcher zu lieben nur wenige ausgezeichnete Menſchen fähig ſind, und wahrſcheinlich wäre ſelbſt ſein ſtarker Geiſt ſothanen Leiden erlegen, hätte nicht tief in ſeiner Seele eine Hoffnung noch gedämmert. Die Weiſſagungen alle, welche ihm in der verhängnißvollen Nacht die weiße Frau geſpendet, ſie waren eingetroffen, nun aber hatte der Geiſt auch muthiger Waffenthat und reiner Liebe Lohn gelobet und unſer Jüngling hatte alle Bedingungen ehrlich erfüllt, warum ſollte er der Verheißung des guten hehren Weſens nicht ferner vertrauen; und doch begann ſein Glaube zu wanken, denn wie die Verhältniſſe geſtaltet einmal, vermochte Hoffnung ſchwer einen Ankergrund noch zu erfaſſen.

Der Tag war nahe, den der Jüngling zu ſeiner Abreiſe beſtimmt, da trat eines Morgens ſehr früh ein Bediente in glänzender Livree in ſein Kämmerlein. „Mein Herr, der Graf von Sch*****n,“ ſprach der Menſch; „liegt Lebensgefährlich darnieder und fürchtet den morgenden Tag nicht mehr zu erleben, er läßt aber den Herrn Candidaten gar dringend bitten, ſogleich doch an ſeinem Sterbebette zu erſcheinen, denn nicht enden, ſpricht der Herr, könne er, bevor er noch Sie geſehen und geſprochen.“

Karl horchte hoch auf und ſchnell beſonnen flog er nach dem gräflichen Pallaſt.

Der Greis lag abgezehrt auf dem Lager und ſchon ſchien der Tod ſein Siegel auf das ihm gewiſſe Opfer gedrückt zu haben, denn tief und hohl lag das erloſchene Auge und röchelnd holte die verſiegende Bruſt Odem. Nachdem Karl in das Gemach getreten, winkte der Sterbende ihm zu, neben ſeinem Lager Platz zu nehmen und mit Anſtrengung und langſam ſprach er nun: „Mein theurer junger Freund, ich habe jene Grundſätze, deren ich neulich bey einer gewiſſen Gelegenheit gegen Sie erwähnte, an der Mutter Bruſt eingeſogen, nimmermehr hätte ich geglaubt, dieſelben am Grabesrand verleugnen zu müſſen; doch ich beuge mich einer Macht, die höher ſteht als Kronen und Wappenſchilde; trauen Sie mir nicht Schwachheit, nicht Inconſequenz zu, dringen Sie auch nicht in mich, zu wiſſen, was meine Handlungsweiſe beſtimmt, nicht von dieſſeits kömmt der Impuls, genug, genießen Sie lange froh und ruhig eines Glückes, das ich Ihnen bereite nun, und deſſen Sie in der That würdig ſind.“

Der Graf klingelte und ſagte dem eintretenden Kammerdiener blos noch die Worte: „rufe meine Tochter,“ dann ſchwieg er erſchöpft.

Man denke ſich die Spannung des liebenden Jünglings; jetzt trat die reizende Roſa, an der Mutter Hand, weinend, in die Stube. Der Greis richtete ſich mühſam auf, er faßte der ſchönen Roſa Hand, drückte ſie in Karl's, und ſprach: „Sie ſey Dein, nach des Himmels Willen.“ Ein verklärtes Lächeln umzückte bey dieſen Worten des Grafen Mund, er ſank in die Kiſſen zurück, und entſchlummerte ſanft zu einem beſſern Leben.

Man erlaſſe es uns, den Schmerz der Hinterbliebenen zu ſchildern, er machte in der Folge einer Wonne Platz, die keines Mahlers Pinſel wiederzugeben vermag, und welche Geweihte nur ahnden können:

doch eine Eigenthümlichkeit ſeltſamer Art kömmt jetzt noch vor.

Unſer Jüngling ſollte, als der gräflichen Jungfrau Gatte, Erbe großer Rittergüter und eines bedeutſamen Vermögens werden, er aber ſprach zu der geliebten Braut: „Meine Roſa, mir hat das Geſchick und feſter Wille meine Bahn gezeichnet; Gottesdiener und Volkslehrer zu werden, bleibt meine Beſtimmung, wenn ich mich nicht geirrt habe in Dir, ſo entſagſt Du gern irdiſchem Tand, laß' denen Sch*****us ihr Gold und ihre feſten Burgen, unſere feſteſte Burg iſt unſer Gott.“

Hold lächelnd ſank die anmuthige Jungfrau an des Jünglings Bruſt! „O mein Karl,“ rief ſie aus, „wie edel biſt Du, unzweideutig blieb Deine Liebe ſtets, ſie hat ſich bewährt, Dein Wille ſey der meine.“

Tief gerührt ſprach die alte Gräfin: „Kinder nehmt mich auf in Eure ländliche Hütte, ich erkenne es: eitel iſt dieſe Welt mit ihren Herrlichkeiten und Vorurtheilen allen, nur des reinen Herzens Schätze ſind nicht von hier, ſie verſiegen nimmermehr.“

Ein Sch*****n, ein junger armer Ritter, wurde Erbe der alten Familiengüter, eine mäßige Summe nur behielt unſer edler Werthhold ſich vor; er bauete ſeiner neuen Gemeinde einen lichten Gottestempel, und von ſeinen gläubigen Kindern allen ſieht er ſo ſich verehrt, wie die erſten würdigen Väter der alten Kirche.

Wollten wir aber das Glück der Liebe, häuslicher Eintracht und ſüßer Aelternfreude, welche unſer Paar umfängt, beſchreiben, müßten wir dieſer Erzählung eine Idille im Geßnerſchen Geſchmacke folgen laſſen, welches Unternehmen für diesmal nicht in unſerm Plane liegt.

Immerhin möge proſaiſche und gemeine Alltäglichkeit ob dieſer Erzählung lächeln, wir wiſſen doch, daß ſchönere Seelen nach ihrer Durchleſung empfinden, wie der Dichter es wünſcht.

II.

Der Jäger.

Nun denken wir an den wilden Wald,
Darinnen die Stürme ſauſen,
Wir hören, wie das Jagdhorn ſchallt,
Die Roſſ' und Hunde brauſen;
Und wie der Hirſch durch's Waſſer ſetzt,
Die Fluthen rauſchen und wallen,
Und wie der Jäger ruft und hetzt,
Die Schüſſe ſchmetternd fallen.

* * *

Will man hier gleich nicht mit einem Wildungen, Bechſtein oder Hobe in die Schranken treten, ſo glaubt man doch auch nicht, wie ein Blinder von der Farbe zu ſprechen.

Von meiner zarten Kindheit an blieb ich dem edlen Waidwerke nicht entfremdet: manche Nacht brachte ich, im düſtern Föhrenwald lauſchend, dahin, und viele Tage meines Lebens verfloſſen mir in munterer Freunde Geſellſchaft, wenn wir raſchen Schrittes über Stoppelfelder jagten.

Selbſt den ernſteſten, blutigſten und ſchauerlichſten aller Jagden, jenen nämlich, wo der Bruder den Bruder hetzet und würgt, habe ich beygewohnt; denn bereits im Jahre 1809 führte ich, als Jägerofficier, einen Zug braver Schützen aus dem biedern Schwabenlande in Abensbergs Gefilden dem Feinde entgegen, und darum bleibe es mir vergönnt, hier das edle Waidwerk, überhaupt in einer neuen Manier, als Pſychologe zu würdigen.

Der alte Herr von Rüdesheim war ein wunderlicher Kautz; auf dem alten Stammſchloſſe ſeiner Ahnen, in Mitte eines großen finſtern Waldes, vegetirte er im eigentlichſten Sinne des Wortes; denn ſeit Jahren hatte er das Bette blos verlaſſen, um ſich, in ſeinen Schlafpelz wohl eingehüllt, und mit den dicken, aus Seehundsfell gefertigten Stiefeln angethan, nach dem alten Sorgenſtuhle am wärmenden Kaminfeuer hin zu ſchieben, aus dem er ſich nur erhob, um wieder nach dem weichen Daunenlager zurückzukehren.

Der gute Mann klagte unaufhörlich über ſchwere Krankheiten und körperliche Leiden, mit denen er geplagt ſeyn wollte, allein ſein Appetit war vortrefflich, und ſein irdiſcher Schlaf verwandt mit dem ewigen; denn zwölf Stunden hintereinander vermochte er, ſanft ſchlummernd, auf einer Seite zu liegen, ohne daß er ſich während dieſer Zeit nur ein einzigmal nach der andern gewendet hätte.

Die zweite Hälfte ſeines nunmehrigen Pflanzendaſeyns füllte Herr von Rüdesheim einförmig genug zwar aus, allein man ſah ihn nichts deſtoweniger ſtets heiter: entweder beſchäftigte ſich der Hochwohlgeborene, an weiland eine Majeſtät der alten Roma erinnernd, damit, daß er die unglücklichen Fliegen tödtete, welche in den Nimbus gaukelten, in welchen er vermittelſt ſeiner Knaſterpfeife das edle Haupt hüllte; oder der betagte Papa ſpielte mit dem Wirthſchaftsinſpector und dem Paſtor loci ein Solo: oder er ſcherzte mit Fritz, ſeinem einzigen Sohne, einem ſiebenjährigen munteren Knaben, bey welchen Converſationen das Kind offenbar mehr Geiſt und Witz, als der pathetiſche Vater entwickelte.

Eine ſeltſame Eigenthümlichkeit wohnte noch dem Herrn von Rüdesheim bei: Er ſprach täglich und viel von den heroiſchen Abentheuern zu Waſſer und zu Land, die er als Soldat und Waidmann in frühern Jahren überſtanden, und der Refrain jener tauſendmal ſchon wiederholten Erzählungen hieß ſtets: „Ich war dennoch ein ganz verfluchter Kerl, denn die von Rüdesheim waren ſeit vielen Jahrhunderten alle verfluchte Kerls, und mein Fritz ſoll dennoch auch mit Gottes Hülfe ein rechter Sapperloter werden.“

Mit dem unziemenden Ausdruck: „Ein verfluchter Kerl“ wollte der Edelmann einen Ritter ohne Furcht und Tadel bezeichnen, der jeder Gefahr kühn entgegen tritt und am Ende als Sieger daſteht.

Wir wollen ſehen, in wie fern denn unſer letharger Erb-Gut- und Lehnsherr, der Rüdesheims, in dieſem Sinne auf jenes Prädikat Anſpruch zu machen vermochte.

Herr von Rüdesheim hatte zwar allerdings während einer ziemlichen Jahrenreihe, als Officier einem vaterländiſchen Heere gedient, und während dieſer Zeit auch manchem armen Musquetier weidlich den Rücken zerbläut, ſtets ungemein hohe blanke Stiefel getragen mit Pfundſchweren Sporen dran, auch ſich anderwärts bey Saufgelagen oft als ein ganz verfluchter Kerl gezeigt; denn er vermochte mehr denn drei Andere zu trinken, indeß — man muß es dem Officiere zur Ehre nachſagen — ſehr blutdürſtig ſchien ſein Herz nicht geſinnt; hatte er, gegen ſeinen Willen, auch einigemale das Unglück gehabt, Kammraden zu beleidigen, ſo hütete er ſich dennoch, das landesherrliche ſcharfe Duellmandat zu verletzen, lieber leiſtete er willig Abbitte ſogleich, und als endlich nach einer ſehr langen Waffenruhe der Tempel des zweiköpfigen Janus ſich wieder öffnen zu wollen ſchien, wußte ſich unſer Herr von Rüdesheim von einem Militärarzte, der ſich beſtändig in Geldverlegenheit befand, ein legales Zeugniß zu verſchaffen, durch welches der Officier wegen chroniſchen und bedenklichen Gichtübeln für gänzlich unfähig, kriegeriſche Verrichtungen zu leiſten erklärt wurde. Der tapfere Ritter foderte, auf dieſes Atteſt fußend, ſeinen Abſchied, erhielt denſelben und zog ſich nach ſeiner Väter Hufen zurück. Hier nahete bald dem an rauſchende Stadtvergnügen gewohnten Officier lange Weile und er kam auf die Idee, das Uebel durch die Jagd zu bannen.

Außer einigen Waidmannsſprüchelchen aber lernte Herr von Rüdesheim von der geſammten Jägerei wenig genug, denn er war, wenn gleich ſeit beinahe 15 Jahren Krieger, dennoch feuerſcheu geblieben, ein Fehler, den er trotz aller Mühe, welche er ſich gab, nie hatte ablegen können und ſo kam es denn, daß er — eine ungemein phlegmatiſche Natur ohnehin — die Wanderungen in den Forſt bald ſatt bekam, in welchem er ohnedieß eigenhändig nie ein Wild auch ſelbſt nicht einmal ein armes Vöglein erlegt hatte.

Herr von Rüdesheim hatte um dieſe Zeit bereits längſt das vierzigſte Lebensjahr zurückgelegt, doch einigermaßen rächte ſich jetzt der Gott, welcher einſt nach Indien zog, allerdings an ihm, denn das leidige Zipperlein, wenn ſchon in einem noch gelinden Grade, ſuchte ihn heim und doppelt lange Weile empfand er nun.

Der Edelmann hub an das Bedürfniß einer Krankenwärterin zu fühlen und ſo entſchloß er ſich denn, um ein alterndes, etwas einfältiges, aber dabey dennoch gutmüthiges Fräulein zu freien. Er erhielt keinen Korb, denn jenes Fräulein wollte lieber eines reichen ob auch gichtiſchen Gutsbeſitzers Gattin werden, denn ferner noch das Gnadenbrod bey einer Tante eſſen, welche ein wahrer Drache war.

Die Ehe ſchlug in der That günſtig genug aus: bösartig war Rüdesheim gerade nicht und wollte man ſeine Schwächen geduldig ertragen, zeigte er ſich erkenntlich ſogar; ſeine Gattin bewieß ſich dankbar dafür, daß er ſie aus der Sklaverey errettet; ſie pflegte ſeiner mit ängſtlicher Sorgfalt und wurde nie müde ihn bramarbaſiren zu hören; hinſichtlich des geiſtigen Ausbildung ſtanden beyde auf derſelben Stufe, Mangel und Nahrungsſorgen verwiſchten nicht zu umhellen; wie hätte unter ſolchen Umſtänden alltägliches eheliches Glück nicht ſprießen ſollen? — Lange blieb das Rüdenburgiſche Ehebett ungeſegnet, bis endlich die Edelfrau den Gatten — ſo ſpät wie einſt Sara ihren Abraham keineswegs, doch gerade auch nicht viel früher — mit einem holden, geſunden Knaben beſchenkte, ob deſſen unvermuthetem Erſcheinen auf der Rüdenburg viel Jubel entſtand, ja der glückliche Vater vermochte ſogar — was ſeit Jahren noch nie geſchehen war — in jener Nacht, welche dem Tage folgte, an dem er Vater geworden war, ſtatt zwölf nur zehn Stunden in den Daunen auszuhalten.

Wir haben den kleinen Junker nebenher bereits oben dem Leſer bekannt gemacht. Man hat Fälle, daß Keime, welche man für erſtickt hielt, in der Folge ganz geſunde Stämmchen treiben und ſo ſieht man zuweilen aus einem Thorus, auf dem ſich Langeweile und eiſigtes Phlegma umarmten, einen muntern Feuerkopf erſtehen. Der Fall trat hier ein: **Fritz** war ein friſches und geſundes Kind, ſo daß man ihn eher für Erzeugniß glühender unehelicher Liebe, als für eine Frucht ſelten und ſchläfrig erfüllter Pflichten hätte halten mögen.

Derb und doch ſchlank dabey wuchs der Junge in die Höhe; ſein brennendes ſchwarzes Augenpaar, die hohe Stirne und **Gräciens** bildliche Naſe; kurz nicht ein einziger Zug des Knaben erinnerte an das hochadliche Elternpaar. Pſychiſche Anlagen offenbarte **Fritz** auch zeitig genug und aus ihm hätte bey **richtiger Anleitung** ein ganzer Mann wohl werden können, allein gerade in dieſem Punkte fehlte es. Groß, ja ſeltſam in der

That, war des kleinen Junkers Erziehung; ſie war eingerichtet, als hätte man recht ſyſtematiſch einen Don Quichotte ausbilden wollen.

Auf der Rüdenburg gab es einen Jäger, auf welchen der Gutsherr große Stücke hielt. Matz, — ſo nannte ſich der Kerl — erinnerte durch ſein Aeußeres an den Mephiſtophiles, wie man ihn wohl einmal auf Bühnen in der Tragödie: „Fauſt" darſtellen ſieht.

Unſer Waidmann war lang und hager; ſchwarzes ſtruppiges Haar hing unordentlich und tief in ſein gelbes Geſicht, unſtät blickten die kleinen grünen Augen, der Mund grinzte hämiſch, große Brandflecken und ein ſchwarzes Pflaſter im Geſichte vollendeten die widerliche Fratze; Matzens Seele hatte mit der äußern Geſtalt Analogität. Von Kindesbeinen an war der Burſche Herrenknecht geweſen, er hatte Menſchen und fremde Länder kennen gelernt und ſich allerlei verſucht; der Kerl kannte die gewöhnlichen Schwachheiten der höhern Stände genau, und was mehr noch war, er wußte ſothane Schwächen zu nutzen und ſich ſelbſt geltend, ja unentbehrlich zu machen; Maß war ein tüchtiger Jäger, dabey aber Intriguant, ein Störenfried, ein Verführer der Jugend, im Geheim jedem Laſter zugethan, ohne ſich je zu verrathen, ferner verſchmitzt, gewandt, wo es nöthig war: kriechend, wo er walten durfte: herzloſer. Gebieter, mit einem Worte, in ſeiner Sphäre — ein moraliſches Ungeheuer, und dieſer Menſch — war des kleinen Junkers Mentor einzig und allein.

Nicht räthſelhaft wird der Umſtand ſinnigen Leſern erſcheinen: Maß blieb des alten bornirten Herrn von Rüdesheim rechte Hand ſeit Jahren: ihm waren des großen Rittergutes weitläufige Forſten übergeben, er kontrollirte dem Wirthſchaftsinſpector und alle Offizianten, und ſo ging es denn wohl natürlich zu, daß dieſes Factotum ſich auch des Kindes Erziehung auf der Rüdenburg bemächtigte.

Ein ungemein zarter Knabe noch, begleitete Fritz den häßlichen Förſter ſchon täglich in den Wald; der kleine Junker zeigte bald leidenſchaftliche Vorliebe und Geſchick zur Jagd, wie dieſes bey lebhaften Jungens der Fall in der Regel iſt, und Matz that alles Mögliche, um dieſe erwachende Leidenſchaft in des Knaben empfänglichem Buſen anzufachen, denn in ihr ſah er ein Mittel, den Sohn vielleicht einſt in demſelben Grade zu beherrſchen, wie es mit dem Vater früher der Fall geweſen war.

Kaum hatte Fritz auf dieſe Art ſein

zehntes Lebensjahr zurückgelegt, da ſchoß er ſeinen Haſen ſo gut wie ein alter Waidmann und ſelbſt die ihres ungleichen Fluges halber ſchwer zu treffende Waſſerſchnepfe fehlte er nur ſelten mehr; auch lernte er ungemein leicht des Wildes Fährten auffinden, ſie unterſcheiden und verfolgen.

Nach Verlauf noch zweier Jahren war der kleine Jäger in den weitläuftigen Forſten allen, welche zu dem väterlichen Gute gehörten, eben ſo zu Hauſe wie in ſeiner Stube: Er ſtellte bey Klopfjagden voll Geſchicklichkeit die Schützen an, leitete die Treiber und die klaffenden Rüden durch ſein ſchallendes Horn, mit einem Worte, Fritz verſtand ſich auf alle jene Künſte, welche den gewöhnlichen praktiſchen Jäger ausmachen, ganz vortrefflich. Sothane Fähigkeiten des Söhnleins und die Lobſprüche, welche daſſelbe täglich von ſeinem Mentor dem Förſter Matz erhielt, entzückten den alten Herren von Rüdesheim in ſeinem Sorgenſtuhle ungemein und er pflegte, bey jenen Gelegenheiten immer wohlgefällig den dicken Bauch ſtreichend, zu ſagen: „Ja, ja in dem Jungen ſteckt dennoch mein Blut, er wird eben ſo n' verfluchter Kerl, wie ich einſt war, werden.“

Befand ſich Fritz nicht im Walde, ſo trieb er ſich in den Pferdeſtällen unter den Knechten umher; Reiten wurde nächſt der Jagd des Knaben Hauptpaſſion, und weit und breit jagte kein Bauernjunge toller und verwegener auf den Weidplätzen umher denn er.

In den wenigen Stunden, welche der Junker in der Stube bey den Aeltern zubrachte, hörte er des Vaters unſinnige und abentheuerliche Erzählungen mit an, welche keinesweges geeignet waren, des

Knaben lebhafte Phantaſie zu berichtigen.

Bey dieſer Erziehungsweiſe hatte ſich Fritzens Körper ungemein ſchnell und vortheilhaft ausgebildet, und er glich als 14 jähriger Knabe bereits einem angehenden Jünglinge, allein die Kultur ſeiner Seele war dagegen um ſo weiter zurückgeblieben; mühſam und zur Noth nur vermochte er zu leſen und ſeinen Namen zu kritzeln; das Umherſtreifen in Wäldern und der beſtändige Umgang mit rohen herzloſen Menſchen, beſonders jener aber mit dem Jäger Matz hatten des Knaben natürliche Gutmüthigkeit unterdrückt; ſeine Sitten waren rüde im höchſten Grade; der lächerliche Dünkel wohnte ihm bey, daß er über andere Menſchen erhoben, und des Vaters Unterthanen nur geboren ſeyen, ihm dereinſt zu dienen, um dafür nicht viel beſſer behandelt zu werden, als das liebe Vieh; der Junker war ferner jähzornig, ungemein wild und eigenſinnig, und ſelbſt für die Aeltern, welche ihm ſtets und in Allem den Willen ließen, bewahrte er nur wenige Liebe und Achtung im jugendlichen Buſen.

Alle Untugenden, welche Jäger von Profeſſion oft karakteriſiren, hatte der kleine Nimrod ebenfalls ſchon aufgefaßt. Er nahm, wenn drauſen der Sturm durch die Föhren brauſte oder Heerrauch wallete, einen herzhaften Schluck Branntwein zu ſich, und in Mitte der rauhen Waidmänner, wenn derbe Zoten geriſſen wurden, blieb Fritz ſchon nicht mehr hinter jenen zurück.

Dem Herrn von Rüdesheim lebte noch, in ziemlich weiter Entfernung von der Rüdenburg, ein begüterter Bruder, der ganz Contraſt unſeres Phlegmatikers war; Jener nämlich zeichnete ſich durch einen lebhaften Geiſt, durch Scharfblick, Thätigkeit und feine Bildung ſehr zu ſeinem Vortheile aus. Eine Erbſchaftsangelegenheit erforderte jetzt dringend eine Zuſammenkunft der Brüder, und da den Herrn von der Rübenburg keine Macht auf der Erde hätte bewegen können, ſeinen weich gepolſterten Großvaterſtuhl zu verlaſſen, mußte nothgedrungen ſich der Thätige entſchließen, zu dem Faulen zu reiſen.

Der Onkel aus der Fremde freute ſich, als er ſeinen Neffen, unſern Fritz, erblickte, und zu leugnen blieb es fürwahr auch nicht, den emporgeſchoſſenen Knaben kleideten des Jünglings ſich gerade entwickelnde Schöne und eine nichts ſcheuende Dreuſtigkeit günſtig genug; allein wie erſchrack der Onkel, als er des hübſchen Neffen Geiſt und Herz näher prüfte: gänzlich verwahrloſt fand er jenen und ſchon verdorben dieſes.

Der rechtliche Mann ſprach zum lethargen Bruder und der einfältigen Schwägerin dieſe [illegible] kräftigen Worte: „Kinder!“ ließ er ſich vernehmen; „Jammerſchade iſt es um den Jungen, einen Huronen ja habt ihr aus ihm gebildet, ich habe zu Hauſe einen ſiebenjährigen Knaben, der weiß zehnmal mehr denn Euer Fritz; was ſoll aus dem armen Menſchen werden dereinſt; ich beſchwöre Euch nehmt ſchnell einen tüchtigen Hofmeiſter an, noch vielleicht iſt nicht Alles verloren.“

Der Held der Rüdenburg meinte zwar, Fritz ſey jetzt ſchon ein ganz verfluchter Kerl und werde es dereinſt weiter bringen, ohne ſich Schulfuchſereien ergeben zu dürfen; allein der Onkel widerlegte mit ſo viel Verſtand und wußte ſo dringend zu überzeugen, daß am Ende doch Fritzens Eltern einigermaßen zu der Ueberzeugung gelangten, ſo ganz Unrecht möge der Mann nicht haben und feierlichſt verſprachen, zur Stelle für den Sohn einen Hofmeiſter anzunehmen.

Der Herr der Rüdenburg hielt in der That Wort; nachdem ſein Bruder wieder nach Hauſe gereiſt war, mußte der Wirthſchaftsinſpector aus der Hauptſtadt für ſeinen Gebieter Auſtern und Kaviar verſchreiben und unſer Herr von Rüdesheim beſiegte aus väterlicher Liebe für dieſesmal die ihm angeborene Trägheit und fügte dem Beſtellungsbrief an den alten Materialiſten, welchen er perſönlich kannte, eigenhändig ein Poſtſkript bey, welches man mit diplomatiſcher Genauigkeit dem Leſer hier wiedergiebt, es lautete:

„Mein guder Herr Faßel! icke will vör mein Suhn n' Hofmeiſter habem, beſorgen Sie mich doch ſo n' Kerl, aberſt n' klugen, der was los hat, er kriegt alle Jahr 200 rthlr., freien Fraß und n' Paar neue Stiefel ab. Icke verlaſſe mir darauf.“

Der Materialiſt Faßel verſtand vortrefflich, gute von ſchlechten Kaffeebohnen zu unterſcheiden, allein im übrigen war er herzlich dumm; indeß kannte er einen verſchimmelten funfzigjährigen Candidaten, der ſeit Jahren bey ihm ſeinen Lauſewenzel kaufte und dem theilte er ehrlich des Landedelmanns Brief mit.

Herr Kundel, ſo nannte ſich der Candidat, machte, nachdem er geleſen, einen poßirlichen Bocksſprung und rief voll Exaltation aus: „Gott, meine Zuverſicht! zweihundert Reichsthaler und freien Tiſch und noch neue Stiefel obendrein — welch' glänzendes Anerbieten! Faßelchen! mein beſtes, mein goldnes, mein Herzallerliebſtes Faßelchen! ich bitte, ich beſchwöre Sie, ſchlagen Sie meine Wenigkeit zu dem Poſten vor.“

Na, na, ſachte nur Herr Candidat! erwiderte der Materialiſt, dazu kann gleich Rath werden, reiſen Sie in Gottesnamen zum Edelmann hin, er iſt n' gute Kunde und ich bin froh, wenn ich ihn ſogleich mit jedem Artikel, den er verlangt, prompt bedienen kann.

Wer war glücklicher als Herr Kundel, er eröffnete bey ſeinem gütigen Gönner Faßel ein Anlehen von drei harten Thalern und machte ſich mit dieſen in der Taſche auf der Stelle zur Fußreiſe nach der Rüdenburg fertig, denn der Candidat trug wie einſt der Wandsbecker Bote ſeine ganze Habe ſtets bey ſich.

Selbſt Peſtalozi oder Gutsmuth würden geglaubt haben ein Meiſterſtück vollführt zu haben, wäre ihnen gelungen unſern wilden Fritz zu bändigen und ihn für höheres Wiſſen noch empfänglich zu machen; aber du lieber Himmel! — wie hätte ein

Kundel mit gerechten Erwartungen günſtigen Erfolges ſolch' Werk unternehmen dürfen? [illegible]

Nicht umhin kann man, hier den alten Candidaten mit etlichen Strichen zu zeichnen: Er war ein kleines Männchen, ausgetrocknet wie eine Mumie; die Züge ſeines Geſichtes bildeten eine poſſirliche Maske und ſeine Manieren alle machten ſich ſo komiſch, daß ſelbſt ernſte Männer bey ſeinem Anblicke des Lachens ſich nur mit Mühe erwehren konnten; dazu kam, daß der betagte Candidat in der Fiſtel ſprach und unaufhörlich mit der linken Achſel zuckte. Hatte die Natur den guten Kundel in phyſiſcher Hinſicht ungemein ſtiefmütterlich ausgeſtattet, ſo war er in pſychiſcher eben nicht viel beſſer bedacht. Anlagen jeder Art fehlten dem armen Menſchen ganz und gar und das Wenige, was er wußte, hatte er ſeinem frühern eiſernen Fleiß lediglich zu danken; daß die Herren Oberconſiſtorialräthe einen ſolchen Jünger nicht zum Predigeramte berufen mochten, zu verdenken war es ihnen freilich nicht, und dem guten Kundel blieb dagegen nichts anders übrig, als durch Korrekturenleſen, Notenabſchreiben und andere derley erbärmlichen Verdienſten ſein unglückliches Daſeyn zu friſten; in Hunger und Kummer hatte das Männchen auf dieſe Weiſe eine Reihe von Jahren durchlebt, indem er ſich durch Herrn Faßel als Hofmeiſter nach der Rübenburg berufen ſah.

Der alte Herr von Rüdesheim lachte in ſeinem Sorgenſtuhle, daß er in Gefahr des Stickens gerieth, als der kleine Kundel mit vielen Kratzfüßen und Bücklingen in die Stube trat und ſtotternd und verworren eine lange ſeltſame Rede hielt, ja ſelbſt die gute Frau von

Rüdesheim, welcher ſonſt jeder ſchwarze Rock an und für ſich ſelbſt Achtung einflößte konnte ſich diesmal nicht enthalten, bey Seite ein wenig zu kichern.

Nichtsdeſtoweniger war unſer Landedelmann mit dem neuen Hofmeiſter zufrieden, er verſprach ſich von des Kerlchens Geſellſchaft neuen Zeitvertreib und tauſend Spaß und in ſeiner Art mochte der gichtiſche Kavalier bey einer ſolchen Vorausſetzung nicht irren. Die erſte Frage, welche Herr von Rüdesheim dem Candidaten machte, hieß: „Kann der Herr demnach auch Solo ſpielen?“ und als Herr Kundel mit einem: „Ew. Gnaden gehorſamſt aufzuwarten“ antwortete, rief der Edelmann erfreut aus: „das iſt demnach ganz charmant, nun hätten wir ja mit einemmale den längſt gewünſchten vierten Mann zu unſerer Abendparthie.“

Nach einer Pauſe fragte Herr von

Rüdesheim den neuen Hofmeiſter wieder: Kann der Herr demnach auch Mariage ſpielen, aber verſtanden, mit L'amour und demnach auch mit großer und kleiner Wäſche?“

Kundel bejahete die Frage abermals und bekam dadurch bey ſeinem hochverehrten Patron einen großen Stein im Brette, denn der Edelmann berechnete gleich, wie manche Stunde er nun würde tödten können, wenn der Hofmeiſter mit ihm ſpiele; Kundel mußte ſich auf der Stelle zum Edelmann an den Tiſch ſetzen und eine Parthie Mariage entriren.

Unſer wilder Fritz war nicht zu Hauſe geweſen, als der Candidat angekommen und erſt ſpät am Abende kehrte er mit Matzen aus der Stadt zurück. Herr von Rüdesheim ſtellte das geliebte Söhnlein dem neuen Hofmeiſter vor, aber der wilde Junge lachte dem armen Kundel in's Geſicht; denn er, der Sohn des Waldes, verachtete Jeden, deſſen Aeußeres Schwäche verrieth und als der Candidat auf des Junkers Frage: Ob er auch die Jagd liebe? — erwiderte: „Permittiren der junge gnädige Herr, ich habe in meinem Leben kein Schießgewehr abgedrückt, hege auch eine natürliche Apprehenſion gegen ſothane gefährliche Mordinſtrumente“ — hatte er mit einem Male des Eleven Zutrauen und Achtung auf immer verloren.

Leicht mag der geneigte Leſer nun ſich vorſtellen können, welch' geringen Impuls auf Fritzens geiſtige Ausbildung Kunkel unter ſolchen Umſtänden ausübte.

Das Rüdesheimſche blödſinnige Ehepaar glaubte dadurch, daß es einen Menſchen beſoldete, welcher Hofmeiſter genannt wurde, ſeiner Pflicht Genüge geleiſtet zu haben; Fritz trieb ſich nach wie vor im Forſte umher und der kriechende Kundel ſpielte den ganzen Tag mit ſeinem gnädigen Patron Mariage oder Solo.

Auf dieſe Weiſe hatte Fritz das achtzehnte Jahr erreicht und es wurde beſchloſſen, ihn nach einer Univerſität zu ſenden, wohin ihn der Titular-Hofmeiſter begleiten ſollte; allein der Junker ſprach: „Wozu ſoll mir der Haſenfuß? man verſchone mich mit ſeiner langweiligen Geſellſchaft.“ — Das Mutterſöhnchen deſpotiſirte längſt die lieben Eltern, ſie wagten ihm in keinem Stücke zu widerſprechen, der Herr von Rüdesheim aber mochte ohnehin nicht gerne den Spielkompagnon verliehren und ſo zog Fritz denn allein nach Göttingen hin.

Eine Matrikel zwar löſte ſich der Junker und er ſollte der Beſtimmung zufolge rechtswiſſenſchaftliche und kameraliſtiſche Kollegien hören, aber du lieber

Himmel! — nicht ein einzig mal beſuchte Fritz die Hörſäle, eigentlich wäre es auch überflüſſig geweſen, denn was konnte der Jüngling hier gewinnen, da es ihm an den nöthigſten und erſten Vorkenntniſſen fehlte.

Ein Privatdocent las über Forſtwiſſenſchaften ein Privatiſſimum und dieſes beſuchte aus Neugierde der junge Herr von Rüdesheim einmal, allein ſein Ausſpruch lautete: „der Kerl will über Jägerei leſen und ich wette, er verſteht nicht der Schaafe Spur von der Rehe Fährte zu unterſcheiden, mich ſieht er nimmermehr; was der mir vom Waidwerk ſagen kann, habe ich längſt vergeſſen.“

War Fritz im weſentlichen Sinne der Sache ein akademiſcher Bürger nur dem Namen nach, intereſſirte ihn das wilde Treiben der ſogenannten Renomiſten um ſo mehr; ſchlagen hatte er bis jetzt nicht gelernt, allein die ritterliche Uebung ſprach ihn ungemein an: Er brachte ganze Tage auf dem Fechtboden zu und bey ſeinem kräftigen Körperbau, dem regſten Eifer und ſeinem anderweitigen Geſchicke für gymnaſtiſche Uebungen erlangte der Junker in dieſem Fache bald eine bedeutſame Virtuoſität.

Als kühner und gewandter Schläger, als tüchtiger Trinker und mit einer geſpickten Börſe in der Taſche hatte ſich Fritz der ſogenannten Fuchſenſchaft bald entlediget und er wurde nun unter den tollen Burſchen der tollſten einer: Unter den Tiſch vermochte ihn keiner zu trinken, bey rauſchenden Komerſchen überſchrie er, wenn das burſchikoſe

Herr Zachäus, Herr Zachäus —
War ein kreuzfideler Kerl,
Lauter gute Ding ſind das:
Wenn man brav ſauft und frißt
Und dabey luſtig iſt u. ſ. w.

geſungen wurde, die zahlreichſte Geſellſchaft, und Händel brach der wilde Menſch vom Zaune, um ſich nur raufen zu können.

Seine Hauptleidenſchaft, in der er ſchwebte und lebte, die Jagd nämlich, vermochte der Junker deſſenungeachtet nicht zu vernachläſſigen; er knüpfte mit allen Förſtern und Jagdluſtigen Landedelleuten der Gegend Bekanntſchaften an und da der junge Muſenſohn in der That ein erfahrner praktiſcher Waidmann war, dem es nie an Geld fehlte, erhielt er allenthalben Einladungen und ſo verließ er oft auf mehrere Wochen den Muſenſitz, um auf dem Lande zu hetzen und zu jagen.

Fritz vergeudete nicht unbedeutende Summen, allein die ſchwachen und dabey reichen Eltern waren ihm mit viel zu großer Affenliebe zugethan, als daß ſie es hätten über ſich gewinnen können, ihn einigermaßen zu beſchränken.

Noch nicht ein volles Jahr hatte unſer Junker in Göttingen zugebracht, da wurde er wegen einer großen Schlägerey, die er veranlaßt und weil er dem Rector magnificus, der ihn über dieſen Unfug zur Rede ſtellte, ungemein grob begegnet hatte, relegirt.

Lachend zog Fritz nach einem andern Muſenſitze hin, allein auch dort bereitete er ſich durch ſeine Händel- und Raufſucht bald gleiches Schickſal und der wilde Junker hatte gerade auf der dritten und letzten Univerſität, welche er beſucht, das consilium abeundi erhalten, als ihm die Nachricht von dem plötzlichen Tode ſeines Vaters wurde.

Der alte Herr von Rüdesheim ſpielte mit Kundel Mariage und war im Begriffe, den armen Candidaten zu waſchen, als Freund Hayn, rückſichtslos und unartig, wie jener Klapperbein nun einmal iſt, dem Edelmann ſchnell die Karten aus den Händen riß und ihn vermittelſt eines Schlagfluſſes in ſein ſchwarzes Reich entführte.

Untröſtlich zeigte ſich Frau von Rüdesheim über des Gatten plötzliches Ende; ſie ſchrieb dem lieben Söhnlein einen jämmerlichen Brief und bat flehentlich, es möge zu ihrem Troſte und zur Uebernahme des väterlichen Gutes zurückkehren.

Einen ſchwachen Eindruck machte die Nachricht von des Vaters Tod auf Fritzen; ſchon war der Jüngling zu verwildert, als daß das Ereigniß ſein Herz hätte bedeutſam rühren können; auch den Schmerz der gebeugten Mutter beachtete der Undankbare wenig und was der armen Dame innige Bitte betraf, hatte der Junker nicht die geringſte Luſt, ſie zu erfüllen, er wollte ſich vielmehr mehr noch in der Welt umſehen, und ſehnte ſich nicht im geringſten nach Hauſe. Leichtſinnig ſang der nun zum drittenmale relegirte wüſte Muſenſohn:

„Am beſten iſt's, ich werd' Soldat
In einem freien Felde.
Da finden keine Sorgen ſtatt,
Und mangelts nicht an Gelde ꝛc. ꝛc.“

Der Junker machte in der That Anſtalt, den ſchnell gefaßten Vorſatz auszuführen, denn leidenſchaftliche Jäger vermag Mavors leicht zu gewinnen, weil ſein Treiben zu nahe mit jenem der Diana verwandt iſt und in Fritzens Vaterland war es ohnehin hergebrachte Weiſe, daß Edelleute einige Jahre den Fahnen folgten.

Der nunmehrige Zeitpunkt unſerer Geſchichte fällt in eine der intereſſanteſten

Epochen des ſiebenjährigen Krieges. Durch Laudons unſelige Dazwiſchenkunſt hatte Preuſſens unſterblicher zweiter Friedrich die früher gewonnene Schlacht bey Cunnersdorf am Ende verlohren und der große Monarch war in eine in der That mißliche Lage gerathen; allein er, welcher nie Beſonnenheit und Muth verlohr, ſammelte raſch die verlohrnen Streitkräfte und mehrte noch durch neue ſie. In jenen Momenten traf unſer Junker beym vaterländiſchen Heere ein; ein neues Jäger-Freykorps wurde gerade errichtet und leicht gelang es dem wohlgebauten und reichen jungen Kavalier, in der Schaar jener luſtigen Freybeuter eine Lieutenantsſtelle zu erhalten.

Die alte Frau von Rüdesheim wäre vor Schreck und Entſetzen beynahe des blaſſen Todes geweſen, als ſie des Söhnleins Schritt vernahm, denn ſchon glaubte ſie den Liebling eine blutige Leiche auf dem Schlachtfelde liegen zu ſehen; ſie verſuchte es durch einen zweiten Brief, in welchem ſie die rührendſten Bitten verſchwendete, den Junker zu bewegen, der Heldenbahn zu entſagen und nach Hauſe in ihre Arme zu eilen, allein der herzloſe und unkindliche Freybeuter lachte ob der Angſt der alten unglücklichen Mutter, und ſtatt der Antwort ſchrieb er ihr aus ſeinem alten Commersbuche einen Vers blos ab und ſendete ihr denſelben zu; der **Vers aber** hieß:

„Hört, das Jägerhorn tönet laut!
Und von Hauſe ruft mit Ach
Mir die alte Mutter nach;
Alte Mutter, ſchweige ſtill,
Weil ich Dich nicht hören will,
Weil ich höre nur einen Laut:

Denn die Hörner
Ja, die Hörner rufen ſo laut!“

Tief empfand die unglückliche Mutter des Sohnes Unzartheit, allein ſie vermochte nimmermehr, ſeinen Entſchluß zu bekämpfen. Der Junker folgte nun während der zweiten Hälfte des ſiebenjährigen Krieges allerwärts Boruſſiens ſiegreichen Bannern nach. Im Beſitze einer vortrefflichen Leibeskonſtitution, von Jugend auf abgehärtet und, ſo zu ſagen, im Buſche aufgewachſen, ausgerüſtet mit der Jugend ſchönſter Kraft und flammendem Muthe wurde Fritz in der That ein recht braver und brauchbarer Jägerofficier; denn ſcientiviſche Ausbildung wurde von einem Freybeuter-Lieutenant dazumal nicht gefordert. Die letztere aber erlangte der junge Edelmann in der neuen Laufbahn eben ſo wenig, als Menſchen-

und Weltkenntniß. In den Winterquartieren lagen jene Korps, zu welchen Fritz gehörte, größtentheils auf kleinen weit vom Hauptquartier entfernten Dörfern ſtationirt, und war dieſes auch zuweilen nicht der Fall, ſo floh unſer roher Jäger dennoch ängſtlich jede Geſellſchaft, wo er ſeine Lebensart und Weltton hätte gewinnen können, und nur rauſchenden Banketten wilder Brüder, dem Spieltiſch oder ſeiner Hauptleidenſchaft, der Jagd, mochte er ſeine Muſe Stunden weihen. Uebrigens zeichnete ſich der junge Herr von Rüdesheim in mehrern Gefechten aus und ſeine Tapferkeit fand Anerkennung.

Der Hubertsburger Friede endete endlich das große blutige Spiel; unſer Fritz hatte die Stelle eines Hauptmannes erlangt und wurden die Freikorps ſchon alle aufgelöſt, er würde, ſeiner

Verdienſte halber, dennoch in der Armee angeſtellt worden ſeyn, hätte er dieſes gewünſcht, allein er zog nun doch vor, ſeinen Abſchied zu fordern und endlich einmal nach ſeinem Gute zu ſehen.* Viel hatte ſich dort verändert, und ungemein traurig umwandelt fand der Herr von Rüdesheim der Väter Sitz wieder. Während der große König im Jahr 1760 bey Liegnitz die Feinde ſchlug, war ein Korps Ruſſen bis nach Berlin vorgedrungen; ein Theil dieſer Truppen hatte bey dieſer Gelegenheit jenen Forſt paſſirt, in welchem das Stammſchloß der von Rüdesheim lag, und, wie allerwärts, zu jener Zeit barbariſch gehauſt; da man in jener Gegend des Ueberfalles der Feinde nicht gewärtig geweſen war, hatte ſich die alte Frau von Rüdesheim von ihrem Edelſitze, auf welchem ſie in des abweſenden Sohnes Namen wirthſchaftete, nicht entfernt, und die arme Dame wurde nun von den rohen Feinden dermaaßen mißhandelt, daß ſie an den Folgen des ausgeſtandenen Schreckens bald nach deren Entfernung ſtarb.

Das ganze Schloß, ſo wie das große dazu gehörige Dorf, waren rein ausgeplündert worden, die Wirthſchaftgebäude und ein großer Theil jenes Dorfes lagen in Aſche, die meiſten Einwohner und mit ihnen der Wirthſchaftsinſpektor und der furchtſame Kundel waren entflohen, von welchen Flüchtlingen die beyden letztern nicht wieder zurückgekehrt waren; (wahrſcheinlich hatten ſie in der allgemeinen Verwirrung ihr Schäfchen in's Trockene gebracht), und die Saat war in den letzten Jahren gar jämmerlich beſtellt worden.

Wohl hatte unſer Edelmann von jenen Unglücksfällen vernommen, aber er ſtellte ſich alles nicht ſo ſchlimm vor, als er es nun in der Wirklichkeit fand; am meiſten ärgerte ihn, daß er ſelbſt ſeine Forſten ungemein verwüſtet ſah, denn die Feinde hatten einige Tage um dieſelben bivouaquirt, und waren mit dem Feuer ſo fahrläßig umgegangen, daß ein großer Theil der Gehölze ein Raub der Flammen geworden.

Unſeres Junkers einziger Troſt war noch, daß er der Jugend theuren Gefährten, den Förſter Mahs, auf dem Gute traf, welcher dort in der letzten Zeit den alleinigen und unumſchränkten Herren geſpielt hatte, und nun auch des neuen Gutsherrn Factotum wurde.

Sehr glücklich war des Herrn von Rüdesheim momentane Lage jetzt in der That nicht: Seine Verſchwendung als Muſenſohn und Officier hatte die Aeltern genöthigt, auf ihr Beſitzthum mehrere

Schulden zu kontrahiren; der Ausbruch des Krieges führte größere Auslagen herbey; der Tod der Gutsherrſchaft und endlich die gänzliche Verwüſtung durch Feindes Hand hatten den Edelſitz ſehr herabgebracht; die in Aſche liegenden Gebäude ſollten dagegen wieder errichtet, Saamenkorn eingekauft und denen ungeſtümen Kreditoren wenigſtens rückſtändige Zinſen bezahlt werden, unſer Junker aber hatte kein Geld, und dachte vorerſt an nichts als Schonungen anzulegen, um wenigſtens bald möglichſt ſein Jagdweſen wieder gehoben zu ſehen. Die übrigen Bedürfniſſe zeigten ſich indeß nichts deſtoweniger mit jedem Tage dringender, und Herr von Rüdesheim rief endlich voll Mißlaune aus: „Da mag ja der Teufel drein ſchlagen! Matz ſchaffe Rath, oder ich laufe von Haus und Hof.“

Der erfahrene Jäger erwiederte: „Allerdings nahet Ew. Gnaden vielſeitiges Unglück, indeß verzagen wollen wir deshalb nicht; Ew. Gnaden dienten dem Landesherren als braver Officier, und großmüthig und gnädig iſt der König, laſſen Sie uns nach Berlin reiſen und von dem Fürſten Schutz und Berückſichtigung der Umſtände erflehen, ein mehrjähriger Indult wird Ihnen nicht verſagt werden, und haben wir den, ſchlagen wir unſern groben Gläubigern ein Schnippchen, und viel iſt damit gewonnen; ferner — fuhr der rathende Waidmann in ſeiner Rede fort — ſind Ew. Gnaden ja ein ſchöner und junger Herr, laſſen Sie uns auf die Freierey ausgehen, es müßte ja mit dem Teufel zugehen, wenn ein Herr wie Sie nicht ein Fräulein, die Dreiſig Tauſend Thaler ſchwer, kapern ſollte, und mit des Fräuleins Mitgift bauen wir die Oekonomiegebäude auf, und ſchaffen anderwärts Rath, dann iſt uns geholfen.“

„Blitz und Hagel, ſchrie der junge Gutsherr, Matz Du biſt dennoch ein kluger Kerl, Morgen laß uns nach der Hauptſtadt reiten, das Projekt mit dem Indult gefällt mir, aber mit dem Heyrathsplan bleibe mir vom Leibe, Du weißt es, ich bin einmal von dem Weibſen kein Freund.“

Herr und Diener reiſten nach Berlin; unſer Held kleidete ſich in ſeine Officiersuniform, ließ ſich bey dem großen Friedrich melden und wurde angenommen.

Blöde war der ehemalige Freibeuter-Hauptmann nicht, er ſprach zu dem Könige: „Ew. Majeſtät, ich hatte das Glück, im vergangenen Kriege Ihnen zu dienen; als der General Fouquet mit 8000 Mann gefangen wurde, wußte ich mich allein mit dem größten Theile meiner

Compagnie durchzuſchleichen, nahm unterweges den Feinden einen kleinen Geldtransport weg, und erreichte glücklich Dero Heer; Ew. Majeſtät geruhten, als ich vorgeſtellt wurde, mir dieſes Kreuz mit den Worten umzuhängen: Er hat gethan wie ein braver Kerl — und alſo muß es wahr ſeyn, und Ew. Majeſtät werden daher nicht zugeben, daß ein braver Kerl von elenden Manichäern aus den Quartieren getrieben wird, und ihm einen kleinen Sukkurs nicht verweigern. Die Ruſſen haben mir mein Gut abgebrannt und meine Forſte zerſtört, ich habe weder Geld noch Holz, um zu bauen, und meine Gläubiger ſetzen mir toller noch zu, als Ew. Majeſtät einſt bey Leuten dem Daun.“

Der Junker hatte diesmal den rechten Ton getroffen: der unſterbliche Monarch liebte bekanntlich ſothane derbe Freymüthigkeit, er lächelte und erwiederte: „Na, da Er mir als ein wackerer Allürter beygeſtanden, muß ich gleiches mit gleichem ſchon vergelten, ſey Er ruhig, ich werde Ihm ſeine Manichäer vom Halſe halten, werd' Er aber ein guter Wirth und vergeß' Er das wüſte Leben, dem Ihr Freyjäger Euch im Felde ergeben, ſonſt handle ich gegen Ihn ſo, wie einſt Rußlands Catharina gegen mich, das heißt: ich ziehe meine Hülfstruppen, die ich Ihm ſenden werde, ſchnell wieder zurück. Verſtanden?“

Der Herr von Rüdesheim erhielt nun einen fünfjährigen Indult, Anweiſung auf Bauholz aus den königlichen Forſten, und endlich Kirchengelder auf die zweite Hypotheke ſeines Edelſitzes.

Wer war froher als er, und Mat dachte bey ſich: „Mein Junker iſt ſo dumm doch nicht, als ich geglaubt.“

Unſerm Helden lebte in der Reſidenzſtadt in der Perſon des alten Oberſten von Rollleben ein weitläufiger Verwandter von Seiten der verſtorbenen Mutter.

Familienangelegenheiten zu beſprechen, beſuchte der Junker den Vetter; der Oberſt lebte in nicht glänzenden Glücksumſtänden; denn lediglich von einer kleinen Penſion hatte er einen ſtarken Hausſtand, den ſeine Frau und fünf erwachſene Töchter bildeten, zu nähren. Waren die Fräuleins vorerſt von Fortuna ſchlimm genug bedacht, ſo blieben ihnen dagegen andere erhebliche Vorzüge eigen, ſie glichen an Schöne blühenden Grazien, in der Wirthlichkeit der Penelope und hinſichtlich der feinen Geiſtesbildung den Damen der heutigen Zeit.

Die lieblichen Schweſtern alle aber überſtrahlte in jeder Art Fräulein Bertha, die reizende üppig gebaute Brünette.

Es bleibt nun in der Regel des eigenſinnigen Cupidos Weiſe ſchon einmal, ſeine Pfeile treffen früher oder ſpäter jeden Sterblichen, und dem Fräulein Bertha gegenüber fühlte auch unſer Junker, bisher ein geſchworener Weiberfeind, die erhaltene Wunde zeitig genug.

Wir möchten nicht behaupten, es ſey Elyſiums hehre und edelſte Tochter geweſen, welche in des Herrn von Rüdesheim Buſen plötzlich eingezogen, im Gegentheile kann es nicht geleugnet werden, daß nur Bertha's blühende und herrliche Reize die Sinnlichkeit des rohen Jägers anregten; nichts deſtoweniger war der Impuls ungemein heftiger Natur.

Dem Junker war ſo ſonderbar zu Muthe, wie in ſeinem Leben nie zuvor; neben dem ſchönen Fräulein wurde ihm ängſtlicher und ſeltſamer, als ſonſt einer Feuerſpeienden Batterie gegenüber, und doch zog es ihn immer wieder mit unwiderſtehlicher Gewalt zu dem lieblichen Mädchen hin.

Der feine Matz wurde bald gewahr, wo es dem Herrn fehlte, und er ſagte ihm auch geradezu in's Geſicht: „Ew. Gnaden ſind in eine von des Herrn Vetters Fräulein verliebt, aber ich flehe, die Grille auszuſchlagen; jene Fräuleins ſind arm, und tragen nichts deſtoweniger die Näschen gar hoch; Ew. Gnaden müſſen eine reiche heyrathen, und iſt ſie dumm und häßlich dabey, deſto beſſer! glauben Sie Ihrem theuren Diener, ſolch' ein Fräulein Rollleben paßt durchaus nicht für Sie.“

War die Quelle, aus welcher des Jägers Rath floß, gleich unlauter, ſo glaubt man doch, daß ein Fräulein, wie Vertha, in der That nicht geſchaffen war, das Lebensglück eines rüden Landjunkers zu bilden.

Zum erſtenmale nun wurden von dem Herrn von Rüdesheim des Vertrauten Worte nicht beachtet; ſeine Leidenſchaft wuchs mit jeder Stunde, und plötzlich faßte er ſich eines Tages, vom Weingeiſte etwas erhitzt, das Herz, geradezu dem alten Herrn von Rollleben zu ſagen: „Vetter! ich bin in Mühmchen Bertha zum Raſendwerden verliebt und kriege ich ſie nicht zur Frau, jage ich mir, hol' mich der Teufel! eine Kugel durch das Gehirn.“

Der Oberſt betrachtete den deſperaten Freier voll Verwunderung; aber Unwille war gerade in ſeinem Geſichte nicht zu leſen, dann ſprach er zu dem Hauptmanne nach kurzem Sinnen: „Hören Sie, guter Rüdesheim, ich habe durchaus nichts gegen Ihre Perſon, indeſſen ſteht bey mir der Grundſatz feſt, keines meiner Kinder zu irgend einer Verbindung zu zwingen. Ich werde meine Bertha von Ihrem ehrenvollen Antrage unterrichten, auch die Sache mit meiner Gattin berathen, und iſt meine Tochter Ihnen nicht abgeneigt, umarme ich Sie mit Freuden als Schwiegerſohn; bis dahin aber beruhigen Sie ſich und hoffen Sie.

Die Kunde von des Herrn von Rüdesheim Bewerbung um Bertha's Hand, welche der alte Rollleben nun seiner Familie hinterbrachte, erweckte bey derſelben wenig Ueberraſchung; denn die Damen hatten des Landjunkers Leidenſchaft längſt bemerkt, wie denn überhaupt ein alſo geſtalteter Menſch, wie der Herr von Rüdesheim, ſich ſchlecht zu verbergen vermag.

Es war nach dem ſiebenjährigen Kriege gerade ſo, wie es heute noch iſt: Selten naheten annehmbare Freier Mädchen, welche, wenn ſchon reizend und gebildet — ſich dagegen keiner Glücksgüter zu erfreuen hatten; des ſchönen Fräulein **Bertha's** Herz war noch frey, und konnten ſie ſchon des Landjunkers derbe Manieren, und ſein auffallender Mangel ſelbſt an ſolchen Kenntniſſen, die man vom gewöhnlichſten Menſchen fordert, durchaus nicht anſprechen, ſo mahnten dagegen die obige und andere Berückſichtigungen gar dringend zu Gunſten des verliebten Freibeuterhauptmannes. **Rüdesheim** war ein ſchöner junger Mann, und von ſeiner lakoniſchen Derbheit ließ ſich auf Treuherzigkeit ſchließen, zudem befand ſich der Junker im Beſitze eines der vorzüglichſten Ritterſitze in der Umgegend, und war das Gut durch des [illegible] Verwüſtungen gleich ſehr herunter gekommen, konnte ſich Rüdesheim, auf ausgezeichnete Weiſe durch des Landesfürſten Gnade unterſtützt, auch ſchnell wieder helfen; Vater, Mutter und Schweſtern drangen unaufhörlich in das Fräulein, das ſich dargebotene große Glück ja nicht leichtſinnig zu verſcherzen, und Bertha hoffte im Stillen — welches Mädchen dächte unter gleichen Umſtänden nicht alſo? — den künftigen Gatten ſchon noch nach ihrem Willen zuzuſtutzen und die rauhen Ecken ſeines Charakters abzuſchleifen.

So erhielt der Herr von Rüdesheim endlich, unter den gewöhnlichen Formalitäten, des Fräuleins Jawort, und wer war glücklicher, als er?

Des Pärchens eheliche Verbindung wurde auf des verliebten Landjunkers Dringen und Treiben bald genug vollzogen, und den jungen Freibeuterhauptmann umfing in der reizenden Bertha

Armen allerdings eine nie geahndete Wonne; denn er, des Waldes rauher Sohn, hatte nie geliebt, und die höchſte ihm bis jetzt unbekannt gebliebene Lebensfreude mußte demnach auf den kräftigen und ſinnlichen Menſchen allerdings einen heftigen Impuls üben.

Der Herr von Rüdesheim hatte der geliebten jungen Gattin, da gerade der Winter nahete, verſprechen müſſen, noch einige Monate in der Hauptſtadt verweilen zu wollen; von welcher zu ſcheiden Bertha überhaupt ſchwer zu werden ſchien.

Die ſogenannten Flitterwochen hatten geendet und unſer Landjunker, aus ſeinen roſigten Träumen einigermaßen erwachend, hub an zu bemerken, daß denn doch jedes Lebensverhältniß auch eine Schattenſeite habe. Bertha ſuchte des rohen Gatten Kultur vorerſt mit der Außenſeite zu beginnen und ihren ſanften Bitten nachgebend, ließ ſich Rüdesheim unter den Händen der modernſten Haarkünſtler, Schneider, Schuſter u. dgl. in einen Elegant nach der neueſten damaligen Mode umwandeln. Der Landjunker war bisher nur an ſeine einfache Freybeuteruniform oder an den noch bequemern Jagdhabit gewöhnt geweſen, äußerſt läſtig wurde ihm daher der neue Putz und er nahm ſich in demſelben ungemein linkiſch und unbeholfen.

Die junge Frau wollte die kurze Zeit, welche ihr noch verſtattet war, in der Hauptſtadt zu weilen, nutzen, alle Vergnügen, welche zur Winterszeit dort ſtatt fanden, genießen, und unſer Held ſah ſich demnach gezwungen, an der Gattin Seite in Theatern, Konzerten, glänzenden Geſellſchaften und auf Bällen zu erſcheinen.

Der ehemalige mit dem Ton und der Weiſe der großen Welt gänzlich unerfahrne Freybeuterhauptmann benahm ſich bey ſolchen Gelegenheiten ungemein tölpiſch, und wenn er vollends den Mund zum Sprechen öffnete, hub die ganze Verſammlung an zu kichern. Die reizende Frau von Rüdesheim ärgerte ſich über ſothane Scenen heftig und der arme Landjunker bekam nun Gardinenpredigten zu hören, Bertha hielt ihm Vorleſungen über des Anſtandes Regeln und bat den Herrn Gemahl in Geſellſchaften, vorerſt, bis ſeine Bildung unter ihrer Leitung weiter vorgeſchritten, lieber ganz und gar zu ſchweigen; allein einen ungelehrigern Schüler, als unſern Junker, hätte die gute Dame nicht leicht auffinden dürfen.

Es iſt eine gewöhnliche Eigenthümlichkeit, ſowohl von Natur aus bornirter als auch in der Erziehung verwahrloſter Menſchen, daß ihnen eine tüchtige Portion Dünkel und Egoismus beywohnt, und dieſes war auch Rädesheims Fall; er wollte ſeine Schwächen durchaus nicht fühlen und hielt ſich in jeder Hinſicht für einen vollendeten Mann; indeß war er der jungen Gattin doch noch mit zu viel Zärtlichkeit zugethan, als daß er ihre Weiſungen vermocht hätte, unglimpflich aufzunehmen.

Von nun an wurde des Landjunkers Lage im Gewühl der großen Welt erſt recht peinlich. Er erhielt auf Bällen und in Geſellſchaften von der wachſamen jungen Gattin unaufhörlich Augenwinke, leiſe Fußtritte, zuweilen ſogar ſanfte Berührungen in der Seite, welche Signale er alle nicht zu deuten vermochte und nun in ſeiner Herzensangſt gröbere Verſtöße gegen gute Lebensart ſich zu Schulden kommen ließ, denn jemals, worüber ſich die Chronique scandaleuse weidlich moquirte; gerne hätte Rüdesheim die Herren aus der großen Welt alle vor ſeine Fuchtel gefordert, aber dieſes war hier nun einmal nicht Mode.

Nichtsdeſtoweniger trieb ſich der Landjunker noch einige Wochen in dem Cyclus jener rauſchenden Vergnügen umher, aber plötzlich endete ſeine Geduld und er rief aus: „Nein, länger halte ich es unter dieſen Zieraffen nicht mehr aus, ich will und muß nach Hauſe, denn ohnehin iſt meine Anweſenheit auf dem Gute jetzt hoch erforderlich!“ Die junge Frau erſchrak, denn gerade jetzt im Karneval war ihr der Gedanke, allen dieſen Herrlichkeiten plötzlich entriſſen zu werden, doppelt ſchrecklich; ſie zankte, ſie bat, ſie ſchmeichelte, ſie ſchmollte, allein vergebens. — Der rüde Gemahl zeigte mehr

Konſequenz, als ſie ihm jemals zugetraut hätte. Am Ende ermahnten die Eltern ſelbſt die Tochter, ſich des Gatten Willen zu fügen, und der ſchönen Bertha blieb nichts übrig, als endlich mit verweinten Augen in den Reiſewagen zu ſteigen.

Die junge Frau drückte ſich in des Wagens Ecke, überließ ſich ſchmollend ihrem Schmerze, und um keine Frage beantworten zu müſſen, ſtellte ſie ſich an, als ob ſie ſchliefe.

Deſto behaglicher war dagegen unſerm Herrn von Rüdesheim zu Muthe, als er die Thürme der Reſidenz im Rücken hatte. Lang entbehrte Lieblingsgenüſſe erwarteten ihn, ja wurden ihm zum Theile ſchon in dieſem Augenblicke gereicht, denn ihn kleidete die alte nirgends den Körper beengende Jagdkurtka und in ſeinem Munde hing die dampfende

Pfeiſe, deren Rohr ein haarigter Rehlauf bildete.

Dem jungen Ehepaare gegenüber ſaßen auf dem Rückſitze der Edeldame Kammerjungfer und der häßliche Förſter Matz. Dieſer Günſtling war in der neueſten Zeit von ſeinem Herrn gewiſſermaßen abandonnirt geweſen; allein der verſchmitzte Knecht dachte, man müſſe in die Zeit ſich finden, es würde wohl einmal wieder anders werden, denn er kannte ſeinen Gebieter.

Als der Förſter den Edelmann ſo vergnügt jetzt ſah, wagte er zu ſagen: „Ew. Gnaden, gerade iſt friſcher Schnee gefallen, nun kömmt der Haaſe bey uns in der Niederung gleich hinterm Garten noch vor Mitternacht aus dem Lager, überhaupt muß unſere Jagd nun ſchon wieder gewonnen haben, wurde ja die Zeit über auch genug geſchont.“

Der Anklang, den Matz gab, wurde jenſeits ungemein gnädig aufgenommen. Eine auf Momente heftigere Leidenſchaft hatte des Landjunkers Jagdpaſſion ein wenig unterdrückt, allein mit erneuter Stärke erwachte ſie nun wieder und während der ganzen Reiſe plauderte jetzt Herr von Rädesheim mit dem Förſter recht con amore über die in ſeinen Waldungen zu treffenden neuen Einrichtungen, das Kammerkätzchen ſchlief in der Wirklichkeit und die junge Edeldame behielt die Miene zu ſchlummern bey, ärgerte ſich im Stillen aber weidlich über den rohen Gatten.

Gegen neun Uhr Abends erſt erreichte man die Rädenburg; der Landjunker hatte immer großes Weſen von ſeinem Schloſſe gemacht und Bertha ſtellte ſich daſſelbe ungefähr wie eine geſchmackvolle herrlich meublirte Villa vor, ſo wie ſie häufig außer den Thoren der Hauptſtadt von vornehmen und reichen Höflingen zur Sommerszeit bewohnt werden, aber wie ſtaunte die phantaſiereiche Großſtädterin, als ſie die düſtern Hallen einer verfallenen Veſte aufnahmen, welche ihr Daſeyn den Zeiten des Fauſtrechts verdankte; der Dame Staunen umwandelte ſich aber in Grauen, als ſie die Gemächer der Burg ſelbſt betrat; hier befand ſich noch Alles ſo, wie die verwüſtenden Ruſſen es hinterlaſſen hatten: Spiegel und Fenſter waren ſämmtlich zertrümmert, die wenigen übriggebliebnen alten Meubles zerſchlagen, Tapeten abgeriſſen, Fußboden und Wände voll Unreinlichkeit.

Die arme Berthe fing an zu weinen und machte dem Gatten Vorwürfe, daß er vermochte, ſie in ein ſolch' Neſt einzuführen; doch ſie war einmal nun da, man mußte aus der Noth eine Tugend machen und ſich ſuchen zu behelfen, ſo gut es ging. Geſchmutzte Betten fanden ſich nothdürftig vor; zum Glücke hatte die Dame auf dem Reiſewagen einen Theil ihrer eben nicht bedeutſamen Ausſtattung mitgebracht; man hub an, abzupacken, die Betten wurden überzogen, ein noch halb und halb erträglich ſich darſtellendes Gemach einſtweilen als Schlafzimmer erleſen und mit der Zofe Hülfe ſchleppte Bertha nun aus den weitläufigen Gemächern allen die brauchbareſten Meubles zuſammen, dann wurden die ſchadhaften Fenſter verklebt, der gigante Kachelofen geheizt und alles, ſo gut es in der Eile möglich war, zurecht geſetzt.

Ein paar Stunden waren auf dieſe Art ſchnell verſtrichen und die zarte großſtädtiſche Dame von der ungewohnten anſtrengenden Arbeit, von der Reiſe und dem Froſte gänzlich erſchöpft, ſank halb ohnmächtig in einen alten Sorgenſtuhl, der länger ſchon denn ein halbes Jahrhundert Ermüdeten ſeinen ledernen ſchmutzigen Schoos dargeboten hatte; jetzt erſt fragte **Bertha** nach dem Gatten, aber in welch hohem Grade wurde ſie indignirt, als ihr gemeldet wurde: der gnädige Herr ſey mit dem Förſter auf den Anſtand gegangen und würden wohl ſchwerlich bald wiederkehren.

Tief fühlte die junge unglückliche Dame des Herrn von **Rüdesheim** gemeine Unzartheit und ihr fing an klar zu werden, wie die Verbindung mit dieſem Manne unſelige Folgen ihr bereiten würde, ſie zerfloß neuerdings in Thränen, endlich aber behauptete die Natur ihre Rechte, **Bertha** hatte den ganzen Tag nicht eſſen mögen, jetzt fühlte ſie Hunger; allein die wenigen Dienſtboten, welche die Burg bewohnten, hatten ihr nichts anzubieten als hartes, ſchwarzes Brod und ſchlecht ſchmeckende, verdorbene Butter, denn der ſeltſame Landjunker hätte nicht einmal ſeine Ankunft mit der Gattin vorerſt melden laſſen und durchaus keine Anſtalten zu der jungen Frau Aufnahme getroffen, im Dorfe waren andere Lebensmittel auch nicht zu haben, denn ein Prediger war noch nicht wieder angeſtellt und die verarmten Bauern waren froh, wenn ſie trockenes Brod nur hatten. . .

Mit leerem Magen und das Herz mit nagendem Kummer erfüllt legte ſich die Edelfrau zu Bette; die Kammerjungfer mußte bey ihr im Gemache ſchlummern; zu graulich war der Dame der Aufenthalt in der alten Ritterburg, denn der Sturmwind pfiff durch die zerbrochenen Scheiben, die verroſteten Windfahnen knarrten widerlich auf den Thürmen und Raubvögel ſchwirrten wild um des Schloſſes alte Zinnen.

Ungemein ermüdet, wie die zarte Bertha ſich fühlte, vermochte ſelbſt der bittere Gram nicht lange ſie wach zu erhalten. Ein paar Stunden ungefähr mochte ſie erſt geſchlummert haben, da wurde ſie durch lautes Getümmel und wilden Jubel, welcher aus einem nahen Saale in ihr Schlafgemach ſchallte, erweckt.

Heftig erſchrack die Edelfrau; ſie rief dem Mädchen und auch dieſes vernahm das Geräuſch. Die furchtſamen Weiber wähnten die Burg von Räubern überfallen und beſchloſſen zu entfliehen; ſie warfen in Eile einige Kleidungsſtücke über und verließen das Gemach; kein anderer Ausweg war vorhanden, die Fliehenden mußten durchaus an der Thüre des Saales vorüber ſchleichen, aus welchem der Lärm zu vernehmen war.

Bertha glaubte des Gatten Stimme zu unterſcheiden, und hatte dennoch Muth genug — die Neugierde war unter ſolchen Umſtänden verzeihlich — durch das Schlüſſelloch zu ſchauen. Sie erblickte viele wild ausſehende Männer in Jagdkleidern bey vollen Humpen um eine große Tafel ſitzend, in Mitte derſelben befand ſich der Herr von Rüdesheim: Er hob gerade den gefüllte Pokal in die Höhe und brüllte mit ſeiner furchtbaren Baßſtimme:

„Halloh! Halloh! Halloh!
Bey uns gehts immer ſo!“

Die Sache hing ganz natürlich zuſammen: der Junker hatte der ſtrengen Kälte halber nicht lange auf dem Anſtande aushalten können und ging, um ſich zu reſtauriren, nach einer Waldſchenke, wo er eine aus alten Bekannten der Umgegend zuſammengeſetzte Jagdgeſellſchaft traf. Man freute ſich des Wiederſehens und am Ende nahm der Edelmann in trunkenem Muthe die Kumpanen alle nach ſeinem Schloſſe, um ein Saufgelag ihnen zum Willkomm zu bereiten.

Wohl ſah jetzt Bertha ein, daß ihre Furcht unnütz geweſen; ſie ſuchte mit der Zofe das verlaſſene Schlafcabinet wieder, und vollbrachte den Reſt der Nacht unter Thränen.

Als endlich der Tag graute und die Fremden aufgebrochen waren, fiel es unſerm Junker ein ſich nun nach der Gattin umzuſehen; mit der dampfenden Pfeiſe im Munde und ziemlich betrunken, taumelte er in ihr Schlafgemach, indem er beim Eintritte lachend die Worte ſtammelte: „Na mein Engelchen! geht es auf der Rübenburg nicht luſtig zu?“

Welche Leſerin möchte es der tief beleidigten jungen Frau wohl verargen, daß ſie den rohen Gatten bei dieſer Gelegenheit mit Vorwürfen überhäufte; allein wirklich empörend ſtellte ſich dagegen Herr von **Rüdesheim** dar, die Gattin leicht überſchreiend, brüllte er ihr entgegen:

„Brumm du böſe Schachtel du,
Brumm in's Teufels Namen zu,
Mir ſoll doch mein Pfeifchen ſchmecken,
Wenns beliebt eins anzuſtecken u. ſ. w.

„O zu arg, zu arg — mich alſo in der Dienerin Gegenwart zu behandeln!“ rief Bertha aus, indem ſie das ſchöne braungelockte Köpfchen laut ſchluchzend in die Bettdecke hüllte und es ſo lange nicht mehr ſehen ließ, bis der unzarte Mann die Stube verlaſſen hatte.

Haſtig ſprang die unglückliche junge Frau aus dem Bette und eben ſo ſchnell kleidete ſie ſich an. „Nein, ſprach ſie zu der Zofe, ich ertrag es nicht, zur Stelle kehre ich ins elterliche Haus zurück.“

Die Kammerjungfer, ein vielerfahrnes Perſönchen, erwiederte: Um Gotteswillen, gnädige Frau, keinen allzuraſchen Schritt! die Reiſe zu dero Eltern ohne Ihres Herrn Gemahles Willen und Wiſſen, würde bösliche Verlaſſung des Gatten heißen und wahrhaft, gnädige Frau! großen Nachtheil könnte das Unternehmen Ihnen bringen.

Dieſer allerdings nicht unverſtändige Einwurf, von der Dienerin Seite, bewirkte wenigſtens ſo viel, daß die arme Bertha, neuerdings in Thränen zerfließend, ſich vorerſt wieder auf's Bettchen ſetzte und das Köpfchen in die kleine runde Hand geſtützt in Gedanken verſank.

Seinen Rauſch auszuſchlafen hatte ſich Herr von Rüdesheim unterdeſſen in einem entfernten Gemache auf das Ruhebett hingeſtreckt und gegen drei Uhr Nachmittags erſt erwachte er wieder. Ihm wurde jetzt ein auf der Gattin Befehl bereitetes Mittagsmahl vorgeſetzt, allein er ſpürte wenig Appetit; der Weinrauſch war verflogen, und der Junker fühlte dennoch, daß er der jungen Gattin zu nahe getreten; er fragte nach ihr, es hieß: die gnädige Frau habe ſich in ihrer Stube eingeſchloſſen.

Rüdesheim trat vor die Thüre des Gemachs, pochte leiſe und ſprach: „Liebes Berthchen! öffne, ich bin es.“

Einigemal wiederholte er die Bitte, allein ihr wurde nicht willfahrt; da erwachten des wilden Waidmanns Zorn und Stolz — er ſtampfte mit Füßen und mit einem derben Fluch gieng er von dannen.

Der Junker rief hierauf den Förſter; er wollte wieder jagen und gleich war Matz bereit; man warf die Büchſen über und verließ das Schloß.

Wohl eine halbe Stunde lang war Rüdesheim raſch und ſchweigend fortgeſchritten, da blieb er plötzlich ſtehen und wandte ſich alſo an den Begleiter: „Matz! am Ende hatteſt Du doch wohl Recht; es war ein dummer Streich, daß ich das Stadtfräulein nahm?“

Wir wiſſen, daß der Förſter, vom Anfang an, gegen die Parthie eingenommen war, in der Folge hatte ihm Bertha des Herren Gunſt und Vertrauen beynahe gänzlich geraubt, ſie ſelbſt behandelte den Kerl herriſch und verächtlich ſogar, denn ihr war der nachtheilige Einfluß, den er auf den Junker früher geübt, nicht unbekannt geblieben und dieſes hatte der elende Menſch ſich, wie man zu ſagen pflegt, hinter die Ohren geſchrieben.

Der feine Matz wußte recht gut, daß er früher oder ſpäter des Herrn Vertrauen wieder gewinnen würde, und darum kam des Junkers nunmehrige ſeltſame Frage ihm keineswegs unerwartet. Hämiſch lächelnd erwiederte er: Ew. Gnaden habe zu rechter Zeit pflichtſchuldigſt gewarnt; doch des treuen Dieners Wort wurde nicht gehört, und es bleibt nunmehr nichts übrig, als eine kluge Miene zum böſen Spiel zu machen. Schon, ſo ſprach dieſer Mephiſtophiles, ſind Ew. Gnaden unter den Pantoffel gerathen, das muß anders werden! Glauben Sie mir, einem alten Praktikus: Junge Weiber und junge Hunde müſſen auf gleiche Weiſe behandelt werden; nun wiſſen aber Ew. Gnaden, als erfahrener Waidmann, ja doch wohl: ſelbſt der widerſpenſtigſte Hühnerhund wird mit Hülfe der Korallen innerhalb 6 Wochen parforce dreſſirt, mehr aber ſage ich nicht.

Ungemein klug verſtand der Förſter es, den rohen ſchwachen Gebieter zu bearbeiten, denn er kannte ſeinen Charakter und Seelenſtimmung auf ein Haar; der Junker blieb wieder ſtehen, indem er wild rief: „Matz, hol mich der Teufel, Du haſt Recht; was, einen Kerl meiner Art ſollte ein Weib beherrſchen? nun das wäre hübſch! Weißt Du was, Matz, die nächſten drei Tage kehren wir nicht nach Hauſe zurück, und muckſt meine Frau nur darüber, dann ſollſt Du ſehen, daß ich ihr den Daum aufs Maul drücken werde, wie es ſich gebührt.“

Bravo, gnädiger Herr!“ jubelte der Förſter, das heißt einmal geſprochen, wie es einem Edelmanne ziemt!“

Wild ging es nun her; einige Waidmänner der Umgegend wurden aufgeſucht, am Tage durchſtreifte man des Junkers weitläufige Forſte und fand ergiebige Beute, der größte Theil der Nächte aber wurde bey Trunk und Spiel in Dorfkrügen und Waldſchenken verjubelt, und nicht drei, ſondern volle acht Tage ſah Herr von Rüdesheim weder die Gattin noch ſein Schloß, jedoch hatte er einen Jägerburſchen nach Hauſe geſchickt, welcher melden mußte, man möge ſich des gnädigen Herrn Ausbleibens halber nicht ängſtigen, indem derſelbe mehrere Tage auf der Jagd zubringen würde.

Am neunten Tage endlich gegen Abend kehrte unſer Landjunker nach ſeiner Burg zurück und er hatte ſich an dieſem Tage im Gefühl ſeines Unrechthandelns gegen die Gattin recht vorſätzlich betrunken. Die unglückliche Bertha befand ſich in dem einzigen einigermaaßen bewohnbaren Gemache des Schloſſes, welches ſie ſich gleich bey der Ankunft ausgewählt hatte; Herr von Rüdesheim ſetzte in der Trunkenheit voraus, ſeine junge Frau würde ſich wieder eingeſchloſſen haben, er kam daher mit Geräuſch vor die Stube und indem der Wüſtling mit der geballten Fauſt heftig an die

Thüre ſchlug, ſchrie er heftig: „Gleich aufgemacht! oder ich brauche Gewalt.“

Zur Stelle öffnete ſich die Thüre des Gemaches und Bertha trat mit zwar voll vielem Weinen hochgeſchwollenen Augen, aber übrigens mit einem freundlichen Geſichte und lächelnd dem Gatten entgegen.

Dieſes hatte der Junker nicht erwartet: Weibliche Sanftmuth und Reſignation vermögen auch die roheſten Herzen zu rühren, Rüdesheim wurde verwirrt und ſtand, eine recht jämmerliche Figur, vor der lieblichen erhabenen Gattin, doch ſie eilte, ihn ſogleich der peinlichen Lage zu entreißen, indem ſie den Unwürdigen mit den Worten an den zarten Buſen drückte! „Mein guter Fritz, Du böſer wilder Jäger! — wie froh bin ich, daß ich Dich wieder habe.“

Manche Leſerin wird ob des Benehmens der Edeldame ſtaunen, und ſich geſtehen, daß ſie in ähnlicher Lage anders vielleicht gehandelt hätte, darum hält man es für nöthig, der jungen Frau Charakter, welcher bisher unvollſtändig und nicht befriedigend angedeutet wurde, nun etwas beſtimmter auszuführen.

Bertha war in der That ein ſehr verſtändiges, ſanftes und liebes Weſen, allein Menſchenkenntniß mangelte ihr vorerſt ganz und gar. Gleich Anfangs hatte ſie den Gatten falſch genommen; zu verzeihen war es der jungen Dame wohl, daß ſie, — bevor ſie ſich auf immer in des Landlebens Einſamkeit begraben ſollte — noch großſtädtiſche Freuden genießen wollte, welche der Aeltern beſchränkte Umſtände ihr früher nur ſparſam kennen zu lernen erlaubt hatten, allein ſie verſetzte dadurch ihren Mann in eine ungewohnte Sphäre, in welcher er ſich ängſtlich und gepreßt fühlte und da er der jungen Gattin die Schuld ſeiner Unbehaglichkeit beylegen konnte, mußte nothwendigerweiſe die erſte innige Zuneigung gefährdet werden; leicht glaubte ferner die Dame den Landjunker leiten zu können, allein ſie vermochte den ſtarren Stolz ſeines Charakters nicht zu durchſchauen und durch ihre Hofmeiſtereien beleidigte ſie des rüden Mannes Egoismus ungemein.

Die ſpäteren Scenen freilich öffneten der geiſtreichen Dame grauſam genug die Augen und ſie wurde überzeugt, daß es ihr nimmermehr gelingen würde, dieſen Mann zu umwandeln und nach Gefallen zu lenken; bitter bereute ſie nun, ſich leichtſinnig und ohne nähere Prüfung mit dem Landjunker verbunden zu haben, und in leidenſchaftlicher Hitze dachte ſie in der That an Scheidung nur; allein bey kälterm Blute durchſchaute die ſinnige Bertha recht wohl die ſchwierige Lage, in welche ſie durch eine gerichtliche Trennung von dem Herrn von Rüdesheim, mit dem ſie ſeit einigen Wochen erſt verbunden war, gerathen mußte: Im elterlichen Hauſe durfte die Dame in einem ſolchen Falle durchaus nicht auf gütige Wiederaufnahme und ſchonende Behandlung rechnen, auch blieb für Bertha die Ausſicht, ſich vielleicht bald anderwärts und mit einem gebildeteren Manne vermählen zu können, ungemein ungewiß — und ſolche Reflexionen waren es, welche die junge Frau zu dem endlichen Entſchluſſe beſtimmten: Mit Geduld ſich in das nun einmal Geſchehene zu fügen, ihre Pflichten als Hausfrau treulich zu erfüllen und des Gatten wildem Ungeſtüm Sanftmuth entgegenzuſetzen.

Es war wirklich die beſte Parthey, welche unſere Bertha ergreifen konnte und ihre unter mannichfaltigen Stürmen begonnene Ehe hub an, einen geſetztern Charakter zu gewinnen.

Das Frühjahr erſchien und mit ihm fing Rüdesheim den Wiederaufbau ſeiner in Aſche liegenden Oekonomiegebäude an; ihm intereſſirte das Geſchäft und waltete er nicht in den Forſten, trieb er Maurer und Zimmerleute zur Arbeit an und freute ſich königlich darüber, daß der Bau ſo raſch vorwärts ſchritt.

Bertha, die feine Großſtädterin, war dagegen bis jetzt dem landwirthſchaftlichen Treiben gänzlich entfremdet geweſen, ſie ſah aber nichtsdeſtoweniger wohl ein, wie äußerſt nöthig es ihr war, ſich nun in dieſer Sphäre zu orientiren; allein einer kompleten Laiin blieb hier gar viel zu lernen übrig, überdieß kam es der Hausfrau zu, das Innere des Schloſſes einzurichten und zu dekoriren; auf dieſe Weiſe verfloſſen des Sommers lange Tage ſchnell genug, die beyden Gatten ließen eines das andere ungeſtört gewähren und oft ſahen ſie ſich nicht eher, als bis man zum Abendbrod ſich ſetzte. Beyde fühlten ſich ermüdet, man gähnte und ſuchte, ſich nach Ruhe ſehnend, das Lager, um mit der erwachenden Sonne auf's Neue den einmal begonnenen Lauf zu verfolgen.

Endlich ſtellte ſich der Winter mit ſeinen kurzen Tagen wieder ein; nun verkehrte die junge Edelfrau mehr in der Stube, und auch Rüdesheim — ſtets konnte er doch nicht im Walde liegen — war öfter zu Hauſe.

Im Umgange des Pärchens offenbarte ſich ungemein viel Leere; der Junker wußte von Nichts als Hetzen und Jagen zu ſprechen, und die ſinnige Bertha verler am Ende doch die Geduld, hundertmal Gehörtes wieder zu hören; ſie verſuchte den Gatten für Lektüre empfänglich zu machen, allein jeder Verſuch dieſer Art mißlang, denn der Junker ſchlief ſchon, bevor Bertha eine volle Seite vorgelesen hatte. Man war beyderseits froh, als Kronos einen jungen Lenz endlich wieder spendete, und die ausgesetzten zerstreuenden Beschäftigungen vorgenommen werden konnten.

Der folgende Winter brachte indessen dem Paare auf der Rüdenburg Langeweile, Mißlaune und Unzufriedenheit in verdoppeltem Grade zurück, wozu der Umstand mit beytragen mochte, daß das eheliche Lager bis jetzt ungesegnet geblieben war.

Doch Bertha hatte sich jetzt eine Zerstreuung bereitet. Ein Bruder ihres Vaters war ungemein dürftig gestorben; Jener Herr von Rollleben nun hinterließ einen Sohn, einen angehenden hübschen und sanften Jüngling — Wilhelm nannte er sich — dessen Erziehung nur wegen des Vaters Armuth sehr vernachläßiget geworden war.

Der junge Mensch hatte noch kein

Brodſach erlernt, und wußte nach des Vaters Tod durchaus nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Bertha jammerte des unglücklichen Verwaißten Lage, und, ſie bat, denſelben vorerſt auf der Rüdensburg aufnehmen zu dürfen; hier ſollte der junge Rollleben ſeinen Geiſt noch mehr ausbilden, und nach vollkommener Entwickelung der Geſtalt ſein Glück im vaterländiſchen Heere zu machen ſuchen, — dieſes war der Edeldame Plan, und Rüdesheim mochte der Gattin die Bitte, einem ihrer armen Verwandten Gutes erzeigen zu dürfen, nicht abſchlagen.

Wilhelm kam an, und die gütige geiſtreiche Kouſine unterzog ſich ſelbſt dem Geſchäfte, den Vetter in der franzöſiſchen Sprache und anderm Wiſſenswerthen zu unterrichten; ſie fand in dem ſchönen Jünglinge einen aufmerkſamen Schüler voll Fähigkeiten, und je mehr Früchte ihres Unterrichtes unſere ſinnige Dame kei⸗men ſah, in gleich ſteigendem Maaße ſetzte ſie ihre Mühen fort, welches ihr eine angenehme Zerſtreuung galt; der zartfühlende Wilhelm aber hing dagegen mit derſelben reinen Innigkeit an der guten Muhme, wie Schillers Fridolin an der Gräfin von Savern.

Dieſes neue Verhältniß entfernte unſern Landjunker wieder mehr denn jemals von der Gattin und befand er ſich ſelbſt zu Hauſe, mochte er nicht gern in ihren Zimmern weilen, welche jetzt, wie er meinte, einer Schulſtube glichen.

Bertha's Kammerjungfer hatte ſchon einige Monate früher geheirathet und ihre Nachfolgerin, Lottchen genannt, war ein kleines, niedliches und dabey ausgelaſſen munteres Mädchen.

Dieſes Lottchen, eines Revierförſters Tochter aus der Gegend, war bis in ihr funfzehntes Jahr als Junge gekleidet mit dem Vater auf die Jagd gegangen und ſpäter, nach deſſen Tode, in der Hauptſtadt als Kammerjungfer in Dienſte getreten, wo ſie aber Verführung und feuriges Temperament bald zu groben Ausſchweifungen hinriſſen.

Hätte unſere junge Edelfrau dieſes Mädchen genauer gekannt, nimmermehr würde ſie es in ihre Dienſte genommen haben, ſo aber hatte daſſelbe von ihrer vorigen gewiſſenloſen Herrſchaft die vortheilhafteſten Zeugniſſe erhalten und Bertha war nicht befugt in jene Zeugniſſe Mißtrauen zu ſetzen.

Vom erſten Augenblicke an hatte das neue hübſche Kammermädchen der Gattin in des Landjunkers Augen großen Beyfall gewonnen und in der That mußte die leichtſinnige Förſterstochter es beſſer verſtehen, ſich in des rüden Waidmanns Sinn hineinzudenken und demſelben zu ſchmeicheln, denn die ſinnige und feingebildete **Bertha**.

Lottchen wußte eine Menge Jagdgeſchichtchen und anderweitige Schnurren angenehm vorzutragen; Abends, wenn Licht in der Stube war, vermochte ſie die kleinen hübſch geformten Händchen ſo geſchickt in einander zu legen, daß deren Schatten jetzt an der Wand die Umriſſe eines Haſen, dann jene des Fuchſes oder eines andern Waldthieres darſtellten.

Sothane Tändeleien und Lottchens ganzes Weſen ſprachen unſern Junker an und wenn **Bertha** mit ihrem jungen Vetter während der langen Winterabende ein intereſſantes Buch las, ſchlich ſich **Rüdesheim** in der Zofe Stübchen und vollbrachte ganze Stunden in des Dienſtmädchens Geſellſchaft.

Die hehre **Bertha** war über kleinliche Eiferſucht erhaben; ſie hielt es mit Recht unter ihrer Würde, des Gatten Schritten und Tritten nachzuſpüren und jene Rendezvous blieben ihr demnach ein Geheimniß.

Deſto aufmerkſamer beobachtete dagegen der liſtige Matz den Gebieter. Der Edelfrau richtiger Takt hatte bisher des Elenden Plan, den Herrn mit der Gattin zu veruneinigen, immer geſtört, doch in jenem galanten Verhältniſſe des Junkers mit der Kammerjungfer ſchien ſich jetzt dem Schurken ein willkommen Mittel darbieten zu wollen, den Frieden einer Familie zu untergraben.

Matz ging beſonnen und vorſichtig zu Werke: ſchritt er mit dem Gebieter allein nach dem Forſte, wußte er das Geſpräch immer auf Lottchen zu lenken und konnte gar nicht müde werden, das Mädchen zu loben; der Junker hörte lächelnd zu, machte wohl ſelbſt der Zofe Elogen, allein unſer Mephiſtophiles merkte nichts deſtoweniger recht gut, daß Rüdesheim mit Lottchen noch nicht auf dem Punkte ſtand, auf dem er ihn haben wollte.

Dem Landjunker wohnte, troß ſeiner Rohheit, einige Gewiſſenhaftigkeit und Sinn für Rechtlichkeit noch bey und ſo laut gemeine Sinnlichkeit mahnen mochte, bisher war es ihm nicht möglich geweſen, der Gattin edles Zutrauen, im ſtrengſten Sinne des Wortes, zu hintergehen.

Nun fühlte Matz, daß er die Intrigue auf andere Weiſe leiten müſſe und er wählte den ſchändlichſten Weg. Wohlberechnet und allmählig fing der Förſter an, in des Gebieters eigenem Buſen Zweifel gegen die Tugend ſeiner Gattin zu wecken und ihm unvermerkt Mißtrauen gegen die Reinheit des Verhältniſſes, in welchem Bertha mit ihrem jungen Vetter Wilhelm ſtehen ſollte, beygebracht.

Kräftige, rohe und ſinnliche Menſchen ſind von Eiferſüchteley nie befreyt; der befangene Rüdesheim durchſchaute nicht die Quelle des Verdachtes, der in ſeinem Herzen keimte, denn gar vorſichtig und fein war Matz zu Werke gegangen, allein der Junker hub an die Gattin und ihren Vetter zu belauſchen, denn letztern konnte er ohnehin nie wohl leiden, weil er ihn, nach ſeiner eigenthümlichen Weiſe ſich auszudrücken, für eine Schlafmütze hielt.

Bertha behandelte den jungen Vetter wie eine Mutter den Sohn, oder höchſtens wie eine zärtliche Schweſter den guten Bruder und der Jüngling war in der That ſolcher Behandlung werth; allein Eiferſucht blickt ſtets durch trügende Gläſer, der Verdacht in Rüdesheims Bruſt ſog mit jedem Tage neue Nahrung, zwar ſuchte er den wild kochenden Groll zu verbergen, allein Ueberzeugung wollte er ſich verſchaffen, um mit ſchrecklicher Wuth alsdann loszubrechen.

Ein unſeeliger Zufall führte, ohne des böſen Förſters unmittelbaren Einfluß, eine gräßliche Scene auf der Rüdenburg herbey.

Den fleißigen Schüler noch mehr aufzumuntern theilte die ſinnige Bertha dem jungen Vetter ein kleines monatliches Taſchengeld mit. Gerne hätte die Edelfrau längſt gewußt, auf welche Art Wilhelm dieſes Geld verwende, denn nie war er eines Groſchen Herr, da kam ſie von ungefähr dahinter, daß der gute Junge, ſein Geld, ſo wie er es erhielt, ſogleich einer alten blinden Taglöhnerfrau überbrachte, welche in großer Dürftigkeit unten im Dorfe lebte, und Wilhelm war dabey äußerſt bemüht, ſeine Wohlthätigkeit der Welt zu verbergen.

Tief gerührt wurde die Edelfrau ob jenem edlen Zuge des Jünglings; Thränen ſtrömten aus ihren ſchönen Augen, ſie ſchlang beyde runde Arme um des Vetters Nacken, den ſie wie ihr liebes Kind zu behandeln gewohnt war und indem ſie ihn an ihre wallende Bruſt zog, rief ſie aus: „Du guter ſüßer Wilhelm, Du —“

In dieſem Augenblicke war der Landjunker unbemerkt in's Gemach getreten; ihn verließen ſeine Sinne, keiner Prüfung, keiner Beurtheilung war er mehr fähig, er handelte ein wüthender Barbar. Mit Rieſenkraft erfaßte er den erſchrockenen Jüngling; mit Fußtritten ſtieß er den Armen die Schloßtreppen hinab und mit Hunden wurde der Unglückliche vom Hofe gehetzt; ſchlimmer noch wäre es dem

Unſchuldigen vielleicht ergangen, hätte der Edelmann nicht gedürſtet, die vermeintliche Schmach, welche ihm die Gattin angethan, zu rächen.

Mit ſchaumbedecktem Munde eilte das wüthende Ungethüm ins Schloß zurück; die beklagenswerthe junge Frau, in der Meinung, der Gatte ſey von plötzlichem Wahnſinn befallen, hatte ſich eingeſchloſſen, allein ein kräftiger Fußtritt Rüdesheims ſprengte die Thüre, und auf die grauſamſte Weiſe wurde Bertha, das unglückliche Weib, nun mißhandelt: der Wütherich ſchleifte ſie an dem langen Haupthaare im Gemache umher, und unter den Streichen des Raſenden floß ihr Roſenblut; wären die Hausgenoſſen nicht herbeygeeilt, wahrſcheinlich hätte der kleine Dorftyrann die Gattin ermordet.

In dieſer Nacht wurde die verworfene Zofe des Gutsherrn Konkubine in der

Wirklichkeit; in der keuſchen Gattin unentweihtes Ehebett führte der rohe Unmenſch die Metze ein; die arme Bertha aber wurde ohnmächtig nach der Dienerin kleinen Stube gebracht, und als eine Gefangene bewacht.

Der Landjunker ſchien von dieſem Augenblicke an in der That von Wahnſinn befallen; in ruhigern Momenten, wenn er ein wenig zur Beſinnung kam, mußte er ſich freylich ſelbſt ſchämen ob ſeiner Niederträchtigkeit, und um dieſes peinigende Gefühl zu tödten, ergab er ſich dem allerwüſteſten Leben, welches denkbar bleibt. Früh Morgens ſchon ſchallte das Jägerhorn, und wild jubelnd zog der Waidmann dann aus ſeiner Burg; zahlreiche Begleitung umringte ihn, und die verworfene Maitreſſe ritt auf einem Litthauer ſtets an ſeiner Seite. Den ganzen Tag wurde nun gejagt, der raſende Rüdesheim hatte alle Jagdgeſetze aufgehoben und befohlen, ohne Unterſchied, was den Schützen vor's Rohr nur kam, niederzuſchießen, und es ſchien, als ob er auf dieſe Art die Quelle ſeines liebſten Vergnügens recht gefliſſentlich zerſtören wollte; über des Unterthanen ſchön ſtehende Saat wurde rückſichtslos geritten, und zu vernichten allenthalben, war des Wütherichs einzige Luſt, ja ſeine eigenen, mit Mühe und vielen Koſten begründeten Schöpfungen verſchonte er nicht.

In der ganzen Gegend verbreitete ſich das Gerücht, daß der Herr von der Rüdenburg plötzlich toll geworden, und von weitem ſchon wich der ſtille Landmann erſchrocken aus, wenn er zufällig dem wilden Zuge begegnete.

Jede Nacht ſah man die Fenſter des Schloſſes nun hell erleuchtet, und unter Muſik und Becherklang ergab ſich Rüdesheim, ſeine feile Dirne auf den Knieen wiegend, im Zirkel der rüden Genoſſen, Freuden, vor welchen der Genius der Sittſamkeit ſein reines Antlitz verhüllet.

Die arme mißhandelte Bertha wurde indeſſen ſorgfältig bewacht, und ſie ſah eine alte taube Taglöhnerfrau nur, welche ihr zu eſſen brachte, außerdem blieb ihres Kerkers Thüre verſchloſſen. Zur Vollendung des Unglückes unſerer Edelfrau trug viel der Umſtand bey, daß ſie ſich zum Erſtenmale und ſeit mehrern Wochen ſchon ſchwanger fühlte; ſie hatte beſchloſſen gehabt, den Gatten an ſeinem Geburtstage erſt mit der Nachricht zu überraſchen, allein o Himmel! — auf welche ſchreckliche Weiſe ſah ſie jetzt ihre ſchönen Hoffnungen alle zernichtet.

Zarte Leſerinnen werden es am beſten verſtehen, ſich einen würdigen Begriff von den ſchrecklichen Leiden zu machen, welche die junge Edelfrau in jenem Zeitpunkte umfingen; zwei volle Monden hatte ſie in dieſer Lage zugebracht, und jeder Verſuch, den Eltern Nachricht von ſich zu geben, ſcheiterte, denn der ſchändliche Matz hielt ſorgfältig Wache, da nahete endlich Nemeſis — die ſchwer Beleidigte zu rächen.

An einem Sonntage Morgens gab Rüdesheim ſpäter denn gewöhnlich das Zeichen zum Aufbruch nach dem Forſte, denn zu ſehr hatte er die Nacht vorher geſchwelgt.

Als die wilde Jagd unten an des Dörfleins Kirche vorüberzog, hatte der Gottesdienſt bereits begonnen.

Der würdige Prediger, ein ehrlicher Greis, mit dem der Gutsherr auf geſpanntem Fuße lebte, ſtand auf der Kanzel, und Rüdesheim, bereits ſchon halb betrunken, faßte den bizarren Entſchluß — wahrſcheinlich um den Diener Gottes und die fromme Gemeinde zu ärgern nur — mit ſeinem Kebsweibe und dem ganzen Jagdgefolge der Predigt beyzuwohnen.

Aengſtlich rückte die Verſammlung zuſammen, als der Zug der rüden Geſellen mit vielem Geräuſche in das Kirchlein trat, der betagte Prieſter aber verlor ſeine Faſſung keineswegs, zufällig ſprach er gerade von der Sonntags-Feier, und, in unzeitigem Amtseifer vielleicht, ließ ſich der etwas pedantiſche Redner unter andern alſo vernehmen:

„Nicht genug meine lieben Zuhörer! iſt es, wenn wir am Tage des Herrn unſere gewöhnlichen Arbeiten einſtellen, ja rauſchender Vergnügen ſogar müſſen wir uns enthalten, und wollen wir an ſothanen Tagen freventlich denenſelben fröhnen, erſcheinen wir doppelt ſtrafbar ſogar in den Augen des Herrn, wie ich deutlicher darzuthun durch eine kleine wahre Geſchichte nun bemüht ſeyn will.

Es war am Pfingſtfeſte, den 30. Mai im Jahre 1015, als der durchlauchtige Herzog Ernſt von Schwaben mit ſeinen Kavalieren auf die Jagd zog. Allein was geſchah? — Es zeigte ſich ein großer Hirſch, welchen der Herzog und alle ſeine Ritter eifrigſt verfolgten; als das Thier nun gänzlich ermüdet am Ende darnieder ſtürzte, wollte ein Graf Alberon daſſelbe mit dem Wurfſpieſe fällen, traf aber ſo unglücklich, daß der Jagdſpieß ſofort dem Herzoge ſelbſt durch den Leib fuhr und derſelbe todt von ſeinem Pferde ſtürzte.

Jn Georg. Fabric. Orig. Saxon. lib.

II. fol. 289, ſo fuhr der Prediger in ſeiner Rede fort, wird jener Geſchichte folgende paſſende Lehre angefügt: Dieſer, welcher an einem Feſttage der Jagd nachhängt, findet einen tödtlichen Ort, indem er vor der Kirche flieht.“

Bey dieſen Worten ſprang Herr von Rüdesheim von ſeinem Sitze auf, indem er, den heiligen Ort, an welchem er ſich befand, gänzlich vergeſſend, grimmig ſeinen Begleitern zurief:

„Hört Ihrs wohl, der Pfaffe will uns höhnen, doch er ſoll mir büßen, jetzt aber — ihm und ſeinem Gotte zum Trotze — zur Hetze fort!“

Der Gutsherr ſtürzte aus der Thüre, ihm eilte ſein Gefolge nach, man warf ſich jubelnd auf die Pferde und jagte, unter der Hörner lautem Schalle, von dannen.

Die ganze Gemeinde entſetzte ſich ob

des grauſen Kirchenfrevels, welchen der Edelmann ſo eben verübet; der Prediger aber ſprach voll ſanfter Gelaſſenheit und Ruhe: „Laſſet ihn gewähren, meine Kinder! — dem Strafgerichte des Herrn, welches Fürſten und Könige erreichet, ihm — wird auch er nicht entgehen.“

Kaum hatte die Jagdgeſellſchaft den Forſt erreicht, als unverſehens ein ſtattlicher Hirſch aus dem Dickicht brauſte.

„Halloh, ſchrie Rüdesheim, wild lachend: Schnell die Hunde los! wir wollen den Burſchen hetzen, aber das ſage ich Euch, daß keiner mit mir verfährt wie jener Graf mit dem Schwabenherzoge, von dem der Pfaffe faſelte, ſonſt ſoll Euch alle der Teufel holen.“

Mit verhängten Zügeln ging es nun dem ſchnellbeinigten Thiere nach, und nicht einen Augenblick verloren die wohl geübten Hunde deſſen Spur; auf ſeinem vortrefflichen **Hollſteiner** flog der Landjunker voraus, und weit hinter ihm folgten die Begleiter, jetzt befand er ſich dem ſchon etwas ermüdeten Hirſch ziemlich nahe, allein nichtsdeſtoweniger ſetzte das geängſtigte Thier mit Leichtigkeit noch über einen Abgrund Weg, welcher den Pfad ihm verſperrte, die Hunde vermochten auf dieſem geraden Wege nicht zu folgen, darüber wurde der Waidmann erboßt, in wilder tollkühner Jagdhitze ſetzte er dem muthigen Hollſteiner die Sporen in die Rippen, um durch einen kühnen Satz den fliehenden Hirſch wieder zu erreichen, allein das Pferd ſprang zu kurz, und ſtürzte ſammt ſeinem Reiter rückwärts in die Kluft.

Die Jagdgenoſſen ſahen aus der Ferne mit an, was geſchehen war, alle eilten herbey, **Rüdesheim** wurde aus dem Abgrunde hervorgezogen, allein er hatte bereits geendet, denn mit der ganzen Schwere war das Thier gerade auf ſeine Bruſt gefallen und hatte dieſelbe zerdrückt.

Ein ſeltſamer Zufall war es allerdings zu nennen, daß vor einer Stunde erſt der alte Prieſter im Gotteshauſe dem Gutsherrn gleichſam ſeinen nahen Tod prophezeihet hatte, allein ſein Geſchick riß den wilden Jäger dahin.

Man ſchaffte des Junkers entſeelten Körper nach der Rüdenburg und Bertha war durch das ſchreckliche Ereigniß nun plötzlich ihrer ſchmählichen aber unverſchuldeten Haft entbunden, allein die Edle weinte nichts deſtoweniger Thränen eines wahren Mitleides über der Leiche des unglücklichen Gatten.

Nach einigen Wochen kam die verwittwete Frau von Rüdesheim mit einem geſunden holden Knaben nieder; ſie hätte das neugeborne Söhnlein ſüglich — wie die bekannte Pfalzgräfin Genoveva einſt

— Schmerzenreich nennen dürfen, denn unter ſchweren Leiden hatte ſie des Leibes zarte Frucht mit ihres reinen Herzens Blut genährt.

Die Edelfrau theilte ihres alten würdigen Vaters Taufnamen nun auch dem Söhnlein zu: Eduard wurde der Kleine genannt und Bertha übernahm, den Geſetzen des Landes zufolge, für den Unmündigen die Verwaltung des Ritterſitzes; allein an eine anderweitige Vermählung mochte ſie nimmer denken und wohl war dieſes einer Dame, welche ſothane traurige Erfahrung in der Ehe ſchon gemacht hatte, nicht zu verargen.

Unſere Dame hub damit an, des verſtorbenen Gatten ſchädlichen Rathgeber, den Förſter Matz, ſo wie das leichtſinnige Lottchen aus ihrer Nähe zu entfernen, doch blieb die Edelfrau weit davon entfernt, an dieſen Kreaturen, welche ihr ſo wehe gethan hatten, anderweitige Rache üben zu wollen.

Uebrigens erſchrak die ſinnige Bertha ungemein, als ſie den Stand des Gutes und der von Rüdesheim hinterlaſſenen Vermögensumſtände überblickte.

Schlimm, ſehr ſchlimm hatte der Junker gewirthſchaftet: der Feldbau und die Viehzucht waren gänzlich vernachläßiget worden, denn für Jagd nur hatte der Gutsherr Sinn gehabt und ſeine Diener alle mußten zur Beförderung ſeines Lieblingsvergnügens ſich brauchen laſſen und mehr in den Forſten denn im Felde hauſen; ferner war Rüdesheim ein Verſchwender geweſen, gegen alle Jäger und Forſtleute zeigte er ſich im höchſten Grade großmüthig, und häufige Saufgelage, die er ihnen theils zu Hauſe theils in den Dorfſchenken gab, verzehrten bedeutſame Summen; nur wenige Baarſchaft war vorhanden und des herrlichen Landgutes größter Theil verſchuldet.

Zum Glücke waren die Forſte nun ſeit einer Reihe von Jahren ſehr geſchont worden; durch beträchtlichen Holzverkauf vermochte ſich die Edelfrau im erſten Augenblick einigermaßen zu helfen, dann fing ſie ihre Wirthſchaft mit großer Umſicht und Sparſamkeit an, das Glück war ihr günſtig und nach einem Jahrzehend befand ſich bereits das Gut wieder im blühendſten Zuſtande und ein großer Theil der darauf haftenden Schuld war abgelöſt.

Der kleine Eduard wuchs heran zu einem in jeder Hinſicht herrlichen Manne: er hatte von dem unglücklichen Vater hohe männliche Schöne aber nicht deſſen Laſter geerbt, und bey der ſorgfältigen Erziehung, die er von der geiſtreichen Mutter mit Hülfe eines vortrefflichen Hofmeiſters erhielt, bildete er ſeinen Geiſt ungemein glücklich aus.

Noch unvermählt, obgleich ſchon längſt in das kraftvolle Mannesalter eingetreten, war Eduard, als die rächende Schickſalsgöttin Frankreichs Uſurpator ſich nahete. Der junge Herr von Rüdesheim zog, wie zu jener Zeit jeder echte deutſche Edelmann, von der Mutter Thränen zwar begleitet, aber voll ſchöner Begeiſterung auch geſegnet, in den Freyheits-Kampf.

Hoch flammte Eduards feuriger Muth, er zeichnete ſich aus, und ſeine deutſche Bruſt wurde mit dem bedeutſamen Zeichen des eiſernen Kreuzes und einem ruſſiſchen Orden geziert; nach vollendetem Kampfe aber führte er von des Rheines Ufern eine ſittige herrliche Jungfrau aus einem der edelſten und älteſten Geſchlechter Teutoniens, mit ſeiner braven Mutter Einwilligung, als Gattin nach der Rüdenburg.

Ein dankbarer Sohn, ein beneidenswerther Gatte und auch ein glücklicher Vater bereits lebt Eduard von Rüdesheim auf der Väter altergrauen Veſte in der wild romantiſchen Gegend des Oderbruches, einige Meilen von Berlin nur entfernt; auch er liebt, wie ſeine Vorfahren alle, die Jagd, allein Eduard iſt kein leidenſchaftlicher Jäger: ſich nach erfüllten Pflichten zu ſtärken und zu zerſtreuen, und die Saat des Unterthanen vor des Wildes Verwüſtungen zu ſchützen, ergreift der neue Herr der Rüdenburg nur ſein Geſchoß, und nimmermehr wird ſeine Jagdluſt eine Leidensquelle für ſeine Familie werden.

Der Erzähler wurde mit dem angenehmen, fein gebildeten brandenburgiſchen Edelmann 1815 zu Mannheim bekannt, und im Winter des vorigen Jahres traf er zufälligerweiſe in Berlin wieder mit ihm zuſammen. Wir freuten uns herzlich des unvermutheten Wiederſehens, und ich konnte den dringenden und freundlichen Bitten des

Herrn von Rüdesheims nicht länger widerſtehen, ſondern fuhr mit hinaus nach ſeinem Gute, um auch ſeine Familie kennen zu lernen, und mehrere Wochen mußte ich auf der Rüdenburg weilen; ſie gehören unter die angenehmſten meines Lebens.

Beynahe jeden Tag ging ich mit dem gefälligen Freunde einige Stunden Jagen, die Abende aber verſtrichen uns ungemein ſchnell in der traulichen Geſellſchaft der Damen.

Eine ungemein reizende und intereſſante Blondine ſtellte ſich mir des Freundes Gattin dar, und ſeine Mutter, die alte Frau von Rüdesheim — dieſer Geſchichte eigentliche Heldin — iſt Eine der würdigſten und geiſtreichſten Matronen, die mir je vorgekommen. Von ſelbſt können ſinnige Leſerinnen ermeſſen, daß einer Dame, welche bereits zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges eine blühende ſittige Jungfrau geweſen, längſt des Alters Schwächen nahen mußten; allein obwohl Frau von Rüdesheim das achtzigſte Lebensjahr bereits zurückgelegt hat, haben ihre Geiſteskräfte dennoch ſeltene Schärfe behalten: ſie erzählt zuſammenhängend ohne Weitläufigkeit, entwickelt jetzt noch in ihrem ganzen Weſen eine feſſelnde Sanftmuth, und ſelbſt Spuren ehemaliger ausgezeichneter Schönheit bleiben dem Kenner noch bemerkbar.

Drei Edle von Rüdesheim hat man der Reihenfolge nach hier aufgeſtellt; alle drei waren Jäger und Krieger, und wie verſchieden dennoch bildete ſich ihrer Charaktere Eigenthümlichkeit!

Der Erzähler verdankt die Materialien zu ſeiner Geſchichte den Mittheilungen der betagten edlen Frau Bertha, und noch erfüllt von dem erſten Eindruck, den ſie auf ihn hervorgebracht, hat er ſie während ſeines Aufenthaltes auf der Rüdenburg in denſelben Kämmerlein, in welchem Bertha ihre erſte Nacht auf der Veſte einſt zugebracht hatte, in einigen nächtlichen Stunden niedergeſchrieben, während drauſſen im Föhrenwalde der Sturm wild brauſte und Schneeflocken gegen die großen Bogenfenſter des Schloſſes trieb. Möchte dieſe Familiengeſchichte doch Jedermann ſo intereſſant erſcheinen, als ſie bey der Anhörung mir ſelbſt es war!

Noch wage ich es, ein paar Schlußworte an Sie, ſchöne zarte Frauen, zu wenden: Die meiſten von Ihnen grollen dem edlen Waidwerke, denn es trennt den Gatten ſo manche Stunde von Ihrer Seite, und ſetzt ihn wohl auch Fährlichkeiten aus, vor welchen Sie erbeben. Iſt Ihr Ehegemahl ein in der That paſſionirter Jäger, vernachläßiget er deshalb die Pflichten ſeines Berufes, und hört er nicht auf Ihre ſanften Bitten, dann beklage ich

Sie aufrichtig, theuerſte Damen! denn der Mann, der ſeines Lebens meiſten Tage im düſtern Walde, wilde Thiere aufſuchend, dahinbringt, muß nothwendigerweiſe am Ende ſelbſt ſich zur herzloſen Rohheit hinneigen.

Treibt aber Ihr Gatte, ſchöne junge Frau! die Jägerey mäßig nur, ſich zu zerſtreuen und zu erholen, ſo wie Eduard von Rüdesheim, dann verbittern Sie ihm ſeine Luſt auch nicht durch Mißbilligung, denn in dieſer Art das edle Waidwerk in Ehren! — Die älteſte ritterliche Uebung iſt es, ein dem kräftigen Manne fürwahr ziemendes Vergnügen.

III.

Die Zweiflerin.

Ein
pſychologiſches Gemälde
von
Adolph von Schaden.

Che abisso di bene![*)]
Lasciare il suo bene,
Lasciarlo per sempre,
Lasciarlo così.

Metastasio.

Die Leichtgläubigkeit des ſchönen Geſchlechts bildet eine Hauptachſe, um welche ſich die Verwickelungen einer Romanenlegion unaufhörlich drehen. Aus dem Cyclus der literariſchen Alltäglichkeit will man ſich hier erheben, indem

---

*) Welch Abgrund von Leiden,
Sein Theuerſtes meiden,
Es meiden auf immer,
Es meiden wie ich.

man die intereſſante Geſchichte einer ſchönen jungen Dame mittheilt, deren Zweifel am unrechten Orte ihres Lebens Unglück gründeten.

Kaum eine halbe Meile von einer großen und hochberühmten deutſchen Haupt- und Reſidenzſtadt entfernt liegt das anmuthige Dörflein Grüneichen.

Hörte man jene Hauptſtadt ſchon oft genug mit Athen oder Palmyra vergleichen, ſo kann dagegen doch von Niemand in Abrede geſtellt werden, daß die Natur die Umgegend jener ſtattlichen Steinmaſſe beinahe mehr noch als ſtiefmütterlich behandelt hat und Grüneichen bleibt dort das einzige Dörflein, welches durch eine erhabene, freundliche und geſunde Lage ſich auszeichnet.

Daß es in einer ſothanen Stadt, in der ſich unaufhörlich ein paarmal hundert tauſend Menſchlein bewegen, nicht auch welche geben dürfte, die wie einſt der ſinnige Boilau, vom Raſſeln der Karoſſen, vom Schreien der Hauſirer und dem betäubenden Getöſe überhaupt ermüdet, ſich nach Ruhe und ländlicher Stille ſehnen, — wer möchte es bezweifeln; und eine natürliche Folge ſolchen Sehnens iſt es wieder, daß das liebe Dörflein Grüneichen vorzugsweiſe von den Großſtädtern beſucht und auch wohl in den Sommermonaten bewohnt wird. Dieſer Umſtand aber giebt hinwieder unſerm erwähnten Dorfe ein in der That eigenthümliches Anſehen: Zwiſchen ſchmutzigen und plumpen mit Holzpantoffeln angethanen Dirnen ſchweben leichtbeſchuhete in reizende Negliges nach den neuſten Modejournalen gekleidete, allerliebſte zarte Huldgeſtalten dahin; unter jener Linde ſitzt der rüde Töffel in einer unbildlichen Stellung, mit dem dampfenden Stummel im Munde ſeine Trine erwartend, und ihm gegenüber ſteht ein junger Elegant im Koſtüme eines übermüthigen Lords, mit der Guitarre unterm Arme, beim Erſcheinen eines jungen Fräuleins entgegenharrend, welcher er angelegentlich den Hof macht. Beyden Galants wird endlich Zeit und Weile lang: Töffel gähnt und unmuthig greift der germaniſche Lord in die Saiten. Auf den Höfen erblickt man prächtige Bätärds neben ſchmutzigen Miſtwagen und hundert andere in die Augen ſpringende Contraſte charakteriſirten Grüneichen — als ein großſtädtiſches Dorf.

In dieſem Dörflein nun beſaß der ehrliche Georg Hort ein großes fettes Bauerngut. Der Mann war nicht mehr jung, lebte mit ſeiner betagten guten Hausfrau in blühendem Wohlſtande und das einzige Töchterlein, die neunzehnjährige Henriette, war der Eltern Augapfel.

Dieſe Henriette war in der That

ein Mädchen wie man nicht alle Tage Gelegenheit findet ſie zu ſchauen. Der ungemein zarte Bau der Huldin ſtellte eine Pſyche dar; ihre Haltung war ungezwungen königlich und doch ſchwebte ſie eine ätheriſche Lichtgeſtalt; das große blaue Auge blickte ſchwermüthig und bedeutſam; um den feingebildeten Mund thronten Liebesgötter, das Geſicht war das anmuthigſte Oval, welches des Leſers Phantaſie ſich zu malen vermag, und üppige güldene Locken ſchlängelten ſich um die erhabene griechiſche Stirne und den blendend weißen Nacken; zwey lieblichen Roſenknöspchen aber glich der jugendliche in ſanften Wellenlinien ſich blähende Buſen.

Der Jungfrau Seele ſtrebte nach Hohem hin und ihre Bildung war vortrefflich, denn ſie war mit den Töchtern des penſionirten geheimen Rathes von **Rimfeld**, welcher die Sommermonate mit ſeiner Fa milie in Horts schönem und geräumigem Hause verlebte, erzogen worden.

Könnte das Bild, welches hier von einer Landmanns Tochter entworfen wird, befremden, so müſſen wir dem Leſer die nähern Verhältniſſe zu erwägen bitten: der alte Hort war ein Mann, der viel mehr eigentliches Vermögen beſaß, als mancher windige ſogenannte adeliche Güterbeſitzer und auch ihm war Bildung nicht abzuſprechen, denn er hatte Erziehung genoſſen und nur ein Conflikt ſeltſamer Umſtände bewog ihn, ſich der Landwirthſchaft zu widmen, für die er keineswegs vom Hauſe aus beſtimmt war, und Gertrude ſeine treue Gattin war ſogar ein armes adeliches Fräulein geweſen, welche ihm ſowohl an Herzensgüte als feinerer Geiſtesbildung keinesweges nachſtand; ſolchen Eltern aber war es gewiß nicht zu verdenken, wenn ſie ihre einzige heißgeliebte Tochter zu etwas mehr, als einer gewöhnlichen Landdirne beſtimmten.

Henriette war nicht nur ein ſchönes, ſondern in jeder Hinſicht ein vortreffliches Mädchen voll Geiſt und Gefühl; allein tief haſten Eindrücke in der Jugend — eine ſeltſame Eigenthümlichkeit wohnte ihr bey: die Jungfrau hatte vor allen Jünglingen große Furcht und nur mit Grauen konnte ſie daran denken, einſt ſelbſt Gattin werden zu müſſen, im Gegentheil hoffte ſie von ihrer Eltern großer Liebe, daß man ſie nie zu einer Verbindung zwingen würde, in welchem Falle ſie dann entſchloſſen ſchien, ſtets unverehelicht zu bleiben.

Einigermaßen ließ ſich die außergewöhnliche Erſcheinung freilich erklären. Der erwähnte geheime Rath von Rimfeld hatte vier Töchter, von welchen die drey erſtern, älter als Henriette, ſonderbare

Schickſale erlebt hatten; die eine, Conſtantine, war mit einem jungen Hofrathe verlobt geweſen, allein, bevor noch die Ehe vollzogen werden konnte, entdeckte ſich ein bedeutſamer Defekt, den der Verlobte, ein leidenſchaftlicher Spieler, von der ihm anvertrauten Kaſſe gewagt hatte, und der Herr Hofrath kam nun, da der Landesfürſt in derley Dingen keinen Spaß verſtand, auf zwanzig Jahre auf die Feſtung; die andere, Fräulein Caroline, wurde von einem allerliebſten jungen Huſarenmajor geliebt, welcher ihr ewige Liebe und Treue geſchworen; allein der ſchöne Huſar hatte ſpäter eine ungemein reiche Banquierstochter kennen gelernt, gab das Fräulein auf und heirathete Schätze, mit welchen er ein anderes Mädchen in den Kauf nehmen mußte; Fräulein Friederika, des geheimen Rathes dritte Tochter, endlich, ſah ſich von einem wohlhabenden jungen

Edelmann angebetet, das Herrchen aber ſollte nach des hochadelichen Vormundes Willen vorerſt in Paris ſeine Sitten abſchleiſſen, kam aber aus dem modernen Babylon in einem Zuſtande zurück, den näher zu berühren Zartheit verbietet, genug der Kavalier hatte verbothenen Lüſten in Gallien in zu vollem Maaße gefröhnt, und nie durfte er daran denken, ſich verehelichen zu wollen.

Dazu kam noch, daß die Frau geheime Räthin ſelbſt, nun ſchon eine betagte Frau, den jetzigen Gemahl nicht aus Liebe geehelichet hatte; ſie war früher heiſſer Leidenſchaft voll einem jungen Manne zugethan geweſen, von dem ſie auf eine ſchändliche Weiſe betrogen worden, und ihre ſpätere Verbindung mit dem biedern Rimfeld hatten blos Vernunftgründe motivirt.

Leicht mag der Leſer begreifen, daß in

einem Cyclus, welchen eine Mutter und drey Töchtern bildeten, die ſämmtlich in Eros Gefilden gar traurige Erfahrungen gemacht hatten, dem männlichen Geſchlechte überhaupt unmöglich große Elogen gemacht werden konnten, im Gegentheile ſuchten die Damen dem beſchwerten Buſen dadurch Luft zu machen, daß ſie weidlich über die armen Männer ſchimpften und alle ohne Unterſchied galten ihnen ſchändliche Betrüger oder Verräther.

Des geheimen Rathes jüngſte Tochter, die muntere und liebenswürdige Amalie, war mit unſerer Henriette in gleichem Alter und ihre innigſte und vertrauteſte Freundin. Ungemein bedauerte jenes ſinnige Mädchen die Schweſtern, doch deren Unglück in der Liebe hielt ſie für nichts mehr, als ein ſeltſames Zuſammentreffen des Zufalles und das verſtändige heitere

Mädchen möchte aus ſothanen Erſcheinungen durchaus nicht auf eine Verderbtheit des ganzen männlichen Geſchlechtes ſchließen, wenn es ſchon nicht aus eigener Erfahrung zu urtheilen vermochte.

Daß aber jene Unterhaltungen der übrigen Familie, von welcher ſie gleichſam auferzogen worden war, auf unſere Henriette einen viel tieferen und mehr haftenden Eindruck machten, wurde bereits oben gemeldet, und dieſe Unterhaltungen waren es vielleicht größten Theils, welche das übrigens ſo liebe aber zur ſchwärmenden Schwermuth geneigte Mädchen zu dem unbilligen Männerhaß leiteten.

So ſtanden die Verhältniſſe, als das Erſcheinen eines jungen Mannes im Rimfeldſchen Hauſe einen neuen Impuls bewirkte. Ein Neveu des geheimen Rathes, Auguſt von Rimfeld, kam nach der Hauptſtadt, um auf der dortigen Univerſität noch ein paar Jahre kameraliſtiſche Collegien zu hören, worauf der Jüngling ein ihm von ſeinem verſtorbenen Vater hinterlaſſenes ſchönes Rittergut übernehmen ſollte.

August ſtand in ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre, und konnte in jedem Betrachte für einen herrlichen Jüngling gelten: Sein Aeußeres war ungemein empfehlend und ſeine Temperamentsmiſchung ſo glücklich, daß er, ohne eine Schlafmütze zu ſeyn, in der Jugend erſter Blüthe des Mannes ſanften Ernſt mit Thatkraft und hohen Gefühlen für Ehre vereinigte.

Einigemal nur hatte Auguſt die liebenswürdige Henriette im Hauſe ſeines Onkels geſehen und geſprochen, und gleich liebte er die Huldgeſtalt ſchon auf ſolch' glühende Weiſe und mit einer Leidenſchaft, wie wenige Jünglinge nur ſie zu fühlen fähig ſind. Auguſt faßte ſich ſchnell: dieſe oder keine werde mein, ſagte er ſich ſelbſt, und trat dann mit offener Stirne vor dem Onkel hin, ihm zuerſt ſeine heiße Liebe und den gefaßten Vorſatz zu vertrauen.

Wohl konnte Auguſt daran denken ſich zu verehelichen, denn nach des Landes Geſetzen wär er in kurzer Zeit ſchon mündig und dann Herr eines großen ſchuldenfreien Rittergutes; ſeine Jugend, ſeine ausgezeichnete Geſtalt und ſein gutes inneres Bewußtſeyn aber berechtigten ihn noch überdies, um des ſchönſten und beſten Mädchens Hand zu werben.

Der geheime Rath, ein kränklicher alter Mann, erwiederte, nachdem er des Neven Vortrag ruhig angehört: „Ei, ei, mein lieber Vetter! noch ſo jung und ſchon heyrathen? Nun nach Belieben, habe nichts einzuwenden, doch enſiſire ich mich nicht gerne mit derley Dingen, ich habe nichts gehört, gar nichts, — ſprechen Sie mit meinen Weibern.“ Darunter verſtand der gute Mann ſeine Gattin und ſämmtliche Töchter, unter deren Pantoffeln er leider ſtand.

Zu ſeiner Muhme, der geheimen Räthin, hatte unſer Jüngling nie ein rechtes Zutrauen faſſen können, und auch ihre drey älteſten Töchter ſprachen ihn nicht an, dagegen gefiel des muntern Bäschen Amaliens offenes Weſen dem jungen ebenfalls offenen Manne ungemein; unmittelbar der geliebten Henriette ſeine Liebe zu geſtehen, fehlte ihm der Muth, und ſo wagte er es mit ſtotternder Zunge, Amalien in ſeines Herzens Geheimniß einzuweihen.

Das Fräulein ſprach: „Nicht verargen, lieber Vetter! kann ich es Ihnen, daß Sie meine ſüße Henriette lieben, denn fürwahr ein Engel iſt das Mädchen, aber, aber guter Auguſt! ich fürchte, daß Sie einen harten Stand bekommen werden, denn meine kleine Freundin iſt eine entſchiedene Männerfeindin, — doch — ſetzte die gutmüthige Amalie ſogleich tröſtend hinzu, als ſie des Vetters Schreck bemerkte — faſſen Sie Muth, ich will Ihre eiferige Vertreterin bey Henrietten werden, denn Sie ſind auch ein recht guter Menſch, und keinem Manne möchte ich die Freundin lieber gönnen, als Ihnen gerade.“

Voll Entzücken und mit ſüßen Hoffnungen erfüllt, dankte Auguſt dem Bäschen, und daß Amalie der Freundin ſeine Unterredung nicht lange verſchweigen konnte, daran wird kein Weiberkenner im Ernſte zweifeln wollen.

Hoch erglühend und ſchluchzend ſank Henriette an Amaliens Buſen, nachdem ſie erfahren, was vorgefallen. Eine „Seelen-Wahlverwandtſchaft“ mochte längſt ſchon die Jungfrau mit dem Jüngling pſychiſch vermählet haben; ſeine Feuerblicke waren Henrietten nicht entgangen, und auch in ihrem Buſen fingen ſich an ſüß-bange Gefühle zu regen, von denen ſie ſich keine Rechenſchaft zu geben vermochte; indeß ihre ſeltſame große Männerfurcht beſiegte jene natürlichen Gefühle, und unter heißen Thränen erwiederte ſie der Freundin! „Ach ſcherzen will er nur mit mir, — er liebt mich nicht.“

Amalie mochte ſprechen ſo viel ſie wollte, es konnte ihr nicht gelingen, der Freundin unſeliges Mißtrauen zu beſiegen. Mit Schonung brachte ſie dem armen Vetter Henriettens Stimmung bey; doch der brave Jüngling mochte nicht verzagen: durch Ausdauer und treue Liebe hoffte er, des geliebten, des angebeteten

Mädchens Neigung noch zu gewinnen, denn Amalie ließ ihn ahnden, daß er Henriettens Herzen nicht gleichgültig ſey. Auguſt vermochte es nicht, ſeine heiße Leidenſchaft länger zu bergen, und die Frau geheime Räthin nebſt den andern drey Töchtern wurden bald genug auch das Geheimniß inne.

Die Entdeckung war den Damen nicht genehm, denn längſt war der junge, ſchöne und reiche Vetter in ihrem geheimen Rathe für eine gute Priſe erkläret worden: Eine der verlaſſenen Fräuleins ſollte er mit ſeiner Hand und ſeinem Rittergute beglücken, Auguſt's entdeckte Liebe aber drohte jetzt den ganzen Plan zu verrücken. Die Frau geheime Räthin hub an zu intriguiren: Henrietten wurde der brave Jüngling als ein liſtiger Heuchler geſchildert, und alle vier Damen unterließen nichts, unaufhörlich und künſtlich des armen Mädchens Mißtrauen gegen alle Männer zu nähren und zu vermehren ſogar; ſelbſt Henriettens Vater, der ehrliche alte Hort, wurde als unwillkührliches Werkzeug, die ſchändlichen Intriguen zu fördern, gebraucht: Frau von Rimfeld unterrichtete ihn von des jungen Kavaliers Bewerbungen um der Tochter Hand, die Maske der Freundſchaft und Theilnahme wurde geborgt, und man ſprach mit Beſorglichkeit von Auguſt's zweideutigen Abſichten und ſchlechtem moraliſchem Charakter.

Der gute Mann erſchrack heftig, und war es ihm zu verargen? Es handelte ſich hier um das Lebensglück ſeines liebſten Kleinodes; zwar hatte er den jungen Edelmann nicht ſelbſt kennen lernen, allein er hielt von dem Herrn überhaupt nicht viel, wogegen er der geheimen Räthin unbedingt vertrauete. Auf der Stelle wollte der alte Hort Henrietten zu ſich nehmen und ihr alle Gelegenheit abſchneiden, jenen Jüngling je wieder zu ſehen, doch Frau von Rimfeld verbat den Schritt und bürgte für alle Folgen, konnte aber nicht verhüten, daß die Hortiſchen Eheleute nicht die arme Henriette in's Gebet nahmen und ſie weinend und zürnend baten und warnten, vor dem jungen Herrn von Rimfeld auf ihrer Hut zu ſeyn.

Es hätte wahrlich nicht ſo vieler Künſte bedurft, unſere zarte Heldin, bey der ſämmtlicher Männer Ruchloſigkeit längſt fixe Idee geworden war, vor dem Umgange mit dem edlen Jünglinge zu warnen; ſie kämpfte gegen die ihr unerklärbaren Gefühle im zarten Buſen mit feſtem Muthe, wich dem armen Auguſt allenthalben aus und begegnete ihm kalt. Der Unglückliche trauerte tief, denn klar ſtand es vor ſeiner Seele:

ohne den Beſitz jener geliebten Huldgeſtalt werde das ganze Erdenleben Tand, ja eine Laſt ihm ſogar bleiben.

Wohl durchſchaute Amalie, das ſinnige Mädchen, der Kabalen feines Gewebe, welches gegen die reinſte Liebe zweier herrlichen Weſen aufgeſtellt wurde; die Gute machte auch, mit zarter Schonung von der intriguanten Mutter und ihren Schweſtern ſprechend, die Freundin aufmerkſam und gab ihr bedeutſame Winke, doch jedes Wort war hier verlören, denn zu tief eingewurzelt ſchon war Henriettens unſeeliger Wahn und hatte Amalie Stundenlang für den armen Auguſt geſprochen, ihre betrogene Freundin hatte eine Antwort nur zu geben: Alles iſt Maske, er liebt mich nicht.

Nichtsdeſtoweniger ſprach in Henriettens tiefeſtem Innern für Auguſt mächtig eine Stimme, — es war die Stimme ihres guten Genius, welche ſie vergebens zu unterdrücken ſtrebte, und nicht viel hätte gefehlt, ſo wäre jene leiſe Stimme durch einen Zufall lauter geworden.

In der Hauptſtadt wurde Roſſini's Tankred gegeben: Rimfelds hatten eine Loge genommen und ſo ſehr es auch die geheime Räthin zu verhüten ſuchte, der liebeglühende Auguſt kam neben Henrietten zu ſitzen. Des großen Künſtlers unübertreffbare lieblich einſchmeichelnde Harmonien bewegten beyde gefühlvolle jungen Leute mit unwiderſtehlicher Kraft und als Tankred mit ſeiner ſanftrührenden Stimme die himmliſche linde Arie:

„Du entflammſt, o heilge Liebe!
Neuen Muth in meinem Herzen u. ſ. w.

ſang, da füllten ſich der herrlichen Henriette große blaue Augen mit Thränen, Auguſts Blicke ſprüheten Feuer und bey den Worten:

„Ans Herz ſie drücken,
Welch ſüßes Glück.“

erfaßte er wie begeiſtert und voll Kühnheit der lieben Nachbarin runde kleine Hand, ſein offenes dunkelbraunes Auge ruhte in ihrem blauen und in Henriettens Buſen fing es plötzlich an zu tagen, die innere Stimme ſprach: Falſchheit iſt von dieſem Jünglinge fern und — er liebt dich doch. Auguſt drückte der Geliebten zarte Hand und — welche Feder möchte wagen, ſein Entzücken darzuſtellen — ein leiſer, aber deutlicher Gegendruck wurde ihm wieder.

Leider war es ein momentanes richtiges Gefühl nur geweſen, welches Henrietten an jenem Abende beſiegt hatte, und von dem Vorgefallenen war der ängſtlich beobachtenden geheimen Räthin nichts entgangen.

Wenige Tage nachher wurde Don Juan angekündigt. Frau von Rimfeld fuhr auch dieſesmal mit den Töchtern und Henrietten nach der Oper, doch war des jungen Vetters Begleitung heute verbeten worden.

Nur ſelten hatte bis jetzt Henriette das Theater beſucht und natürlich ging es demnach wohl zu, daß jedes Stück auf die mit innigem Gefühle und heißer Phantaſie reich ausgeſtattete Jungfrau einen ungemein lebhaften Eindruck hervorbringen mußte.

Das zarte Mädchen ſchauderte wie jedes reine Gemüthe vor dem frevelhaften Beginnen des tollen Wüſtlings; den regeſten Antheil nahm ſie an der unglücklichen Elvira und ihr leiſer Odem ſtockte, Fieberfroſt durchbebte die zarten Glieder, als

Elvira mit dem gellenden Ach! von dem ſteinernen Gaſt geſchreckt, zu dem ſchmauſenden Don Juan in den Saal zurück ſtürzte.

Die ganze Nacht vermochte die arme Henriette kein Auge zu ſchließen und erſt gegen Morgen verſank ſie in einen kurzen unruhigen Schlummer.

Des andern Tages wurde in der Rimfeldſchen Familie von der geſehenen Oper geſprochen. „Wäre es möglich wohl, fragte Henriette, könnte ein ſolches Ungeheuer wie jener Juan im wirklichen Leben auch auftreten?“

Mitleidig lächelte die geheime Räthin, dann erwiederte ſie in ſanftem und belehrendem Tone: „Ach mein gutes Kind! wie wenige Erfahrung und Menſchenkenntniß wohnen Dir bey, glaube es mir, Deiner alten mütterlichen Freundin, alle Männer gleichen minder oder mehr jenem Don Juan, ja ſie alle ſinnen nur auf Trug und Verrath; haſt Du vergeſſen, wie Männer meinen armen Kindern mitgeſpielt? — und könnte ich meine eigene Geſchichte, Du reine Unſchuld! Dir mittheilen, noch mehr überzeugen würde ſie Dich von meiner Rede Wahrheit."

Henriette ſchwieg und verſank in tiefe Gedanken; mehr und mehr umnachtete ſich ihre Seele, und bald hielt es die Unglückliche in ihrem zerrütteten Sinne für ausgemacht: Männertreue ſey nichts weiter, denn eine Chimäre nur.

Vergebens entwickelte der arme August die zärtlichſte und rührendſte Liebe mit jedem Tage mehr; vergebens ſtrebte die gute Amalie der Freundin kranke Phantaſie zu heilen; der ſchwermüthigen Schwärmerin ewiger Refrain blieb: Er liebt mich nicht, er kann mich nicht lieben, denn Trug und Verrath iſt allen Männern angeboren.

Ein Krieg war ausgebrochen, und ohne daß man im Rimfeld'ſchen Hauſe das geringſte davon ahndete, nahm Auguſt Dienſte; plötzlich erſchien er in Reuteruniform; ſie kleidete den ſchönen Jüngling allerliebſt, ein erhabener junger Mavors ſtellte er ſich dar.

Der alte geheime Rath ſprach: „Ei, ei mein lieber Vetter, man hat zu den Waffen gegriffen! nun meinetwegen, ich habe nichts dagegen, doch ich an Ihrer Stelle hätte mich nicht mit der Sache enfilirt.“ Der Frau von Rimfeld und ihren drei ältern Töchtern war es nicht ganz unangenehm, den Vetter von dannen ziehen zu ſehen, ſie dachten: im Felde und unter muntern Kameraden vergießt der junge Menſch wahrſcheinlich ſeine überſpannte

Liebe, und dann — kömmt Zeit kömmt Rath.

Henriette dagégen, als ſie den Jüngling ſo unvorbereitet in der Uniform erblickte, entfärbte ſich ſichtbar, und ſo viel Mühe ſie ſich auch gab, es wollte ihr nicht recht gelingen, die heftige Seelenbewegung zu bergen, denn das unwillkührlich hell auflodernde Gefühl eines heißen Herzens betäubt alle Raiſonnements. Als ſich die liebliche Jungfrau wieder mit Amalien allein ſah, ſtürzte ſie an der Freundin Buſen, indem ſie ſchluchzend rief: Siehſt Du nun wohl, daß er mich nicht liebt, kalt verläßt er mich, um Ehre zu ſuchen. Der guten Amalie Worte waren in den Wind geſprochen, Henriette blieb bey ihrem Sinn.

Nach einigen Tagen ſchon mußte Auguſt zum Heere reiſen, und ein gütiges

Geſchick verſchaffte ihm noch den Troſt, auf etliche Minuten die Herzensgeliebte allein zu ſprechen. Der Jüngling faßte Muth, denn zu wichtig war der Moment, er ergriff der Jungfrau Hand, indem er ihr voll ſanfter Rührung ſagte: „Henriette! ich weiß es, Sie verkennen mich, aber bey unſerm Schöpfer ſey es geſchworen, — ich liebe Sie treu, innig und wahrhaft, Sie oder keine — dieſes iſt beſchloſſen und wird erfüllet werden, ſo wahr mir Gott gnädig ſeyn möge.“

Auguſt begleitete dieſe Worte mit einem offenen ſeelenvollen Blick, und Henriette von ihrem innern Gefühl überwältiget, vergaß den unnatürlichen und ungerechten Männerhaß; ihr wurde wieder zu Muthe wie dazumal in der Loge bey der Aufführung des Tankred; tief bewegt reichte ſie dem jungen Helden die Hand, ſie wollte auch ſprechen, doch in demſelben Augenblicke wurde das Rendezvous unterbrochen.

Mit ſchwerem Herzen zog unſer Auguſt von dannen, nachdem ihm das gute Bäschen Amalie noch hatte ſchwören müſſen, ſtets ſich ſeiner bey der lieblichen Henriette anzunehmen; doch nachdem dieſe den Jüngling nicht mehr ſah, zeigte es ſich erſt, daß er ihrem Herzen nicht gleichgültig war. Eine bange Sehnſucht erfaßte das zarte liebende Mädchen, ſie ließ es gerne geſchehen, daß die Freundin oft und viel von Auguſt ſprach, und der ſonſt gewöhnliche Refrain bey ſothanen Gelegenheiten war nun nicht mehr aus Henriettens Munde zu vernehmen, auch wurde ſie, was zur Zeit des Krieges ſo viele liebende Mädchen und Weiber werden, — eine fleißige Zeitungsleſerin.

Von Zeit zu Zeit erhielt der geheime

Rath von Auguſt auch Briefe; der junge Krieger war bis jetzt aus jeder Gefahr unverſehrt hervorgegangen, wurde zum Officier ernannt, erhielt einen Orden, und in öffentlichen Blättern fand man ſeine ausgezeichnete Tapferkeit erwähnt.

In jener Hauptſtadt, in deren Nähe Grüneichen liegt, lebte ein Fabrikherr Namens Knollenkopf, welcher wenigſtens eine halbe Million kommandirte. An dem guten Mann hatte ſich des Sprichwortes Wahrheit, daß das Glück der Dummen Vormund ſey, bewährt, denn ein bornirterer Menſch als jener Knollenkopf, lebte vielleicht in der ganzen Reſidenz nicht. Ein Fremdling war er in allen Kenntniſſen geblieben, welche ſelbſt ſonſt gewöhnlichen Menſchen nicht zu mangeln pflegen, und kaum verſtand der reiche Fabrikherr ſeinen Namen zu zeichnen;

bey aller ſeiner Unwiſſenheit aber hatte der Patron für den Wucher Sinn, deſſen tägliche Ausübung ſeine Schätze anſehnlich vermehrte.

Herrn Knollenkopfs Aeußeres entſprach vollkommen ſeinem pſychiſchen Werthe: war er ſchon keinesweges ein bejahrter Mann, ſo gaben ihm doch ein ſchlapper Hänaebauch, kurze unbildliche Beine, ein ungemein kurzer Hals, ſehr hohe Schultern und die gemeinen Züge ſeines Vollmondsgeſichtes ein recht widerliches und zurückſtoßendes Anſehen; doch das Kerlchen war reich und wußte recht gut, daß man mit Geld alles kann und alles iſt, und daß der elendeſte Schächer im Beſitze deſſelben das Auge zu dem Höchſten ſelbſt kühn erheben darf; ihm fehlte keinesweges die läſtige Arroganz, welche wohlhabende Dummköpfe nur zu oft karakteriſirt, und nun mag ſich der Leſer nicht mehr wundern, wenn man ihm ſagt: daß dieſer **Knollenkopf**, nachdem er einſt zufällig in **Geſüheichen** die reizende **Henriette** geſehen hatte, in allem Ernſte den Entſchluß faßte, um ihre Hand zu werben.

Es war gerade um die Zeit, als der Jungfrau gute Mutter, Frau **Gertrude**, geſtorben war; den ehrlichen **Hört** hatte dieſer Schlag ſchwer getroffen, längſt ſchon war er kränklich, nun verſank er in eine Art Blödſinnigkeit, behielt aber doch noch ſo viel Faſſung bey, daß er auf Herrn **Knollenkopfs** förmlichen Antrag erwiederte: „Ich laſſe meinem Kinde freie Wahl, und iſt derjenige, den ſie zum künftigen Lebensgefährten erkieſt, anders nur ein Biedermann, wird er mir als Schwiegerſohn willkommen ſeyn.“

Voll Indignation erklärte ſich die ſinnige **Henriette** gegen den abgeſchmackten Freier, und die Sache ſchien abgemacht.

Wenige Wochen nach jener Scene kehrte ein Officier deſſelben Regimentes, in welchem August diente, von den Ufern der Loire in's Vaterland zurück, weil der Verluſt des rechten Armes zum ferneren Dienſt ihn untauglich gemacht hatte. Der Officier machte Viſite im Rimfeldſchen Hauſe, weil er von Auguſt Briefe abzugeben hatte. Der alte geheime Rath las das Schreiben und ließ ſich vernehmen: „Ei, ei, unſer junger Vetter hat ſich da in Frankreich mit einer ſchönen, reichen, jungen Wittwe enfilirt und dieſelbe geheirathet ſchon, wie er hier meldet; nun immer hin — ich habe nichts dagegen.“

Frau von Rimfeld und die Fräuleins Töchter horchten hoch auf, Henriette aber mußte die Lehne eines nahſtehenden Stuhles ergreifen, um nicht zu ſinken. Auguſt's Brief ging wie gewöhnlich durch alle Hände, das unglückliche Mädchen kannte ſeine Schriftzüge, und ihr blieb kein Zweifel übrig: der Jüngling hatte ſeinen Schwur gebrochen, er war ein treuloſer Verräther, hatte er doch eigenhändig den Verwandten ſeine Verehelichung mit der franzöſiſchen Dame in der gewöhnlichen Form gemeldet.

Leicht mag der geneigte Leſer errathen, in welchen Seelenzuſtand das Ereigniß eine zartfühlende, zur Schwärmerey geneigte Jungfrau, wie unſere Henriette es in der That war, verſetzen mußte; der ſchwärzeſten Verzweifelung ſich überlaſſend und beynahe aufgelöſt durch unbeſchreiblichen Schmerz lag die Bedauernswerthe an der Freundin theilnehmenden Buſen.

„Siehſt Du nun, rief ſie zernichtet aus, ſiehſt Du nun, daß Treue allen Männern fremd iſt, o Gott! — er hat mich nie geliebt.“

Amalie wußte freilich nicht, auf welche Art ſie den Vetter nun noch vertheidigen ſollte, allein ſie blieb dabey, es ſeye rein unmöglich, daß ein Jüngling wie August, ſothanen ſchändlichen Verrath begangen haben könnte, ſie bat die Freundin, den Geliebten zu frühe nicht zu verdammen; denn, ſprach das ſinnige Mädchen, echte Liebe, die ſchönern Welten angehört, ſie muß mit unbedingtem Glauben ſtets ſich paaren, wenn auch der Schein noch ſo ſehr jenen heiligen und hehren Glauben zu erſchüttern ſtrebt.

Vergebens erſchöpfte Amalie ihre Suade, ſie wurde nicht gehört, Henriette hatte ſchon ihre Rechnung mit der Welt abgeſchloſſen, und den Glauben an Männertreue gänzlich aufgegeben; ſie überließ ſich einer ſtillen Melancholie, und nahm an Allem, was um ſie vorging, keinen fernern Antheil.

Jetzt wurde Herr Knollenkopf

im Rimfeldſchen Hauſe abermals eingeführt, und in ſeiner tölpiſchen Art machte er der zarten Henriette angelegentlicher denn je den Hof. Die Jungfrau überſah das unbedeutſame Geſchöpf, allein längſt ſchon hatte der Fabrikant gewußt, die geheime Räthin durch ein anſehnliches Darlehn in ſein Intereſſe zu ziehen, da Rimfelds ſich in ungemein derangirten Umſtänden befanden. Der elende Wucherer hatte die Zurückgabe des, in Händen habenden Wechſels als Preiß auf Henriettens Hand geſetzt; ein nur zu mächtiger Beweggrund für ein intriguantes und böſes altes Weib, wie Frau von Rimfeld in der That war, Alles aufzubieten das unglückliche Mädchen zu verkuppeln.

Früher ſchon wurde gemeldet, welchen entſcheidenden Impuls die geheime Räthin auf den ſchwachen Hort, Henriettens

Vater übte. Zwar hatte der Mann einſt erklärt, die Tochter zu keiner Verbindung zwingen zu wollen; allein der Arme hatte alle Spannkraft und Konſequenz verloren, und Frau von Rimfeld malte ihm eine Heyrath Henriettens mit Herrn Knollenkopf als ein ganz außerordentliches Glück aus; ſie ſprach: „Iſt der Fabrikant nicht gerade der feinſte und liebenswürdigſte Mann, ſo kommandirt er dagegen Tonnen Goldes, und gerade Ehen mit ſinnreichen und ſogenannten zart gebildeten Männern ſchlagen in der Regel ſchlimm aus, wenn es dagegen für ein kluges Weib gar nicht unangenehm iſt, unbeſchränkte Herrin zu ſeyn, zudem inclinirt der Fabrikant zum Schlagfluſſe, mir iſt ſicher bekannt, daß ſchon einigemal ſchlagartige Zufälle ihn befallen, die ſtets früher oder ſpäter wiederkehren; mit aller Wahrſcheinlichkeit läßt ſich annehmen, daß die gute

Henriette nach ein paar Jahren ſchon ihre Freyheit und mit derſelben eine Million erlangt haben wird, in welchem Falle es denn immer noch Zeit genug ſeyn wird, eine anderweitige Verbindung zu ſchließen, bey welcher ſolche Rückſichten nicht mehr zu nehmen ſind.“

Eigentlich waren es lauter Sophiſtereien, welche die geheime Räthin hier zum Vorſchein brachte; denn Henriette, als einziges Kind, bekam nach des Vaters Ableben ſo viel Vermögen, daß ſie, ihrer ſeltenen Vorzüge nicht zu gedenken, keinesweges nöthig hatte, nach Geld blos zu heyrathen. Zu anderer Zeit wäre der ehrliche Hört wahrlich nicht in der Dame Anſichten eingegangen, in dem Zuſtande ſeiner kompleten Blödſinnigkeit aber wußte ſie den Alten dermaaßen zu gewinnen, daß er es mit thränenden Augen von der Tochter als ein Opfer kindlicher Liebe forderte, Herrn Knollenkopf zu ehelichen.

Die Sache fand viel weniger Schwierigkeiten, als Frau von Rimfeld zu erwarten wagte. Henriette hatte ihr Erdenheil aufgegeben; unglücklicher als ſie ſich fühlte, glaubte ſie nicht mehr werden zu können; ein gewiſſer ihr angeborner Stolz trieb ſie an, Auguſt zeigen zu wollen, daß er ihr gänzlich gleichgültig geworden, und eine unbegrenzte Liebe, die ſie gegen den Vater hegte, der Wunſch, ihm an den Marken ſeiner Tage durch ein Opfer Freude machen zu können, vollendeten der Verzweifelung Entſchluß: Sie, die zarte Huldgeſtalt, höherer Sphären Tochter, wurde die Gattin des rüdeſten, geiſt- und herzloſeſten aller Männer.

Der Gang einer ſolchen Ehe läßt ſich mit wenigen kräftigen Zügen zeichnen: Knollenkopf, dieſe gemeine ſchwammigte Natur, nicht nur zur pſychiſchen, ſelbſt zur phyſiſchen Liebe war der Wicht verdorben. Er dünkte ſich viel damit, daß er das ſchönſte Haus, die herrlichſten Pferde und Hunde beſaß, nun wollte er auch der Mann einer reizenden und geiſtreichen Gattin heißen, und dieſe erbärmliche Eitelkeit allein hatte ihn vermocht, nach Henriettens Hand zu geizen; übrigens durfte die Unglückliche nur ein paar Stunden im Tage die Erbärmlichkeit des Unerträglichen erdulden; bald mußte ein Knollenkopf fühlen, wie wenig er für eine Henriette paſſe: er ging ſeinen Wuchergeſchäften nach, und vollbrachte den bedeutenden Reſt ſeiner Stunden in Reſſourcen, Weinhäuſern und Tabagien, am Spieltiſche oder bey Säufgelagen.

Die arme Henriette, — arm bey allem noch ſo großem Ueberfluſſe — ſie behielt auf jene Weiſe Zeit genug übrig, einem Grame nachzuhängen, der, ein eigentlicher Vampyr, das Blut ihres Herzens ſaugte: ungemein verändert hatte ſich das zarte reizende Weſen; ſchwebender noch ſtellte ſich die Lichtgeſtalt dar; die feine Wange hatte ſich gebleicht, eine ſanfte Schwermuth war unverkennbar in jeder Bewegung, ein krampfhaftes Lächeln umzückte den lieben kleinen Mund, und doch — trug dieſer Zuſtand gerade dazu bey, die junge Frau reizender und intereſſanter noch zu machen: aus ihrem großem reinen blauen Auge ſtrahlte die Reſignation eines verklärten ſeligen Geiſtes.

Jahr und Tag waren auf dieſe Weiſe verſtrichen, da kehrten Teutoniens Krieger größtentheils wieder aus dem fernen Gallien in's Vaterland zurück.

Ein Reuterregiment, zu deſſen Garniſon die Hauptſtadt beſtimmt war, wurde erwartet. Der größte Theil der Einwohner, der Hof, Geſandte und Generalität ſtrömten aus den Thoren der Reſidenz nach Grüneichen hinaus, um dort die Sieger feierlich zu empfangen.

Einigermaaßen hatte ſich der alte Hort von ſeiner Geiſteskrankheit wieder erholt; wohl ſah nun der gute Mann ein, daß er ſein Kleinod, Henrietten, einem Unwürdigen in die Arme geſchleudert, er machte darüber im Geheim ſich Vorwürfe, doch die Sache war einmal geſchehen. Der gute Vater ergriff wohlmeinend jede Gelegenheit, ſein armes Kind aufzuheitern und zu zerſtreuen, und darum hatte er Henrietten dringend gebeten, mit ihrem Manne dem Empfange der Truppen zu Grüneichen beyzuwohnen; nicht kränken mochte die liebe Frau den Vater, ſie nahm die Einladung an.

Horts Haus lag auf einer kleinen Anhöhe an des Dorfes Ende, dicht an der Landſtraße, und ſehr bequem konnte man aus dem einen Fenſter die ganze Gegend überſchauen.

Untheilnehmend und kalt ſah Henriette das Gewühl der Volksmenge, der ſogenannte Gatte, Herr Knollenkopf, ſtand an ihrer Seite.

Jetzt ertönten noch aus ziemlicher Ferne die Trommeten des Reuterregiments, und jubelnd ſtürzten die Menſchenmaſſen ihm entgegen.

Feierlich und langſam naheten die geharniſchten Krieger dem Dorfe; vier und zwanzig Trommeter, in ihrer Art alle wahre Künſtler, bliesen, ſchon konnte man die Melodie deutlich unterſcheiden; mit Virtuoſität executirten die berittenen Muſiker die beliebte bekannte Arie aus Roſſini's Tankred:

„Du entflammſt, o heil'ge Liebe!
Neuen Muth in meinem Herzen u. ſ. w.“

Bey Henrietten vereinigte ſich mit dieſen Tönen eine ungemein wehmüthige Rückerinnerung, ein banges Ahnden erfaßte ſie, und eine unbeſchreibliche Herzensangſt hemmte ihren leiſen Odem.

Eitelkeit blieb von jeher aller Dummköpfe Attribut; das häßliche Mondkalb, Herr Knollenkopf, wollte vor der Menge mit der reizenden Gattin prunken, und gerade, als die Spitze des Regimentes Horts Haus erreicht hatte, ſchlang er die feiſten Arme um die zarte Henriette und drückte das ſchöne blondgelockte Haupt an ſeine Bruſt, die mit dem Reſonanzboden einer großen Baßgeige mehr als entfernte Aehnlichkeit hatte.

Dem liebenswürdigen Weibe war jede Berührung des rohen Menſchen mehr zuwider, denn der Tod; allein dieſer Menſch hieß nun einmal ihr Gatte, der gebeugte

Vater ſtand an ihrer Seite, tauſend Augen waren auf das Fenſter gerichtet, eine Abwehrung der plumpen und jetzt ſo unziemenden Liebkoſung würde Aufſehen erregt haben, und die Unglückliche mußte dulden, was für den Augenblick abzuwehren bedeutſame Rückſichten nicht erlauben wollten.

Auf einem muthigen herrlichen Hollſteiner ritt dem erſten Zuge des Regimentes ein bildſchöner junger Rittmeiſter voraus; gerade als dieſer Officier Horts Hauſe gegenüber ſich befand, blieſen die Trommeter der Arie lieblichſte Stelle:

„An's Herz ſie zu drücken,
Welch' ſüßes Glück.“

Da wandte jener Rittmeiſter das Haupt nach dem bezeichneten Fenſter, ſeine und Henriettens Augen begegneten ſich zufällig, und mit einem lauten Schrei ſank das arme Weib ohnmächtig zurück; der Officier erblaßte, der blanke Pallaſch entſank ſeiner Fauſt, und mit Mühe nur vermochte er ſelbſt ſich im Sattel zu erhalten.

Sinnige Leſer mögen wohl ſchon errathen haben, daß jener junge Rittmeiſter unſer Auguſt war; einige Nachholungen in der Geſchichte werden aber jetzt nöthig.

Der Erzähler ſah einſt ein Gemälde zarter Bedeutſamkeit voll:

„Zwei Täublein flogen aus einander, nach Oſten das eine, das andere nach Weſt; ein jedes der Täublein trug das Ende eines Bandes im Schnäblein, welches Band in Mitte einen loſen Knoten bildete; am Rande des Bildes aber waren die Worte zu leſen: l'Eloignement le resserre.“

Wohl waren die Worte auf Auguſt anzuwenden; ſeine glühende Liebe konnten

Entfernung und Zeit nicht erkalten laſſen, er ſah und dachte nichts als — Henrietten, und in blutigen Kampfes Mitte ſchwebte das Bild des Mädchens ſeiner Seele ihm vor. Nie konnte ein ander Weib ihn reizen, nie hatte er daran gedacht, eine ſchnöde Gallierin zu freien, und mit jedem Poſttage ſendete er die zärtlichſten Briefe an die Geliebte in die Heimath, welche aber ſämmtlich von der Frau von Rimfeld eröffnet, und — unterſchlagen wurden.

Die Beharrlichkeit des braven Jünglings ärgerte das böſe Weib, und da ſie nicht hoffen durfte, ihre Pläne erfüllt zu ſehen, mißgönnte ſie den Liebenden ihr Glück. Es kam dazu, daß Knollenkopf, um zu ſeinen Zwecken zu gelangen, die geheime Räthin beſtach, und man war niederträchtig genug, jenen falſchen Brief in Auguſts Namen zu ſchmieden, welcher die arme Henriette ſo unausſprechlich unglücklich machte, und jener Offizier, der, um die Sache wahrſcheinlicher zu machen, das Schreiben übergab, war ebenfalls ein feiler, des Standes der Ehre unwürdiger Menſch, von dem elenden Knollenkopf beſtochen.

Auguſt, nachdem, ſeiner Meynung zufolge, Henriette keinen ſeiner Briefe einer Antwort würdigen wollte, konnte natürlicherweiſe nun folgern, daß er ihr gänzlich gleichgültig, wo nicht gar verhaßt ſey; der Jüngling gerieth in Verzweiflung, denn ſeine Liebe — ſie war keine gewöhnliche. Bey jeder Gelegenheit ſtürzte er ſich im Gefechte in des Feindes dichteſte Mitte, dort wo Gefahren am meiſten droheten, denn den Tod wollte er ſuchen; allein es iſt ſchon einmal der Sterblichen Loos, daß ſie gerade amſeltenſten finden, was ſie ſuchen. Statt des

Heldentodes wurden dem Jüngling Sieg, Bewunderung und Lohn zu Theil. Die kühnſten Expeditionen, welche am meiſten beſonnene Klugheit und raſchen Muth erheiſchten, wurden dem Lieutenant von Rimfeld anvertraut, ihm glückte alles; er wurde von dem billig und gerecht denkenden Feldherrn ausgezeichnet und angelegentlich der Gnade des Landsherrn empfohlen, von dem er ſich kurz vor der Rückkehr in die Heimath als Rittmeiſter zu einem Garde-Kuraſſierregimente verſetzt ſah, an deſſen Spitze er nun in die Hauptſtadt rückte.

Freilich war Henriette einigermaaßen zu entſchuldigen, daß ſie ſolch' feiner Kabale erlegen, allein hätte ſie der Freundin Rath gehört, wäre ihre übrigens ſchöne und reine Liebe, nicht immer doch eine zweifelnde geblieben, ihre Feinde hätten erliegen müſſen, und o Himmel! welche Wonne erwartete dann eine Henriette in eines Auguſts Armen.

Von der Geliebten anderweitigen Verheyrathung war unſer Rittmeiſter dennoch in dem fernen Gallien nichts inne geworden, und als der Thurm des Dörfchens Grüneichen ihm winkte, ja als Auguſt deutlich das neue Gibeldach des wohl bekannten Hort'ſchen Häuschens ſchon unterſcheiden konnte, da loderte noch einmal die Himmelstochter Hoffnung in ſeinem jugendlichen Buſen glühend auf, kaum vermochte er Odem aus der beengten Bruſt zu ſchöpfen, von weiter Ferne ſchon ſah er voll Spannung nach dem Hauſe hin, endlich hatte er es erreicht, und o Götter! was erblickte er, die Heisgeliebte in eines andern Mannes Arm. Einem Hektor, hätte er Andromachen alſo wieder gefunden, auch jener

Heldenfauſt wäre das Schlachtenſchwert ſicher entſunken.

Die ſeltſame Scene, — eine reizende junge Dame mit einem lauten Schrei nämlich ſinken zu ſehen, und die auffallende Verwirrung des ſchönen Rittmeiſters konnten bey einer Legion von Beobachtern unmöglich unbemerkt bleiben. Ein dunkles Gerücht lief durch die Menge; es hieß: „die ſchöne Dame war mit dem jungen Officier verlobt, wurde aber, während er im Felde ſtand, von hartherzigen Aeltern oder Verwandten gezwungen, jenem häßlichen Ungethüm dort am Fenſter die Hand zu reichen.“

Wie nun das Volk einmal iſt, leicht nimmt es bey ſolchen Gelegenheiten Parthey; es ſammelten ſich mehr und mehr Menſchen unter dem Fenſter, und der Pöbel rief Herrn Knollenkopf allerley gar unfein klingende Schimpfworte zu;

feig wie der Menſch war, rettete er ſich durch des Hauſes Hinterthüre, indem er die ohnmächtige Gattin der Sorge ihres ſelbſt gänzlich betäubten Vaters überließ.

Menſchen, denen nicht der geringſte Seelenwerth beywohnt, ſie ſind die aufgeblaſenſten gerade, und kömmt ihre Eitelkeit in's Gedränge, werden ſie leicht bis zur Wuth gereizt, die ſie dem Ohnmächtigen dann zu empfinden geben.

Bisher hatte es der rüde Knollenkopf nicht gewagt, der zarten Gattin, welcher er in ſolch' hohem Grade unwerth blieb, zu nahe zu treten, nun ſie aber wieder in ſein Haus zurückkehrte, und, krank wie ſie war, ſogleich zu Bett gebracht werden mußte, trat der Herzloſe vor das Lager der unglücklichen, jungen Frau hin, indem er ſie rauh und grob anfuhr: „Weib! Du haſt Deine Pflichten verletzt, Dich und unſere beyderſeitige

Ehre auf's gröbſte öffentlich verletzt, ſprich, wie willſt Du dieſes alles gut wieder machen?“

Wohl fühlte die zarte Henriette, daß ſie in der That, aber unwillkührlich, dieſem Menſchen, der ihr Gatte hieß, zu nahe getreten; war er ihr ſchon zuwider mehr denn die Sünde, ſo bewahrte die Fromme doch hohe Begriffe von den Pflichten, die ſie am Altar beſchworen, ſie lag da, ein bleicher aber reizender Engel, und aufgelöſt durch Seelenſchmerz, lispelte ſie mit ihrer ſüßen leiſen Stimme: „Fodere was Du willſt, ich bin zu allem bereit.“

„Iſt das Dein Ernſt, ſchrie der Aufgebrachte, ſo ſchwöre hier in meine Hand, daß Du mir in dem Unternehmen, welches die Wiederherſtellung meiner Ehre erfordert, nicht hinderlich ſeyn willſt.“

Zitternd reichte Henriette dem Menſchen die ſchöne Hand hin, und polternd ſtürzte er aus der Stube.

Ueberlegtes Handeln war von Knollenkopf nie zu erwarten, er folgte einem Inſtikte nur, allein Bosheit war ſtets deſſelben Charakter. Um ja nichts für ſeine werthe Perſon zu riſkiren, ging der Fabrikant, in Begleitung eines derben Geſellen ſeines Gelichters, nach der Wohnung des Rittmeiſters von Rimfeld hin. Auch der arme Auguſt war krank, ganz bleich und entſtellt trat er den Fremden entgegen, doch jetzt erkannte er in dem Einen den Mann ſeiner Henriette, und eine ſchnelle Zorngluth färbte die blaſſe Wange, dann aber meiſterte der brave Jüngling ſeine Leidenſchaft, und fragte gelaſſen: „Was wollen Sie von mir, meine Herren?“

Knollenkopf hub nicht ohne Furcht an: „Der Herr Rittermeiſter ſollen, wie man mir jetzt erſt ſagte, früher in Willens geweſen ſeyn, meine jetzige Frau zu heyrathen; mein Weib hat viel in Romanen geleſen und iſt überſpannt, dieſes alles, oder wer weiß was ſonſt, hat drauſen in Grüneichen zu einem ärgerlichen Vorfalle Veranlaſſung gegeben; ich achte aber den Herrn Rittmeiſter ungemein, und bin zu ſehr von Dero erhabenen Sinnesart überzeugt, als daß ich fürchten möchte, Euer Hochwohlgeboren möchten mit dem Gedanken ſchwanger gehen, das Glück und die Ehre einer Familie ſtören oder zernichten zu wollen; allein zu meiner Beruhigung werden mir Hochdieſelben eine Bitte nicht abſchlagen: Wollten Sie mir wohl hier in meines Freundes Gegenwart Dero Ehrenwort geben, nie mehr auf dieſer Welt nach dem Beſitze meines Weibes ſtreben zu wollen?“

Mit Ruhe hatte August das Geſalbader und die einfältige Forderung angehört," dann erwiederte er aber mit Feſtigkeit und Kürze: „Fern, mein Herr! bleibe von mir, einer Familie Glück zerſtören zu wollen, aber wer könnte wagen, mir jenes abgeſchmackte Verſprechen abtrozzen zu wollen?"

Mit mehr Schlauheit, als man dem Menſchen eigentlich hätte zutrauen können, ſprach Knollenkopf: „Meine Frau ſelbſt läßt den Herrn Rittmeiſter bitten, dieſes Verſprechen zu leiſten, ſie ſagt, dieſes allein könne ihrem Herzen wieder Ruhe geben.

August fuhr mit der flachen Hand über's Geſicht, dann rief er aus: „Wäre es möglich, Henriette forderte ein ſolch' Verſprechen von mir?" — er maß mit langen Schritten einigemal tief ſinnend die Stube, und nach einer Pauſe wandte er ſich wieder mit den Worten zu Knollenkopf: Für Henriettens Ruhe iſt mir kein Opfer zu ſchwer, aber Herr! Ueberzeugung will ich haben, fordert Ihre — Gattin ſelbſt jenes Verſprechen von mir, dann leiſte ich es auf Ehre unbedingt.

Der Fabrikant krazte hinter den Ohren, erwiederte aber nach einigem Nachdenken: „Wenn der Herr Rittmeiſter denn darauf beſtehen, ſo ſchenken mir Dieſelben ſobald als möglich die Ehre ihres Beſuches.“

„Wohlan, ſprach August, in einer Stunde bin ich bey Ihnen.“

Knollenkopf empfahl ſich, ſchnell und rannte nach Hauſe; der kranken Gattin ſagte er: „In einer Stunde kömmt jener Officier, Du weißt, welchen ich meine, hierher, ich habe ihm geſagt, Du habeſt von ihm das feierliche Verſprechen gefordert, unſere Ruhe nie mehr zu ſtören, und Weib! ich rathe Dir —“

Bebend unterbrach die kranke Unglückliche den Ungeſtalten: „Aber Menſch! biſt Du raſend, willſt Du uns lächerlich machen ganz und gar durch Deine Eiferſucht?“

„Vergiß nicht, ſchrie **Knollenkopf** zornig, worauf Du mir Deine Hand dieſen Morgen gereicht.“

Henriette ſchwieg, aber von einer unbeſchreiblichen Herzensangſt wurde ſie befallen, welche mit jeder Minute ſich mehrte. Eingeſtehen muß man übrigens, daß der boshafte Dummkopf für dieſesmal alles fein ausgeſonnen hatte, die unglücklichen Liebenden recht empfindlich zu kränken, und ſo bleibt es denn wahr, daß Eiferſucht jene häßliche Furie aus **Pandorens** Büchſe auch Pinſel verſchlagen machen kann.

Jetzt wurde an der Thüre gepocht, und der Rittmeiſter trat zagend in die Stube.

Kaum vermochte er aufzuſchauen, und mit der armen Henriette drehte ſich das Zimmer in ſchwindelnden Kreiſen. Eine Pauſe allgemeiner Verlegenheit fand ſtatt, endlich nahete Auguſt mit ſchwankenden Schritten mehr der Kranken Lager, und in unſicherm Tone fragte er: „Iſt es wahr, Madame! daß Ihre Ruhe von mir ein gewiſſes Verſprechen erheiſcht?

Henriette ſchwieg, das zarte Weſen zitterte heftig am ganzen Leibe, aber Knollenkopf warf ihr drohende Blicke zu, da entſchebte ein kaum vernehmliches Ja den ſüßen Lippen.

Finſter erfaßte nun der Officier der Geliebten Hand, und indem er dieſelbe krampfhaft drückte, ſprach er mit ſchneidender Kälte: „Wohlan! ich verſpreche bey meiner Ehre, auf dieſer Welt niemals mehr nach dieſer Dame Beſitz zu ſtreben.“

Ein Fieberfroſt ſchüttelte Henriettens zarte Gliedmaßen, doch gewaltſam ſuchte ſie Faſſung zu erhalten, und dann ſprach ſie noch mit ihrer lieblichen weichen Stimme: Noch eines, Herr von Rimfeld! ſagen Sie mir, bevor wir auf immer ſcheiden, leben Sie glücklich mit Ihrer Gattin?

Der Rittmeiſter machte große Augen und trat einige Schritte zurück, dann rief er aus: Was iſt das, welcher Schurke hätte ſothane Lüge Ihnen hinterbracht? Treu habe ich meinen Schwur gehalten, und nicht brechen werde ich ihn bis zum letzten Odemzuge, und dieſer Schwur, er hieß ich Sie oder keine.

Erſchöpft ſank Henriette in die Kiſſen, ſie ſchloß die Augen und winkte August mit der Hand, ſich zu entfernen; verzweiflungsvoll ſtürzte der Officier aus dem Gemache, der elende Knollenkopf aber grinzte widerlich bey Seite, daß ſeine Rache ſo gut gelungen.

Wir haben die edle **Amalie**, das ſinnige Mädchen, aus den Augen verloren, und es wird nun Zeit, daß wir auch zu ihr uns wieder wenden. Das Fräulein hatte ein Glück gemacht, wie ſie es verdiente, denn ſie war indeß in der Hauptſtadt die Gattin eines jungen, braven, ſelbſtſtändigen und wohlhabenden Mannes geworden.

Amaliens Freundſchaft gegen die unglückliche Henriette blieb ſich ſtets gleich, und auch in dieſem Falle wieder war es dieſer einziger Troſt, ihren Schmerz in der lieben Jugendfreundin Buſen auszuſchütten.

Unſere **Henriette** klagte: Gerne geſtehe ich ein, daß ich ſelbſt die Gründerin meines Unglückes bin; ich hätte genauer prüfen und mich nie jenem verzweiflungsvollen Seelenzuſtande überlaſſen ſollen, in welchem allein ich den Entſchluß faſſen konnte, mich geduldig in meine jetzigen ſo ſchwer drückenden Feſſeln ſchmieden zu laſſen, aber, fuhr die unſelige ewige Zweiflerin fort, in einem Stücke hatte ich mich doch nicht betrogen: August liebt mich nicht, kann nie wahrhaft mich geliebt haben, wie hätte er ſonſt ſo ſchnell und kalt auf immer mir entſagen können.

Die ruhiger und richtiger ſehende Amalie durchſchauete leicht auch in dieſem Falle der Sache Zuſammenhang und August's ſich aufopfernden Edelmuth, allein ſie vermochte nicht, Henrietten für ſolche natürliche Anſichten empfänglich zu machen, denn das unglücklichſte aller Weiber hatte nun den Glauben an reine männliche Liebe und Treue gänzlich verloren.

Auch August war mit der Welt, die er ſo wenig noch genoſſen, gänzlich zerfallen; der Ehre Bahn bot ihm keine weitere Lockſpeiſe mehr dar, denn ein naher Krieg blieb beynahe nicht denkbar, und der ſogenannte Kamaſchendienſt vermag einen unglücklich Liebenden wenig anzuſprechen; der Rittmeiſter nahm ſeinen Abſchied und begab ſich nach ſeinen Gütern, in der Hoffnung, auf dem Lande vielleicht einen Theil ſeines Seelenfriedens wieder zu finden; allein der arme August hatte ſich getäuſcht; mächtiglich und mit beynahe unwiderſtehlicher Gewalt zog es ihn ſtets nach dem Orte hin, wo die Geliebte weilte, hatte er ſchon dort nichts als Vermehrung ſeines Schmerzes zu erwarten.

Tagelang konnte der arme junge Mann lauſchen, um unbemerkt und aus der Ferne einmal Henrietten zu erblicken; in der ſtrengſten Kälte wandelte er ganze Abende an dem Hauſe, in welchem ſie wohnte, vorüber, und ſah er einmal den Schatten der zarten Huldgeſtalt am Fenſter vorüber ſchweben, galt es ihm der überſchwenglichſte Hochgenuß. Bemerkbar getraute ſich Auguſt der Geliebten nicht zu machen, denn er hatte ſein Ehrenwort gegeben, nimmermehr nach ihrem Beſitz zu ſtreben, und daß ſeine Begriffe von Ehre an's Ueberſpannte grenzten, wird man aus der Geſchichte Verfolg deutlicher noch erſehen.

Unbeſchreiblich waren des Mannes Leiden; und von ſothanen Qualen vermag nur derjenige Leſer ſich einen Begriff zu machen, der mit Auguſt's innigem Gefühle und reger Phantaſie, — unglücklich liebt. Oft meinte der Officier, ſeinen Schmerz nicht mehr tragen zu können; oft ſchon hatte er das tödtende Geſchoß gegen das ſeltene treue Herz gerichtet, und wahrhaft nicht Feigheit — nein! der Gedanke, daß die Nachricht ſeines gewaltſamen Todes die geliebte Henriette erſchrecken und betrüben dürfte, hielt ihn zurück, den traurigen Schritt zu unternehmen.

Ein paar Jahre waren auf dieſe Art wieder verfloſſen, da befand ſich Herr Knollenkopf in einem Gaſthofe bey einem Pikenik. Der durchaus materielle Menſch hatte große Unmäßigkeit geübt, und plötzlich ſank er, vom Schlagfluſſe getroffen, mit dem vollen Glaſe in der Hand, todt vom Stuhle, zur Erde.

Wer menſchliches nur von Menſchen verlangt, wird es ſelbſt einem ſo zart geſchaffenen Weſen, wie Henrietten, nicht verargen, daß ſie über eines ſothanen Gatten ſchnellen Hinübertritt in's Reich der Schatten nicht untröſtlich blieb.

Allerdings erſchrak die Dame heftig, als man ihr die Leiche unangemeldet und ganz unerwartet nach Hauſe brachte; ſie war auch unfähig, die nöthigen Anſtalten zur Beerdigung und dergleichen zu treffen, und die edle Amalie, Henriettens echte Freundin in jeder Noth, mußte dieſe Mühen übernehmen. Als aber Herr Knollenkopf erſt im kühlen Kämmerlein ſchlummerte, blieb für dieſesmal die junge reizende Wittwe Troſtgründen der Vernunft, welche die Freundin ſpendete, nicht unzugänglich. Amalie ſprach unter andern: Mein ſehnlichſter Wunſch wird nun erreicht werden, zwey edle Weſen, Dich und den guten Auguſt noch vereiniget zu ſehen; ich weiß es gewiß, daß der Vetter hier und von Deines ſeligen Mannes Tod unterrichtet iſt; ſchickliches Zartgefühl hält ihn zurück, Dich in dieſen erſten Tagen ſchon zu beſuchen, aber, ſetzte ſie lächelnd ihrer Rede zu, was gilt die Wette, lange bleibt er nicht weg, denn zu mächtig iſt der Magnet, der ihn anziehen wird, hieher zu fliegen.

Henriette ſchwieg und verbarg das hoch erglühende ſchöne Geſichtchen in der Freundin Buſen; nun dieſe Antwort war beredt genug, und endlich ſchienen die böſen Zweifel doch entſchwunden zu ſeyn. Allein ein voller Monat war nach Knollenkopfens Beerdigung ſchon entſchwunden, und noch hatte ſich der Rittmeiſter von Rimfeld nicht gezeigt. Henriette erſchien mit jedem Tage unruhiger und zerſtreuter, aber recht gut wußte Amalie dieſe Unruhe zu deuten, und um ſich volle Gewißheit zu verſchaffen, ſprach ſie einſt: „Seltſam doch, daß mein Vetter Auguſt uns jetzt nicht beſucht, ſicher liegt er krank darnieder.“

Jetzt überwältigte Henriette ihr Gefühl. „O unſelige Tröſterin!“ rief ſie aus, indem Thränen die ſchönen blauen Augen füllten, wenn endlich wirſt du zu der Erkenntniß kommen, daß er mich nicht liebt.

Die edle Amalie wußte das beſſer; ſie liebte den Vetter wie die Freundin aufrichtig, und ſie war Seelenkennerin hinlänglich, um zu durchſchauen, daß beyde eines im andern nur lebte; ſie beſchloß, die Liebenden zu vereinen und die ſtrenge Moralität, wie das brave Weib glaubte, hatte einer ſothanen Verbindung jetzt keinen Vorwurf mehr entgegen zu ſtellen.

Schweigend verließ Amalie die junge Witwe und zugleich fuhr ſie vor des Rittmeiſters von Rimfeld Wohnung vor. Seit beynahe zwey Jahren hatte ſie den Vetter nicht geſehen, denn Auguſt lebte abgeſchieden von der ganzen Welt, beſuchte Niemand, ſelbſt die nächſten Verwandten nicht, und von Amalien konnte es ein großes Opfer, das ſie im Geheim der Freundin brachte, gelten, indem ſie, die junge reizende Frau, einen jungen Officier aufſuchte.

Heftig erſchrak das gute Weib, als ihr der Rittmeiſter entgegentrat; Einige Monate hatten den ſonſt ſo ſchönen Jüngling, der einſt einem Athlethen glich, nicht geſehen; doch ungemein verändert hatte er ſich ſeit jener Zeit, ja kaum noch zu kennen war der Officier, denn Seelenleiden ſolcher Art zerſtören ſchneller und mehr noch, denn körperliche Debauchen.

Auguſt war abgemagert und bleich; die Augen lagen tief und über ſein ganzes Weſen hatte ſich unheilbarer Schwermuth Geiſt verbreitet, mit welchem männlicher Stolz ſichtbar kämpfte; indeſſen war es nicht zu läugnen, dem Jüngling ließ jener ſchmachtende Ausdruck gar nicht übel.

Nach den gewöhnlichen Willkommskomplimenten hub Amalie an: „Aber, lieber August! warum fliehen Sie die Welt? in Mitte der muntern Reſidenz führen Sie ein wahres Einſiedlerleben, und ich konnte mir länger es nicht verſagen, zu ſehen, wie es Ihnen geht, guter Menſch!“

„Sie ſind edel, Amalie!“ erwiederte der Officier mit einem innigen Händedruck der Dame; „ja,“ fuhr er fort, ſtets ſind Sie es geweſen, ich danke für Ihre Theilnahme, doch geben Sie mich auf, in dieſer Welt iſt keine Hülfe mehr für mich.“

„Ei, närriſcher Menſch!“ ſprach Amalie, gewaltſam einen muntern Ton zu erzwingen ſuchend. „Wiſſen Sie denn nicht, meine Freundin Henriette iſt frey ſeit mehrern Wochen ſchon, ihr Tyrann iſt geſtorben.“

„Ich weiß es,“ antwortete der Rittmeiſter mit einem tiefen Seufzer.

„Wie?“ rief die junge Frau lebhaft aus, „und dennoch nennen Sie ſich unwiederbringlich verloren! wie deute ich dieſes Räthſel; wollen Sie Henrietten denn nicht beſuchen wenigſtens?“

Der Officier ſprach ein feſtes Nein und Amalie verſank in tiefes Nachſinnen; ſie dachte: ſicher haben der Seele Leiden des Armen Verſtand zerrüttet, doch einen Verſuch noch beſchloß ſie zu wagen. Sie hub noch einmal an: „Lieber Vetter, ich begreife Sie nicht, aber dem ſey wie ihm wolle, ein kleines Opfer doch werden Sie mir und Ihrer ſonſt ſo heißgeliebten Henriette bringen, und dieſes Opfer beſteht in nichts anderm, als daß Sie meine unglückliche Freundin einmal nur noch ſehen.“

Jetzt funkelten gleich Auguſts Augen, er ſprang auf, indem er lebhaft rief: „Ihr, dem lieben Engel ein Opfer bringen? O mein Himmel, wie gern gäbe ich Blut und Leben für ſie hin. Ja, ſo fuhr der Rittmeiſter in Extaſe fort, ja, ich will zu ihr, auf der Stelle, wenn Sie wollen, ſehen — ſprechen kann ich ſie jetzt, ohne wortbrüchig zu werden.“

Wer war froher, als Amalie; ſie glaubte gewonnen zu haben, reflektirend: Kein Hinderniß ſteht nun mehr im Wege, Auguſt und Henriette lieben ſich beyde leidenſchaftlich, ſie, die unglückliche Zweiflerin, hat dem Geliebten und ſich ſelbſt große Leiden bereitet, doch jetzt eine Zuſammenkunft nur — und das ſchönſte Band umſchlingt ſie auf ewig.

In der beſten Meinung hielt das edle

Weib den Vetter beym Worte; er mußte auf der Stelle mit ihr in den Wagen ſteigen, um zu Henrietten zu fahren.

Seltſam überraſcht wurde die junge Wittwe, als die Freundin mit dem Rittmeiſter an der Hand in die Stube trat. Lange betrachteten ſich Auguſt und Henriette gerührt und mit inniger Theilnahme, Beyder Sinne fingen an, ſich zu verwirren und unwillkührlich ſtammelte der Officier endlich den Namen Henriette! und ſie liſpelte leiſe: Mein Auguſt! —

Im Nu lagen ſich die Liebenden in den Armen; Mund an Mund, Herz an Herz, hielten ſie ſich lange umſchlungen, es war der ſeligſte Moment ihres Lebens.

Amalie triumphirte, indem ſie ausrief: „O Ihr Glücklichen, welche ſüße Wonne wird Euch nach langen ſchweren Leiden jetzt umfangen, hat Hymen erſt auf ewig Euch vereint.“

Kaum hatte die Freundin dieſe Worte geſprochen, als ſich Auguſt wild losriß und voll Leidenſchaft Amalien zurief: „Grauſame! warum weckten Sie mich aus dem himmliſchen Traume? — nie, nie kann ſie die meine werden.“

Henriette erbleichte und wankte, dann ſank oder fiel ſie vielmehr in den nahe ſtehenden Divan, mit dem Tuche das Geſicht verhüllend.

Wie verſteinert ſtand lange Amalie, dann aber wandte ſie ſich plötzlich unwillig an den Offizier mit der Frage: „Aber Vetter! ſind Sie raſend — warum denn wollen Sie ein Glück, nach dem Sie Jahre lang vergebens geizten, von ſich ſtoßen, da es Ihnen nun endlich von ſelbſten naht? —

Schmerzhaft bewegt erwiederte der Rittmeiſter in dumpfem Tone: „In dieſer Stube habe ich feierlichſt bey meiner

Ehre geſchworen, nie in dieſer Welt nach Henriettens Beſitz zu ſtreben und nie noch hat Rimfeld ſeine Schwüre gebrochen!“

Amalie rang die Hände, dann ſprach ſie Jammervoll: Ein in der That beklagenswerthes Loos iſt mir geworden, ſeit Jahren kämpfte ich gegen der Freundin unſeelige Zweifelſucht vergebens an, endlich winkte mir von dieſer Seite Sieg, da tritt mir nun auch der Freund mit einem Fantom entgegen.

Nun wandte das brave Weib alle Ueberredungskunſt und unſägliche Mühe an, den Offizier zu überzeugen; daß er als Ehrenmann ſein Wort welches der verſtorbene Knollenkopf und Henriette überdieß nur vernommen, gelößt. Allein der überſpannte Auguſt blieb unbeweglich; er that den Ausſpruch; „Mein Herz blutete, als ich jenes Verſprechen mit meiner Ehre beſiegeln mußte, allein *Henriette*, ſie die Heißgeliebte, forderte es und konnte ich da wohl widerſtreben? Ich weiß es, fuhr er fort, dieſes Herz wird brechen, allein ich ſterbe, ehe ich Meineid übe.“

Es giebt Situationen im menſchlichen Leben, in welchen Sterbliche den ihnen urſprünglich angeſtammten Charakter ganz und gar verleugnen. *Henriette* hatte die ganze Verhandlung mit angehört, da ſprang ſie — das ſonſt ſo zarte und ſanfte Weſen plötzlich auf und rief der Freundin voll Leidenſchaft zu: Wozu verſchwendeſt Du Deine Worte vergebens, nun wirſt Du endlich doch überzeugt ſeyn, *daß er nie mich geliebt hat*, ſeinen Scherz trieb er mit dem verblendeten Mädchen, wie mit dem ſchwachen Weibe und Du ſiehſt ja nun wie durchſichtig der Vorwand iſt, durch welchen er ſchnell ein

Verhältniß endet, das ihm zur Laſt geworden iſt.“

Hoch hob ſich Auguſts Bruſt; krampfhaft zuckten alle Züge ſeines Geſichtes, dann ſprach er heftig, indem er die Rechte wie zum Schwure erhob: „dem Himmel allein Henriette! iſt es bekannt, wie ich Dich liebe, vieles habe ich ſtandhaft gelitten doch dieſe Schmach, Deine Verachtung, bey Gott ich ertrage ſie nicht,“ und mit dieſen Worten verließ der Offizier ſchnell die Stube.

Der Aufwand ſothaner heftiger und anſtrengender Leidenſchaft mußte nothwendigerweiſe ein ungewöhnlich zartes Weſen auch ungewöhnlich ergreifen; zum erſtenmal in ihrem Leben verfiel Henriette nun in Krämpfe und die erſchrockene Amalie hatte für den Augenblick nur Sinn und Gedanken für die leidende Freundin.

Erſt nach einiger Stunden Verlauf erholte ſich Henriette wieder; nun aber fielen des aufgeregten und überſpannten Vetters letzte Worte der guten Amalie ſchwer aufs Herz; bange Ahndungen ſtiegen in ihrem Innern auf; ſie verließ Henrietten, warf ſich in den Wagen und gebot abermals nach des Rittmeiſters Wohnung zu fahren.

Eine Menſchenmenge hatte das Haus umringt, bebend öffnete Amalie den Schlag des Wagens fragend: was ſich hier zugetragen? — aus dem Haufen antwortete eine Stimme: „Ih, es hat ſich ein junger Officier todt geſchoſſen.“

Wer dürfte es wagen zu ſchildern, was die edle Dame fühlte, als ſie jene Worte vernahm. Mühſam drang ſie in's Haus, und entſeelt fand ſie den armen Auguſt in ſeinem Blute liegen. Der

Rittmeiſter war voll Verzweiflung nach Hauſe geeilt, hatte eine zuverläßige Piſtole mit drey Kugeln geladen; oft ſchon hatte er des Mordgeſchoſſes Richtung gegen ſich ſelbſt eingeübt, und die zerſtörende bleierne Drey traf in Mitte des treueſten Herzens; auf dem Tiſche lag ein Blatt Papier, überſchrieben: An Sie, und des Blattes Inhalt lautete:

Für Dich ſterb' ich, für Dich will ich enden,
Muthig mich von jenen Leiden wenden,
Die zu ſchwer für dieſes arme Herz:
Daß ich Holde! — daß ich Dich geſehen,
Hat gegründet alle meine Wehen,
Und den namenloſen Schmerz.

Lebe wohl, leb' glücklich und zufrieden,
Nimmer weilen kann der Freund hienieden,
Denn geworfen iſt — ſein blutig Loos:

Und der Leier Töne dumpf verhallen,
Deiner Ruhe — Deiner zu Gefallen
Sinke ich in Grabes Schooß.

Vergebens ſuchte man Henrietten den Trauerfall zu verbergen, ſie wurde Auguſts Ende inne, und täglich weint ſie nun über dem Aſchenkruge des Geliebten, aber ach! Thränen wecken Todte nicht wieder. Längſt wohl wäre das zarte Weſen ihrem Grame erlegen, allein eine ſüße Pflicht hält ſie noch hienieden, die Pflicht, einen alten kranken Vater zu pflegen, und treulich hilft die treue Freundin der unglücklichen Wittwe ſchwere Bürden tragen.

Der alte geheime Rath von Rimfeld iſt dadurch der drückenden Pantoffelherrſchaft entzangen, daß er mit Freund Hain ſich enfilirte, und ſeine hinterlaſſene intriguante Gattin wäre dem bitterſten

Mangel Preiß gegeben, wenn die wohlhabende Amalie nicht als dankbare Tochter handelte; des edeln Weibes ältere drey Schweſtern aber fangen bereits an zu verblühen, und werden Zweifelsohne als alte Jungfern, wohlverdientermaßen, das Zeitliche ſegnen müſſen.

Nun meine hochverehrten, reizenden jungen Leſerinnen! an Sie noch wagt der Pſychologe ein wohlmeynend Wort zu wenden:

Nahet Ihnen auf der Lebensbahn ein Sauſewind mit blaſſen Wangen und mattem Auge, und ſpricht Ihnen der Fant Süßigkeiten vor, von welchen ſein Herz nichts weiß, dann wird ein, richtiger Takt Ihnen von ſelber ſagen, daß Sie hier mehr noch als zweifeln müſſen; wenden Sie in ſothanem Falle, nur ſchnell gefaßt, dem eiteln Thoren den ſchmalen zierlichen Rücken zu. Tritt Ihnen aber ein blühender braver Jüngling entgegen, aus deſſen Blicken eine Seele ſpricht, und dringen dieſe Blicke in Ihre zarten Herzen, ſo prüfen Sie zwar vorſichtig noch des Werbenden Treue und Aufrichtigkeit, allein beſteht er in der Probe, dann quälen Sie den armen Jungen mit unnützen Zweifeln nicht länger, ſondern reichen Sie getroſt und ohne Ziererey dem Jüngling, als Preiß ſeiner Treue, **Mund**, **Herz** und **Hand**; traun! — der Entſchluß wird Sie nicht gereuen.

IV.

Büreaukratie
oder
# das Geheime.

Eine ausſchweifende Poſſe

von

Julius von Voß.

Faction seldom leaves a man honest, however it may find him.

S. Johnson.

Partheylichkeit läßt ſelten den Menſchen rechtſchaffen, wenn ſie ihn auch rechtſchaffen findet.

Perſonen:

Der Büreauchef.

Der Büreauſekretär.

Suſanna.

Erſter Auftritt.

Büreau-Chef. Geheimer Sekretär.

B. Chef. (im heftigen Zorn.) Nein, das geht nicht länger, ich werde Ihnen den Abſchied ausfertigen.

G. Sekretär. (flehend.) Mein hochverehrteſter Gebieter —

B. Chef. Zur wohlverdienten Strafe Ihres Leichtſinns, der Nachläſſigkeiten die Sie im Dienſt ſich zu Schulden kommen laſſen. Faſt keinen Morgen zur rechten Stunde im Büreau. Die Arbeit wird untüchtig gemacht, ſchlafen ſogar zuweilen dabey ein.

G. Sekretair. Nur diesmal noch Verzeihung!

B. Chef. Zu oft ſchon gewährte ich Ihnen Nachſicht, die verhieſſene Sinnesänderung blieb dennoch aus. Ich kann es nicht mehr vor dem Fürſten, vor meiner Pflicht, die mir heilig iſt, verantworten. Welch ein grober Rechnungsfehler, den ſie eben da in dem Bericht machten! Hätt' ich das nicht gewahrt, ihn unterſchrieben, er wäre ſo höhern Ortes eingelaufen! Mein Büreau iſt zu wichtig, als daß es nicht pünktlicher Beamten nöthig hätte. Ueberdem ſind Sie einigemal bereits wegen anſehnlicher Schulden bey mir verklagt; ich weiß auch, daß Sie ganze Nächte bey Dirnen und in Spielhäuſern verbringen, weshalb Sie zerſtreut und aller beſonnenen Aufmerkſamkeit unfähig an Ihrem Pult erſcheinen. Solchem Wüſtling darf man keine Papiere von Belang, auch wohl namhafte Summen, die durch ſeine Hände gehn, vertraun.

G. Sekretär. Mein hoher Gönner —

B. Chef. Ich wette, Sie haben auch dieſe Nacht geſchwärmt. Blaſſe und matte Augen zeugen davon.

G. Sekretär. O nichts weniger —

B. Chef. Es kömmt mir ſogar vor, als wären Sie noch halb und halb betrunken.

G. Sekretär. Behüte — wir punſchten nur ein wenig — und ich kann viel vertragen.

B. Chef. So? gehn Sie einmal da auf der Ritze am Fußboden. Genau zwiſchen den zwey Dielen hin. Gehen Sie!

G. Sekretär (will auf der Ritze einherſchreiten, es gelingt eben nicht zum Beſten.)

B. Chef. Aha! bald weichen Sie

rechts, bald links ab. O, wer ſich betrunken im Dienſt des Fürſten zeigt, verdient keinen Abſchied. Sie ſind kaſſirt! Packen Sie ſich zur Stelle; ich werde Ihr Amt anderweitig beſetzen. (Ab in ſein Wohnzimmer.)

Zweyter Auftritt.

Geheimer-Sekretär allein, dann Suſanna.

G. Sekretär. Kaſſirt? Was Teufel ſoll ich nun anfangen? Das iſt doch ein verdammter Streich! Nun kann ich mir nur eine Kugel durch's Hirn jagen — und dazu hab' ich nicht die mindeſte Luſt. Hätt' ich nur im goldnen Lamm noch Thee getrunken oder etliche Gläſer Waſſer, dann wär ich nüchtern geweſen. Auf Seel' und Seeligkeit, jetzt bin ich's, das eine Wort *kaſſirt* hat mir alle Dünſte aus dem Kopf gejagt.

Suſanna (tritt auf. Leiſe.) Pſt —

G. Sekretär. Suſannchen! Kömmſt gar hieher?

Suſanna. Ich habe Dich ſo nöthig zu ſprechen, lieber Junge!

G. Sekretär. Im Büreau? Zwar iſt mir nun alles gleich: ich bin vertrieben wie Adam aus dem Paradies.

Suſanna. Du ſollſt mir geſchwind zehn Thaler leihen.

G. Sekretär. Das heißt, ſie nie wieder bekommen.

Suſanna. Ei nun, biſt mir auch noch genug ſchuldig. Ich brauche zehn Thaler, bin in der größten Verlegenheit darum. Meiner Wirthin muß ich ſie bezahlen, ſchon vorgeſtern war die Miethe fällig; ich habe deshalb ſchon zwei Tage außer dem Hauſe zugebracht.

G. Sekretär. Wo denn?

Suſanna. (lächelnd.) Ih nun bey guten Freunden.

G. Sekretär. Aber liebes Mädchen, an Revenüen fehlt es Dir doch nicht, wie kömmts, daß Du immer arm biſt wie eine Kirchenmaus?

Suſanna. Wohnung, Komödie, Aufwärterin, Friſeur nehmen auch ſchon was hin. Und alles iſt ſo theuer. Der Shawl hier koſtet heute einen Thaler Miethe, das Kleid ſechzehn Groſchen, die Fraiſe achte, die Stiefeln auch achte; das will Alles doch herausgebracht ſeyn. Dazu die Abgaben, und manche Extraausgabe noch.

G. Sekr. Man muß ſich einſchränken.

Suſ. Ich habe Schulden ausſtehen.

G. Sekr. Warum kreditirſt Du?

Suſ. Dies ſagt ſich wohl.

G. Sekr. Ich will Dirs beſſer ſagen, warum Du ewig derangirt biſt. Von etlichen gewinnſt Du, Andern giebſt Du es wieder hin. Da iſt der lüderliche Kandidat, den unterhältſt Du ganz und gar.

Suſ. Man muß auch an die Zukunft denken. Kriegt er einmal eine Pfarre, wollen wir uns heirathen.

G. Sekr. Wirſt eine herrliche Frau Predigern ſeyn.

Suſ. Man muß ſich in Alles ſchikken lernen.

G. Sekr. Kannſt eine Schule für junge Mädchen dabey ſtiften.

Suſ. Warum nicht. Wenns weit von hier iſt, auf dem Lande, wo niemand mich kennt. Ständ es jeder Frau Predigern an der Stirne zu leſen, was ſie — doch was red ich da, verliere unnütz meine Zeit. Gieb mir die zehn Thaler, lieber Junge!

G. Sekr. O weh! Kannſt mich nur auch unterhalten wie den Bräutigam in Hoffnung. Mir gehts zum raſend werden. Ich bin kaſſirt.

Suſ. (lachend) Was — was? Denkſt Du in der Oper zu ſingen?

G. Sekr. Du mißverſtehſt. Ich bin auf gut deutſch, vom Amte gejagt.

Suſ. Ach du lieber Himmel! das iſt ſchlimm! Was haſt Du denn ausgefreſſen?

G. Sekr. Um Lumperei. Rechnungsfehler, ein wenig betrunken, ſo was.

Suſ. Haſt Du nicht gebeten?

G. Sekr. Genug, aber umſonſt!

Suſ. Bitte noch mehr; ein gut Wort find't eine gute Statt. Ich habe doch recht Unglück mit meinen guten Freunden. Bald wird Einer bankrott, bald Einer weggejagt. Soll ich für dich bitten?

G. Sekr. Du? ha ha ha! Aber — Suſanne — was fällt mir da bey. Du haſt Genie. Kennſt Du meinen Geheimen-Rath?

Suſ. Nein!

G. Sekr. Er ſieht ſchöne Mädchen

gern, hält es aber geheim, unendlich geheim — um ſo beſſer. Zehn Thaler hab ich noch. Ich geb' ſie Dir, wenn Du zu ihm gehſt, Dich für meine Schweſter ausgiebſt — verdammt bin ich, wenn er ſich nicht in Dich verliebt!

Suſ. Und was thue ich dann?

G. Sekr. Du bittſt, er ſoll mir den Jugendfehler nachſehn. Niemand hörte weiter von der Sache, an den Miniſter kann er noch nicht berichtet haben, Alles ſteht noch bey ihm. Du flehſt — fleht er, thuſt Du ſpröde, ſchuldlos — auf den Beding meiner Verzeihung kannſt Du —

Suſ. Will meine Rolle wohl ſpielen.

G. Sekr. Doch bald, eh es zu ſpät iſt! Klopfe da an die Thüre! Sage ich wäre eben troſtlos nach Hauſe gekommen. Ich entſchlüpfe. (ab.)

Suſ. (klopft an des Geheimen Raths Wohnzimmer.)

Suſ. Herr Geheime-Rath — Alles rühmt Ihre Großmuth, Ihre Menſchenliebe. — Jugend fehlt wohl einmal —

G. Rath. Wenn ſie einmal fehlt, und nicht zu arg, verzeiht man es ſchon; Ihr Bruder fehlte hingegen bereits oft, und ſo, daß es pflichtwidrig wäre, ihm längere Nachſicht angedeihen zu laſſen.

Suſ. O ich kenne ſeinen Leichtſinn — gab mir auch ſchon unſägliche Mühe, ihn davon zurückzubringen, ihn zur Ordnung, zur guten Wirthſchaft zu bewegen. Doch nun, Herr Geheime-Rath, nun wird er in ſich gehn, das Schrecken über Ihre Ungnade hat ihm den flüchtigen Muth gebrochen. Nun iſt Hoffnung da, nun wird er ſich beſſern, ein neuer Menſch werden. Kenn ich ſeine Fehler, kenn ich auch ſein gutes Herz; daß er nicht ungeſchickt iſt, weiß ich auch, er wird ſich noch zu einem Staatsdiener ausbilden, worauf das Vaterland ſtolz ſeyn darf — —

G. Rath. Oho!

Suſ. Darum weiß ich auch, daß Sie ein zu großer Patriot ſind, Herr Geheime-Rath, einen hoffnungsvollen Jüngling, des kleinen Fehltritts halber, aus dem Wirkungskreis zu verbannen, wo er dem Fürſten und dem Volke einſt ſo viel nützen kann.

G. Rath. Oho! Mir wurden zeither allein ſeine ziemlich großen Fehltritte bekannt, doch läugne ich auch einen großen Vorzug nicht ab, von dem ich nicht geahnt habe, daß er ihn ſchmückt. Das iſt ſeine höchſt intereſſante Fürſprecherin. Wie unendlich hart es mir gleichwohl fällt, Ihnen, mein Fräulein, eine verneinende Antwort zu geben, wie unendlich gern ich Sie auch verbinden möchte, ſo legen mir die Umſtände einmal auf —

Dritter Auftritt.

Suſanne. Der Geheime-Rath.

G. Rath. (tritt unwillig heraus.) Iſt denn kein Bote zum melden hier? — Ah — (verbeugt ſich.)

Suſ. (nimmt ein Tuch, weint und ſchluchzt.)

G. Rath. Wen hab ich das Vergnügen kennen zu lernen, meine ſchöne junge Dame?

Suſ. (weint heftig fort.)

G. Rath. Und ſo traurig — faſſen Sie ſich — worunter kann ich dienen?

Suſ. Ich bin die Schweſter — eines Unglücklichen —

G. Rath. Hinſichtlich ſeiner nächſten Verwandtſchaft kann man ihn wenigſtens nicht zu den Unglücklichen zählen. — Da traf ihn vielmehr ein beneidenswerthes Loos —

Suſ. Ach!

G. Rath. Ich bitte Sie dringend, ſich zu beruhigen! Es verwundet zu tief, ſo ſchöne Augen in Thränen ſchwimmen zu ſehn. (bey Seite.) Gott, wie iſt das Mädchen intereſſant!

Suſ. Mein Bruder hat des Herrn Geheimen-Raths Ungnade auf ſich geladen — verzweifelnd kam er heim —

G. Rath. Wer iſt Ihr Herr Bruder?

Suſ. Zeither genoß er die Ehre, im Departement des Herrn Geheimen-Raths als Sekretär zu ſtehn —

G. Rath. Sie ſeine Schweſter, mein Fräulein? Iſts möglich! Sie ſehn einander nicht ähnlich, und ſind auch ſonſt wohl ſich ungleich —

Suſ. Der Herr Geheime-Rath entfernten ihn heute aus dem Dienſt —

G. Rath. Nicht ich that es, ſeine üble Conduite allein.

Suſ. (wirft ſich ihm zu Füßen.) Herr Geheime-Rath!

G. Rath. Wie? (ſie erhebend.) So ziemte es Ihrem Liebhaber, zu Ihren Füßen zu liegen. Ohne Zweifel haben Sie einen. Iſt er begünſtigt, wer könnte dann beneidenswerther ſeyn. Ich meine einen Bräutigam, bey dieſen Vollkommenheiten läßt es ſich nicht anders vorausſetzen —

Suſ. Ach, bey meinen vielen Geſchäften bleibt mir keine Zeit, an die Liebe zu denken. Und vollends die Sorgen, der Kummer um meinen Bruder. Noch kenn ich die Liebe nur vom Hörenſagen —

G. Rath. Ihnen ſollte fremd geblieben ſeyn, was Sie ſo mächtig einzuflößen geeignet ſind? Hm — unter gewiſſen Umſtänden — wäre es doch — vielleicht — wohl noch möglich, Ihren Bruder im Amt zu behalten. Wäre Ihnen nicht gefällig, einen Augenblick in mein Wohnzimmer zu treten?

Suſ. O Ich bitte —

G. Rath. Dort weiter von der Sache zu reden. Schreiten Sie gütigſt voran. (öfnet die Thür und läßt ſie ein.) Nehmen Sie auf der Ottomanne Platz. (geht zur Vorderthür und ſpricht leiſe hinaus) Boten, mag kommen wer da will, wird niemand gemeldet. (zurück und folgt Suſannen.)

Vierter Auftritt.

Geheimer Sekretär, der auf den Zehen hereingeſchlichen kommt.

Verſchwunden Beyde? Ein gutes Zeichen! muß doch an der Thür ein wenig lauſchen. (geht ans Wohnzimmer.) Aha — das Mädchen hat Genie, ich ſagt' es gleich. — Nun wird er innig, thut Meldung von ſeinen Wünſchen. — Sie ſtaunt, iſt empört, recht ſo! — Der Buhle fleht kühner — ha ha ha ha — wie beredt ſie von Tugend ſpricht — —

Ah — nun giebt ſie leiſe zu hoffen, die feſte Burg wäre allenfalls auf Akkord zu erobern. — Hm — was iſt das? Sie ſpringt ja vom Hauptweg ab, ſchlägt einen Nebenpfad ein. Keuſche Suſanna, das geht nicht. Beym Himmel, ſie fängt an, von dem lächerlichen Candidaten zu reden — ſagt, es ſey ihr Vetter — ein ſolider junger Mann von gründlichen Kenntniſſen, ha ha ha — will eine Pfarre für ihn. Betrügerin, ich ziehe Dir einen Strich durch die Rechnung, ſage welch eine Vetterſchaft das iſt. — Halt, jetzt nennt ſie mich auch. Eine Pfarre dem braven Vetter — dem guten Bruder Verzeihung. — Man findet drüben die Bedingungen zu hoch geſpannt — ſie läßt nicht ab — nun gelingt es ihr, zwey Fliegen mit einer Klappe zu ſchlagen, kann mir es gleichviel ſeyn. Der Herr Geheime-Rath ſind im heißleidenſchaftlichen Taumel, da verſpricht man viel — hat jedoch wenig Neigung, es zu halten, wenn die Betäubung floh. (geht von der Thüre.) Ey ey, ſo ſteht es auch dahin, ob ich, wenn ſie ihm ein Verſprechen abnöthigt, hoffen darf, es erfüllt zu ſehn. — O ja, er pflegt ſich an ein gegebenes Wort ſtrenge zu binden. — Und ſeine Liebesgeheimniſſe vollends; er hüllt ſie in den dichteſten Schleier, ſorgt auf alle Weiſe, daß nichts davon an den Tag komme. Hielte er die Zuſage hier nicht, wie vermöchte ich den Chef des geiſtlichen Departements zu demüthigen. In beyden Fällen ſtände er gewaltig kompromittirt da. Verführer der Schweſter eines Beamten oder — ha ha ha ha — wenn noch verlautete, wie man den Kenner mit Unſchuld und Tugend berückt habe. O Herr Geheime-Rath, ich halte Sie feſt. (geht wieder zur Thür.) Stille — man wird ſich um die Bedingungen geeinigt haben. Rollt nicht ein Wagen vor? (eilt zum Fenſter.) Beym Himmel der Miniſter! Und wärs der Fürſt ſelbſt, nicht herein, die Geſchäfte ſind zu wichtig. Ah, der Bote ſagt ſchon, der Geheime-Rath wäre ausgefahren. Ich eile noch hin, frage, ob der Miniſter zurückzulaſſen hat. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Geheime-Rath, kommt aus ſeinem Zimmer, geht verdrießlich über die Szene, und ruft zur andern Thüre hinaus:

Bote, den Geheimen-Sekretär gerufen! (geht zurück, unterwegs:) Nun Reue — ja das iſt etwas Altes. (in ſein Zimmer.)

Sechſter Auftritt.

Geheime-Sekretär, kommmt von außen zurück. Dann der Geheime-Rath.

Ich bin ſchon da. — Ging er wieder

in ſein Zimmer? Meine Schweſter hat er allem Vermuthen aus dem Hinterthürchen, dem Geheimnißvollen, entfernt. Nun ich werde pochen, ſehn was mein guter Einfall wirkte. (pocht an die innre Thüre.)

G. Rath. (kömmt aus ſeinem Zimmer.) Schon hier.

G. Sekr. Ich wollte noch etwas abholen, erfuhr, der Herr Geheime-Rath hatten den Befehl gegeben —

G. Rath. Hören Sie — ich wills noch einmal mit Ihnen verſuchen. Doch eine andere Konduite — oder —

G. Sekr. (ergreift ſeine Hand und will ſie küſſen.)

G. Rath. Laſſen Sie das. Kennen Sie — ei wohl, es iſt ja Ihr Vetter — den Candidaten Rudolph?

G. Sekr. O ja, wir ſind verwandt.

G. Rath. Was iſts für ein Menſch?

G. Sekr. Er iſt ſolid, hat gründliche Kenntniſſe. (bey Seite) muß der guten Schweſter doch auch nun helfen.

G. Rath. Er ſucht eine Pfarre — hm — einige ſind eben ledig. Vielleicht iſt das zu machen. (ab.)

G. Sekr. (allein.) Man lacht gern über das Prädikat geheim, weil die meiſten Amtsverrichtungen offner Natur ſind. Warum aber Manche nicht geſtraft werden, die es doch verdient hätten, und Andere Aemter empfangen, die ſich ganz und gar nicht dazu eignen; dies eben iſt in den Departements das Geheime.

Ende der Poſſe.

Bey gleichem Verleger iſt erſchienen und als unterhaltende Lectüre ſehr zu empfehlen:

Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814. Aus dem Tagebuche eines Freywilligen. 2 Thle. 8. 1820.

Perrin von Parnajon, vormal. Hauptmann, Lebenserfahrungen, Unglücksfälle, Feldzüge und Reiſen eines Weltbürgers. 2 Thle. 8. 1820. Der zweite Band derſelben enthält ſehr intereſſante Schilderungen der Albaneſer. Neugriechen. Des Ali Paſcha von Janina. Von Conſtantinopel ꝛc.

Gilling, F. W., Jugendliebe oder das Kloſter in der Sierra Morena. Mit Kupfer. 8. 1820.

— — Seekönig Ingolf und ſeine Wikinger. Ein Roman der Vorzeit. Mit ſchönem Kupfer. 8. 1820.

— — der Fluch. Ein Roman. 2 Thle. m. Kupfer. 8. 1821.

— — Erzählungen. 2 Bdchn. Mit Kpfrn. 8. 1821.

Baczko, Ludw. v., Geſchichte Paolo Pennaloſa, eines Kloſterbruders, oder es wird eine ewige Vergeltung ſeyn. 8. 1821.

Gonzalvo, Räuber und Zeitgenoſſe Aranzo's. Von demſelben Verfaſſer. 3 Thle. 8. 1820.

Aranzo, der edle Räuberhauptmann. Ein Schrecken in Spaniens Thälern und Gebürgen. Vom Verfaſſer des tauben See's. Mit Kupfer von Roßmäßler. 2 Thle. 8. 1820.

Heinrich von Heimburg und Mechtilde von Treſeburg. Rittergeſchichte aus der erſten Halbſchied des zwölften Jahrhunderts. Vom Verfaſſer des Aranzo ꝛc. 8. 1820.

Liebe und Treue, Irma's Schickſale, Louiſe. Drei Erzählungen vom Verfaſſer des tauben See's, des Aranzo ꝛc. 8. 1820.

Die Flüchtlinge. Romantiſche Unterhaltungen von dem Verfaſſer des Romans Heliodora. Mit Kupfer. 8. 1820.

Gilling, F. W. Ariſtomenes der Zweyte. Romantiſche Erzählung. M. Kupfer. 1821.

1906.10837

Das Fiſchermädchen

oder

Kreuz- und Querzüge zu Waſſer und zu Lande einer Berlinerinn.

Romantiſches Gemälde

von

Adolph von Schaden.

Berlin,
bei H. Ph. Petri.
1822.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Vorwort.

Gewichtige Gründe beſtimmen den Verfaſſer, dieſer Geſchichte die heilige Verſicherung vorauszuſchicken, daß dieſelbe nichts iſt und nichts ſeyn ſoll, als — ein Roman, ein Spiel der Phantaſie.

Daß man übrigens den Schauplatz in bekannte Gegenden, die Handlung in ungemein interessante neue Zeitperioden versetzte, geschah blos darum, weil man hoffen konnte, durch solche Maaßnahme des sinnigen Lesers Interesse zu steigern.

Beyer

I.

Vernehmlich rollte Kanonendonner; ſämmtliche Glocken der großen Hauptſtadt wurden gezogen, und ihr Tönen vereinigte ſich zu einer feierlichen Harmonie; Waffengeräuſch, Janitſcharenmuſik, Trommetenſchall und Volksgewühl erfüllten die Straßen; Napoleon hielt ſeinen Einzug zu Berlin.

Die alten häßlichen Damen der Halle auf dem kölniſchen Fiſchmarkte ſaßen mit verdrießlichen Geſichtern, und der ſonſt ſehr lebhafte Mechanismus ihrer regen Zungen ſchien plötzlich in's Stocken gerathen zu ſeyn.

Frau **Breitmund**, eine der bedeutſamſten Tonangeberinnen auf dieſer Stelle, machte endlich zuerſt durch Worte ihrem Unwillen Luſt.

Sie hub an: „Ei ſo wollt' ich doch, daß der Donner den verfluchten Buonaparten, ſammt ſeiner ganzen Bande, hundert tauſend Million Schock Klafter tief in den Erdboden ſchlüge; ſo weit mußte es kommen! Die Kerle gar in Berlin? — na, ich glaube, der große alte Fritz drehte ſich, wenn er das erführe, vor Gram noch im Grabe um; doch nur Geduld, aller Tage Abend iſt noch lange nicht, und der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis der Henkel bricht, und die Unſrigen haben auch noch Knochen am Leibe, und in unſeres guten Königs Adern rollt dennoch des alten Fritzen ſein Blut, und wer am Ende lacht, der lacht am beſten.“

Hier nahm die prophetiſche Patriotinn die Doſe aus der Taſche; giftig und wild ſchlug ſie mit den knöchernen Fingern auf den Deckel, und eine reichhaltige Priſe wurde nach der breiten Naſe geführt.

Neben Frau Breitmund ſaß **Jettchen**, **das junge reizende Fiſchermädchen** des Marktes Zierde, hinter dem Fiſchfaſſe, und plätſcherte mit der Stange des Hamens tändelnd im Waſſer.

Lächelnd erwiederte die blühende Jungfrau der erbitterten Nachbarinn: „Ei, Frau Breitmund! jede Sache hat doch ihre gute Seite auch; viele Truppen rücken in die Stadt; die Bürgerſchaft muß feindliche Krieger anſtändig verpflegen. Wir werden dadurch keinen Schaden leiden, und dann — ſollen die Franzoſen in der That recht artige Leute ſeyn.“

Bitterer Hohn umzog der Frau Breitmund fürwahr etwas breiten Mund; ſie rief aus: „Ei, ſeht doch! — das junge Kiek' in die Welt, will mich — die Erfahrene — belehren? — der Henker hole ſolchen Verdienſt, ich will ihn nicht! und weiß Sie, was ich thue? kauft Jemand Fiſche, für die Einquartierung beſtimmt, ſo gebe ich abgeſtandene Waare, mit friſchem Ochſenblut, des Scheines halber, beſchmiert, und ſo mögen die fränkiſchen Beſtien Fieber und Tod meinetwegen hinein ſich freſſen, leiſte ich doch, nach meinen ſchwachen Kräften, dadurch meinem Könige und Herrn einen Dienſt, wenn ich einige ſeiner Feinde tödte; und was ſpricht Sie da, Jungfer Naſeweis! von der Franken Artigkeit? — den Teufel euch mögen ſie artig ſeyn, das veſteht Sie nicht, und Sie und Ihr hochmüthiger Vater, — Ihr werdet auch ſchon Franzoſen genug auf'n Hals kriegen, und da wird die franzöſiſche Mamſell anders wohl pfeifen. — Verſtanden?" Jettchen ſchwieg, denn ſie wußte aus Erfahrung, daß es nicht rathſam blieb, der hart auffallenden Nachbarinn anhaltend zu widerſprechen.

Jetzt ſchmetterten Trommeten ganz in der

Nähe; eine Abtheilung der kaiſerlichen Lanciegarde zog die Straße herauf. Die Baſiliskenblicke der Fiſchweiber drohten des Feindes gehaßte Trabanten zu durchbohren und Jettchen allein blickte freundlich; ſie dachte bei ſich ſelbſt: „Schmuck und allerliebſt, wie Chriſttagpuppen, ſtellen die Reiter ſich dennoch dar.“

Einem der Züge ritt ein junger wunderholder Lieutenant vorauf; ſeine großen ſchwarzen feuerigen Augen hafteten gar aufmerkſam auf dem reizenden Fiſchermädchen, und hocherröthend ſenkte Jettchen die langen ſeidenen Wimpern zur Erde.

Des Offiziers wilder Brauner ſtreifte gerade vor unſerer Heldinn Fiſchfaß an den aufgeſteckten Hamen; das edle Thier bäumte ſich wild und ſcheu in die Höhe und der Lieutenant verlor bei dieſer Gelegenheit ſeine Kopfbedeckung; ſie flog zufällig in Jettchens Schooß.

Ungemein erſchrocken ſprang das Fiſchermädchen auf, doch gleich faßte es ſich wieder und lächelnd bot es dem Offizier die prächtge carmoſinfarbige viereckte Mütze, mit der ſilbenen Sonne, aufs Pferd. In ſehr reindeutſchen Dialekte ſprach der Lieutenant: „Ich danke Ihnen, holde reizende Jungfrau!“ und aufs neue überzog glühender Karmin Jettchens zarte Wangen.

Der Reitertrupp war vorübergezogen und Frau Breitmund ſprach wieder recht höhniſch und laut lachend: „Na, das hat die Mamſell wohl recht gekitzelt?“ — Jettchen blieb die Antwort ſchuldig. Nach Verlauf einer Stunde ſchon erhielt ſie vom alten Vater einen Boten; er ließ der Tochter befehlen, ſogleich den Markt zu verlaſſen und nach Hauſe zurück zu kehren, um der franzöſiſchen Einquartierung ſchleunigſt Abendbrot zu bereiten.

Zitternd gehorchte das Fiſchermädchen; mit klopfendem Herzen eilte es der väterlichen Wohnung zu, aber wie hoch erſtaunte Jettchen, als ihr, nachdem ſie in die Stube getreten, derſelbe junge Kavallerie-Offizier, deſſen Pferd vorerſt vor ihrem Fiſchfaſſe geſcheut hatte, mit einer artigen Verbeugung und noch verbindlicheren Anrede entgegen kam.

II.

Tobias Vliet, ein wohlhabender Fiſcher und ehrlicher ſchlichter Mann, hatte in einer vieljährigen Ehe nur ein einziges Kind, unſer reizendes Jettchen nämlich, erzeugt.

Der Vater mußte den ganzen Tag über ſeinen Geſchäften nachgehen, Frau Vliet auf dem kölniſchen Fiſchmarkte aber den Verkauf beſorgen, und ſo blieb es den wackern Eltern geradezu unmöglich, ſelbſt bei der Erziehung des viel verſprechenden Töchterleins Hand anzulegen.

Als Jettchen ungefähr das ſiebente Jahr erreicht hatte, ſprach Tobias: „das Mädchen muß aus dem Hauſe, denn wir vermögn uns ſeiner nicht anzunehmen und verwahrloſet würde es werden, bliebe es länger unter der Dienſtboten Aufſicht; am Beſten, fuhr der Fiſcher redend fort, wir bringen das Kind jetzt ſchon nach einer Erziehungsanſtalt, und zwar nach einer der beſſern; koſtet dieſes ſchon viel Geld, ſo können wir auch mit gutem Gewiſſen etwas an das Mädchen wenden, denn Jettchen iſt einmal unſer einzig Kind, Gott hat uns Segen geſpendet, und ſorgen wir, daß ſie geſchickt und gut wird, ſo iſt das viel erſprießlicher, als wenn wir ihr einſt etliche Goldrollen mehr hinterlaſſen."

So ungerne Frau Bliet auch das liebe, holde Töchterlein aus dem Hauſe ließ, ſo war ſie doch klug genug, einzuſehen, daß Vater Tobias nur Jettchens wahres Beſtes im Auge behielt, und ſie blieb daher weit entfernt, dem Vorhaben zu widerſtreben.

Die Kleine wurde deſſenzufolge bei Madame Moncrif, einer von ſehr vortheilhaften Seiten bekannten Erzieherinn zu Berlin, in ganze Penſion gegeben.

Das Inſtitut der Madame — ſie gehörte der franzöſiſchen Kolonie an — war berühmt und ſehr ausgedehnt; ſelbſt vornehme Edelleute, reiche Großhändler u. ſ. w. vertrauten ihre Kinder der Bildung dieſer Dame an.

Sie hielt geſchickte Lehrer und Lehrerinnen, welche die Penſionairs in allen möglichen Wiſſenſchaften und Fertigkeiten, die Fräuleins höherer Stände ſich eigen machen müſſen, unterrichteten, und Madame leitete das Ganze mit ſinniger Umſicht und nicht gewöhnlicher Sachkunde.

Auswärtige Leſer möchten mit Recht ob des Umſtandes ſtaunen, daß ein Fiſcher auf die Idee gerathen konnte, ſeine Tochter in ein ſothanes Inſtitut zu bringen und, ſolche

Leſer berückſichtigend, ſieht man ſich ſchon genöthiget, eigenthümliche Lokalverhältniſſe hier näher zu berühren.

Eine große Bevölkerung und ein beſtändiges ſehr bedeutſames Zuſammenſtrömen fremder Reiſender aus allen Weltgegenden, haben in Norddeutſchlands berühmteſter Hauptſtadt eine kaum glaubbare Conſumtion roher und feinerer Lebensmittel zur Folge. Menſchen, welche ſich mit der Lieferung ſolcher Artikel im Großen abgeben können und mit einem angemeſſenen Fond beginnen, greifen deſſenzufolge gar ſchnell um ſich, werden wohlhabend und reich.

Aus dieſem Grunde gehören in Berlin Brauer, Schlächter, Branntweinbrenner, Fiſcher u. ſ. w. der erſten Klaſſe recht eigentlich — zum Herrenſtande; wenn dieſe Leute ſich erſt fühlen, übergeben ſie ſich leicht dem ſogenannten Geldſtolze und ſtreben in allen Dingen, den Großen und Vornehmen ſich gleich zu ſtellen, wohl gar ſie zu übertreffen; oft reizten geſchmackvolle Equipagen, reiche Livreen u. dergl. meine Aufmerkſamkeit, und fragte ich: Wem gehört dieſes an? ſo hieß es: dem Schlächter A. oder dem Brauer B. oder dem Branntweinbrenner C.

In wie fern ein ſothaner Luxus des Bürgerſtandes zu vertheidigen oder zu tadeln iſt, will man hier nicht unterſuchen, genug es ſind Thatſachen, welche man angegeben hat, und nach dieſer beiläufigen Notiz kann Niemand es ferner unwahrſcheinlich finden, daß ein Berliner Fiſcher, der aber ein ſchönes eigenes Haus zu Köln am Waſſer und zwei dergleichen an der Fiſcherbrücke beſaß, auch anderwärts manches Aktivkapitälchen aufliegen hatte, ſeine einzige Tochter nach einer Erziehungsanſtalt ſendete, in welcher jährlich für jeden Zögling 400 Rthl. erlegt werden mußten.

Unſer Jettchen war von Natur pſychiſch wie phyſiſch äußerſt freigebig bedacht. Bald gehörte das Mädchen unter Madame Moncrifs ausgezeichnetſten Schülerinnen; im zwölften Jahre plauderte die reizende Kleine recht niedlich galliſch, tanzte, zeichnete und ſtickte allerliebſt.

Nur über Jettchens gar zu großen Leichtſinn und über ihre Lebhaftigkeit, die oft in Wildheit ausartete, führte die Vorſteherinn der Erziehungsanſtalt häufige Klage.

Uebrigens gefiel ſich unſere Heldinn in ihrer Lage ganz wohl, nur nach etwas mehr Freiheit ſeufzte das muntere Mädchen zuweilen.

Unter den Zöglingen des Inſtituts befand ſich ein Fräulein Adelaide von Blauenfeld, mit Jettchen in demſelben Alter und ihre vertrauteſte Buſenfreundinn. Gleiche Verhältniſſe zogen die Kinder zu einander, und als Beide bereits eingeſegnet waren und das ſechszehnte Lebensjahr zurückgelegt hatten, galten ſie für die erſten Zierden der Moncriſ'ſchen Anſtalt.

Adelaide war eine ſchlanke, feingebaute reine Blondine; ſchmachtend blickte das blaue Auge, ein feines Incarnat deckte die zarten Wangen und eine ſanfte Schwermuth charakteriſirte die liebliche Phyſiognomie.

Jettchen dagegen ſtellte ſich als eine zur Höhe ſtrebende, ſtarke, üppige Schwarzbrünette mit hochrothen Wangen, funkelnden, dunkelbraunen Augen und blähendem Buſen dar; ein gewiſſer Zug von Schelmerei und Lüſternheit umſchwebte den roſigten ein bischen aufgeworfenen Mund.

Die Temperamente der Jungfrauen waren auch gar verſchieden; Adelaide blieb ſich immer gleich, gelaſſen, geduldig und voll Reſignation wie ein Engel: Jettchen dagegen entwickelte mehrere Talente und ſeltenen Scharfſinn; allein ſie zeigte auch, wenn ſchon mit dem beſten Herzen vereiniget, Leichtſinn, wildes Feuer und Anlage zum Phantaſtiſchen.

Der Mädchen innige Freundſchaft und ſteter Umgang wirkte auf Beide und wechſelsweiſe ſehr vortheilhaft. Adelaide zähmte Jettchens wildes Feuer, und Dieſe erſchütterte das Phlegma Jener durch ihre Munterkeit und der glühenden Phantaſie raſchen Hochflug.

Doch das unerbittliche Schickſal pflegt es nun ſchon einmal nicht anders zu halten: es trennt gewöhnlich heiße Jugendfreundſchaften vorſchnell genug.

Jettchens Mutter, Frau Vliet, laborirte ſeit kurzer Zeit an einer der ſchrecklichſten weiblichen Krankheiten, an dem Scirrhus nämlich.

Gehört das Uebel ſchon ohnehin unter die beinahe unheilbaren, ſo ließ der Fiſcherfrau Beſtimmung, unter freiem Himmel jedem Wechſel der Witterung trotzen zu müſſen, daſſelbe ungemein ſchnell zu einem der höchſten Grade gedeihen, und unter unbeſchreiblichen

Leiden gab die Unglückliche endlich ihren Geiſt auf.

Tief verwundete dieſer Schlag den ehrlichen Tobias, denn als eine treue Gefährtinn hatte ſich die Gattinn in einer Jahrenreihe bewährt.

Des Vaters ernſtem Gebote folgend, mußte Jettchen nach der Mutter Tode zur Stelle die Anſtalt der Madame Moncrif verlaſſen und nach Hauſe zurückkehren, und der Zufall wollte es, daß Adelaide, deren eigentliche Verhältniſſe überhaupt bis jetzt ein dunkler undurchdringlicher Schleier deckte, von einem Manne, der über ihr Schickſal zu verfügen berechtigt war, aus der Anſtalt genommen und fort ins ferne Ausland geführt wurde.

Ungemein rührend ſtellte ſich die Trennungsſtunde der Mädchen dar; lange hielten ſie ſich, heftig weinend, umſchloſſen, und man ſchwur ſich unverbrüchliche Freundſchaft bis in den Tod, ob es ſchon höchſt unwahrſcheinlich blieb, daß man auf dem künftigen Lebenspfade ſich wieder treffen würde.

III.

Vater Tobias ſprach: „der Fiſchhandel auf dem Markte iſt für mich von großer Wichtigkeit, denn wir haben viele und die beſten Kunden; fremden Händen den Verkauf anzuvertrauen, wäre Thorheit, und ich kann Dir daher, liebe Tochter! nicht helfen, Du mußt für die Zukunft Dich ſchon bequemen, der verſtorbenen Mutter Stelle auf dem Markte zu erſetzen.

Kein Widerſtreben wurde beachtet, Jettchen mußte dem Vater gehorchen.

Daß ſich ein Mädchen, welche in der Moncrifſchen Anſtalt ihre Erziehung erhalten hatte, als Fiſchhändlerinn auf dem kölniſchen Markte, beſonders anfänglich, nur gar ſchlecht gefallen konnte, bleibt leicht begreiflich, allein der reizenden Jungfrau Neigung mußte ſich der unabänderlichen Nothwendigkeit beugen.

Tobias fand Urſache mit der Art, in welcher die ſchöne junge Tochter dem Handel vorſtand, zufrieden zu ſeyn; ſie machte beſſere Geſchäfte noch, als einſt die umſichtige Mutter, denn Jedermann kaufte gern von dem artigen, fein gebildeten Mädchen, deren Sitten und Manieren ungemein von jenen der übrigen rüden Fiſchverkäuferinnen ſich unterſchieden.

Die ſiegende Schönheit des jungen Fiſchermädchens blieb in der Hauptſtadt nicht unbemerkt; reiche Müſſiggänger, Edelleute und Offiziere verſchmähten nicht, ein Viertelſtündchen hier und da auf dem kölniſchen Markte vor Jettchens Fiſchfaſſe zu weilen und mit der lieblichen Brünette zu plaudern; man ſtaunte ob dem Witze und der Geiſtesausbildung des Mädchens, und es fehlte nicht an Fallſtricken, welche unſerer reizenden Jungfrau Unſchuld gelegt wurden; allein das kluge Jettchen — vermochte ſie ſchon nicht, wie kein Mädchen, ſeinen Schmeicheleien zu grollen — wußte nichtsdeſtoweniger ſtets ihre Würde zu behaupten, und ſie gewann dadurch an allgemeiner Achtung, wenn ſie dagegen von dem Brodneide der übrigen rohen Fiſchweiber ſich ſchon viel gefallen laſſen mußte und mancher gemeinen und tief verwundenden Stichelei ausgeſetzt war.

Unter Julchens eifrigſten Anbetern ſtand ein junger Lord vom nahe gelegenen Mühlendamme, *) Droſelchen genannt, oben an.

Männliche Schönheit zeichnete den Jüng-

---

*) So heißt zu Berlin eine lange Colonnade, unter der ſich eine Menge Kramladen, einer am andern, befinden; die Kommis oder Diener dieſer Laden nun pflegt man ſcherzweiſe Lords vom Mühlendamme zu nennen.

ling nicht aus, häßlich im hohen Grade, ſtellte ſich das Bürſchchen im Gegentheile dar; hagere ungemein ſchiefe Spindelbeine, eine Affenphyſiognomie und brennend rothe Haare, ließen bei Droſelchens Anblick an den Satyr des Alterthums erinnern, und ſein Benehmen war ſehr fade und lächerlich.

Deſſenungeachtet ließ Jettchen ſich des Lords Artigkeiten gefallen, denn das Kerlchen machte ihr Spaß und die Schalkhafte hatte ihn — zum Beſten.

Wenn Droſelchen ſich auch nur eine Minute abmüßigen konnte, ſprang er hinüber nach dem Markte zu dem reizenden Fiſchermädchen, und der ſchiefbeinigte Lord gab ſich überhaupt alle nur erdenkliche Mühe, Gnade vor den Augen der Jungfrau zu finden. Um ihr die Zeit zu vertreiben, verſah er ſie fleißig mit Büchern aus einer nahen Leihbibliothek, oder er überreichte Jettchen, indem er mit den ſchiefen Säbelbeinen komiſche Kratzfüße producirte, Blumen oder andern Tand.

Bei ſolchen Gelegenheiten belohnte das artige Fiſchermädchen den Pavian allerdings durch ein zufriedenes Lächeln oder ein paar verbindliche Worte, allein anderweitige kühne Hoffnungen, welche der Lord hegte, waren belachungswerth und eitel genug.

In der Anſtalt der Madame Moncrif hatte Jettchen niemals einen Roman geleſen, denn die verſtändige Erzieherinn ließ ſothane Bücher den Zöglingen nicht unter die Hände kommen, dagegen verſchlang jetzt das Fiſchermädchen die ſeltſamen Liebesgeſchichten, welche ihr der gefällige und aufmerkſame Mühlendammer Lord zuſchleppte, mit Heißhunger.

Dieſe ungeordnete Romanenlektüre übte aber einen ungemein nachtheiligen Impuls. Unſer junges unerfahrenes Fiſchermädchen, mit einer äußerſt lebhaften Phantaſie ohnehin ausgeſtattet, erzog ſich einen abentheuerlichen Sinn und überließ ſich allerlei ſchädlichen und ſchwindelnden Chimären; das erwachte nach und nach in Jettchen — das ſchöne Kind zählte nun bereits achtzehn Lebensjahre — eine heiße Sehnſucht, auch ſelbſt ein intereſſantes Romänchen zu ſpielen, und es hatte bisher nur an einem ſchönen jungen und unternehmenden Ritter oder Prinzen gefehlt, der auf dem kölniſchen Fiſchmarkte erſchienen wäre, um der Jungfrau Minne zu erwerben und ſie nach irgend einem Feenſchloſſe oder einem Zauberlande, zu entführen, wo ſie in goldenen Palläſten wohnen, in diamantnen Kutſchen fahren und nicht nöthig gehabt hätte, Fiſche zu verkaufen.

Nicht lange würde ſich Jettchen beſonnen haben, einem ſolchen Helden zu folgen, denn ſie war mit ihrer gegenwärtigen Lage höchſt unzufrieden, allein Droſelchen und ſelbſt ſchönern und liebenswürdigern Anbetern hatte es bisher nicht gelingen können, ihren Geſchmack anzuſprechen.

IV.

Alſo ſtand es mit unſerer Heldinn, als die Franzoſen nach Berlin kamen.

Der junge Lancieroffizier, welcher beim Einzuge vor Jettchens Fiſchkaſſe die Kopfbedeckung verlohren hatte und den ein Zufall ſein Quartier gerade bei ihrem Vater finden ließ, nannte ſich Löwenthal und war ein geborner Deutſcher, ein Rheinländer, nämlich.

War der Jüngling ſchon kein Prinz aus irgend einem Feenlande, ſo ſtellte er ſich dennoch ſchön wie Apoll, liebenswürdig wie Orpheus und ein kühner unternehmender Mavors dar.

Vom erſten Augenblicke an hatte der junge Offizier der reizenden Tochter ſeines Hauswirthes gleich viele zarte Aufmerkſamkeit bewieſen und auf Jettchen brachte er einen Eindruck hervor, wie früherhin noch kein Mann.

Der alte Vliet, als Beſitzer von drei Häuſern, wurde mit Einquartierung ungemein hart heimgeſucht, und er mußte ſich nothgedrungen entſchließen, einer alten Muhme den Verkauf der Fiſche auf dem Markte fürs erſte anzuvertrauen, indem bei ſolch geſtalteten Umſtänden nun Jettchens Gegenwart zu Hauſe unumgänglich nothwendig war, da das Mädchen der franzöſiſchen Sprache ganz mächtig war und durch dieſe Kenntniß für des alten Vaters Intereſſe bedeutſam wirken konnte.

Löwenthal war nun häufig mit der reizenden herrlich blühenden Jungfrau allein, und er wußte ſothane günſtige Gelegenheiten ungemein umſichtig zu nutzen, denn der ſchöne Offizier war nichts weniger als Laie in erotiſchen Gefilden und ein feiner Weiberkenner.

Jettchens Herz hatte bereits für den Lieutenant geſprochen; das lebhafte feuerige Mädchen liebte zum erſten Male in ſeinem Leben und ihm wohnte ein hochromantiſcher Sinn bei. Was war wohl natürlicher, als daß zwiſchen dem Fiſchermädchen und dem jungen feindlichen Offizier ein zärtliches Verhältniß ſich ungewöhnlich ſchnell geſtalten und mit Rieſenſchritten gedeihen mußte? —

Der alte Vliet, nur ſelten zu Hauſe, wurde der einzigen Tochter Neigung ſpät genug inne, allein die endlich gemachte Entdeckung erfüllte den Vater mit Schreck und Gram. Der ehrliche Mann war ein braver Patriot und ein geſchworener Franzoſenfeind, der ſtreng auf Sittſamkeit hielt, daher war ihm ſchon der bloße Gedanke, daß die einzige geliebte Tochter in den Netzen des fremden Offiziers ſich verſtricken könnte, furchtbar.

Liebreich und rührend ſprach er mit Jettchen, allein zu entſcheidend war das leichtſinnige reizbare Mädchen ſchon von den heftigſten und blindeſten aller Leidenſchaften umgangen, als daß des Vaters Worte Eindruck hervorzubringen vermocht hätten, und gerade trugen die Hinderniſſe, welche ſich nun ihrer Liebe entgegen zu ſtellen drohten, nur dazu bei, das romantiſche Fiſchermädchen enger noch an den Offizier zu feſſeln.

Vliet hatte einen Jugendfreund, **Vetter Michel** genannt, dem er in allen Dingen unbedingtes Zutrauen zu ſchenken gewohnt war.

Einem und demſelben Elemente hatten beide Männer ihren Wohlſtand zu danken; ſie konnten Kunſtverwandte heißen; denn Vetter **Michel** war Schiffer und beſaß einen eigenen ſogenannten **Spree-Kahn**, auf welchem er häufig Kaufgüter nach Polen ſchaffte, einen eigenen kleinen Handel auch führte, und ſo ein ſehr vermöglicher Mann geworden war.

Vetter Michel war auf dem Strome geboren, erzogen und alt geworden; ſein Aeußeres ſchon ließ auf die Beſchaffenheit der Seele ſchließen.

Ein unterſetzter derber Bau, groß-ſinn
Züge und ein ſtieres nichtsſagendes
waren charakteriſirende Züge der Figur.

Ungemein rüde Sitten, Leuten di
Art gewöhnlich eigen, Unwiſſenheit, ſchmu
ger Eigennutz u. ſ. w. wohnten dem Schi
in einem hohen Grade bei.

Ein viel beſſer gearteter und mehr mo
raliſch guter Mann blieb dagegen der Fiſch
Vliet, auch zeichnete er ſich durch geſunde
Menſchenverſtand mehr noch aus, allein hi
ſichtlich eigentlicher Geiſtesbildung hatte e
ſich keinesweges über den rohen Michel be
deutſam erhoben.

Der Fiſcher war nun einmal gewohnt, dem Schiffer bei jeder Gelegenheit ſein Herz auszuſchütten, und ſo kam es denn, daß er ihm die Liebſchaft der Tochter mit dem franzöſiſchen Offizier klagte. Vetter Michel erwiederte ſehr erboſt: „Na, ſagte ich es nicht immer, da ſiehſt Du es nun ſelbſt, was bei der vornehmen franzöſiſchen Erziehung heraus kömmt; hätteſt Du die Jette lieber brav kochen, waſchen, nähen und plätten lernen laſſen, wie es eines Bürgers Tochter zukömmt, würde ſie Dir nun nicht ſolche Spähne machen, und weißt Du wohl, fuhr der Schiffer redend fort, daß es mich doppelt verdrießen muß, die Dirne ſo ſchlecht ſegeln zu ſehen, denn ich muß Dir nur geſtehen, daß ich ſelbſt längſt ein Auge auf die Jette habe, denn ich bin des ledigen Lebens allgemach ſatt.“

Vliet ſtutzte, denn hatte er ſchon gegen einen Eydam, wie Vetter Michel war, nichts einzuwenden, ſo ließ er doch den Umſtand nicht unbeachtet, daß der Freier bereits längſt das funfzigſte Lebens-Jahr überſchritten hatte, und Jettchen deren noch nicht zwanzig zählte. Der ehrliche Mann machte den Schiffer auf dieſe bedeutſame Verſchiedenheit des Alters aufmerkſam, allein laut lachend ſprach Michel: „Biſt doch ein altes närriſches Haus! ſollteſt doch aus Erfahrung am Beſten ſelbſt wiſſen daß unſereiner, der von Jugend auf in freier Luft umher ſich treibt und tüchtig die Knochen rührt, im funfzigſten Jahre gewöhnlich noch rüſtiger iſt, als mancher zwanzigjährige Berliner Windbeutel, der, hinterm Ofen ausgeſchloſſen, gleich krepiren will, wenn ihm einmal ein rauher Wind um die Ohren pfeift."

Der Schiffer hatte unwillkührlich den rechten Punkt getroffen, denn es war eine Schwachheit des alten Vliet, daß auch er ſich auf ſeine unwandelbare feſte Geſundheit gerne viel zu gut that; wohlgefällig ſchmunzelnd antwortete er daher: „Hm, Michel! magſt ſo Unrecht wohl nicht haben, denn ich muß geſtehen, obwohl ich noch ein paar Jährchen älter bin, als Du, hätte ich, müßte es ſeyn, hol' mich der Henker! auch noch die Courage, ein zwanzigjähriges Mädchen zu nehmen, und ich hätte nichts dagegen, würde mein Jettchen Deine Frau, indeß — fügte der Alte bedächtig noch bei — ſie iſt mein einziges Kind, zwingen mag ich ſie nicht, und daß ſie freiwillig die

Hand

Hand Dir reicht, zweifle ich gar ſehr, denn Du weißt wohl, ſie kann Dich nicht groß leiden."

Der Schiffer ſchrie: „Ei, dummes Zeug! wer wird 'n Mädel fragen, welchen ſie haben will; ſie muß — und iſt ſie nur erſt meine Frau, ſollſt Du ſehen, ich werde fertig mit ihr."

Allein Vetter Michel mochte ſprechen und machen was er wollte, Vliet blieb zuvörderſt mit Feſtigkeit dabei ſtehen: er wolle ſein Kind zu keiner Heyrath zwingen, jedoch ſagte er dem Schiffahrer Jettchens Hand auf den Fall zu, wenn ſie ſelbſt es zufrieden ſeyn würde.

V.

Dem ängſtlich beobachtenden Vater entging indeß nicht, daß des reizenden verliebten Töchterleins Leidenſchaft zu dem Offiziere der Feinde mit jedem Tage wuchs. Mit Recht befürchtete der alte Mann vielerlei Nachtheiliges, was aus dieſem unſeligen Verhältniſſe für Jettchen hervorgehen könnte, und als er gerade mit ſich zu Rathe ging, welches Mittel das zweckmäßigſte ſeyn möchte, die Liebenden zu trennen und ihnen zu einer ehelichen Vereinigung jede Hoffnung abzuſchneiden, entfernten Dienſtgeſchäfte den Lieutenant Löwenthal auf einige Wochen aus Berlin.

Wohl ſah Vliet ein, daß die Abweſenheit des Offiziers die günſtigſte Gelegenheit darböte zu handeln, allein er blieb unſchlüſſig, was er beginnen ſollte. Anfangs war der Fiſcher willens geweſen, Jettchen vorerſt nach Oſtpreußen zu einem Verwandten zu ſenden; allein dann ſagte er ſich wieder ſelbſt: „Gelingt es dem Lieutenant, des Mädchens Aufenthalt zu erfahren, was beinahe nicht zu bezweifeln iſt, da die Liebenden auf ſolche Fälle ſicher Abreden getroffen haben, ſo ſetze ich mein Kind vielleicht noch größeren Gefahren aus und bereite ſelbſt ſeinen Untergang vor.“

Unſchlüſſig, wie er war, vertraute ſich Vliet neuerdings dem Vetter Michel an, und der that den Ausſpruch: „das einzige und ſicherſte Mittel dem Wetterfranzoſen die Jette aus den Zähnen zu räumen, iſt und bleibt, Du giebſt ſie mir zur Frau; wie geſagt, ſie zur Räſon zu bringen ſey meine Sache, und läßt der Offizier es ſich einfallen auf meinen Kahn zu ſchleichen, ſo ſchlag' ich ihn mit der Ruderſtange todt und ſchmeiß ihn in die Spree, ich werde es ſchon pfiffig machen und dann kräht darnach kein Hahn.“

Der Fiſcher hatte ſich allmählig an den Gedanken gewöhnt, die Tochter mit dem Schiffer zu verbinden, und die Verlegenheit, in der ſich der arme Mann nun befand, ließ ihn wünſchen, Jettchen möchte in eine Verbindung einwilligen, welcher zu andern Zeiten und unter andern Verhältniſſen der Vater vielleicht ſelbſt keinen Vorſchub geleiſtet hätte.

Nach langem Sinnen ſprach Bliet endlich: „Na Vetter! weißt Du was? — verſuche einmal Dein Glück, wenigſtens kann es nichts verſchlagen; frage ſelbſt mein Mädchen, ob ſie Dein Ehegemahl werden will.“

„Nu ſiehſt Du wohl, ſchrie der Schiffer triumphirend, hab' ich es mir doch gleich gedacht, Du werdeſt noch klug werden am Ende.“

Schüchterne Blödigkeit war Vetter Michels Fehler gerade nicht; Jettchen befand ſich auf ihrem einſamen Kämmerlein und ſpielte mit der ſchönen kaſtanienbraunen Locke, welche ſie dem Geliebten am Tage vor ſeiner Abreiſe abgeſchnitten hatte, da pochte es ungeſtüm an die Thüre, und dem erſchrockenen Mädchen blieb kaum noch ſo viele Zeit übrig, die Locke im Buſen zu verbergen, denn der Schiffer trat raſch und ohne Umſtände ſogleich in die Stube.

Das Fiſchermädchen war ob des unerwarteten Beſuches nicht wenig erſtaunt, doch fragte es gütig lächelnd: Nun, Vetter! was beliebt?

Michel drehte die Pudelmütze mit der einen Hand und kratzte mit der andern hinter dem Ohre, ſprach aber dabei ganz keck und unverzagt: „Hör Sie 'n mal Muhme! Sie gefällt mir und hat mir immer gefallen“ —

Lachend unterbrach Jettchen den Sprecher mit den Worten: „Ei ungemein ſchmeichelhaft, übrigens erfahre ich da eine große Neuigkeit, auf welche ich nimmermehr gefaßt war, und — was weiter?“

„Na, hub der Schiffer wieder an, wenn Sie noch nichts merkt, muß Sie vernagelt ſeyn und da muß ich mich näher wohl erklären: Höre Sie, ich habe Ihr man ein großes Glück und eine Ehre zugedacht, Sie ſoll meine Frau werden!“

Unſere Heldinn entfärbte ſich doch ein wenig, dann aber erwiederte ſie ſpitz: „Vetter! Er iſt wohl nicht recht klug; mein Vater könnte Er ja ſeyn, und wäre dieſes auch nicht, wir Zwei paßten nimmermehr für einander.“

Dieſe Abfertigung nahm der Schiffer äußerſt übel, und zornig rief er aus: „O man weiß es wohl, der Jungfer ſteckt der verfluchte Franzoſenkerl im Sinne, allein das laß Sie ſich man vergehen, den kriegt Sie nicht, ſo lange Ihr Vater und ich noch leben.“

Vliet hatte die Unterredung in einer Nebenſtube mit angehört, nun trat auch er hervor und gütig ſprach er zu Jettchen: „Kind! bange nicht, keinen Mann will ich Dir gewaltſam aufdringen, nur verſprich mir von dem Offizier zu laſſen, der Deines Lebens Unglück doch nur machen würde.“

Oft hatte das Fiſchermädchen in den vielen Romanen, welche es geleſen, ähnliche Situationen gefunden, und pathetiſch ſprach die rei zende Romanprinzeſſinn nun: „Ewige Treue habe ich dem Geliebten geſchworen, und eher werde ich den Tod erleiden, denn jene heiligen Schwüre brechen.“

Höhniſch bemerkte Vetter Michel: „Na, hörſt Du es doch ſelbſt, ſie will über Gewalt eine Franzoſenh*** werden.“

Der alte Fiſcher wurde nicht leicht erboſt, allein gerieth er einmal in Zorn, war es um ſeine Beſinnung geſchehen und auch er überließ ſich viehiſcher Roheit dann.

Die hämiſche Bemerkung des Schiffers hatte Vliets bürgerlichen Stolz empört, und er vergaß ſich ſo ſehr, daß er, zum erſten Male in ſeinem Leben, die Tochter ſchlug.

Kaum ſah dieſes der rüde Michel, da erwachte plötzlich ſeine ganze Beſtialität; er zog ein Ende Schiffsthau, welches er immer in der Taſche ſeiner Jacke zu tragen pflegte, hervor, und hieb mit demſelben, grob ſchimpfend, unbarmherzig auf das arme zarte Mädchen los.

Unbeſchreibbar war Jettchens Schreck, und vom Schmerz überwältiget, wimmerte ſie endlich: Man tödte mich nur nicht, ich will ja gerne den Vetter heyrathen.“

Dieſe Worte verfehlten ihren Zweck nicht; die wüthenden rohen Männer ſtellten ſogleich ihre Mißhandlungen ein und Michel ſprach: „Warum ſagte es die Jungfer denn nicht gleich, daß ſie mich haben will; hätte ſich alle Schmiere erſparen können.“

VI.

Man weiß es recht wohl, daß mancher Leſer jene empörende Scene, welche wir ſo eben ausführten, eine unwahrſcheinliche nennen wird; allein nur diejenigen können alſo urtheilen, welche niemals weder Luſt noch Gelegenheit gehabt haben, die Leidenſchaften und derſelben rohe Ausbrüche gewiſſer Volksklaſſen zu beobachten und pſychologiſch zu ſtudiren.

In einer eigenthümlichen Sphäre der Menſchheit gehören ſolche Auftritte, wie der erzählte, keinesweges unter die Seltenheiten.

Große Standhaftigkeit hatte unſere Heldinn bei jener Gelegenheit freilich nicht dargeſtellt, allein welches zarte und fein gebildete Mädchen hätte wohl in ſothaner Situation größern Heroismus entwickelt?

Man hielt Jettchen ſogleich beim Worte, ſie ſollte über Hals über Kopf den rüden Schiffern nun heyrathen.

Das Fiſchermädchen war feſt entſchloſſen zu entfliehen, allein ſie ſah ſich ſo ſtrenge bewacht, daß der Plan durchaus nicht auszuführen war.

Der alte Bliet, nachdem ſich ſein Blut abgekühlt, ſchämte ſich zwar ob ſeines leidenſchaftlichen Benehmens gegen das einzige geliebte Kind, und er grollte auch insgeheim dem rohen Schiffer; allein wenn ungediegene Menſchen ſich ſchämen müſſen, iſt das ſchlimm, die eigene Schmach erbittert und eine falſche Scham verhindert ſie, Unrecht wieder gut zu machen; zudem hatte Vetter Michel nun einmal des Fiſchers Wort, und ſeine Verſprechen pflegte Vliet ſtreng zu halten.

Mit ungemeiner Eile betrieb der Schiffer ſeine vorhabende Verbindung mit dem reizenden Fiſchermädchen; ſchon war das ungleiche Paar ein für allemal in der Kirche aufgeboten, — denn der ſonſt geizige Michel hatte kein Geld geſpart, Diſpenſation zu erlangen — und die Tage der Verlobung und der förmlichen Vermählung, welche jener raſch folgen ſollte, waren angeſetzt.

Das ſchöne Jettchen weinte ſich die Aeuglein roth, allein noch hoffte ſie auf die Rückkehr des geliebten Lancierlieutenants; aber die Zeit, zu welcher Löwenthal ſein Wiedereintrefſen in Berlin verſprochen hatte, war verfloſſen und der Offizier erſchien nicht.

Der ſchreckliche Tag, welcher das arme Fiſchermädchen auf immer mit ehernen Ketten an den alten unausſtehlichen Michel feſſeln ſollte, war angebrochen; ganz ſtille und in Gegenwart weniger Zeugen nur ſollte die Feierlichkeit in des alten Vliets Hauſe ſtatt finden.

Nachdem der Prediger, die Trauung zu vollziehen, ſich eingeſtellt hatte, nahm der Schiffer Jettchen bei Seite, er zeigte ihr das gefürchtete Tau, welches er unter dem Bratenrocke verborgen hielt, indem er ſprach: „Jungfer Braut! macht Sie mir im Geringſten jetzt Speranzien nur, ſo ſchlage ich Sie, hol mich der Teufel! vor der ganzen hochlöblichen Verſammlung mauſetodt, es mag daraus auch werden, was da will.“

Mit dieſen Worten ergriff er des armen Mädchens Hand und ſchleppte es vor den Tiſch, hinter welchem der Prieſter in ſeinem Ornate das Paar erwartete.

Mehr todt als lebendig folgte das unglückliche ſchöne Kind; es war in einen Zuſtand ſtarrer Lethargie gerathen, denn immer hatte es bis jetzt noch gehofft, der ſonſt gute Vater werde ſo hart nicht ſtrafen.

Indeß, die Handlung begann; Jettchens Sinne ſchwanden, kein leiſes Ja entfloh den üppigen koſtgten Lippen, man reflektirte darauf nicht; jetzt war der Akt vollzogen, der ekelhafte Schiffer ſchloß die ihm Angetraute in ſeine Arme und drückte einen geiſernden Kuß auf die blühende Wange; mit einem lauten Schrei ſank die Arme ohnmächtig zuſammen.

Ungemein ſtill und freudenlos wurde das Hochzeitsfeſt begangen; die Braut war auf ein Bett gebracht worden und noch vor Mitternacht empfahlen ſich die wenigen Gäſte.

Vetter Michel forderte die junge Frau auf, ihm auf ſeinen Kahn zu folgen; einen Stein hätte Jettchens Schluchzen erbarmen müſſen, nun brach auch — doch zu ſpät — des alten

Vaters Herz. Er ſchloß die Tochter, gänzlich verſöhnt und tief gerührt, in ſeine Arme; ſie bat nur eine Nacht noch im väterlichen Hauſe weilen zu dürfen, allein der rohe Schiffer wollte davon nicht hören; ſeine Rechte geltend machend, riß er die Gattinn an ſich, ſchleppte ſie nach dem bereit ſtehenden Wagen und fuhr mit ihr von dannen.

Unfern der Pomeranzenbrücke hielt der Kutſcher ſtill; denn in jener Gegend lag auf der Spree Michels Kahn vor Anker; neuerdings war Jettchen ohnmächtig geworden, doch der rüde Schiffer trug ſie auf ſeinen ſennigten Armen nach der engen, ſchmutzigen, durch ein Oellämpchen ſparſam erleuchteten Kajütte, wo er ſie unſanft auf das bereitſtehende Bette fallen ließ.

Schrecklich war unſerer Heldinn Erwachen, und die Leiden ihrer Brautnacht auszumalen wird ſelbſt eine dürftige Phantaſie vermögen.

VII.

Vetter Michel wollte eine Ladung nach Danzig bringen, doch bevor er dieſelbe einnehmen konnte, verſtrichen noch einige Wochen und dieſe waren der jungen Schiffsfrau — Flitterwochen.

Der rüde Spreefahrer pflegte Tage, an welchen er ohne Beſchäftigung ſtille lag, in Tabagien bei Trunk und Spiel hinzubringen, und die vollzogene Heirath war nicht im Stande, die gewohnte Lebensweiſe zu umwandeln; doch war Michel eiferſüchtig und hatte Furcht vor der Ankunft und den Nachforſchungen des franzöſiſchen Lancierlieutenant, daher ſchloß er, wenn er ſeinen Vergnügungen nachgingt, die junge Frau in die Kajütte ein, und der alte ihm ergebene Schiffsknecht ſammt einer großen grimmigen Dogge mußten noch zum Ueberfluſſe auf dem Kahne Wache halten.

Gewöhnlich erſt ein paar Stunden nach Mitternacht kehrte Michel wohlbezecht zu ſeinem Fahrzeuge zurück; Jettchen mußte wachend ihn erwarten, das Abendbrodt warm zu erhalten; und nun belieben fühlende Leſer zu erwägen, wie dem unglücklichen, zarten, in einer feinen Erziehungsanſtalt aufgewachſenen Weſen zu Muthe ſeyn mußte, wenn es den alten, rohen Schiffer ſchmeichelnd in die Arme ſich winden mußte, deſſen Odem von ſtinkendem Branntweingeiſte geſchwängert, ihr ſtets Ohnmachten zu verurſachen dräute.

Keine Feder und kein Pinſel vermögen Jettchens Qualen in jener Zeit zu ſchildern; ihr Zuſtand war ein verzweiflungsvoller und oft, wenn nun ihr tyranniſcher Gatte, vom Rauſche beſiegt, in tiefem Schlummer lag, ſtiegen in des Weibchens Seele ſchwarze Gedanken auf; ſie wollte dem Ungethüm, das ihres Lebens Glückſeligkeit zerſtört hatte, das Meſſer in den Buſen ſtoßen, und nach geſchehener blutiger That ſelbſt dazu über Bord ſpringen und in den Fluthen der Spree ein verhaßtes Daſeyn enden; glücklicherweiſe hielt ihr guter Genius die Heldinn dennoch ſtets zurück, den furchtbaren Entſchluß auszuführen; auch hatte die Hoffnung, welche nimmermehr aus der Sterblichen Buſen weicht, die Leidende nicht verlaſſen; ihre romantiſche Liebe zu Löwenthal hatte eher an Stärke gewonnen als verloren, eine geheime Stimme flüſterte ihr oft leiſe zu, der Geliebte werde ſie aus dieſer Hölle erretten; ſelbſt ihrer Lektüre hatte die junge Frau der unausſtehliche Michel beraubt; er warf alle Bücher, welche ihr eigenthümlich angehörten über Bord, indem er ſprach: „Jette! ich meine es gut, denn der Jux iſt es gerade, der Dir den Kopf verdreht hat.“ Dieſesmal freilich mochte der Barbar ſo ganz Unrecht nicht haben; denn ſchreibt man ſchon ſelbſt Romane, ſo glaubt man dadurch gerade nicht ein erſprießliches Werk zu vollbringen, indeß ſothane Büchlein ſind einmal nothwendiges Uebel geworden, und

darum

darum muß es Romanſchreiber ſo gut als Krieger geben.

Die Bibel war das einzige auf dem Fahrzeuge vorhandene Buch, und das unglückliche Jettchen, ans Leſen einmal gewöhnt, pflegte, wenn ſie in der Kajütte verſchloſſen, ihren Kahntyrannen zur nächtlichen Zeit erwartete, wohl das heilige Werk vor ſich hin zu legen, allein zum eigentlichen Leſen kam es ſelten; das braungelockte Köpſchen in die runde kleine Hand geſtützt, baute die mißvergnügte junge Schifferfrau Luftſchlöſſer und überließ ſich allerlei Chimären, und wenn draußen die Dogge anſchlug oder ein anderes zufälliges Geräuſch entſtand, pochte das Herzlein ſchneller unter dem üppigen Buſen, und Jettchen dachte dann immer: jetzt naht der Geliebte, dich zu befreien mit gewaffneter Hand; aber ach! alle Hoffnungen dieſer Art blieben eitel, der Lancierofſizier ließ keine Spur von ſich blicken, die arme Gefangene in der Kajütte aber lebte wie ausgeſchieden von der Welt, ſelbſt den

Vater hatte ſie, ſeit dem unſeligen Hochzeitstage nicht mehr geſehen; er lag krank darnieder, und nicht Thränen, nicht ſchmeichelnde Bitten konnten Micheln bewegen, die junge Gattinn ans Land ſteigen zu laſſen; er antwortete ſtets: „Nein, Jette! ich bin Deiner Treue lange noch nicht gewiß, und bevor dieſes nicht iſt, müßte ich ein rechter Eſel ſeyn, das Vöglein aus dem Bauer ſchlüpfen zu laſſen.“

Ein paar Mal vermochte es die lebhafte junge Frau nicht länger ſich zu mäßigen; ſie drang mit Vorwürfen auf den despotiſchen Gatten ein und machte Miene ihm in die Haare zu fallen, allein der ſtarke Michel griff in ſolchen Fällen immer ſogleich nach dem Taue und übte an der ſchönen Rebellinn dermaßen harte Schiffsdiſciplin, daß ihr jede Luſt, neuen Aufruhr zu verſuchen, am Ende gänzlich verging.

* * *

VIII.

Nun hatte der Schiffer ſeine Ladung eingenommen; der Tag zur Abfahrt war beſtimmt.

Jettchen mochte weinen und die runden Händchen winden ſo viel ſie wollte, ihr wurde nicht verſtattet vom kranken Vater Abſchied zu nehmen. Der alte Michel ſprach: „des Vaters gerechter Zorn hat ſich noch nicht gelegt, er läßt Dir rathen, wenn Du ihn verſöhnen wolleſt, Gutes zu thun und eine wackere Schifferfrau zu werden, auch Dein ſauberer Geliebter, der franzöſiſche Lanzenoffizier, fügte der Barbar grinzend bei, iſt wieder hier; er ſcheert ſich den Teufel um Dich, ſiehſt Du, was Du für eine dumme Putte warſt, dem zu vertrauen, die Soldaten machen es alle ſo, es heißt bei ihnen: Ein ander Städchen, ein ander Mädchen, und der Kerl hat ſich richtig auch ein Menſch mitgebracht, die er aus Frankfurt entführte."

Zwar glaubte Jettchen von Allem kein Wort, was der boshafte Michel berichtet hatte, allein er ärgerte ſie dennoch ungemein; auch wußte ſie in der That nicht, was ſie von dem Geliebten denken ſollte. Ihr ſchreckliches Loos konnte ihm doch unmöglich unbekannt geblieben ſeyn, und warum machte er keinen Verſuch ſie zu retten? — doch Liebe pflegt immer auch gerne wieder den geliebten Gegenſtand zu entſchuldigen und verbannt aufgeſtiegenen Argwohn bald; die unglückliche Frau tröſtete ſich alſo: „Vielleicht haben die Geſchäfte des Dienſtes dem armen Jungen noch nicht erlaubt, nach der Hauptſtadt zurück zu kehren, wie wird er trauern, wie voll Verzweiflung wüthen, wenn er ſeines theuern Mädchens Verluſt inne wird, ach! und wie ſehr vielleicht mich verkennen! oder, ſagte ſich Jettchen ein andermal wieder, vielleicht ſcheiterten alle Verſuche Löwenthals, mich aus dem Fahrzeuge zu entführen, an der Wachſamkeit Michels, ſeines Knechtes und des Hundes, jener ſo ſehr grimmigen Beſtie, wer weiß, ob der kühne Jüngling mich nicht noch im letzten Augenblicke befreit?“ —

Des andern Tages, bevor noch der Morgen graute, lichtete Michel den kleinen Anker, das Segel wurde aufgezogen; ein günſtiger Wind wehete und das Fahrzeug ſchwamm den Strom lang. Als es heller wurde hatte man den Oberbaum bereits im Rücken; Jettchen blieb noch in der Kajütte verſchloſſen; immer mehr und mehr verloren ſich die Thürme der Vaterſtadt aus ihren Augen; ſie ſtand am kleinen Kajüttenfenſter, troſtlos ſchluchzend und die Händchen ringend.

Ungemein beſchleunigte Michel die Reiſe; es ſtürmte und hagelte, allein der Wind blieb günſtig; den ganzen Tag und ſelbſt während der Nacht größtentheils wurde gefahren. Einige Meilen hatte man kaum zurückgelegt, da wurde die Kajütte aufgeſchloſſen und Jettchen ihrer gefänglichen Haft entlaſſen, denn Michel war nun ſicher, daß die junge unzufriedene Gattinn ihm auf des Stromes Mitte nicht mehr entfliehen konnte.

War die lange Gefangenſchaft in der engen niedrigen Hütte beſchwerlich genug geweſen, ſo hatte die junge Schifferfrau nun nichts deſtoweniger Urſache, ihre traurige Freiheit zu ſegnen.

Ging Noth an Mann, mußte ſie mit angreifen, wenn das Segel aufgezogen oder niedergelaſſen wurde, oder andere ſchleunige Verrichtungen auf dem Fahrzeuge vorgenommen werden mußten; Michel ſtand am Steuer und Jettchen mußte nicht ſelten die Arbeiten des Knechtes unterſtützen. Sauer genug wurde dem zarten Weſen ſolch ungewohntes ſchweres Wirken, nicht ſelten ſchwollen und bluteten die weichen Händchen, allein der rüde Michel nahm davon keine Notiz, und zeigte ſich das Weibchen mißlaunigt oder übelwollend, gleich griff er nach dem furchtbaren Taue.

Wenn es regnete und ſtürmte und der Kahn oft halb voll Waſſer ſtand, ſah ſich die reizende Schifferfrau gezwungen bis an die ſchönen runden Kniechen in demſelben umher zu wachen, um bald dem rohen Ehegemahl, bald — demüthigend genug — dem Schiffsknechte Branntwein oder andere Nahrung zu reichen.

Legte der Kahn zuweilen auf einige Stunden an, mußte Jettchen vom Vordertheile des Fahrzeuges aus — angeln, denn Herr Michel liebte ungemein ein Gericht friſcher Fiſche zu ſpeiſen.“

Auf das Angeln verſtand ſich das ehemalige Fiſchermädchen recht wohl und es blieb ihr dieſes auch noch eines der angenehmſten Geſchäfte.

Biß ein Fiſchlein an und hatte es Jettchen an der Schnur aus dem Strome gezogen, dann pflegte ſie, indem ſie die Beute vom Angeleiſen losmachte, wehmüthig lächelnd, leiſe für ſich hin zu ſprechen:

Ich fühle armes Fiſchlein deinen Schmerz,
Denn ach! es blutet auch mein eigen Herz.

IX.

Schon am zweiten Tage der Waſſerreiſe hatte unſere Heldinn über der Decke der niedern Kajüttenſtube ein ſeltſames Kniſtern und Knaſtern vernommen; erſchrocken fragte ſie: „Mein Gott! was iſt das?“ Lachend erwiederte Michel: „Beruhige Dich, es hauſt ein Paſſagier, den ich eingenommen, auf dem engen Boden unſerer Kajütte; er iſt ein polniſcher Jude, aber ſonſt ein ſtiller braver Menſch, der mich im Voraus recht gut bezahlt hat, er will bis Danzig mit uns fahren, hat aber verſprochen, nicht beſchwerlich zu fallen.

Jettchen hatte von jeher eine große Averſion gegen Leute dieſer Art, und wenn ſie in ihrer unglücklichen Lage noch auf andere Dinge hätte reflektiren mögen, ſo wäre ihr gewiß die Nähe eines polniſchen Juden ungemein widerlich geweſen, allein jetzt hörte ſie dieſe Nachricht mit Gleichmuth an. Der Paſſagier war ein großer Mann mit einem langen ſchwarzen

Barte; der Schlafpelz, in den er ſich beſtändig bis an die Naſe hüllte, und die große tief herabgezogene Pudelmütze ließen ſeine Geſichtszüge nicht unterſcheiden; übrigens hielt der Jude ſein Wort, Niemanden auf dem Kahne beſchwerlich zu fallen, ehrlich; für ſeine Verpflegung mußte er verabredetermaßen ſelbſt Sorge tragen und ſelten nur kroch Iſraels Sohn aus dem ihm angewieſenen Loche über der Kajütte hervor, und geſchah es, um friſche Luft zu ſchöpfen, auch zuweilen auf kurze Zeit, ſo hielt ſich der Jude von Jedermann entfernt und ſprach nicht eine Sylbe; unſer reizendes Jettchen vermochte die lange, ſeltſame und geheimnißvolle Geſtalt nicht ohne ein geheimes Grauen anzublicken.

Nach einer mehrtägigen Fahrt hatte der Kahn endlich die Weichſel erreicht. Eines Abends ließ Michel unſern einer kleinen polniſchen Stadt anlegen. Er ſprach zu der Gattinn: „Höre Jette! ich habe in jener Stadt Geſchäfte und muß ſelbſt den Knecht mitnehmen; wir kehren erſt morgen gegen Mittag zurück, doch Du haſt nichts zu befürchten, ich werde Dich, damit Dir mein Zuckerpüppchen kein Leid widerfährt, in der Kajütte verſchließen, Sultan bleibt hier und bewacht den Kahn.“

Gleichgültig hörte die junge Frau die Beſtimmung an, Michel verſchloß die Thür der Kajütte und Jettchen ſah durch das Fenſter mit an, wie der Schiffer und ſein Knecht zwei große und ungemein ſorgfältig verſteckt geweſene ſchwere und ſtrotzende Säcke hervorzogen.

Die Männer luden die Säcke auf die Schultern, ſtiegen ans Land und verſchwanden mit ihrer Laſt.

Ein Schleichhandel war es, den der ſaubere Michel ſeit Jahren ſchon nach jener polniſchen Stadt unterhielt; und die finſtere Nacht blieb beſtimmt, die Waaren auf wohlbekannten Wegen einzuſchwärzen.

Unſere Heldinn war froh, ſich einmal ungeſtört und allein ihrem Schmerze und Gedanken überlaſſen zu können. Sie zündete das Lämpchen an und ſetzte ſich, das ſchöne Köpfchen wieder in die Hand geſtützt, in der Kajütte bequemſtes Winkelchen.

Kaum mochte ſie eine Viertelſtunde alſo geſeſſen haben, da hub plötzlich der Paſſagier über ihr heftig an zu pochen. Jettchen fuhr erſchrocken auf und rief ängſtlich aus: „Nun, was giebt es, was will Er denn?“

Der Paſſagier erwiederte: „Ach mein theuerſtes Jettchen! endlich iſt der längſt erſehnte Augenblick gekommen, daß wir uns allein auf dem Kahn befinden und daß ich es wagen darf, mich Dir zu erkennen zu geben.“

Wie freudig erſchrak nun das Weibchen, ſie erkannte Löwenthals, des Geliebten Stimme, und voll Entzücken rief es mit bebender Stimme: „O mein Wilhelm! ſo haben die zuverſichtlichen Hoffnungen, die geheimen Ahnungen der Liebe alſo doch nicht betrogen?“

Der Paſſagier in der Höhe ließ ſich wieder vernehmen: „Längſt war ich auf dieſen Augenblick vorbereitet, ich habe mit Vorſicht zwei Bretter hier los gemacht, gleich, Geliebte! bin ich unten bei Dir.“

Es entſtand ein Geräuſch; die Decke der Kajütte öffnete ſich und mit einem Satze war der kühne Abentheurer bei Jettchen.

Löwenthal hatte den falſchen Bart, Schlafpelz und Pudelmütze von ſich geworfen, in eleganter Jägertracht gekleidet, lag er in der Geliebten runden Armen, an ihrer freudig wogenden Bruſt.

„Aber,“ fragte Jettchen, „einem Wunder gleicht Dein Erſcheinen, befriedige vorerſt meine Neugierde nur.“

„Du ſollſt alles erfahren,“ antwortete Löwenthal, „doch jetzt dringen die Minuten. Haſt Du Muth, Deine ſchmählichen Feſſeln zu brechen und mit mir, mit dem Jünglinge, der Dich über alles, der Dich ewig liebt, zu fliehen?"

„Ich folge Dir auf der Stelle und wäre es in die Hölle," rief die lebhafte Schwarzbrünette mit funkelnden Augen.

„Wohl," ſprach der Offizier, „ſo laß uns keinen Augenblick verlieren, aber," fügte er mit bedenklicher Miene bei, „mir fehlt es leider gerade an baarem Gelde."

„Hm," antwortete Jettchen, „der böſe Michel hat, als ich gezwungen ſeine Frau werden mußte, von meinem Vater zuvörderſt einige tauſend Thaler erhalten. Ich weiß, daß er das Geld hier im Koffer zu liegen hat, und mache mir kein großes Gewiſſen daraus, davon ſo viel zu nehmen als uns vor der Hand Noth thut."

„Ganz Recht! vortrefflich!" jauchzte Löwenthal, und mit Hülfe eines Beiles, welches ſich glücklicherweiſe in der Kajütte vorfand, machte er ſich ſogleich daran, den Koffer gewaltſam zu erbrechen.

Auf das dadurch verurſachte Geräuſch kam Michels großer treuer Hund an die Kajütte und fing an furchtbar zu bellen und zu ſpektakeln; der Offizier zog ein Terzerol, öffnete das kleine Fenſter und ſchoß ſo glücklich nach der Dogge, daß ſie augenblicklich mit zerſchmettertem Gehirne lautlos am Verdecke liegen blieb.

Man fand im Koffer 200 blanke Friedrichsd'or, bedeutſamere Summen aber in Silbergeld. Löwenthal wollte ſich gleich des ganzen Schatzes bemächtigen, allein Jettchen widerſtrebte voll Zartgefühl ernſthaft dieſem Vorhaben, nur den Beutel mit Gold durfte der Geliebte zu ſich ſtecken.

Durch einen derben Fußtritt öffnete Löwenthal die Thür der Kajütte; die Liebenden hoben den kleinen Nachen aus dem Fahrzeuge, ſetzten ihn ins Waſſer, ſprangen hinein, ergriffen die Ruder, durchſchnitten die Weichſel und landeten glücklich am jenſeitigen Ufer.

Um nicht auf ſeine Spur zu leiten, brauchte der Offizier die Vorſicht, den Nachen vorerſt mit Steinen zu füllen, dann Löcher in den Boden zu ſchneiden und ihn auf dieſe Art im Strome zu verſenken.

Nachdem dieſes geſchehen, floh das Pärchen Arm in Arm mit geflügelten Schritten landeinwärts.

X.

Michel hatte unterdeſſen im Städtchen gute Geſchäfte gemacht, allein eine ihm ſelbſt unerklärbare Angſt trieb ihn, gegen ſeinen erſten Vorſatz, bald nach Tages Anbruch an, zurück nach ſeinem vor Anker liegenden Kahn zu kehren.

Der getödtete Hund war der erſte verdächtige Gegenſtand, welcher dem Schiffer in die

Augen fiel; und nun ſchon Schlimmes erwartend betrat er zagend das Fahrzeug. Aber wie erſchrak Michel, als er die Thür der Kajütte und den Geldkaſten erbrochen und in der Decke des Gemaches eine bedeutſame Oeffnung erblickte und weder die Gattinn noch den jüdiſchen Paſſagier, ſah.

Bei der haſtigen Eile mit welcher Löwenthal den Koffer gewaltſam geöffnet, hatte er ſich mit dem Beile an der linken Hand leicht verwundet und mehrere Blutſpuren waren davon an der Diele zurückgeblieben.

Sehr natürlich mußte Michel bei dieſem Zuſtande der Dinge auf den Gedanken gerathen, es habe der Jude Jettchen ermordet, den Leichnam ins Waſſer geworfen, dann den Beutel mit Gold entwendet und ſich mit demſelben aus dem Staube gemacht. Daß die größeren Beutel mit Silbergeld unberührt ſtanden, erklärte ſich der Schiffer durch des Raubmörders eilige Flucht, auf welcher dieſer die ſchwere Laſt nicht glücklich fortzubringen

hätte

hätte hoffen dürfen; nur konnte Michel nicht begreifen, auf welche Weiſe auch ſein Nachen verſchwunden, indeſſen ahndete er auch nicht im entfernteſten Sinne der Sache wahren Zuſammenhang.

Lange ſtand der unglückliche Stromfahrer wie verſteinert, endlich machte er ſeinem Unmuthe durch eine volle Lage der furchtbarſten Flüche Luft, dann rannte er nach dem Städtchen zurück und zeigte den Vorfall vor Gerichte an.

Man ſuchte emſig nach, um vielleicht den Leichnam der jungen angeblich ermordeten Schifferfrau aufzufinden, allein alles Mühen blieb natürlicherweiſe fruchtlos und die Gerichte vermochten weiter in der Sache nichts zu thun, als daß ſie Michels Paſſagier, den vermeintlichen polniſchen Juden durch Steckbriefe und zwar in öffentlichen Blättern verfolgten; der Schiffer aber ſetzte, freilich ungemein übel disponirt, ſeine Fahrt nach Danzig fort.

Dieſe Geſtaltung der Sache kam unſerm flüchtigen Pärchen ſehr zu Statten; man beſchloß ſich vorerſt nach Warſchau zu wenden, und Löwenthal gab ſich für den Revierförſter eines polniſchen Großen in jener Gegend aus, Jettchen aber hieß ſeine junge Gattinn, deren Eltern in Deutſchland beſucht zu haben und nun wieder auf der Rückreiſe begriffen zu ſeyn, der Offizier allwärts verſicherte.

In einem Dorfkruge ſchlug man das erſte Nachtquartier auf, und der gefällige Wirth wies dem feinen Pärchen ein eigenes Stübchen an, in welchem ſich ein reinliches aber nur ein einzelnes ſchmales Bettchen befand. Als man das Abendbrot eingenommen hatte und die Zeit der Ruhe nahete, erröthete die junge reizende Schäferfrau hoch ob der Anſtalten, welche ſie den Geliebten machen ſah, der nun Jettchen ſchon in der That wie ſeine Gattinn in jeder Art betrachten zu wollen ſchien.

Das zartfühlende Weibchen zeigte ſich aber damit gar unzufrieden; es wollte von dem

Geliebten vorerſt als Schweſter behandelt ſeyn, bis aus der Ferne von dem Schiffer eine geſetzmäßige Scheidung bewirkt ſeyn würde; allein der Jüngling der Seele wechſelte mit Vorwürfen und ungeſtümen Liebkoſungen, ein lebhafter Vertreter für ihn regte ſich in Jettchens heißer Bruſt ohnehin, das trauliche Stübchen, die Einſamkeit, die Gluth des genoſſenen Ungarweins, — Alles vereinigte ſich, daß nach einem kurzen Kampfe der ſchöne rheinländiſche Jüngling als Sieger ſich darſtellen mußte.

Ach, welch' wonnige Gefühle, welch' ſüße Luſt umfing die glücklichen Liebenden nun, und wie verſchieden war dieſe Nacht von jener, welche Jettchen, als des rohen alten Michels Angetraute, zum erſten Male mit dem Barbaren auf ſeinem Kahne zugebracht!? — —

Ohne irgendwo Verdacht zu erregen ſetzte das liebende Paar ſeine Reiſe zu Fuß und ſonder Beſchwerde nach Polens Hauptſtadt fort, denn der liebliche Eros umſchwebte und trug es auf ſeinen leichten Fittigen dahin.

Endlich aber wird es hohe Zeit, dem geneigten Leſer, bevor man weiter ſchreitet, über Löwenthals plötzliches und ſeltſames Erſcheinen auf dem Kahn u. ſ. w. den ſchuldigen Aufſchluß zu ertheilen.

Der rheinländiſche Jüngling war in Geheim ſtets ein Feind der Franzoſen geweſen, denn durch ſie war ſeine Familie vom Gipfel des Wohlſtandes herabgeſtürzt worden und ihn zwang die Conſcription gegen ſeine Neigung im Heere Dienſte zu nehmen, wo er aber — ſeiner ausgezeichneten Fähigkeiten und der ſchönen Geſtalt hatte er es zu danken — bald genug zur Offizierswürde gelangte; der obige Umſtand und vielleicht auch die Hoffnung ſich berühmt zu machen und ſchnell auf der militäriſchen Ehrenſtufe zu ſteigen, hatten Löwenthal vermocht, an einer der unzähligen ſehr geheim gehaltenen Verſchwörungen Theil zu nehmen, welche ſo oft ſich bildeten, den despotiſchen Uſurpator zu ſtürzen, allein auch ſtets dem Günſtlinge des Glückes ſchon verrathen waren, bevor ſie bedeutſame Reſultate ins Daſeyn zu rufen vermocht hatten.

Als unſer Held mit des Kaiſers Garde nach Berlin gekommen war, brachte das reizende Fiſchermädchen wirklich auf ſein Herz einen groſſen Eindruck hervor; indeſſen wiſſen wir bereits, auf welche Weiſe das arme Jettchen während der Zeit, als der Geliebte ſich gerade abweſend befand, in des Schiffers Klauen gerieth.

Löwenthal, von ſeinem Kommando zurückgekehrt, wurde wüthend, die Geliebte nicht mehr im väterlichen Hauſe zu finden, und die Geſchichte ihrer gewaltſamen Verheirathung, die ein unterrichteter Nachbar dem verliebten feindlichen Offiziere zuflüſterte, empörte den aufgebrachten Jüngling in der That ſo ſehr, daß er ſogleich beſchloß, die Geliebte gewaltſam, es komme wie es komme, von Michels Kahne zu rauben.

Allein während der Offizier mit dieſem Plane ſchwanger ging, wurde die Verſchwörung gegen den Kaiſer, in welche Löwenthal mit verwickelt war, entdeckt und deſſen Theilnahme war, durch aufgefangene Papiere von ſeiner eigenen Hand, unwiderſprechbar erwieſen.

Schon war die Ordre zur Verhaftnehmung unſeres Lancierlieutenants gegeben, als dieſer von der Sache Wind bekam, ſogleich die Uniform von ſich warf und fein genug ſich dadurch den Augen ſeiner ihn aufſuchenden Gegner entzog, indem er ſich in den Habit eines polniſchen Juden hüllte.

Allein in ſolch' kritiſcher Lage mußte Löwenthal auch ſeinen Operationsplan gegen Micheln ändern, und der Jüngling beſchloß, nun Liſt ſtatt Gewalt anzuwenden.

Es war dieſes gerade um die Zeit, als der Schiffer ſeine Ladung eingenommen hatte und ſich zur Abfahrt nach Danzig anſchickte. Löwenthal aber, durch einen geheimen Kundſchafter von Allem unterrichtet, wußte den geizigen Michel durch Geld leicht zu beſtimmen, daß er unbewußt ihn, den gefährlichen Nebenbuhler, als Paſſagier in ſein Fahrzeug zuließ. Wie geſchickt und beſonnen ſich der Rheinländer nun benahm und wie es ihm, durch Zufall und Glück unterſtützt, gelang, das geliebte Jettchen vom Kahne zu entführen, wurde vorerſt erzählt.

XI.

Wohl behalten erreichte unſer liebendes Pärchen Warſchau, allein dort eingetroffen, ſpielte nun auch ihm die tückiſche Schickſalsgöttinn einen hämiſchen Streich.

Löwenthal wurde trotz ſeiner Verkleidung von einem Offizier der franzöſiſchen Garniſon erkannt, und da er gleichſam in die Acht erklärt war, verhaftet und dem Kommandanten der Stadt überliefert, der ihn zuvörderſt in ein feſtes Gefängniß werfen ließ.

Jettchen war troſtlos und beſchloß, um den Geliebten zu retten, Alles zu wagen; zuerſt ging ſie zu dem Kommandanten, Gnade für den Unglücklichen zu erflehen.

Der Kommandant, Colonel Rayon, war ein großer Liebhaber und feiner Kenner des ſchönen Geſchlechts; ein Mann von ſchon mehr dann vierzig Jahren, ſehr hager und groß, zeichnete er ſich nicht durch körperliche Schönheit, allein deſto mehr durch eine ſehr geiſtvolle Phyſiognomie und durch äußerſt feines und liebenswürdiges Benehmen aus.

Die junge derbe deutſche Brünette, mit dem ſchönen braunen Augenpaar, gefiel dem Colonel außerordentlich wohl, und reizender noch ſtellte ſich das liebliche Weib in ihrem Schmerze dar. Der Kommandant verſprach für den gefangenen Geliebten ſein Möglichſtes zu thun und ermahnte die ſchöne Vorbitterinn, nur recht bald wieder zu kommen, um ſich Beſcheid zu holen.

Voll glühenden Eifers den Geliebten zu befreien, wagte Jettchen es gleich des andern Tages wieder ſich bei dem Colonel einzuſtellen; lächelnd und freundlich wurde ſie aufgenommen, indeß ſprach Rayon: „So ſchnell, ſchöne Deutſche! kann die Sache nicht gehen, Ihr Geliebter, der Lieutenant, muß weitläuftig vernommen werden, und auf die Art ſeiner Vertheidigung wird es ankommen, in welchem Grade ich ihm werde nützlich ſeyn können.“

Neuerdings füllten Thränen die Augen der üppigen Schwarzbrünette, etwas verſchämt bat ſie leiſe und mit einem Seufzer, den Gefangenen wenigſtens in ſeinem Kerker beſuchen zu dürfen. „Auch das, ſo wehe es mir auch thut,“ erwiederte der Kommandant, „darf ich nicht geſtatten; indeß“ fügte der Offizier verbindlich bei: „Sie ſind fremd, Sie ſind unglücklich, Sie bedürfen des Troſtes, ich bitte Sie, in mir einen warmen, einen theilnehmenden Freund zu erkennen und mein Haus als das Ihrige zu betrachten.“

So wenig Jettchen auch dazu geſtimmt war und ſo ſehr ſie es verbat, ſie mußte dennoch ſogleich zum Thee und Abendbrote bei dem Colonel bleiben.

Rayon war entzückt über die Zierlichkeit, mit welcher die ſchöne Unglückliche in Galliens Sprache ſich auszudrücken verſtand; er ſtaunte ob der feinen Geiſtesbildung und dem Scharfſinn der Dame und bewunderte ihre vielſeitigen Kenntniſſe und treffenden Urtheile.

Von nun an war Jettchen beinahe jeden Tag zu dem Kommandanten gebeten, und ſie glaubte, dem unglücklichen Geliebten nicht zu ſchaden, dürfe ſie ſchon nicht widerſtreben.

In großer Geſellſchaft zeichnete der Colonel unſere Dame gar ehrenvoll aus, und unter vier Augen mit ihr hub er an ſich förmlich als Courmacher darzuſtellen.

Zu der Heldinn Ehre muß man geſtehen, daß ihr dieſer Umſtand unangenehm war; aber konnte ſie durch zurückſtoßendes Benehmen einen Mann beleidigen, in deſſen Händen das Schickſal des unglücklichen Geliebten lag? Indeſſen ſtrebte ſie, den entzündeten Rayon in gebührenden Schranken zu halten, was ihrem feinen Takte auch vollkommen gelang.

Fing Jettchen von Löwenthal zu ſprechen an, zog der Kommandant ſogleich die Stirn in Falten und lenkte ſchnell das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand; da ſich aber die treue Liebende nicht abſchrecken ließ und ſtets wieder aufs Neue die Saite anſchlug und immer dringender wurde, ging Rayon endlich eines Tages auf die Materie ein und antwortete alſo auf ſehr entſcheidende Art:

„Schöne Frau! Sie zwingen mich mit Gewalt Etwas zu entdecken, was ich ſtets gerne Ihnen verheimlicht hätte; längſt wäre es meine Pflicht geweſen, Ihren Löwenthal vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, ich unterließ Ihnen zu Liebe dieſer Pflicht zu genügen, allein länger kann ich, will ich eigene ſtrenge Verantwortung meiden, durchaus nicht ſäu men, ein ſolches Gericht zu berufen, und es kann Ihnen nicht verborgen bleiben, der Lieutenant, als überwieſener Majeſtätsverbrecher, iſt nicht zu retten, — er muß ſterben."

Mit einem lauten Schrei ſank Jettchen bei dieſen Worten ohnmächtig in die Polſter des Divans zurück.

XII.

Unter den liebevollſten Bemühungen des Colonels gelangte Jettchen endlich wieder zur Beſinnung.

Einen langen ſtarren Blick wandte die Unglückliche dem Offizier zu, dann ſprach ſie matt und hohl, an Geiſterſtimmen mahnend: „Wenn es wahr iſt, was Sie ſo oft geſchworen, wenn es wirklich wahr iſt, daß ich Ihnen über Alles werth bin, ſo beweiſen Sie es jetzt, fordern Sie was Sie wollen, nehmen

Sie, mein Herr! mein eignes Leben hin, nur — retten Sie meinen armen Wilhelm.“ —

Thränen erstickten der Dame letzte Worte; Rayon maß lange schweigend und mit großen Schritten, indem er sich unruhig die Stirne rieb, die Stube. Endlich stand er vor unserer Heldinn still und ließ sich vernehmen: „Ich wage viel, wenn ich dem Lieutenant Gelegenheit verschaffe zu entfliehen, denn dieses wäre der einzige Weg nur ihn zu retten, doch ich könnte das Opfer bringen, aber ich will nicht läugnen, daß ich eigennützig bin, unter einer Bedingung nur möchte ich das Wagestück bestehen.“

„Und diese Bedingung?“ — fragte die Dame sehr gespannt.

„Ist keine andere,“ erwiederte der Colonel kühn, „als daß Sie, meine angebetete, meine geliebte Jeannette! bei mir bleiben, als meine zärtliche, meine theuerste Freundinn — wollen Sie dieses, so laufe der Lieutenant, so weit die flüchtigen Beine ihn zu tragen vermögen.“

Man muß eingeſtehen, daß der Franzoſe keineswegs hochherzig und großmüthig handelte, und eben ſo ſehr als zarte Leſer dieſes fühlen werden, fühlte es das arme Jettchen.

Sie, die Lebhafte, war ſchon im Begriff dem Kommandanten Hartes zu ſagen, allein glücklicherweiſe beſann ſie ſich noch zur rechten Zeit, daß dieſen Mann beleidigen, den Untergang des Geliebten zur Folge haben könnte, und die Heldinn begnügte ſich demnach bloß mit Würde zu ſprechen: „Und glauben Sie, mein Herr! im Ernſte, daß mein Geliebter um ſolchen Preis vorziehen würde zu leben?“

Der Franzoſe lachte, verſetzend: „Sie haben viele Romane geleſen, theuerſte Freundinn! und idealiſirte Weſen, Kinder der poetiſchen Feder läßt man in ſothanem Geiſte, wie Sie ihn hier vorauszuſetzen belieben, wohl handeln, allein Sterbliche wie ſie nun einmal ſind, wiſſen des Daſeyns Werth beſſer wohl zu ſchätzen, als daß ſie ihn einer Chimäre opfern möchten."

„O," rief Jettchen bitter, „treten Sie, mein Herr! ſchöne Gefühle hehrer Seelen nicht ſo grauſam in den Staub; wahrlich! Sie werden den Lieutenant nicht auf die Probe ſetzen?"

„In der That gerade dieſes zu verſuchen empfinde ich große Luſt," erwiederte Rayon bitter, „nur," fügte er ein wenig höhniſch bei, „muß ich bitten, daß Madame nicht mit ins Spiel ſich miſchen" — und mit dieſen Worten klingelte der Kommandant und befahl der eingetretnen Ordonnanz, den Arreſtanten Löwenthal vorführen zu laſſen.

Ungeſtüm flog der jungen Heldinn üppiger Buſen; wiederſehen ſollte ſie ihn nun den theuern unglücklichen Geliebten, von dem ſie ſeit mehreren Wochen ſchon getrennt ſich ſah.

Kein Wort wurde gewechſelt, bis der Lieutenant endlich in die Stube trat; ungemein blaß, bebend und mit verſtörten Zügen ſtellte ſich der Gefangene dar; heftig hub die Dame an zu weinen; kaum vermochte ſie ſich zu beſiegen, dem Liebling um den Hals nicht zu fallen; des Kommandanten ſtrenger Blick hielt ſie zurück.

„Mein Herr!“ redete der Colonel nun den Arreſtanten an, morgen wird Kriegesgericht über Sie gehalten; ſagen Sie mir frei, welches Reſultat erwarten Sie?“

„Den Tod,“ antwortete Löwenthal kaum vernehmlich, indem er wankte und umzuſinken drohte. „Jeſus! mein Gott und Herr!“ ſchrie Jettchen laut auf, indem ſie laut ſchluchzend das Geſicht mit dem Tuche bedeckte.

„Sie wiſſen,“ ſo wandte ſich Rayon, weiter redend, wieder zum Lieutenant, „wie ſtreng die Geſetze unſeres Standes ſind. Laſſe ich Sie entſchlüpfen und vermag man mir abſicht-

abſichtliche Fahrläßigkeit zu beweiſen, ſo iſt es auch um mich geſchehen, und doch wäre ich vielleicht zu bewegen, Ihre Flucht zu fördern, wenn Sie mir auf immer die Sorge für dieſe Dame hier überlaſſen wollten und wenn die Dame ſelbſt für Sie ſich verwenden möchte.“

Der Gefangene erholte ſich ſichtbar, er nahete Jettchen, indem er fragte: „Und Du, meine wertheſte Freundinn! Du nimmſt Anſtand das Wort zu ſprechen, welches allein mein Leben zu retten vermag?“

Gluthröthe überzog der Dame zarte Wangen, dann fragte ſie den Lieutenant zweifelhaft: „Wie, mein Wilhelm! haſt Du auch wohl den wahren Sinn aufgefaßt, welcher in der Bedingung des Colonels liegt?“

Löwenthal ſchwieg und ſchlug die Augen zur Erde, ſeine Armenſündermiene zeigte deutich an, daß er wenigſtens der hochſinnigen Dame Verluſt fühlte.

O Himmel! wie plötzlich und wie tief ſtürzte Jettchen jetzt von der ſchwindelnden Höhe hernieder, welche ſich ihr romantiſcher Sinn erſchaffen hatte; ſchmerzbewegt rief ſie aus: So iſt es denn wahr, daß gemeine Alltäglichkeit nur dieſes Geſchlecht charakteriſirt und daß Anklänge von Jenſeits nimmermehr hienieden tönen?“

Ungemein klein ſtanden die beiden ſinnlichen Männer dieſem Weibe gegen über; Beide ſchwiegen verlegen ſtill, und nach einer langen Pauſe erſt, fragte endlich Rayon unſere Heldinn: „Nun Madame! was ſoll ich beginnen?“

Sehr lebhaft erwiederte Jettchen: „Laſſen Sie ihn fliehen den Feigen, dem das Leben der Güter höchſtes iſt, denn um ihn zu vergeſſen, werde ich nur nöthig haben, ſtets dieſer Scene zu gedenken.“

Mit dieſen Worten erhob ſich die Dame, und ohne den einen oder den andern der beiden Offiziere eines Blickes noch zu würdigen, verließ ſie das Gemach.

XIII.

In der darauf folgenden Nacht fand Löwenthal die Thür ſeines Kerkers offen; er ließ die ihm dargebotene Gelegenheit nicht unbenutzt und entkam glücklich.

Der Kommandant meldete gleich am nächſten Morgen unſrer Heldinn die Flucht des Lieutenants; ſchweigend und gleichgültig ſchien ſie die Nachricht anzuhören; allein deſto aufgeregter blieb ihr Inneres. Jettchens erſte Liebe war der ſchöne rheinländiſche Jüngling geweſen, und gar hohe ja vielleicht zu überſpannte Begriffe hatte die Dame ſich von ſothaner Liebe erzogen; gerne und freudenvoll wäre die Schwärmerinn mit dem Geliebten in den Tod gegangen, allein daß er das erbärmliche Leben ihrem Beſitze vorgezogen, daß ihr die ſchönſten Gefühle gelogen, — darüber konnte ſich das arme betrogene Jettchen ſo leicht nicht zufrieden geben und der Geiſt der düſterſten Melancholie bemächtigte ſich ihrer vorerſt.

Mit zarter Schonung behandelte Rayon das ſchöne junge Weib in ihrem Schmerze; ſorgfältig vermied er zudringlich ſich darzuſtellen, und die Dame erkannte dankbar des Offiziers Delikateſſe und ſein emſiges Streben ſie aufzuheitern.

Nach und nach wurde Jettchen etwas ruhiger, ſie hörte allmählig auf, eine friſche Wunde zu berühren, die beim leiſeſten Drucke ſogleich wieder heftig zu bluten anfing, und das arme Herz zu beſchwichtigen, wiederholte ſie ſich in einſamen Stunden oft die ſchönen Worte:

„Schweigen und Entſagen lernen,
Das iſt unſer Erdenlauf;
Tönend blüh'n in ſel'gen Fernen,
Einſt die ſtummen Seelen auf."

Je mehr Gelaſſenheit und Reſignation die ſchöne Deutſche zeigte, deſto vergnügter wurde der Colonel und ſchäkernd mahnte er ſie endlich an die Bedingung, die er gemacht, als er den Lieutenant entwiſchen ließ.

Heftig erſchrak Jettchen, denn jenen Umſtand hatte ſie nimmermehr berückſichtiget, doch antwortete ſie nach kurzem Sinnen gefaßt: „Große Verbindlichkeiten, mein Herr! bin ich Ihnen ſchuldig, im höchſten Unglücke zeigten Sie mir zarte Theilnahme und ein fühlend Herz, ſtets werde ich ſtolz ſeyn, mich Ihre dankbare Freundinn nennen zu dürfen, allein ich traue Ihnen Edelmuth genug zu, als daß ich befürchtete, von Ihnen Erniedrigendes und ſchimpfliche Zumuthungen zu gewahren zu haben.“

Der Colonel beruhigte die Dame und ſtellte nach wie vor ſich als zarten bewährten Freund dar.

Jettchens Situation blieb in der That ſehr kritiſch. Gern hätte ſie dem alten Vater ihren jetzigen Aufenthaltsort angezeigt und um Vergebung und Erlaubniß gefleht, ins elterliche Haus zurück kehren zu dürfen; allein die Arme befürchtete, ihrem angetrauten Gatten, dem rohen Schiffer Michel, wieder überliefert zu werden, und der Gedanke an dieſe Möglichkeit war ihr ſchrecklicher noch als Tod, Noth und Schande, und ſie vermochte es nicht über ſich jenen Schritt zu wagen.

Sämmtliche Stunden ſeiner Muſe brachte Rayon bei der deutſchen Freundinn zu, und Jettchen konnte nicht leugnen: es war der Franzoſe der angenehmſte und ſein gebildetſte Mann, den ſie in ihrem kurzen Leben hatte kennen lernen und in ſeiner Geſellſchaft gewann ihre eigene Geiſtesbildung zuſehends.

Auch der Colonel hatte ſich unverkennbar ſehr umwandelt; um ſeinen ſonſtigen frohen Muth war es geſchehen, ein Zug ſanfter Schwermuth hatte über ſein ganzes Weſen ſich ausgebreitet und beſcheidener und weniger zudringlich benahm er ſich nun; allein eben dadurch wurde er unſerer Heldinn intereſſanter; ſie war in ſeiner Gewalt und er behandelte ſie als Gebieterinn, und gerade dieſer Edelmuth rührte Jettchen in einem hohen Grade. Der Umgang mit dem liebenswürdigen Gallier war ihr bereits ein angenehmes Bedürfniß geworden, und ſie blieb verſtimmt, hielten dringende Dienſtgeſchäfte den Offizier einmal einen Tag von ihr entfernt.

Hätte die Dame auf ſich ſelbſt ein wachſameres Auge gehabt, ſie würde die Bemerkung gemacht haben, daß ihr junges glühendes Herz für neue Eindrücke noch keinesweges unempfänglich ſey.

Eine Art von unwillkührlichem Mitleid und hohes Dankgefühl ließen Jettchen den Colonel gütiger und nachſichtsvoller behandeln, und er fühlte durch einen freundlichen Blick der reizenden jungen Deutſchen allein ſich ſchon beglückt, nur in ihr und den leiſeſten ihrer Wünſche ſchien er zu leben.

Immer traulicher geſtaltete ſich dieſes Verhältniß und — innige Freundſchaft der beiden Geſchlechter pflegt nun ſchon einmal gar häufig auszuarten, auch will man bemerkt haben, daß dort, wo Sinn für die höchſte Romantik vorhanden, ſich zu andern Zeiten oft gerade die regſte Sinnlichkeit zeigt — ein ſchwaches Stündlein nahete, Rayon, der ſeine ausdauernde Weiberkenner, er ſiegte plötzlich, nachdem er manchen ſchweren Kampf fruchtlos beſtanden.

XIV.

Jettchen wurde nun des franzöſiſchen Kommandanten förmliche und erklärte Maitreſſe.

In einem Zeitraume von einigen Monaten nur hatten dreier Männer Arme die liebliche üppige Schwarzbrünette umfahen. Für ein Weſen, welches durchaus nicht edlern und ſchöneren Gefühlen abgeſtumpft war, mußte mit ſothaner Reminiſcenz freilich viel Peinliches und Demüthigendes verknüpft ſeyn; übrigens läßt ſich doch auch keineswegs in Abrede ſtellen, daß die Heldinn durch ein ſeltſames unerbittliches Geſchick gleichſam gewaltſam in jene traurigen Situationen geſchoben wurde, und ſolch' eiſernem Geſchicke bieten energiſche und viel erfahrene Menſchen vergeblich oft Trotz, könnte man daher nicht wagen zu entſchuldigen, wenn ein junges, reizendes und lebhaftes Mädchen dem Walten der finſterſten aller Mächte unterlag. —

Was übrigens der ſchönen jungen Frau nunmehriges Verhältniß betrifft, muß man dem franzöſiſchen Staabsoffizier nachrühmen, daß er die Dame nach wie vor liebevoll und mit zarter Aufmerkſamkeit behandelte, und Jettchen machte ſich Hoffnung, als des geiſtreichen Galliers Gattinn vielleicht nun bald in den Hafen der Ruhe und bürgerlicher Ehre einzulaufen; ſie mußte dieſes vernünftigerweiſe auch ſehnlich wünſchen, denn die Rückkehr in die Heimath war ihr ſo gut als verſperrt, und war es ſchon nicht glühende Liebe, was ſie für Rayon fühlte, ſo wußte der Mann ſie doch mit Hochachtung zu erfüllen, und daß Amors ſüßeſte und lieblichſte Spenden nicht immer die erſprießlichſten ſind, hatte Jettchen leider bereits ſchon erfahren müſſen.

Der unſelige Friede zu Tilſit war geſchloſſen; des Colonels Beſtimmung rief ihn bald darauf nach Frankreich zurück; zu Chaumont in Champagne ſollte er den Oberbefehl über mehrere Cadres übernehmen.

Unſere Heldinn zeigte ſich willig, dem Freunde in die Heimath zu folgen, und mit Poſtpferden wurde der lange Weg ſchnell genug zurückgelegt.

Nur noch ungefähr zwanzig Meilen war man von Chaumont entfernt, da ſprach Rayon eines Tages leicht hin: „Ach, liebe Jeannette! hab' ich Dir wohl ſchon geſagt, daß mich am Ziele meiner Reiſe Frau und Kinder erwarten?“

Die Unglückliche glaubte verſinken zu müſſen, doch erholte ſie ſich ſchnell wieder, indem ſie die Nachricht des Freundes für einen Scherz nur hielt, allein bald genug überzeugte ſie der Colonel von der Ausſage ſchwerer Wahrheit.

Alle Hoffnungen des armen Jettchens ſtürzten nun mit einem Male zuſammen; noch nie glaubte ſie ſo tief ihre Verworfenheit gefühlt zu haben und häufige Thränen entſtrömten den herrlichen braunen Augen.

Die zärtlichſten Liebkoſungen und Schmeicheleien verſchwendete Rayon, die Freundinn zu beſänftigen und zu beruhigen, doch ſie wollten nicht anſchlagen; der Colonel tröſtete unter Andern alſo: „Siehe, beſtes Jeannetchen! ich beſitze wohl funfzehn Lieues von Chaumont ein ſchönes Landgut in einer herrlichen Gegend gelegen, allenthalben von lachenden Rebenhügeln eingeſchloſſen und Rivière les fosses wird das liebliche Dörflein genannt. Meine Gattinn,“ fuhr der Offizier redend fort, „beſucht jenes Gut nimmermehr, denn einen unauslöſchlichen Widerwillen hegt ſie dagegen, darum will ich Dich, meine Süße! dorthin nach meinem freundlichen Schlößchen bringen; an nichts ſoll es Dir fehlen, Du ſollſt Herrinn, Du ſollſt Königinn dort ſeyn, und ſo oft es möglich, beſuche ich Dich, dann wollen wir in dem kleinen Arkadien Tage für die Ewigkeit leben; doch, liebes Herzchen!“ fügte der Schmeichler noch bei, indem er ſanft Jettchens roſigte zarte Wangen ſtreichelte, „nun beruhige Dich auch und weine nicht ferner!“

Was ſollte die Betrogene thun, wohin ſich gleich wenden? — ſollte ſie Vorwürfe ſpenden, was konnte dieſes nützen? —

Nach einigem Sinnen erwiederte die ſchöne Berlinerinn voll Würde: „Gut, Colonel, ich nehme es vorerſt an das Aſyl, welches Sie mir bieten, aber bei Gott, Sie halten mich für verworfener als ich bin; von nun an, ich ſchwöre es bei meinem Schöpfer, trete ich gegen Sie in das Verhältniß einer Schweſter, Sie gegen mich in jenes eines Bruders; häufige Beſuche muß ich ernſthaft verbitten, und könnten Sie mir in dieſem Punkte grollen oder widerſtreben, ſo müßte ich Sie verachten — als einen der ſchwärzeſten Böſewichte."

Daß Jettchen trotz der Vergehen aller, zu welchen jugendlicher Leichtſinn und Verhältniſſe ſie hingeriſſen hatten, dennoch mehr Charakter im Buſen barg, als manche Dame, welche ſtolz mit der nie angefochtenen Tugend prunkt, dieſes wußte Rayon recht wohl, indeſſen ſtutzte er doch ob der Freundinn Rede, antwortete aber dann freundlich: „Mein Jeanettchen iſt nun einmal eine kleine Grillenfängerinn — es wird ſich ja alles wohl finden."

Offenbar gewinnen muß die Heldinn in des Leſers Augen, da wir auf Autorehre zu verſichern vermögen, daß ſie feſt und treulich das einmal ausgeſprochene Wort hielt.

Der Colonel war ein ſehr vermöglicher Mann, aber kein glücklicher Gatte, denn die Gemahlinn, in der Schule herzloſer Koketterie aufgewachſen, ſuchte auch als Frau noch in jener Kunſt ſich mehr und mehr zu vervollkommnen; Verhältniſſe hatten Rayon an das Weib gefeſſelt, allein ſeine Ehe war eine der unzufriedenſten, und der leichtfertige Gallier glaubte daher zu anderweitigen Galanterien ſchon berechtiget zu ſeyn. Seine Neigung zu Jettchen bezeichnete keineswegs gewöhnliche Oberflächlichkeit, denn er war der ſinnigen ſchönen Deutſchen recht herzlich gut und wohl wäre er geneigt geweſen, ſich auf immer und geſetzlich mit ihr zu verbinden, hätte ihm nicht ein widriges Geſchick bereits unabſtreifbare Feſſeln aufgelegt gehabt.

XV.

Die Lage von Rivière les fosses war in der That wunderreizend, und auf des Colonels Befehl wurde Jettchen in ſeinem Schloſſe wie die Gebieterinn betrachtet, ihren Winken ſchon ſtand jedes Gewünſchte zu Gebot.

Doch wie hätte ein urſprünglich edles, dann ein verirrtes und nun endlich ein tief gebeugtes Gemüth unter ſolchen Verhältniſſen ſich freuen können? —

Noch hatte die blühende Berlinerinn nicht ganz das zwanzigſte Jahr erreicht, allein eine Schule bedeutſamer Erfahrungen und großer Leiden hatte ſie des Schickſals Laune ſchon durchwandern laſſen.

Ganz allein in der tiefen Stille ländlicher Einſamkeit blieb dem ſinnigen Jettchen Zeit genug übrig, reflektirende Blicke auf die zurückgelegte Bahn zu werfen; ſie that es mit unpartheiiſchem Scharfſinn, und hatte ſie die Vergangenheit geprüft, pflegte ſie ſich immer zu ſagen: „In der That, ich ſelbſt habe dieſe Leiden alle herbeigeführt, denn ein unbedeutſames Abweichen von dem rechten Pfade, zieht unzuberechnende Folgen nach ſich; mein

Ungehorſam gegen den Vater warf mich dem barbariſchen Michel in die Arme und meine blinde Leidenſchaft für einen jungen Menſchen, deſſen Charakter ich nicht zu prüfen verſtand, führte mich in jene ſchrecklichen Verwickelungen und Verlegenheiten, die mich ſo tief erniedrigten, daß ich zur Konkubine ſank. Ich leide gerechte Strafe, ſo ſchloß Jettchen ſtets die philoſophiſchen Monologe, allein komme es wie es wolle, nimmermehr werde ich der Tugend untreu, lieber den Tod umfahen!"

Man wird zugeſtehen müſſen, daß dieſe Magdalena zeitig genug ſich bekehrte, und bleibt ſie ihren hehren Vorſätzen unter allen Umſtänden treu, kann ſie traun! — eine Heldinn nicht gewöhnlicher Art gelten.

Lächelnd wird der Leſer einwenden: aber eine zwanzigjährige feuerige Berlinerinn, die längſt ſchon von Evas verbotener Frucht genaſcht? — eine ſchöne junge Frau in einem fremden Lande, ohne Schutz, in der Gewalt eines

eines Wollüſtlings, mit dem ſie Monate lang auf vertrautem Fuße gelebt?

Alles wahr, allein Jettchen bewahrte auch eine Geiſteskraft und ſuchte mit feſtem Willen eine Seelenſtärke ſich zu erziehen, wie ſie ſeltener ihrem Geſchlechte beiwohnt, als die Aloe blüht.

Bald genug erſchien der Colonol zu Rivière um die ſchöne Freundinn zu beſuchen. Mit freundlichem Gruße trat ſie ihm entgegen, allein der Offizier mochte bitten, ſchmeicheln oder ſchelten, er mußte die Schranken des Bruders halten.

Ein böſer Menſch war Rayon nicht; Anfangs hielt er Jeannettens Benehmen für fein berechnete Koketterie, allein er kehrte öfters aus der Stadt nach dem Landſitze wieder und er fand Gelegenheit zu durchſchauen, daß die Berlinerinn feſten Grundſätzen gemäß handelte; der Offizier ſtaunte, denn dergleichen war ihm noch bei keinem Weibe vorgekommen, indeß war er weit entfernt, der Freundinn zu grollen; ſeine Neigung verlor an ihrer Stärke nicht, allein ſie nahm nur einen edleren Charakter an und reine Hochachtung geſellte ſich ihr bei.

Von Jugend auf an Thätigkeit gewöhnt, ſtand Jettchen mit des Colonels Erlaubniß auf dem Gute mit Eifer der Haushaltung vor, und ſie entging dadurch zugleich dem drückenden Gefühle, ſich vorwerfen zu müſſen, das Gnadenbrot zu eſſen.

Eine herrliche Handbibliothek zierte das Schloß; keiner von Galliens gediegenſten Klaſſikern fehlte; die Stunden der Muſe weihte die gebildete Berlinerinn den Büchern, und wahrlich, geeigneter blieb dieſe Lektüre Jettchens Geiſt und Herz mehr noch auszubilden, als es die unſeligen ſchlechten deutſchen Romane einſt vermocht hatten.

Unter anderm las unſere Heldinn Rouſſeaus neue Heloiſe; einen heftigen Eindruck brachte **Juliens** Charakter und Schickſal auf ſie hervor.

Ein ſtolzer unbiegſamer Vater will dieſe Julie ſeinen Vorurtheilen, die nicht die ihrigen ſind, die ſie verachtet, aufopfern. Milord Eduard bietet ihr in England eine ehrenvolle ſichere Zuflucht. — Alles vereinigt ſich, um ſie zu dieſem Schritte zu bewegen. — Glück und Ruhe findet ſie dort gewiß. Freundſchaft, Dankbarkeit, **Liebe**, auch die Ehre vielleicht, dringen in ſie, dieſen Vorſchlag nicht zu verwerfen — — — ihr Blut iſt entzündet, ſie liebt unausſprechlich, ihre Sinne ſelbſt ſind berauſcht — aber weder dieſe, noch die Freundſchaft, noch der ſo natürliche Drang nach Glück vermögen etwas über ſie. — Die gute Tochter fühlt, ſieht, kennt nichts höheres als ihre kindliche Pflicht — ſie gehorcht und fällt als Opfer ihres ſchwärmeriſchen Gehorſams.

„Welche auffallende Aehnlichkeit!“ rief Jettchen tief bewegt aus, „theilt mein Schickſal mit jenem dieſer Julie, aber wie groß ſteht ſie da, wie klein dagegen ich! O Gott! fuhr ſie in ihrem Monologe fort und Thränen netzten die zarten Wangen, wie tief habe ich meinen guten Vater gekränkt, ob er wohl noch leben mag? — wäre es mir doch vergönnt, mein Unrecht wieder gut zu machen und ſollte es auch die größten Opfer koſten, muthig, wie jene Julie wollte ich ſie bringen.

Jettchens einziger Umgang war des Dörfchens Pfarrer, ein ehrwürdiger, menſchenkundiger, weiſer und höchſt aufgeklärter Greis. Wenn ſchon Proteſtantinn, faßte die Berlinerinn doch kindliches Zutrauen zu dem Pater, und der Edle ſtützte und leitete ſie auf der himmliſchen Bahn, den die junge Sünderinn zu betreten kühn genug geweſen war.

Eine falſche Richtung hatte ſich der Heldinn hoch romantiſcher Sinn einſt gegeben, nun flammte er für das höchſte Gut — für die heilige Tugend.

Der brüderliche Freund hatte der ſchweſterlichen Freundinn ein bedeutſames Nadelgeld ausgeſetzt, und wie ſehr ſie ſich auch ſträuben mochte, gewaltſam wurde es ihr aufgedrungen. Das edle Jettchen ſprach: „Ihre Großmuth, Colonel! verſorgt mich in allen Stücken verſchwenderiſch, wozu ſoll mir Geld? — doch viele der Bewohner dieſes Dorfes ſind, wie die Landleute der Champagne größtentheils, dürftig, und ich will denken, daß Sie mich zur Vormünderinn über ihre armen Kinder geſetzt.“

Von nun an kroch Jettchen in den niedrigſten Hütten zu Riviere umher und ſpendete den Hülfsbedürftigſten mit weiſem Sinne die zweckmäßigſten Gaben; ſie wurde von den ehrlichen Landleuten wie ein Weſen höherer Art verehrt, man nannte ſie nicht anders, als: la belle et bonne Allemande! (die gute ſchöne Deutſche.)

Pſychiſch hatte ſich die Berlinerinn in kurzer Zeit ungemein veredelt, allein auch des jungen Weibes Aeußeres hatte gewonnen, es konnte eine ſiegende ſeltene Schönheit gelten.

Merkwürdig iſt es und wahr, daß es bei natürlich guter Anlage in der Jugend oft nur eines gar geringen Impulſes bedarf, verirrte Schäflein auf den rechten Weg zu leiten, und die echte Tugend ſtrebt wie wahre Glückſeligkeit aus des Menſchen Innern von ſelbſt zur Höhe empor.

XVI.

Viel länger als ein Jahr hatte die Berlinerinn in Rivière bereits gelebt, da machte ſich im Lenze 1809 der Krieg Oeſtreichs mit Gallien.

Glücklicherweiſe war Rayon nicht nach Spanien beordert worden, dagegen wurde er nun als Brigadegeneral über eine Colonne geſetzt, welche in Eilmärſchen nach Deutſchland aufbrechen ſollte; der Offizier ſprach zu Jettchen: „Was, meine theure Freundinn! wollen Sie nun beginnen? hier auf meinem Gute Sie zu laſſen, wird mir ſchwer; meine boshafte, intriguante Gattinn weiß von Ihrer Gegenwart, und leider muß ich dem böſen Weibe zutrauen, daß Sie Schlimmes von ihr erfahren würden.“

Mit funkelnden Blicken rief die Berlinerinn aus: „Ich begleite Sie nach Deutſchland; mich zieht das Herz nach dem heimathlichen Boden, und es iſt der ausgearteten Tochter Pflicht, endlich zu den Füßen des Beſten der Väter um Vergebung zu flehen.“

Rayon erwiederte: „Sie kommen meinen Wünſchen zuvor, indeß iſt es den Offizieren vom Kaiſer ſtreng verboten, Damen in ihrem Gefolge mit zu führen; würden Sie ſich wohl entſchließen können, auf kurze Zeit nur, männlichen Habit anzuziehen?“

Nach kurzem Sinnen ſprach Jettchen: „Und warum nicht? — die Kleidung vermag ja nichts auf des Menſchen Werth, hier aber gebieten Umſtände.“

Schon des andern Tages ſendete der General der Freundinn aus Chaumont einen geſchmackvollen männlichen Anzug; er kleidete die Schwarzbrünette allerliebſt, ein zarter und doch unternehmender Jüngling ſtellte ſie ſich dar.

Bald darauf mußte ſich die Colonne in Marſch ſetzen; weinend nahmen Riviére's Bewohner von ihrem ſchönen Schutzengel Abſchied.

Jettchen blieb bei des Freundes Bagage; es ging raſch vorwärts und nach wenigen Wochen ſchon hatte man Baiern erreicht.

Hier erhielt der General Ordre, in das aufrühreriſche Tyrol zu dringen.

Jettchen wollte in die Heimath, nach Berlin nämlich, reiſen; trauernd aber ſprach Rayon, welcher genau der Freundinn Verhältniſſe kannte: „Sie wollen mich verlaſſen? — eine ſchwache Dame, auf gut Glück wagen? — wer ſteht Ihnen dafür, daß Sie nicht dem rohen Gatten werden übergeben werden? Bleiben Sie bei mir, es läßt ſich nicht bezweifeln, daß dieſer Krieg bald enden wird, dann überlaſſen Sie es mir, dem bewährten Freunde, Ihre Verhältniſſe auf eine vernünftige und zweckmäßige Weiſe auszugleichen.“

Die Dame gab nach; ſie folgte dem General, der ſeiner Beſtimmung gemäß nach den Alpen zog.

Die franzöſiſche Colonne hatte Tyrols Grenze überſchritten, war in dem Lande mehrere Meilen vorwärts gedrungen; kein Feind, kein Landesbewohner ließ ſich blicken; alle Häuſer ſtanden leer.

Voll guten Muthes wurde der Marſch fortgeſetzt, doch in einem engen Defilé angelangt, wurden die Franken von allen Seiten angegriffen; man ſah keinen Feind, allein aus dem unerſteiglichen Felſenklüften allen ſendeten unſichtbare Schützen Verderben und Tod.

Jener Krieg in dem Felſenlande zeichnete ſich durch einen ganz eigenthümlichen Charakter aus; die ſogenannten Noncombattanten, als Aerzte, Secretaire, Marketender u. dergl. waren derſelben Gefahr wie die wirklichen Streiter ausgeſetzt; wollte der Train in bedeutſamer Ferne in den Felſenſchluchten der kriegeriſchen Colonne folgen, ſo konnte er um ſo gewiſſer darauf rechnen, abgeſchnitten und aufgehoben zu werden, und es blieb ihm deſſenzufolge nichts anderes übrig, als ſich hart an die Truppen anzuſchließen, wo er dem Kugelregen nicht minder als dieſer bloß gegeben war.

Unſer armes Jettchen gefiel ſich im grauſen Kampfgewühl gar übel, und tauſend Mal verwünſchte ſie dem Freunde Folge geleiſtet zu haben, allein die Reue kam jetzt zu ſpät.

Rayon mußte jeden Schritt, den er vorwärts ging, mit Blut erkaufen, ſchon zählte er bedeutſamen Verluſt, allein der ehrgeizige Krieger hatte bloß ſeine Ordre vor Augen und dieſer gedachte er unter allen Umſtänden zu genügen.

Eines Tages wollten die Franken neuerdings ein langes und enges von den Felſenbewohnern ganz und gar beſtrichenes Defilé forciren.

Schrecklich war des Feindes wohlgeordnetes und ſicher berechnetes Feuer; eine Kugel drang durch des Generals Herz, entſeelt ſank er vom Pferde.

Des Führers Fall gab der ohnehin ſchon in Unordnung gerathenen fränkiſchen Colonne das Signal zur wilden unheilbringenden Flucht; die Meiſten wurden aber von den Alpenſchützen eingeholt, niedergemetzelt oder zu Gefangenen gemacht.

Unter den letztern befand ſich auch unſere Heldinn. Jettchen entſetzte ſich ungemein, als ſie von zwei bärtigen großen Tyrolern in die Mitte genommen wurde, um weiter transportirt zu werden; da ſie nicht Uniform trug, wurde ſie nach ihrem Stande gefragt, allein die ſchöne Berlinerinn war ſo ſchreckenverwirrt, daß ſie ſich jetzt für einen Arzt und im nächſten Augenblick für einen Employé ausgab.

„Mit dem jungen Kerl iſt's nicht richtig,“ ſprach der eine Tyroler, „am Ende iſt's gar ein Spion.“

Der Oberkommandant, **Andreas Hofer**, hatte ſelbſt das Gefecht geleitet, und ihm wurden die Gefangenen nun vorgeſtellt. Als die Reihe an Jettchen kam, wurde berichtet, daß dieſer Gefangene bereits ſich verredet und widerſprechende Angaben gemacht habe.

Durchdringend blickte der ehrliche **Andreas** unſere Heldinn mit ſeinen klaren Augen an, indem er ſprach: „Sage die Wahrheit junger Menſch, denn hart werden Lügen in dieſen Bergen gerügt.“

Weinend und verſchämt ſtotterte Jettchen: „ich bin ein Weib.“

„Ein Weib?“ ſchrieen die Alpenſchützen alle voll Verwunderung, indem ſie neugierig den ſchönen Gefangenen betrachteten.

Ein junger, kühn und unternehmend genug ſich darſtellender Tyroler rief aus: „Ei, davon muß man ſich doch näher überzeugen, wenn man es glauben ſoll,“ und mit dieſen Worten trat er raſch der Berlinerinn entgegen.

Jettchen ſchrie laut auf und verſteckte ſich hinter der Kutte eines neben dem Oberkommandanten ſtehenden Kapuziners; es war Joachim Haspinger.

Der Pater ſchützte auch die Gefangene, indem er dem jungen Tyroler ſehr ernſt ſagte: „Ei, ei, Landsmann! ſolch' Unternehmen ziemt keinem ehr- und tugendhaften Landſchützen; überlaſſe Du ſothane Ungebühr zu üben den fränkiſchen Schergen allein.“

„Bei dem Allem,“ nahm nun Hofer das Wort, „thut es doch Noth, zu wiſſen, ob die Angabe wahr oder nicht? — mir fällt bei, hier im Dorfe wohnt eine Hebamme, — dieſe mag das ergründen.“

Den Vorſchlag ließ ſich auch der ſittige Kapuziner gefallen, und die hoch erröthende Berlinerinn wurde nach der Wohnung der Hebamme abgeführt, welche dann auch Jettchens Geſchlecht pflichtſchuldig beſtätigte.

Einen Punkt hatten die ehrlichen Naturſöhne indeß doch zu beachten vergeſſen; wäre des Gefangenen letzte Angabe wieder falſch geweſen und Jettchen demnach ein Jüngling geweſen, hätte durch die angeordnete Unterſuchung ein Scandal dennoch nicht können vermieden werden und das Decorum wäre verletzt geweſen.

XVII.

Der Oberkommandant ließ ſich nun mit der Berlinerinn in ein Geſpräch ein, und den ſchlichten Mann ſprachen des reizenden Weibes Natürlichkeit und ſein geſunder gebildeter Verſtand an.

Jettchen bat Hofern: „Würdiger Vater! geſtattet mir wenigſtens, ſo lange ich hier bleiben muß, in Eurer Nähe zu weilen, denn großes Zutrauen habt Ihr mir eingeflößt; bedenkt, welch eine demüthigende Lage für eine rechtliche Frau, ſollte ſie mit dem rohen Haufen der übrigen Kriegsgefangenen vermiſcht werden.“

Andreas ſah Haspingern an, indem er erwiederte: „Sie gefällt mir und gern gewährte ich die Bitte, wenn's — nur kein Weibsbild wäre.“

„Ei,“ antwortete der Kapuziner, „willſt Du ſie anders um Dich behalten, thue es immer, ſie kann in den Mannskleidern ſtecken bleiben, und Deine Sitten ſind zu bewährt, als daß Jemand wagen möchte, Arges zu ahnen."

„Nun, wenn Du meinſt," entſchied der gutmüthige Hofer, „ſo kann das arme Weib in meinem nächſten Schutze bleiben; ſie kann in meiner Kanzlei mit ſchreiben helfen."

Vom Tage zu Tage ſtieg die ſinnige Berlinerinn in des Oberkommandanten Gunſt.

Bei allen Verdienſten, welche Hofer um ſein Volk ſich errungen hat, wohnten dem guten Manne doch höchſt mittelmäßige Talente nur bei, ihm fehlte Entſchloſſenheit, und der geringſten wiſſenſchaftlichen Bildung war ſein Geiſt ſtets entfremdet geblieben.

Recht gut fühlte Andreas gerade auf dem erhabenen Standpunkte doppelt ſeine Schwächen; gern hörte er Rath, gern ließ er von Klügern ſich leiten.

Geſunden Menſchenverſtand beſaß Hofer genug, um Jettchens große geiſtige Vorzüge ein-

einzuſehen, er ſprach oft mit ihr über die Angelegenheiten ſeines Landes, richtig und geſund laueten ſtets ihre Urtheile, ihr durchdringender Scharfſinn — gebildeten Weibern gewöhnlich eigen — durchſchaute der Dinge wahre Lage und gemeiniglich traf ein, was ſie voraus geſagt hatte.

Der Oberkommandant hub an vorerſt in Kleinigkeiten der Gefährtinn Anſchlägen zu folgen, und immer gingen in dieſem Falle die Sachen gut.

Jettchen bewahrte echt deutſchen Sinn, ſie war eine Berlinerinn — ihr ſchien der Kampf der Tyroler ein gerechter, ein heiliger; auch des Weibes Eitelkeit regte es an, hier geheimen Einfluß zu üben, und von allen Verhältniſſen wußte ſie genau ſich zu unterrichten; Hofer ſetzte am Ende unbedingtes Zutrauen in der ſinnigen Dame Rath, bedeutſamere Operationen gingen von ihr aus; es kömmt übrigens in der Geſchichte der Zeiten ſothane Erſcheinung öfters vor.

Unſere Heldinn blieb von nun an des Oberkommandanten unzertrennliche Gefährtinn.

Zwei baierische Offiziersfrauen, die Gräfinn S. und die Frau von E. waren den Tyrolern ſammt ihrem mit vier herrlichen Apfelſchimmeln beſpannten Poſtzuge in die Hände gefallen, und Andreas bediente ſich nun dieſes Poſtzuges zu ſeinem Gebrauche; an ſeiner Seite fuhr die Berlinerinn täglich ſpazieren, und die gemüthlichen Tyroler pflegten ſie nicht anders, als Hofers ſchönes Bübel zu nennen.

Indeſſen nur wenige Wochen hatte Jettchen bei Hofern erſt verweilt, und es war um ſo bewunderswürdiger, daß ſie in ſo kurzer Zeit des Oberkommandanten unbeſchränktes Zutrauen in ſo hohem Grade hatte gewinnen können.

Jetzt brach die ganze baierische Armee unter dem Marſchall Herzog von Danzig, dem Alpenvolke Untergang drohend, in das Land ein.

Der bekannte öſterreichiſche General Marquis von Chaſteler, zog der überlegenen Macht muthig entgegen; Hofer wollte in Inſpruck zurückbleiben, indeß war es dem Oberkommandanten darum zu thun, bei jener Expedition einen geheimen Zeugen gegenwärtig zu wiſſen, der ihm den Verlauf der Dinge ſeiner Zeit mit gewiſſenhafter Treue mittheilen möchte; dem guten Andreas ahnete dieſes Mal Schlimmes. Er bat ſein ſchönes Bübel Chaſtelers Zug zu folgen, und das dankbare Jettchen ging in den Vorſchlag ein.

Chaſteler erlitt bei Wörgel eine ſchreckliche Niederlage; die ſchöne Berlinerinn wurde in die wilde Flucht verwickelt und nun von den nachſetzenden baieriſchen leichten Reitern gefangen.

Die Baiern behandelten die Tyroler als Meineidige, als Rebellen; Unrecht war ihnen in ſo fern freilich auch nicht zu geben, da das Alpenland in geſetzmäßiger Form ihrem Regenten zugefallen war und die Tyroler dieſem den Huldigungseid abgelegt hatten.

Durch ein angenommenes Schreckenſyſtem glaubten — vielleicht zur Unzeit — Lefebre und Wrede nun imponiren zu müſſen; ohne Umſtände wurden mehrere der gefangenen Tyroler ſogleich niedergeſchoſſen, und auch unſere Heldinn ſollte das Loos treffen.

So weit ging Jettchens Schwärmerei denn doch nicht, daß ſie gern und gleichgültig für eine Sache, die ſie im Grunde nichts anging, geſtorben wäre.

Sie rief, als ſie vorgeführt wurde, ängſtlich aus: „Was will man von mir; ich habe am Kampfe keinen Theil genommen, ich fiel mit einem franzöſiſchen Truppenkorps vor einigen Wochen in der Tyroler Kriegsgefangenſchaft — ich bin ein Weib.“

„Ein Weib?“ — riefen die Baiern nicht weniger jetzt erſtaunt, wie neulich die Tyroler.

Ein baieriſcher Chevauxlegers-Rittmeiſter, welcher in der Nähe hielt, hatte unſere Heldinn aufmerkſam fixirt; plötzlich ſprang er nun vom Pferde, indem er ausrief:

„Ja, ſie ſpricht in der That die Wahrheit, ich bürge dafür!“ Mit dieſen Worten ergriff der Offizier Jettchen bei der Hand und führte ſie bei Seite; Niemand trat ihr ferner zu nahe.

Das arme reizende Weib, kaum dem Tode entgangen, war ganz verwirrt, ſie wußte nicht wie ihr geſchah. Der baieriſche Rittmeiſter, ein ſchöner junger Mann, fragte leiſe und ſanft: „Kennen Sie mich nicht mehr theuerſtes Jettchen?“

Die Berlinerinn ſah dem Offizier in die Augen, dann rief ſie voll Erſtaunen aus: „Iſt es möglich, Löwenthal!?“ —

XVIII.

„Nicht ſo laut, liebe Freundinn!“ ſprach der Rittmeiſter, indem er ſich ängſtlich umſah, „ich heiße hier nicht Löwenthal, ſondern Forton.

Der Offizier führte die Dame nach Wörgel in ſein Quartier; man reſtaurirte, erholte und verſtändigte ſich.

Jettchen hub an, und ein wehmüthiges krampfhaftes Lächeln umzuckte den ſchönen Mund: „Seltſames Geſchick! ich habe Ihnen große Verbindlichkeiten; einmal entriſſen Sie mich den Klauen meines ehelichen Barbaren und dann retteten Sie mir das Leben, und dennoch, lieber Löwenthal! — nennen Sie meinen Freimuth nicht Undankbarkeit, — haben Sie meine Achtung ganz und gar verſcherzt; ewige Treue ſchwuren Sie mir und ich gab mich Ihnen hin mit der ganzen Gluth der erſten jugendlichen Liebe, allein Sie vermochten es, um das erbärmlichſte aller Güter, das Leben zu retten, mich kalt dort in Warſchau dem franzöſiſchen Offiziere zu überlaſſen.“

„Wenn, theuerſte Freundinn!“ erwiederte Forton — ſo wollen wir ihn von nun an nennen — lächelnd, wenn endlich werden Sie dahin kommen, von überſpannten Ideen zu laſſen und das Leben und die Menſchen nehmen, wie ſie nun einmal ſind? Hören Sie auch mich: Mit gleichen Vorwürfen verſmöchte ich Sie zu überſchütten, hätte ich von Ihnen je jene Art verklärter und überirdiſcher Liebe gefordert, die Sie von mir heiſchten; ich glaube es, ungern und mit dem höchſten Widerwillen wurden Sie des alten rohen Schiffers Gattinn, allein nach jenen ſublimen Grundſätzen, welche Sie aufzuſtellen belieoten, mußten Sie den freiwilligen Tod wählen, ehe Sie zugaben, daß andere Arme, als jene des Geliebten Sie umfingen.“

„Ich habe,“ fuhr Forton redend fort, „Ihnen über dieſen Punkt nie Vorwürfe gemacht, allein Ihre beleidigende Härte, beſtes

Jettchen! zwingt mich, endlich auch einmal dieſe Saite zu berühren; wie glauben Sie wohl, daß mir, dem vor Liebe brennenden, dazumal, als ich mich als Paſſagier auf Michels Kahn befand, zu Muthe ſeyn mußte, wenn ich in dem mir über der Kajütte angewieſenen Loche die Küſſe ſchallen hörte, die Ihnen der gehaßte Gatte aufdringen durfte, wenn — — genug! laſſen Sie davon mich ſchweigen."

„Was nun aber mein Benehmen in Warſchau betrifft," ſo ſchloß der Offizier ſeine Rede, „haben Sie, meine Dame, durchaus nicht Urſache, daſſelbe groß übel zu nehmen. Durch die wachhabenden Offiziere auf der Hauptwache, wo ich im Arreſte ſaß, erfuhr ich, daß Sie die tägliche und vertraute Geſellſchaft des Colonels ausmachten; meine Eiferſucht erwachte — und hätte ich in jener verhängnißvollen Scene, nach Ihrem Sinne, als ein Romanprinz gehandelt, was konnte es helfen? — ich wäre todt geſchoſſen worden und die Geliebte blieb in des verhaßten neuen Nebenbuhlers Gewalt zurück.“

Fortons Vertheidigung war keinesweges zu Jettchens Zufriedenheit ausgefallen; ſie ſchmollte und zeigte dem Retter halb und halb den ſchmalen Rücken.

Indeß wird der Leſer geſtehen müſſen, was der Rittmeiſter ſprach, ließ ſich auch wohl hören und am Ende hatten — bei verliebten und eiferſüchtigen Händeln der gewöhnliche Fall — beide Theile Recht.

Eine tiefe Stille waltete in der Stube länger wohl als eine halbe Stunde, endlich ſtand Forton lächelnd auf, wies dem Gaſte ein Schlafgemach an und empfahl ſich mit großer aber etwas kalter Höflichkeit.

Des andern Tages in der Frühe wurde unſre Heldinn durch Trommetenſchall erweckt; es wurde Alarm geblaſen.

Nach wenigen Minuten ſtand der Rittmeiſter in Uniform und völlig gerüſtet ſchon vor Jettchens Lager; er ſprach: „Ein Theil des verſprengten Chaſtelerſchen Korps, an welches ſich viele rebelliſche Bauern angeſchloſſen haben, hat ſich dieſe Nacht im Gebirge wieder geſammelt und die Tollkühnen machen Miene in die Ebene hernieder ſteigen zu wollen, doch viel kann es nicht zu bedeuten haben; bleiben ſie meine wertheſte Freundinn hier, bis ich wieder kehre, für jetzt ruft die Pflicht.“

Mit dieſen Worten ſtürzte der Offizier aus dem Kabinette und gleich darauf hörte ihn die überraſchte Berlinerinn, an der Spitze ſeiner Eskadron, im Galopp von dannen ſprengen.

Jettchen ſtand auf und kleidete ſich an; bald darauf ließ ſich lebhaftes kleines Gewehrfeuer vernehmen.

Unſere junge abentheuerliche Dame war an ſolche Muſik bereits gewöhnt, allein von ſolch' unerklärlicher Bangigkeit war ſie dabei noch nie befallen worden, ſelbſt nicht, wenn ihre eigene Perſon in Gefahr geweſen war.

In gleicher Heftigkeit hielt das Feuer länger als eine Stunde wohl an, dann wurde es ſchwächer, nun fielen nur noch einzelne Schüſſe, endlich wurde alles ſtill.

Einzelne leicht verwundete Chevauxlegers kehrten bereits wieder zurück; Jettchen hatte neugierig das Fenſter geöffnet; ſo viel konnte ſie aus den Geſprächen der Krieger ſchließen, daß der Ueberreſt des Feindes nach kurzem Kampfe gänzlich geſchlagen, aufgerieben oder zerſtreut ſeyn mochte.

Nach Verlauf einer halben Stunde ertönte munterer Trommetenklang; Fortons Escadron zog in Wörgel ein, aber wer beſchreibt Jettchens Schreck! — nicht der Rittmeiſter, ein Lieutenant führte die Truppe.

Die Reuter zogen unter den Fenſtern der Dame vorüber; allein eine gewiſſe Scheu hielt ſie zurück, ſie wagte es nicht, nach dem Rittmeiſter zu fragen.

Noch eine lange halbe Stunde entfloh mit bleiernen Fittigen der Berlinerinn; ihre Herzensangſt war unbeſchreiblich, kaum vermochte die gepreßte Bruſt Odem zu ſchöpfen; ſie hub bereits an mehr und mehr zagend zu fürchten, der Freund ſey im Gefechte geblieben, da wurde ſie plötzlich den Rittmeiſter gewahr; von ſeinem Reitknechte begleitet ritt er langſam die Straße herauf.

Allein ſo wie Forton ſich nun darſtellte, mußte er Jettchen mit neuem Schrecken erfüllen.

Der Offizier hatte den Helm abgelegt und ungeachtet des warmen Maitages den Mantel umgehangen; ſein Geſicht war leichenblaß, auch ſaß er im Sattel nicht feſt und wankte unaufhörlich von der einen zur andern Seite.

Die Dame verließ das Fenſter und eilte unter des Hauſes Thür, endlich nahete Forton auch derſelben.

Sehr bekümmert, ja weinend beinahe rief

ihm das gute Jettchen entgegen: „Um Gotteswillen, Freund, was iſt Ihnen?“

Mit matter kaum vernehmlicher Stimme erwiderte der Rittmeiſter: „Ich bin verwundet.“

Noch ängſtlicher fragte die Dame geſpannt: „Bedeutend?“

„Ich denke ja nicht,“ antwortete der Offizier, indem er von ſeinem Reitknechte mühſam vom Pferde gehoben wurde.

Jettchen griff zu und führte mit des Dieners Hülfe den Verwundeten nach der Stube, wo er gänzlich erſchöpt, einer Ohnmacht nahe, ins Sopha ſank.

Eine Büchſenkugel hatte Fortons Oberarm zerſchmettert und nur leicht und unvollſtändig war er vorerſt verbunden worden. Die gutmüthige Berlinerinn vergaß ſich; ſie war zärtlich um den Offizier beſchäftiget, lößte ihm die Halsbinde, ſtrich ihn die Locken aus der Stirn und flößte ihm als ſtärkende Erquickung Wein durch den Mund.

Man konnte bemerken, daß dem Offizier dieſe ſanfte Behandlung wohl that; er lächelte beifällig.

Endlich erſchien der Regimentsarzt, die Wunde zu unterſuchen und den erſten Verband anzulegen.

Der Doktor ſprach nach vollzogenem Geſchäfte: „der Herr Rittmeiſter ſind noch ſo ziemlich weg gekommen; zwar hat die Kugel wohl den Knochen ſelbſt lädirt und manches Splitterchen wird in der Folge ſich abſetzen, indeß iſt nicht wohl zu befürchten, daß der Arm ſteif bleiben wird, doch wird eine langwierige Kur ſchwerlich zu vermeiden ſeyn.“

Der Kranke wurde hierauf entkleidet und zu Bette gebracht; Jettchen wich keinen Augenblick von ſeinem Lager.

* * *

XIX.

Die Baiern trachteten in jener Zeit ihre Verwundeten, wenn es anging, baldmöglichſt über Tyrols Grenzen zu ſchaffen, denn mußte man, ſich zurückziehend, Bleſſirte hinterlaſſen, pflegten die gereizten Alpenſchützen an denſelben gewöhnlich grauſe Rache zu üben.

Man rieth dem verwundeten Rittmeiſter, ſich nach Augsburg bringen zu laſſen, wo die Hauptfeldhoſpitäler der Diviſion angelegt wurden und geſchickte Millitär-Wundärzte ſich verſammelten, und nach [illegible]igen Tagen ſchon fühlte ſich Forton ſtark genug, die Reiſe antreten zu können.

Er bat Jettchen ihn zu begleiten, und gern nahm die Berlinerinn den Vorſchlag an: Einmal mahnte ſie Mitleid, den Geliebten in ſeiner jetzigen hülfsloſen Lage nicht zu verlaſſen, dann ſehnte ſich die zartfühlende Dame, jenen Schauplatz furchtbarer und ſchrecklicher Greuelſcenen zu verlaſſen, auch hätte ſie —

ohne Baarſchaft, wie ſie war — in der Tha
nicht gewußt, wohin auf der Stelle ſich zu
wenden.

Der Offizier nahm Extrapoſt, und bald hatte man die unſeligen bluttriefenden Berge im Rücken.

Das Sprichwort hat Recht: Alte Liebe — die erſte zumal — roſtet ſo leicht nicht. Süß=wehmüthige Gefühle bemeiſterten ſich der Berlinerinn an des ehemaligen heiß Geliebten Seite mehr und mehr, und das aufgeregte Mitleid ſteigerte dieſe Gefühle zu noch höherm Grade. Mit unwandelbarer thätiger Aufmerkſamkeit blieb ſie um den Rittmeiſter auf der Reiſe beſchäftiget und ſuchte ſeine Leiden ſo viel als möglich zu lindern; der frühern Verhältniſſe wurde ſeit jenem ominöſen Abende nicht weiter gedacht.

Unverkennbar theilte auch Forton Jettchens Gefühle; ſein Blick hing verſtohlen und ſtundenlang mit hohem Intereſſe an dem reizen=

den

den jungen Weibe — die Berlinerinn war jetzt wieder ihrem Geſchlecht angemeſſen gekleidet — allein, was auch unſerer Heldinn unerklärbar blieb, der früher keinesweges blöde Offizier war nun höchſt einſylbig, ja ſchüchtern beinahe; er behandelte die Dame mit zarter Höflichkeit, allein das Wort: Liebe, ſchlich nimmermehr über ſeine Lippen und in des Rittmeiſters ganzem Benehmen offenbarte ſich eine gewiſſe peinliche Verlegenheit; anfangs ſetzte Jettchen vieles auf die heftigen, durch die Wunde ſich erzeugenden Schmerzen, allein ſie überzeugte ſich in der Folge, daß es dieſes nicht war; ſoviel wurde ihr klar, in Fortons Innerem ging Ungewöhnliches vor, allein deſſen Urſache zu ergründen wollte ihr nicht gelingen.

Auf dieſe Art erreichte man Schwabmünchen, die letzte Poſtſtation vor Augsburg.

Die Reiſenden wollten, während die Pferde gewechſelt wurden, frühſtücken, allein der Rittmeiſter nahm keinen Biſſen zu ſich, ſchritt unruhig die Stube auf und nieder und beantwortete mehrere Fragen, welche die beſorgte Gefährtinn hinſichtlich ſeines Befindens an ihn richtete, ganz verkehrt; man ſah es dem Offizier an, er haſchte ängſtlich nach der Art, wie er Seltſames beginnen oder vortragen ſollte und konnte mit ſich ſelbſt nicht einig werden.

Jettchen ſchüttelte bedenklich das ſchöne Köpfchen und überließ ſich auch tiefem Sinnen, — da ſchmetterte plötzlich ein Poſthorn; eine Equipage hielt vor dem Gaſthofe und eine ſchlanke verſchleierte Dame ſtieg aus dem Wagen; unwillkührlich erblickte Forton durch das Fenſter die Equipage und die ausſteigende Dame; erbleichend und ſtammelnd rief er aus: „O Himmel! meine Frau.“

„Ihre Frau?“ fragte unſere Heldinn hoch erſtaunt, und in demſelben Augenblicke trat die Dame in die Stube.

Sie hatte den Schleier bereits zurückgewerfen; die Berlinerinn faßte die Eingetretene ſcharf ins Auge und plötzlich ſchrie ſie freudig auf: „Iſt es möglich — Adelaide!“

Die Dame wendete das goldgelockte Haupt und mit dem Ausrufe: „Meine theuere Jeannette!“ lag ſie an unſerer Heldinn Buſen.

Forton ſtand wie verſteinert, wie ein Menſch — der aus den Wolken gefallen, pflegt man zu ſagen.

XX.

Vor einer langen Reihe von Jahren befand ſich ein junger baieriſcher Edelmann und Offizier, Herr von Blauenfeld, als Geſandtſchaftskavalier bei der Ambaſſade ſeines Souverains zu Berlin.

Jener Herr von Blauenfeld war ein reicher, ungemein lebensluſtiger Jüngling, und vorzugsweiſe dem ſchönen Geſchlechte zugethan. Unter Andern hatte er eine Liebſchaft mit einem höchſt reizenden Fräulein, welche aber aus einem armen und unbedeutſamen Hauſe ſtammte, entrirt.

Das Verhältniß verließ leider nur zu bald gewiſſe wohlthätige Schranken, und das arme Fräulein fühlte ſich gerade zu jener Zeit ſchwanger, als ihr Verführer in ſein Vaterland zurück berufen wurde.

Der Jammer war natürlicherweiſe nicht gering. Herr von Blauenfeld verſprach zwar in der Folge das Fräulein zu ehelichen, allein dieſes ſogleich zu thun und als Gattinn es in die Heimath zu führen, meinte er, ginge durchaus nicht an, indem bedeutſame Familienrückſichten und dergleichen vorerſt nothwendigerweiſe beſeitiget werden müßten.

Ob der junge Kavalier Wort gehalten haben würde, läßt ſich ſchon nicht beſtimmen, denn nachdem jenes unglückliche Fräulein ein holdes geſundes Mädchen zur Welt gebracht hatte, ſtarb die Mutter ſelbſt im Wochenbette.

Des Kindes, unſerer intereſſanten Adelaide nämlich, nahm ſich indeſſen der Geſandte, von dem Herrn von Blauenfeld dazu ermächtigt, thätig an; das Mädchen wurde der Madame Moncrif übergeben, und zu ſeinem anſtändigen Unterhalte hatte der ferne Vater eine hinlängliche Summe ausgeſetzt, welche für jedes Jahr gleich im Voraus erlegt wurde.

Als liebliche ſechszehnjährige Jungfrau in er Moncrifſchen Erziehungsanſtalt, iſt bei dem nfange dieſer Geſchichte Adelaide dem Leſer ereits dargeſtellt worden.

Herr von Blauenfeld hatte indeſſen in der eimath eine ſogenannte Verſtandesehe mit nem alten, häßlichen und widerlichen Fräu- in geſchloſſen, welches aber einer alten ein- ußreichen Familie angehörte und großes Ver- ögen beſaß.

Nachdem die bösartige Gattinn den Kavalier länger als ein Jahrzehend nicht wenig gequält hatte, rief ſie glücklicherweiſe der Tod in andere Welten.

Ungemein leicht athmete Blauenfeld, als Erde jene verſtummte Quälerinn endlich deckte; Sprößlinge hatte jene Verbindung nimmermehr getrieben, dagegen ſah ſich der Kavalier von der Verſtorbenen dennoch zum Univerſalerben eingeſetzt, und er konnte nun wohl einer der reichſten Edelleute ſeines Vaterlandes gelten.

Bis zum Major in einem Chevauxlegers-Regimente hatte ſich Blauenfeld bereits geſchwungen und ungeachtet ſeines bedeutſamen Vermögens mochte er den Dienſt dennoch nicht meiden, denn mit Leib und Seele war er Soldat; an eine anderweitige Verbindung mochte der muntere Krieger, — wenn ſchon noch im rüſtigen Mannesalter — auch keinesweges denken, dagegen regte ſich in des gutmüthigen Edelmannes Herz eine Sehnſucht, das ihm in Berlin lebende Töchterlein, welches ſein Auge nie geſehen, aber von dem ſtets ungemein günſtig lautende Nachrichten eingelaufen waren, um ſich zu haben.

Jene Sehnſucht mehrte ſich mit jedem Tage. Adoptiren hatte Blauenfeld die natürliche Tochter längſt ſchon laſſen, nun ſendete der Major einen verläſſigen Verwandten nach Berlin, der ihm Adelaide zuführen ſollte.

Der geneigte Leſer wird ſich erinnern, daß das Fräulein gerade zu derſelben Zeit aus der Moncriſ'ſchen Anſtalt abgeholt wurde, als auch Jettchen dieſelbe verlaſſen mußte.

Der Major von Blauenfeld fühlte ſich überglücklich, als er endlich das Kind ſeiner frühern innigen Liebe an die Bruſt drücken konnte; die Tochter übertraf ſeine kühnſten Erwartungen, und an ihr beſchloß er das Unrecht wieder gut zu machen, welches er der Mutter früher zugefügt; das zarte Mädchen ſeinerſeits ſchloß ſich dagegen, reiner kindlicher Zuneigung voll, an den guten Vater an.

Doch, — bevor wir den Gang der Geſchichte weiter verfolgen — wird es nun nöthig, dem Leſer in Kürze auch Löwenthals Schickſale von jener Zeit an mitzutheilen, zu welcher Rayon ihn zu Warſchau aus dem Kerker entfliehen ließ.

Der Flüchtling wandte ſich vorerſt nach einer großen Seeſtadt, in welcher ſich keine Franzoſen befanden. Hier machte er mit einem edlen helvetiſchen Jüngling Bekanntſchaft, der ſich Forton nannte, und der jungen Leute Freundſchaft geſtaltete ſich ſo innig, daß unbedingtes Vertrauen folgte.

Man theilte ſich der Wahrheit gemäß die gegenſeitigen Schickſale und Verhältniſſe mit. Der junge Schweizer, ein wohlhabender ſelbſtſtändiger Jüngling, erbittert über das mittelbare Sklavenjoch, welches der galliſche Tyrann ſeinem Vaterlande und der ganzen deutſchen Nation aufgelegt hatte, war, gerechten Unwillens voll, entſchloſſen, nach Nordamerika über zu ſetzen und dort ſich anzukaufen; der Kosmopolit- lud den Rheinländer ein, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen, allein Löwenthal hatte nicht Luſt in fremde Welten zu ſegeln; er ſprach: „Nun bin ich einmal der Bellona geweiht, und ich habe ihren Dienſt lieb gewonnen; zur Betreibung der Landwirthſchaft fühle ich mich verdorben und für den Soldaten ſcheint mir in Amerika wenig Glück zu blühen, im ſüdlichen vielleicht noch eher, doch ungewiß bleibt auch dort der Erfolg; ich zöge vor, fuhr er redend fort, bei irgend einer deutſchen Macht Dienſte zu ſuchen, allein freilich erſcheint auch dieſes Unternehmen ſchwierig; der Uſurpator, deſſen mächtiger langer Arm gegenwärtig über ganz Deutſchland reicht, hat mich in die Acht erklärt und wahrſcheinlich mein väterliches Vermögen auch confiscirt, wohin ſoll ich mich wenden? — unter einen andern Namen müßte ich mein Glück verſuchen, allein allenthalben muß man nun ſchon durch authentiſche Documente darthun, daß man befugt, dieſen oder jenen Namen zu führen, und darum würde ich in ſolchem Falle wieder in Verlegenheit gerathen.“

Der Schweizer erwiederte nach einigem Sinnen: „Hm, aus der Verlegenheit könnte ich vielleicht Dich retten; mir kann es im Ganzen gleich viel gelten, ob ich in der neuen Welt Forton oder Löwenthal heiße; wie wäre es, wenn wir die Namen tauſchten; Du übergiebſt mir Deinen Taufſchein und andere Papiere, welche auf den Namen bloß Bezug haben, ich ſtelle Dir ähnliche zu, welche Dein Recht, Dich Forton zu nennen, bekräftigen, und ſomit wäre Dir geholfen.“

Der Rheinländer nahm dankbar den ſeltſamen Vorſchlag an und die erwähnten Papiere wurden ausgetauſcht.

Bald darauf ging der Schweizer unter Segel; der Abſchied der befreundeten Jünglinge war in der That ein rührender geweſen.

XXI.

Der Rheinländer wandte ſich nun nach München, und Forton ließ er von nun an ſich nennen.

Der baieriſche Staat, — der Verfolgung eines neuen politiſchen Syſtemes hatte er es zu verdanken — hub gerade an, ſich immer bedeutſamer zu heben und ſein Heer auf einen reſpektabeln Fuß zu ſetzen.

Forton ſuchte hier Militärdienſte nach, und leicht gelang es dem ſchönen, wohlgebauten Jünglinge, der ein trefflicher Reiter und ausgezeichneter Pferdekenner war, eine Anſtellung als Lieutenant bei der baieriſchen Kavallerie zu erhalten.

Zufälligerweiſe wurde der Rheinländer demſelben Chevauxlegers-Regimente zugetheilt, welches Herr von Blauenfeld, der unterdeſſen zum Oberſten vorgerückt war, nun als Chef befehligte.

Der Vorgeſetzte gewann den neuen Lieutenant lieb; Forton ſtieg mit jedem Tage in des Oberſten Gunſt und ſah ſich am Ende zu deſſen Adjudanten ernannt.

Des Chefs junge Tochter, die liebliche Adelaide gefiel dem Lieutenant ungemein und angelegentlich machte er ihr den Hof; der Oberſt bemerkte es mit Wohlgefallen, denn das geliebte Kind verehelicht zu ſehen und holde Enkel auf dem Schooße zu wiegen, waren ſeine ſehnlichſten Wünſche, auch hätte er gern dem ſchönen jungen Offiziere, der nun einmal auch ſein Liebling war, Adelaidens Hand gegönnt.

Die Jungfrau zeigte ſich, wie gegen Jedermann, ſo auch gegen den Lieutenant gütig, allein einen beſondern Eindruck auf ihr Herz hervorzubringen, konnte dem ſchönen, ſonſt allenthalben ſiegenden Forton doch nicht gelingen.

Ueberhaupt war Adelaide ein ſeltſam liebliches Weſen, eine Ausnahme des Geſchlechts.

In der That nicht für dieſe Welten ſchien die Jungfrau geſchaffen, nicht aus gewöhnlichen irdiſchen Stoffen geſtaltet zu ſeyn.

Ihr Geiſt war nichts weniger als befangen, allein der Verſtand blieb der bedeutſamen Tiefe und der regen Reizbarkeit eines Gefühles unterthan, welches nicht dießſeitigen Sphären angehörte und in ſelben auch nicht gedeihen mochte.

In der Jungfrau Innern lebte ein lichtes Ideal — es war die Liebe des Cherubim, die ſie erkannte und für die allein ſie empfänglich blieb; allein ſo ſicher Adelaide dieſem hehren Ideale vertraute, ſo ſehr war ſie auch überzeugt, ſie würde es hienieden nicht erreichen.

Nicht aber einer verzehrenden Flamme konnte des ſanften Mädchens Schwärmerei verglichen werden; Reſignation hieß das reine Licht, das im keuſchen Buſen ſtrahlte, und Adelaidens Ueberſpannung war keineswegs von der Art, daß ſie der ſogenannten Stimme des praktiſchen Verſtandes das Ohr ganz und gar verſchloſſen hätte.

Forton warb um des Fräuleins Hand, und der Vater, dem Adelaide mit beinahe übertriebener kindlicher Ehrfurcht zugethan war, verbarg keineswegs, daß ihn der Tochter Einwilligung beglücken würde.

Die Jungfrau liebte den jungen Offizier nicht, allein ſie hielt ſich auch überzeugt, daß ſie hienieden nimmermehr Liebe empfinden und daß jenen hehren Begriffen, welche ſie von der Göttertochter Natur hegte, nie je ein Sterblicher entſprechen würde; gerade zuwider war ihr Forton nicht, ſie hielt ihn für einen der beſſer gearteten Menſchen, und bei dem alleinigen Beſtreben dem Vater nur Freude zu machen, gab Adelaide das Jawort, und wurde des Lieutenants Gattinn.

XXII.

Auf der Poſtſtation zu Schwabmünchen bei Augsburg haben wir unſer intereſſantes Kleeblatt, nämlich das reizende Jettchen und den verwundeten Forton nebſt der zarten Gattinn verlaſſen.

Leicht mag der Leſer begreifen, daß nach der erſten Ueberraſchung Uebergang, der Damen Neugierde in einem ungewöhnlich hohen Grade geſpannt war; Jede wollte ſo ſchnell als möglich von der Andern Schickſalen unterrichtet ſeyn.

Jettchen mußte zuerſt erzählen; ſie trug ihre Geſchichte mit ziemlicher Wahrheitsliebe vor, doch beſtimmte ſie natürlicherweiſe Zartgefühl, ihrer frühern Liebe zu Forton nicht zu erwähnen; nur daß der Jüngling einſt als franzöſiſcher Offizier zu Berlin bei ihrem Vater im Quartier gelegen und daß von dorther ſie ihn kenne, räumte die Abentheurerinn ein, und ſie würde auch dieſen Umſtand verheimlicht haben, hätte ſie nicht ſogleich erkannt, daß Fortons frühere politiſche Lage ſeiner Gattinn kein Geheimniß geblieben.

Eine willkommene und angenehme Freiſtätte fand unſer vom Schickſal ſchwer verfolgtes Jettchen übrigens zu Augsburg jetzt im Hauſe der Jugendfreundinn.

Der bald darauf eingetretene Friede führte den würdigen Oberſt von Blauenfeld in den Schooß ſeiner Familie zurück; auch der brave Veteran fand großes Wohlgefallen an der muntern Laune der liebenswürdigen jungen Berlinerinn; ihr Umgang wurde ihm Bedürfniß und er pflegte ſie nicht anders als ſein zweites liebes Töchterlein zu nennen.

Doch alle Pfade, welche Sterbliche zu wandeln ihr Geſchick beruft, ſind nun ſchon einmal mit Dornen mehr oder weniger beſtreut.

Sammt allen übrigen ausgezeichneten Eigenſchaften, wohnte dem ſchönen Forton wenig Charakter und noch viel weniger Moralität bei.

Nicht

Nicht lauter waren die Abſichten geweſen, welche den Offizier bewogen hatten, um Adelaidens Gunſt und Hand zu werben; ihn hatte Eigennutz, Liebe aber durchaus nicht beſtimmt, und als des zarten Weſens Gatte fühlte der Mann ſelbſt, wie tief er unter Adelaiden ſtand und wie er nie werde vermögend ſeyn, die Höhe zu erklimmen, auf der die Ausgezeichnete in beſcheidener Glorie ſtrahlte.

Sothane Gefühle pflegen von Frauen zu entfernen; es war der Fall auch hier; Adelaide behielt ihre ganze Seelenruhe, ſah ſie ſich als Gattinn ſchon bedeutſam vernachläßiget; ſie zog ohnehin vor, ausſchließlich Fortons Freundinn zu ſeyn.

Was übrigens des Rittmeiſters Wunde betraf, heilte ſie bei der Damen zarter und ſorgſamer Pflege ſchneller und glücklicher als Anfangs zu erwarten geweſen.

Es war in der That eine heiße ſinnliche Neigung, welche Forton einſt zu dem reizenden Fiſchermädchen hingezogen hatte. Jetzt, in der täglichen Nähe der Geliebten, erwachte jene wilde Leidenſchaft mit erneuter Stärke, und mit einer raſenden nichts beachtenden Tollkühnheit ſtellte er Jettchen, der lieblichen jungen Frau, nun nach, was er um ſo dreiſter zu wagen vermochte, da die hehre Adelaide auch dem Scheine kleinlicher Eiferſucht entfremdet blieb.

Wohl iſt es nicht zu leugnen, daß unſere Heldinn den Offizier einſt mit ähnlicher nicht geringerer Leidenſchaft geliebt hatte; doch wir wiſſen, die Edle war längſt von jugendlichen Verirrungen zurückgekommen, ſie hatte der hohen Tugend Dienſt ſich geweiht und mit ſeltener Ausdauer blieb ſie ihm treu.

Das brave Weib ſchauderte ſchon allein vor dem Gedanken, mit dem Gatten der über Alles geliebten Jugendfreundinn ſtrafbaren Umgang zu pflegen, und die ehemalige Liebe hub an in tiefe Verachtung ſich zu verwandeln.

Nichtsdeſtoweniger war Jettchens Lage in der That eine kritiſche; nicht ihr gerechter Zorn, nicht die empfindlichſten Beleidigungen, welche Forton erfuhr, vermochten ſie vor des raſenden, leidenſchaftlichen Menſchen Angriffen zu ſchützen, nein — gerade dieſer hartnäckige Widerſtand, den der Verliebte fand, entzündete noch mehr ſeine wilde Gluth.

Was ſollte die Berlinerinn thun? — ſollte ſie Beſchwerde bei dem Oberſten, bei der Buſenfreundinn führen? — dieſes konnte die Ruhe, das Glück einer Familie vergiften heißen, in welche ſie, die Verlaſſene, ſo großmüthig ſich aufgenommen ſah, und dem braven Weibe blieb alſo nichts als der ſtandhafte Gebrauch der verläßigen Waffe, reiner ſich ſelbſt bewußter Tugend, übrig.

Uebrigens wurde Jettchens Sehnſucht nach der geliebten Heimath mit jedem Tage heftiger, und die ſo eben entwickelte unangenehme Situation war keinesweges geeignet, jene natürliche Sehnſucht zu unterdrücken.

Die Berlinerinn entſchloß ſich endlich, dem alten, dem tief beleidigten Vater zu ſchreiben.

Sie bekannte die eigene Schuld und bat rührend um Verzeihung und die Erlaubniß, rückkehren zu dürfen, nur dem verhaßten Gatten, dem rüden Schiffer Michel, nicht übergeben zu werden, flehte die Unglückliche.

Der Herr von Blauenfeld, welchem in Berlin aus alten Zeiten her noch ein bewährter Freund lebte, übernahm es, Jettchens Schreiben abzuſenden; indem er zugleich für die pünktlichſte Ueberlieferung deſſelben einſtand.

Nach Verlauf weniger Wochen ſchon kam der Dame Brief unerbrochen wieder zurück; jener Freund des Oberſten ſchrieb: der Fiſcher Vliet habe, nachdem er ſchon vor Jahr und Tag ſeine Häuſer verkauft, Berlin verlaſſen und ſich ins ferne Ausland, man wiſſe aber nicht recht eigentlich wohin, begeben.

Dieſe Nachricht machte unſre Heldinn ungemein beſtürzt; weinend rief ſie aus: „der

Gram, den ich, das böſe, das ungerathene Kind ihm bereitet, hat den armen Vater, ſeines vorgeſchrittenen Alters ungeachtet, in die weite Welt getrieben; — o wie ſtrafbar, wie verdammenswerth muß ich jedem Rechtlichen, muß ich mir ſelbſt erſcheinen!"

Ihre Freunde boten alles auf die Trauernde zu beruhigen, allein in einem geringen Grade konnte es ihnen nur gelingen, dieſen Zweck zu erreichen.

XXIII.

Länger als zwei Jahre hatte unſere Heldinn im Hauſe der Jugendfreundinn nun bereits verweilet, als mit dem Jahre 1812 auch die rheiniſchen Bundestruppen Befehl zum Aufbruche nach der Weichſel hin erhielten.

Oberſt von Blauenfeld kränkelte ſeit kurzer Zeit; der würdige Veteran konnte vorerſt nicht wagen, den Beſchwerden eines neuen Feldzuges trotzen zu wollen; mit allen Ehren und dem Charakter eines Generalmajors wurde er in den Ruheſtand verſetzt.

Fortons Pflicht dagegen blieb es, mit dem Chevauxlegers-Regimente, in welchem er diente, dem Rufe der Ehre zu folgen.

Schon war der Tag des Ausmarſches beſtimmt, da ſprach der Rittmeiſter einſt, als die ganze Familie beim Abendbrodte ſaß, ganz unbefangen zu Jettchen: „Sie können es nicht verbergen, theuerſte Freundinn! eine Sehnſucht, welche Sie, wenn ſie unerfüllt bleibt, noch aufreiben wird, ruft Sie mächtiglich in die nordiſche Heimath hin.

Ich ſchlage Ihnen vor, mich zu begleiten; unſer Marſch wird durch Sachſen gehen und leicht können Sie von dort aus Berlin erreichen.“

Der Antrag überraſchte unſere Heldinn; ſie erröthete und ſchwieg ſtill.

Nach einer Pauſe nahm der alte Blauenfeld das Wort; er ließ ſich vernehmen: „Im Grunde, ſchöne junge Frau!) muß ich geſtehen, daß mein Schwiegerſohn nicht Unrecht hat. Sie wiſſen, ich liebe ſo zärtlich wie eine Tochter, Adelaide wie eine Schweſter Sie — allein Sie ſind ſo lange ſchon von Hauſe entfernt, ſind des alten Vaters, der bedeutſames Vermögen beſitzt, einziges Kind; heilige Pflichten und Rückſichten, die man ſich ſelbſt ſchuldig iſt, fordern Sie auf, des Vaters Aufenthalt an Ort und Stelle auszumitteln, ihn aufzuſuchen und endlich ſich auszuſöhnen mit ihm. Uebrigens,“ fügte der General noch bei, „iſt es nicht zu leugnen, ſicher und bequem wäre Ihre Reiſe unter Fortons Schutz im Gefolge unſeres Truppenkorps.“

Zaghaft erwiederte Jettchen: „Alles wahr, mein väterlicher Freund! allein wäre ich nicht eine Undankbare, wenn ich jetzt, wenn ich in dem Augenblicke, da der Gatte ſcheiden muß, eine Freundinn verließe, an deren Buſen ich ſeit zwei Jahren ein glückliches Aſyl fand.“

„O meine Jeanette!“ rief die hehre Adelaide aus, „darüber gräme Dich nicht, Dein Glück allein iſt mein ſehnlichſter Wunſch, und ob dieſe Stube oder hunderte von Meilen uns trennen, eine Freundſchaft, wie die unſrige, bleibt unwandelbar; der Vater hat Recht, das Schickſal gebietet, Du mußt reiſen, reiſe mit meinem Gemahl.“

Viel wurde noch über die Sache hin und her geſprochen, bis die Berlinerinn ſich endlich entſchloß, dem Rath der Freunde zu folgen.

Beim Abſchiede vergoſſen die Damen manches Thränchen, und ſelbſt der alte Blauenfeld, dem Jettchen ungemein lieb geworden, war ſichtbar bewegt.

Nun wieder in männliche Tracht gehüllt, folgte unſere Heldinn auf einem ſchönen ſichern Thiere Fortons Regimente.

In ſeinem Innern triumphirte der Rittmeiſter; die neue Lage, welche ihm verſtattete, täglich, wenn man das Nachtquartier erreicht hatte, ungeſtört und allein bei dem reizenden Weibe zu weilen, ſchien ſeinen unedeln Abſichten günſtig zu ſeyn, und ſchon hielt er Jettchen für die ſichere Beute ſeiner wilden Begierden.

Wie wenig kannte der ſinnliche verdorbene Menſch weibliche Würde? — wie mangelhaft waren ſeine Begriffe von der Konſequenz, die echter Tugend beiwohnt? —

Allen ſeinen verſchiedenartigen Angriffen ſah der feine Lüſtling den beſonnenſten Widerſtand entgegengeſtellt; er ſah ſich mit einer Verachtung behandelt, die ihn hätte raſend machen mögen und doch wurde der thörichte Wüſtling nicht müde, fruchtloſe Verſuche ſtets von Neuem zu wiederholen, um immer tiefer noch gedemüthiget zu werden.

Die Colonne hatte Dresden erreicht; hier wollte Jettchen den Rittmeiſter verlaſſen, um die Route nach Berlin einzuſchlagen.

Forton benahm ſich bei dieſer Gelegenheit gegen die Dame ganz auf ähnliche Weiſe, wie einſt Rayon im Jahre 1809, als man den Alpen zuzog. Der Offizier ſprach: „Alle Heerſtraßen dieſer Gegend ſind in dieſem Augenblicke mit Truppen bedeckt; durch dieſe zu dringen wird mühſam, Ihnen gefährlich ſelbſt ſeyn; was wollen Sie in Berlin? Sie wiſſen, daß der Vater nicht mehr dort weilt, — und ſeinen Aufenthaltsort ausfindig zu machen, kann auch ſo leicht nicht ſeyn. Der gegenwärtige Feldzug wird und muß nach wenigen Monden enden, bleiben Sie ſo lange nur im Gefolge der Armee, und mein Ehrenwort verpfände ich hiermit, ſo wie Friede geſchloſſen, begleite ich Sie ſelbſt nach der Heimath, Ihnen die Familienangelegenheiten dort ordnen zu helfen, und wahrlich! männlicher Beiſtand wird Ihnen in jenem Falle erſprießlich ſeyn."

Jettchen fühlte, der Offizier habe zum Theil nicht Unrecht; ihr abentheuerlicher neugieriger Sinn erwachte wieder; vor den täg lichen Nachſtellungen des Lüſternen bangte die Heldinn, feſter und unerſchütterlicher Grundſätze ſich bewußt, keinesweges, und ſo war ſie denn kurz entſchloſſen, der vermeintlichen kurzen ruſſiſchen Kampagne als Augenzeuge beizuwohnen.

XXIV.

Von nun an mußte das baieriſche Truppenkorps in forcirten Märſchen ſeiner Beſtimmung entgegen eilen.

Der große nordiſche Kampf begann. Bei Polozk ſchlugen die Baiern eine große Schlacht; viele Brave fielen und unter ihnen befand ſich der Rittmeiſter Forton auch.

Die Berlinerinn weihte dem erſten Geliebten und der theuern Freundinn Gatten dennoch einige Thränen, hatte er ſich ihr ſpäter als ein Unwürdiger ſchon dargeſtellt, denn leicht laſſen ſchöne Seelen ſich verſöhnen und es tilgt der Tod des Lebens Schuld.

Das Ereigniß verſetzte Jettchen übrigens in mehrfache Verlegenheit. Ihr Beſchützer war dahin, und ſo wie nun die Verhältniſſe geſtaltet waren, konnte ſie nicht daran denken, das Heer verlaſſen zu wollen.

Napoleon trat ſeinen ſchmählichen Rückzug an, und im vollen Maße theilte das baieriſche Hülfskorps alle Greuel und Beſchwerden deſſelben.

Die Berlinerinn hatte es einem glücklichen Zufalle zu danken, daß ihr ſeltenes vortreffliches Pferd ſeine Kraft behielt und allem Ungemache zu trotzen vermochte; ſo groß die Noth des Hungers auch war, Jettchen litt durch dieſelbe weniger. Einmal hatte ſie, die nächſte Zukunft durchſchauend, noch zur rechten Zeit für einigen Vorrath geſorgt, und blieben die Koſacken einmal fern, ſo wagte das kühne Weib wohl auch gar, die Colonne zu verlaſ ſen, und ſeitwärts fanden vom Glücke Begünſtigte dennoch zuweilen einige Nahrungsmittel.

Bei Gelegenheit eines ſolchen abentheuerlichen Abſtechers ſtieß die Dame einſt auf einen umgeſtürzten verlaſſenen franzöſiſchen Kaſſenwagen.

Eine Menge Säcke voll blanker Napoleonsd'or lagen im Schnee. Jettchen ſtieg ab und hielt dem eiteln Mammon eine kleine philoſophiſche Standrede.

„Was biſt du doch eigentlich, viel vermögendes Metall?“ hub das ſinnige Weibchen an, „was biſt du an den Marken, wo der ſterblichen Thoren Vorurtheil ſein Ende erreicht hat? — Welchen Vorzug haſt du vor dem ſtarren Eiſe, welches dich umgiebt? — Hätte ich dieſe Haufen, geborgen im Vaterlande, eine Grafſchaft vielleicht könnte ich dafür erſtehen, alle Genüſſe, alle Ehren erlangen, nach welchen Millionen der Menſchen fruchtlos ſtreben, und hier vermögen mir dieſe Schätze alle nicht, eine warme ſtärkende Suppe zu verſchaffen!" —

Noch mancherlei Betrachtungen dieſer Art überließ ſich die Dame; verſchmähte aber am Ende doch nicht, ein Paar der größten Goldsäcke aufzunehmen, um dieſelbe in das auf ihrem Pferde befeſtigte Felleiſen zu ſtecken.

Die kleinen Reſte jener giganten Macht, welche Hunger, Kälte und jede denkbare Noth bereits größtentheils aufgerieben, hatten beinahe ſchon Polens Grenze erreicht, da traf unſere Berlinerinn ein Unfall ganz ſeltſamer und eigener Art.

Auf einem Nachtmarſche ſetzte die ſtrenge Kälte der Dame ungemein zu; ihre zarten Glieder waren erſtarrt und ſie mußte mit jedem Augenblicke erwarten, entſeelt von ihrem Thiere zu ſinken.

Um nicht zu erfrieren, ſtieg Jettchen vom Pferde, und leitete daſſelbe, indem ſie ſelbſt raſch vorwärts ſchritt, am Zügel hinter ſich her. Nachdem unſere Heldinn einige Stunden zu Fuße gegangen war und der Morgen bereits anhub zu grauen, fühlte ſie ſich zwar durch die ſtarke Bewegung einigermaßen erwärmt, aber auch ſo ſehr ermüdet, daß ſie nun ihr Thier wieder zu beſteigen beſchloß.

Allein wer vermöchte es, des armen Weibes Schreck zu ſchildern, als es ſich umwendend fand, daß das Pferd ſammt den Goldſäcken und der ganzen Equipage abhanden gekommen war *).

Ein Stück des Zügels zwar war noch um der Berlinerinn Arm gewunden; allein ein zweiter Käſebier oder Cartouche hatte von demſelben das Pferd abgeſchnitten und war mit dem Raube glücklich und unbemerkt entflohen.

---

*) Dieſer Unfall, genau in der Art, wie er hier erzählt wurde, begegnete in jener Zeit wirklich einem bairiſchen Reiteroffizier.

Hart traf dieſer Schlag unſere ſonſt feſte Heldinn; der Verluſt eines Pferdes war auf jenem unſeligen Rückzuge auch in der That ein bedeutſamer zu nennen, und der Untergang des Reiters ſelbſt pflegte ſothanem Verluſte häufig genug zu folgen.

Jettchen weinte; das ſchnöde Gold hätte ſie zwar gern verſchmerzt, allein, was mußte aus dem armen zarten Weibe werden, wenn es, ohnehin entkräftet wie es war, zu Fuß den Marſch im tiefen Schnee hätte fortſetzen ſollen? —

Dem Offizier, welcher den noch übrigen kleinen Reſt des öfters erwähnten Chevauxlegers-Regiments befehligte, ging die Noth und der Jammer der ſchönen Berlinerinn zu Herzen; ein Wachtmeiſter war ſo eben todt von ſeinem Thiere geſunken, der Offizier überließ das herrenloſe Pferd unſerer Heldinn.

Auf dieſe Weiſe erreichte Jettchen mit den traurigen unbedeutſamen Ueberreſten der ſogenannten

nannten groſsen Armee glücklich wirthlichere Gegenden, wo man wenigſtens nicht mehr Gefahr lief zu verhungern oder zu erfrieren, und wo man nicht mehr jede Minute vor den langen Piken der gefürchteten Koſacken zu zittern nöthig hatte.

Nun aber fing die Berlinerinn erſt an, den Verluſt des leicht errungenen, früher wenig geſchätzten Goldes zu beklagen; im Beſitze deſſelben, wäre ſie jetzt vermögend geweſen, mit Extrapoſtpferden der Vaterſtadt zuzueilen, und möchte dort alles ſchon ſtehen wie es wollte, die Dame hätte nicht ängſtliche Sorge tragen dürfen, ihre Subſiſtenz zu decken.

So aber blieb der Heldinn Lage wieder kritiſch genug; ihre ganze Habe hatte ſie nebſt dem Pferde in jener unglücklichen Nacht verloren, ſie war wieder ſo arm als man es nur ſeyn kann.

Ein ſeltſames Geſchick waltete überhaupt über der ſchönen Dame; es war ähnlich jenem des Volkes Iſrael in der grauen Vorzeit, welches Jahre lang in der Kreuz und Quer umher zog, ohne das erſehnte gelobte Land erreichen zu können.

XXV.

So wie nun die Umſtände einmal geſtaltet waren, blieb Jettchen nichts anderes übrig, als vorerſt noch bei dem Reſte jenes baieriſchen Chevauxlegers-Regiments zu bleiben, mit welchem ſie ausgezogen war.

Dieſe Reiterabtheilung durfte übrigens keinesweges in die Heimath zurück kehren, ſondern wurde nach und nach vom Vaterlande aus completirt und mußte ſich jenem franzöſiſchen Heere anſchließen, welches im Jahre 1813 einen neuen Feldzug in Deutſchland begann.

Die Berlinerinn erſchien nun wieder in weiblicher Tracht, und um ihre Subſiſtenz auf eine ehrliche Weiſe zu ſichern, trieb ſie die Geſchäfte einer Marketenderinn.

Leicht mag der geneigte Leſer ermeſſen, wie wenig ſich das feingebildete reizende Weibchen in ſothaner Sphäre gefallen konnte, und welche häufigen und unangenehmen Nachſtellungen von Seiten rüder Krieger es ausgeſetzt war; allein das viel erfahrene, menſchenkundige Jettchen wußte ſich ſo richtig zu nehmen, daß ſie ſelbſt den Roheſten imponirte und Achtung einflößte.

Als die Preußen nach der blutigen Schlacht bei Groß-Beeren, am 28. Auguſt Luckau mit Sturm nahmen, hatte unſere Heldinn auf der wilden übereilten Flucht das Unglück, mit dem Pferde zu ſtürzen und gefangen zu werden.

Die Marketenderinn wurde nebſt vielen ndern bei dieſer Gelegenheit in Kriegsgefan genſchaft gerathenen Kriegern des Rheinbundes, von den Preußen hinter ihre Fronte gebracht und dort den Landſtürmern übergeben, um von denſelben vorerſt nach Berlin transportirt zu werden.

Plötzlich und ganz unfreiwillig ſollte Jettchen alſo nach dem lange ſchon erſehnten Ziele ihrer Wünſche, nach der Vaterſtadt nämlich, gelangen, aber freilich war die Art, in der es geſchah, eine etwas unangenehme.

Unſere Heldinn wunderte ſich nicht wenig über den nunmehrigen allgemeinen martialiſchen Geiſt ihrer Landsleute. Unter den Landſtürmern befanden ſich größtentheils betagte ja ſelbſt gebrechliche Männer; ſie waren, gleich den Koſacken, mit langen Piken bewaffnet, trugen aber übrigens bürgerliche Kleidung, und nur eine ſchmale, mit den Nationalfarben gezierte und um den Arm gewundene Binde zeichnete die Führer aus.

Der Zug ging raſch vorwärts, und ſchon

hatte man Tempelhoff, das letzte vor Berlin gelegene Dorf, erreicht, da entſtand in Jettchen plötzlich eine geniale Idee, durch deren Ausführung ſie ſich aus ihrer gegenwärtigen unangenehmen Lage zu befreien hoffte.

Der Hauptmann der Landſtürmer nannte ſich Flötz und war ein Branntweinbrenner aus Berlins nächſter Umgebung; dunkel erinnerte ſich Jettchen, dieſen Mann in ihrer Jugend einige Mal bei ihrem Vater, mit welchem er zu jener Zeit Geſchäfte halber zuweilen zuſammen ſeyn mußte, geſehen zu haben, und als der Zug in Tempelhoff, um ein wenig zu ruhen, anhielt, ſprang unſere Heldinn hervor, nahete ſich dem Führer und ſprach weinend: „Gnädiger Herr Hauptmann! iſt das nicht zu arg? — ich bin des Fiſcher Bliets Jettchen aus Berlin, und ſtrömte mit ſo vielen andern Berlinern nach der Schlacht von Großbeeren hinaus, um unſere rave Krieger und arme Verwundete laben zu elfen, da werde ich im Gedränge für eine

Franzöſinn, oder der Himmel weiß für was ſonſt, gehalten, und nun für meinen guten Willen und patriotiſchen Sinn gar als eine Gefangene transportirt.“

Unſere Abentheurerinn hatte ſich Mühe gegeben, im echten Berliner Volksdialekte ihre Klage vorzutragen; kombiniren war des Branntweinbrenners Sache ohnehin nicht; die Benennung: Gnädiger Herr Hauptmann! kitzelte die Eitelkeit des Schwachen, auch hatte er — die Gluth der Wangen verrieth es — ſtark gefrühſtückt; mit einem Worte, alle Umſtände vereinigten ſich, Jettchens wohlberechneten Plan zu fördern, und Flöh antwortete nach einer kurzen Pauſe lächelnd: „Na, ſehen Sie 'n mal Mamſellegen! wie et doch 'n Menſchen kurios gehen kann, aberſt warum hebben Sie ſich man nicht ſchonſt früher bei mich gemeldet? — Na,“ ſo ſchloß der gnädige Herr Hauptmann tröſtend ſeine Rede, „loſen Sie man zu Hauſe, Mamſellegen! oder wo Sie ſonſt hin wollen, denn ſie ſind man frei, und grüßen Sie mich man Vater Bliet, wenn er noch lebt, ich heb' det olle Haus zehn Jahr nich' geſehen.“

Wer war in dem Augenblicke froher als unſere Heldinn; ſie dankte kurz und lief dann in das nächſte Bauerhaus, um einer Geſellſchaft zu entrinnen, deren Geſellſchaft freilich der Reize wenige genug darbot.

XXVI.

Nachdem ſich der Zug der Kriegsgefangenen, unter Leitung des Helden Flötz längſt bereits entfernt hatte, ſchickte ſich auch unſere Berlinerinn an, den nunmehr noch ſehr kurzen Weg nach der Vaterſtadt zurückzulegen.

Schneller und immer ſchneller wogte des ſchönen Jettchens Buſen, je mehr ſie ſich den Thoren nahete.

Länger als ſechs Jahr bereits hatte das reizende junge Weib, weit von der Heimath entfernt, bald dort bald hier geweilt, und welch' viele und ſeltſame Erfahrungen bezeichneten dieſe Zeit?

Zu leugnen blieb es nicht, daß die Umſtände, unter welchen Jettchen nach dem Geburtsort zurückkehrte, kritiſch und abentheuerlich genug ſich darſtellten; ihr Vater war, — konnte ſie anders den durch Herrn von Blauenfeld erhaltenen Nachrichten trauen — verſchwunden; anderweitige Verwandte, an welche ſie ſich hätte vorerſt wenden können, lebten der Heldinn in Berlin nicht; den angetrauten Gatten, jenen rohen Schiffer aufzuſuchen? — lieber hätte Jettchen den Tod vorgezogen, und das Schlimmſte war, ſie hatte keinen Groſchen in der Taſche und war ziemlich unſcheinbar gekleidet.

Manches Seufzerlein entwand ſich der Schwanenbruſt, bevor die Arme die Stadt vollends erreicht hatte; jetzt trat Jettchen durch das Thor — was nun beginnen? — dies war die Frage.

Nach kurzem Sinnen beſchloß die Dame, in den Häuſern, welche dem Vater angehört hatten, vorerſt Erkundigungen einzuziehen.

Ein Paar Meilen hatte das zarte Jettchen ſchon zurückgelegt; das Gehen auf dem ſpitzen Steinpflaſter wurde beſchwerlich, allein ſie biß muthig die ſchönen kleinen Zähne übereinander und wankend und erſchöpft erreichte ſie endlich die Fiſcherbrücke, an der das Haus ſtand, in dem ſie ſelbſt geboren und das während einer Reihe von Jahren des Vaters Eigenthum geweſen war.

Jene frühern Berichte beſtätigten ſich; die nunmehrigen Bewohner der Häuſer kannten den Fiſcher Vliet kaum dem Namen nach, und Alle ſprachen einmüthig: „O, der hat längſt Berlin verlaſſen, Niemand weiß, wo er geblieben.“

Mit Mühe nur vermochte das unglückliche Jettchen die hervorbrechenden Thränen zu unterdrücken; ihre Lage war in der That eine verzweiflungsvolle. Unwillkührlich fiel ihr Blick nach der Spree hin; mehrere Kähne lagen dort vor Anker und des Weibchens aufgeregte Phantaſie glaubte das verhaßte Bild des alten Schiffers Michel zu erblicken, das dräuend aus dem Strome ſich erhob und die langen dürren Arme nach der entflohenen Gattinn ausſtreckte.

Aengſtlich floh Jettchen von dannen; jetzt ging ſie über den köiniſchen Fiſchmarkt. Das Fiſchermädchen erkannte die Stelle wieder, wo es einſt geſeſſen, doch lauter fremde Geſichter begegneten ihm auch hier, nicht ein einziges bekanntes vermochte es herauszufinden.

Die junge Abentheurerinn befand ſich in einer Stimmung, wie ſie glücklicherweiſe Sterblichen nur ſelten naht; gänzlich hülfslos und verlaſſen ſehnte ſich Jettchen nach Ruhe, und wäre ſie ſelbſt im Tode auch nur zu finden geweſen.

Nun ſchlenderte die Verlaſſene, zwecklos und ohne eigentlich zu wiſſen was ſie wollte, durch die Colonnade des Mühlendammes. Ihr fiel der Laden auf, in welchem einſt Droſelchen, einer ihrer erſten Anbeter, ſervirt hatte.

— Jettchen blickte zufällig in den Laden, aber wer beſchreibt ihr Staunen, — Droſelchen ſtand auch jetzt noch in demſelben.

Unſere Abentheurerinn erkannte ihn auf der Stelle, hatte ſich das Männchen ſeit jener Zeit gleich gar bedeutſam umwandelt. Aus dem Diener ſchien ein Gebieter geworden zu ſeyn, und das ehemalige leichtfüßige Ladenſchwengelchen ſtellte ſich nun als ein wohlbeleibter, ſtattlicher Mann dar, der, in einem türkiſchen Schlafpelz gehüllt und aus einer langen Pfeife ſchmauchend, das roth ſtruppigte Haupt ziemlich hoch trug, indem er herriſch, etlichen Kommis Befehle ertheilte.

„Ei ſchönen Tag, Herr Droſelchen!“ rief Jettchen in ihrer Zerſtreuung, und kaum waren die Worte über die ſchönen Lippen, da ſchämte ſich die junge Frau ungemein und gern hätte ſie dieſelben zurückgenommen, allein es war zu ſpät, der Kaufmann hatte den Ruf bereits gehört und trat neugierig vor die Ladenthür. Wohl eine Minute lang fixirte Droſelchen unſere Dame aufmerkſam, dann ſtotterte er voll Erſtaunen: „Iſt es möglich — wären Sie wirklich — das ehemalige Mamſellegen — Jettchen Vliet?“

„Leider,“ erwiederte unſere Heldinn, „bin ich jene Unglückliche, welche eine unverſöhnliche tückiſche Schickſalsmacht zu ihrem ſteten Fangeball auserſehen hat.“

Droſelchen ſah immer ängſtlich nach dem Laden zurück, dann ſprach er leiſe: „Sie glauben nicht, theuerſte Jugendfreundinn! welche Vorſicht ich üben muß; hinten in der Ladenſtube weilt meine Frau, und wird ſie durch die Glasthür gewahr, daß ich mit einer jungen reizenden Dame ſpreche, ſo macht der eiferſüchtige Drache einen Lärm, daß der ganze Mühlendamm in Aufruhr geräth. Wo denn, meine Wertheſte!" fragte der Kaufmann, „logiren Sie?"

„O Gott," antwortete Jettchen, „nirgends! vor einer halben Stunde erſt kam ich nach Berlin, ich hoffte meinen Vater zu finden, er iſt fort, Niemand weiß wohin, ich bin in Verzweiflung."

„Hm," nahm Droſelchen wieder das Wort, indem er kein Auge von der erwähnten gefürchteten Glasthür im Hintergrunde wendete, „beruhigen Sie ſich nur, es iſt alles nicht ſo ſchlimm wie Sie vielleicht denken; folgen Sie meinem Rathe: in der nahe gelegenen Roßſtraße, gleich rechts am Eingange, befindet ſich eine reputirliche Ausſpannung*), dorthin, meine Hochverehrte! belieben Sie ſich zu begeben, wollen Sie nur gefälligſt ſagen, daß Sie von mir geſchickt ſind und laſſen ſich ein artiges Stübchen anweiſen. Abends, wenn der Laden geſchloſſen, ſchleiche ich dann ein Stündchen hinüber zu Ihnen und dann wollen wir plaudern nach Herzensluſt; bis dahin verbleibe Ihr ganz ergebenſter Diener.“

---

*) Ausſpannungen werden in Berlin Gaſthöfe geringerer Art genannt.

Mit dieſen Worten trat Droſelchen ziemlich behende in ſeinen Laden zurück; Jettchen aber ſchlich nach dem bezeichneten Gaſthofe, froh, in dem abermaligen Schiffbruche einen Strohhalm gefunden zu haben, an welchem ſich vorerſt halten zu können ſie hoffen durfte.

XXVII.

In der Ausſpannung wurde unſerer Heldinn in der That auf ihr Verlangen ſogleich eine reinliche einſame Hinterſtube angewieſen.

Das arme Weibchen fühlte weder Hunger noch Durſt; erſchöpft ſank es auf das einladende Bettchen hin, und nachdem es vorerſt durch einige Thränen ſein Herz noch erleichtert hatte, wurde es von ſanftem wohlthätigem Schlummer umfangen.

Meheere Stunden hatte Jettchen geſchlafen und es dämmerte ſchon, als ſie endlich durch ein Pochen an die Thür erweckt wurde; neugeſtärkt verließ ſie das Lager und öffnete. Herr Droſelchen trat, einen freundlichen guten Abend bietend, in die Stube.

Das neugierige Männchen war ungemein geſpannt, die Geſchichte der Dame zu vernehmen; Jettchen mußte ſeinem Ungeſtüm nachgeben und erzählen. Ihr Vortrag war ſehr kurz gefaßt, und daß ſie auch dieſes Mal für gut fand, manchen Umſtand mit Stillſchweigen zu umgehen, werden ſinnige Leſer gern glauben.

Nachdem Jettchen geendet hatte, ſprach ſie: „Nun wiſſen Sie Alles, mein Herr! aber nun beſchwöre auch ich Sie, mich nicht länger auf dieſer Folter liegen zu laſſen, ſondern mir Alles zu ſagen, was Sie von meinem Vater wiſſen. Lebt der würdige Greis und wo weilt er?“

„Er lebt,“ erwiederte Droſelchen, „und glücklicherweiſe bin ich im Stande, Ihnen über alle Verhältniſſe zuverläßige Auskunft zu geben. Hören Sie: nachdem Sie, wertheſte Freundinn! auf eine beinahe unbegreifliche Weiſe von dem Kahne Ihres Gatten, des Schiffers Michel, verſchwunden, war Ihr Herr Vater untröſtlich; er ſchonte keine Koſten, Ihr Schickſal zu erforſchen, in allen öffentlichen Blättern wurden Sie auf eine rührende Weiſe aufgefordert, in die Arme eines liebevollen und verzeihenden Vaters zurück zu kehren; allein nachdem alle dieſe Mühen fruchtlos blieben und auch nicht die geringſte Nachricht von Ihnen einlief, trat auch der arme Mann, der allgemeinen Meinung, welche Sie von einem Räuber ermordet hielt,

bei.

bei. Herrn Vliets Schmerz war unbeſchreiblich, er entſagte allen bisherigen Geſchäften und lebte in tiefer Einſamkeit bloß ſeinem Grame.“

Einige Jahre waren auf dieſe Weiſe verfloſſen, da konnte man plötzlich in allen Zeitungen einen Aufruf des Amſterdamer Magiſtrats leſen, durch welchen alle Perſonen, welche den Namen **Vliet** führten, aufgefordert wurden, ſich zu melden, indem ein Holländer **Vliet**, welcher in Indien große Schätze erworben hatte, um jene Zeit in Amſterdam, ohne bekannte Erben oder ein Teſtament hinterlaſſen zu haben, verſtorben war.“

„Ich ſelbſt,“ fuhr Droſelchen in ſeiner Erzählung fort, „ging bei jener Gelegenheit zu ihrem Herrn Vater und machte ihn auf den Aufruf aufmerkſam, denn es war gar nicht unwahrſcheinlich, daß der hieſige Herr Fiſchermeiſter Vliet mit dem Verſtorbenen gleiche Abſtammung hätte.“

„Sie müſſen nämlich wiſſen, meine theuerſte Freundinn! als im zwölften Jahrhunderte ein großer Theil von Holland durch die Wuth des übergetretenen Meeres zerſtört wurde, daß um jene Zeit eine Menge Niederländer ſich nach Berlin wendeten, welches gerade unter dem großen Albrecht dem Bären anfing ordentlich gebaut zu werden, und jene Holländer ließen ſich in jenen Theil von Berlin nieder, der noch heutigen Tages Köln oder Pfahlſtadt genannt wird.“

„Nun aber befanden ſich auch ihre Ahnen unter den damaligen Einwanderern und Ihr Herr Vater ſtammt demnach aus einem holländiſchen Geſchlechte.“

„Alle ſeine hieſigen Freunde forderten Herrn Vliet dringend auf, ſich vorerſt brieflich bei dem Amſterdamer Magiſtrate zu melden; allein er ſprach mit ſchmerzerfüllten Mienen: „Ich beſitze ſelbſt mehr Vermögen als ich bedarf, mein armes Kind iſt dahin, wozu noch mehr todte Schätze zuſammen raffen, die keinen Menſchen glücklich zu machen vermögend ſind!““ —

Wir drangen indeſſen in Ihren Herrn Vater ſo lange, bis er endlich halb unwillig erlaubte, daß man in ſeinem Namen nach Amſterdam an den Magiſtrat ſchrieb, um die näheren Verhältniſſe jener angekündigten Erbſchaft zu erfahren."

„Der Berliner Vliet war der Einzige der als präſumtiver Erbe ſich meldete, und es wies ſich in der Folge aus, daß er in der That von ein und derſelben Familie mit dem Amſterdamer abſtamme."

„Die Erbſchaft wurde dem Herrn Fiſchermeiſter wirklich zugeſprochen, und der Ehrenmann ſprach, als er die Nachricht erhielt: „Es iſt Gottes Wille, daß ich dieſe Schätze erlange, vielleicht wären ſie in unwürdige verſchwenderiſche Hände gerathen, und indem der Allweiſe ſie mir zulenkte, wollte er mich nur zum Vormunde hülfsbedürftiger und unglücklicher Menſchen machen; des Allerhöchſten Wille ſey geprieſen.""

„Herr Vliet entſchloß ſich ſofort die Erbſchaft anzutreten, und da ihn hier in Berlin ohnehin jeder Gegenſtand an das theuere verlorene Kind erinnerte, verkaufte er ſeine Häuſer, indem er vorzog, in Zukunft im Amſterdam zu leben.“

„Ihr Herr Vater reiſte ab,“ ſo ſchloß Herr Droſelchen ſeine Erzählung, „erreichte glücklich Amſterdam, erhob ohne Schwierigkeit die ihm zugefallene Erbſchaft, und ſo viel mir bekannt iſt, lebt er bis auf dieſen Augenblick noch in jener Stadt, und wenn er Sie, mein beſtes Jettchen, die einzige längſt aufgegebene Tochter, nun wieder in ſeine väterlichen Arme ſchließen wird, werden dem Edlen gewiß noch an des Grabes Rande des Lebens höchſte Freuden erblühen.“

Mit nicht geringem Erſtaunen hatte unſere Heldinn des Kaufmanns ſeltſame Erzählung angehört und oft waren während derſelben ihre Thränen gefloſſen. Jetzt rief ſie voll Rührung und Entzücken aus: „mich rufen Pflicht und Herz jetzt nach Amſterdam hin; zu den Füßen des edelſten aller Väter will ich liegen, bis er, von Mitleid überwältigt, dem unwürdigen Kinde Verzeihung ſpendet; aber," fügte die Dame nach einer Pauſe ſogleich ungemein traurig bei, „wo denn denk' ich hin, womit ſoll ich, die Unglückliche, die von Allem Entblößte, die weite Reiſe unternehmen?"

„Ey," erwiederte Droſelchen lächelnd, „haben Sie denn mich, den aufrichtigen alten Jugendfreund, ganz und gar vergeſſen? zur angenehmen Pflicht werde ich es mir machen, Ihnen mit allem Benöthigten zu dienen, denn mein Herz, ſüßes Jetchen! blieb Ihnen ſtets im höchſten Grade zugethan, ob Sie auch ſchon den rothen häßlichen Lord vom Mühlendamme einſt gar höhniſch verſchmähten."

Hoch erröthend drückte die Dame des Mannes Hand, indem ſie liſpelte: „Sie ſind ein braver, edler Menſch."

Jettchens Neugierde hatte noch viele Fragen in petto, allein der arme Droſelchen getraute ſich nicht länger, den Pantoffel der Gattinn fürchtend, vom Hauſe entfernt zu bleiben; er beurlaubte ſich freundlich, nachdem er verſprochen hatte, ſich des andern Tages wieder einzuſtellen.

XXVIII.

Die der Unterhaltung folgende Nacht verſtrich unſerer Heldinn ſchlaflos. So tief gebeugt ſie ſich am vorigen Tage noch fühlte, ſo roſigt und viel verſprechend waren die Hoffnungen, welche ihr nun anfingen zu tagen.

Der gutmüthige Droſelchen hielt Wort. Er trat des andern Morgens ganz erfreut in Jettchens Stube, indem er ausrief; „Glücklicherweiſe iſt meine Frau nach dem Markte gegangen, und ich vermag es nun, Ihnen, theuere Freundinn! abermals ein Stündchen zu weihen; um aber Ihre nächſten Sorgen vorerſt zu zerſtreuen, ſo bitte ich Sie, von mir dieſe kleine Summe als Darlehn anzunehmen, ſie wird auf jeden Fall hinreichend ſeyn, die Reiſekoſten nach Holland zu decken.“

Der Kaufmann ſchob mit dieſen Worten unſerer Dame eine kleine mit Goldſtücken gefüllte Börſe in die zarten Händchen, und dankbar nahm Jettchen den Vorſchuß an, welchen ſie von Amſterdam aus wieder zu erſtatten verſprach.

„Noch ein großer Stein,“ hub unſere Abentheurerinn jetzt an, „laſtet auf meinem Herzen; wiſſen Sie mir, werther Freund! wohl auch zu ſagen, was aus dem Schiffer Michel, deſſen Gattinn ich leider war, geworden?“

„Er iſt lange todt,“ erwiederte der Kaufmann, „und ſein Ende war von ſo ſeltſam tragiſcher Art, daß es wirklich Stoff zu einem Trauerſpiele, jetzt beliebter Art, darzubieten vermöchte.“

Jettchen holte ungemein leicht Odem, war aber nichtsdeſtoweniger begierig, von dem Schickſale ihres ehemaligen Tyrannen näher unterrichtet zu werden. Dazu aufgefordert, erzählte Dreſelchen neuerdings: „Der Schiffer Michel drang einige Zeit nach Ihrem Verſchwinden, meine Theuerſte! auf gerichtliche Eheſcheidung mit Ihnen, unter dem Vorwande, Sie müßten entweder todt ſeyn oder ihn böslicher Weiſe verlaſſen haben. Auf ſein Geſuch wurden Sie nun abermals in öffentlichen Blättern, und nun zwar von Seiten der Gerichte, aufgefordert, ſich zu ſtellen und gegen die Klage des Gatten zu vertheidigen. Da aber die feſtgeſetzte Friſt fruchtlos verſtrich, wurde dem Schiffer willfahrt und ſeine Ehe mit Ihnen als aufgelöſt geſetzmäßig anerkannt. Bald darauf verband ſich der betagte rohe Michel zum zweiten Male mit einem jungen Mädchen, der Tochter eines Schlächters aus Berlin. Auch dieſe Unglückliche war gewaltſam zu einer Verbindung gezwungen worden, die ganz ihrer Neigung widerſprach; doch Michels zweite Gattinn war wilden und ſtörriſchen Sinnes, ſie mochte nicht ſo gutwillig dem Joche ihres Tyrannen ſich beugen als einſt das mildere Jettchen, und der rüde Schiffer dagegen gedachte durch empörende Grauſamkeit das arme Weib zu unterdrücken; allein er reizte ſie dadurch zu verzweiflungsvoller Wuth, und die Unglückliche ſchnitt, in einem Anfalle raſenden Wahnſinnes, mit einem ſcharfen Meſſer dem Gatten, als er ſchlief, den Hals ab, ſetzte das Fahrzeug in Flammen, ſtürzte ſich ſelbſt über Bord und endete in den Fluthen der Oder ihr unſeliges Daſeyn."

Jettchen ſchauderte, allein gerade ſie vermochte es am beſten die ſchreckliche That zu würdigen, und eine Thräne des Mitleids floß ihrer unglücklichen Nachfolgerinn.

Endlich wünſchte unſere Heldinn auch noch ihres Jugendfreundes Droſelchens Geſchichte zu hören. Der Kaufmann willfahrte ihrem Wunſche; da er aber bereits lange genug geſprochen, wollen wir in ſeine Stelle eintreten und die Schickſale des Männchens ſelbſt von jener Zeit an vortragen, in welcher wir ihn aus den Augen verloren haben.

XXIX.

Droſelchen hatte mehrere Jahre bereits als Commis bei demſelben Kaufmanne unter dem Mühlendamm conditioniert, bei dem er die Handlung einſt erlernt hatte. Plötzlich ſtarb dieſer Mann, ohne Familie zu hinterlaſſen, und Haus und Handlung ſollten an den Meiſtbietenden gerichtlich verkauft werden.

Nun erging es unſerm guten Droſelchen wie dem ſchnurrigen Leporello im Don Juan; er war des Dienens längſt müde und wäre endlich ſelbſt gern Herr geworden.

Sothaner Geſchmack wohnt nun zwar freilich den meiſten Dienern auf dieſer Welt bei, und nur Schade, daß der Uebertritt aus der untergeordneten in die gebietende Klaſſe mit ungemein vielen Schwierigkeiten verbunden zu ſeyn pflegt, ſonſt würde man bald keine Diener, dagegen lauter Herren nur ſehen.

Dieſe unumſtößliche Wahrheit ſtellte ſich nun auch leider den hochfliegenden Plänen des Mühlendammer Lords entgegen und beugte ihn tief zu Boden; zwar hatte ſich Droſelchen, ſparſam und klug wie er war, per fas und nefas etliche hundert Thälerchen wohl erſpart, indeß jene Handlung zu erſtehen, waren nicht Hunderte, ſondern mehrere Tauſende erforderlich.

Mit gedankenſchwerem Kopfe und grübelnd, das Unmögliche möglich zu machen, ſaß Droſelchen eines Abends in der Billardſtube eines vielbeſuchten Kaffeehauſes auf dem Schloßplatze, da erhielt er plötzlich einen derben Schlag auf die Schulter und eine brüllende Baßſtimme ſprach lachend: „Ey, ey, Freundchen! in welchen Welten ſchweben wir denn?“

— Die Baßſtimme gehörte dem Herrn Mückenfuß, einem der berühmteſten ſogenannten Commiſſionaire der Hauptſtadt an; er war des Kaufdieners vieljähriger Freund, und beide Herrn hatten öfters ſchon Gelegenheit gefunden ſich wechſelſeitig Gefälligkeiten zu erzeigen.

Droſelchen machte den alten Bekannten zum Vertrauten ſeiner Wünſche; der merkantiliſche Lord ſprach: „Ich kenne jene Handlung ſeit Jahren in- und auswendig, aller gewöhnlichen Kunden Verhältniſſe ſind mir kein Geheimniß; wollte mir Einer das Geld nur borgen, die ganze Wirthſchaft erſtehen zu können, ich wäre, hol' mich der Henker! ein gemachter Mann."

Herr Mückenfuß hatte dem Bedrängten aufmerkſam zugehört, er rieb lange bedenklich die Stirn und ließ ſich endlich alſo vernehmen: „Höre Droſelchen, ich weiß Du biſt kein dummer Kerl, Du haſt Umſicht und Menſchenkenntniß, ich glaube wohl, Du würdeſt bald Oberwaſſer gewinnen, griffe man nur mit Nachdruck Dir unter die Arme. Siehe, Kerl!" fuhr der Commiſſionair fort, „mir fährt eine verdammte Idee durch den Kopf: es lebt in Stettin eine Wittwe, jung iſt ſie nicht mehr, ungemein korpulent auch und häßlich wie die Nacht, allein das Weib iſt bei dem allen rüſtig dennoch, und was die Hauptſache bleibt, Moſes und Propheten hat ſie, dafür ſteh' ich ein. Die Wittwe iſt heiathsluſtig, einen jungen, einen rüſtigen und inen ſoliden Mann möchte ſie gern haben, hr Vermögen in einem ſichern Geſchäfte daei unterbringen zugleich. Häßlich biſt Du reilich auch wie der Teufel, das iſt nicht zu eugnen, doch die Stettinerinn iſt auch nicht übſch, nähme ſie Dich, die Handlung wäre Dein."

Ganz erhitzt ſprang Droſelchen in die öhe, und indem er heftig den Commiſſionair marmte rief er leidenſchaftlich aus: „Freundsen! ſchafft mir die Stettinerinn zur Frau und 300 Thaler ſind Dein, ich heirathete des Teufels ſeine Großmutter ſogar, könnte ich nur dadurch die Handlung erringen."

Schmunzelnd erwiederte Mückenfuß: „Hm, 300 Thaler? es iſt ein Wort! Zufälliger Weiſe reiſe ich gerade morgen ſchon, Geſchäfte halber, nach Stettin; verlaſſe Dich darauf, ich werde thätig ſeyn, was zu thun iſt ſoll geſchehen."

Der Berliner Commiſſionair beſaß jener vermöglichen Wittwe unbedingtes Vertrauen; er brachte das Projekt in Vorſchlag, und, den Mühlendammer Lord, ſeinen Freund über Gebühr herausſtreichend, ſprach er: „Frauchen, das wäre ein Mann, ganz geſchaffen für Sie, greifen Sie zu, greifen Sie mit allen zehn Fingern zu, ein ſolcher meldet ſich nimmermehr wieder, und die Karre wird gehen wie geſchmiert, ich ſtehe dafür."

Die Stettinerinn war fürwahr ungemein heirathsluſtig, ſie lieh Herrn Mückenfuß ein gar williges Ohr, doch im Sacke, wie man zu ſprechen pflegt, mochte ſie die Katze dennoch doch nicht kaufen, von Angeſicht zu Angeſicht wollte ſie den Freier kennen lernen, allein es war nur ſchlimm, dringender Geſchäfte halber vermochte ſie Stettin vorerſt nicht zu meiden, und Droſelchen ſeiner Seits mußte als Administrator der Handlung verſtehn und durfte, ſeiner Verpflichtung gemäß, Berlin auch nicht auf einen Tag verlaſſen.

Indeß gab der gewandte Commiſſionair die Hoffnung nicht auf, ſeinen Zweck zu erreichen, der da war, einen 300 Thaler ſchweren Kuppelpelz zu gewinnen. Er wurde nicht müde, der heirathsluſtigen Wittwe zuzureden, und mit jedem Poſttage trafen auch aus Berlin regelmäßig vom Herrn Droſelchen zierliche Liebesbriefe bei der unbekannten Dulcinea ein, und ſo unwahrſcheinlich die Sache auch klingen mag, iſt ſie dennoch buchſtäblich wahr, das Pärchen verlobte ſich förmlich, ohne ſich zu kennen, par procuration; es ahmte [illegible] die Sitten der höchſten Stände nach.

Schriftliche geſetzmäßig ausgefertigte Verträge wurden ausgetauſcht, Droſelchen empfing von der Verlobten baare Summen, erſtand mit denſelben glücklich die Handlung, und einige Wochen ſpäter erſt reiſte die Stettinerinn zum Verlobten nach Berlin.

Ob nun beide Theile, als ſie zum erſten Male zuſammen kamen, ihre Erwartungen übertroffen oder getäuſcht ſahen, will man dahin geſtellt ſeyn laſſen, genug, man hatte einmal a geſagt, b, c, d und die Ehe mußten folgen.

Nun, die Verbindung geſtaltete ſich am allerſchlimmſten nicht; Droſelchen hatte ſeine Abſicht erreicht, die Stettinerinn die ihrige auch; kam jener einigermaßen unter den Pantoffel ſchon zu ſtehen, und hatte er anderwärts von der gränzenloſen Eiferſucht der wohlbeleibten alten Gattinn viel zu leiden, ſo mußte er ſich, ein Weiſer, ſchon mit der oft gemachten Erfahrung tröſten, daß den Sterblichen nimmermehr mit ganz faltenloſem Geſichte die Glücksgöttinn nahet.

XXX.

Man verzeihe den kleinen Abſprung, ſchon eilen wir, die eigentliche Geſchichte wieder zu verfolgen.

Nachdem unſer Jettchen ſchleunigſt ihre Garderobe in beſſere Verfaſſung geſetzt hatte, unternahm ſie ohne Zeitverluſt die Reiſe nach Amſterdam.

Glücklich erreichte die Heldinn die große merkwürdige Stadt und mit leichter Mühe erfragte ſie den Herrn Tobias Vliet. Der Greis hatte ſich ein prächtiges Haus gekauft und war, des großen Reichthums und ſeiner Wohlthätigkeit wegen, hier allerwärts bekannt.

Seltſam war der Dame zu Muthe, als ſie die Dielen des neuen väterlichen Hauſes überſchritten hatte; aber wie erſchrak das arme Jettchen, als ſie von der Dienerſchaft vernahm: Herr Vliet liege tödtlich krank darnieder und Niemand dürfe, der Aerzte Gebot zufolge, vor ihn gelaſſen werden; doch, fügte der alte Hausmeiſter bei: ſind es wichtige Dinge, welche die Dame mit dem kranken Herrn abzumachen haben, ſo belieben Sie ſich nur an den hieſigen Großhändler Herrn van der Loerbeek zu wenden; er iſt Herrn Vliets vertrauteſter Freund und beſorgt alle ſeine Geſchäfte.

Einer Träumenden gleich verließ Jettchen das Haus; auf der Straße angelangt, vermochte ſie Thränen nicht zurückzuhalten; voll Wehmuth ſagte ſie ſich leiſe ſelbſt: „So iſt es denn nimmermehr möglich, die gegen mich verſchworenen Schickſalsmächte zu verſöhnen, und meine ſüßeſten Hoffnungen zerfließen alle in Nichts, wenn ich ſie endlich nach raſtloſer Anſtrengung umfahen will.“

Unſere Heldinn ging nach dem bezeichneten Hauſe des berühmten Großhändlers hin; ſie ließ ſich bei Herrn van der Loerbeek melden, wurde angenommen, und fand in ihm einen bejahrten Mann, deſſen Aeußeres allein ſchon vermögend war, Zutrauen und Ehrfurcht einzuflößen.

Ohne Umſchweiſe gab ſich Jettchen dem Holländer als ſeines Freundes Vliets Tochter zu erkennen. Voll Erſtaunen trat der Greis ein Paar Schritte zurück, dann faltete er die Hände, indem er andächtig ſprach:

„O Herr! wunderbar ſind deine Wege, ein allgütiger und gerechter Vater biſt du! — geſtern noch — fuhr van der Loerbeek redend fort — als ich an des braven Vliets Krankenlager weilte, ſeufzte er aus ſeines Herzens Innern: Mein Gott und Schöpfer! nimmermehr habe ich wiſſentlich in meinem Leben Böſes gethan, und willſt du einen Troſt, eine Gnade mir ſpenden, ſo laſſe mich or meinem Ende, mein einziges, mein ge- ebtes Kind, wenn es noch unter den Lebens- gen wandelt, an dieſes treue väterliche Herz ücken.“

Unſere Heldinn war tief gerührt, der Groß- ndler nicht minder. Nach einer Pauſe nahm ſer wieder alſo das Wort: „Ich eile ſogleich dem Kranken hin, ihn auf das unerwartete Ereigniß vorzubereiten; indeſſen bleibt es nöthig, hier mit großer Vorſicht zu handeln, denn leicht könnte ſonſt die unverhoffte Freude dem alten ohnehin ſehr kranken Mann tödtlich werden.“

Van der Loerbeek griff nach Hut und Stock und empfahl, ſcheidend, die Fremde der freundlichen Vorſorge ſeiner Familie.

Madame van der Loerbeek, eine ſanfte, verſtändige Matrone, und ihr Sohn, ein ſchöner, gebildeter junger Mann, gaben ſich auch alle erdenkliche Mühe, das intereſſante Weibchen zu zerſtreuen und angenehm zu unterhalten, allein unſer lebhaftes Jettchen hatte nun einmal für nichts als den Gedanken Sinn, ſich wieder mit dem geliebten Vater vereiniget zu ſehen, von welchem Schickſale ſie ſo lange entfernt gehalten hatten; jeden Augenblick lief die Geſpannte ungeduldig nach dem Fenſter, allein vergebens — erſt ſpät gegen Abend kehrte der Großhändler nach Hauſe zurück.

Voll Erwartung klopfte Jettchens Herz; ihr Auge hing ängſtlich fragend an des Mannes Mund.

Van der Loerbeek ſprach: „Einigermaßen, wertheſte Dame, iſt Ihr braver alter Vater unterrichtet, allein die Botſchaft, ja nur die entfernte Ausſicht, die ich ihm anfangs machte, daß Sie noch am Leben und daß er die geliebte Tochter wieder ſehen würde, erſchütterten den Kranken tiefer, als ich ſelbſt erwarten konnte; heute durfte ich nicht weiter gehen, Vliet ahnet ſie noch nicht in Amſterdam, wir wollen ſehen, was morgenden Tages zu thun ſeyn wird.“

Jettchen trauerte, allein ſie mußte den verſtändigen Gründen des Großhändlers weichen, und abermals brachte die Heldinn eine Nacht gänzlich ſchlaflos zu.

Des andern Tages in aller Frühe gab der brave van der Loerbeek den dringenden Bitten ſeines reizenden Gaſtes lächelnd nach und fuhr ſogleich zu dem kranken Vilet. Er kehrte auch jetzt erſt wieder gegen Mittag nach Hauſe zurück, und des ſchönen Jettchens ſehnſuchtsvolle Ungeduld kannte keine Grenzen mehr.

Der Großhändler antwortete auf die ſchnell auf einander folgende Fragen der Dame endlich: „Ich habe viel, in der That, ſehr viel gewagt; der Vater weiß bereits, daß Sie in meinem Hauſe weilen.“

Nun hatte aber unſer Jettchen keine Ruhe mehr; ſie verſtattete dem gutmüthigen van der Loerbeek nicht, ſich zum Mittagsbrodte zu ſetzen; mit holdem unwiderſtehlichem Ungeſtüm zog ſie ihn fort und der Alte mußte nachgeben.

Als unſere Heldinn erſt neben dem Großhändler im Wagen ſaß, war es um ihre Faſſung gänzlich geſchehen; ſie lachte und weinte durcheinander, und indem Jettchen wie ein Kind ſich nahm, ſtellte ſie ſich dennoch ungemein liebenswürdig dar.

Endlich hielt der Wagen ſtill; die junge Dame zitterte und bebte dermaßen, daß der alte van der Loerbeek ſie unterſtützen und führen mußte; die wogende üppige Bruſt dürſtete nach Luft und kaum vermochte unſere Heldinn die Treppen im väterlichen Hauſe hinan zu ſteigen.

Jetzt öffnete ſich die Thür; dort lag Vliet auf dem Lager. Laut ſchluchzend ſtürzte Jettchen vor dem Vater nieder; der Kranke beugte ſich über ſie herab und ſchloß ſie in ſeine Arme, auch ſeine Thränen floſſen ſanft, und ein gerührter Zeuge der erſchütternden Scene ſtand van der Loerbeek, mit den Fingern die eigenen Thränen in den Augen zerdrückend.

XXXI.

Lange dauerte es, bis man endlich einige Faſſung gewann; der zartfühlende Großhändler hatte unterdeſſen ſtill und unbemerkt das Gemach verlaſſen.

Der kranke Bllet deutete auf einen Stuhl, der neben ſeinem Lager ſtand; Jettchen nahm auf demſelben ſchweigend, und noch immer ſtill vor ſich hin weinend, Platz.

Eine neue Pauſe, — doch nun hatte der Greis ſich geſammelt; leiſe und matt, aber doch ſehr gütig, hub er an: „Befürchte keine Vorwürfe, armes Kind! — an Deinen Verirrungen, wie ſie auch geſtaltet ſeyn mögen, trage ich ſelbſt mit Schuld, ja klar ſehe ich es nun ein, ich habe gegen Dich einſt leidenſchaftlich, ja ungerecht ſogar gehandelt; allein eine Bitte erfülle, theile mir Deine Schickſale, der Wahrheit ganz treu, mit.“

Einen Blick voll Wehmuth warf Jettchen auf den leidenden Vater; ungemein blaß und eingefallen ſtellte ſich ſein Geſicht, das Auge aber erloſchen d[illegible] zufälligerweiſe hatte ſich das Hemde get[illegible] ſpitz ragten die Bruſtknochen hervor, alles Fleiſch war beinahe entſchwunden.

Sothaner Anblick erfüllte die gerührte Dame mit Wehmuth; den Greis zu belügen, hätte Jettchen Hochverrath geſchienen; mit der Aufrichtigkeit einer katholiſchen Schwärmerinn beichtete die reuige Sünderinn; auch nicht der kleinſte Zug ihrer Geſchichte wurde unter der geringſten Vermäntelung vorgetragen.

Aeußerſt aufmerkſam hörte Vliet der Tochter Erzählung an; als er ihre Flucht von dem Kahne mit Forton und dann das ſpätere Verhältniß Jettchens zu Rayen, dem franzöſiſchen Kommandanten, vernahm, entwanden ſich dumpfe Seufzer des kranken Greiſes Bruſt, als aber die Tochter, mit der erlangten Tugend Stolz zergliederte, wie ſie plötzlich von ihren Verirrungen zurückgekommen und nimmermehr die rechte Bahn verlaſſen hätte, da nahm des Greiſes mattes Auge einen plötzlich flammenden Lichtfunken auf, und mit geſteigertem Intereſſe horchte er auf der Geſchichte andern Theil.

Als Jettchen geendet hatte ergriff er ihre Hände und drückte ſie gegen ſein Herz, indem er langſam und voll Würde ſprach: „Mein Kind! Du haſt gefehlt, allein fehlen iſt des Menſchen Natur; heldenmüthig wagteſt Du Dich zu erheben und nach Himmliſchem zu ſtreben; ich, Dein Vater, vergebe Dir, ſo wie unſer Allvater dort oben verzeihen wird, der mehr Freude über ein zurückgekommenes verirrtes Schäflein, dann über neun und neunzig bezeigt, die nimmermehr den Pfad der Pflicht verließen.“

Balſamiſchen Troſt träufelten dieſe Worte des braven Vaters in der Heldinn tief verwundetes Herz; ſie beugte ſich über des Kranken abgemagerte Hände und netzte ſie mit ihren heißen Thränen.

Vliet ſprach unter andern: „der Himmel hat es wohlgefügt, daß er in dieſer Stunde Dich ſandte, denn morgen bereits hätte ich mein Teſtament gemacht, und das ganze große Vermögen, das der Zufall mir beſcheerte, wäre Dir armes, todtgeglaubtes Kind verloren geweſen, ich hätte alles wohlthätigen Anſtalten zugewendet.“

Jettchen wollte nichts von des Vaters nahem Tode hören, ſie rief aus: „Du mußt leben, theuerſter Vater! Du wirſt Dich wieder erholen unter der Tochter ſorgſamſter Pflege.“

In der That wich unſere Heldinn von nun an nicht eine Minute von des Kranken Lager, und ihre Gegenwart, die ſanfte Art, mit der ſie ſeinen leiſeſten Wünſchen zuvorkam, verſüßten dem Greiſe ſeine letzten Tage; allein man verſucht es vergebens, den Geſetzen der Natur zu widerſtreben. Vliet hatte einmal ſein Ziel erreicht und ſanft und lächelnd entſchlummerte er in der geliebten Tochter Armen.

* * *

XXXII.

Rührend und grenzenlos ſtellte ſich Jet chens Schmerz dar; gewaltſam trennte ſie de alte ehrliche van der Loerbeck von des Vater Leiche und führte ſie in den Schooß ſeine Familie zurück, allein lange blieben der Heldinn Ohren jedem Troſte verſchloſſen.

Vliets Teſtament wurde eröffnet. Zwar hatte der Verſtorbene viele bedeutſame milde Stiftungen gemacht, allein nichtsdeſtoweniger zur Univerſalerbinn die Tochter eingeſetzt.

Dieſelbe Dame, welche vor wenigen Wochen noch als Marketenderinn auf eine kümmerliche und beſchwerliche Weiſe ihren Lebensunterhalt zu ſuchen gezwungen war, ſah ſich nun plötzlich Erbinn von mehr als einer Million, allein der Umſtand trug wahrlich vorerſt nicht das Geringſte dazu bei, die brave trauernde Tochter zu erheitern.

Indeſſen — unzählige Mal kömmt im Menſchenleben die Erſcheinung vor — ſelbſt der aufrichtigſte, der heftigſte Schmerz muß der despotiſchen Macht, Zeit genannt, früher oder ſpäter einigermaßen weichen.

Auch Jettchens Gram ging allmählich in eine lindere Schwermuth über, und ſie fing an, für andere Dinge wieder empfänglich zu werden.

Ungemein zart und theilnehmend, einer lieben Tochter gleich, wurde die Dame im van der Loerbeekſchen Hauſe behandelt und mit jedem Tage ſchloß ſich Jettchen zutraulicher an die Familie an.

Etliche Jahre nur über zwanzig zählte unſere Heldinn; ihre Geſtalt, ihre Haltung, ihr ganzes Seyn hatte gewonnen, das ehemalige beinahe zu üppige Embonpoint war in ſchwebende Grazie umwandelt; ſtatt der Purpurröthe ſchimmerte ein ſanftes Incarnat durch das blendende Weiß der zarten Wange; das ſonſt wild und verwegen funkelnde dunkelbraune Auge ſtrahlte ſanft wärmendes Feuer, und jener ſchelmiſche und lüſterne Zug um den ſchönen Mund war dem Ausdruck ſchwärmeriſcher Wehmuth gewichen; mit einem Worte: Jettchen ſtellte ſich ſowohl phyſiſch als pſychiſch ungemein intereſſant dar.

Sothane Reize und Vorzüge der liebenswürdigen fremden Dame regten ganz beſonders des Großhändlers einzigen Sohn an.

Er war ein junger feingebildeter und ſchöner Mann von ungefähr dreißig Jahren.

Ein feſter Charakter wohnte dem jüngern van der Loerbeek bei; bedeutſame Reiſen hatten ihm große Menſchenkenntniß und vielſeitige Erfahrungen verſchafft; er konnte mit Zuverſicht jeder Dame nahen, denn ſeine Vorzüge waren ſeltene, und ſein Vermögen war nicht geringer, als jenes, welches unſere Heldinn ererbt hatte.

Dieſer Mann nun war es, der angelegentlich um der ſchönen Berlinerinn Gunſt warb; bis jetzt hatte van der Loerbeek nim-

uſt gezeigt, ſich zu verehelichen, allein
fühlte er ſich umwandelt, und es blieb
in einziger Wunſch, der reizenden Frem-
nd zu erringen.

s jungen Mannes Eltern ſtanden des
s Neigung keinesweges entgegen, im
heile billigten ſie dieſelben höchlich, da
ie würdigen Alten die Tochter ihres
enen Hausfreundes Vliet ungemein
onnen hatten.

tchen ihrer Seits nahm die Huldigun-
s neuen Anbeters zwar gütig auf und
hnte auch durchaus keine Abneigung
en achtungswerthen jungen Mann bei;
rach ihr Herz für den Holländer doch
rzüglich lebhaft; die Zeiten der erſten
aren eben längſt dahin, und nach ihnen
an denn ſchon minder heiß zu fühlen.

eß gelang es dem jüngern van der
mit jedem Tage mehr, die höchſte
der angebeteten Dame zu gewinnen,

und bei einem ſolch klugen und verſtändigen Frauenzimmer als unſer Jettchen war, konnte dieſes bedeutſamer Gewinn ſchon heißen.

Mehr und mehr lieh die Berlinerinn den eifrigen Bewerbungen des Holländers ein geneigtes Ohr; ſie ſagte ſich: „die Ehe bleibt denn doch des Weibes Beſtimmung einmal, und leider habe ich ſelbſt zu ſehr nur erfahren, daß leidenſchaftliche Liebe eben nicht zu erſprießlichen Zielen führt; große Schätze hat das Schickſal mir geſpendet, und ich, das ſchwache Weib, möchte nicht vermögend ſeyn, ſothane Summen gehörig unterzubringen und zu erhalten; dieſer van der Loerbeek erfüllt mich mit Hochachtung, und ſie ja ſoll die Grundlage des wahren und dauerhaften Glücks in der Ehe ſeyn.“

Dieſe und ähnliche Reflexionen beſtimmten das ſchöne Weibchen, und als der Holländer es endlich wagte, förmlich um ihre Hand zu werben, erklärte Jettchen ohne Ziererei:

„Ich

„Ich achte Sie hoch, lieber Loerbeek; ich halte Sie für einen braven, rechtlichen Mann, und bin entſchloſſen, Ihre Gattinn zu werden, aber unter einer Bedingung nur; mir kann es in Amſterdam, in den neblichten Niederlanden überhaupt, nicht gefallen, das Klima ſagt meiner Geſundheit nicht zu, und eine unbeſiegbare Sehnſucht zieht mich nach der geliebten Vaterſtadt hin; ſoll ich die Ihre werden, müſſen Sie ſich entſchließen, in Zukunft mit mir in Berlin zu leben.“

Der verliebte junge Mann wäre mit ſeines Herzens Königinn, hätte ſie es verlangt, nach Nova Zembla gezogen; ſeine alten Eltern wohl mochten ſich ungern von dem einzigen geliebten Sohne trennen, allein ſeinem Glück zu nahe zu treten, vermochten ſie um ſo weniger noch, und da Jettchen auf ihrem Sinne einmal beſtand, wurde von Seiten des würdigen Elternpaares, nach manchem harten Kampfe freilich, nachgegeben; in Amſterdam ollte des ſchönen jungen Pärchens Verbindung feierlich vollzogen werden, dann wollte van der Loerbeek mit der jungen Gattinn nach Berlin ziehen.

XXXIII.

Bevor man dem Ende der Geſchichte nahet, muß man ſich noch einmal zu einer intereſſanten Dame wenden, welche in derſelben eine liebenswürdige Rolle ſpielte; von der hehren Adelaide nämlich ſoll die Rede ſeyn.

Gleich nach Beendigung des grauſen ruſſiſchen Feldzuges, von Polen aus, hatte unſere Heldinn der vertrauten Jugendfreundinn, mit zarter Schonung, Fortons Heldentod gemeldet.

Adelaide beweinte den Gefallenen; allein ſie beweinte in ihm mehr den Freund als den Gatten.

Bald darauf traf ein zweiter Schlag heftiger noch die zarte gefühlvolle Dame; auch ihr geliebter Vater, der General von **Blauenfeld**, ſegnete nämlich das Zeitliche, und die junge kinderloſe Wittwe ſtand nun ganz allein auf ſich ſelbſten da. Sie zog ſich nach einem, nahe bei Augsburg ungemein romantiſch gelegenen Dörflein zurück und lebte dort in tiefer Einſamkeit.

In Amſterdam angelangt, ſchrieb unſer Jettchen ihrer theuern Adelaide wieder, und ein höchſt lebhafter Briefwechſel geſtaltete ſich nun unter den Jugendfreundinnen.

Zuletzt ſchrieb die Berlinerinn unter Anderm: „Mein Loos iſt nun entſchieden, ich heirathe den edlen van der Loerbeek, künftige Woche wird unſer Beilager gefeiert und unmittelbar darauf werden wir für immer nach meiner geliebten Vaterſtadt ziehen. Ich hoffe ſo glücklich zu werden, als es Sterblichen hienieden einmal vergönnt bleibt, allein ungemein beeinträchtiget würde dieſes Glück ſeyn, wenn

Du, meine theuerſte Adelaide! eine innige Bitte mir abſchlagen könnteſt: Du ſtehſt allein auf der Welt, Dich binden keine Pflichten; eile nach Berlin, lebe in Zukunft unter dem Dache und am Buſen einer Freundinn, die Dich zärtlicher als eine leibliche Schweſter liebt, u. ſ. w.“

Jettchens Verbindung mit dem jungen Holländer wurde vollzogen; die glücklich Vereinigten ſchickten ſich zur Abreiſe an, allein ihr Abſchied von dem theuern alten Elternpaar war rührend in der That.

In Berlin angelangt kaufte Loerbeek das ſchöne große Haus an der Fiſcherbrücke, welches einſt der alte Vliet beſeſſen und in dem des überglücklichen Holländers heiß geliebte junge Gattinn geboren war.

Jenes Haus wurde größer ausgebaut und von außen und innen prachtvoll hergeſtellt; unſer ſinniges Jettchen aber, ob ſie nun ſchon Tonnen Goldes ihr Eigenthum nennen konnte, blieb weit entfernt, ſich der urſprünglichen Abſtammung zu ſchämen; im Gegentheile ließ ſie, an dieſelbe mahnend, über des prächtigen Hauſes Pforte als Wahrzeichen einen großen güldenen Fiſch anbringen.

Adelaide hatte nicht vermocht den Bitten der Freundinn zu widerſtehen; auch ſie traf in Berlin ein und wurde von Jettchen und ihrem Gatten jubelnd aufgenommen.

Unſere Heldinn fand keine Urſache die getroffene Wahl zu bereuen; täglich fand ſie Gelegenheit, den edeln Charakter Loerbeeks näher kennen zu lernen, und bald umwandelte ſich der Dame Hochachtung in zärtliche Liebe; jene Liebe aber, die erſt im Laufe der Ehe ſich ausbildet, iſt die beglückende, die ſtets ſich gleich bleibende.

Ein holder Knabe ſchlang, nach Jahresfriſt, das Roſenband noch inniger um unſer Pärchen, und dem förmlichen Kaufmann Droſelchen vom Mühlendamme wurde die hohe Ehre, den Sprößling über die Taufe zu halten.

Nach vielen Leiden und ſeltſamen Schickſalen iſt die Heldinn endlich in den Hafen der Ruhe eingelaufen. Jettchens Loos iſt beneidenswerth; ſie genießt der heißeſten Liebe, der reinſten Freundſchaft höchſtes Glück ungetrübt und in gleichem Maße, und ihr großer Reichthum ſetzt ſie in den Stand, ihrer liebſten Neigung, wohlthätig zu ſeyn und Gutes zu wirken, Genüge leiſten zu können.

Selbſt der zur Schwermuth geneigte Charakter der zarten Adelaide hat ſich einigermaßen erheitert; die Edle fühlt ſich glücklich im Glücke der Freundinn.

Der an Thätigkeit gewöhnte Loerbeek hat in Berlin bedeutſame Fabriken angelegt, welche den beſten Fortgang haben; ſeine Name wird von der handeltreibenden Welt mit Hochachtung genannt; auch mehrere Landgüter hat der Holländer in der Hauptſtadt Umgegend erſtanden, unter andern ein kleines aber ungemein reizendes, unfern dem Schifferdörflein Stralow.

Dort weilen Jettchen und Adelaide zu guter Jahreszeit am liebſten; im anmuthigen Garten dicht am Ufer der Spree befindet ſich ein luſtiger Pavillon mit einem Altan, und dort habe ich das ehemalige Fiſchermädchen, mit Angeln beſchäftigt, oft belauſcht.

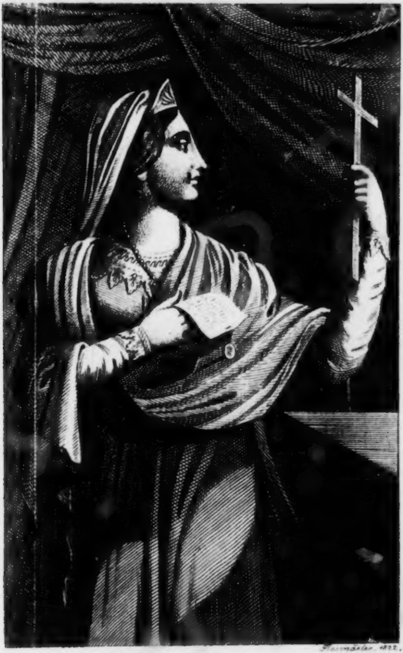
Lächelnd ſteht die hehre Adelaide der Freundinn zur Seite, und hat ein Fiſchlein angebiſſen, dann ſpricht Jettchen, wenn ſie das Thierchen vom Haken löſt, an vergangene Zeiten denkend, immer noch leiſe ſeufzend:

„Ich fühle armes Fiſchlein deinen Schmerz,
Denn ach! geblutet hat mein eigen Herz.“

Ende.

(Beyer)

v. Schulea Theodora 15.



Hausmäder 1822.

Theodora.

Theodora,

die

Leipziger Jungemagd;

ein

hiſtoriſch-romantiſches Originalgemälde helleniſchen
Hochſinnes und türkiſcher Barbarei, aus der
erſten Epoche der gegenwärtigen Inſurrection auf Morea.

Von

Adolph von Schaden.

Erſter Band.

Mit Theodora's Bildniß.

Leipzig, 1822.
Bei Chriſtian Ernſt Kollmann.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinens.

Vorwort.

Da ich mich nie mit fremden Federn zu ſchmücken trachte, ſo muß ich bemerken, daß ich die intereſſanten ganz neuen Nachrichten, welche in dieſem Buche über das merkwürdige Ländchen der Malnoten auf Morea mitgetheilt werden, einem ſehr zuverläſſigen jungen reiſenden Gelehrten, nämlich dem Herrn Dr. Tamaſſis aus Argos, verdanke, deſſen Bekanntſchaft ich erſt im Laufe des verwichenen Sommers in einem deutſchen Badeorte machte.

Noch weniger glaube ich vorenthalten zu dürfen, daß die im erſten Bande der Geſchichte vorkommende und hier zum erſtenmale abgedruckte Dichtung: „Der Ritterſchlag," meinem ſehr werthen Freunde, dem als Dichter und Schriftſteller rühmlich bekannten Freiherrn G. A. von Maltitz angehört. Eben derſelbe Freund hat mir, nebſt dem angenehmen Geſchenke ſeines gediegenen Gedichtes, im Namen ſeiner wirklichen und Namensvettern ausdrücklich erlaubt, einen Maltitz in den Reihen der Hellenen ſtreiten laſſen zu dürfen, ſonſt würde ich mich einer ſolchen, mehr als poetiſchen Freiheit nicht ſchuldig gemacht haben.

Spandau in der ſächſiſchen Schweiz,
im Spätjahre 1821.

Der Verfaſſer.

Theodora,

die Leipziger Jungemagd.

Von

Adolph von Schaden.

1.

Τιμῆέν τε γάρ ἐστι καὶ ἀγλαὸν ἀνδρὶ
μάχεσθαι
γῆς πέρι καὶ παιδιῶν κουριδίης τ' ἀλόχου
δυσμενέσι.

Kallinos von Ephesos.

(— Preiswürdig ja iſt's, und verherrlicht den
Mann, zu verfechten
Sein heimathliches Land, Kinder und junges
Gemahl gegen den Feind. —)

Die griechiſche Halbinſel, **Morea** oder der **Peloponnes** genannt, muß jedem unterrichteten Leſer näher bekannt ſein, denn das hehre **Corinth**, aller Städte Königin, bildete einſt ihren Schlüſſel, und ſie trägt die Ruinen des höchſten, des unerreichten Vorbildes aller Freiſtaaten, — **Spartas** nämlich.

Im Süden auf Morea, zwiſchen den Meerbuſen von Meſſene und Gythium, erheben ſich die romantiſchen Hochgebirge, die heutigen Tages das Ländchen der Mainoten heißen und welche wir am treffendſten durch die Bemerkung: „Griechiſche Schweiz“ zu bezeichnen glauben. — Sie ziehen ſich vom Taygetus im Nord gegen Süden hernieder und reichen bis zum Cap Matapan. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren ſelbſt dem kultivirteſten Ausländer höchſt ſeltſame und chimärenhafte Begriffe von dem Ländchen Maina und ſeinen Bewohnern eigen; man nannte die Mainoten ein durchaus rohes, ungemein wildes, gegen die ganze übrige Menſchheit feindlich geſinntes Völkchen, welches grauſamen Seeräubereien allein ſeine Subſiſtenz danke und allenfalls mit dem Kannibalen auf gleicher Bildungsſtufe ſich befinde.

Berühmte reiſende Gelehrte wagten es daher, wenn ſie den Peloponnes beſuchten, nimmermehr, in das myſtiſche Gebirgsland im Süd zu dringen und begnügten ſich damit, die von den Mainoten beſtehenden fabelhaften und ſchauerlichen Nachrichten zu bekräftigen, indem es den übrigen beſſer unterrichteten Moraiten vielleicht Spaß machte, die belachenswerthen Vorurtheile des Ausländers zu nähren oder zu verſtärken.

Die Britten, und unter ihnen der ſinnige Morritt, huben endlich an, ſich das Herz zu faſſen, in das Innere von Maina zu bringen, und dieſen Männern hat man die erſten Berichtigungen der irrigen Meinungen zu verdanken, welche ſich bisher in Betreff der Mainoten erhalten hatten.

Dieſe Berichtigungen ſind zwar theilweiſe in die deutſche Literatur übergegangen, allein wie es bei ſolchen Uebertragungen häufig zu geſchehen pflegt, ſtellte ſich der Fall auch hier dar — die mechaniſchen Ueberſetzer überließen ſich der Halbheit, und unverſtändig das Original verarbeitend, vermochten ſie es großentheils nicht, klar und unverſtümmelt ihren Urſtoff wieder zu geben.

Dieſe Wahrheit drang ſich mir wenigſtens beim Studium der meiſten vorhandenen neuen, in deutſcher Sprache geſchriebenen Werke über den Peloponnes auf, und einen neuen eigenthümlichen Weg einſchlagend, werde ich nun dem Leſer eine ſolche treue und ächte, ſkizzirte Beſchreibung von dem merkwürdigen Ländchen der Mainoten liefern, wie ſie — kühn wagt man die Behauptung — in unſerer Literatur ſchwerlich ſchon vorhanden ſein dürfte.

Ich glaube, daß meine gedrängte Beſchreibung von Maina nicht ohne Intereſſe bleiben dürfte, bitte aber zugleich um deſto dringender den geneigten Leſer, derſelden ausgezeichnete Aufmerkſamkeit zu ſchenken, da ſie gerade eine Hauptaxe bildet, um welche die folgende ganze Geſchichte ſich drehen wird.

Man beliebt allgemein, gewiſſe Gegenden in Tyrol, der Schweiz, Spanien, dem ſchottiſchen Hochlande u. ſ. w. natürliche Feſtungen zu nennen, allein dieſer Vergleich kann unmöglich auf irgend ein Land paſſender angewendet werden, als auf unſer Maina.

Stellen Sie ſich, geneigte Leſer, eine Kette hoher, ungemein ſteiler Felſen und Berge vor, welche in einem länglichten Cyclus ſich vereinigend, von drei Seiten, nämlich im Oſt, Weſt und Süd vom Meere umgeben, zu Lande nur einen einzigen Eingang und zwar im Nord gewähren, dieſe Pforten aber durch einen ungeheuern Bergrieſen, den Taygetus, verrammelt — und Sie werden ein oberflächliches Bild von Maina haben.

Doch dieſes Bild würde keineswegs nur im entfernteſten Sinne dem Originale gleichen, wollte man ſich unter jener ungeheuern geſchloſſenen Felſenburg, rauhe Steinwände, kahle Kuppen und ſchauerliche, finſtere Schluchten denken. Nein — das Gebirgsland der Mainoten entzückt auf gleiche Weiſe durch die üppigſten Reize der Natur, ſo wie es durch ſeine dräuende Geſtaltung imponirt *).

Eine tropiſche Vegetation in den Thälern und die überraſchenden, ſtets abwech-

---

*) Mehrere gelehrte Reiſende haben die Behauptung aufgeſtellt: „daß Griechenlands Gebirge in ihren Geſtalten nichts beſonders Maleriſches und Großes darſtellten.“ Dieſes mag auf jene noch höhern kahlen Kalkſtein-Maſſen im Norden und in der Mitte Griechenlands paſſen; allein auf das Ländchen, welches hinter dem Taygetus liegt, angewendet, erſcheint die Behauptung als gänzlich falſch und ungereimt.

ſelnden Proſpekte von den Höhen erinnern an jene glücklichen Idyllenländchen, wie ſie nur der kühnſte Hochflug einer heißen Phantaſie zu erſchaffen vermag.

Lachende, friſche, grüne Matten, Maulbeerpflanzungen, Orangen- und Zitronenwäldchen und dunkle Olivenhaine wechſeln in Mainas anmuthigen Thälern mit einander ab, um durch den lieblichſten Kontraſt und eine allmählige Verſchmelzung der Tinten das freudetrunkene Auge zu beſtechen. Maleriſch ſtürzen die Wogen rauſchender Waldbäche von unermeßlichen Höhen in Felſentiefen darnieder, und ſanfte, ſtille Bächlein ſchlängeln ſich, ſilbernen Bändern gleich, durch blumichte Auen; grünes Laubholz bedeckt die untern und mittlern Regionen der Gebirge, und ſchlanke, ſchwarze Föhren zieren ihre gegen die Wolken ſtrebenden majeſtätiſchen Häupter; buntgefiederte, große und kleine Vöglein, flüchtiges

Wild und zahlreiche weidende Ziegenheerden beleben dieſen hehren Schauplatz der Natur.

Der kühne macedoniſche Held, ſo wie der erlauchte geniale Waghals, welcher in unſern Zeiten mit ſeinen Heeren über den Bernhard zog — ſie beide würden vergeblich und zähneknirſchend ihre Kräfte erſchöpft haben — ins Hochland der Mainoten einzudringen.

Auf dem einzigen zugänglichen Punkte zu Lande ſteht der erwähnte gigante Taygetus dem angreifenden Theile als eine natürliche und beinahe unerſteigliche Schutzwehr des Feindes im Wege; nur wenige höchſt ſteile und beſchwerliche Fußſteige führen auf des Rieſen Rücken, und dieſe Steige ſind von der Art, daß ſie im Nothfalle hundert entſchloſſene Krieger gegen das bedeutendſte Heer mit ganz unbezweifelt gutem Erfolge zu vertheidigen vermöchten. Dagegen ſind die Küſten ſo ſteil, die Brandung ſo heftig, daß es beinahe noch ſchwerer erſcheint, jenen griechiſchen Hochländern zur See, denn zu Lande feindlich zu nahen.

Doch es wird Zeit, daß wir von den menſchlichen Bewohnern dieſer merkwürdigen Gebirge zu reden beginnen.

Die heutigen Mainoten rühmen ſich von den alten Spartanern abzuſtammen, und in der That hört man auf, dieſe Behauptung für Prahlerei zu halten, wenn man die Söhne des kernhaften Geſchlechtes erblickt, ja man würde nicht zweifeln, wenn ſie ihre Abkunft geradesweges vom Paradieſe herleiten wollten, denn — Geſundheit, Schönheit, ſtarke, herrliche Muskulatur, Kraft, Feuer, Gewandtheit, alles iſt ihnen eigen, was in der gelungenſten Verbindung, der Schöpfung wahren Herrn, den vollkommenen Mann bildet.

Ein merkwürdiger aber wahrer Umſtand bleibt, daß die Mainoten ſich noch gerade ſo kleiden, als die Väter im grauen Alterthume; wie die klaſſiſchen Schriftſteller uns das Aeußere der Helden vor Troja ſchildern, alſo geſchmückt tritt uns heutigen Tages noch der Hochländer auf Morea entgegen.

Des Mainoten Haltung und Anſtand ſind königlich, im Gebrauch ſeiner Waffen gelangt er bereits in der früheſten Jugend zum Meiſterthume und ſelbſt die zarte Jungfrau wetteifert in dieſer Geſchicklichkeit mit dem Jüngling.

Die höchſte Mäßigkeit iſt den Mainoten zur andern Natur geworden und kein gebildeter und überbildeter deutſcher Leſer vermag ſich von der Leichtigkeit einen Begriff zu machen, mit welcher dieſe Söhne der Natur und des Krieges ſelbſt die höchſten phyſiſchen Anſtrengungen ertragen.

Freiheit heißt des Mainoten Element; den unverſöhnlichſten, den wildeſten Haß gegen die Türken, die Unterdrücker Griechenlands, ſchlürft er mit der Muttermilch ein; ſein Muth grenzt an Tollkühnheit, doch dabei ſcheint ſeine Liſt ihm angeboren.

Kaum 70,000 Seelen nennt Mainas Volk die ſeinigen, 18,000 von dieſen ſind nur zum eigentlichen ſchweren Waffendienſte, im ganzen Sinne des Wortes, brauchbar, und dennoch konnte es biſher den ſtolzen Osmanen nimmermehr gelingen, die griechiſche Schweiz zu unterjochen; hart an den Grenzen des Landes der Sklaverei hat dieſes kleine Volk zu allen Zeiten ſeine Freiheit zu bewahren gewußt.

Schreckliche Schickſale, unnennbares Leiden haben den Peloponnes überhaupt in einer Reihe von Jahrhunderten bis in neuern Zeiten noch heimgeſucht und wenige Länder der Welt empfanden ſo heftig, ſo anhaltend den Zorn der Götter.

Einſt war dieſes Morea der Siz der Kunſt und des Wohlſtandes, mehr denn hundert glückliche Städte blühten in ſeinem Schooße; allein reißenden Thieren gleich naheten der Halbinſel in der Folge der Zeit, Römer, Scythen, Gothen, Hunnen, Venetianer, Normannen, Sicilianer und endlich die ſchlimmſten von Allen, die Osmannen, und umwandelten in eine Wüſte das ſchönſte der Länder.

Zwei Millionen Einwohner zählte ſonſt der Peloponnes; ſie waren, als die Türken es unterjocht hatten, zuſammen geſchmolzen bis auf 200,000, und mehr als noch einmal ſo viel leben ſelbſt in dieſem Augenblicke ſchwerlich auf Morea.

Noch im vorigen Jahrhunderte hauſte der Würgengel in mannigfaltiger Geſtalt gräulich auf der halben Inſel; im Jahre 1756 brach die Peſt aus, und raffte während fünf Jahren die Hälfte der Einwohner dahin, und als auf den unzähligen Grabeshügeln der gefallenen Opfer Gras zu keimen begann, nahete wieder neues Unglück.

Die Ruſſen bekriegten die Pforte und die hochſinnigen Hellenen, der türkiſchen Tyrannei müde, glaubten, die günſtige Gelegenheit, das ſchwer drückende Sklavenjoch abzuſchütteln, ſei gekommen, die Ruſſen ſetzten zu ihrer Unterſtützung (1770) ungefähr 1200 Mann an's Land und der allgemeine Aufſtand brach aus; — allein es war im Buche des Schickſals anders beſtimmt, noch ſollte der Freiheit goldene Stunde nicht ſchlagen; die Arnauten überſtrömten die Halbinſel, verjagten das kleine Häuflein der Ruſſen und hauſeten wie Unthiere unter den Eingebornen, tauſende fielen unter den Klingen der Wütheriche, die Häuſer der unglücklichen Moraiten wurden niedergebrannt, ihre Felder verheert, Weiber und Mägdlein geſchändet.

Volle neun Jahre dauerte das Unweſen, bis endlich die Pforte, deſſelben müde, ihren Capudan-Paſcha, Gazi Haſſan, ſendete, der mit einer bedeutenden Macht auf Morea landete, die Arnauten zerſtreute und die Ruhe für's erſte wieder herſtellte.

Wir kehren von dieſem nöthig geweſenen kleinen Seitenſprunge zu unſerm Bergvölklein, zu den Mainoten, zurück. Geringen Impuls hatte alles Mißgeſchick, welches Morea mannigfaltig in verſchiedenen Zeiten traf, auf ſie zu üben vermocht; keinem der übermüthigen Uſurpatoren konnte es gelingen, in ihre Felſenburg zu bringen; der giftige Hauch der Peſt verſuchte vergebens den rieſigen Taygetus zu überfliegen und ſeine ekeln, tödtlichen Beulen zu den Söhnen der reinen, luftigen Höhen zu tragen.

Indeß hatten die Mainoten — fern von aller Selbſtſucht, treu dem Geſammt-Intereſſe der Griechen und voll Wuth gegen die Tyrannen — an dem allgemeinen Aufſtande Moreas gerade den thätigſten Antheil genommen; Haſſan wußte dieſes und er ſchwur, beim Barte des Propheten, Rache zu nehmen an den Chriſtenhunden im Hochgebirge.

Mit einer Macht von 20,000 Mann griff er Maina zu Land und zur See zugleich an, allein er konnte nirgends Vortheile erringen und mußte allerwärts ſchimpflich ſich zurückziehen.

Ganz eigen iſt aber auch die Art, in der die Mainoten den Krieg in ihren Bergen führen.

Sehen ſie ſich von einer überlegenen Macht angegriffen und gelingt es den tollkühnen Feinden in der That, an Mainas Küſten zu landen, ſo befolgen die

Einwohner ſtets daſſelbe Syſtem, welches man 1812 die Ruſſen annehmen ſah. Die Mainoten zerſtören nämlich im gegebenen Falle zur Stelle die eigenen Dörfer und Pflanzungen am Fuße der Gebirge und ziehen ſich in die ſteilen Höhen des Taygetus zurück, die ſich vom Ufer an erheben, wo andere Dörfer und ſichere Thäler ihnen einen einſtweiligen Zufluchtsort gegen den Feind gewähren. Die klugen Flüchtlinge in dieſe ihre Schlupfwinkel verfolgen, heißt nichts anders, als dem gewiſſen Untergange ſich weihen. Schweres Geſchütz hier fortzubringen, iſt eine Sache der Unmöglichkeit, und die Engpäſſe alle werden durch feſte und hohe Thürme beſchützt, welche in dieſem Hochlande noch immer dieſelben Dienſte leiſten, wie einſt anderwärts ähnliche Burgen vor der Erfindung des Schießpulvers es thaten. An Defenſionskriegen nimmt Mainas ſchönes Geſchlecht thätigen Antheil, und gewöhnlich ſind es die Weiber, welche von den Zinnen der feſten Thürme Tod und Verderben in die Reihen des Feindes ſchleudern, während die männlichen Krieger den günſtigen Augenblick wahrnehmen, ihn im Rücken und der Flanke anzugreifen und zu zernichten.

Blieb das Koſtüm der Mainoten rein antik, ſo ſind dagegen ihre Waffen der Zeit angemeſſen; ſie führen vortreffliche Feuergewehre und als Büchſenſchützen vermöchten ſie ſelbſt den Tyrolern die anerkannte meiſterhafte Ueberlegenheit ſtreitig zu machen.

Die Mainoten ſind Chriſten und ihrer Religion, frommen Eifers voll, zugethan; ihre Tempel zeigen ſich koſtbar geſchmückt, doch ſind die Hochländer keineswegs von Aberglauben frei; in ihrem Lande üben ſie die höchſte Gaſtfreundſchaft gegen Fremdlinge aus, nur möge es ja kein Osmanli wagen, ſie zu beſuchen, er würde ſeinem gewiſſen Tode entgegen gehen, denn unverſöhnlich bleibt der Hochländer Nationalhaß. Zuweilen ſpielen die Mainoten im eigentlichſten Sinne mit den Türken — Komödie. Ein engliſcher Schriftſteller bezeichnet das Verhältniß, von welchem hier die Rede iſt, ſehr treffend mit folgenden Worten:

„Wegen der großen Bevölkerung müſſen die Mainoten mehrere nothwendige Bedürfniſſe einführen; daher treiben ſie zuweilen mit den Türken Handel und tauſchen ihr Oel, ihre Seide und andere Waaren gegen Getreide, Mais und verſchiedene Lebensmittel aus. Um dieſe zu erhalten, nehmen ſie theils zum Schleichhandel, theils zu einer regelmäßigen Bezahlung des Karatſch (Kopfgeldes) und zur völligen Anerkennung der Oberherrſchaft der Pforte ihre Zuflucht. Dieſes Joch werfen ſie jedoch ſogleich wieder ab, ſobald ein günſtiges Jahr oder irgend eine außerordentliche und unerwartete Hülfsquelle ihre Unterwerfung unnöthig macht, allerdings eine Tücke, welche die Türken im höchſten Grade erbittert und zu vielen neuen Kämpfen Anlaß giebt, in welchen die Osmanen ſtets den Kürzern ziehen.“

Indeß iſt der Vorwurf, den man den Mainoten hinſichtlich der Seeräuberei macht, in einem hohen Grade gegründet; mit ihren Ruderbooten beunruhigen ſie jeden Winkel der Cycladen und die ganze Küſte des Peloponnes, jedes Schiff — türkiſche beſonders — welches zu ſchwach ihnen zu widerſtehen, nehmen ſie weg und ſie finden in dieſem Gewerbe durchaus nichts Entehrendes.

Ueberraſchen muß es den Leſer allerdings, wenn man berichtet, daß Geſchmack an Wiſſenſchaft und Kunſt theilweiſe den Vornehmern dieſes etwas rüden Bergvölkchens beiwohnt, und doch iſt ſolcher Bericht nur lautere Wahrheit, denn die Produkte der neuern romaiſchen (Neugriechiſchen) Literatur ſind einem großen Theile der Mainoten keinesweges fremd geblieben, und mehrere Auserwählte ſind ſogar in die erhabene Sprache der Altvordern eingeweiht und leſen voll Entzücken den Homer, den Herodot und Xenophon.

Ungeduldig höre ich meine reizenden Leſerinnen nach Mainas ſchönem Geſchlechte fragen, deſſen bisher nur beiläufig erwähnt wurde. — Ja man will ſie nun zeichnen dieſe Mainotinnen, allein miſchet Ihr Grazien die Farben und reichet die Schale, auf daß es mir gelingen möge, würdig die anmuthigen Huldgeſtalten zu ſchildern, welche auf jenen Höhen wallen.

Große dunkle Augen und kaſtanienbraunes Haar zeichnen Griechenlands Weiber ſonſt in allen Provinzen aus, und die Mainotinnen allein — machen eine Ausnahme von der Regel. Das ſchmachtende Auge des hochländiſchen Mädchens theilt mit dem Veilchen gleiche Farbe und in üppiger goldener Pracht wallen die in zierliche Flechten gewundenen Haupthaare bis auf die gerundeten Hüften hinab; ein eigener, höchſt anmuthiger Ausdruck ſchwebt über ihren Phyſiognomien, und der ſchlanke Wuchs, ihre ſtolze und ungezwungene Haltung, das herrliche Fleiſch, die wollüſtige, wellenähnliche Form der Glieder — alles vereinigt ſich, das liebreizendſte weibliche Weſen darzuſtellen, welches die glühendſte Phantaſie ſich auszumalen vermag.

Ungemein geſchmackvoll, wenn ſchon etwas phantaſtiſch, kleidet ſich die Hochländerin auf Morea, und ihr Koſtüm hat entfernte Aehnlichkeit mit jenem der deutſchen Schweizerin. Die milchweiße Schwanenbruſt und der runde Nacken ſind nur nothdürftig bedeckt; eine Art knapp anliegendes Korſettchen umſchließt die ſchwellenden, elaſtiſchen Hüften und das feine einzige Röckchen verbirgt nicht neidiſch die vollen Waden und das allerliebſt geformte Füßchen, damit es beim Beſteigen der Höhen nicht beſchwerlich falle.

Alle Reiſende, welche den Peloponnes und jene Hochländer je beſucht haben, ſind bezaubert und entzückt von der Schönheit der Mainotinnen, und dieſe Amazonen führen die Waffen, unbeſchadet der weiblichen Zartheit.

Die Weiber und Mädchen auf Maina ſind keinesweges, wie im Morgenlande ſonſt allerwärts üblich, eingeſperrt; im Gegentheile erfreuen ſie ſich der höchſten Freiheit, allein ſie mißbrauchen dieſelbe vielleicht in keinem andern Lande der Welt weniger, als gerade hier. Die Mainotin bleibt ſtets des Gatten treue und aufrichtige Geleiterin auf dem rauhen Lebenspfade, ſie beſitzt die Achtung und das Vertrauen des Mannes im höchſten Grade, nimmt Antheil an der Erziehung der Kinder und leitet die Angelegenheiten der häuslichen Wirthſchaft.

Ehebruch iſt unter dieſen Kindern der Natur ein ungemein verabſcheutes, ein beinahe unerhörtes Verbrechen, kommt es aber dennoch vor, ſo werden Sünder und Sünderin zur Stelle und ohne Nachſicht ſtets mit dem Tode beſtraft.

Wenn der Mainote ſterbend keinen Sohn hinterläßt, ſo erbt die Tochter das ganze Vermögen, ja nicht ſelten ſogar Amt und Würde des Vaters.

Die Mainotin lebt ganz und gar der Häuslichkeit und ihrer Wirthſchaft, ergreift, wenn das Vaterland in Gefahr iſt, die Waffen, allein große Bildung des Geiſtes iſt ihr nur ſelten eigen, indeß erſetzt die Tochter der Gebirge dieſelbe durch angeborenen Witz und höchſt muntere Launen, und ſo erſcheinen uns die Weiber im Hochlande auf Morea wie in allen Welten als liebreizende Zauberinnen, die da flechten und weben himmliſche Blumen in's irdiſche Leben.

II.

Μέγα τι θηρεύειν ἀρετὰν,
γυναιξὶ μὲν κατὰ κύπριν
κρυπτάν, ἐν ἀνδράσι δ' αὖ
κόσμος ἔνδον ὁ μυριοπληθὸς
μείζω πόλιν αὔξει.

Euripides.

(Nach Fr. v. Schiller:)
„Groß iſt's, der Tugend nachzuſtreben.
Das Weib dient ihr im ſtillen Leben,
Und in der Liebe ſanftem Schooß.
Doch in des Mannes Thaten malen
Sich prangend ihre tauſend Strahlen,
Da macht' ſie Städt' und — Länder groß.“

Man weiß recht wohl, daß der einfache Anfang dieſer Geſchichte einer zahlreichen Klaſſe von Leſern, welche gewohnt iſt, den Schauplatz ihrer Neugierde ſtets mit Sturm, Donner, Blitz, Kanonendonner, oder harmoniſchem Glockengeläute eröffnet zu ſehen, wenig behagen wird, allein nichts deſtoweniger greift die Kenntniß des Landes der Mainoten zu bedeutend in unſern urſprünglichen Plan ein, als daß wir vermocht hätten, den Leſer mit vorſtehender Skizze zu verſchonen; es bleibt uns im Gegentheil noch die Würdigung eines bis jetzt unberührten Gegenſtandes, nämlich der Staatsverwaltung jener Hochländer, übrig, über welche wir nun in Kürze zu ſchreiben gedenken.

Weichen unſere Nachrichten vielleicht zuweilen von jenen des bekannten Pouqueville und anderer berühmten Gelehrten bedeutend ab, ſo möge deshalb der Leſer ſie dennoch keineswegs für unrichtig oder gänzlich erfunden halten.

Maina iſt in größere oder kleinere Diſtrikte eingetheilt, über deren jeden ein Häuptling, Capitano genannt, das Regiment führt, der mit ſeiner Familie in der Regel einen runden, feſten Thurm bewohnt.

Der Bezirk, den der Capitano beherrſcht, wird von ſeinen Vaſallen bewohnt und bewirthſchaftet, und jeder dieſer Vaſallen opfert den zehnten Theil ſeiner Aernte zur Unterhaltung der Familie des Häuptlings auf.

Aus der Reihe jener Capitanos wählen die Mainoten einen Fürſten des Landes, welcher Bey genannt wird.

Zur Zeit eines allgemeinen Krieges iſt der Fürſt der oberſte Feldherr und die übrigen Capitanos dienen als Hauptleute unter ihm. Im Frieden dagegen iſt die Macht des Beys ſowohl, als auch der Capitanos ungemein beſchränkt und beruht größtentheils bloß auf dem freiwilligen Gehorſam der Nation, bei welcher Gelegenheit man ſich unwillkührlich an die Koſaken am Don und Ural erinnert.

Häufig gerathen die verſchiedenen Capitanos unter einander in Streit, und dann befehden ſie ſich, wie einſt die deutſchen Ritter des Mittelalters, von ihren Vaſallen unterſtützt. Wird auch in dieſen Kämpfen freilich unnützerweiſe Bürgerblut vergoſſen, ſo tragen ſie dennoch dazu bei, den kriegeriſchen Geiſt der Mainoten in ſeinem eigenthümlichen Feuer zu erhalten, und ſo wie ein auswärtiger Feind dem Hochlande dräuend nahet, ſo enden auf der Stelle alle Privatfehden im Innern, und dieſelben Häuptlinge, welche ſich noch vor wenigen Tagen voll Wuth nach dem Leben ſtrebten, kämpfen nun, plötzlich verſöhnt, in befreundetem Vereine gegen den Geſammtfeind.

Man hat in der Geſchichte des Landes nur ungemein wenige Beiſpiele, daß ein Bey verſucht hätte, ſich unziemende Gewalt anzumaßen, dagegen werden dieſe Fürſten vom Volke in der Regel in einem hohen

Grade geliebt und eine rührende Anhänglichkeit an die Familie des Herrſchers offenbart ſich bei allen Gelegenheiten.

In der Regel folgt der älteſte Sohn des Fürſten dem Vater in der Regierung, und iſt ein ſolcher nicht vorhanden, ſo hebt die Nation die Witwe oder eine Tochter des Verſtorbenen auf den Thron und fühlt ſich oft am glücklichſtem unter ſolchem Weiberregiment.

Einer der weiſeſten und berühmteſten Fürſten, den die Mainoten einem Gotte gleich verehrten, war Zanetachi Kutuphari, der in der zweiten Hälfte des vorigen und noch im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts regierte.

Völker, welche ſeit Jahrhunderten ſchon unter dem Sklavenjoche der Barbarei ſeufzten, mußten nothwendigerweiſe einigermaßen aus der Art ſchlagen, und wäre dieſe ihre urſprüngliche Art ſelbſt die allervortrefflichſte geweſen. Dieſes Gemälde ſtrebt nach Wahrheit und aus dieſer Urſache kann man keinesweges verſchweigen, daß die Griechen im Allgemeinen gar viel von dem Werthe und der Seelengröße verloren haben, durch welche ihre Urväter ſich unſterblich gemacht haben. Nichts deſtoweniger wäre es unbillig und unwahr, wenn man behaupten wollte, das tief gebeugte Volk ſei ſo tief geſunken, daß der angeſtammte Geiſtes- und Herzensadel der Altvordern in ihnen gar nicht mehr zu erkennen wäre.

Heller, natürlich guter Verſtand, eine glühende Einbildungskraft, das Vermögen, ungemein ſchnell aufzufaſſen, Genialität und ein höchſt lebhaftes, leicht erregbares Gefühl heißen noch die Lichtſeiten der heutigen Griechen; allein eben dieſe Griechen ſind neben ihrer hohen Freiheitsliebe und Thätigkeit — dennoch ſklaviſch kriechend, abergläubiſch; eitel, prahleriſch, geſchwätzig, lügenhaft und häufig treulos.

Alle genannte Lichtſeiten ſind den Mainoten in einem hohen Grade eigen, die Schattenſeiten aber theilen ſie mit ihren Brüdern nicht ganz, und jener Fürſt Kutuphari beſaß alle Vorzüge ſeiner Nation, indeß ihre Fehler ihm fremd geblieben waren; er würde die Zierde eines jeden Thrones geweſen ſein, und ſeine Weisheit hob Maina auf einen Gipfel des Wohlſtandes und der Kultur, den es früher nie erreicht hatte. Mit der tiefſten Indignation ſah auch er hernieder auf Gräciens Sklaverei, und als Rußland 1770 mit der Pforte den Krieg begann, war es Zanetachi allein, der im Namen des Geſammtvolkes mit der zweiten Catharina unterhandelte, und die Kaiſerin bewog, den vorhabenden allgemeinen Aufſtand der Griechen in Morea durch ein Hülfscorps zu unterſtützen.

Am 18. Februar deſſelben Jahres ging der Graf Orlow im Hafen Chimova vor Anker; allein daß der Erfolg jener Unternehmung den Erwartungen nicht entſprach, konnte wahrlich Niemanden weniger, als dem kühnen, hochherzigen Fürſten der Mainoten zur Laſt gelegt werden.

Noch tiefer ward Griechenland gebeugt, und Kutuphari allein vermochte es, die Unabhängigkeit ſeines Hochländchens ſtets zu bewahren, und endlich den Hauptſturm des Capudan Paſcha, Gazi Haſſan, mit eben ſo viel Muth als Glück abzuſchlagen. Allein theuer erkaufte der Fürſt dieſen Sieg; ſein einziger Sohn, ein ungemein hoffnungsvoller Jüngling von achtzehn Jahren fiel im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes mit dem Degen in der Fauſt.

Viele Jahre ſpäter gebar, wie einſt Sara dem Abraham, die ſchon ziemlich betagte Fürſtin Kutuphari dem Gatten noch ein Kindlein. Es war eine Tochter, deren Geburt der Mutter das Leben raubte. Trauer und Freude zugleich erfüllte das Volk im Gebirge; Trauer über den Tod der geliebten Landesmutter, und Jubel wegen des Erſcheinens eines Sprößlings aus dem Kutupharischen Stamme, welches ſpäte Erſcheinen die abergläubiſchen Mainoten ein offenbares Wunder des Himmels nannten. Kaum vier Jahre überlebte Zanetachi ſelbſt dieſes Ereigniß, dann ging auch dieſer edle Fürſt nach einer drei und vierzigjährigen Regierung hinüber in's Reich der Schatten.

Lange vermochte das Volk nicht, ſich von ſeiner Beſtürzung zu erholen, dann aber rief es im Gefühl ſeiner Dankbarkeit und voll Enthuſiasmus für das Blut der Kutuphari's die vierjährige Prinzeſſin als Fürſtin Mainas aus.

Die drei älteſten Capitanos ſollten während der Minderjährigkeit der Fürſtin regieren, allein während man gerade beſchäftigt war, dieſerhalb das Nöthige zu verfügen, fand man eines Morgens das fürſtliche Kind auf die grauſamſte Weiſe in ſeinem Bettlein ermordet.

Des Volkes Wuth war grenzenlos, allein gegen wen ſollten die Ausbrüche dieſer Wuth ſich wenden? — Aller angewendeten Mühe ungeachtet blieb der ruchloſe Mörder unentdeckt, nicht einmal ein leiſer Argwohn gegen die eine oder andere Umgebung des gemordeten Kindes erwachte; man hielt jeden Mainoten für unfähig dieſer That und glaubte, es habe die Pforte fremde Meuchelmörder gedungen; welche indeß nicht die geringſte Spur bei ihrem Entweichen hinterlaſſen hatten.

Mit dem unglücklichen Kinde war der letzte Zweig vom Stamme der Kutuphari's verdorret, aus der Zahl der Capitanos ſollte der neue Bey erwählt werden, allein die Herren waren alle nach dem erledigten Throne lüſtern, ein Jeder fand Anhang durch ſeine Vaſallen — mit Zanetachis letztem Odemzuge ſchien die Ordnung aus dem Hochlande entflohen, Anarchie erhob ihr Meduſenhaupt, einen blutigen allgemeinen Bürgerkrieg ſah man auf Maina entſtehen.

Vergebens hatte die Pforte von jeher geſtrebt, die Mainoten zu unterwerfen, das Kabinet zu Conſtantinopel glaubte, fein genug, es ſei der Augenblick gekommen, in welchem der Liſt vielleicht gelingen könnte, was nie die Gewalt erreicht.

Man warf die Augen auf einen vornehmen und reichen Griechen des Fanars*), auf deſſen Treue man mit Sicherheit bauen zu können glaubte, und dieſer ehrgeizige Mann, Mivika war ſein Name, wurde durch einen Firman des türkiſchen Hofes zum Bey von Maina ernannt.

---

*) Fanar wird die Gegend in Conſtantinopel genannt, welche von den vornehmen und reichen Griechen bewohnt wird. Dieſe Menſchen theilen keinesweges den Geiſt ihrer übrigen Landsleute; ſie ſind ſo tief geſunken, daß ſie ſich in dem Zuſtande der Sklaverei gefallen und aus Furcht, ihre Schätze und Bequemlichkeiten zu verlieren, vor jedem Aufſtande der Griechen zittern. Die Pforte kennt die Geſinnung dieſer Leute recht gut, und wurden in der neueſten Zeit Einwohner des Fanars geplündert und mißhandelt, ſo waren dieſes lediglich Ausſchweifungen des rohen Pöbels, den die ſchwache Regierung zu Conſtantinopel nicht genugſam im Zaume zu halten verſteht.

Zu anderer Zeit hätte ein alſo creirter Bey ſchwerlich mit heiler Haut Marathoniſi, Mainas Hauptſtadt, erreicht, denn nie hatten ſich die Hochländer dem Scepter eines andern Fürſten, der kein geborener Mainote war, unterworfen; und pflegte ſchon die Pforte, um wenigſtens einen Schatten von Gewalt zu behaupten, gewöhnlich den vom Volke des Gebirges auf Morea erwählten Bey durch einen eigenen Firman zu beſtätigen, ſo wurde eine ſolche Anmaßung des türkiſchen Hofes auf Maina herzlich verlacht und weidlich verſpottet, allein wo erſt Zwieſpalt im Lande waltet, ändert ſich die gewöhnliche Ordnung der Dinge leider ſtets nur gar zu ſchnell.

Mlvika ſchonte ſeine Piaſter nicht, und durch ihre Hülfe gelang es ihm, den Hefen des Volkes und allerlei verworfenes Geſindel aus der ganzen Halbinſel Morea an ſich zu ziehen, ja ſelbſt viele verkleidete

Osmanen wurden über den Taygetus nach Maina eingeschwärzt; der neue Bey errichtete ein Heer, und hoffte ſich zu behaupten, indem zu ſeiner Unterſtützung und Mainas Unterjochung eine kleine türkiſche Flotte unter Segel gegangen war, die im ägäiſchen Meere bereits ſchiffte, und deren Erſcheinen im Archipelagus man mit jedem Tage entgegen ſah.

Dringend war die Gefahr, das Verderben dräuende Schwert hing an einem dünnen Haare über Maina, und ſeine ſeit Jahrhunderten behauptete Freiheit ſchien ſchnell ihrem Grabe zueilen zu wollen: da erhob — der Fall kommt in den Annalen der Geſchichte ſo manchen Landes vor — plötzlich ein energiſcher, kühner und genialer Mann aus der Mitte des Volkes, er hieß Baſilius Sarvathy, ſein Haupt, dem verblendeten Volke die Augen zu öffnen und das Vaterland zu retten.

Sarvathy war nichts weiter, als der arme Vaſall eines kleinen Capitano, allein hatte der Zufall ihm Reichthümer verſagt, ſo war er dagegen von der Natur deſto freigebiger bedacht worden. Einer der ſchönſten Männer im Gebirge ſtellte er ſich dar; rieſenhaft erſchien der Bau der Geſtalt; Gang, Haltung und die kleinſte Bewegung waren ſtets edel; das große ſchwarze Auge ſprühte Flammen, und auf dem ungemein ausdrucksvollen Geſichte ruhte ſinniger Ernſt. Ungewöhnliche Geiſtesbildung, eine ſeltene Kraft des Willens, hochſtrebender Sinn, kalter Muth und ausgezeichnete Kenntniß des Krieges wohnten unſerm Baſilius bei; er hatte ſich in den Kämpfen für's Vaterland bei verſchiedenen Gelegenheiten ungemein ausgezeichnet, auch war Sarvathy, da ihn ein kleiner Handel, den er trieb, ſtets zu Reiſen in den vaterländiſchen Gebirgen nöthigte, von Mainas Volk allgemein gekannt und geachtet, gerade ſo wie in ſpäterer Zeit der ehrliche Andreas Hofer in Deutſchlands Alpen.

Ein ſolcher Mann, wie Baſilius, durfte es ſchon wagen, Hohes zu unternehmen; doch es ſcheint großen Geiſtern eigen, daß ſie in der dringendſten Noth, wenn alle Hoffnungen bereits anheben zu ſchwinden, ſich erſt der natürlichen Rechte bedienen, welche glänzende Ueberlegenheit des Verſtandes mit ſiegender Kühnheit vereint, beinahe ſtets über den großen Haufen der Schwächern gewähren.

Zähneknirſchend, aber ſchweigend hatte Sarvathy einige Zeit dem leidigen Unweſen zugeſehen, welches nun von Tag zu Tag mehr Ueberhand nahm, und aus welchem dem Vaterlande nur die traurigſten Folgen erwachſen konnten.

Endlich wehete die Flagge mit dem halben Monde ſchon im Archipelagus, und mit immer größerer übermüthiger Frechheit waltete Mivika, der neue Bey, ein Grieche zwar von Geburt, doch im Grunde nur ein Werkzeug der türkiſchen Tyrannei, im Lande: da fühlte ſich Baſilius, wie von einem höhern Geiſte mächtiglich getrieben, er eilte umher unter des Hochlandes Volk und ſuchte Männer auf, die er als echte und verſtändige Patrioten kannte, und zu dieſen ſprach er nun begeiſtert:

„Der entſcheidende Augenblick iſt gekommen, Ihr ſeht, an welchen ſchrecklichen Abgrund uns innerer Zwieſpalt, und die kleinliche Eiferſüchtelei der Capitanos unter einander geleitet haben; nun iſt die Frage: Wollt Ihr die Freiheit der Väter behaupten, oder wollt auch Ihr Euch gutwillig dem ſchimpflichen Sklavenjoche beugen, unter dem, außer uns, Gräciens Söhne alle ſeufzen? — ſoll es jetzt wirklich erlöſchen der letzte Funke helleniſcher Hoheit, auf daß auch die letzte Hoffnung ſchwinde, dieſen Funken anzublaſen, daß er als Oriflamme leuchte bei Griechenlands einſtiger Wiedergeburt!"

Dieſes wirkte; Freiheitsſinn und Nationalſtolz der Mainoten erwachten und brannten ſchnell genug lichterloh. Wie durch einen Zauberſchlag kam eine Verſchwörung zu Stande, man beſchloß, ſämmtlichen Capitanos, welche ſich durch ihr Benehmen des Gebietens unwürdig gemacht hatten, Gehorſam zu verſagen und ſich in dieſer argen Noth ſelber zu helfen. Aus des Volkes Mitte ſollte ein Anführer gewählt werden, und dann wollte man mit den Waffen in der Hand das höchſte Gut behaupten oder fechtend — ſterben.

In Kutſchuk Maina, einem der größten und reichſten Dörfer im moreaiſchen Hachlande, verſammelten ſich die Häupter der Verſchwörung, einmüthig wurde Baſilius Sarvathy zum Feldherrn ernannt; mächtig das Volk anzuregen verſtand der heldenmüthige Mann, die Capitanos ſahen ſich plötzlich verlaſſen, alle ſtreitbare Mainoten eilten nach Kutſchuk, ſich unter Sarvathy's Bannern zu ſammeln, und der Pſeudo-Bey Mivika wurde die Gefahr, welche ihm drohte, nicht eher inne, als bis das Heer der Patrioten vor den Mauern ſeiner Reſidenzſtadt Marathoniſi ſtand.

Bevor man Jenſeits ſich noch vom erſten Schreck hatte erholen können, gab Sarvathy bereits das Zeichen zum Sturme, die Schlachthörner ertönten, der Tapferkeit der Patrioten war nicht zu widerſtehen, ſie füllten mit ihren Leichen die Graben, erſtiegen die Mauern, und Mivika nebſt ſeinem ganzen Anhange wurde ermordet.

Die Osmanen ſchäumten Wuth, als ſie von dem Vorfalle unterrichtet wurden;

tollkühn landeten die Mannſchaften, welche ſich auf der Flotte befanden, an Mainas Küſten, und zu gleicher Zeit wagte die türkiſche ſehr zahlreiche Garniſon Tripolitzas *) zu Lande, von Miſiſtra **) aus, einen Angriff auf das Hochland; allein der vorſichtige Sarvathy war darauf gefaßt, und hatte ſeine Anſtalten mit kluger Umſicht getroffen; der glühende Muth der Landsleute und ihr unbedingtes Zutrauen in ſeine Perſon unterſtützten ihn, die türkiſchen Seetruppen ſowohl, als auch die Landſoldaten erlitten komplete Niederlagen und mußten Maina mit blutigen Köpfen verlaſſen.

---

*) Tripolitza iſt die Hauptſtadt von ganz Morea und die Reſidenz des türkiſchen Gouverneurs der Halbinſel, eines Paſcha von drei Roßſchweifen.

**) Miſiſtra iſt eine Stadt, welche jenſeit des Landes Maina, gleichſam an der Pforte deſſelben am Fuße des Taygetus liegt. Hier gebietet ein türkiſcher Bey, den die Mainoten, ſtatt ihm zu gehorchen, ſo oft es ihnen beliebt, fortjagen. Eine halbe Stunde von Miſiſtra findet man die Ruinen des alten Sparta.

Das Vaterland war frei und ſein hochherziger, muthiger Retter ſah ſich von ſeinen dankbaren Landsleuten beinahe vergöttert; die ehemaligen Capitanos wurden abgeſetzt und an ihre Stellen Männer gewählt, die im letzten großen Kampfe ſich vorzugsweiſe ausgezeichnet hatten und die der Feldherr vorſchlug; dieſer Feldherr aber ſelbſt, der edle Baſilius Sarvathy nämlich, wurde auf ganz Maina vom Volke als Fürſt ausgerufen und hielt hierauf ſeinen feierlichen Einzug in Marathoniſi.

III.

Μὴ κατόκνει μακρὰν ὁδὸν πορεύεσθαι πρὸς τοὺς διδάσκειν τι χρήσιμον ἐπαγγελλομένους, αἰσχρὸν γὰρ τοὺς μὲν ἐμπόρους τηλικαῦτα πελάγη διαπερᾶν ἕνεκα τοῦ πλείω ποιῆσαι τὴν ὑπάρχουσαν οὐσίαν, τοὺς δὲ νεωτέρους μηδὲ τας κατὰ γῆν πορείας ὑπομένειν ἐπὶ τῷ βελτίω καταστῆσαι τὴν ἑαυτῶν διάνοιαν.

Socrates.

(Nach eigener freier Ueberſetzung.)

Scheue nicht die Länge des Weges, wenn er nützliche Ausbeute verſpricht; warum ſollte, ſeiner Ausbildung halber, der Jüngling nicht in ferne Lande reiſen, da doch, ſchnöden Gewinn zu ſuchen, der Kaufmann alle Meere der Welt durchſchneidet? —

Mainas neuer Fürſt, der kriegeriſche **Baſilius**, betrat auf eine, ſeiner ſelbſt würdige Weiſe die Fußſtapfen des großen Vorgängers **Kutuphari.**

Sehr bald waren die Spuren der Drangſale verwiſcht, welche der kurze Zuſtand unſeliger Anarchie in dem kleinen, aber kraftvollen Staate hinterlaſſen hatte.

Es war im erſten Decennio des neunzehnten Jahrhunderts, als Sarvathy den Thron beſtieg.

Der Fürſt hatte erſt vor kurzer Zeit die geliebte Gattin verloren, allein ihm lebten drei hoffnungsvolle Kinder, zwei Söhne und ein Töchterlein.

Der älteſte Prinz, Tertullian, hatte um dieſe Zeit ungefähr das achte, der zweite geborene, Nikodemus, das ſechſte, das Prinzeßlein Tochter, Sophia, aber kaum das vierte Lebensjahr erreicht.

Ein weiſer Fürſt hat für zu viele Kinder Sorge zu tragen, als daß er ſich ausſchließlich mit der Erziehung ſeiner leiblichen befaſſen könnte, und aus dieſer Urſache vertraute Baſilius die erſte Ausbildung der Söhne einem viel erfahrenen und gelehrten Papa *) aus der Inſel Chios, dem Nicephorus Taracome an; die kleine Prinzeſſin aber blieb der Sorgfalt ihrer Amme aus Zante überlaſſen.

Wenn es auf Chios viele Pädagogen gäbe, welche jenem Papa ähnlich wären, ſo möchte man beinahe ſämmtlichen deutſchen Lehranſtalten, Kadeteninſtituten und dergleichen rathen, ſich mit dem ſchätzbaren Artikel von dorther verſehen zu laſſen, denn in der That, Nicephorus war ein gar ſeltener, ein gar vortrefflicher Lehrer.

Hochmeiſter der todten Wiſſenſchaften hatte er ſich auf großen Reiſen ungemeine Menſchen- und Weltkenntniß erworben.

---

*) Papas heißen die griechiſchen Prieſter.

Ein Mann von kaum ſechs und vierzig Jahren bewahrte er neben dem Hochfluge einer feurigen Einbildungskraft die ſanfte Gelaſſenheit der Taube, und ein wahrer Zauberer wußte er der Kinder Phantaſie aufzuregen, ſich ganz in den Gang derſelben hineinzudenken, und ſie nach Belieben zu leiten. Stets zeigte ſich Nicephorus ernſt, doch nie riß der Faden ſeiner nicht zu ermüdenden Geduld; nicht das oft nur zu ſcharf ſehende Auge der Kinder, noch der ſichere Blick des erfahrenen Mannes vermochten an dem Papa Schwächen oder Inkonſequenzen aufzufinden, und eine würdige, Ehrfurcht einflößende Geſtalt unterſtützte ſehr glücklich den moraliſchen und intellectuellen Werth des Prinzen-Hofmeiſters.

Es konnte nicht fehlen, ſolch' zweckmäßiger Unterricht, ſolch' verſtändige Leitung mußten auf fähige Zöglinge ungemein günſtigen Impuls üben, doch die Früchte dieſes Impulſes zeigten dieſelbe Verſchiedenheit; durch welche überhaupt das ganze Weſen der Brüder in allen Verhältniſſen ſich charakteriſirte.

Als ein recht eigentlicher und ächter Abkömmling der Hellenen ſtellte Tertullian ſich dar. Ein großes feuriges ſchwarzes Auge, dunkle Locken, Gräciens bildliche Naſe, der antike Schritt der Phyſiognomie und in der Geſtaltung des Körpers lauter Formen, welche an Apoll' mahnten, zeichneten den Knaben aus; ein kühner, feuriger, oft wilder Geiſt, leichter Sinn, und ungemein ſchnelle Auffaſſung — dieſes waren ſeine hervorſpringenden pſychiſchen Eigenſchaften. Dagegen unterſchied ſich der jüngere Nikodemus ſowohl durch ſein Aeußeres, als durch Beſchaffenheit der geiſtigen Anlagen auffallend genug von ſeinem ältern Bruder.

Nikodemus war zart, beinahe ſchwächlich gebaut, der Wachsthum des Körpers ſchritt langſam vor, allein nichts deſtoweniger ſchwebte über des Knaben ganzer Geſtalt ein gewiſſer anmuthiger und intereſſanter Typus, der ihm leicht alle Herzen gewann. Das reine hellbraune Auge paßte zu der feinen etwas blaſſen Phyſiognomie, die hochblonden zarten langen Haare ſchlugen ſich nur an den Spitzen in große natürliche Locken, allein in Mitte des Hauptes geſcheitelt, vollendeten ſie den lieblich anſprechenden Johanneskopf.

Entſchiedenen Geiſtes-Hochflug entwikkelte Nikodemus gerade nicht, allein zum Grübeln geneigt widmete er ſich mit eiſernem Fleiße den Studien, und was er einmal, wenn auch langſam begriffen, vergaß er nie.

Tertullian war leidenſchaftlich ritterlichen Uebungen ergeben; im Tartſchenwerfen *) kam ihm kein Knabe ſeines Alters gleich, ja oft verſuchten es rüſtige Jünglinge vergebens, auf dem Uebungsplatze ihm an Geſchicklichkeit den Rang abzulaufen; ſeine Kugel erreichte den Aar in der Luft und zwiſchen den ſchroffen Felſenſpitzen an der Küſte ſchwamm er umher wie eine Waſſerente. Griff Tertullian nach dem Schwerte, ſo kam man in Verſuchung zu glauben, er habe Scanderbeghs Arm ererbt, denn ſeine gewaltigen Streiche zertrümmerten gewöhnlich gleich Anfangs des Gegners Klinge.

Ganz unerfahren blieb auch Nikodemus nicht im Gebrauche der Waffen, denn ſolche Ignoranz würde im Hochlande

---

*) Auf Maina findet man bei jedem Dorfe Felder, wo ſich die Knaben im Tartſchenwerfen üben; ſelbſt Weiber und Mädchen nehmen an dieſem kriegeriſchen Zeitvertreibe Theil.

Schande gebracht haben, indeß waren des jungen Prinzen Fortſchritte im Kriegeshandwerk beinahe ſtets unbedeutend, und zu einer Virtuoſität in dieſem Fache vermochte er nie zu gelangen; er war froh, wenn er nur bald den Uebungsplatz meiden durfte, um nach Hauſe zu ſeinem geliebten Lehrer Taracome und zu den Büchern zurückzukehren.

Sogenanntes Sitzfleiſch war hingegen dem raſchen Tertullian nicht eigen, allein der weiſe Nicephorus kannte den mächtigen Hebel, ſeinen Wildfang auch an den Schreibtiſch zu ketten und — Ehrgeiz nannte dieſer Hebel ſich.

Wenn Nikodemus nach raſtloſen Studien in Monden endlich einen bedeutenden Schritt im Reiche des Wiſſens vorwärts gewonnen hatte, dann durfte der Papa aus Chios mit einem ſprechenden Blicke auf Tertullian nur dieſen Schritt bedächtig bezeichnen, um zu bewirken, daß der ehrgeizige Sprudelkopf voll Hitze ſtrebte den Bruder einzuholen, was des Knaben genialem Feuergeiſte dann gewöhnlich nach Verlauf einiger Tage ſchon gelungen war.

Eine wie hohe Scheidewand auch Verſchiedenheit des Temperaments, Charakters und der Anlagen zwiſchen beide Brüder geſtellt zu haben ſchien, ſo theilten ſie doch eine hehre Eigenſchaft und zwar — Herzensgüte in ganz gleichem Maaße.

Zärtlich liebten ſich die Fürſtenſöhne und gutmüthiger Art waren ſelbſt die Scherze, die einer über des andern Eigenthümlichkeiten ſich zu erlauben pflegte. Tertullian nannte den Bruder nur ſeinen kleinen, gelehrten Papa, und Nikodemus ſchalt jenen — einen wilden, tollkühnen Achilleus.

Beinahe fünf volle Jahre hatte Sarvathy bereits regiert, ohne daß während dieſer Zeit Mainas Ruhe bedeutend war gefährdet worden, denn die Osmanen hatten ſo ziemlich die Luſt verloren, ſich die Schädel an den ſteilen Gebirgen einzurennen.

Tertullian, der kaum dreizehnjährige Knabe, ähnelte ſeinem Aeußern nach einem halb vollendeten Jüngling, die Waffen aber führte er mit der Kraft und Behendigkeit des Mannes; der jüngere Nikodemus wußte ganze Stellen des Homer mit lebhafter Empfindung herzuſagen und Herodots und Xenophons Sinn anſchaulich darzuſtellen; in anmuthiger Schöne hub die nun bald neunjährige Schweſter, Prinzeſſin Sophia, an aufzublühen.

So ſtanden die Verhältniſſe jener fürſtlichen Familie, als Sarvathy einſt an einem herrlichen Frühlingsabende im Kreiſe ſeiner Familie unter der duftigen, dunkeln Orangenlaube ſeines Gartens ſaß. Des würdigen Baſilius Stimmung war heute ungemein ernſt, und nach einer langen Pauſe des Schweigens ließ er ſich ungefähr folgendermaßen vernehmen:

„Kinder, Ihr ſeid zwar alle noch jung — allein dem Himmel vorerſt und zunächſt unſerm braven Taracome habe ich es zu danken, daß ich bereits viel Freude an Euch erlebte, und daß herrliche Hoffnungen in Euch mir von Tag zu Tag mehr erwachſen.

Ihr ſeid verſtändiger, als eigentlich von Euren Jahren zu verlangen, und ich nehme daher nicht Anſtand, jetzt über ernſte, über ſehr wichtige Dinge mit Euch zu ſprechen.

Ihr kennt die ſchmähliche Knechtſchaft, in der unſer großes Stammvolk, die Griechen, ſich befinden. Doch es bleibt der Zorn der Götter nicht ewig unverſöhnlich, die goldenen Tage der Freiheit werden kommen, ja vielleicht bald nahen ſie. Ob ich ſelbſt die Siege unſeres Volkes noch ſehen werde, ſteht dahin, doch Euch, theure Söhne! Euch wird ſie tagen die Sonne des Glücks. Wir Mainoten allein ſind frei geblieben, ein Umſtand, der uns aufruft, in das erſte Glied der Reihen zu treten, wenn einſt der Kampf mit der Tyrannei beginnt. Dich, mein Nikodemus! ſcheint die Natur nicht zum Krieger erkohren zu haben, doch anderweitige ſchätzbare Anlagen wohnen Dir bei, ich beſtimme Dich zum Dienſt der Kirche.

Gott ſcheint das Geſchlecht der Sarevathy's auserſehen zu haben, eine große Rolle zu ſpielen bei dem wichtigen Werke, welches einſt beginnen ſoll — aus dem Staube erhob mich die Vorſicht auf den Thron des einzig ganz frei gebliebenen Zweiges des Volkes der Hellenen, und der ſilbergraue Greis, mein älteſter Bruder Timotheus, der vorerſt nur ein unbedeutender Papa war, er ſteht nun als Patriarch zu Conſtantinopel unſerer heiligen Kirche vor.

Du, mein Nikodemus! ſollſt ebenfalls Papa werden; unter der Aegide Deines Onkels wirſt Du zu einem bedeutenden Werkzeuge heranreifen, das große Werk zu fördern, denn mächtig iſt der Einfluß, welchen der kluge Prieſter auf das Volk der heutigen Griechen zu üben vermag.

Mit Dir aber, mein Erſtgeborener! mein Tertullian! fuhr Mainas Fürſt redend fort, mit Dir habe ich mir bedeutende, große Pläne vorgeſetzt. Nach den Geſetzen dieſes Landes wirſt Du mir einſt in der Regierung folgen. Du biſt kühn, ein hoher Geiſt ward Dir angeboren, zum Herrſchen bleibſt Du beſtimmt — allein eine der wichtigſten Epochen wird Dich auf Mainas Throne finden.

Vorbereitet wird der Sturm, der das Reich dieſer Osmanen, unſerer ſchändlichen Unterdrücker, mächtiglich erſchüttern, und wenn Gott will — zerſtören ſoll, doch wann er hereinbrechen wird jener Sturm, läßt ſich jetzt noch nicht beſtimmen; — der Stoff der gerechteſten aller Empörungen, wenn ſie anders dieſen Namen verdient, häuft ſich mit jedem Tage, doch eine zufällige Einwirkung, vielleicht ein großer Mann des Auslandes *), ſie müſſen den Impuls geben, das Volk der Hellenen gewaltſam aufzurütteln aus ſeiner nunmehrigen ſchimpflichen Lethargie, und ich fürchte, es werden noch Jahre vergehen, bis der Impuls erfolgt.

---

*) Es iſt erwieſene Thatſache, daß der Aufſtand der Griechen ſeit vielen Jahren ſchon vorbereitet wurde; die meiſten Hellenen erwarteten ihre Freiheit von Napoleon, andere von Rußland u. ſ. w.

Deine nächſte Pflicht, mein Tertullian! bleibt vorerſt, die noch übrige Zeit zu einer ausgezeichneten Ausbildung Deiner glücklichen Anlagen zu verwenden, auf daß Du in den blutigen, und verhängnißvollen Tagen der Zukunft glänzen mögeſt, nicht nur als ein tapferer, ſondern auch als ein weiſer, und viel erfahrener Führer der Deinen. Indeß ſind es nicht dieſe vaterländiſchen Berge, in welchen Du dieſes erhabene Ziel erreichen würdeſt; der ausgezeichnete Fürſt und Feldherr muß mehr ſein, als ein geübter Tartſchenwerfer, als ein wilder Ringer und ausgezeichneter Büchſenſchütze. Du ſollſt reiſen; bei fernen, fremden Völkern — in Gallien, Brittanien und Deutſchland ſollſt Du das Glück der Kultur, des Wohlſtandes und der Freiheit *) kennen lernen.

---

*) Man bedenke, daß ein edler Grieche voll feuriger Einbildungskraft hier ſpricht, der jene Länder nie ſelbſt geſehen hatte.

Dein bisheriger Lehrer, der verſtändige Nicephorus, wird Dich begleiten; eine engliſche nach Trieſt beſtimmte Fregatte liegt im Buſen von Coron *) vor Anker, und am Bord dieſes Schiffes wird in wenigen Tagen die vaterländiſche Küſte Deinen Augen entſchwinden.

Deinen Reiſeplan habe ich mit unſerm würdigen Taracome bereits beſprochen, vertraue Dich, wie bisher, der unbedingten Führung des edlen Papa, entſprich meinen gerechten Erwartungen, und dann als viel erfahrener, verſtändiger Jüngling aus der Fremde zurückgekehrt, ſollſt Du das eigene Vaterland und ſeine tiefe Schmach erſt im vollen Maaße kennen lernen, Du ſollſt

---

*) Coron oder Calamatte (s. messeniacus) ein großer Meerbuſen auf der Südſeite von Morea.

Epirus, Theſſalien — das ganze weſtländiſche Griechenland und die vorzüglichſten Inſeln beſuchen, Du ſollſt ſehen, wie die Barbaren Deine chriſtlichen Mitbrüder mißhandeln und zum Zeitvertreibe dahin morden; ja ſelbſt nach Conſtantinopel will ich Dich ſenden, wo der Türke lachend ſeinen Fuß auf den Nacken der edelſten Abkömmlinge unſerer Nation ſetzt, und wo dieſe Abkömmlinge, in der Sklaverei entartet, ſich kriechend und demüthig noch glücklich ſchätzen, den Speichel des rüden Osmanli lecken zu dürfen. Selbſt magſt Du den empörenden Stolz des Unterdrückers fühlen, Du, der Fürſtenſohn eines hehren, freien Volksſtammes, magſt im dunkeln, ſchmutzigen Sklavengewand Dich im Staube vor dem Throne des Tyrannen winden und, einem Hunde gleich, auf die Seite geſtoßen, wirſt Du erfüllt voll Wuth und Rache die Deinen in den heiligen Kampf führen, in den Kampf für Ehre, Freiheit, Religion und Vaterland.“

Der Fürſt hatte das Ende ſeiner Rede, unverkennbar leidenſchaftlich aufgeregt, geſprochen; nun ſchwieg er. Tertullian ſprang wild von ſeinem Sitze auf; des Knaben dunkles Auge ſchien Flammen zu ſprühen; er hatte unwillkührlich eine heroiſchbildliche Stellung angenommen, und indem er dräuend die Rechte erhob, rief er aus: „„Ja, mein Vater! ich brenne vor Begierde, zu reiſen und fremde Völker zu ſehen, allein wie magſt Du Deinem Blute, einem Sarvathy, zumuthen vor Türkenhunden zu kriechen — doch prüfen wollteſt Du wohl nur Deinen Sohn? Nein wahrlich, nicht bedarf es ſolcher ſchmählichen Entwürdigung, meinen Muth, Wuth und Rache zu entflammen; ha — warum iſt der Tag des Kampfes nicht ſchon da? warum bin ich noch nicht Mann? — beim heiligen Namen Gottes und der Panagia *) sei es geschworen, ich werde dieſe Arme dereinſt baden im Blute der Tyrannen.""

Gerührt ſchloß Baſilius den hoffnungsvollen Erſtgeborenen in ſeine Arme; auch Nikodemus zeigte ſich mit der Beſtimmung zufrieden, welche der Vater ihm zugedacht hatte.

Schnell wurden Anſtalten zur Reiſe getroffen, denn das engliſche Schiff im Buſen von Coron, welches Tertullian mit ſeinem edlen Lehrer nach Trieſt tragen ſollte, wollte beim erſten günſtigen Winde die Anker lichten und man hatte daher zu eilen, an Bord zu kommen.

Zu gleicher Zeit ſollte auch Nikodemus nach der Inſel Chios abreiſen, um auf dem dortigen Gymnaſium der Griechen

---

*) So pflegen die Griechen die Jungfrau Maria, die Mutter Jeſus, zu nennen.

zum künftigen erhabenen Berufe ſich allmählig vorzubereiten.

Ungemein wehmüthig und rührend ſtellte ſich der Abſchied der drei Geſchwiſter dar, welche ſich zärtlich liebten. Das kleine, anmuthige Prinzeßlein Sophie war untröſtlich, beide Brüder zu gleicher Zeit zu verlieren und wollte ſchier in Thränen zerfließen, allein das Schickſal gebot — die jungen Prinzen, von des fürſtlichen Vaters Segen begleitet, traten die verſchiedenen Wege der Beſtimmung an.

IV.

The rose is fairest, when 'tis budding new,
And hope is brightest, when it dawns from fears;
The rose is sweetest, washed with morning dew,
And love is loveliest, when embalmed in tears.

Walter Scott.

(Die Roſ' iſt lieblicher, die aus der Knoſpe blickt,
Die Hoffnung, wenn ihr Strahl aus Nacht der Sorgen bricht,
Die Roſe blüht verſchönt, wenn Frühthau ſie erquickt,
Und Lieb' iſt reizender, wenn ſie aus Thränen ſpricht.)

Glücklich erreichten Tertullian und der Papa Trieſt. Nach Deutſchland — vorzüglich liebten die Neugriechen daſſelbe ſtets — wollte man vorerſt ſich wenden. Auf Teutoniens Hochſchulen ſollte der mit den nöthigen Vorkenntniſſen reichlich ausgeſtattete junge Hellene einige Jahre ſtudiren, und dann in des Hofmeiſters Geſellſchaft die vorzüglichſten Länder Europa's bereiſen, wenn nicht unvorhergeſehene Umſtände ſtörend dieſem Plane entgegen treten würden.

Man traf zu Göttingen ein, und mit wahrem Feuereifer weihete ſich der griechiſche Muſenſohn den Wiſſenſchaften, auf dem Fechtſaale aber ſtellte er ſich dennoch auch häufig ein, um in ſteter Uebung ritterlichen Geſchickes zu bleiben; indeß vermieden bald ſelbſt die beſten Schläger und wildeſten Renommiſten mit dem jungen Mainoten anzubinden, denn ihrer drei zugleich vermochten nicht einmal, gegen die rieſige Kraft und Behendigkeit des Sohnes der griechiſchen Hochlande nur das Geringſte auszurichten.

Geſchichte, Philoſophie, dann das kameraliſtiſche Fach und Staatenrecht waren die

Studien, denen ſich Tertullian, nach ſeines Führers Willen, vorzugsweiſe zu widmen hatte. Der geniale Fürſtenſohn machte bedeutende Fortſchritte, doch da man eben ſo wenig den Studienplan des hoffnungsvollen Griechen, als eine Beſchreibung ſeiner Reiſen zu liefern gedenkt, ſo hält man es für zweckmäßig, ſchnell über den Raum dreier voller Jahre hinweg zu eilen.

Wir finden, nach Verlauf dieſer Zeit den jungen Sárvathy — es war im Jahre 1812 — auf der Hochſchule zu Leipzig wieder.

Tertullian ſtellte ſich nun in phyſiſcher Hinſicht ſowohl, als in pſychiſcher als ein ungemein vollendeter und anmuthiger Jüngling dar, und Aller Augen ruheten wohlgefällig auf den bildlichen Formen des ſchönen jungen Griechen, der dazumal in Leipzig um ſo größere Theilnahme erregte, da er mit ſeinem Hofmeiſter und ſeiner

Dienerſchaft auf einem Fuße lebte, wie es dem Sohne eines regierenden Fürſten ziemte.

Es fing unſer Held jetzt an, ſich auch dem Studium der lebendigen Sprachen zu weihen, nachdem er die todten ſich ſchon zu eigen gemacht hatte.

Eine beſondere Luſt entſtand in Tertullian, die Sprache der Britten zu erlernen, und ein Magiſter Krummſtifel wurde ihm als der geſchickteſte Lehrer derſelben genannt.

Sarvathy erkundigte ſich nach der Wohnung des Herrn Magiſters, und man bezeichnete ihm ein altes, baufälliges und ziemlich abgelegenes Haus in einer der ärmlichſten Vorſtädte. Fünf ſchmale und ungemein ſteile Treppen mußte der Jüngling hinan ſteigen, bis er endlich zu einem Pförtlein gelangte, auf welchem mit halb Ellenlangen Buchſtaben das Wort: Krummstifelius zu leſen war.

Indem Tertullian die Klinke berührte, ſprang das Pförtlein auf; der Grieche gelangte in einen finſtern Gang, an deſſen Ende ſich wieder eine Thür befand, welche er, ohne erſt zu pochen, öffnete.

Eine ſehr ärmliche aber nichts deſtoweniger reinliche Stube hatte den Helden aufgenommen, in der ſich nur ein junges Mädchen befand, welches mit weiblicher Arbeit beſchäftigt am Fenſter ſaß.

So wie Tertullian in die Stube getreten, war das Mägdlein erſchrocken aufgefahren; es hatte ſichtbarlich geweint, allein ſchnell ſich faſſend, wiſchte die Jungfrau die Thränen aus den Augen, erhob ſich mit Anſtand, und fragte mit einem Stimmchen, welches wie Silberglöckchen tönte, nach des Fremden Begehren.

Gerade wollte Sarvathy ſein unförmliches Eintreten entſchuldigen, als die ganze Geſtalt des Mägdleins ihm in die

Augen fiel, da hub der Jüngling an zu ſtocken, wie Purpur erglühte plötzlich ſein Geſicht, und auch die zarte Wange der Jungfrau färbte höheres Incarnat.

Im ganzen Sinne des Wortes war der Hellene ein unverdorbener Jüngling geblieben; Gefühle gewiſſer Art hatten ſich noch nie in ihm geregt, und das Wort Liebe kannte er kaum dem Namen nach. Nichts deſtoweniger wußte Tertullian ſonſt recht gut, ſich gegen Damen zu benehmen, denn ſein Lehrer, der ſinnige Taracome ließ ihn allerwärts gute Geſellſchaften beſuchen, um ſeine Sitten dem Zöglinge anzueignen, und der hoffnungsvolle Fürſtenſohn hatte ſich auch in dieſer Sphäre als ein gelehriger Schüler gezeigt; mit leichtem, ungezwungenem Anſtand war er öfters ſchon in die glänzendſten Zirkel getreten, in denen der Frauenreigen beinahe ſeiner Demanten-Laſt erlag, und nun verlor der Prinz in einer ärmlichen Dachſtube einem Mägdlein gegenüber ſeine ganze Faſſung, deſſen zwar ſehr reinliches und geſchmackvolles Hauskleidchen von eben nicht gar feinem Leinen, nichts weniger als einen vornehmen Stand anzukündigen ſchien. Der arme Junge wußte gar nicht, wie ihm geſchah; electriſchen Schlägen gleich durchzuckte es ſeine Glieder, hörbar pochte das Herz in der Bruſt, und ängſtlich haftete das ſonſt ſo kühne ſchwarze Auge am Boden.

Die Erſcheinung, welche dieſe ſeltſame Umwandlung hervorbrachte, war eine Jungfrau von ungefähr ſechszehn Jahren, eine zarte, herrlich blühende Blondine, deren Auge, blau und rein wie der Aether, und deren Geſichtlein ſich darſtellte, als wäre es einem anmuthigen Seraph abgeborgt; der äußerſt liebliche und intereſſante Zug um den kleinen Roſenmund, die ſanfte über das holde Weſen verbreitete Melancholie, und endlich die ſchwebende, edle Haltung der jungfräulichen Geſtalt, deren Formen man mit demſelben Rechte zart und üppig nennen konnte, dieſes Alles vereinigte ſich, dem Mägdlein ein nicht gemeines und gewöhnliches Intereſſe zu verleihen.

Wie lange das Pärchen, ſchweigend und verlegen, ſich gegenüber geſtanden haben mochte, läßt ſich hier nicht mit diplomatiſcher Genauigkeit angeben; die Jungfrau unterbrach die etwas peinliche Lage zuerſt dadurch, daß ſie, freundlich fragend, liſpelte:

„Wahrſcheinlich, mein Herr! wünſchen Sie den Herrn Magiſter zu ſprechen? — ich bedauere, daß weder er noch ſeine Gattin ſich gerade zu Hauſe befinden, doch erwarte ich beide mit jedem Augenblicke zurück; iſt es Ihnen vielleicht gefällig, ein bischen zu verziehen und Platz zu nehmen? —“

Der junge Grieche verbeugte ſich ſchweigend, die Jungfrau ſetzte einen Stuhl, nahm mit natürlicher Grazie ihre vorige Stelle am Fenſter ein, indem ſie wieder nach der verlaſſenen Arbeit griff, und der Huldgeſtalt gegenüber ſaß nun — Tertullian.

Voll anmuthiger Leichtigkeit leitete das reizende Mägdlein ein Alltagsgeſpräch mit dem Fremdlinge ein, allein unſer Muſenſohn, nun einigermaßen auch wieder gefaßt, fand nichts deſtoweniger jedes Wort der Jungfrau ungemein ſinnig, und tiefes Zartgefühl wie ſcharfen Geiſt verbürgend.

Der Jüngling führte das Zwiegeſpräch mit lebhaftem Intereſſe fort, und verſtohlen ruhte ſein glühendes Auge Sekundenlang zuweilen auf der Jungfrau anmuthiger Geſtalt. Wie ein roſichter Augenblick des wonnevollſten Traumes entſchwand alſo dem Hellenen eine Stunde, da trat die

Frau Magiſterin in die Stube, eine kleine, häßliche, alte und verwachſene Dame, welcher der Keif- und Zankteufel aus den ſchielenden grünen Augen ſah, und deren behaarten ſchiefen Mund offenbar ein Zug kalten Hohnes umſchwebte.

Sogleich verließ die Jungfrau, mit einer ſittigen Verbeugung gegen den Fremden, ſchweigend das Gemach, und Sarvathy eröffnete der eingetretenen Dame, wie er wünſche, des Herrn Magiſters Schüler in der engliſchen Sprache zu werden. Das Geſicht der betagten Dame erheiterte ſich, und als ſie vollends von Tertullians Stande unterrichtet war, hub ſie voll ſklaviſcher Kriecherei an mit einem unerträglichen Wort- und Komplimenten-Schwall den armen jungen Griechen zu bedecken; Sarvathy wurde zu ſitzen genöthigt, allein ſein nunmehriges vis à vis ſtand freilich mit jenem von vorhin im offenbarſten Gegenſatze.

Nach langer Zeit erſt gelang es dem Jüngling, zu Worte zu kommen, und er benutzte die kurze Pauſe, welche der breite Redefluß der Dame endlich machte, mit eiliger Haſt und voll Spannung zu fragen: „Sagen Sie mir, Frau Magiſterin! iſt das holde Fräulein, welches mich vorhin hier empfing, vielleicht Ihre Tochter?"

Das Weib brach vorerſt in ein lautes recht widerliches Gelächter aus, dann erwiederte es: „Ich dachte gar — ein holdes Fräulein, und meine Tochter? — ha, ha, ha! — wie konnte doch ſo n' vornehmer gnädiger Herr in ſolchen Irrthum gerathen? ha, ha, ha! n' ſauber Fräulein — 's iſt Theodore, unſere Jungemagd. Aber n' recht arme Dirne bleibt das Geſchöpf, das iſt wahr; ſtellen ſich Ew. Gnaden einmal zu Gnaden vor, man weiß gar nicht recht, woher und von wannen das Mädel eigentlich zu uns nach Leipzig kam.

So viel iſt gewiß, als n' ganz zartes Kindchen hat, ich glaube n' polniſcher oder n' ruſſiſcher Jude, oder irgend n' anderer Vagabonde das Mädel mit auf die Meſſe gebracht, der Kerl ſtarb hier plötzlich und hinterließ den hülfloſen Wurm, den er zweifelsohne irgendwo geſtohlen hatte. Nu' ſäh'n Sie — was war zu thun, verſchmachten konnte man's arme Würmlein nicht laſſen, die hohe Obrigkeit wollt' es in irgend einem Waiſenhauſe unterbringen; aber da lebte dazumal, es iſt freilich ſchon viele Jahre her, ein kinderloſer Prediger hier in Leipzig, der nahm ſich des fremden kleinen Wurmes an und zog ihn groß, na ſäh'n Sie — es war wohl n' gutes Werk, aber die Erziehung, die der Mann dem Mädel gab, ſie taugte, Gott verzeih' mir die Sünde — auch nicht ſo viel. Anſtatt das Ding in der Küche und am Waſchfaſſe zu einer tüchtigen Hausmagd auszubilden, lernte der gute Mann, er war eben ein bisel überſpannt, der Theodore fremde Sprachen und allerlei unnützen Kram. Wir wohnten dazumal, ſäh'n Sie, in einem Hauſe und ich ſagte es oft zu meinem Herzliebſten, dem Herrn Magiſter Krummſtifelius, — gieb Acht, lieber Chryſoſtemus! aus der kleinen Theodore wird einmal nicht viel Kluges, na und ſo kam es auch. Voriges Jahr ſtarb der gute Mann, der Prediger, na er hinterließ Nichts, als n' paar alte, verſtaubte Bücher, nu ſäh'n Sie! — und die Theodore ſaß hülflos da, doch das ging dem jungen, dummen Dinge gar nicht zu Herzen, das weinte nur den ganzen Tag um den Pflegevater, und dachte nicht einen Augenblick an ſeine eigene hülfloſe Lage, als ſie den Alten lange ſchon eingeſcharrt hatten. Na, dachte ich — man hat doch auch ein Herze und Gefühl, und da mir gerade die Jungemagd — die Mädels taugen hier alle nicht viel — aus dem Dienſte gelaufen war, erbarmte ich mich über die Theodore, ging hinüber und bot ihr zu uns zu ziehen an, — na ſäh'n Sie — ſtellen ſich Ew. Gnaden vor, das Mädel nahm Anſtand, das Erbieten anzunehmen, doch ich ſag' es immer, Hunger muß dennoch weh thun, denn aus eigener Erfahrung weiß ich, Gott ſei Dank! davon kein Liedel zu ſingen, denn trägt die Magiſteri und der Sprachunterricht ſchon auch nicht viel ein, ſo weiß ich mich und mein Herzallerliebſter, der Herr Magiſter Krummſtifelius, doch nach der Decke zu ſtrecken, er iſt aber auch n' ehrbarer und mäßiger Mann, mein Chryſoſtomus, und gar nicht wie gewiſſe andere Magiſters, auf die das Sprüchlein paßt: Was ich am Tag mit der Leier verdien', geht bei der Nacht wieder in Wind, nein darüber kann ich nicht klagen — doch nu ſäh'n Sie — ich bin doch ganz von der Theodore abgekommen; na's Mädel mußte ſich wohl bequemen, Jungemagd bei mir zu werden, ſtand ihr gleich ſchon die Naſe ein bißel hoch, und was wahr iſt, das bleibt wahr: treu iſt dieſe Theodore wie Gold, und arbeitſam, und willig, auch fromm und gottesfürchtig, aber — n' großen Nagel hat's Mädel dennoch im Kopfe und munter iſt es auch nicht, das brütet, wenn es allein iſt, immer dumpf vor ſich hin und weint, ſäh'n Sie — ohne zu wiſſen warum, denn was geht einer Leipziger Jungemagd ab, das frage ich den gnädigen Herrn? — ſo n' Ding lebt ſorgenfrei, wie die lieben Vöglein in der Luft, 's Eſſen wird 'n auf n' Tiſch geſetzt, ſo n' Ding hat nicht darnach zu fragen, woher es kömmt, und wenn's Jahr um iſt, kriegt 's auch noch zehn bis zwölf blanke Thaler und weiß nicht wofür. Na — unſere Jungemägde dahier wiſſen ſonſt auch recht gut, ſich des ſorgenloſen Lebens zu freuen; ſo lange noch das Lämpchen glüht, wie's im Liedel heißt, ja es iſt Gott bekannt, die Dinger machens oft nur gar zu toll, doch in dieſem Punkte kann ich über die Theodore nicht Klage führen, nein wahrhaftig nicht, die iſt eine Träumerin, einen Liebſten hat ſie nicht, 's iſt n' ſittſames Mädel, und wenn ſie Sonntags ihre freien Stunden hat, da lieſt ſie allerhand Bücher, oder ſie kramt in alten Papieren und Briefen — na ſäh'n Sie — es hat eine ganz beſondere Bewandtniß mit dieſen Papieren, ſtellen ſich Euer Gnaden einmal für, die Urkunden hat der fremde Kerl, welcher Theodoren als zartes Kindlein hieher gebracht, auf dem Todtbette ſchon einer Gerichtsperſon übergeben, er ſagte aus, die Schriften würden Aufſchluß über des Kindleins Verhältniſſe geben, der Burſche wollte noch mehr ſprechen, da kam aber plötzlich Freund Hayn, wie mein Herzallerliebſter, der Herr Magiſter Krummſtifelius, den fatalen Tod zu nennen beliebt, und legte dem Vagabonden ein ewiges Stillſchweigen auf, ſäh'n Sie — wenn man nur die Papiere leſen könnte, aber, du liebſter Himmel! das ſind lauter unverſtändliche Krackelbeene, an denen ſich hier außer meinem Herzallerliebſten ſchon alle vornehmen Gelehrten die Köpfe zerbrochen haben, die Herren ſagen: es ſeien die Schriften weder in griechiſcher, noch arabiſcher, noch hebräiſcher, noch in einer andern bekannten Sprache abgefaßt, und Einige behaupten, es wären die Züge, denen ſich die Ziegeuner in, weiß der Himmel in welchem Welttheile zu bedienen pflegen, na ich dachte gar — die Theodore ſollte ein Zigeunerkind ſein? — Dazu hat ſie eine zu zarte und zu weiße Haut, aber n' angeborenen Hochmuth hat's Mädel, wie ne Prinzeſſin! Stellen ſich der gnädige Herr nur einmal für, was Nächten geſchieht. Wir Frauen hier in Leipzig pflegen die Jungemägdleins, wenn ſie Töpfe zerſchmeißen oder andere dumme Streiche machen, zuweilen mit etlichen ſanften Ohrfeigen zu regaliren, na ſäh'n Sie — es geſchieht ja doch nur um des wahren Beſtens der Dinger halber, und ich meinte es bei meiner armen Seele gar nicht übel mit der Theodore, als ich ihr neulich auch ſolch' eine kleine Korrektion zudachte, allein was hat's Blitzmädel zu thun, ſie greift nach einem ſcharfen Meſſer, ſtellt ſich in Mitte der Küche und ſpricht ganz kiehne: ehe ich ſolch' ſklaviſcher Züchtigung mich unterwerfe, ſtoße ich bei Gott dieſen Stahl in mein Herz — Na ſäh'n Sie, auf die Gefahr hätte ich es bei jeder andern Jungemagd gewagt, allein bei der Theodore traute ich dennoch nicht, denn dem Mädel wohnt n' ganz abſonderlicher Geiſt bei, ſo daß man ſich oft darob nicht genug verwundern kann, und ich glaube, hätte ich meine Angelegenheit in Betreff der Ohrfeige forcirt, ſie wäre im Stande geweſen und hätte ſich durchbohrt, denken Sie nur. —

In dieſem Augenblicke unterbrach die Heimkehr des Magiſters Krummſtifelius die ſchwer zu ermüdende Suade der Frau Magiſterin.

Herr Krummſtifel war ein kleines ungemein höfliches Männchen mit ſtets gekrümmtem Rücken und kurzen, ſchiefen Spindelbeinen.

Ein guter Sprachlehrer mochte der Magiſter ſein, allein ſein beſtändiges verlegenes ja beinahe dummes Lächeln, die platten, nichts ſagenden Züge des Geſichtes, das matte, kleine, graue Auge, die linkiſchen

Manieren, mit einem Worte, der Typus der ganzen dürftigen Geſtalt kündigten dem Pſychologen ſogleich den unſelbſtſtändigen Mann an, der unter der Pantoffelherrſchaft ſchmachtete, und keinen Funken Genie im Innern bewahrte, ſondern einiges Wiſſen vielleicht nur früherm eiſernen Fleiße zu verdanken hatte.

Doch zeigte auch Herr Krummſtifel ungemeine Freude, an dem jungen griechiſchen Prinzen einen neuen vornehmen Schüler zu erlangen, von dem ſich Großmuth erwarten ließ. Die Stunden des Unterrichtes wurden zur Stelle feſt geſetzt, und Tertullian zeigte ſich mit einiger Haſt bereit, ſolchen Unterricht in des Magiſters eigener Behauſung zu empfangen, allein dagegen proteſtirte Krummſtifel aus Leibeskräften, und die Frau Magiſterin vollends kreiſchte aus vollem Halſe, indem ſie ſtaunend die

Hände faltete: „Na ich dächte gar — ein Prinz, der Sohn eines Fürſten, ſolch' vornehmer Herr, eine Art Durchlauchtiger Hoheit ſollte ſich täglich in unſere ſchlechte Behauſung bemühen? — Na ich dächte gar — was würde Leipzig dazu ſagen? nein, das kann, das darf nicht geſchehen, — zum Glück hat mein Allerliebſter, der Herr Magiſter Krummſtiſelius hier, noch geſunde und gelenke Beine, und wird nie verfehlen, mit dem Glockenſchlage ſich bei der Hoheit einzuſtellen, das iſt eines ſeiner größten Verdienſte. Ne, was denken Sie denn. —“

Sie haben Recht, Madam! ſprach der Hellene — welcher während der Einwendungen vertieſt in Gedanken geſtanden hatte, — nun lächelnd: Sie haben Recht, es iſt ſchicklicher, daß ich in meiner eigenen Wohnung des Herrn Magiſters Unterricht erhalte, und ſomit empfahl ſich der Prinz in Kürze.

Auf dem Flur und der Treppe ſah ſich Tertullian ſchüchtern noch einmal nach dem intereſſanten Jungmägdlein um, allein vergebens hoffte er Theodorens holdes Geſichtlein zu erſchauen.

V.

To morrow shall the traveller come; he that saw me in my beauty shall come. His eyes will search the field, but they will not find me.

Ossian.

(Morgen wird der Wandrer kommen,
Er, der mich ſah' in meiner Schöne,
Wird kommen, durchſuchen ſein Aug' das Gefild' —
Und nimmer mich finden!)

Der Magiſter begann ſeinen Unterricht, fand aber, gegen ſein Erwarten, in dem griechiſchen Prinzen keinesweges einen aufmerkſamen und fleißigen Schüler.

Ueberhaupt war mit Tertullian eine plötzliche ſeltſame Umwandlung vorgegangen, welche ſelbſt Taracome, ſein väterlicher Freund, ſich nicht recht zu enträthſeln vermochte.

Der ſonſt ſo feurige, ſtets thätige Jüngling ſuchte nun beſtändig die Einſamkeit und glich in allen ſeinen Verrichtungen ungemein einem Träumer; ihn ekelten die Bücher, wie ſeine ehemaligen Lieblingsvergnügungen an und Staub bedeckt ſtanden Rappiere, Schläger und Feuergewehre in den Ecken der Gemächer. Häufig ertheilte der Hellene ganz verkehrte Antworten, zeigte ſich allerwärts zerſtreut, und da gerade der Lenz des Jahres 1813 ſeine Reize entfaltete, wandelte er am liebſten allein in den verborgenſten Gebüſchen des Roſenthales, dumpf vor ſich hinbrütend und mit leiſen Seufzern das linde Klagen der Nachtigallen begleitend.

Weniger räthſelhaft wird ſinnigen Leſern ſolches Benehmen des Griechen erſcheinen; der erſten Liebe heiße Sehnſucht erfüllte des armen Jungen glühende Bruſt; wo er ging, wo er weilte — ſchwebte das Bild jener Theodore ihm vor, und der myſtiſche Schleier, welcher der Jungfrau Geſchick bedeckte, trug dazu bei, in noch höherm Grade die jugendliche Phantaſie zu erhitzen. Allein ungemein bedauernswerth war Tertullians Lage; dem Fürſtenſohne blieb Stolz angeboren, in ſeinem Innern tobte ein ſteter Kampf, Vorurtheil und eine unbezwingbare Leidenſchaft waren die Streiter.

„Wie, ſagte Sarvathy oft ſich ſelbſt, iſt es Deiner nicht unwürdig, daß das Andenken an eine Jungemagd, an eine deutſche Sklavin, allem Anſcheine nach von verächtlicher jüdiſcher oder zigeuneriſcher Abkunft, die Kräfte und das Streben lähmt, die hohem dereinſtigem Vollbringen geſtählt werden ſollen? — Weiche, Gaukelbild! ich will mich ermannen, die thörichte Leidenſchaft beſiegen, nicht ferner an die Dirne denken und raſtlos wie zuvor auf das große, hehre Ziel hinarbeiten, ein würdiges Werkzeug darzuſtellen, wenn es einſt die Befreiung des geſammten Vaterlandes gilt.“

Nun ja — es waren die Vorſätze zu loben, allein in dieſem Punkte bleiben nur gar zu häufig auch die ſtärkſten Jünglinge — ſchwach. Dem Griechen naheten anderwärts wieder Augenblicke und Gefühle ganz verſchiedener Art von jenen, und dann hätte er gern allen Glanz der Erde, alle Vorrechte der Geburt, und ſelbſt die hochſinnigen vaterländiſchen Ideen hingegeben für das beſcheidenſte Glück in der anmuthigen Jungemagd Armen.

In ſolcher Stimmung ſchlich Tertullian bei nächtlicher Weile, in einen weiten Mantel gehüllt, wohl gar nach der ärmlichen Vorſtadt in die Umgegend der Behauſung des Magiſters Krummſtiſelius hin, und je mehr er dem Hauſe des Sprachlehrers nahete, deſto beklemmter wurde die Bruſt, deſto beengter der Odem und er wünſchte und fürchtete Theodorens ätheriſche Geſtalt zu erblicken in einem Fenſter oder unter des Hauſes Thür, allein Furcht und Wünſche blieben ſtets unerfüllt.

Einigemal ging der Hellene, leidenſchaftlich angeregt, ſelbſt ſo weit, unter einem ſchicklichen oder unſchicklichen Vorwande den Magiſter am Tage in ſeiner Wohnung zu beſuchen. Er wurde bei ſolchen Gelegenheiten von Herrn Krummſtiffelius mit unzähligen Kratzfüßen und Bücklingen, und von der Frau Magiſterin in gewohnter unausſtehlicher Weiſe empfangen, allein vergebens ſetzte der arme Jüngling ſeine Geduld auf eine ſchwere Probe, denn — Theodoren bekam er nicht zu Geſicht.

Endlich bei einem neuen Beſuche in Krummſtifels Wohnung lächelte dem Mainoten das launichte Glück; er fand die reizende Jungemagd allein, gerade wie neulich an dem verhängnißvollen Tage, und mit geziemendem Anſtande ſah er ſich von der Jungfrau empfangen.

Tertullian hatte heute den Muth, dem Mägdlein feſt in's große, klare, blaue Auge zu ſchauen, es ſchien wieder vom Weinen getrübt; unverkennbarer ſchwebte die anziehende Melancholie in den etwas blaſſen Zügen des engliſchen Geſichtes — ach! die zarte Jungfrau war ſo ſchön, es blickte ſolch' himmliſche Güte aus dieſen himmliſchen Augen, bänger hob ſich der bildliche Buſen, und eine beinahe unwiderſtehliche Macht trieb den Jüngling zu ſprechen, doch eine ähnliche andere Macht feſſelte ſeine Zunge. Sich ſeiner ſelbſt kaum bewußt, in einem Anfalle wonniglichen Wahnſinnes, erfaßte er des Mägdleins kleine, runde Hand, er fühlte ſie in der ſeinen beben, o Gott! es ſchwanden dem Hellenen die Sinne, tief bewegt rief er aus: Theodore! — und in demſelben Augenblicke trat Madam Krummſtifel in die Stube.

In holder Verwirrung mit hochglühenden Wangen verließ das Jungmägdlein die Stube, und die Frau Magiſterin ließ ſich, ungemein widerlich lachend, vernehmen: „Ei, Euer Gnaden hier? — welch' hohe Ehre für unſer ſchlechtes Haus. Na ſäh'n Sie 'mal — hi, hi, hi! — die Theodore gefiele dem gnädigen Herrn — hi, hi, hi! — es iſt nicht zu leugnen, 's iſt n' ſchmuckes Ding, und müßte es ſich eigentlich zu einer beſondern Gnade ſchätzen, hi, hi, hi! — aber ich ſag' es Ew. Gnaden voraus, es iſt in der Art ein recht dummes Ding, mit dem nichts anzufangen. — Andere Jungemägde in Leipzig dahier ſind ſo blöde nicht, aber dieſe Theodore —“

Der Prinz hatte ſeinen Hut ergriffen, und verließ ſchweigend das Gemach, indem er nur einen einzigen Blick der Verachtung dem gemeinen Weibe zuwarf.

Die Frau Magiſterin ſah etwas verblüfft dem edlen Hellenen nach, legte den Zeigefinger an die lange, dürre Naſe, und ſprach ganz bedenklich für ſich: Na, na, ich dachte gar! — —

Viel tiefer war der ſcharfe Pfeil in Tertullians Buſen gedrungen; immer lauter ſprach die Stimme des Herzens, und ſeltener jene des Verſtandes, doch ſchon nach Verlauf weniger Wochen ſollte der Jüngling hernieder ſtürzen aus dem wonniglichen Reich der Träume in der herbeſten Leiden irdiſches Thal.

Zum erſtenmale erſchien eines Tages der Lehrer der engliſchen Sprache nicht mit dem Glockenſchlage, und erſt gegen die Hälfte der feſtgeſetzten Stunde ſtellte ſich Krummſtifelius keuchend und mit Schweißbedeckter Stirne ein.

Der Magiſter zeigte ſich heute ungemein ängſtlich und zerſtreut, und nachdem er ſeinen gewöhnlichen Kratzfuß vollbracht, ſprach er ſtockend: „Stellen ſich Ew. Gnaden vor, welch' unangenehmer Fall mir da in meinem kleinen Haushalt arriviren muß; meine Jungemagd, Ew. Gnaden müſſen die Dirne ja geſehen haben —“

Theodora? — rief der Prinz ſehr beklommen aus — ſchnell ſprechen Sie, was iſt geſchehen? —

„Ei, erwiederte der Magiſter, wer hätte das der Dirne zugetraut, ſie iſt uns davon gelaufen.“

Tertullian entfärbte ſich; er mußte die Lehne des nächſten Stuhles ergreifen; nach einer Pauſe rief er wieder aus: „Wäre es möglich, Theodora entwichen? — erzählen Sie, Magiſter, weiß man nicht wie, wann und mit — — wem?

„Ew. Gnaden aufzuwarten, berichtete Krummſtiefel kälter, man weiß gar nicht, wie die Sache zuſammenhängt; ſo viel bracht' ich heraus, die Jungemagd hat ſeit mehreren Tagen immer zur Abendzeit mit einer fremden alten Vettel geſprochen, die wie eine Zigeunerin ausgeſehen haben ſoll; die Nachbarn haben es ausgeſagt, und dieſen Morgen war's Mädel über alle Berge. Aber das muß ich der Theodore nachſagen, eine Spitzbübin iſt ſie nicht, ſie hat nichts mit ſich gehen heißen, ſelbſt, ſeltſam genug, ihren aufgelaufenen Lohn, auch ihre Kleider und übrigen Sachen alle im Stiche gelaſſen."

Unſer Held wußte genug. „Ich nehme heute, auch morgen, nein die ganze Woche keine Stunden, Herr Magiſter!" ſprach er kleinlaut und verließ das Gemach.

Leicht mag der menſchenkundige Leſer ermeſſen, welchen mächtigen Impuls die unvermuthete Flucht Theodorens auf den Gemüthszuſtand des feurigen, leidenſchaftlichen Mainoten üben mußte. Er hatte ſich in ſeiner Stube verſchloſſen und rannte mehrere Stunden wie wahnſinnig in derſelben auf und nieder. Mehreremale rief er ſchmerzbewegt aus: „Ich einfältiger, eitler Thor habe mich getäuſcht, nein, nicht den geringſten Eindruck brachte ich auf das Mädchen hervor; ſie hätte ſonſt nicht heimlich dieſe Stadt verlaſſen; vielleicht ließ ſie ſich von einem Andern entführen; vielleicht ruht ſie in dieſem Augenblicke in des Glücklichen Armen!“ —

Dem wilden Jünglinge war die Idee unerträglich, er ſtampfte mit dem Fuße ſo heftig gegen den Boden, daß die Fenſterſcheiben klirrten, und während mehrerer Tage hörte er nicht auf, in ſolcher Weiſe ſich ſelbſt ungemein zu foltern; doch Adelulklans Verſtand war zu klar und ausgebildet, als daß er hätte einer unſeligen, ja wenn man will, einer unſinnigen leidenſchaftlichen Chimäre erliegen können.

Nachdem ſich des Prinzen Blut einigermaßen abgekühlt hatte, ſprach er bei ſich ſelbſt: „Im Ganzen vielleicht doch gut, ſehr gut, daß es ſo kam, nur nachtheilige Ereigniſſe konnte meine Leidenſchaft herbei führen, und ich bin es mir endlich ſelbſt ſchuldig, ein Mädchen vergeſſen zu lernen, zwiſchen welches und mich das Schickſal eine unerſteigliche Scheidewand recht gefliſſentlich geſtellt zu haben ſcheint.“

Seinen Schmerz zu ertödten, und zugleich ſich zu zerſtreuen hub der edle Hellene nun wieder an, ſeine Zeit zu theilen, und gewiſſenhaft die eine Hälfte tiefen Studien, die andere aber gymnaſtiſchen Uebungen zu weihen.

Mit Vergnügen bemerkte Taracome des Zöglings neue Umwandlung. Zwar ſchloß der weiſe Papa aus Chios allerdings, es müſſe der junge Prinz heimlich und unglücklich lieben, allein den Gegenſtand dieſer Liebe ausfindig zu machen, konnte dem Hofmeiſter nicht gelingen, da Tertullian dem väterlichen Freunde zum erſtenmale in ſeinem Leben kindliches Vertrauen entzog; doch wahrſcheinlich mochte der ſtolze Fürſtenſohn aus falſcher Schaam nur nicht geſtehen, daß — eine Leipziger Jüngemagd der Abgott ſeiner Seele ſei.

Geiſtige Arbeiten, mit körperlichen Anſtrengungen vereinigt, verfehlten auch dieſesmal nicht, die gewöhnlichen heilſamen Wirkungen zu zeigen. Des Jünglings Herzenswunde hub an, einigermaßen zu verharſchen, doch langſam blutete ſie immer noch im Stillen fort, und ſo wacker und männlich der Prinz auch kämpfen mochte: Theodoras Bild haftete zu innig bei

Innerſten ſeiner glühenden, jugendlichen Seele, als daß ihm ſo leicht hätte gelingen können, es daraus zu verwiſchen.

In Deutſchland hatte bereits die wichtigſte Epoche ſeiner neuen Geſchichte, nämlich die Empörung des Geſammtvolkes gegen fremde Tyrannei begonnen, und Tertullian, der feurige, für Freiheit im Allgemeinen hoch begeiſterte junge Grieche, nahm lebhaften Antheil an der großen Sache der Deutſchen.

Es waren gerade Th. Körners, des ausgezeichneten jungen Barden, vaterländiſche Geſänge erſchienen, und unſer Hellene verſchlang die Poeſien mit wahrer Heißbegier. Als er auf die Worte traf:

„Und Homer, er hätte nicht geſungen,
Doch ſein Griechenland war frei. —“

rief der junge Mainote mit thränenden Augen aus: Ja wohl, ja wohl, es hätte unter der Zuchtpeitſche der rohen Türken Homer, ein entwürdigter Sklave, ſicher nicht geſungen, doch nur Geduld! auch Hellas Freiheit wird erſtehen, und ſeine Homere und ſeine Helden alle werden wiederkehren.

Tertullians Enthuſiasmus für die Freiheit der Teutonen erhielt mit jedem Tage neue Nahrung und wuchs zu ſolch' hohem Grade, daß der Prinz ſeinem Hofmeiſter endlich geradezu erklärte, er wolle in den Reihen der Alliirten mitkämpfen für Deutſchlands heilige Sache.

Den guten Taxacome machte dieſe Eröffnung höchlich beſtürzt, und er hub aus allen Kräften an, des Zöglings raſchen Entſchluß zu bekämpfen. Der Papa ſprach zu dem Ende unter andern:

„Wohl muß ich es loben, mein Prinz! daß Ihr Euch ſo heiß für die gerechte

Sache dieſer Deutſchen intereſſirt, aber näher noch als ſie ſteht Euch das eigene Volk. Wäret Ihr nur der Sohn eines Vaſallen, ich würde nicht widerſtreben, und mit meinem Segen begleitet, Euch hinziehen ſehen in den Schaaren dieſes großen Kampfes; allein Ihr ſeid der Erſtgeborene eines Fürſten, und wenn Ihr — der Fall bleibt doch ſehr denkbar — auf fremder Erde im Streite für eine fremde Sache fielet, es ginge den Eurigen eine ſchöne Hoffnung, eine feſte Stütze verloren. Auch habt Ihr zu dem wichtigen Schritte, den Ihr zu unternehmen gedenkt, vorerſt auch die ſchriftliche Zuſtimmung des Fürſten, Eures Vaters, vonnöthen, — erfolgt dieſe, ſo mögt Ihr ziehen im Namen unſeres Gottes und Herrn."

Mit vieler Beſonnenheit erwiederte jedoch dagegen Tertullian in beſcheidenem Tone:

„Ihr wiſſt es, mein theurer Lehrer! blindlings und voll kindlicher Zuverſicht habe ich bisher mich Eurer weiſen Leitung vertraut, allein ich hebe an, mich nun mündig zu fühlen, und es geziemt dem werdenden Manne, daß er ſelber prüft und offen ſpricht. Mir ſcheinen alle Eure Einwürfe von Selbſtſucht nicht frei zu ſein. Eine fremde nennt Ihr der Freiheit Sache? — ganz falſch! Freiheit iſt das innigſte Band, welches Nationen eng verbindet, und im Ringen nach ihr müſſen nach heiligen Geſetzen der Natur Völker hülfreich ſich unterſtützen; freundlich verwandt bleiben uns ſtets dieſe Teutonen, ja hinſichtlich der Kultur des Geiſtes und der Sitten könnte man ſie gewiſſermaſſen Kinder unſeres Mutterlandes nennen; wer weiß — treten Hellenen jetzt in die Reihen ihrer Streiter, ob nicht wackere Deutſche dankbar uns zu Hülfe eilen, wenn auf unſerm klaſſiſchen Boden einſt der Genius der Freiheit ſich erhebt *), und daß Unterſtützung von außen uns in dieſem Falle nicht nur erſprießlich, ſondern ſogar nöthig ſein wird, kann Euch nicht entgangen ſein.

Ich kenne die Denkart meines würdigen Vaters; er wird es unbedingt billigen, daß ich an dieſem Kampfe thätigen Antheil nehme, da ſich mir zugleich ein großes Feld darbietet, als Krieger Kenntniſſe und Erfahrungen zu ſammeln, die meinem Volke dereinſt reichliche Zinſen tragen werden; denn bleibt es nicht meine Beſtimmung, die Meinigen, wenn die Sonne der Freiheit taget, zur Schlacht zu führen? Doch die ſchriftliche und ausdrückliche Erlaubniß meines

---

*) Die Gegenwart hat es bewieſen, daß der junge Grieche nicht ganz falſch urtheilte.

Vaters, wie Ihr vorgeſchlagen, abzuwarten, geht, der zu weiten Entfernung halber nicht an; denn ehe wir aus Maina Antwort erlangen könnten, ſteht der heilige Kampf auf dieſer Erde vielleicht ſchon ſeinem Ende nahe. An die Gefahr denkt kein wackerer Streiter; und geſetzt auch, es hätte das Schickſal mir jetzt ſchon den Heldentod beſtimmt, wäre es nicht lächerlich, zu wähnen, es würde darum die Sache meines Vaterlandes leiden, oder der Frühling ſeines Erwachens ſpäter reifen?“

In dieſer Art ſuchte Tertullian die Bedenklichkeiten des Hofmeiſters zu beſeitigen, allein es wollte ihm nicht gelingen. Doch kannte Taracome auch des Zöglings Feuergeiſt, der nie ruhte, bis er ein in die Augen gefaßtes Ziel glücklich erreicht hatte, und da der Prinz nicht aufhörte, in den [illegible] zu ſtürmen, ſo gab dieſer nothgedrungen [illegible] nach; doch mußte der junge

Sarvathy ihm verſprechen, nur einem einzigen Feldzuge beizuwohnen, inſofern der deutſche Völkerkrieg ſich in die Länge ziehen ſollte. In Leipzig wollte Taracôme das Reſultat des Kampfes erwarten, Tertullian aber flog in's ruſſiſche Hauptquartier, wo man mit vieler Gefälligkeit dem rüſtigen, jungen griechiſchen Fürſtensſohne, der als Volontair ſeine Dienſte anbot und keine Gage verlangte, ſogleich eine Offizierſtelle in einem Huſarenregimente verlieh.

VI.

— — Il cuor che agli occhi crede, e che la traccia
Segue del bello, il bel d'un volto ammira,
Perchè primo s'incontra, e più lusinga.
Quindi amante vaneggia, e in van sospira,
E qual nuovo Ission, che nube stringa,
Lascia il sol di bellezza, e l'ombre abbraccia.

Guarini.

(Nach A. W. Schlegel:)

— Das Herz traut dem Aug' und ſpäht dem Schönen
In einem Antlitz nach, weil überraſchend
Dies ihm die erſte Lockung will geſtatten.
Da währt es dann verliebt, mit eitlem Sehnen,
Verläßt, wie ein Ixion Wolken haſchend,
Der Schönheit Sonne, und umarmt die Schatten.

Man glaubt des helleniſchen Jünglings pſychiſche Individualität mit zu feſten Zügen gezeichnet zu haben, als daß man es nun für nöthig hielte, im vielen Worten ſeinen flammenden Muth, den er im großen deutſchen Völkerkampfe offenbarte, anzupreiſen. Ohnehin hat die Legion deutſcher Romanſchreiber dieſen Stoff in der That bis zum Ekel verarbeitet, und man begnügt ſich daher, ein einziges Kriegsabentheuer Tertullians mitzutheilen, deſſen Erzählung man ebenfalls dem Leſer erlaſſen haben würde, wenn es nicht in der Folge zu bedeutend in den Gang der Geſchichte eingriffe.

Es war der 27. Auguſt im J. 1813, der Tag, an welchem in dem weiten herrlichen Elbthale, in deſſen Mitte das deutſche Florenz liegt, ein ungemein blutiger Morgen graute.

Die Streitmaſſen der Alliirten bedeckten jene ſüdlich von Dresden belegenen Anhöhen, und als kaum die finſtere Nacht gewichen war, bemerkte man ſchon häufige und dräuende Bewegungen unter den Heeren der Verbündeten; indeß dieſſeits die galliſchen Krieger in der Stadt, deren ausgehungerte Geſtalten an geiſterbleiche Schatten mahnten, ſich anſchickten, den furchtbaren Widerſtand der Verzweiflung zu leiſten.

Während man auf beiden Seiten emſig mit den gewöhnlichen Vorarbeiten der Schlacht beſchäftigt war, ſendete Moreau einzelne Haufen ruſſiſcher und deutſcher leichter Reiterei hinab in's Thal, um daſſelbe nach allen Richtungen zu durchſchweifen.

Unter dieſen Entſendeten befanden ſich auch Tertullian und Ypſilanti, der ſpäter ſo berühmt gewordene griechiſche Freiheitsheld; beide Landsleute dienten in demſelben Huſarenregimente, dieſer als Rittmeiſter, jener als Lieutenant, und die Offiziere waren vertraute Freunde.

Die franzöſiſche Kanonade begann, und unfern des ſogenannten großen

Gartens riß eine feindliche achtpfündige Geſchützkugel dem Rittmeiſter einen Arm vom Leibe; er ſank blutend vom Pferde und wurde beſinnungslos von dannen gebracht.

Der junge Sarvathy hatte den geliebten Landsmann fallen ſehen; er ſchäumte Wuth und Rache, und ſprengte, nur von zwei tapfern Huſaren gefolgt, weit den Seinigen voran nach der Gegend des Dohnaiſchen Schlages hin.

Plötzlich ſtürzten acht franzöſiſche ſchwere Reiter unter wildem Geſchrei hinter einem einzeln ſtehenden Hauſe hervor, auf die beiden ruſſiſchen Huſaren und ihren Offizier los.

Ein ungleicher, aber nichts deſſtoweniger ein höchſt wüthender und hartnäckiger Kampf begann. Tertullian war vortreſſlich beritten, an Stärke und Geſchicklichkeit den Gegnern weit überlegen; ſeines guten

Schwertes Streiche fielen empfindlich und hageldicht, und ſeine beiden tollkühnen Ruſſen thaten redlich das Ihrige; theuer wollte man das Leben verkaufen, denn Pardon zu geben, oder zu verlangen, daran ward weder von jener noch von dieſer Seite gedacht.

Drei Gallomanuen lagen bereits getödtet auf dem Platze, allein die beiden ruſſiſchen Huſaren waren mit Wunden bedeckt, und auch Tertullian hatte einige jedoch nur leichte Säbelhiebe erhalten; trotz des verzweiflungsvollſten Widerſtandes neigte ſich der Sieg entſchieden auf die Seite der Uebermacht, die Huſaren waren niedergeſäbelt, und in dem Augenblicke, als den Hellenen daſſelbe Schickſal treffen ſollte, kam ein deutſcher Offizier von einem ſchwarzen Küraſſier-Regimente angeſprengt, ritterlich Theil zu nehmen an dem ungleichen Kampfe, und beizuſtehen dem ſchwer bedrängten Kameraden, der das Feldzeichen der Ruſſen trug.

Eine wahre Bärenſtärke, und eine ganz eigene Gewandtheit entwickelte der Deutſche im Streite. Von der kämpfenden Gruppe nur noch wenige Schritte entfernt, feuerte er beide Piſtolen ab, und zwei Franzoſen ſanken entſeelt von den Thieren.

Nun hatte es der Deutſche noch allein mit drei Feinden zu thun, denn Sarvathy war ſo erſchöpft, daß er nur noch unbedeutenden Antheil am Gefechte nehmen konnte, dagegen waren auch die Franzoſen ermüdet und mehr oder weniger verwundet.

Der deutſche Offizier warf ſich mit dem blanken Pallaſche auf ſie, und hieb ſogleich den Einen in Stücke, die zwei noch übrigen aber nahmen, von paniſchen Schrecken ergriffen, das Haſenpanier.

So gleichgültig, wie man eine Tabacksbpfeife auszuklopfen pflegt, warf der Deutſche ſein Schwert in die Scheide, und mit aufmerkſamer Theilnahme fixirte Tertullian ſeinen Retter.

Der deutſche Reiteroffizier war von ungewöhnlich hoher Leibesgeſtalt, und der derbe Knochenbau, wie das Ebenmaaß der Glieder, entſprachen dem rieſenhaften Baue des Ritters, deſſen Pferd, ein herrlicher däniſcher Rappe, durch ſeinen ſtattlichen und koloſſalen Wuchs dazu beitrug, das imponſante Aeußere des Herrn, welchen es trug, noch mehr zu erheben.

Kriegeriſche Majeſtät bezeichnete des Mannes Haltung, erhaben trug er das Haupt, das große braune Auge blickte kalt und ſtolz, die Züge des breiten Geſichtes glichen jenen des Leuen, dicht waren die Lippen geſchloſſen, und zogen ſich nach unten zu, ein finſterer Ernſt ſprach aus der ganzen

Phyſiognomie, und war ſchon der Ritter nur noch Jüngling, dieſer Ton ſeines Weſens, die braune Farbe des Geſichtes, dann die buſchichten Augenbraunen, und der lange dunkle Knebelbart ließen ihn wie einen Mann erſcheinen, der gerade in der entfalteten vollen Blüthe ſeiner ſich ſelbſt bewußten Kraft ſteht.

Nach einer Pauſe des Schweigens hub Tertullian an:

„Edler Herr Ritter! Ihr habt männiglich eine hohe, ſeltene Waffenthat vollbracht, allein habt Ihr, einem Helden des Alterthumes gleich, fünf Feinde bezwungen, und eines griechiſchen Fürſten Sohn dankt Euch ſein Leben. Wie nennt man Euch?“

In einem tiefen aber melodiſchen Tone erwiederte der rieſige Deutſche: „Du biſt ein Grieche? — um ſo mehr, Jüngling, bin ich erfreut, daß der Zufall mich Dir das Leben retten ließ, denn gar hoch achte ich Dein altes edles Volk, — doch ſprich nicht von einer hohen Waffenthat — pah, was war das weiter, die Kerle ritten ja erbärmliche Schindmähren, und waren ſchon halb kaput, als ich nahete, Du und dieſe zwei gefallenen Huſaren, Ihr hattet wacker vorgearbeitet. Du nennſt mich Ritter — ja das bin ich, und edel auch, die Stimme da drinnen, die nie lügt, ſagt es mir — er ſchlug bei dieſen Worten mit der geballten Fauſt klirrend gegen den ſchweren Panzer, indem er redend fortfuhr: — Nach meinem Namen fragſt Du? — ſiehe junger, wackerer Hellene! lebten wir noch in der beſſern ältern Zeit, dann würdeſt Du mich gleich an den ſinnigen Zeichen des Schildes meines älteſten Ahn' erkennen, auf welchen Schild Karl, der größte der Kaiſer, die eigene Hand in rauchendes Bärenblut getaucht, drei rothe Striche gemalt, zum ewigen Wahrzeichen —“

In demſelben Augenblicke ertönten ſchmetternde Trommeten; aus dem ganz nahen Dohnaiſchen Schlage ſtürzten mehrere Schwadronen franzöſiſcher Reiterei, und wollten unſere beiden Krieger ſich nicht dem gewiſſen Tode oder der Gefangenſchaft überliefern, ſo mußten ſie auf ſchleunigen Rückzug denken. Noch ein Lebewohl rief der räthſelhafte Deutſche dem jungen Griechen zu, dann flogen beide nach verſchiedenen Seiten von dannen, der Gegend zu, wo ihre Hauptkorps aufgeſtellt ſtanden.

Bald ſah ſich Tertullian von jenen leichten Wunden, welche er an dieſem Morgen erhalten, wieder ſo weit hergeſtellt, daß er ſeinem Regimente zu neuen Siegen folgen konnte.

Nach der verhängnißvollen dreitägigen Völkerſchlacht auf Leipzigs Gefilden wollte der Prinz ſeinen theuren Lehrer Taracome beſuchen, allein der Papa hatte der Kriegesunruhen halber die Stadt verlaſſen; man kennte dem forſchenden Sarvathy auch nicht ſagen, wohin ſich der würdige Nicephorus begeben, und traurig, eine ſchöne Hoffnung vereitelt zu ſehen, folgte unſer Held ſeiner Beſtimmung und dem Heere nach Gallien.

Oft auch erinnerte ſich Tertullian noch des ſtattlichen deutſchen Ritters, der ihm im Elbthale das Leben gerettet, und der ſeltſamen Worte, welche der Mann nachher geſprochen; der Prinz war geneigt, den Offizier für einen Kavalier zu halten, der ein laudator temporis acti, voll romantiſchen Sinnes, und ein bischen überſpannt in der Vergangenheit lebte, weil dem Griechen in der That in Deutſchland wohl zuweilen ähnlich geſinnte junge Edelleute vorgekommen waren. Nachdem aber Sarvathy während einer Waffenruhe Gelegenheit gefunden hatte, ſämmtliche Kantonirungen jenes deutſchen Reiterregiments, deſſen Zeichen ſein Retter getragen, zu beſuchen, und nachdem er nicht nur dieſen nicht aufgefunden, ſondern weil auch Niemand einen ſolchen Offizier, wie ihn der junge ruſſiſche Offizier ganz deutlich beſchrieb, je beim Regiment gekannt haben wollte: ſo hub der phantaſtiſche Hellene in allem Ernſte an zu wähnen, der Himmel habe ihn durch eine übernatürliche Erſcheinung an jenem Tage gerettet, denn wir können dem geneigten Leſer nicht vorenthalten, daß die heutigen Griechen, und ſelbſt die gebildetſten unter ihnen, gar nicht frei von Aberglauben, ſich noch mehr zum Myſticismus, und anderm dergleichen eitlen Kram hinneigen, als jetzt leider in Deutſchland geſchieht.

Der Pariſer Friede war geſchloſſen. Ein paar ruſſiſche Orden deckten des griechiſchen Prinzen jugendliche Heldenbruſt, doch blieb Sarvathy des Verſprechens eingedenk, das er ſeinem braven Taracome einſt geleiſtet hatte. Tertullian foderte und erhielt auf die ehrenvollſte Weiſe ſeinen Abſchied, und flog mit Extrapoſtpferden nach Leipzig hin, um ſich in die Arme ſeines edlen Nicephorus zu werfen, von dem er lange ſchon keine Nachricht mehr erhalten hatte.

Glücklich legte der Prinz den Weg zurück, allein in Leipzig eingetroffen, erwartete ihn eine niederdonnernde Schreckenspoſt. Der würdige Papa, ſein geliebter Taracome, lebte nicht mehr, von einer Epidemie war der nach den Kriegsunruhen in die Stadt zurückgekehrte Ehrenmann ergriffen worden; Erde bedeckte bereits ſeinen Staub.

Tertullians Schmerz über dieſen Verluſt war aufrichtig und heftig, und länge vermochte er ſich keinen andern Gefühlen, als jenen der Wehmuth und Trauer zu überlaſſen. Der Prinz hatte ſogleich nach ſeiner Ankunft in Leipzig, dem Vater des Lehrers Tod und ſeine eigenen Schickſale gemeldet, und um Verhaltungsbefehle gebeten.

Schnell genug traf nach einigen Monaten Antwort ein. Baſilius, des Prinzen fürſtlicher Vater, ſchrieb unter andern:

„Uns alle, mein theurer Sohn! hat die Nachricht von des edlen Taracome Hinſcheiden ſehr beſtürzt gemacht, indeß wer vermöchte den Geſetzen der Natur, wer dem Willen des unerbittlichen Schickſals zu widerſtreben, darum ergebe man ſich voll frommen Sinnes in das Unabänderliche.

Du lernteſt Wiſſenſchaften, Du haſt Deinen Muth auf der Bahn der Ehre erprobt, — ich bin mit Dir zufrieden, allein hoch und eigen bleibt Deine Beſtimmung, Du kennſt ſie, und wenn Du ſtreben willſt, ihr einſt in vollem Maaße zu genügen, ſo wird noch manche Anſtrengung nöthig, noch Manches zu erlernen und zu kennen übrig ſein.

Vorerſt magſt Du Europas wichtigſte Hauptſtädte bereiſen, vor Allem aber ſeine Höfe, deren Politik und Intriguen kennen lernen; ſtudire Machiavellis Schriften; ſo ſcharf wie dieſer feine Italiener hat nie ein Sterblicher jener Labyrinthe verſchlungene Gänge aufgedeckt. Verweile nicht lange in Paris, denn dort iſt uns leider für jetzt der lichteſte Stern unſerer Hoffnungen untergegangen, eile bald hinüber nach Albion, und verwende in London nützlich Deine Zeit; es handelt ſich dort darum, die geheimen und größten Feinde Deines Volkes, die Seele unſerer ſchändlichen Unterdrückerin, der Pforte, kennen zu lernen. In Petersburg ſuche Dir Freunde und Anhang zu verſchaffen, erſpähe mit Vorſicht und Liſt, wie man dort von uns und von einem gewiſſen Plane, den Du kennſt, denkt; es war gut und wird Deinen Zwecken förderlich ſein, daß Du in den Reihen der ruſſiſchen Heere gedient und Auszeichnungen erlangt haſt; nur von Rußland dürfen wir mächtige, vielleicht auch von dem erwachten Spanien einige Hülfe erwarten.

Die bedeutenden anliegenden Wechſel werden Dich in den Stand ſetzen, allenthalben Deinem Stande gemäß erſcheinen zu können. Schone kein Geld, wo es darauf ankommt, durch daſſelbe in der That auf einen gewiſſen Zweck hinzuarbeiten, oder wenigſtens nützliche Aufſchlüſſe zu erhalten: allein hüte Dich, ein Metall fruchtlos zu verſchwenden, von dem man mit Recht behauptet, es regiere die Welt. Setze Dich nie in dieſem Fache Verlegenheiten aus: Deine Kaſſe muß ſtets gefüllt bleiben, und berichte bei guter Zeit, wenn Du neuer Summen bedarfſt, ſie ſtehen zu Deiner Disposition; denn ein geldarmer Mann, und wäre er ein Sokrates, vermag in der Welt und zumal an Höfen nie Dinge von Wichtigkeit durchzuſetzen.

Du naheſt Dich dem männlichen Alter, mein Sohn! das Blut der Sarvathy's fließt in Deinen Adern, ich muß es nun wagen, Dich eigener Leitung zu überlaſſen. Auf Abwege kannſt und wirſt Du gerathen, es iſt das Loos ſelbſt der gediegenſten Menſchen, in Deinem Alter zumal, allein daß er im Schlamm der Sinnlichkeit und Leidenſchaften zu Grunde gehen könnte, mag ich von meinem theuren Erſtgeborenen, von meines Lebens höchſter Hoffnung nie glauben.

Weitere Lehren, mein Tertullian! — wie Väter in dergleichen Fällen pflegen — ertheile ich Dir nicht; ſie kommen zu ſpät, wenn Jünglinge von Deinem Alter, Deinen Anlagen und Erfahrungen deren noch bedürfen.

Auch an Deinem Bruder Nikodemus erlebe ich viele Freude; er hat ſchon jetzt ſich weiſen Sinn erzogen, und ſein ruhiger und ſanfter Geiſt kann einſt ſeinem Vaterlande ungemein nützen, wenn gleich auf einem andern Wege, als den Dein Feuerkopf zu betreten ſich vorgeſetzt hat.

Deine Schweſter Sophia wächſt eine anmuthige, ſittige und verſtändige Jungfrau heran; ich kann zu ihrem Lobe nicht mehr ſagen, als daß ſie das Ebenbild ihrer Mutter, meiner unvergeßlichen Anaſtaſia, ſich darſtellt.

Setze mich, nicht ſaumſelig, von den Reſultaten Deines jedesmaligen Strebens in Kenntniß u. ſ. w."

Tertullian ermannte ſich, die neue Laufbahn, welche ihm der weiſe Vater angewieſen, oder um richtiger zu ſprechen, bloß angedeutet hatte, zu verfolgen.

Der Prinz begann ſeine Reiſen. Wohl dürfte es vielleicht nicht ganz unintereſſant bleiben, wollten wir ſeine Abentheuer, die er nun erlebte, ſeine Erfahrungen, die er an den verſchiedenen Höfen gemacht, mittheilen, allein unſer Werk würde zu Bändereich ſich darſtellen, und intereſſanten Stoff bietet uns die Folgezeit an, daher wir uns gezwungen ſehen, ſchnell und leicht über vier vollen Jahre hinweg zu ſchlüpfen.

Viele wichtige Erfahrungen hatte der junge Sarvathy auf ſeinen Reiſen gemacht, viele ungemein intereſſante, wichtige und erſprießliche Bekanntſchaften angeknüpft, als er im Jahre 1819 zu Dresden eintraf. In dieſer merkwürdigen Stadt wollte er die Abberufung ſeines fürſtlichen Vaters in die Heimath abwarten, und die Rückreiſe dahin ſofort über Wien antreten.

Einige über zwanzig Lebensjahre zählte nun ſchon der Prinz; hatte ſeine Geſtalt einſt an jene bildliche des Apoll erinnert, ſo glaubte man nun in ihm einen Herkules vor ſich zu ſehen. Ein ungemein ſchlanker und großer junger Mann ſtellte ſich Tertullian dar; ſein Gang und ſeine Haltung waren ſtolz, und ſein kriegeriſcher Sinn gefiel ſich zuweilen noch in der ruſſiſchen Huſaren-Uniform, welche er zu tragen berechtigt war, und in der die ebenmäßigen Athletenformen des Hellenen ungemein vortheilhaft hervortraten.

Die großen ſchwarzen Augen funkelten glühenden Kohlen gleich unter dem dunkelbraunen Haare hervor, welches in üppiger Fülle, und in natürlichen Locken des Griechen hohe Stirne beſchattete.

Der Geſundheit friſche Röthe ſchwebte über unſeres Jünglings runder Wange, und ſein ganzes Weſen charakteriſirte jene unnachahmliche und ſelbſt unbeſchreibliche, höchſt liebenswürdige Unbefangenheit, welche ein ſicherer Bürge der erhaltenen Reinheit und Unſchuld ſo ſelten jetzt junge Männer auszeichnet, und die, nach des Menſchenkundigen deutſchen Liedersohnes Ausſpruch, den hohen Stolz des ſeltenen Mannes begründet, der noch nie der feilen, unwürdigen Göttin ſinnlicher Luſt ſchmähliche Opfer gebracht.

Wohl ſchwerlich hätte Tertullian im Getriebe der Feldlager, der großen Städte und Höfe bei ſeinem heiß glühenden Temperamente jenen köſtlichen Schatz erhalten, wäre er nicht ſchon als beginnender Jüngling, ohne es ſelbſt zu ahnen, in den Dienſt der reinen, göttlichen Urania getreten.

Nicht Jahre, nicht Wechſel der Verhältniſſe, nein, ſelbſt nicht Einwürfe des kalten Verſtandes hatten vermocht, das Bild

Theodorens, jener anmuthigen und räthſelhaften leipziger Jungemagd, gänzlich aus des Jünglings Seele zu verwiſchen. Matter zwar ſtellten ſich des Bildes Züge dar, oft ſchienen ſie gänzlich erlöſchend in Dunſt ſich auflöſen zu wollen, allein dräute des Jünglings heiß tobendes Blut, Grundſätze höherer Art zu betäuben, ja ſtand Tertullian ſchon an des tiefen Abgrundes äußerſtem Rand, dann trat der holden Jungfrau Bild in ſeiner ganzen ſiegenden Glorie aus ſeinem Innern hervor, und rettete der Tugend einen ihrer liebſten Schützlinge.

Oft grollte ſich der ſtolze Fürſtenſohn ſelbſt, daß er nie ganz das Andenken an eine junge, reizende Dirne los werden konnte, welche ihrer Herrſchaft entlaufen, und die ihm, fände er ſie auch einſt zufällig wieder, dennoch nicht frommen könnte; allein ſo ſeltſam ſind die Söhne der Schöpfung beſchaffen, ſie ſuchen ſich oft gegen ihren Ernſt gewiſſer Dinge zu bereden, die ſie nie glauben möchten, wie denn in der That der Prinz dem Andenken an die holde Theodora nicht zu zürnen vermochte, und in geheim wünſchte ſein Herz immerdar, noch einmal dem anmuthigen Mägdlein zu begegnen auf der Lebensbahn.

Abermals Briefe von dem Fürſten, ſeinem Vater, abzuwarten, hatte ſich Sarvathy in Dresden in der Altſtadt eine Wohnung gemiethet.

Die Straßen in dieſer Gegend ſind größtentheils enge, und unter die Annehmlichkeiten derſelben iſt gerade nicht zu zählen, daß man jede Verrichtung, jede Bewegung des Gegenüberwohnenden belauſchen, auf gleiche Weiſe aber auch von ſeinem vis à vis kontrollirt werden kann.

Indeß zu läugnen iſt es nicht, daß die Unbequemlichkeit zuweilen auch pikantes

Intereſſe begleitet, wenigſtens war dieſes des griechiſchen Prinzen Fall.

Er wohnte ſeit einigen Wochen ſchon einer Dame gegenüber, die vom erſten Augenblicke an, ſeine Aufmerkſamkeit in einem ungewöhnlich hohen Grade auf ſich gezogen hatte.

Eine ſtarke, üppige Schwarzbrünette mit lebhaft rothen Wangen, und einem gewiſſen Zuge von Schelmerei und Lüſternheit um den roſichten, lieblich aufgeworfenen Sammtmund — ſtellte das vis à vis ſich dar.

Der Dame Wuchs war nach den richtigſten Verhältniſſen ihres Geſchlechtes gebildet, ohne eben durch eine bemerkbare Größe ſich auszuzeichnen. Das ſchwarze glänzende Auge, von herrlichen Braunen überwölbt, ſtrahlte wollüſtiges Feuer; die wohlgeformte feine Adlernaſe bog ſich bildlich zum ſüßen, kleinen Mund hernieder;

die Zähnchen wetteiferten an Reinheit und Form mit Perlen; der üppige Buſen hob ſich häufig, ungeſtüm wogend; die runden weißen Arme, der entblößte alabaſterne Hals und Nacken konnten Meiſterſtücke in ihrer Art gelten, mit einem Worte, die ganze Geſtalt ſchien geſchaffen, ſinnliche Luſt mächtiglich anzuregen und zu befriedigen, indem ſie das von den Franzoſen geprieſene Embonpoint mit einer leichten Zierlichkeit der Bewegung verband, welche gerade am ſeltenſten mit ſolchem Embonpoint verbunden ſich zeigt.

Der Dame Boudoir lag den Fenſtern Tertullians gegenüber, und ſie verließ das Lieblingsgemach ſelten, höchſtens nur, wenn ſie in den anderwärts gelegenen Prunkſtuben Beſuche annahm, oder glänzende Abendgeſellſchaften gab; denn die Schwarzbrünette machte ein ſogenanntes Haus, und war, wie der Hellene nach eingezogenen Erkundigungen erfuhr, die junge Wittwe eines italieniſchen Grafen Pinuccini, der ihr große Schätze hinterlaſſen hatte.

Den größten Theil des Tages ſaß Signora im Fenſter; bald mit weiblicher feiner Handarbeit, bald mit Lektüre beſchäftigt. Zuweilen nahm die Italienerin auch die Guitarre vor, und wenn die runden, allerliebſten kleinen Fingerchen leicht über die güldenen Saiten gleiteten, ließ ſie eine ungemein anmuthig und rührend klingende Altſtimme vernehmen.

Die geſchmackvollen, phantaſtiſchen Negligees, mit welchen die Gräfin täglich wechſelte, verhüllten keinesweges neidiſch die üppigen Reize des ſchönen jungen Weibes, und unſeres Griechenprinzen brennende Blicke vermochten dieſe Reize noch um ſo bequemer zu verſchlingen, da ſeine Fenſter etwas höher, als die der Signora lagen.

Seltſame, ganz ungewohnte Regungen fingen an, ſich des Fürſtenſohnes zu bemächtigen; nie vermochte er ſich von dem lockenden Anblicke zu trennen, den das vis à vis gewährte, und drüben blieb das Intereſſe keinesweges unbemerkt, welches man dem holden Fremdlinge eingeflößt hatte, denn in dergleichen Fällen ſehen die Damen überhaupt gar richtig und ſchnell.

Man könnte denken, es dürfte der jungen, reizenden Italienerin am Ende beſchwerlich gefallen ſein, ſich ſtets von dem gaffenden Hellenen beobachtet zu ſehen, doch es ließ Signora eben nicht großen Unwillen blicken, in holder Unbefangenheit ſetzte ſie ihre Beſchäftigungen fort, und zuweilen ſendete ſie wohl gar dem ſtummen, blöden Anbeter flüchtige Blicke hinüber, die nichts deſtoweniger ſo gluthvoll waren, daß ſie des armen Tertullians Blut in lichte Flammen verſetzten.

Des Prinzen diesfalſige Gefühle unterſchieden ſich übrigens gar mächtiglich von jenen, welche ihm das fromme, blaue Auge des Jungmägdleins zu Leipzig einſt eingeflößt hatten. Nicht eine lieblich-wehmüthige Sehnſucht erfüllte jetzt Sarvathys Herz, nein, bloß ſeine Sinne waren wild aufgeregt; ein glühend wollüſtiges Verlangen hatte die üppige Italienerin in dem von Kraft trotzenden jungen Mann erweckt, unreine Bilder fingen an, ſeine Phantaſie bis beinahe zum Wahnſinn zu ſpannen, und er überließ ſich geradezu tollkühn dem Wunſche, in dieſes reizenden Weibes üppigen Armen zu ruhen; in ſeiner Seele erbleichten Theodorens zarte Züge mehr und mehr, beinahe gänzlich war des Mägdleins Bild ſchon entſchwunden.

An der table d'hôte der vornehmſten Auberge zu Dresden hatte Tertullian einen deutſchen Kavalier kennen lernen, der ſich Baron Terſchburg nennen ließ.

Der Baron war ein Mann von einigen und dreißig Jahren, körperlich wohl gebildet, allein den Mund umſchwebte ein gewiſſer höhniſcher Zug, und die grauen Augen blickten unſtät und hielten keinem feſten Anſchauen Stand; des Mannes Phyſiognomie war überhaupt keine ſolche, der man gern vertraut, allein Terſchburg zeigte vielſeitige Bildung des Geiſtes, ſtellte ſich ungemein gefällig und als ein vortrefflicher Geſellſchafter dar, deſſen geläufige Suade und bizarre Laune ſelbſt Murrköpfen nicht ſelten ein Lächeln abgewannen.

Ein Zufall machte dieſen Terſchburg, welcher früher als Offizier mehrere Jahre in Dienſten eines auswärtigen Staates geſtanden hatte, beinahe zum täglichen

Tiſchnachbar unſeres Hellenen. Sarvathy ſuchte in Dresden keine Bekanntſchaften, und wollte ſich auch, da er ſeinen Aufenthalt ſehr bald abgebrochen zu ſehen glauben mußte, nicht in die Zukel der Großen einführen laſſen, die er überhaupt nicht liebte, wenn nicht höhere Zwecke ſie ihn aufſuchen hießen; nichts deſtoweniger war es dem Baron Terſchburg gelungen, ſich näher mit dem griechiſchen Fürſtenſohn bekannt zu machen. Tertullian hatte die Menſchen kennen lernen, er vertraute keinem gar leicht, doch war der junge Hellene auch nicht Miſanthrop, er liebte geſellſchaftliche Mittheilung und wußte, in wie fern gewöhnliche im Gaſthofe geſchloſſene Bekanntſchaften zu kultiviren, es rathſam blieb oder nicht.

Dieſer Terſchburg hielt Sarvathy übrigens für nichts weiter als einen wohlhabenden Lebemann und übrigens ganz unſchädlichen Menſchen; er ſuchte deſſen Geſellſchaft ſo wenig, als er ſie vermied, da aber der Baron ſich ſichtbare Mühe gab, dem jungen vornehmen Griechen aufmerkſame Gefälligkeit zu erweiſen, ſo glaubte Tertullian, mit Artigkeit und geziemender Anerkennung demſelben begegnen zu müſſen, und ſo machte ſich, ganz wie von ungefähr, zwiſchen den jungen Männern eine Art vertrauten Verhältniſſes.

Oft ſchon hatte Terſchburg unſerm Helden angelegen, ihn doch in die eine oder andere Geſellſchaft zu begleiten, in welche er den Prinzen einführen wollte, allein Tertullian hatte das Anſinnen immer höflich, aber mit Beſtimmtheit abgelehnt. Er gedachte ſich nicht zu Dresden in dieſer Art zu enfiliren, denn die angenehmſte Zerſtreuung gewährten ihm Ausflüge in die romantiſche Umgegend; Genüſſe höherer Art aber fand er in den zahlreichen Kabinetten der Kunſt, des intereſſanten vis à vis gar nicht zu gedenken.

Eines Abends aber trat der lebensluſtige Baron, ballmäßig koſtümirt, in Tertullians Gemach. „Mein Prinz! hub er an, oft haben Sie mir die Bitte abgeſchlagen, mich in irgend eines der hieſigen guten Häuſer zu begleiten, doch was gilt die Wette, Sie zeigen ſich heute geſchmeidiger, als gewöhnlich?“

Wetten Sie nicht, lieber Terſchburg! erwiederte Sarvathy lächelnd, ich fürchte — Sie möchten verlieren.

„Nun wohlan denn, nahm der Baron ſcherzend wieder das Wort, es ſei darauf gewagt. Ohne Umſchweife! — eine vornehme fremde Dame, welche gegenwärtig in Dresden lebt, und die Ihnen ſo wenig unbekannt geblieben iſt, als Sie ihr, giebt heute einen Thé dansant, und die Dame, mein Prinz! wünſcht Sie bei ſich zu ſehen.“

Tertullian ſtutzte, dann ſprach er kleinlaut: Mein Gott! ich kenne ja hier Niemanden, bin nirgend eingeführt, die fremde Dame —

„Iſt Ihr reizendes vis à vis, die junge Gräſin Pinuccini, mein ſchöner Prinz!“ rief Terſchburg laut lachend aus.

Sarvathys Wangen deckte plötzlich hoher Purpur; vergebens ſtrebte er ſeine Verlegenheit zu verbergen, doch mitleidig kam ihm der Baron zu Hülfe, indem er unbefangen ſprach: „Sie beſitzen zu viel Welt, Prinz! als daß Sie die Einladung der Gräſin auszuſchlagen vermöchten — ich weiß das. Hurtig, kleiden Sie ſich an, in einer Stunde hole ich Sie ab,“ und mit dieſen Worten hüpfte Terſchburg, ohne eine Antwort abgewartet zu haben, aus der Stube.

Ganz ſeltſam war unſerm Helden zu Muthe, als er ſich allein ſah; er wußte nicht recht, ob er wache oder träume. Zuſammenhängend vermochte er nicht zu denken, doch ſoviel ward ihm klar, die Einladung der Gräfin durfte nicht unbeobachtet bleiben; er rief dem Kammerdiener, befahl die neueſte, die glänzendſte Uniform aus den Koffern hervorzulangen, und dann kleidete er ſich ungemein ſorgfältig an, allein es bebten die Glieder des jungen Mannes, wie nie, als er einſt vor den Batterien der Gallier geſtanden.

Endlich war der Anzug ängſtlich genug zu Stande gebracht, die beſtimmte Stunde war längſt verſtrichen, vom Palais herüber, welches die Gräfin bewohnte, tönte bereits die rauſchende Muſik des Tanzes — der Baron erſchien immer noch nicht.

Höchſt unruhig, mit Gefühlen des Widerſpruches im Buſen, maß Tertullian, bald ſchnell bald langſam ſchreitend, die Stube. Eine unerklärliche Stimme der

Seele rief ihm beſtändig und dringend zu: „Fliehe, flieh' die Italienerin," und ein anderes heftiges und leidenſchaftliches Gefühl ließ ihn kaum die Minute erwarten, in welcher er der reizenden jungen Gräfin nahen ſollte. Mühſam wurde jene Seelenſtimme endlich zum Schweigen gebracht, da erſchien endlich Terſchburg.

Der Baron ſchimpfte ſelbſt über ſein langes Verweilen, welches ein unvorhergeſehener Zufall herbeigeführt hatte, und zog den zagenden Hellenen ungeſtüm von dannen.

Einigermaßen hatte ſich Tertullian nun dennoch gefaßt; er fragte im Gehen: „Aber, beſter Terſchburg! ſagen Sie mir nur, wie kommt die Gräfin dazu, mich, den ihr ganz Fremden, zu einer Fete zu bitten?"

Mein Gott! was iſt dabei weiter? — erwiederte der Baron beinahe unwillig — Sie wohnen der Gräfin vis à vis, ſind ihr aufgefallen — ſie hat ſich nach Ihrem Stande erkundigt, mein Prinz! nun aber iſt die Gräfin eine geniale Dame, eine heitere Wittwe, über kleine Bedenklichkeiten und Vorurtheile ihres Geſchlechtes erhaben; wahrſcheinlich bedauerte Sie den jugendlichen Fremdling, den ſie immer zu Hauſe ſitzen ſah, wollte gaſtfreundlich ihn Antheil nehmen laſſen an einer geſellſchaftlichen Zerſtreuung und ſo weiter — ich denke mir das ſo, bin zwar ein Hausfreund der Gräfin, aber nicht der Vertraute ihrer Seele.

Der etwas ungefällige Ton, in welchem dieſe Aufſchlüſſe gegeben wurden, würde dem Prinzen anderwärts aufgefallen ſein, doch in ſeiner gegenwärtigen Zerſtreuung achtete er nicht darauf.

Man war jetzt drüben angekommen; die Flügelthüren ſprangen auf, man trat in die blendend erleuchteten Säle.

Die Theetiſche waren bereits aufgehoben, leichte Paare drehten ſich in wirbelnden Kreiſen.

Der Baron fragte die Diener nach der Wirthin des Hauſes, man deutete nach einem kleinen Kabinette, welches die lange Enfilade glänzender Gemächer ſchloß.

Lächelnd ergriff Terſchburg ſeinen träumenden Freund bei der Hand, indem er ihn nach dem bezeichneten Orte führte.

In der That fand man die Gräfin in dem Kabinette. Eine einzelne argandſche Lampe verbreitete dort nur ein liebliches Helldunkel, in dem ſich die üppige Schwarzbrünette, auf einem ſchwellenden Divan hingegoſſen, fürwahr ungemein reizend ausnahm.

Das Koſtüm der Dame war heute nach morgenländiſcher Art geordnet, und kleidete ganz vortrefflich. Der ponceau-rothe Turban paßte ſehr gut zu dem dunkeln

Haar und ihrer brünetten Hautfarbe; eine koſtbare brillantene Agraffe befeſtigte eine herrliche Straußfeder an dem Turbane.

Ein enges Unterkleid von weißem Seidenzeug umfloß die runden Hüften; die kurze, zierliche, ſchwarzſammtne und weit ausgeſchnittene Tunica aber ſtarrte von Silber und Perlen; — die drei oberſten Schleifen des Oberkleides waren offen gelaſſen, und ließen zwei milchweiße wogende Hemiſphären erblicken, wie man ſie wohl nie lockender erſchauen konnte.

Die Italienerin erhob ſich ein wenig, als die Herren eintraten. Der Baron ſprach, den ſchönen jugendlichen Huſarenoffizier präſentirend: „Meine gnädige Gräfin — der Prinz Sarvathy aus Griechenland,“ und mit dieſen Worten entfernte er ſich ſchnell.

Etwas verlegen ſtotterte Tertullian: Ungemein glücklich, Ihro Gnaden, ſchätz ſich der Fremdling. — „Ei was, unterbrach Signora den Griechen freundlich lächelnd, wir ſind uns längſt nicht mehr fremd geblieben, mein Prinz! wir wohnen ſchon mehrere Wochen einander gegenüber, und wir wollen es nur geſtehen, ein intereſſantes vis à vis bildet zugleich eine ſtumme und eine beredte Geſellſchaft, man gewöhnt ſich ſo zuſammen, ich weiß nicht wie — und ohne je Worte gewechſelt zu haben, iſt man ſich keinesweges fremd, man vermißt etwas, wenn man einmal gegenüber nicht wie gewöhnlich die Züge der wohlbekannten Phyſiognomie erblickt, und —"

„Sie geben den Gefühlen meiner Seele Worte, Gräfin! rief Tertullian mit funkelnden Augen, und in demſelben Augenblicke ertönte draußen im Saale neuerdings rauſchende Muſik.

Es war ein von unſerm Prinzen nie gehörter, ein ganz neuer ebenfalls in morgenländiſchem Geſchmacke geſetzter Walzer, von Cymbeln und Triangel *) begleitet.

Anmuthig wandte ſich die Italienerin zu ihrem Gaſte, indem ſie mit ihrer melodiſchen Stimme liſpelte: „Dieſe Muſik hat mir Spontini, mein genialer Landsmann, geweiht; es heiße der Tanz, mein Prinz! Ihnen zu Ehren von heute an — der Hellenenwalzer.“

Signora reichte dem Griechen, mit vieler Grazie die runde, kleine Hand, er führte ſeine Dame hinaus in den Saal, und ſie flogen verſchlungen — das ſchönſte Paar von allen, durch die ſchimmernden Reihen.

---

*) Es iſt hier von demſelben Walzer die Rede, den man nun beim Hofjäger im Thiergarten zu Berlin, auf dem Linkiſchen Bade zu Dresden, und allerwärts bis zum Ueberdruſſe klimpern hören muß; dazumal war er noch nicht im großen Publikum.

O Himmel! wie wonniglich ward unſerm Tertullian zu Muthe, als ſeine Arme die ſchwellenden Formen der üppigen Italienerin umſingen; Feuer rieſelte in ſeinen Adern, es flimmerte ſeltſam vor ſeinen Augen und ihm verſtrich der Reſt der Nacht, immer nur mit der Gräfin tanzend, wie ein Augenblick, und als er gegen Morgen nach Hauſe kam, ſank er in den Schooß roſichter Träume.

Erſt gegen Mittag erwachte der Prinz; ſchon ließ ſich jene beſſere Stimme von geſtern in ſeinem Innern nicht mehr vernehmen, es hatte die Macht wilder Leidenſchaft geſiegt, ſeine üppige Phantaſie beſchäftigte ſich einzig und allein nur mit der ſchönen Italienerin.

Sorgfältig wie am Abend zuvor kleidete ſich Sarvathy wieder, doch heute nicht in Uniform; ein geſchmackvolles modiſches Negligee wurde gewählt, und alſo koſtümirt ſchritt der Hellene hinüber in der Gräſin Palais zwar mit klopfendem Herzen, doch viel kühner als geſtern.

Signora ſaß gerade an der Toillete, nichts deſtoweniger wurde der Beſuch, der erwünſchte, ungemein freundlich angenommen. Tertullian trat ein, allein noch viel ſeltſamer als am vergangenen Abend wurde ihm zu Muthe. Viele der glänzendſten Reize jener üppigen Brünette ſtellten ſich gänzlich unverhüllt dem Auge des unverdorbenen Jünglings dar; er erröthete, wurde verwirrt, und war kaum im Stande, die gewöhnliche Anſtandsfrage nach dem Befinden der Dame, und wie der Ball bekommen, hervorzuſtottern.

Viel gütiger noch als geſtern in Gegenwart ſo vieler Zeugen ſah ſich heute der Prinz von Signora, unter vier Augen, behandelt. Er wurde genöthigt, zur Mittagstafel zu bleiben, bei der er ſich mit der Gräfin ganz allein befand.

Sarvathy bekam Gelegenheit, im gleichen Grade wie ihre körperlichen Reize jetzt auch der Dame ſinnigen Witz und ſcharfen Verſtand zu bewundern. Signora ließ ſich unter andern vernehmen: „Ich bin eine Römerin, mein Prinz! — mein Volk iſt einmal untergegangen, nie kann es wieder erſtehen, allein der Keim helleniſcher Hoheit iſt keineswegs gänzlich erſtickt, er wird zu ſeiner Zeit treiben und herrliche Früchte tragen. Unſere Altvordern — fuhr die ſchöne Philoſophin redend fort — waren grimmige Feinde, allein nicht auf uns ſoll ihr Sinn vererben, denn ich denke, lieber Sarvathy! wir beide wollen recht gute und treue Freundſchaft halten.“ — Signora reichte bei dieſen Worten mit holder Anmuth und einem unbeſchreiblich ſprechenden Feuerblicke dem Gaſte die ſchöne Hand über dem Tiſche, und auf Tertullian wirkte die leiſe Berührung wie ein elektriſcher Schlag, der in einem und demſelben Momente alle, ſelbſt die feinſten Fibern erſchüttert.

Beim Weggehen wurde der Prinz von Signora angelegentlich gebeten, ſeine Beſuche recht oft zu wiederholen, und zu ſtark war der Reiz, zu nahe die Gelegenheit, als daß der Hellene es vermocht hätte, ſolche Einladung, die offenbar mehr als höfliche Form war, unbeachtet zu laſſen.

Immer häufiger wurden Tertullians Beſuche bei dem ſchönen vis à vis, und immer länger dehnte ſich die Dauer dieſer Rendezvous aus, bis es endlich dahin kam, daß der Hellene den größten Theil ſeiner koſtbaren Zeit drüben bei der Gräfin vollbrachte.

Stets befand man ſich allein, denn Signoras vertraute Zofe wußte ſtörenden Unterbrechungen vorzubeugen; dem verblendeten Jünglinge verfloſſen Stunden, wie Augenblicke, und ſchon war es ſo weit gekommen, daß der Gräfin runde, kleine Hand ſtets in der des Prinzen ruhte, wenn man halbe Tage lang neben einander im Sopha ſaß.

Künſtlich und beſonnen hatte die verbuhlte welſche Sirene ihre Netze um den ſchönen jungen Griechen geſpannt, allein ſo einladende und verführeriſche Situationen Signora auch herbeizuführen wußte, Tertullian blieb im eigentlichſten Sinne des Wortes noch immer nicht in den aufgeſtellten Schlingen hängen; denn nur wenn der erſte Schritt geſchehen, ſchreitet man raſch fort auf der breiten Bahn der Wolluſt und des Laſters, allein unverdorbene, edle Seelen zum Ausſchreiten zu verleiten, geht doch nicht ſo ſchnell, wie Romanenſchreiber es gewöhnlich darſtellen. Indeß war es nur noch eine ungemein dünne Rinde, welche vom Vulkane der Schmach trennte, und auf der unſer Fürſtenſohn in ſorgloſer Unbefangenheit ſchlummerte.

VII.

Non est amarum, quo reformatur salus.

Prudentius.

(Das iſt nicht hart, wodurch das Heil uns wiederkehrt.)

Frommen Sinnes voll fehlte der griechiſche Prinz während ſeiner Anweſenheit zu Dresden keinen Sonntag in dem berühmten herrlichen Tempel der Katholiken.

Einſt ſtand Tertullian während der Predigt auf der linken Seite, in der Gegend, wo die Frauen und Jungfrauen zu ſitzen pflegen, an einen Pfeiler gelehnt, und vertieft im Anſchauen des hohen Altargemäldes, eines Meiſterſtückes, welches allein ſchon ſeinen Schöpfer, den großen Mengs, unſterblich machen würde.

Der Hellene war ein eifriger Jünger der Kunſt, doch zum erſtenmal ergriffen ihn die Schönheiten jenes Gemäldes ſo ungemein und mächtig, daß er in einer Art von Verzückung ſtand, und erklärbar wird dieſer Zuſtand eines Enthuſiaſten in den Regionen der göttlichen Kunſt dem ſinnigen Leſer nur werden, wenn es uns vergönnt bleibt, mit einigen wenigen Zügen in unſerer eigenthümlichen Manier das erwähnte Meiſterſtück zu würdigen.

Das Altarblatt hat ungefähr 16 Ellen Höhe und 5 Breite. Wir bewundern hier die Verſinnlichung einer der ſublimſten aller ſublimen Ideen — ſie gehört urſprünglich dem Epicur an — einer Idee, welche ſchon Cicero mit dem bedeutungsvollen Worte: unbegreiflich zu bezeichnen ſtrebte.

Gott der ewige Vater erſcheint uns zwar im erſten Augenblicke — als ein körperliches Weſen, allein je länger unſer Auge auf dieſem Theile des Gemäldes haftet, in einem deſto höhern Grade verſchwindet der Gottheit materielle Geſtalt, ihre Formen ſcheinen im Aether zu zerfließen, eine leiſe Ahnung des Ueberſinnlichen durchfleucht unſere Seele, und jene Begriffe des Wunderſamen, zu welchen vielleicht keine noch ſo gelehrte Parabel orthodoxer Catecheten lehren konnte; werden uns plötzlich klarer durch den Zauber des Mengsiſchen Pinſels.

Der Nimbus des Urvaters, aus lieblichen Engelgruppen beſtehend, ſcheint mit zu verſchmelzen im wunderſamen Cyclus der kaum begreiflichen Körperloſigkeit.

In Mitte des Gemäldes ſtellt ſich uns die bedeutendſte Hauptfigur des Ganzen in der ſiegenden Glorie der unerreichten Kunſt dar; es iſt die Geſtalt des Gott-Menſchen. Man nimmt es deutlich wahr, daß der Heiland ohne fremden Impuls, durch eigene Kraft, in den Aether, in dem er nun ſchwebt, ſich erhob; der herabhängende Saum ſeines ſchweren Mantels bezeichnet auf höchſt ſinnige Art gleichſam den Kampf des Himmliſchen mit dem Irdiſchen. Die gewählte Attitüde, in welcher wir Chriſtum hier erblicken, war ſelbſt für eines hohen Meiſters geweihten Pinſel unverkennbar eine ungemein ſchwierige Aufgabe, welche aber mit ſeltenem Glücke gelöſt wurde. Mengs ſcheint ſich hier hinſichtlich der richtigſten Zeichnung und der Freiheit des Kolorits ſelbſt übertroffen zu haben: die Handlung, in der wir des Heilandes herrliche Geſtalt erblicken, bezeichnet der Charakter einer höchſt lieblich anſprechenden Paſſivität, und ſelbſt die Verklärung konnte von der noch menſchlichen Form des Körpers nicht gänzlich die Spuren der Mattigkeit und Auflöſung verwiſchen, welche die zum vorhergegangenen entſetzlichen Martern nothwendigerweiſe nachlaſſen mußten, allein unnachahmlich bleibt dieſer leiſe und zart angedeutete Uebergang des Menſchen- ins Gottthum.

Nicht weniger meiſterhaft und kraftvoll ſind die an der Erde gefeſſelten Gruppen ausgeführt. Des Heilandes ſchwebende Geſtalt beſchattet auf der linken Seite des Gemäldes die Figur Jakobs und mehrerer anderer Apoſtel, eine Anordnung, die eine bewunderungswürdige Wirkung veranlaßt, deren Urſache der Laie vergebens zu ergründen ſtrebt. Im Vordergrunde dieſer Seite liegt Johannes auf einem Knie; ſeine ganze Haltung, das Hinneigen des linken Armes gegen die Erde, das beinahe ſichtbare Zittern der matt erhobenen Rechten, der ſanfte Schmerz in den reinen Zügen der ſchönen Phyſiognomie, drücken die tiefe Trauer über das Entſchwinden des

Lehrers aus, in der höchſten Potenz iſt hier der Seelenſchmerz gleichſam perſonificirt, und ſeine Stärke ſcheint den zarten, gefühlvollen Jünger erdrücken zu wollen.

Rechts, beinahe in Mitte des Tableaus, kniet Petrus, dem Schauer den Rücken zuwendend. Mit kräftigen Zügen wird die ganze Eigenthümlichkeit dieſes männlich-kühnen Apoſtels hier wieder gegeben. Eine lebhafte Handlung, das glühende Geſicht, die Ausſpannung der Muskeln an den erhobenen Händen zeugt von der Heftigkeit des Affects. Petrus ſcheint gleichſam in einem verwegenen Kampfe mit dem Schickſale treten, und gewaltſam den geliebten Meiſter hienieden feſt halten zu wollen.

Auf der eigentlich rechten Seite ſteht Maria, eine majeſtätiſche Geſtalt, in erhabener Ruhe. Die hohe Seele ſcheint ſo eben den Sieg über den Schmerz, den des

Sohnes Verluſt hervorgebracht, zu gewinnen; die edlen Züge des Geſichtes ſprechen klar aus, daß die Mutter ganz des Heilandes Verherrlichung zu faſſen vermag.

Hinter Maria kniet die lieblich ſich darſtellende Sünderin, Magdalena; die weichen Formen des üppigen, weiblichen Körpers hauchen Correggios ganze Grazie wieder. Mit einem Worte: Zuſammenſtellung, Verbindung und Ausführung, Faltenwurf und Bekleidung, Zeichnung und Farbengebung endlich behaupten in Mengs Himmelfahrt ſolche entſchiedene Vorzüge, daß man, außer unſerm Hellenen, täglich Fremde vor dem Altarblatte bemerken kann, die durch ſolche Kunſtſprache entzückt, ihrer ſelbſt vergeſſen.

Die Predigt nahete ſich bereits ihrem Ende, als der Prinz endlich, wie aus einem Traume erwachend, die Blicke vom Gemälde abwendete, und von jener Verzückung wieder zu ſich ſelbſt kam, in welcher er mit Mengs behrem Genius geſchwelgt hatte.

Zufällig ſchweiſten Tertullians Augen über die Reihen holder, frommer Jungfrauen hin, an deren Seite er ſtand; da fiel ihm, in Mitte derſelben, ein zartes Mägdlein ganz ungemein auf; es überſtrahlte wie des Morgenſternes reines Licht im blauen Aether die übrigen Sternlein alle, deren Glanz matt und immer matter erbleichen mußte, ob der Pracht, welche jenes Meteor verbreitete.

Die Jungfrau, welche des Hellenen Aufmerkſamkeit plötzlich in einem ſolch' hohen Grade beſchäftigte, zeichnete nur eine herrliche Geſtalt und eine ungemein anmuthige Haltung und Kleidung vor den vielen reizenden Schweſtern, welche ſie umgaben, aus, denn das Geſicht bedeckte ein dichter, zwiefacher weißer Schleier, doch hätte ſicher Jedermann, die Verſchleierte beachtend, hoch und theuer geſchworen, es müſſe auch ihr Geſicht ein Abglanz himmliſcher Schöne ſein, denn in ſolchen Fällen leitet uns eine gewiſſe Ahnung, welche zwar Gecken oft genug, ſeltener aber ein tiefes Gefühl trügt.

Ein himmelblaues Kleid von ſeidenem Zeuge umfloß die zarten, herrlichen Gliedmaßen der Verſchleierten, den jungfräulichen Buſen aber verhüllte, gar züchtiglich, eine Krauſe von koſtbaren weißen Kanten, die hinauf an den lieblichen Schwanenhals, und den Alabaſterähnlichen Nacken; ein ſilberner Gürtel ſchlang ſich bildlich um die runden Hüften; lange üppige Locken, an Farbe dem lauterſten Golde gleich, ringelten ſich bis auf den keuſchen Buſen hernieder, und auf dem Haupte ſtrahlte ein diamanten Diadem. Wie eine geheime Macht zog die verſchleierte Jungfrau unwiderſtehlich den griechiſchen Jüngling an, kein Auge vermochte er von ihr zu wenden, ſie ſtellte ſich ihm dar wie des Himmels hohe Königin.

Es ſprach der Pater auf der Kanzel, ein ſilbergrauer Ehrfurcht einflößender Greis, voll Salbung und Würde über den Text: „Wer ſich erniedrigt, wird erhöhet, und wer ſich erhöhet, wird erniedrigt werden.“

Rührend ſchilderte der hochwürdige Vater am Schluſſe der Rede noch das Seelenglück frommer, reiner Weſen, deren demüthige und chriſtlich-hochſinnige Ergebung in den göttlichen Willen kein herber Sturm hienieden zu beugen vermöge, und die dereinſt in hehrer Glorie triumphiren würde über Bosheit und irdiſchen Stolz.

Sichtlich bewegt und ungemein aufmerkſam hing der Verſchleierten Ohr an des Paters Munde, und Tertullian bemerkte ganz deutlich, wie der Jungfrau ſchönes kleines Händchen unter die Schleier ſich ſtahl, die in Fülle fließenden Thränen zu trocknen; der Jüngling theilte der Verhüllten hohe Rührung, ſein ſchwarzes Auge füllten gleichfalls Thränen.

Mit einem vielſagenden Blicke zur Höhe hatte der heilige Mann ſein Amen nun geſprochen, die Gläubigen erhoben ſich alle von ihren Sitzen im Staube zu knien vor dem allmächtigen Herrn der Welten, der gottesfürchtige, fürſtliche Auguſt betrat ſeine Loge, Trommeten ſchmetterten, Pauken wirbelten, in vollen Akkorden tönte die große Orgel, Weihrauch duftete, mächtiglich und ergreifend erklang das Hoſianna der reinen Diskant- und Altſtimmen — da nahm die Jungfrau im himmelblauen Gewande das Betbüchlein, mit blinkendem güldenen Schnitte, in rothen Maroquin zierlich gebunden, zum Händchen, die andere ſchöne Hand ſchlug ſittiglich und anmuthig die Schleier zur Höhe, ein himmliſches Antlitz war enthüllt, und

Tertullian erkannte in demſelben die unvergeßlichen Züge — der leipziger Jungemagd.

Unbeweglich wie eine Bildſäule ſtand der Hellene; ſein Auge ſtarrte nach dem ſo ſeltſam wiedergefundenen lieblichen Weſen hin, und ganz und gar ſchien er dem dießſeitigen Leben entrückt. Theodora, ganz Andacht, hatte den Prinzen keinesweges wahrgenommen, der durch ein leiſes Klopfen auf die eine ſeiner Schultern ſich plötzlich aus ſeinen Träumen erweckt ſah. Sarvathy fuhr auf; ein hagerer, alter Mann, mit blaſſem eingefallenen Geſichte und finſterm Blicke, in königliche Liverei gekleidet, einen langen Stab mit großem ſilbernen Knopfe in den Händen, ſtand vor ihm. Es war der Kirchendiener, welcher den Fremden höflich bedeutete, der hier im Gotteshauſe eingeführten Sitte gemäß, auf die andere, für das männliche Geſchlecht beſtimmte Seite zu treten, denn nicht ſollte die zu große Nähe einer Mannsperſon die Andacht frommer Frauen abziehen oder ſtören.

„Nur einen Augenblick noch, beſter Freund!“ bat der Grieche, allein der Kirchendiener, kalt ſeine Pflicht erfüllend, ſchüttelte mißbilligend und ernſt das Haupt, drängte und drängte, bis nothgedrungen der arme Prinz ſich endlich zu weichen fügte.

Die Gänge der andern Seite waren von Offizieren, Fremden, und andern Leuten erfüllt, und es war dort ſolch' großes Gedränge, daß Tertullian, trotz aller Mühe, welche er ſich gab, durchaus nicht in die erſte Reihe gelangen, und die Jungfrau im himmelblauen Gewande wieder zu Geſichte bekommen konnte.

Noch einige verzweifelte Verſuche wagte der Hellene, ſich hinüber zu ſchleichen in die verbotene Region der Frauen, allein vergebens! — der düſtere, hagere Kirchendiener mit dem langen Stabe war ein aufmerkſamer Wächter, und keine Bitten, keine Verſprechen konnten ihn bewegen, nur ein Haar breit von ſeiner Pflicht abzuweichen.

Endlich ging der Gottesdienſt zu Ende, und Sarvathy eilte, vor des Tempels Pforte Poſto zu faſſen; viele Huldgeſtalten zwar ſchwebten an ihm vorüber, aber wieder vergeblich ſpäheten ſeine ſehnſüchtigen Blicke nach der Jungfrau im himmelblauen Gewande; ziemlich ſpät beſann ſich unſer Held, daß noch mehrere Ausgänge aus der Kirche führten, er rannte von einem zum andern, allein mit nicht beſſerem Glücke theilte er ſeine Aufmerkſamkeit.

Keine Ruhe mehr hatte Tertullian; durchaus wollte er das Mädchen ſeiner Seele noch einmal ſehen, alle ehemalige

Rückſichten ſchienen vergeſſen, er blickte jeder Dame, welche ihm auf der Straße begegnete, in's Geſicht, und endlich verlangte er vom Polizei-Büreau Aufſchluß, wo eine reizende Jungfrau mit herrlichen blauen Augen, welche ſich Theodore nenne, und vor einigen Jahren in Leipzig als Jungemagd gedient, in Dresden wohl aufzufinden ſein möchte.

Die Herren auf der Polizei hielten den Fremden wahrſcheinlich für verrückt, denn ſie lachten ihm geradezu in's Geſicht.

Abends wurde im Theater am Linkiſchen Bade — es war zur Zeit des Sommers — eine neue Oper von Roſſini gerade zum erſtenmale aufgeführt; der Hellene betrat jenes Schauſpielhaus nur in der Hoffnung, Theodoren vielleicht dort zu erblicken, denn der Anſchein hatte dargeſtellt, es dürfte die leipziger Jungemagd ſich hier in ganz andern

Verhältniſſen, als einſt in jener Stadt befinden, allein abermals ſah ſich der Prinz in ſeiner Hoffnung getäuſcht; ſeine Argusblicke ſchweiften im Parterre, in den Logen — allerwärts umher, aber nirgends zeigte ſich eine Spur von der frommen, anmuthigen Jungfrau im himmelblauen Gewande.

Welch' enthuſiaſtiſcher Verehrer der Kunſt, und namentlich der Muſik Tertullian auch war, heute vermochten ſelbſt des genialen Roſſini liebliche Zaubertöne ihn nicht anzuregen, und er verließ noch vor Ende des erſten Aktes das Haus.

Dicht am rechten Ufer der Elbe führt ein einſamer Fußſteig vom Linkiſchen Bade zurück in die Reſidenz.

In Gedanken tief verſunken ſchlug der Prinz dieſen Pfad jetzt ein. Es war an einem ſchwülen Abende; von Weſten her aus dem Meißenerthale zogen, gleich furchtbar drohenden Heeren, ſchwarze Gewitterwolken, doch unſer Held, immer vorwärts wandelnd, wurde nichts davon gewahr.

Der erwähnte Fußſteig, auf welchem Tertullian wallte, führt über bedeutende, alte und hohe Baſtionen und Feſtungswerke, welche insgeſammt in der Volksſprache: Bärſchanze oder der Bär *) genannt werden.

Als der Prinz die eine dieſer Schanzen erſtiegen hatte, rüttelte ihn ein höchſt ſeltſamer Anblick gewaltſam aus ſeinen Träumereien auf.

An einem der häufig in dieſer Gegend umher liegenden großen Sandſteinſtücke ſaß ein altes Weib in jener ungewöhnlichen Kleidung, welche offenbar an die

---

*) Urſprünglich wohl Baierſchanze, von ihrem Erbauer, welcher Bajer hieß.

der Tſchinganehs [*]) auf Morea mahnte.

Unheimliche Gefühle vermochte des Weibes Anblick zu erregen; denn die ſchmutzig gelbe Hautfarbe, die langen, grauen, unordentlich um das Haupt hängenden Haare, das runzlichte, höhniſche Geſicht, die kleinen, blinzenden grünlichten Augen nebſt den langen dürren Armen, und der verwachſenen Geſtalt verliehen der Erſcheinung in der That etwas widerliches, ja beinahe grauliches.

Das Weib hatte das Nahen eines Wanderers nicht bemerkt, und ſang mit gellender Stimme in der dem Prinzen keineswegs ganz unbekannten Sprache der Tſchinganehs und ihrer gewöhnten monotonen Weiſe ein Lied, deſſen Sinn ungefähr anzugeben man hier verſuchen will:

---

[*]) So werden in einigen Gegenden des Peloponnes die dort lebenden Zigeuner genannt

„Hellas! meine feſte Burg — *)
Mit den hohen lichten Hallen,
Ach, in Staub biſt du zerfallen!
Soll dein Volk zu Grunde gehen? —
Wann wirſt du aus Staub erſtehen?
Hellas! — du entehrte Braut!

Hellas! alte Siegerin —
Rette, rette bald die Deinen,
Sieh' wie ſie als Sklaven weinen,
Räche unſre tiefe Schande,
Gieb' die Freiheit deinem Lande,
Stürze der Osmanli Reich!

Hellas! kühne Streiterin!
Horch, dort in den Bergen oben,
Hört man ſchon die Stürme toben,
Laß' uns für die Freiheit ſtreiten,
Komm, uns in den Kampf zu leiten,
Hellas! unſre Zuverſicht! —

---

*) Dieſe wenigen Stanzen ſind in der That einem neugriechiſchen Nationalliede nachgebildet.

Leicht mag der Leſer ermeſſen, in welches Erſtaunen es unſern Sarvathy verſetzen mußte, ſolche eigenthümliche Töne unſern Dresden zu vernehmen.

Das Gewitter war herauf gezogen, ziſchend kreuzten ſich die Blitze; furchtbar rollte der Donner, und höher gingen unten am Fuße des Waldes die Fluthen der unruhigen Elbe.

Jetzt rief Tertullian romaiſch dem Weibe zu: „Biſt du in der That eine Tſchinganehſin? in welcher Gegend auf Morea biſt du geboren, und welcher ſeltſame Zufall führte dich in dieſe fernen Lande?“

Nicht ohne Verwunderung wandte die Alte das Haupt, als ſie ihres Vaterlandes Sprache plötzlich vernahm; ſie betrachtete den vor ihr ſtehenden jungen Mann mit großer Aufmerkſamkeit, und ſprach endlich nach einer langen Pauſe:

Ja wohl bin ich eine Tſchinganehſin, und zwar auf Maina zu Hauſe, aber wer ſeid denn Ihr, feiner, junger Herr?

Unwillkührlich erwiederte der Prinz: „Ich bin dein Landsmann Tertullian Sarvathy, des regierenden Fürſten Baſilius erſtgeborener Sohn.“

Kaum hatte unſer Held dieſe Worte ausgeſprochen, da fuhr die Alte wild, und wie eine Raſende auf; hohe Röthe färbte ihre eingefallenen Wangen, Feuer ſprühten ihre grünen Augen, ſie raufte ihre grauen Haare, und indem ſie wüthend den Boden ſtampfte, ſchrie ſie kreiſchend und fürchterlich:

„Ja, ja es ſind die Züge des Baſiliskengeſchlechtes — verflucht dieſe Sarvathys, dieſe Kronenräuber! — Kutupharis Blut muß über Maina herrſchen, denn unter ihm allein erwarten Segen und Heil meine Berge.“

Während dieſes leidenſchaftlichen Aufrufes hatte die alte Tſchinganehſin ſehr emſig alle um ſie her liegende Steine in ihrer Schürze geſammelt, und indem ſie nun dieſe Steine ſehr heftig auf eine Stelle zuſammen an die Erde warf, rief ſie noch wilder aus: „Fluch — tauſendfacher Fluch dieſen Sarvathys — den hölliſchen Geiſtern weihe ich die Brut, zu Grunde mögen ſie Alle gehen, um als Uricolacas *) zum Entſetzen der Lebendigen wieder zu kehren.“

---

*) Unter den Griechen, und vorzüglich unter den auf Morea lebenden Zigeunern herrſcht ein alter, höchſt ſeltſamer Gebrauch. Wenn ſie durch ihre Unterdrücker, die Türken, zum ärgſten gereizt, oder auch von ſonſt Jemanden ſchwer beleidigt werden, ſo weihen ſie ihre Feinde auf folgende Art der Hölle. Man zieht irgend

Den Prinzen überlief es kalt, doch ſchnell ſich wieder ermannend, fragte er mit ziemlicher Ruhe: Unglückliche! was haben dir die Sarvathys zu leide gethan, daß du ſo ſchrecklich ihrer flucheſt? — Was fabelſt du von den Kutupharis;

---

einer Stelle einen Schmähnamen, die man verwünſcht, indem man den Verfluchungsſtein darauf wirft; die Freunde des Verfluchers alle unterlaſſen nicht, ihren Stein, wenn ſie an dem Orte vorüber gehen, beizufügen, und ſo erhebt ſich dann in kurzer Zeit ein bedeutender Steinhaufen. Nach dem Volksglauben bewirkt dieſe Verwünſchungsceremonie, daß der Verwünſchte ſelbſt ein Uricolacas d. i., ein nach dem Tode Wiederkehrender wird, deſſen Leichnam im Grabe nicht verweſet, und der ſeiner hinterbliebenen Familie Unglück aller Art verurſacht. Genau ſcheint übrigens dieſer Aberglaube, mit jenem des Vampirism zuſammen zu hängen, der ſich allgemein im Orient verbreitet hat. Dieſer Stoff wurde bekanntlich voll hoher Genialität von dem berühmten Lord Byron behandelt.

längſt ja iſt Zanetachi Kutuphari todt und ſein Stamm gänzlich ausgeſtorben?

„Du lügſt, erwiederte die Ziegeunerin, dann fügte ſie langſam und feierlich mit erhobener Stimme, und wie vom Geiſte der Seher ergriffen, noch bei: Ein Sprößling aus Kutupharis Geſchlechte lebt, und er wird ſich erheben auf den Thron der Mainoten, ſo wahr Gott im Himmel herrſcht.“

Ein heller Blitz erleuchtete in dieſem Momente die Gegend, dem ſchnell ein furchtbarer Donnerſchlag folgte. Tertullian ſtand betäubt, und als er ſich wieder erholte, war die räthſelhafte Tſchinganehſin bereits verſchwunden: der Prinz eilte nach, allein vergebens ſtrebte er die Spur der Alten aufzufinden.

Verhängnißvolle Ereigniſſe hatte der Hellene an dieſem Tage verlebt, und darüber ſinnend legte er den Reſt des Weges nach der Stadt zurück.

Als Sarvathy die Straße, in welcher er zu Dresden wohnte, erreicht hatte, vernahm er aus den Fenſtern der ſchönen, jungen Gräfin l'Pinuccini der Dame wohlbekannte hellklingende Stimme; ſie ſang des Prinzen Lieblingsromanze, indem ſie ſich ſelbſt mit der Guitarre begleitete.

Noch immer in tiefen Gedanken, und mehr dem Zuge der Gewohnheit folgend, als mit Ueberlegung ſchritt Tertullian hinan zu den Gemächern der Italienerin, und, wie gewöhnlich, ſah er ſich auch heute ungemein freundlich von der Gräfin aufgenommen.

Es war gar nicht zu läugnen, die üppige Schwarzbrünette nahm ſich dieſen Abend verführeriſcher und reizender als je aus. Ein feines, weißes, knapp anliegendes und ſehr geſchmackvolles Nachtnegligee ließ die runden, vollen Formen des zur Wolluſt gebauten Körpers nur noch bedeutender hervortreten, das Röckchen reichte nicht ſo weit hernieder, um die vollen Waden und das niedliche Füßchen neidiſch zu bergen, die herrlichen Arme ſtellten ſich bis zur Schulter entblößt dar, und da die Dame, der ſchwülen Gewitterluft halber, das Tuch abgelegt hatte, ſo ſtellte ſich der wogende üppige zur Höhe ſtrebende Buſen, der runde Nacken und Hals, ohne alle Hülle, in ihrer ganzen natürlichen Schönheit dem Auge dar, und die aufgelöſten dunkeln Haare, welche in Fülle und reizender Unordnung dieſe Partien beſchatteten, trugen nur noch dazu bei, ihre Reize und das blendende Weiß derſelben zu erheben.

Die ausgelernte Kokette ſpielte doch ein wenig die Betroffene, als der männliche Hellene ſie alſo überraſchte. „Wie Sie mich erſchreckt haben, loſer Prinz!“ rief ſie aus, indem ſie, holde Scham zu erkünſteln ſuchend, einen koſtbaren türkiſchen Shawl um ſich warf, und ſich ſo geſchickt mit demſelben drappirte, daß ihre lockenden Reize nur mehr erhoben, als verborgen wurden.

Es hatte ſich Tertullian ſchweigend und erröthend abgewendet; Signora aber ſchien dieſes nicht bemerken zu wollen, ſondern ließ ſich mit ihrer freundlichen, fürwahr bezaubernden Unbefangenheit ſogleich wieder vernehmen: „Eigentlich, lieber Prinz! iſt mir doch lieb, daß ſie kamen, das Gewitter verhinderte mich auszufahren, und die Zeit fing an, mich zu drücken. Aber wo ſteckten Sie denn, ich ſah Sie ja den ganzen Tag nicht zu Hauſe? — Apropos! ich habe dieſen Morgen ein Geſchenk an Wein erhalten, es ſoll Ihr Landsmann ſein, und aus der Inſel Chios kommen, Sie müſſen ihn durchaus ſogleich koſten, Prinz! um ſeine Aechtheit zu erproben.“

Nach dieſen Worten entſiegelte die Dame mit den kleinen ſchönen Fingerchen behende eine Flaſche, welche neben mehreren andern und einem großen ſilbernen Pokale auf einem Nebentiſche ſtand, wo ſie recht gefliſſentlich den Hellenen zu erwarten hingeſetzt worden zu ſein ſchien.

Einigermaßen mißmüthig ſprach Sarvathy: „Laſſen Sie doch, Signora! ich habe heut gerade wenig Luſt zu trinken — ein andermal.“

Lachend erwiederte die Gräfin, den großen Pokal füllend, und ohne aufzublicken: „Ei, Sie ſind mißgeſtimmt — lieber Prinz! nur Geduld, das flüſſige Feuer aus Chios wird die böſe Laune ſchnell in eine gute umwandeln, und trinken ſollen Sie trotz allem Widerſtreben.“

Die ſchalkhafte Brünette hielt den vollen, ſchweren Becher mit den beiden runden kleinen Händchen, und nachdem ſie ein bischen genippt, reichte ſie das Geſchirr unſerm Helden mit Grazie und gutmüthig lächelnd, indem ſie langſam aber ohne Ironie ſprach:

„Eine Römerin, edler Fürſtenſohn! bringt Dir dieſen Becher auf — Griechenlands Wiedergeburt.“

Wohl kannte die Italienerin Menſchen, und wußte deren zugängliche Seiten mit Scharfſinn ſtets aufzuſinden. Jene Worte wirkten ſogleich wieder gleich elektriſchen Schlägen auf Tertullian, ſein dunkles Auge funkelte. „Auf Griechenlands Wiedergeburt? —“ rief er fragend aus, indem er ſchnell beifügte: „Mir den Becher, edle Römerin! kein Hellene darf bei ſolchem Wunſch Beſcheid verſagen —“ hiermit leerte er das Gefäß mit einem Zuge, und indem er den Becher auf den Tiſch ſetzte, ſprach er kräftig: „Aecht iſt der Wein, und ächt ſein Volk, wenn es nach Freiheit ſtrebt und dieſe oder den Tod erringt.“

Die Gräſin ſah den Prinzen in einer Stimmung, die ihren Wünſchen keineswegs widerſprach, es gelang ihr, ihm noch einen Becher Wein aufzubringen, dann lud ſie ihn ein, neben ihr im Sopha Platz zu nehmen, was ſofort auch geſchah.

Es dämmerte bereits, doch war das Gewitter vorüber, nur fiel jetzt der Regen draußen in Strömen. Solche Situationen fördern die Traulichkeit: Signora legte das weiche Händchen auf Tertullians Arm und indem ſie theilnehmend und ſchmachtend in ſein dunkles Auge ſah, lispelte ſie ſanft: „Aber, Sarvathy! Ihr Blick iſt heute ſo verſtört und wild, wie ſonſt nie; mein Gott, was iſt Ihnen denn?“

Gräſin! erwiederte der Prinz, ich glaube, daß ich abentheuerlich träumte, ſeltſame Schreckbilder flogen an mir vorüber, doch wie geſagt, es waren doch wohl nur — Träume.

„Lieber Schwärmer! —“ lispelte die Dame mit noch innigerem Tone, als zuvor, indem ſie mit der einen Hand dem Hellenen die Locken aus der hohen Stirn ſtrich, und mit der andern vermittelſt ihres eigenen Tuches die ſchweißbedeckte Stirn ihm trocknete. Des üppigen ſchönen Weibes große ſchwarze Augen ſtrahlten feuriges Verlangen; ihre roſichten, ſchwellenden Lippen hauchten Wolluſt, und Tertullians brennende Wangen fächelte der Gräfin lind duftiger Odem. Oft ſchon war der Hellene aus ähnlichen gefährlichen Lagen als Sieger hervorgegangen, allein es berühren ſich allerwärts Extreme: Des glühenden jungen Mannes Phantaſie war heute ſchon zu ſehr geſpannt worden, und hatte in zu ſchwindelnde Höhen ſich erhoben, als daß ſie nicht endlich gewaltſam hätte herniederſtürzen müſſen zur irdiſchen Leidenſchaft; der ungewohnte vaterländiſche Rebenſaft tobte flüſſigem Feuer gleich durch ſeine Adern: ſo nahe befanden ſich die blühenden Korallenlippen der jungen Italienerin an den ſeinigen, — zum erſtenmale in ſeinem Leben vermochte er den wilden Trieb des glühenden Blutes nicht länger niederzukämpfen, ſeine Sinne verwirrten ſich, und voll leidenſchaftlichen Wahnſinnes drückte er ſeinen Mund auf die einladenden zarten Lippen der Gräfin.

Endlich glaubte das üppige italiſche Weib ſich ſeines Sieges gewiß. Voll verliebter Wuth ſchlang Signora die ſchönen runden Arme um den Hellenen, ſie beugte ſich leiſe und wollüſtig ſeufzend im Sopha zurück, Tertullian lag auf ihrem ungeſtüm ſich hebenden Buſen, ungekanntes ſüßes Gift trank er von ihren Lippen, eine nie geahnete Sinnenluſt hub an, ihn zu umfangen, er ſchien ſchon verloren — — da trat plötzlich Theodorens Bild aus dem Innern ſeiner Seele hervor, er glaubte die reine Jungfrau im himmelblauen Gewande wie dieſen Morgen zu erſchauen, doch wandte ſie jetzt ſtrafend und voll Kümmerniß das fromme Auge auf ihn. Alle ſeine Kraft raffte der edle Fürſtenſohn nun zuſammen, und gewaltſam riß er ſich aus den Armen der erſchrockenen Italienerin.

Tertullian hatte überwunden; um ſo herrlicher war ſein Sieg, je gewiſſer er der Schmach einer Niederlage ſchon übergeben ſchien. Buhlerin! rief er der Gräfin noch mit einem Blicke der tiefſten Verachtung zu, indem er raſch das Gemach verließ.

Nachdem wir jenen Baron Terſchburg, welcher den Helden bei der Italienerin eingeführt, mit einigen wenigen unzulänglichen Zügen gezeichnet hatten, verloren wir ihn ſogleich wieder aus den Augen, und des Mannes Charakterſkizze bleibt nothwendigerweiſe noch zu ergänzen.

Terſchburg hatte ſich allerdings ſogenannte geſellſchaftliche Formen zu eigen gemacht, und konnte ein angenehmer Mann im Umgange gelten, ein Verdienſt, welches er mit einer Legion erbärmlicher Schufte theilte, die ihm gleichen: nichts deſtoweniger war dieſer Baron eigentlich nichts mehr, als ein ſolcher Menſch, von dem man ſehr richtig beziehend ſpricht: Er ſteht unter jeder Kritik. Ganz kurze Zeit hatte Terſchburg zwar im Trüpplein eines kleinen deutſchen Fürſten gedient, war aber zeitig, niedriger Handlungen halber, auf eine nichts weniger als ehrenvolle Weiſe verabſchiedet worden. Ohne Vermögen, ohne Luſt und Kenntniſſe, ſich auf irgend eine Weiſe anſtändig zu nähren, mußte der Mann, wenn ihm ſchon natürliche Fähigkeiten nicht abzuſprechen waren, bei der Verdorbenheit ſeines Herzens, und bei ſeiner leidenſchaftlichen Neigung zu ſinnlichem Vergnügen nur zu bald auf verächtliche Abwege gerathen, bei deren Verfolgung er es endlich in der That zu einer Art von Virtuoſität brachte. Entweder machte Terſchburg den Spieler, oder er deckte ſeine Subſiſtenz, die angenehme männliche Geſtalt geltend machend, auf noch gemeinere Weiſe.

In einem ähnlichen Verhältniſſe hatte der Baron ſeit einiger Zeit zu der Italienerin gelebt, allein troz ihrer üppigen Laſter wohnten der Gräfin nichts deſtoweniger zu viel Geiſt und Charakter bei, als daß ſie ſich lange in der engern Verbindung eines erbärmlichen Menſchen hätte gefallen können, der dem Namen: **Mann** ſelbſt Schande machte. Indeß war Signora zu großmüthig, ſich gänzlich von dem Wichte abzuziehen, der kurze Zeit das Spiel ihrer ſinnlichen Laune geweſen war; ſie warf dem elenden verſchwenderiſchen Abentheurer zuweilen eine Hand voll Gold zu, wogegen er ſich als ein folgſames und blindes Werkzeug ihrer Intriguen gebrauchen laſſen mußte.

Der tägliche Anblick des männlich ſchönen jungen Prinzen aus Grätzien, welcher ihr ſeit einiger Zeit gegenüber wohnte, hatte der Gräfin Leidenſchaft in einem hohen Grade entzündet, welche Glut noch ungemein vermehrt wurde, als der Signora ſcharf ſehendem Auge nicht entging, daß auch ihre Reize auf den Fremdling heftigen Eindruck gemacht hatten. Indeß gelangte die viel erfahrene üppige Italienerin auch bald zu der Ueberzeugung, ihr vis à vis ſei ein blöder Neuling im Felde der Galanterie, welchen auffallende Koketterie eben ſo wenig, als ſeine, wohl ſchwerlich ermuthigen würde, ohne fremden Impuls Eintritt bei ihr zu ſuchen, und der elende Terſchburg ließ ſich für eine Hand voll Gold bereitwillig finden, dieſen Impuls zu geben; auf welche Weiſe aber ſelbſt der Zufall ihn in ſeinen Planen unterſtützte, wurde bereits erzählt.

Voll Neid und heimlicher Mißgunſt wich der Abentheurer indeß dem Prinzen von der Zeit an aus, nachdem er das ſcheinbar glückliche Gedeihen einer Liebesintrigue der Italienerin wahrnahm, die doch gerade ſein eigener verworfener Eigennutz in Gang gebracht hatte, und Terſchburg hub an, den Griechen zu haſſen, weil er befürchtete, daß er durch ihn vielleicht gänzlich aus der Gunſt der Signora verdrängt werden möchte, die ihm allein wegen der Goldſtücke ungemein wichtig blieb. Uebrigens war Tertullian zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß ihm je die Art aufgefallen wäre, in welcher ihn dieſer Baron nun ängſtlich vermied.

Jedes Weib, die im Begriffe, des Liebhabers Wünſche zu krönen, von demſelben ſo verächtlich und erniedrigend wie die junge Gräfin von dem Prinzen behandelt wurde, dürſte tief die Beleidigung fühlen, jene feurige Italienerin aber wandelte der Vorfall in eine wüthende, blutige Rache dürſtende Furie um.

Ihr elender Buhle, der Baron Terſchburg, welcher ſeither mit Verachtung behandelt worden war, ſah ſich für den Augenblick von der Gebieterin plötzlich zu ſeinem eigenen nicht geringen Erſtaunen wieder in Gnaden an und aufgenommen.

Es ſprach die Gräfin zu dem Abentheurer: „Tief, ungemein tief hat dieſer ſogenannte Prinz meinen Stolz und meine Ehre gekränkt, — über das Wie beliebte Signora ein tiefes Stillſchweigen zu beobachten — ich will, ich muß Rache haben, er ſoll nicht leben, und wenn Sie, Baron! wenn Sie männlichen Muth genug beſitzen, dieſen Sarvathy niederzuſtoßen, ſo ſchwöre ich Ihnen bei allen Heiligen, nicht nur meine höchſte unwandelbare Gunſt, nein, ſelbſt die Hälfte des Inhaltes dieſer Gold erfüllten Caſſete ſoll Sie belohnen."

Gierige Blicke warf der Elende nach dem bedeutenden eiſernen Geldkaſten der Gräfin, welcher in einer Ecke des Gemaches ſtand; er kannte dieſe Caſſete, und wußte recht gut, es verlohne gar ſehr der Mühe, um den Beſitz des reichen Inhaltes viel zu wagen; überdieß war ihm die Gelegenheit nicht unwillkommen, ſeinem kleinlichen Privathaſſe ein Opfer zu bringen, und nach kurzem Sinnen rief der Verworfene daher: „Wohlan, Signora! die Preiſe ſind zu lockend, als daß ich mich länger beſinnen möchte, mein Leben einzuſetzen, um ſie zu verdienen.“

Des Weibes Augen erglühten vor hölliſcher Freude, und zärtlich warf ſie ſich dem ſchändlichen Burſchen, den ihre Seele verachtete, in die Arme, um ſeinen Muth durch buhleriſche Liebkoſungen noch mehr anzufeuern.

Das ſchöne männliche Haupt in die flache Hand geſtützt, ſaß Tertullian tiefſinnig da, als Terſchburg in ſeine Stube trat.

Der Beſuch kam unvermuthet, vielleicht auch nicht einmal ſehr willkommen, nichts deſtoweniger trat Sarvathy freundlich und arglos dem Baron entgegen.

Beinahe hätte des Hellenen offener Blick den Abentheurer außer Faſſung gebracht, allein er dachte an den Geldkaſten der Buhletin, und ſeine ganze bedeutende Unverſchämtheit zuſammennehmend hub der Elende an:

„Mein Prinz! ich war es, der vor einiger Zeit Sie in das Haus meiner Freundin, der Gräfin Pinuccini, einführte, doch ſchlecht ſehe ich mein Zutrauen in Ihre Perſon belohnt; Sie wagten es, die edle Dame zu beleidigen, und ich bin hier, Genugthuung für die meiner theuerſten Freundin zugefügten Kränkungen zu verlangen.“

Lächelnd und voll Ruhe erwiederte Tertullian: Ich bedaure Sie in der That, lieber Baron! denn Sie ſtehen im Begriffe, eine ſehr ſchlechte Sache zu verfechten; glauben Sie mir, Ihre theuerſte Freundin iſt nur eine elende Buhlerin.

„Wie, ſchrie Terſchburg, den Schein des Zornes erkünſtelnd, Sie hoffen durch neue Schmähungen Ihre Feigheit zu bedecken?“

Eine kirſchbraune Röthe überzog des Hitterten Geſicht, Funken ſchienen ſeine großen ſchwarzen Augen zu ſprühen, krampfhaft ballten ſich ſeine Fäuſte, und mit furchtbarer Stimme rief er aus: Wer wagt Sarvathys Erſtgeborenen feig zu nennen? — wehe ihm! fort, bewaffnen Sie ſich zur Stelle, Ihr eigen Blut ſoll mir den Schimpf vergelten.

Der Abentheurer hatte Mühe, ſeine Faſſung beizubehalten, doch es ſiegte ſeine Unverſchämtheit; mit ſcheinbarer Gelaſſenheit, und nicht ohne Hohn erwiederte er: „O ja, mein Prinz! wir wollen fechten, und zwar auf Tod und Leben, doch der rechte Mann läßt nie durch Leidenſchaft ſich hinreißen, und handelt ſtets mit Bedacht. Zu bedeutend iſt die Beleidigung, zu weit iſt die Sache gediehen, keine Verſöhnung erlaubt die Ehre, einer von uns beiden bleibe todt auf dem Platz, eher ende nicht der Kampf! — Doch wir beide ſind in dieſem Lande fremd, die Sicherheit des Siegers darf nicht unbeachtet bleiben —"

Ungeduldig unterbrach Sarvathy den Schwäher: Wozu der vielen Worte, ich bin Alles zufrieden, holen Sie Ihren Degen, ich laſſe anſpannen, wir fahren nach der böhmiſchen Grenze.

Kalt nahm Terſchburg wieder das Wort: „Erlauben Sie, mein Prinz! eine Reiſe, ſolche Weitläufigkeit ſteht mir nicht an, hören Sie mich, beſſer habe ich mir die Sache überlegt. Draußen am Ufer der Elbe, unter den Verſchanzungen, der Bär genannt, befinden ſich weitläufige Caſematten; finſter ſind jetzt die Nächte, ich erwarte Sie um Mitternacht auf den Höhen des Bärs, wir ſteigen hinab in die unterirdiſchen Hallen, Sekundanten ſind unter Männern von Ehre nicht nöthig, wir erſcheinen mit unſern Degen allein;

ich werde für Fackeln und einen Spaten ſorgen, der Kampf ende nur mit dem Tode des einen von uns beiden; der Sieger beerdigt ſogleich an Ort und Stelle des Gegners Leiche, deſſen Verſchwinden in ein ewiges Dunkel verhüllt bleiben möge.“

Tertullian ſtutzte ein wenig; des Barons Vorſchlag hatte ſchon an und für ſich ſelbſt etwas grausliches, und es wurde bereits öfter bemerkt, daß der Prinz trotz der feinen Geiſtesbildung doch nicht ganz frei vom Aberglauben, dem Erbfehler ſeiner Landsleute, geblieben war; die Baſtion, der Bär genannt, ſchien ihm ein ſeinem Glücke ungünſtiger Ort zu ſein, denn dort ja hatte erſt vor zwei Tagen die räthſelhafte Tſchinganehſin ſein ganzes Geſchlecht unter ſchrecklichen Flüchen verwünſcht. Allein konnte ſich der Hellene auch eines heimlichen Schauers nicht erwehren, ſo ermannte er ſich dennoch bald genug; um keinen Preis mochte er auch nur den Schein irgend einer kleinmüthigen Bedenklichkeit zeigen, und nach kurzem Sinnen wandte er ſich kalt und ſtolz von dem Baron mit den Worten ab: Erwarten Sie mich um die zwölfte Stunde auf den Höhen des Bärs.

Es war eine düſtere, ſturmbewegte Nacht, und der Wind heulte im Elbthale laut aus dem Wetterloche her, als Tertullian, in einen weiten Mantel gehüllt, langſam und feſten Schrittes durch die Finſterniß hin, am Ufer, aufwärts des Stromes wandelte.

Zwölfmal brummte dumpf die Glocke vom fernen Kreuzthurme Dresdens her, als Sarvathy gerade die Bärſchanze hinaufſchreitend von einer tiefen Stimme mit: Wer da! angerufen wurde. Er entgegnete unerſchrocken: Der Fürſtenſohn aus Griechenland, und gleich darauf trat Terſchburg zu ihm. Der Baron ſprach bloß: „Folgen Sie mir,“ indem er vorauf trat und die Schanze abwärts ſchritt, und ſchweigend gehorchte der Prinz.

Die Caſematten unter jenen Feſtungswerken bilden hohe von Quaderſteinen aufgeführte Hallen, die jetzt nicht mehr verſchloſſen werden, und in welche durch kleine Oeffnungen am Tage nur ſparſam einiges Licht fällt, indeſſen zur Zeit der Nacht dort die Finſterniß und Oede des Grabes waltet.

Terſchburg ſchien hier gut Beſcheid zu wiſſen; er führte den Hellenen nach einem der tiefſten und abgelegenſten dieſer Gewölbe, welches eigentlich mehr einen langen Gang, als eine Halle bildete, und als man endlich im Schooße der Erde nicht mehr weiter ſchreiten konnte, warf der Baron den Mantel ab, und entzündete eine dicke Wachsfackel, die er in einen eiſernen Ring ſteckte, der an der Mauer befeſtigt ſich vorfand. Auch einen Spaten hatte der Abentheurer, wie er verheißen, mitgebracht, und indem er dieſes Werkzeug an die Mauer lehnte, ſprach er in einem dumpfen Tone: „Sie kennen unſere Abrede, nur einer von uns wird je wieder des Tages Licht erblicken, und —"

Genug, zur Sache! unterbrach der Prinz Terſchburgen, indem er ſeinen Degen zog. Sein Gegner that ein Gleiches; man legte aus; der Kampf nahm ſeinen Anfang.

Offenbar war Tertullian ſowohl an Stärke als Gewandtheit ſeinem Feinde weit überlegen, auf den er nun wüthend eindrang; allein nichts deſtoweniger wußte der Baron Sarvathys erſte Streiche geſchickt genug zu pariren, und ehe ſich's der argloſe Hellene verſah, hatte der Abentheurer aus ſeiner Rocktaſche mit der linken Hand ein kleines engliſches Terzerol hervorgezogen, deſſen Hahn er ſchnell hinterm Rücken ſpannte, und das nun der Elende, plötzlich ein paar Schritte zurück tretend, gegen den Prinzen abſchoß.

Die Kugel war in Tertullians Bruſt gedrungen, und dieſer ſtürzte ohne Laut ſogleich zur Erde, der ſchändliche Terſchburg aber ſchickte ſich an, den unglücklichen Gegner auch noch mit dem Degen zu durchbohren, als er ſich plötzlich von einer unſichtbaren Gewalt rückwärts am Kragen ergriffen und auf die Seite geſchleudert ſah.

Ein rieſenhaftes Weib, über und über in ein großes weites Tuch gehüllt, eine Blendlaterne in der Hand, hatte ſich im entſcheidenden Augenblicke auf dem Kampfplatze eingefunden und den Abentheurer verhindert, ſeine Schandthat gänzlich zu vollenden. „Meuchelmörder!“ kreiſchte das Weib in einem Nerven zerſchneidendem Tone, indem es, einen blinkenden Dolch in der hoch erhobenen Linken, auf den Schurken losſchritt; allein Terſchburg, bleich wie eine Leiche, und bebend wie ein Espenlaub, behielt dennoch Faſſung genug, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen, und er entkam auch glücklich aus dem unterirdiſchen Gange, ohne ſich von der geſpenſterartigen Geſtalt weiter verfolgt zu ſehen.

Jetzt beugte ſich die weiße Frau über den Prinzen hin, der noch immer bewußtlos an der Erde lag. Sie unterſuchte vorſichtig die Wunde, fand dieſelbe gefährlich, und verband ſie mit großer Geſchicklichkeit mit Tüchern, die ſie ſich vom Leibe geriſſen hatte.

Die Räthſelhafte murmelte während dieſes Geſchäftes allerlei unverſtändliche Worte vor ſich hin, und nachdem das Blut geſtillt und die Wunde, ſo gut es vorerſt gehen wollte, verbunden war, lud die Rieſin mit groſſer Leichtigkeit den langen jungen Mann auf ihre Schultern, und trug ihn, immer vor ſich hin brummend, aus dem Gewölbe.

VIII.

Πᾶσα γὰρ τέχνη καὶ παιδεία τὸ πρόσλειπον βούλεται τῆς φύσεως ἀναπληροῦν.

Aristoteles.

(Alle Kunſt, alle Erziehung darf nur Ergänzung der Natur ſein.)

Vier Tage und eben ſo viele Nächte hatte Tertullian in einer dumpfen Bewußtloſigkeit gelegen, da ſchlug er endlich, als gerade am fünften die Sonne des ſchon ſpätern Jahres ihre erſten wärmenden Strahlen durch die Fenſter warf, wie aus einem tiefen Traume erwachend, langſam die ſchönen dunkeln Augen auf.

Der Prinz fand ſich auf einem reinlichen Lager, die Bruſt mit vielen Binden umwunden; das Gemach ſelbſt war keinesweges prunkvoll, nichts deſtoweniger aber ſehr anſtändig, wie man es in den Häuſern wohlhabender Bürgerfamilien anzutreffen pflegt, ausgeſtattet; der monotone Gang einer kleinen einfachen Stutzuhr, welche auf einer großen braunen Kommode ſtand, war zu vernehmen, außerdem waltete tiefe Stille im Gemache.

„Wo bin ich denn?“ ſprach der Verwundete leiſe vor ſich hin, da erwiederte ein ungemein ſanft und melodiſch klingendes Stimmchen: An einem Orte, wo Ihnen keine Gefahr droht, Prinz!

Sehr bekannt lautete die Stimme, Sarvathy wendete das Haupt nach der Seite hin, von welcher ſie kam, aber kaum glaubte er ſeinen Augen trauen zu dürfen, denn er erblickte die ehemalige leipziger Jungemagd, welche am obern Theile ſeines Lagers ſaß.

Die Jungfrau war in ein feines, nettes und geschmackvolles Hausgewand gekleidet; die kleinen runden Händchen beschäftigten sich emsig mit dem Strickstrumpfe, und die langen seidenen Augenwimpern senkten sich seltsam hernieder; das Mägdlein nahm sich ungemein lieblich aus, und der Hellene seufzte: „Ist es möglich — sind Sie es wirklich, Theodora — bin ich in eine bessere Welt versetzt?“

Eine feine Purpurröthe überflog des schönen Mägdleins zarte Wangen, dann sprach es bittend: „Danken Sie Gott, Prinz! daß Sie endlich aus dem tiefen Schlummer erwachten, der dem ewigen Schlafe glich, aber um's Himmels willen sprechen Sie nicht, und verhalten sich ganz ruhig — die geringste Anstrengung ist lebensgefährlich, wie meine gute Tull-Dern spricht, und die versteht sich gar wohl auf Heilung der Wunden.“

Ich will gehorchen, liſpelte Sarvathy, ich will Alles thun, was Sie befehlen, Theodore! aber haben Sie Mitleid mit mir; wer iſt Tull-Deta? — wo befinde ich mich? und dann — am meiſten intereſſirt es mich — wer ſind Sie, Theodore? wie kommen Sie hierher? — O Gott! ich beſchwöre Sie, — entdecken Sie mir Alles, Sie wiſſen nicht, welchen innigen Antheil ich an Ihnen und Ihrem Schickſale nehme.

Die letzten Worte wurden noch leiſer, beinahe verlegen geſprochen, und auch die Jungfrau verſetzte das Ende der Anrede in eine holde Verwirrung, doch bald ſich wieder faſſend, antwortete ſie mit vielem Anſtande:

„Nur ruhig, mein Prinz! und gern will ich, in ſo weit ich es im Stande bin, Ihre Neugierde befriedigen. Ich kam als ein unmündiges Kind mit einem unbekannten mir keineswegs verwandten Manne aus fremdem und fernem Lande nach Leipzig; kaum dort angelangt, ſtarb dieſer Mann — doch ich beſinne mich ja, Frau Krummſtiefel hat Ihnen meine frühern Verhältniſſe, ſo weit ſie bekannt ſind, alle ſchon mitgetheilt, die Dame erzählte mir nachher, daß Sie die Güte hatten, mit einiger Theilnahme ſich nach meinen Schickſalen zu erkundigen.

Nun, ich bin überzeugt, die Gattin des gutmüthigen Magiſtrats, der ich nach dem Tode meines Erziehers, eines würdigen Dieners Gottes, als Jungemagd diente, und wo Sie, Prinz! mich kennen lernten, beſitzt gerade kein ſchlechtes Herz, allein ihre Gemüthsart iſt heftig, und verwahrloſt mochte ihre Erziehung worden ſein; ſehr hart behandelte mich arme Waiſe die Frau, und ich glaubte ſolche Behandlung nicht länger aushalten zu können, als mir eines Tages auf der Straße ein ſeltſames Weib in einer eigenthümlichen Tracht begegnete. Die Fremde fixirte mich ſcharf, lief mir dann nach, und fragte mich nach Namen und Stand. So ſeltſam war des Weibes Benehmen, ich ſah mich gedrungen, ſie für wahnſinnig zu halten, und doch darf ich nicht leugnen, ich fühlte mich mit unwiderſtehlicher Macht zu ihr hingezogen, ihre Züge traten aus dem Innerſten meiner Seele als wohl bekannte hervor, ich vermochte es nicht, ihr mein Vertrauen zu entziehen, und entdeckte ihr Alles, was mir ſelbſt von meinem frühern Verhältniſſe je bekannt geworden iſt. —

Aufmerkſam und geſpannt hörte mir die Fremde — ſie hatte mich auf den Flur eines einſamen Hauſes gezogen — zu, und als ich meine Erzählung geendet hatte, ſtreifte ſie mir, mit wilder Haſt, den Aermel des Gewandes vom linken Arme, auf dem ich ein kleines Mal, wie ein dreifaches Kleeblättlein gebildet, trage. Kaum hatte das Weib dieses Mal entdeckt, da fing sie, in der That wie eine Wahnſinnige, an zu ſingen, zu ſpringen und zu tanzen, ſie lachte und weinte untereinander, dann ſtürzte ſie vor mir nieder, umfaßte meine Knie, küßte den Saum meines Kleides und rief: „O Herr! wie wunderſam ſind deine Wege — nein, nein, ſie haben mich nicht getäuſcht dieſe wohlbekannten Züge, ſie iſt es, es iſt das theure Kind, welches aufzufinden die arme Tull-Oeta ſeit Jahren ſchon alle Winkel Deutſchlands durchzogen.“

Ich kann es nicht leugnen, ſo fuhr Theodore nach einer Pauſe erzählend fort, auch mich rührte die Scene wunderſam, und unaufhaltſam floſſen meine Thränen. Tull-Oeta begleitete mich nach Hauſe, wo ich ihr die ſeltſamen Briefſchaften und Papiere, welche der fremde Mann, der mich als zartes Kind nach Leipzig gebracht, ſterbend hinterlaſſen hatte, vorzeigen mußte; die Räthſelhafte ſah alles genau durch, dann fiel ſie auf die Knie, betete lange voll Inbrunſt, und als ſie aufgeſtanden, ſchwur ſie mir beim Kreuze des Erlöſers, daß ſie einſt meine Amme geweſen, und daß ich — doch nein, unterbrach ſich hier die ſinnige Jungfrau ſelbſt, ich kann Euch, mein Prinz! unmöglich ſagen, was die gute Oeta ferner mir noch vertraute, es klingt ſo mährchenhaft, ich vermag ſelbſt nicht die Wahrheit aller jener Dinge zu begreifen, und die edle Zigeunerin — denn eine ſolche iſt Oeta — leidet leider zuweilen, ach nur zu oft, an Geiſtesverrücktheit.

Genug, es mag dem nun ſein, wie ihm wolle, mein Vertrauen zu der Fremden erwachte mehr und mehr, es wurde bald unbegrenzt, und noch nie hatte ich Urſache, dieſes Vertrauen zu bereuen. Die Zigeunerin lag mir dringend an, heimlich meinen Dienſt und die zänkiſche Frau Magiſterin zu verlaſſen, und mich ihrer Führung zu vertrauen. Ich gebe zu, daß ich vielleicht nicht ganz recht und ordnungsgemäß handelte, allein ich vermochte es nicht, dem wunderſamen Weibe zu widerſtehen, wie durch eine übernatürliche Gewalt fühlte ich mich gezwungen, ihr zu gehorchen.

Oeta führte mich hierher nach Dresden, wo ſie in dieſer abgelegenen Gegend der Friedrichsſtadt ein eigen Häuslein miethete; länger ſchon denn vier Jahre leben wir hier ſtill und eingezogen, doch keinesweges dürftig. Wovon die Zigeunerin unſern Unterhalt beſtreitet, weiß ich nicht zu ſagen, wir arbeiten keinesweges für Geld, Oeta zwingt mich, weit über meinen Stand koſtbare Kleider zu tragen, auch beſitze ich von ihr herrlichen Schmuck, den ich zu tragen mich ſcheue, und oft macht dieſes Alles mich ängſtlich, doch mein Troſt bleibt: die Zigeunerin iſt ehrlich und lauter wie Gold, auf böſen Wegen wandelt ſie ſicher nicht, und ſtets verſpricht Oeta auch, mich nach der fernen Heimath zu geleiten, doch meint ſie, hierzu ſei die ſchicklichſte Gelegenheit noch nicht vorhanden.“

Theodore machte hier, einigermaßen ſich zu erholen, eine zweite Pauſe; der Prinz lag, den Kopf auf den Arm geſtützt, in Gedanken tief verſunken, endlich nahm die Jungfrau folgendermaßen wieder das Wort:

„Großen Kummer macht mir nur, daß Tull-Oeta, meine gute Pflegemutter — ſo nenne ich ſie mit Recht — immer mehr und mehr Anfällen eines wild brütenden Wahnſinnes ausgeſetzt iſt; nahen dieſe Anfälle, ſo wandelt das arme Weib in Sturm und Ungewitter hinaus an's Ufer der Elbe, wo ſie unter den Trümmern alter Feſtungswerke, insgeſammt der Bär genannt, und in den ſchauerlichen unterirdiſchen Gewölben dieſer Schanzen oft ganze Nächte zubringt. Doch dieſer ſeltſamen Neigung, mein Prinz! haben Sie übrigens Ihr Leben zu verdanken, denn heute vor vier Tagen rettete Sie TullkDeta in einer jener Katakomben aus den Händen eines ſchändlichen Meuchelmörders, und zu meinem nicht geringen Entſetzen brachte das rieſenhafte ſtarke Weib Sie, als der Hahn zum erſtenmale krähte, auf ihren Schultern, ohne Zeichen des Lebens, angeſchleppt, und nur der Zigeunerin und ihren geheimen hohen Kenntniſſen der Heilkunde haben Sie es zu danken, daß Sie ſchon wieder ſo weit hergeſtellt ſind. Doch noch einmal, mein Prinz! beſchwöre ich

Sie, ſich zu ſchonen, und jede Anſtrengung und Gemüthsbewegung ſorgfältig zu vermeiden, denn Ihre Wunde iſt, wie Oela verſichert, tief und gefährlich.“

So viele Mühe ſich die reizende Jungfrau auch gab, es konnte ihr nicht gelingen, die letzten Worte mit Gleichmuth auszuſprechen; unſicher ließ das Silberſtimmchen ſich vernehmen, und ein paar große Thränen, unverkennbare Zeugen mitleidig-zärtlicher Theilnahme, rollten über die zarten Wangen.

Ungemein bewegt ward Sarvathy bei dieſem Anblicke; er ſtreckte die matte Rechte dem Mägdlein entgegen, indem er ausrief: „Ich bin in ein Reich des Wunderbaren gerathen, aus dem ich vergebens mich zu finden ſtrebe, allein gewiß bleibt, daß Sie, Theodore! daß Sie — mir ſtets ungemein theuer bleiben; Sie ſind der Leitſtern meines Lebens, Ihr Bild wich nie aus meiner Seele, ſeit ich Sie zum erſtenmal erblickte.“

Das holde Mägdlein war ſichtlich bei dieſer Anrede erſchrocken, ſanft wies ſie Tertullians Hand zurück, indem ſie ängſtlich rief: Um Gotteswillen, Prinz! ſein Sie ruhig, bedenken Sie ihre Lage, laſſen Sie mich nie Aehnliches hören, bedenken Sie, daß ich ein armes, gemeines Mädchen und Sie ein Fürſtenſohn ſind.

In dieſem Augenblick trat Tull-Deta aus der Thür des Seitengemaches, und der Hellene erkannte zur Stelle in ihr die Tſchinganehſin aus Maina wieder, deren Geſang er neulich auf der Bär-Baſtion ſtörend unterbrochen hatte, und er konnte ſich abermals bei dem Anblick der Zigeunerin eines gewiſſen geheimen Schauers nicht erwehren.

Detas braune, eingefallene Wange röthete des Zornes Glut, und wild funkelte wieder das grünlichte Auge; ſie hatte Theodoras letzte Worte noch vernommen, und heftig fuhr ſie die Jungfrau an: „Was, ſeid Ihr raſend — Ihr eine gemeine, arme Magd? — Ihr die geborene Prinzeſſin, in deren Adern Fürſtenblut wallt? — Ihr, die einſt ein tapferes Volk beherrſchen wird — Ihr, des edlen Zanetachi Kutuphari edle Tochter? — und wer iſt denn der, vor dem Ihr Euch alſo unziemlich erniedrigt? — ha, ha, ha! ein Prinz? — 's iſt nicht wahr — Tertullian Sarvathy iſt nicht mehr, und nicht minder als der Sohn eines zwar freien, aber doch nur eines — gemeinen Mainoten.“

Der Prinz hub an zu zittern; heftige, ſich widerſprechende Gefühle fingen an, ſeine Bruſt zu bewegen — Erſtaunen, die Jungemagd Prinzeſſin und Fürſtin ſeines Landes genannt zu hören, Freude und Furcht darüber — dann Zorn des gebeugten Stolzes, — Wuth, dieſer feindlichen Zigeunerin das Leben zu verdanken, — leiſe Hoffnungen, heftiger erwachende Leidenſchaft.

Der Hellene ſtrebte nach Odem; noch mehr bleichte ſich die blaſſe Wange des ſchwer Verwundeten; erſchöpft ſank er in die Kiſſen des Lagers zurück.

Mit einem Schrei ſprang Theodora Hülfe leiſtend bei, und auch Oeta vergaß ihren Zorn und unterſtützte die Jungfrau. Die ſchnelle zu bedeutende Gemüthsbewegung hatte nachtheilig auf des Prinzen Wunden gewirkt, das Blut drang durch die Binden.

Theodora, ſonſt immer ſanft wie eine Täublein, verlor zum erſtenmale die Geduld und vergaß Rückſichten, die der zuweilen geiſteskranken Pflegemutter Zuſtand wohl verdiente: „Barbarin! rief ſie voll Unmuth aus, haſt du deshalb den armen edlen Jüngling aus des Meuchelmörders Händen gerettet, um ihn ſelbſt langſam und voll Hyänenluſt grauſam dahin zu morden?"

Dieſes von der lieblichen Jungfrau gänzlich ungewohnte Benehmen erſchütterte die alte, treue Zigeunerin ungemein heftig; ſie hub an zu weinen und ſprach tief gebeugt: Verzeiht Fürſtin! — anders pflegte ſie Theodora unter vier Augen nie zu nennen — verzeiht der unwürdigen Sklavin, ſie wird ſich hüten, Euch wieder zu mißfallen, — es hat nichts zu bedeuten, der Mainotenſohn ſoll dennoch unter meinen Händen geneſen.

Während dieſer Worte hatte Oela bereits Anſtalten gemacht, den Prinzen auf's Neue zu verbinden; Theodore aber, ihre Voreiligkeit bereuend, und auch mannigfaltige, ſich ſeltſam widerſprechende Gefühle im eigenen Buſen bekämpfend, trat in ein Fenſter und weinte ſtill vor ſich hin.

Tertullian ſchien zwar ohnmächtig, allein er hatte alles, was geſprochen worden war, in ſeiner halben Betäubung dennoch vernommen, und ach! ihm war dabei ſo wonniglich wehe zu Muthe, ſo unbeſchreiblich bange wohl, wie vielleicht einſt jenen glücklichen Glaubensſchwärmern auf der Folter ihrer heidniſchen Tyrannen.

Ungefähr nach Verlauf einer halben Stunde, während welcher die Zigeünerin, nachdem ſie den Prinzen verbunden, demſelben etliche Löffel voll ſtarken Weines einflößte, hatte ſich dieſer gänzlich erholt; er richtete ſich im Bette auf, und nach einem langen bedeutenden Blicke, den er auf Oeta ruhen ließ, die jetzt gar nicht mehr ſo wild, wie vorhin ausſah, hub er an: „Tſchinganehſin! ich verdanke dir mein Leben, darum möchte ich deinen leidenſchaftlichen, ungerechten Haß verſöhnen; du nennſt die holde Jungfrau Kutupharis Tochter? es bleibt mir dieſes zwar unbegreiflich, denn allgemein wird Zanetachis hinterlaſſenes einziges Töchterlein auf Maina für längſt ermordet ausgegeben; indeß wäre dieſes ein Irrthum, würde man mich überzeugen, daß Theodora wirklich jenes edlen Kutupharis Tochter ſei — ich würde der erſte, im Namen meines Volkes und der jetzt regierenden Dynaſtie, vor ihr meine Knie beugen, und ihr als rechtmäßigen Fürſtin Mainas huldigen; ja ich ſelbſt würde nöthigen Falls dieſen Arm ihr leihen, um mit dem letzten Tropfen Blutes ihre Rechte zu vertheidigen.“

Und wären ſolche Rechte meiner Perſon, von welchen hier die Rede iſt, in der That ächt, rief Theodore aus — indem ſie mit edlem Anſtande vor des Verwundeten Lager trat, und ihre großen blauen Augen hell ſtrahlten — nie möchte ich eine Krone tragen, Prinz! die ich Euch oder Eurem Vater vom Haupte reißen müßte.

Voll Würde verließ die Jungfrau bei dieſen Worten das Gemach; der Hellene ſendete ihr ſehnſüchtige Blicke nach, indem er ſprach: „Herrliches, zartes Weſen! fürwahr, du verdienſt es, einen Thron zu zieren."

Vor ſich hinſtarrend und in Gedanken tief verſunken hatte Tull-Octa indeſſen geſtanden; jetzt wandte ſie ſich, die graulich kreiſchende Stimme ungewöhnlich mildernd, alſo zu dem Kranken:

„Sagt mir, Tertullian Sarvalhy! war dieſes in der That Euer Ernſt, würdet Ihr, hinſichtlich Euer Perſon, ohne alle Nebenrückſichten, auf Mainas Krone Verzicht leiſten, würdet Ihr von freien Stücken zurücktreten in den dunkeln Stand, aus dem Euer Vater ſich hob, wenn man Euch augenſcheinlich zu beweiſen vermöchte, daß Theodore Zanetachis ächte Tochter iſt?“

Sogleich erwiederte der Prinz voll Feſtigkeit: Tſchinganehſin! ich wurde für den Thron erzogen, und flammender Ehrgeiz wohnt mir bei, allein lebt Kutupharis Tochter wirklich, ſo bleibt ſie nach den Geſetzen unſeres Landes und dem Willen der Nation die einzige und rechtmäßige Fürſtin; hätte ich dieſe Theodore nie erblickt, wäre ſie mir eine ganz Fremde geblieben, ich würde auf der Stelle ihrem guten Rechte weichen, und ich glaube in dieſer Hinſicht auch für meinen braven, gerechtigkeitsliebenden Vater gut ſagen zu können. Ließen ſich aber der Jungfrau Rechte nicht erweiſen, wären ſie ſelbſt nur ein Hirngeſpinnſt, o wie gern würde ich mit Theodoren den Thron theilen; denn ſo theuer, ſo werth blieb ſie vom erſten Augenblicke an; in dem ich ſie erblickte, meinem Herzen, daß ich ſie beinahe gleich der Panagia verehre.

„So theuer blieb ſie Eurem Herzen?“ murmelte die Zigeunerin vor ſich hin, indem ſie gedankenvoll mit großen Schritten die Stube maß.

Aufmerkſam verfolgte der Prinz Deta mit den Augen, und er nahm deutlich wahr, wie ſich ihre Geſichtszüge immer mehr erheiterten, und wie ſie von Zeit zu Zeit ſo lächelte, wie Jemand, dem ſich plötzlich ein heller Ausweg in einem dichten Walde zeigt, in welchem er verirrt lange Zeit umhergewandelt.

Nach einer langen Pauſe machte die Alte abermals vor des Verwundeten Lager Halt. Sie ſprach ſichtbar bewegt: „Die Leute nennen Tull-Deta ein heftiges, ein wahnſinniges Weib, und die Leute mögen nicht Unrecht haben, aber der Tull-

Oeta nahen dann auch wieder lichte Augenblicke, in denen ſie Schlimmes auszugleichen ſucht. Sarvathyl eine innere Stimme ſagt mir, daß ich Euch Unrecht gethan; es war wohl auch ein Glück für unſer Volk; daß Euer Vater zu jener Zeit das Ruder ergriff, meine leidenſchaftliche Anhänglichkeit, meine leidenſchaftliche Liebe für Theodora haben mich zu weit geführt. Vergebt mir, ich denke eine höhere Macht hat uns zuſammen geführt und alles wird [illegible] gut enden; ſchlaft, Ihr bedürft der Ruhe, ich eile hinaus auf den Rücken des Bären, ſchnell die Verwünſchungen, die ich über Eure Häupter ausgeſprochen, zu löſen, bevor Ihr ſie empfinden möget.“

Und wie wirſt du dieſes anfangen! fragte Tertullian neugierig.

So vernünftig und ruhig die Zigeunerin das Vorgehende auch geſprochen hatte, eben ſo ſchnell umwandelte ſich nun auch das ganze Weſen der ſeltſamen Frau. Mit einer gewiſſen graulichen Feierlichkeit erwiederte ſie leiſe und geheimnißvoll, als wollte ſie furchtbare Geiſter nicht wecken: „Sieh', mein Söhnlein! ich löſe alſo den Zauber. Von Abend her nahe ich dem Haufen der Verfluchungsſteine, dann neige ich mich dreimal gegen Morgen, ſiebenmal gegen Mitternacht; hierauf nehme ich die Verfluchungsſteine einen nach dem andern auf, und indem ich jeden einzelnen mit der linken Hand über die rechte Schulter werfe, ſprech' ich die Löſung des Bannes, die da lautet:

Höllennacht! ſchwarze Nacht!
Laß die Flüche nichtig ſein;
Eule! trage fort den Stein.

Sind die Steine alſo zerſtreut, ſo weiß ich gewiß, daß Sarvathy nie als Uricolarus wiederkehrt; doch ach! — ſelten nur vergeben die hölliſchen Mächte den Widerruf und vielleicht, vielleicht ſammelt die arme Deta Kohlen auf das eigene Haupt, denn oft ſchon traf den Widerrufer der Fluch ſelbſt. — Doch kümmere dich nicht darüber, ſchlafe du — mein Söhnlein! ein Prinz biſt du nicht, aber wer weiß, wer weiß, ob es nicht in des Schickſals Buch geſchrieben ſteht, daß du dereinſt dennoch als rechtmäßiger Fürſt das edle Volk der Mainoten regieren ſollſt. Schlafe, mein Söhnlein! ſchlaf'.“

Mit dieſen Worten ſchlich die Zigeunerin aus der Stube, und mehr noch als einſt vor ſeiner Wuth graute dem Hellenen vor des Weibes ſchauerlicher Gelaſſenheit und ruhigem Wahnſinn; doch erſchöpft, wie er in einem hohen Grade war, ſank der Prinz bald genug in einen erquickenden Schlummer.

Die wohl geſchonte jugendliche Kraft und Oetas wunderſam heilender Balſam ließen Sarvathy ziemlich ſchnell von ſeiner tiefen und gefährlichen Bruſtwunde geneſen; das unheilbringende Blei hatte von ſelbſt ſich abgeſtoßen.

Theodore hörte nicht auf, mit zarter Sorgfalt des Kranken zu pflegen; vor der Zigeunerin behielt der Prinz ein Grauen bei, und Oeta kam auch nur zuweilen in ſeine Stube, um nach der Wunde zu ſehen und Theodoren hinſichtlich der Behandlung derſelben neue Anweiſungen zu ertheilen.

Bei den häufigen Abweſenheiten der Pflegemutter ſah ſich die Jungfrau hin und wieder ſogar gezwungen, Tertullians Wunde zu verbinden, allein ſie verrichtete dieſes Geſchäft der Wohlthätigkeit mit ſo anmuthiger und kindlicher Einfält, daß dadurch auch nicht im entfernteſten Sinne des Wortes das weibliche Zartgefühl verletzt werden konnte. Ein unnennbar, wonnigliches Gefühl umfing ſtets den Hellenen, wenn die kleinen, zarten Fingerchen der Jungfrau bei ſolchen Gelegenheiten ihn berührten, allein es waren fürwahr Gefühle höherer, nicht ſinnlicher Natur.

Mit jedem Tage fand Sarvathy neue Gelegenheit, des lieben Mägdleins hehre Denkweiſe, ſeinen Seelenadel, ſeine feine Geiſtesbildung und Scharfſinn zu bewundern. Ungemein viel hatte die Natur für das zarte Weſen gethan, und der Zufall hatte ihm die trefflichſte und zweckmäßigſte Erziehung durch jenen alten würdigen Prieſter zukommen laſſen, der ſich einſt zu Leipzig des armen, verlaſſenen Würmleins angenommen, allein ihre himmliſche Tugend hatte ſich die Jungfrau ſelbſt erzogen, denn der hohe Platon ſtellte ſehr richtig den Satz auf:

„Tugend wird nicht durch Unterricht mitgetheilt; ſie iſt keine Gabe der Natur, ſondern ein Geſchenk des Himmels für den, welcher darnach ſtrebt.“

Der ſtete Umgang mit dem holden Mägdlein hatte für den Prinzen der Reize ſo viele und mannigfaltige, daß er in geheim oft ganz ernſtlich wünſchte, es möchte ſeine Geneſung etwas langſamer von Statten gehen, als dieſes der Fall wirklich wär.

Es blieb vieles Sprechen dem griechiſchen Fürſtenſohne ſtreng verboten, da aber Tertullian ſich nur zu geneigt zeigte, dieſes Verbot zu übertreten, ſo ſtrebte Theodore ihn durch liebliches Harfenſpiel, Geſang und gewählte Lektüre zu unterhalten, oder die ſinnige Jungfrau trug auch wohl

Mährchen von eigener Erfindung vor, bei welcher Gelegenheit ſie nicht weniger Scharfſinn und eine eben ſo lebhafte Phantaſie entwickelte, wie die bekannte Schehezerade in tauſend und einer Nacht.

Wurde es Sárváthy auch zuweilen, wiewohl äußerſt ſelten vergönnt, einige Worte zu ſprechen, ſo mußte er ſich ſehr hüten, ſeiner anmuthigen Pflegerin Dinge zu ſagen, die nur entfernt einer Schmeichelei oder Dankſagungen ähnelten, denn vor Schmeichelworten zog ſich der Jungfrau hoher Sinn ſogleich ſcheu zurück, wie jene ſeltſame Blume ihren Kelch ſchließt, wenn ſie berührt wird; nichts deſtoweniger strömten dennoch öfters des Hellenen tiefe innere Gefühle unwillkührlich über.

Einſt fragte das holdſelige Mägdlein: „Aber, mein Prinz! Sie ſind doch ein Chriſt, und nie ſehe ich Sie beten?“

Da rief Tertullian wie begeiſtert aus: O Theodore! wenn ich in dein großes, blaues, frommes Auge, in dieſen Spiegel der reinſten aller Seelen blicke; dann erhebt ſich ſtets mein Gefühl inbrünſtiger als jemals zum Himmel.

Die Jungfrau erröthete und zürnte ob einer Aeußerung, die ſie unziemlich und nach Heidenthum ſchmeckend nannte, und von nun an betete ſie Morgens und Abends ihrem kranken Pfleglinge einen Segen vor, den dieſer leiſe und fromm nachſprach. Bei dem Allen offenbarte Theodore gegen den Prinzen ein ſanftes Wohlwollen, allein das ſinnige Mägdlein beachtete ſolche Vorſicht, daß ihre geheime Neigung nie unter einem andern Anſtriche, denn jenem eines allgemeinen Wohlwollens und Mitleids ſich darſtellte.

Einſtmals gerieth Tertullian wegen einer Frage Theodorens in große Verlegenheit; dieſe wollte nämlich die unſelige Veranlaſſung ſeines Zweikampfes in der unterirdiſchen Halle der Bärſchanze wiſſen, und ſo ſehr das innere moraliſche Gefühl auch die Handlungsweiſe beſtritt, der Prinz hatte nicht den Muth, dem Mägdlein ſeiner Seele die Wahrheit zu geſtehen.

Schon war Satvathy in ſo weit wieder hergeſtellt, daß er ein paar Stunden des Tages außer dem Bette zubringen konnte; allein der Prinz — Liebende werden ihm die Liſt vergeben — ſtellte ſich noch viel ſchwächer und kränker an, als er in der That war, denn ihm war der Gedanke fatal, ſeine holde Jungfrau und das trauliche, in einer der einſamſten Gegenden auf der Friedrichsſtadt hinter dem Marcoliniſchen Garten belegene Häuschen der Zigeunerin verlaſſen zu müſſen.

Eines Sonntags Morgen war die fromme Theodore nach der Kirche gegangen und

Tertullian befand ſich allein, als Tull-Deta in die Stube trat.

Das Gemüth der Tſchinganehſin ſchien heute ungewöhnlich ruhig, ſie ſetzte ſich neben den Prinzen und ließ ſich folgendermaßen vernehmen:

„Sarvathy! wir ſind allein und es wird endlich Zeit, Euch zu überzeugen, daß Theodore wirklich Zanetachi-Kutupharis Tochter und die rechtmäßige Erbin des Thrones der Mainoten ſei.“

Der Prinz zeigte ſich ungemein geneigt, zu dieſer Ueberzeugung zu gelangen, und die Zigeunerin hub an zu erzählen:

„Ich kann es Euch nicht erlaſſen, Tertullian! Ihr müßt vorerſt die Geſchichte der unglücklichen Tull-Deta vernehmen, weil dieſe durchaus ins Ganze zu bedeutend eingreift.

In einer kleinen Kolonie der Tſchinganehſen, auf einem Vorgebirge, welches ins Meer verſpringt, unfern der Stadt, Napoli di Romania oder Anaboli genannt, wurde ich geboren.

Mein Vater war das Oberhaupt der Kolonie und ich ſein einziges geliebtes Kind; wir lebten von Fiſchfang und Handel, den wir an der Küſte mit Seeräubern trieben.

Ihr wißt es, wie ſchrecklich in den Jahren 1770 bis 1779 die Albaneſer, welche in Morea eingefallen waren und ſich dort anſiedeln wollten, in unſerm Vaterlande hauſten; allenthalben plünderten, ſchändeten und verheerten die Barbaren, und traf ihre Rache ſelbſt die eigentlichen Griechen ſchwer, ſo behandelten ſie das verachtete Volk der Zigeuner noch mit geſteigerter, viel größerer Grauſamkeit.

Unſere Kolonie lag zwiſchen Klippen und Felſen verſteckt, und wahrſcheinlich dieſem

Umſtande hatten wir es zu danken, daß wir einige Jahre vom Beſuche dieſer Würgengel verſchont blieben, allein im Jahre 1776 fand dennoch eine albaneſiſche Rotte unſere ſtille Wohnungen; die ſchändlichen Feinde verbrannten unſere Häuſer, raubten unſere wenige Habe, tödteten die Männer, ſchändeten Weiber und Mägdlein.

Meinem Vater indeſſen war es gelungen, mit mir noch zu rechter Zeit glücklich zu entkommen, und er beabſichtigte, nach Tripolitza zu fliehen, welche befeſtigte Stadt noch einige Sicherheit gewährte.

Eines Tages aber, als wir gerade am Fuße des Taygetus angelangt waren, ſtießen wir auf zehn verſprengte Arnauten, welche uns ſogleich anfielen und meinen armen alten Vater an einen Olivenbaum banden.

Ich war dazumal ein achtzehnjähriges Mädchen, und wie Alter und Gram mich jetzt auch entſtellt haben mögen, man lobte in jener Zeit doch meine aufblühenden, jungfräulichen Reize.

Die jungen Tſchinganehſen verglichen meine hohe Geſtalt mit den Cedern des Libanons, die Farbe meiner Haare mit jener glänzenden des Ebenholzes, und meinen Mund nannten ſie ſüß wie den Honig vom Hymettus *).

---

*) Schon im graueſten Alterthume war der Berg Hymettus — ſein neuerer Name iſt Trellobuno, oder der tolle Berg — wegen ſeines köſtlichen Honigs in Griechenland berühmt, und dieſer ſtand noch in der neueſten Zeit in ſo gutem Rufe, daß man davon jährlich Geſchenke nach Conſtantinopel ſandte. Die Griechen und vorzüglich die Athenienſer halten dieſen Honig in großem Werthe, benutzen ihn bei den beſten ihrer Speiſen und ſind, wie ihre Altvordern, der Meinung, daß ſein Genuß ſie geſund und lange am Leben erhalte.

Dieſe Reize entflammten die thieriſchen, wilden Begierden der rohen Albaneſen, und ich ſollte gerade ein Opfer der ſchändlichſten Wildheit und Wolluſt unter den Augen des unglücklichſten der Väter fallen, als ein ſtattlicher Reiter mit vier Begleitern daher ſprengte und mit einer gebietenden Stimme den furchtbaren Arnauten befahl, von mir abzulaſſen und ruhig ihres Weges zu ziehen. Der Reiter war der Bey von Maina, Zanetachi Kutuphari ſelbſt, und ſowohl er als ſeine Begleiter waren wohl bewaffnet.

Die rohen Albaneſen verhöhnten des Beys Befehl, worauf dieſer ſogleich die Rotte ungeſtüm angriff und dieſelbe troz ihrer großen Ueberlegenheit durch ſeine Tapferkeit glücklich in die Flucht ſchlug.

Mein Vater wurde losgebunden, und wir umfaßten, lebhaft dankend, des edlen Zanetachis Knie; der Bey fragte nach unſern Verhältniſſen und nachdem er dieſelben vernommen, ſprach er! „Nach Tripolitza rathe ich nicht, daß ihr Euch wendet, denn der Platz befindet ſich bereits ſeit mehrern Tagen in den Händen der Arnauten, die dort mit gewohnter rückſichtsloſer Barbarei hauſen. Ich kehre ſo eben von einer Reiſe nach meiner Reſidenzſtadt Marathoniſi zurück und es ſteht bei Euch, mir dahin zu folgen; noch nie, fügte der Bey hinzu, iſt es bis jetzt den Türken gelungen, Maina zu nehmen und ich fürchte auch nicht, daß dieſe Arnauten in unſere Berge zu dringen vermögen werden.“

Leicht könnt Ihr denken, — ſo fuhr die Tſchinganehſin erzählend fort — daß wir mit Freude Zanetachis edles Anerbieten annahmen, und ich, die gerettete Unſchuld, ſchwur dazumal in geheim einen fürchterlichen Eid, Leben und Blut für den

Bey und die Seinen zu opfern, wenn ſie in irgend ein Drangſal gerathen möchten. Nicht dieſe Lippen ſprachen den Schwur aus, aber Gott hat ihn gehört und nie bin ich meineidig geworden.

In Marathoniſi angelangt wurden wir von Zanetachi ſehr edel und keineswegs als Sklaven behandelt. Mein alter Vater erhielt vom Bey ein Stückchen Land zum Lehen und ich ſelbſt trat bei Zanetachis Gattin als Kammermädchen in Dienſte.

Nach Verlauf einiger Jahre ſtarb mein Vater und ich verheirathete mich in der Folge mit einem freien Mainoten. Ungefähr zu gleicher Zeit, als die Fürſtin Zanetachi Theodora gebar, brachte ich ein Söhnlein zur Welt, und da die Fürſtin nur einige Stunden ihre Niederkunft überlebt hatte, wurde ich des Prinzeßleins Amme, zu dem ich eine Liebe faßte, gleich als ob es unter meinem eigenen Herzen gelegen hätte.

Ihr, Tertullian! werdet von den bürgerlichen Unruhen gehört haben, welche über das unglückliche Maina hereinbrachen, nachdem vier Jahre nach der fürstlichen Gattin Tode auch der edle Zanetachi die Augen geſchloſſen hatte; es waren dieſelben Unruhen, denen die kriegeriſche Entſchloſſenheit Eures Vaters ein Ende machte.

Die kleine Theodora war zwar von dem Volke als Fürſtin ausgerufen worden, allein unſere ehrſüchtigen Capitanos alle trachteten dazumal nach dem Throne, und die Pforte hoffte aus der allgemeinen Verwirrung Nutzen zu ziehen, und dem bis jetzt unbeſiegten Volke der Mainoten eine ſeiner Kreaturen als Bey unter zu ſchieben.

Sämmtlichen Parteien — jene des Volkes ausgenommen — war die vierjährige Prinzeſſin aus dem geliebten Stamme der edlen Kutupharis ein Stein des Anſtoßes in Verfolgung der ehrgeizigen Zwecke und hunderte von meuchelmörderiſchen Dolchen waren gegen das junge Leben des armen unſchuldigen Kindes gezückt.

Wir die Getreuen des Zanetachiſchen Hauſes fürchteten mit Recht, es möchte früher oder ſpäter ein ſolcher ſchändlicher Mordanſchlag ausgeführt werden, ohne daß wir im Stande ſein dürften, es zu verhindern, und um vorerſt nur das Leben der kleinen Prinzeſſin zu ſichern, fielen wir auf folgende Liſt:

Wir bemächtigten uns der Leiche des verſtorbenen vierjährigen Mägdleins eines Kutuphariſchen Vaſallen, und nachdem wir dieſe Leiche durch gewaltſame Verletzungen unkenntlich gemacht hatten, legten wir dieſelbe in Theodorens Bettlein und verbreiteten ſchnell die Nachricht, es ſei die Prinzeſſin ermordet. Alles ſtrömte herbei und Niemand ahnete den geſpielten Betrug, die wenigen treuen Diener aber, welche um die Sache wußten, hatten ſich durch einen feierlichen Schwur verbunden, das Geheimniß heilig zu verwahren.

Nun warf ſich aber von ſelbſt die Frage auf: was mit der kleinen Theodora ſelbſt anzufangen ſei? Die Mehrheit der Stimmen entſchied es für's Beſte und Zweckmäßigſte, die Prinzeſſin lieber ganz außer Landes zu ſenden, ihr eine ſtandesgemäße Erziehung zu ertheilen, und ſie nach erlangter Volljährigkeit erſt wieder in's Vaterland einzuführen, wo man ihr dann bei der enthuſiaſtiſchen nimmer zu beſiegenden Vorliebe der Nation für das Kutupharische Blut leicht die angeſtammten Rechte zu ſichern hoffen konnte.

Zufällig befand ſich zu jener Zeit gerade ein griechiſcher Kaufmann, Namens Dionyſio di Kiloſia zu Marathoniſi. Dieſer Kiloſia war ein ſehr erfahrener, viel gereiſter Mann, auch überdieß ein ehemaliger äußerſt vertrauter Freund des verſtorbenen Fürſten Kutuphari und ſo eben im Begriffe, mit einem franzöſiſchen Kauffahrteiſchiffe in Handelsangelegenheiten nach Trieſt abzuſegeln. In unſer Geheimniß eingeweiht, zeigte ſich Kiloſia bereit, die Prinzeſſin heimlich mit ſich nach Deutſchland zu nehmen und das Kind dort vorerſt in einer vornehmen Erziehungsanſtalt unterzubringen; mir übergab man Theodorens rechtmäßiges Eigenthum, den ihr von ihrer Mutter zurückgelaſſenen koſtbaren Schmuck, und ich erklärte, mich von dem geliebten Kinde nicht trennen zu wollen, um im fernen Auslande ſein Schutz und zugleich ſeine Lehrerin in unſerer Landesſprache zu bleiben. Allein etliche Tage bevor das Schiff unter Segel ging, wurde ich von einem gefährlichen hitzigen Fieber überfallen; ich mußte zurückbleiben, der Schmuck der Fürſtin aber war in meinen Händen, auch hatten die Verſchworenen ſoviel von Zanetachis Privatſchatz heimlich auf die Seite zu bringen gewußt, daß man dem Kiloſia verſprechen konnte, die zum Unterhalt der Prinzeſſin nöthige Summen von Zeit zu Zeit zu ſenden, auch erhielt zu dieſem Zwecke der Kaufmann gleich einen bedeutenden baaren Vorſchuß.

Es vergingen Monden und Jahre, allein Kiloſia kehrte nicht zurück, und auch nicht die geringſte Nachricht traf von ihm ein; an des Mannes Rechtlichkeit blieb nicht zu zweifeln und es war daher anzunehmen, daß er plötzlich verſtorben, oder daß ihm ein anderer Unfall bedeutungsvoller Art widerfahren ſein müßte.

Die Beſorgniſſe und Angſt der Verſchworenen, hinſichtlich des Looſes des theuern Sprößlinges aus Kutupharischem Stamme, ſtieg mit jedem Tage und mein eigener Schmerz grenzte an Wahnſinn und Verzweiflung. Ich machte mir die bitterſten Vorwürfe, das fürſtliche Kind von mir gelaſſen zu haben, obwohl ich gänzlich ſchuldlos war, indem ich bei Kilosias Abreiſe in der höchſten Fieberhitze ohne die geringſte Beſinnung gelegen hatte.

Die Verſchworenen ließen endlich zwei treue und gänzlich vertraute Mainoten von ſehr verſchlagenem Sinne nach Trieſt überſchiffen. Dieſe Leute mußten Deutſchland nach allen Richtungen durchſtreifen und weder Mühe noch Koſten ſchonen, um dem Schickſale des Kiloſia und des ihm anvertrauten koſtbaren Unterpfandes auf die

Spur zu kommen, allein die ausgeſandten Kundſchafter kehrten nach ein paar Jahren nach ausgeſtandenen unſäglichen Beſchwerden in die Heimath zurück, ohne daß es ihnen auch nur im Geringſten gelungen wäre, ihrer Beſtimmung zu entſprechen.

Nun machte ſich die unglückliche Tulli-Deta, trotz ihrer Geiſteskrankheit und ihres vorgeſchrittenen Alters, ſelbſt auf den weiten Weg. Jahrelang durchirrte auch ich fruchtlos die verſchiedenen Staaten deutſchen Landes und gänzlich waren bereits meine Hoffnung, Kraft und Muth geſunken, als mich Gottes Gnade und Vorſicht — ein großes Wunder verdient es gewiß genannt zu werden — plötzlich zu Leipzig auf öffentlicher Straße die theure Prinzeſſin wiederfinden ließen. Theodorens Schickſale ſelbſt glaube ich mit Stillſchweigen übergehen zu können, da dieſelben Euch, Sarvathy! nicht unbekannt geblieben ſind.“

Hier endigte die Tſchinganehſin ihre Erzählung. Der Prinz hatte ihr aufmerkſam und mit unverkennbarer Spannung zugehört; erſt nach einer langen Pauſe ließ ſich Tertullian folgendermaßen vernehmen:

Edle Zigeunerin! treueſte der Dienerinnen! ich bin überzeugt, Theodora iſt Zanetachis Tochter und als ſolcher gebührt ihr nach unſeres Landes Geſetzen Mainas Krone von Rechtswegen, allein warum zauderteſt du ſo lange, die Prinzeſſin in die Heimath zu leiten, und — die ganze Geſchichte ſtellt ſich ſo mährchenhaft und romantiſch dar — darfſt du wohl hoffen, die fürſtliche Jungfrau je auf den Thron des Vaters erhoben zu ſehen?

„Sarvathy! erwiederte Tull-Deta mit Würde, ich vertraute Eurem Edelmuthe; wehe mir und Euch, hätte ich mich getäuſcht — doch da Ihr ſoviel wißt, mögt Ihr denn Alles erfahren. Nachdem ich mich mit Theodora hierher nach Dresden gewendet hatte, ſchrieb ich ſogleich nach Maina an die Häupter der Verſchwörung und die vornehmſten und treueſten Anhänger des Kutuphariſchen Hauſes, ich meldete, daß die Prinzeſſin glücklich aufgefunden und forderte Regeln meines Verhaltens, denn wie hätte ich ſchwaches, armes Weib mir beigehen laſſen dürfen, in dieſer wichtigen Sache nach eigenem Sinne zu handeln?

Die Verſchworenen antworteten: Es ſchiene jetzt keinesweges der rechte Zeitpunkt, die Prinzeſſin in ihr Vaterland zu leiten und ihre Rechte auf den Thron geltend zu machen ſuchen. Der neue Bey, Euer Vater, habe ſich in ſeiner Macht und in des Volkes Liebe feſt geſetzt, und es ſtände nicht zu erwarten, daß er die auf ſeinem Haupte befeſtigte Krone gutwillig abnehmen würde, um ſie Kutupharis Tochter zu überreichen. Theodoreus Erſcheinen auf Maina dürfte in dieſem Augenblicke einen neuen blutigen Bürgerkrieg in's Daſein rufen, man müſſe daher einen günſtigern Moment abwarten und Alles mit kluger Umſicht vorbereiten; übrigens, fügte Tull-Oeta noch bei, unterſtützen mich die Verſchworenen mit Summen, ſo daß ich nicht nöthig habe, es der edlen Jungfrau an irgend einem nothwendigen Bedürfniſſe fehlen zu laſſen."

Es kennen die Verſchworenen meinen Vater ſchlecht, rief der Prinz hier hitzig aus, er iſt kein Tyrann, er hat gehorchen wie befehlen gelernt. Sarvathy iſt ein gerechtigkeitsliebender Mann, der beſte Patriot, kein Uſurpator, und von ihm läßt ſich nicht erwarten, daß er aus Herrſucht die Rechte der ächten Thronfolgerin verwerfen und die Schrecken eines verheerenden Bürgerkrieges erwecken wird; allein vorenthalten kann ich nicht, daß mein edler Vater Theodorens Legitimität hergeſtellt zu ſehen, triftigere Beweiſe, als deine bloße Ausſage, gute Oeta! fordern wird.

„O, verſetzte die Zigeunerin, hinſichtlich dieſes Punktes fürchte ich wenig. Nur zeigen wird ſich die Prinzeſſin dürfen und kein rechter Mainote wird das geliebte Kutuphariſche Blut verkennen; aus Theodorens reinem blauen Auge ſtrahlen des Vaters Majeſtät und ſanfter Ernſt wieder, und jenes unbeſchreiblich anmuthige und wohlwollende Lächeln, welches den alten Zanetachi Aller Herzen gewann, hat die Prinzeſſin von ihm geerbt, ja ähnlicher als ſie ſah eine Tochter nie dem Vater.

Doch auch triftigere Beweiſe vermögen wir zu liefern; viele der Verſchworenen leben noch, ſie können die Wahrheit der Geſchichte, welche ich Euch erzählte, eidlich erhärten und von deutſchen Gerichten wurde mir förmlich ausgeſtellt, daß Theodora daſſelbe Kind ſei, welches einſt der griechiſche Kaufmann Kiloſia nach Leipzig brachte; auch ſind wir im Beſitze wichtiger Originalpapiere, die dem Kiloſia anvertraut waren und die glücklicherweiſe nicht abhanden kamen, ſondern auf die Prinzeſſin vererbten.“

Nur ein Punkt, ſprach der Prinz wieder, iſt mir noch nicht klar; du ſagteſt, man habe dem Kiloſia nahmhafte Summen bei ſeiner Abreiſe anvertraut, wo blieben dieſe Summen? hätten ſie ſich nach des Mannes Tode vorgefunden, nie hätte Theodora in ſolche Dürftigkeit ſinken und bis zu den Dienſten einer Jungemagd erniedrigt werden können?

„Es war, erwiederte Dela hierauf, des Kiloſia ſteter Fehler, nie ſeine Kräfte zu ermeſſen und in die gewagteſten Spekulationen einzugehen, er vergaß ſich ſo ſehr, die für das fürſtliche Kind beſtimmten Fonds anzugreifen, ausgezeichnetes Unglück verfolgte ihn, er ſtarb als — Bettler.“

In dieſem Augenblicke trat Theodora in die Stube. Die Jungfrau trug das himmelblaue ſeidene Kleid, und war überhaupt ganz ſo koſtümirt, wie ſie neulich der Prinz in der katholiſchen Kirche erblickt hatte.

Mit ungewöhnlicher Feierlichkeit trat Tertullian ſehr ernſt der Prinzeſſin entgegen, und indem er ein Knie vor ihr beugte und mit ſeinen Lippen ihr Gewand berührte, ließ er ſich alſo vernehmen:

„Kutupharis edle Tochter! Mainas rechtmäßige Fürſtin! empfange von mir, dem erſtgeborenen Sohne Sarvathys, des einſtweiligen Verweſers deines Reiches, im Namen meines Vaters, ſämmtlicher Capitanes und anſtatt der Nation — den Eid der Treue: Ich ſchwöre hiermit, gehorſam deinem Dienſte Blut und Leben zu weihen.“

Ungemein war Theodora überraſcht, allein dieſe Ueberraſchung paarte ſich bald mit inniger Rührung; es floſſen der edeln Jungfrau Thränen und liebevoll beugte ſie ſich, in anmuthiger Vergeſſenheit ihrer ſelbſt, herab zu dem ſchönen vor ihr knienden jungen Mann, über deſſen lieblichem Antlitze noch die Bläſſe der Krankheit ſchwebte. Tull-Deta legte die Hände kreuzweis über die Häupter des Prinzen und der Prinzeſſin, indem ſie feierlich ſprach: „Gott ſegne Euch, meine Kinder! — des Höchſten Gnade möge Alles leiten zum wahren Beſten und Frommen Eurer eigenen Perſonen und zum Heil des braven, freien Volkes der Mainoten.“

IX.

Der Menſch hat nichts ſo eigen,
So wohl ſteht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundſchaft halten kann;
Wenn er mit ſeines gleichen
Soll treten in ein Band,
Verſpricht ſich, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

Simon Dach.

Tertullian war nun gänzlich geneſen und der Anſtand mahnte ihn, endlich das trauliche Häuslein in der Friedrichsſtadt zu verlaſſen.

Es bezog der Prinz ſeine eigene Wohnung wieder. Das reizende vis à vis, die ſchwarzbraune Signora, war verſchwunden, und nach eingezogener Erkundigung wurde dem Hellenen die Nachricht: es habe die

Gräfin Pinuccini nebſt dem Baron Terſchburg noch in derſelben Nacht, in welcher er ſelbſt in einer der unterirdiſchen Hallen unter der Bärſchanze auf meuchelmörderiſche Weiſe verwundet worden war, Dresden plötzlich verlaſſen; wahrſcheinlich mochte das edle Paar Entdeckung ſeiner ſchändlichen Intrigue und geſetzliche Strafe gefürchtet, und es in dieſer Lage für erſprießlich gehalten haben, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen.

Um dieſelbe Zeit erhielt der Prinz Briefe aus Marathoniſi von ſeinem fürſtlichen Vater; der edle Bey ſchrieb:

„Eile, mein theurer Erſtgeborener! Angeſichts dieſes Deine Rückreiſe nach dem Vaterlande endlich möglichſt zu beſchleunigen; große Dinge ſind im Werke, und bevor vielleicht noch ein Jahr verſtreicht, bricht das Licht der neuen bedeutenden Zeit herein, Du weißt, welche ich meine.

Zum erſtenmale, ſeit dem Antritte meiner Regierung, hat ſich über meinem Haupte eine Gewitterwolke geſammelt, doch ich hoffe den Sturm noch vor ſeinem Ausbruche zu beſchwören. Es verbreitet ſich nämlich unter dem Volke das Gerücht, meines Vorgängers, des edlen Kutupharl einzige Tochter ſei keineswegs als Kind ermordet, ſondern im fernen Auslande erzogen worden, und bald werde ſie zurückkehren, ihre Rechte auf Mainas Thron geltend zu machen.

Du weißt, mein Sohn! mit welchem Enthuſiasmus unſere kleine Nation dem Kutuphariſchen Blute ſtets anhing, und Du wirſt daher leicht begreifen, daß das lächerliche Mährchen beim großen leichtgläubigen Haufen, der gerade Abentheuerliches gern glaubt, ſchnellen Eingang fand; nicht mehr wie ſonſt iſt das Zujauchzen allgemein, wenn ich mich öffentlich zeige, ſo leicht vergißt der Pöbel allerwärts die wichtigſten Dienſte, welche man ihm erwies, wenn eine neue Sonne zu ſtrahlen verſpricht.

Ich achte die Geſetze unſeres Landes, ſo wie den edlen Stamm der Kutupharis, ich bin kein ehrſüchtiger Eroberer, und ſtrebte ſtets nur nach dem wahren Beſten des Vaterlandes. Sollte Theodora wirklich leben, könnte die Legitimität ihrer Perſon klar erwieſen werden, ſo möchte es fern von mir bleiben, der Prinzeſſin ältere und angeborene Rechte zu verkümmern, lächelnd würde ich ihr den Thron überlaſſen; ein nicht gemeines Selbſtbewußtſein und die hohe Achtung aller ächten Patrioten würden die Sarvathys zurück begleiten in den Stand des beſcheidenen Bürgerſtandes, und ich hoffe, mein Erſtgeborener theilt in dieſer Hinſicht Gefühle, die ſeines Vaters würdig und wahrhaft königlich ſind, denn Hoheit kann ſo wenig angeboren werden, als ſie in den Hermelin bloß gekleidet ſich darſtellt. Uebrigens iſt es nicht möglich, kein Kutupharisches Blut wallt mehr hienieden, und das Volksgerücht verdankt ſein Entſtehen wohl bloß nur der Bosheit jener ſteten Feinde unſeres Hauſes, welche ich zu enthüllen und zu beſtrafen wiſſen werde. Indeß hoffe ich, mein theurer Tertullian! Du dürfteſt einſehen, wie ſehr ich bei ſolcher Lage der Dinge Deine Anweſenheit in meiner Reſidenzſtadt wünſchen muß. In der Anlage erhältſt Du Wechſel u. ſ. w.“

Ein triumphirendes Lächeln umſchwebte des Prinzen Mund, nachdem er geleſen, und er eilte mit dem Blatte zur Stelle nach dem wohlbekannten Häuslein auf der Friedrichsſtadt hin.

Der wackere junge Hellene fand die alte Tſchinganehſin ſehr krank und ſchwach auf ihrem Lager, und voll Theilnahme die edle Theodore um die Pflegemutter beſchäftigt.

Nachdem der Prinz ſeine Theilnahme über der ehrlichen Tull-Oeta Unpäßlichkeit geoffenbart hatte, las er den Brief aus der Heimath den Frauen vor. Aufmerkſam hörte ſowohl die Zigeunerin als auch die Prinzeſſin zu, Tertullian aber rief, nachdem er geendet, lebhaft fragend aus:

„Nun, hatte ich wohl Urſache, für den Hochſinn und die Gerechtigkeitsliebe meines edlen Vaters einzuſtehen? — gleicht ſeine Erklärung, in Betreff der Anſprüche dieſer edlen Prinzeſſin auf Mainas Thron, nicht beinahe wörtlich meiner eigenen.“

Nach einer langen Pauſe ſprach Tull-Oeta mit Würde: „In der That, Sarwithy! ſolche Geſinnungen ſind einer Krone werth, unbedingt darf ich Euch vertrauen, darum wiſſet, auch mir wurden Briefe aus der Heimath, leſet!“

Die Tſchinganehſin hatte während dieſer Worte ein Blatt unterm Kopfpolſter hervorgezogen, welches ſie nun dem Prinzen überreichte.

Der Brief war von dem Haupt der Verſchworenen und einem der vornehmſten Anhänger des Kutupharischen Hauſes; der Mann ſchrieb: „Es ſind Ereigniſſe im Werden, welche überhaupt keinen braven Griechen gleichgültig laſſen können; — auf Maina iſt nun unter dem Volke die Nachricht ausgeſtreut, daß Janetachis Tochter lebe, das dunkle Gerücht allein war im Stande, die Nation mit einem Alles vergeſſenden Schwindel der Freude zu erfüllen; der günſtige Augenblick iſt gekommen, eilt Oeta! das Euch anvertraute edle Pfand nach dem Vaterlande zu geleiten u. ſ. w.“

Wohlan, rief der Prinz zum andernmale und noch mit erhöhtem Feuer aus, ſo laßt uns nicht länger weilen, alle zuſammen wollen wir den geliebten Küſten der Heimath zu eilen, und bald, hehre Theodora! grüße ich Sie als fürſtliche Herrſcherin an Ihres treuen Volkes Spitze.

Die ſittige Jungfrau, welche der ganzen Scene zwar bisher ſchweigend aber mit unverkennbarer Theilnahme beigewohnt hatte, nahm jetzt ungemein gerührt folgendermaßen das Wort:

„O überlaſſen Sie mich, das in Niedrigkeit erzogene Mägdlein, meiner bisherigen Einſamkeit; wie dürfte die einfache leipziger Jungemagd es wagen, dem hochſinnigen Volke der Mainoten einen Fürſten, wie Sarvathy, und einen Prinzen, wie Tertullian, erſetzen zu wollen. Stehen mir in der That Rechte auf jenen Thron zu, gern trete ich dieſelben an Sie, mein Prinz! ab; verfolgen Sie Ihres edlen Vaters Fußſtapfen, machen Sie unſer freiſinniges Volk glücklich und werden Sie es ſelbſt.“ — Thränen entquollen bei dieſen Worten den ſchönen blauen Augen der hochſinnigen reizenden Jungfrau, und mit ungemeiner Anmuth reichte ſie dem Hellenen das runde Händchen.

Ein ſeltner Muth erfüllte Tertullian in dieſem Augenblicke, er ſprach, indem ſein Blick zärtlich auf Theodoren gerichtet blieb: „Prinzeſſin! ich bin auch keinesweges ſo uneigennützig wie der Bey, mein Vater, ich bin kühn genug, zu hoffen, Ihre Großmuth dürfte eine Krone, die Ihnen nur allein gebührt, mit einem edlen Mainoten theilen, der Sie anbetet und für den, ohne Ihren Beſitz, die Welt ſammt allen Herrlichkeiten nicht den geringſten Werth haben würde.“

Hocherröthend ſenkte die Jungfrau die langen ſeidenen Augenwimpern, die Tſchingänehſin aber ſprach ſehr ernſt:

„Prinzeſſin! keineswegtes kommt es Euch zu, einen Thron zu verſchenken, auf den Euch die Vorſicht berufen, und es bleiben heilige Pflichten, welche Ihr zu erfüllen habt.“ Zu dem Prinzen ſich wendend ließ ſich dagegen Deta alſo vernehmen: „Sarvathy! Ihr werdet ſelbſt einſehen, daß dieſe Angelegenheiten von höchſter Bedeutung ſind und ich kann mich daher unmöglich auf der Stelle entſcheiden, erſt muß ich mit mir ſelbſt und mit den Sternen zu Rathe gehen; doch fragt nach verfloſſenen drei Tagen um dieſelbe Stunde wieder an und wahrſcheinlich wird dann mein Entſchluß feſt ſtehen.“

Tertullian hub an, ſich emſig mit den Vorbereitungen zu ſeiner Reiſe zu beſchäftigen, doch wurde ihm die von der Zigeunerin geſetzte Friſt ungemein lang und ſein Herz pochte ungeduldig im Buſen, als er am vierten Tage nach dem Häuslein in der Friedrichsſtadt eilte.

Es fand der Prinz die Tſchinganehſin heute viel kränker und ſchwächer, als vor drei Tagen, und es war dieſes eine Bemerkung, die ihn mit großer Unruhe erfüllte.

Tull-Oeta winkte den Prinzen und Theodoren an ihr Lager und redete dieſelben mit ſchwacher Stimme folgendermaßen an:

„Kinder! Ihr ſeht, wie elend ich mich befinde; es haben mich, wie ich vorher ahnete, die Götter dafür beſtraft, daß ich ihre Rache leichtſinnig und leidenſchaftlich gegen das Haus der Sarvathys anrief, ein Fluch, den ich nachher wieder zu zernichten mich gezwungen ſah; ich fürchte von dieſem Lager nicht wieder zu erſtehen und eine Reiſe, zumal eine ſo weite zu unternehmen, iſt bei meinem gegenwärtigen Zuſtande ein Ding der Unmöglichkeit: indeß — fuhr die Tſchinganehſin fort — iſt es durchaus nöthig, Ihr beide müßt unverzüglich nach dem Vaterlande eilen, ich habe Alles genau überlegt, und es bleibt nur übrig, daß ich Euch, Sarvathy! überlaſſe, Eure Fürſtin nach dem Vaterlande zu begleiten.“

Unſer Pärchen offenbarte bei dieſem Antrage große Ueberraſchung. Aus des Prinzen dunkeln Augen leuchtete hohe Freude, er ſchwur, die Prinzeſſin mehr als ſein eigen Leben wahrzunehmen, Theodore dagegen erröthete, ſchlug die Aeuglein nieder und wagte endlich Einwendungen. Es weigerte ſich die edle Jungfrau, die ſehr kranke Pflegemutter in Hülfloſigkeit zurück zu laſſen, und leiſe deutete das zartfühlende Mägdlein auch auf die Unſchicklichkeit hin, eine ſo große Reiſe ganz allein in Geſellſchaft eines jungen Mannes zu unternehmen. Tull-Oeta aber entſchied:

„Prinzeſſin! ich bin befugt, von Euch Gehorſam in dieſer Sache zu erwarten und ausdrücklich zu verlangen, denn ich handle nicht aus mir, ſondern auf höhere Eingebung, und Eure Einſprüche muß ich daher gänzlich unbeachtet laſſen; mit Euch aber, Sarvathy! bleibt mir in geheim noch Vieles zu verhandeln übrig.“

In holder Verwirrung verließ Theodore das Gemach, und die kranke Tſchinganehſin wandte ſich nun folgendermaßen ſprechend an den Prinzen:

„Sarvathy! Ihr werdet einſehen, welch' großes Vertrauen ich in Eure Perſon ſetze. Wenn ich mich nicht für feſt überzeugt hielte, daß Ihr unfähig wäret, im Geringſten mein Zutrauen zu mißbrauchen, ſo würde ſelbſt keine Macht des Himmels im Stande ſein, mich zu bewegen, den köſtlichſten aller Schätze Eurer Obhut zu überlaſſen: nichts deſtoweniger aber muß ich von Euch verlangen, daß Ihr bei dem Allmächtigen und im Namen der Panagia beſchwöret, die Prinzeſſin während der Reiſe mit der zarten Achtung eines Bruders, oder vielmehr in ſchuldiger Unterwerfung eines Vaſallen behandeln und, im Vaterlande angelangt, ihre Rechte mit Leben und Blut vertheidigen zu wollen."

Sogleich war Tertullian bereit, Oetas Verlangen zu erfüllen, und er leiſtete mit einer Art Begeiſterung den erheiſchten Schwur, worauf ihm die Zigeunerin jene Originaldokumente auslieferte, aus welchen der Prinzeſſin Legitimität klar hervorging.

Mit erneuter Raſtloſigkeit beendete der Prinz nun die zur weiten Reiſe nothwendigen Vorbereitungen und endlich erſchien der zur Abreiſe ſelbſt feſtgeſetzte Tag. Man hatte es für zweckmäßig gehalten, die Prinzeſſin in männliche Kleidung zu hüllen und voll liebreizender verſchämter Verwirrung trat Theodore in dem ungewohnten Koſtüm dem Begleiter entgegen, in einem Koſtüm, welches die anmuthigen Formen der Jungfrau noch um ſo reizender hervortreten ließ. Tull-Oeta, deren Krankheit eher zu als abgenommen hatte, ertheilte dem Pärchen ihren Segen, und alle drei waren bei dieſem feierlichen Akte ungemein gerührt; häufig floſſen Theodorens Thränen.

Jetzt ſaß der Prinz neben der Jungfrau ſeiner Seele im bequemen Reiſewagen, und wie wonniglich ihm dabei zu Muthe wurde, können nur liebende Jünglinge ganz faſſen, die des Zufalls günſtigſte Laune einſt mit Treuliebchen in ähnliche Lagen verſetzte. Treu hielt Tertullian ſein Wort; eine ungemein ſittige und zarte Aufmerkſamkeit leitete ſein Betragen gegen die Prinzeſſin, welche hinwiederum dem edlen Hellenen unbefangenes Vertrauen einer Schweſter weihete.

Von ſeiner Liebe wagte Sárvathy in dieſer Lage nicht mit der Jungfrau zu ſprechen, allein beredter als der Mund waren ſeine Augen, und dieſe, Liebenden ſo wohl verſtändliche Sprache drang zu Theodorens Herzen. Unwillkührlich ertheilte ſie dem Prinzen tauſend Beweiſe ihres Wohlwollens, wie überhaupt das ganze Verhältniß häufig intereſſante Momente herbeiführte, über welche wir aber flüchtig hinwegſchlüpfen müſſen, indem ſich die Geſchichte ihrem thatenreichſten Theile nähert.

Glücklich erreichte unſer Pärchen Trieſt. Angenehm wurde der Prinz überraſcht, als er im Hafen eine griechiſche Felucke vor Anker liegen fand, welche Fürſt Baſilius geſendet hatte, den fürſtlichen Sohn zu erwarten. Der mainotiſche Schiffskapitain verſicherte, daß die Winde günſtig wären, und Tertullian befahl daher ſchon nach zwei Tagen die Anker zu lichten.

Als der Prinz im Begriffe ſtand, aus dem Hafen in die Stadt zurückzukehren, um Theodoren von der gemachten angenehmen Entdeckung zu benachrichtigen, gewahrte er einen rieſigen jungen Mann, der am Ufer des Meeres, in einen weiten Reiſemantel gehüllt, auf einem Felsblocke ſaß und ſinnend in die See hinaus ſtarrte; aber wie freudig erſtaunte der Hellene, als er, den Fremden genauer fixirend, in demſelben jenen räthſelhaften tapfern Deutſchen erkannte, der ihm einſt in jenem Vorpoſtengefechte am 27. Auguſt 1813 unfern des großen Gartens bei Dresden das Leben gerettet hatte.

Raſch ſchritt Tertullian auf den Fremden los, und indem er ſanft deſſen Schulter berührte, rief er aus: „Seid mir gegrüßt, edler deutſcher Ritter! ich preiſe das Schickſal, welches mir ſo zufällig Gelegenheit ſchenkt, Euch, dem ich mein Leben danke, noch einmal in dieſem Leben zu begegnen.“

Ruhig wandte ſich der Krieger gegen Sarvathy, und auch denſelben ſogleich wiedererkennend, erwiederte er lächelnd: „Aha, du biſt jener griechiſche Fürſtenſohn, der ſich im Elbthale ſo wacker herumſchlug mit den fränkiſchen Söldlingen; nun, gefällt es dir nicht mehr in fremden Landen? willſt du nach deinem klaſſiſchen Boden zurückkehren?“ —

So iſt es, edler Ritter! antwortete der Prinz, aber, wenn ich es wagen darf zu fragen, wornach denn luget Ihr ſo ſehnſüchtig hinaus ins weite Meer?

Etwas bitter lächelnd verſetzte der Offizier: „Will dir's nur ſagen, junger Freund! möchte gern das Land der wahren Freiheit erſpähen; mag es mir doch auch nicht mehr recht gefallen im eigenen Vaterlande, wurde dort auch Manches nicht ſo, wie man erwartet hatte, und die Hoffnungen, für welche manch' edler Kämpe ſein Blut verſpritzte, zerfloſſen in leeren Dunſt; doch was rede ich dir, dem Fremdling, von Dingen, welche dich nicht berühren. Weißt du, braves junges Blut! mir nicht ein Land zu nennen, in dem es für Freiheit zu fechten giebt, es will mein gutes Schwert ſich nimmer ruhig in ſeiner Scheide halten?"

Zieht mit mir, rief hier lebhaft der Grieche aus, zieht mit mir, edler Herr! in's Land der Hellenen, dort wird bald ein Kampf, wie Ihr ihn ſucht, beginnen, ich gebe darauf mein Wort, und ſolche wackere Streiter, wie Ihr ſeid, thun uns Noth.

„Topp, ſprach der Deutſche, indem er dem Prinzen die Hand reichte, ich will es verſuchen, ob es auf dieſem trägen Planeten noch ein Völklein giebt, welches die Freiheit zu verfechten und zu behaupten verſteht."

Noch Manches redeten die rüſtigen jungen Helden hin und her, bis endlich Tertullian beſcheiden fragte: „Sagt mir nur, edler Herr! was meintet Ihr denn eigentlich einſt dort auf dem Schlachtfelde mit dem Bärenblute und den drei rothen Strichen auf dem Schilde Eures Ahn'? — oft dachte ich ſchon den ſeltſamen Worten nach.“

Hm, ſprach der Deutſche, will dir das Räthſel wohl löſen, Griechenſohn! hiermit ſchlug der hohe Ritter den Mantel auseinander, und ſprach ohne deklamatoriſchen Pathos, aber mit ernſter Würde Folgendes:

Der Ritterſchlag.

Iſt Adel der Seele dem Adel verwandt, —
War edel die That, warum er entſtand,
Dann möge der Enkel, in ſtolzem Gefühl,
Sich höher wohl dünken, erringen das Ziel,
Das hohe der Ahnen; —
In männlicher Kraft
Die Wege ſich bahnen;
Denn was er erſchafft,
Es muß den Stempel des Edlen tragen,
Muß Hohes ſagen.

Drum ehret, Ihr Fürſten! das alte Geſchlecht,
Ein alter Juwel iſt ſelten nicht ächt;
Den adligen Thaten
Sei adliger Stand,
Dann blühet das Land,
Dann reifen die Saaten.
So höret ein Beiſpiel aus alter Zeit,
Wie Adel entſtand; denn freilich heut
Giebts Adelfabriken, doch ſtempeln ſie ſchlecht,
Drum hält er nicht recht.

* * *

Das Horn erſchallt
Durch Flur und Wald —
Und muthig auf flüchtigem Schimmel
Setzt Karl der Große, von Jagdluſt entbrannt,
Die Lanze zur Hand,
Umgeben von frohem Getümmel,
Hinaus in des Forſtes verwachſ'nes Revier —
Und ſiehe, ſchon hier
Beſtürmet die Meute in wildem Gebell
An ſumpfiger Stell'
Des Bären ſicheres Lager.
Und wüthend richtet, von Donner geſchreckt,
Das Thier ſich auf — doch froh entdeckt
Der Kaiſer die Blöße und ſpringt nicht faul,
Vom bäumenden Gaul —
Und hurtig — die Lanze in kräftiger Hand,
Tritt rüſtig, von Hitze zum Kampf übermannt,

Er muthig, verwegen
Dem Bären entgegen;
Doch dieſer entweicht dem ſichern Stoß,
Stürzt auf ihn los —
Und rings erſchallts von Ohren zu Ohren:
„Zu Hülfe dem Kaiſer, ſonſt iſt er verloren —“
Und ſchwächer ſchon kämpfet die ſinkende Kraft,
Doch zagend gafft — die Schaar der zitternden Schranzen.
Da höret in weiter Fern' das Geſchrei
Ein Knappe; — er eilet herbei,
Er ſieht die Gefahr, er ziehet ſein Schwert,
Sein Auge es blitzet, er achtet ſich werth —
Dem Kaiſer ſein Leben zu opfern;
Und wüthend fällt er den Bären an.
Ha, braver Mann!
Beſtehe, was kühn du begonnen,
Hoch ſpritze das Blut des Bären vom Stoß
Des braven Knappen — ſchon giebt er ihn los
Den Kaiſer, da ſchwindet allmählig die Kraft
Des wackern Kämpen, doch ſiehe, er rafft
Sich wieder empor — zückt muthig den Stahl
Zum Letztenmal,
Und röchelnd ſinket von Wunden ſchwer
Getroffen dem Kaiſer zu Füßen der Bär.
Da naht ſich allmählig der Höflinge Schaar —
Sie zittern nicht mehr der grauſen Gefahr,
Sie jauchzen und jubeln und ſchreien ſich heiſer:
„Hoch lebe der große, der tapfere Kaiſer!“

Doch Stille winket der fürſtliche Sohn —
Nicht mir den Lohn!
So ſpricht er und tauchet die mächtige Hand
In's Bärenblut.
„Ein höh'rer Stand
Belöhne den Muth —“
Denkt er — und zeichnet dem Schilde des Knappen
Drei rothe Striche zum bleibenden Wappen —
Und ziehet ſein kaiſerlich heiliges Schwert:
„Du biſt es werth —
Spricht er — den Adel zu mehren,
Beſchütze den Thron,
Mein adliger Sohn!
Halt Gott und dein Wappen in Ehren —“
Und ſiehe, es prangt dies alte Geſchlecht,
So wacker und ächt,
Wie damals, noch heute im ſächſiſchen Land,
Hoch achtbar — als Freiherr'n von Maltitz bekannt;
Noch zeiget ihr Wappen zur heutigen Stunde,
Die rothen drei Striche auf ſilbernem Grunde.

Mit großem Intereſſe hatte Tertullian die Mähr angehört, und nachdem der Freiherr geendigt hatte, rief der Hellene aus: „In der That, wackerer Ritter! Ihr ſeid es werth, ein Sohn jenes rüſtigen Bärenbezwingers zu heißen, denn ich ſah es, wie Ihr ganz allein fünf geharniſchte, wohl bewaffnete fränkiſche Krieger anfielet und niederwarfet, und das will traun! mehr noch ſagen, als ſo eine zottige wilde Beſtie zu durchboren, und nicht ein Kaiſer, nein, ein Euch fremder ſchwer bedrängter Jüngling war es nur, für den Ihr eine ſo kühne Waffenthat wagtet, aber das eben ſteigert der Handlung Werth; darum, edler deutſcher Mann! bitte ich Euch, ſchließt mit dem Hellenen einen Freundſchafts- und Bruderbund, treu wollen wir aushalten und einander unterſtützen in Freud' und Leid.“

So ſoll es ſein und geſchehen, ſo wahr Gott unſern Seelen gnädig iſt! rief der kühne Maltitz, und es lagen ſich die beiden Kämpen in den Armen.

Am dritten Tage ging unſer Kleeblatt an Bord der griechiſchen Felucke, die Anker wurden gelichtet, der ungünſtigen Jahreszeit zum Trotz blies ein friſcher Wind aus Süd, und einem leichten Balle gleich tanzte das Schiff der Hellenen auf dem großen, glatten Meeresſpiegel dahin.

Aufmerkſam und finſter beobachtete unſer deutſcher Ritter ein paar Tage Theodoren und die zärtliche Aufmerkſamkeit, mit der Tertullian ſich ſtets um ſie beſchäftigt zeigte; endlich nahm er den Prinzen bei Seite, ſprechend: „Höre, Hellene! habe dich für einen gar reinen und züchtiglichen Jüngling gehalten, aber was ſoll ich davon denken, daß du mit einer Dirne dich ſchleppſt? denn — leugne nur nicht — eine ſolche iſt das feine Bürſchchen, mit dem du ſtets ſo viel Weſens machſt.“

Jetzt erſt glaubte Sarvathy dem gediegenen ritterlichen Freunde die Geſchichte des reizenden leipziger Jungemägdleins nicht länger vorenthalten zu dürfen.

Der edle Maltiz lauſchte mit immer geſteigerter Spannung, und nachdem der Prinz ſeinen Vortrag geendet hatte, nahm jener das Barett vom Haupte, indem er andächtig ſprach:

„Gottes Finger waltete hier offenbar; die fromme Prinzeſſin iſt des Himmels Tochter, und unter ſeinem Schutze wird ſie dereinſt noch glänzen ein lichter Stern auf dem Throne der Väter.“

Von nun an behandelte der Freiherr unſere anmuthige Theodore, welche er bisher nur etwas zweifelhaft betrachtet hatte, ganz mit jener feierlichen Ehrfurcht, die er ihrem Stande ſchuldig zu ſein glaubte; er ging in dieſem Stücke beinahe weiter, als es eigentlich die beſtehenden Verhältniſſe erheiſchten, und des Ritters diesfalſiges Benehmen hätte dem Menſchenkenner einen bedeutenden Zug ſeines Charakters und ſeiner urſprünglichen Denkweiſe zu enthüllen vermocht.

Ungemein leicht ſegelte übrigens die Felucke, kein Unfall unterbrach die Reiſe, raſch durchſchnitt man das Mittelländiſche Meer und, Maina gegenüber, im Buſen von Kolokythia ging man endlich vor Anker.

Schon hatte ein Boot unſer Kleeblatt an's Land geſetzt; wie verzückt, wie in andern Sphären, ſchwebend ſtand lange die anmuthige Jungfrau, plötzlich aber fiel Theodora auf die Knie, ſanft weinend und voll frommer Andacht die Hände faltend rief ſie nach einer langen feierlichen Pauſe aus:

„Nein, nicht zum erſtenmale ſehe ich dieſe majeſtätiſchen Berge; mir iſt, als ob ich ſo eben aus einem tiefen Schlummer erwachte, allein klar ſteht es vor meiner Seele, daß ich ſchon als zartes Kindlein in dieſen Thälern Blumen pflückte; ſei mir gegrüßt, gute, liebe mütterliche Erde.“ Und mit dieſen Worten berührte der Jungfrau roſichte Lippe die Erde, ihre runden Arme breiteten ſich aus und auch Tertullian warf ſich neben Theodoren nieder, den geliebten Boden der Heimath zu umfahen; die Wangen der Liebenden berührten ſich zufällig, ihre Thränen floſſen zuſammen.

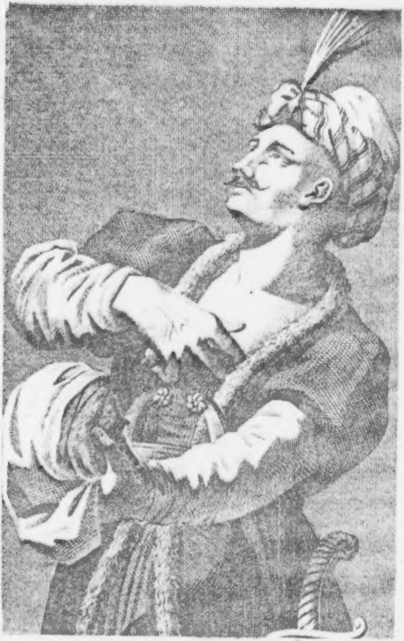
In ſeinen Mantel gehüllt, mit unterſchlagenen Armen lehnte die große, ſtattliche Geſtalt des deutſchen Freiherrn unter einem Olivenbaume am Ufer. Tief bewegt blickte **Maltitz** nach der rührenden Gruppe hin, und nachdem man nur mehr des Paares leiſes Schluchzen vernahm, rief er aus:

„Fürwahr, der glutvolle italiſche Sänger **Alfieri** hat Recht:

— Es iſt kein leerer Schall
Der Name Vaterland, der edle Herzen
Wärmt und entzündet, wie ein himmliſch Feuer.
Umſonſt ſucht der Tyrann ſo hohe Liebe
Des Frevels anzuklagen; die Natur
Verwirft den falſchen Spruch und nennt ſie —
Tugend!“

(Ende des erſten Bandes.)

[illegible] II.



Totullian Harrathy.

Theodora,

die

Leipziger Jungemagd;

ein

hiſtoriſch-romantiſches Originalgemälde helleniſchen
Hochſinnes und türkiſcher Barbarei, aus der
erſten Epoche der gegenwärtigen Inſur-
rection auf Morea.

Von

Adolph von Schaden.

Zweiter Band.

Mit Tertullian Sarvathy's Portrait.

Leipzig, 1822.
Bei Chriſtian Ernſt Kollmann.

Ex Biblioth. Regia Berolinensi.

I.

Ἡ λύσις τῆς ἀπορίας εὕρεσις ἐστι.

Aristoteles.

(Wer ſich vom Zweifel frei gemacht, der hat die Wahrheit gefunden.)

Unfern der Stelle, an welcher Tertullian, Theodore und der Freiherr von Maltitz an's Land getreten waren, erhob ſich auf einem Felſenſprunge ein- runder, feſter Thurm, der Wohnſitz eines alten Capitano, welcher in dieſer Gegend herrſchte.

Unſere Reiſenden ſprachen, ſich einigermaßen zu erholen, bei dem Capitano ein und wurden von ihm mit jener zuvorkommenden Gaſtlichkeit aufgenommen, die man allerwärts auf Maina findet, wenn man ſich anders nicht einen Bekenner des Islams *) nennt.

Der Prinz hielt für gut, Theodora und den deutſchen Edelmann vorerſt hier zurückzulaſſen, und ſich allein nach der nur ein paar Meilen entfernten Reſidenz des fürſtlichen Vaters, nach Marathoniſi nämlich, zu verfügen.

Leicht mag der Leſer ermeſſen, mit welchem Jubel Tetullian im väterlichen Hauſe aufgenommen wurde. Fürſt Baſilius war ein charakterfeſter Mann, den nicht ſo leicht irgend ein Vorfall des Lebens ſeiner ruhigen Faſſung zu entrücken vermochte; allein als er ſeinen Erſtgeborenen, nach ſo langer Trennung und zwar nun als vielſeitig gebildeten und erfahrenen und,

---

*) Dieſes Wort bezeichnet die Religion der Türken.

was noch mehr ſagen will, als blühenden, unverdorbenen jungen Mann wieder an ſeinen Buſen drückte, da floſſen ſeit ſeiner Gattin Tode zum erſtenmale Thränen über des würdigen Greiſes Wangen.

Nicht minder gerührt war der gefühlvolle Prinz, doch ungemein verändert ſtellte ſich der fürſtliche Vater nun dem Auge des Sohnes dar, denn die emſigſte Erfüllung ſeiner Regentenpflichten und jene mit ſolcher Erfüllung unzertrennliche ſchwere Sorgenlaſt hatten den edlen Sarvathy früh genug altern laſſen; ſeine hohe, rieſige Geſtalt zeigte ſich einigermaßen gebeugt; ergraut ſchon waren des Hauptes Haare; die Wangen fahl und eingefallen, und aus dem feurigen ſchwarzen Auge allein ſtrahlte noch die angeſtammte kühne Entſchloſſenheit und der ſtets rege Thatendurſt.

Es macht einen eigenen Eindruck an den Menſchen, wenn ihm theure Perſonen, welche ſtets in ſeiner Seele fortlebten, nach jahrelanger Trennung ſo verändert entgegen treten; der Anblick ſtimmt unſer Inneres ſo wehmüthig, und erweckt Gefühle, gleich denen, welche wir empfinden, wenn wir die Natur, welche wir geſtern noch in lachendem Schmucke erblickten, durch eines eiſichten herbſtlichen Nachtreifes ſchädlichen Einfluß am andern Morgen ihres grünen Kleides plötzlich größtentheils beraubt erſchauen müſſen.

Eine ähnliche Stimmung bemeiſterte ſich des Prinzen und erhöhete ſeine Rührung, welche des Vaters erſte Umarmung hervorbrachte, zur bedeutenden Potenz; lange hielten ſich die beiden edlen Sarvathys ſchweigend umſchloſſen, und ihre männlichen Thränen miſchten ſich.

Von des Vaters Bruſt eilte Tertullian in die Arme ſeiner nebenſtehenden Schweſter Sophia. Als Kind hatte er ſie verlaſſen, und in der üppigſten jungfräulichen Blüthe fand er das holde Mägdlein wieder; ſein jüngerer Bruder Nikodemus aber war nicht gegenwärtig, er befand ſich auf Zante, dem gerade dort anweſenden Biſchofe von Lacedämon einen Beſuch abzuſtatten.

Nachdem der erſte Freudenrauſch, welchen des Prinzen Wiederkehr in der Burg des gefürſteten Beys zu Marathoniſi erregt, ſich einigermaßen gelegt hatte, verſchloß ſich Baſilius mit Tertullian in einem einſamen Gemache und ließ ſich alſo vernehmen:

„Mein Sohn! Wahrheit iſts, worauf meine letzten Briefe an dich hindeuteten — thätig wird auf dem ganzen griechiſchen Feſtlande an Hellas Wiedergeburt gearbeitet; die Verſchwörung geht ihren gemeſſenen Gang, doch ſie wird ausbrechen, unſer Volk wird gänzlich zu Grunde gehen, oder die Ehre und Macht der Altvordern wieder erringen.

Hoffentlich werden unſere Nachkommen, wenn ſie die Thaten dieſer Generation ſtaunend in den Annalen der vaterländiſchen Geſchichte leſen, jenen des mainotiſchen Völkleins eine der erſten Ehrenſtellen zu weihen ſich gedrungen ſehen; denn uns, den nimmer unterjochten Söhnen des alten Sparta, kommt es zu, vorauf zu kämpfen, wenn es gilt, die Unabhängigkeit der geſammten Nation zu erringen, und der Bey auf Maina glaubt ſich berechtigt, hoffen zu dürfen, ſein Erſtgeborener werde vor Begierde brennen, eine Hauptrolle zu übernehmen in dem großen Drama, welches die neuen Hellenen zur ſtaunenden Bewunderung der ganzen Welt nächſtens aufzuführen gedenken."

Der Bey von Maina wird in dieſen gerechten Erwartungen ſich nicht betrogen finden, rief der Prinz voll Enthuſiasmus aus, — o, wenn doch nur erſt die Feuer auf unſern Höhen loderten, die glühendrothen Zeichen des Erwachens der Freiheit, dein Erſtgeborener brennt vor Verlangen, an der Spitze der tapfern Deinen in den großen Kampf zu ziehen.“

„Tertullian! — ſo nahm Fürſt Baſilius ernſter noch, denn zuvor, wieder das Wort — Tapferkeit und hoher perſönlicher Muth ſind erhabene Tugenden, aber Tugenden, die jeden gemeinen Mainoten in vollem Maaße beiwohnen, und der künftige Thronfolger bleibt einem wichtigern, einem bedeutendern Berufe geweiht, als lediglich mit dem Schwerte wacker drein zu ſchlagen. Höre mit Aufmerkſamkeit, mein Sohn! auf dasjenige, was ich dir nun eröffnen werde:

Mahmud II. ſitzt gegenwärtig auf dem Throne der Türken; zur Beförderung unſerer Plane wären dieſem Sultane jene Geiſtesſtumpfheit, jene wollüſtige Weichlichkeit und Lethargie zu wünſchen, durch welche ſo viele ſeiner Vorgänger ſich beſchimpften; allein leider wohnen dem jetzt regierenden Großherrn nur in einem zu hohen Grade Verſtand, Scharfſinn und Charakterfeſtigkeit bei. Er iſt dabei eifriger, ja fanatiſcher Muſelmann und mithin uns ein furchtbarer, ein ſehr gefährlicher Feind.

So geheim und vorſichtig bisher die Verſchworenen auf dem Feſtlande dem großen Tage vorarbeiteten, ſo ſcheinen nichts deſtoweniger jene ſtillen Gährungen dem Sultane nicht hinlänglich verborgen geblieben zu ſein und ſeinen Argwohn erregt zu haben. Alle Rayahs *) und namentlich

---

*) Jeder in den türkiſchen Staaten lebende Nichtmahomedaner wird Rayah genannt.

die **Hellenen** werden ſeit einiger Zeit wieder mit größerer Strenge und Tyrannei behandelt, als jemals; vor einigen Wochen erſt erhielt die Beſatzung Tripolitzas bedeutende Verſtärkungen, und emſig werden die Werke aller feſten Plätze auf Morea ausgebeſſert.

Das Geſammt-Intereſſe der großen guten Sache erfordert, daß ein Verſchworener unter der Maske der Verſtellung und Unterwerfung es verſuche, ſich in die Umgebung des Sultans zu drängen und wo möglich ſein Vertrauen zu gewinnen; in einem ſolchen Falle blieben die herrlichen Dienſte, welche der Vertraute ſeinem Volke zu leiſten im Stande wäre, unabſehbar: er könnte den zweiten Mahmud zur Ergreifung verkehrter Maaßregeln beſtimmen und die wichtigſten, geheimen Beſchlüſſe des Divans zu Conſtantinopel könnten, ſo wie ſie gefaßt wären, zur

Kunde der Verſchworenen gelangen; allein geleugnet darf nicht werden: es iſt wahrlich kein Kinderſpiel, die in Anregung gebrachte Rolle zu übernehmen, und mit glücklichem Erfolge durchzuführen. Der Kühne, welcher zu dem Wagniß ſich hergiebt, muß der türkiſchen Sprache gänzlich mächtig, er muß ein vielſeitig gebildeter, ein beſonnener Mann ſein, der im voraus ſich dem Wohle ſeines Volkes opfert, denn Mahmud zu überliſten, will noch mehr ſagen, als ſeiner Armeen Kern zu ſchlagen. Allein je ſchwieriger, je wichtiger, je gefahrvoller ein Geſchäft iſt, deſto lockender ſtellt ſeine Vollbringung ſich dem Helden dar, und ginge ein ſolcher hehrer Patriot auch unter in der Gefahr, ihm würde der Nachruhm hinlänglich lohnen; ſein Name, der Name des heiligen Martyrers würde fortleben, ſolange bis endlich einſt Hellas und ſeine Sprache aufhören würden zu ſein.

Doch genug, mein Sohn! — ſo endete der würdige greiſe Fürſt ſeine Rede, indem ſein Auge geſpannt auf dem Prinzen ruhte — nicht länger will ich dir vorenthalten, daß die Ehre, das Höchſte zu wagen, im Rathe der vornehmſten Verſchworenen dir zugedacht worden iſt; ja auf dich edler, junger Hellene! iſt eine Wahl gefallen, die ſich hinlänglich rechtfertigen läßt; dich begeiſtert glühende Vaterlandsliebe und heißer Thatendurſt, vielſeitig haben große Reiſen dich ausgebildet, und nothwendigerweiſe müſſen ſie dir Menſchenkenntniß erworben haben; in der Sprache der Osmanen wurdeſt du von deinem würdigen Lehrer Taracome von zarter Jugend an unterrichtet, bei einiger Uebung wirſt du leicht Geläufigkeit derſelben gewinnen. Renegat, theurer Tertullian! mußt du des Scheines halber dich nennen, du ſollſt nach Conſtantinopel reiſen, im Staube vor Mahmuds Throne dich winden, um deſto ſicherer den Tyrannen zu ſtürzen; meines Bruders, deines Onkels, unſeres würdigen Patriarchen in der entwürdigten heiligen Stadt der Conſtantine, — in geheim die Seele der großen Verſchwörung — weiſer, väterlicher Rath wird dich leiten auf dem ſchweren Pfade der Pflicht.“

Hier ſchwieg der Bey; auf des Prinzen Geſicht hatte die Farbe gewechſelt, Tertullian ſchien überraſcht, und einige Zeit war zu ſeiner Erholung nöthig, dann erwiederte er mit eben nicht ganz ſicherer Stimme:

Aber, theurer Vater! haſt du auch des Sohnes Kraft in Anſchlag gebracht, wie werde ich ſo ein Rieſenwerk vollbringen — und dann, erlauben Gewiſſen und Religion, wenn auch nur zum Scheine, den heiligen Glauben den Vater abzuſchwören, und wie, wird es mir gelingen, den ſcharfſehenden Mahmud zu hintergehen, mir, dem Feinde des Truges und der Verſtellung? —

„Alles, mein Sohn! ſprach hierauf der Fürſt, wurde bedacht; deine Skrupel werden ſchweigen, wenn ich verſichere, daß der Biſchof von Lacedämon und jener von Chriſtianopolis ſtündlich bereit ſind, dir ob der ſcheinbaren Abſchwörung deines Glaubens Abſolution zu ertheilen; ein viel geltender Derwiſch in Tripolitza, der bei den Türken im Geruch der Heiligkeit ſteht, und den mit unauflöslichen Banden an unſer Intereſſe zu ketten uns gelungen iſt, wird dir das Zeugniß ausſtellen, daß du reinen Gemüthes, aus innerer Ueberzeugung und in hergebrachter Form zum Islam übergetreten biſt, und was endlich dein Benehmen am Hofe Mahmuds betrifft, dieſes werden deine angeborene Klugheit und des Patriarchen

Rath beſtimmen. Du mußt nach Meiſterthum in der Schule der Liſt und Verſtellungskunſt ſtreben; ein eifriger und fähiger Grieche erreicht, was er immer will, und zu tief iſt unſer Volk geſunken, zu empörend ſtellt der Tyrannen Unterdrückung ſich dar, als daß wir uns nun nicht alle Mittel erlauben dürften, unſere Ehre und Unabhängigkeit zu erringen, und dem Glauben der Väter einen glänzenden Sieg zu erringen; ja es iſt unſere Lage in der That eine ſolche, in welcher der Zweck einmal die Mittel heiligt."

Mit großen und ungleichen Schritten maß Tertullian während einer langen Pauſe das Gemach, und unverkennbar zeigte ſich in jeder ſeiner Bewegungen und in dem unwillkührlichen Zucken der Geſichtsmuskeln der Kampf, welcher in ſeinem Innern ſich erhoben hatte; endlich, wie plötzlich mit ſich einig, blieb er vor dem

Bey ſtehen, indem er gefaßt und feſt denſelben anredete.

„Vater! wenn es möglich, erlaſſe mir dieſe Reiſe nach Conſtantinopel — weißt du Niemanden, von dem ſich erwarten ließe, daß er jenes ſchwere Geſchäft eben ſo, oder vielleicht noch beſſer als ich vollbringen dürfte?“

Niemanden, — antwortete der Fürſt mit kalter Strenge; eine zweite kürzere Pauſe erfolgte, dann rief der Prinz lebhaft aus: Du weißt nicht, Vater! welche Opfer ich mir ſelbſt bringen muß, ich fürchte auch, daß ich dieſen Aufträgen nicht zu entſprechen vermag, allein es ruft des Vaterlandes Stimme, jede andere muß ſchweigen, nur drei Tage vergönne mir im lange entbehrten geliebten Vaterlande zu weilen, dann bin ich bereit, mich an den Hof der Feinde zu verfügen.

Der alte Sarvathy ſprang von ſeinem Sitze auf, und indem er gerührt den gehorſamen Sohn in die Arme ſchloß, rief er gerührt aus: „Kannte ich doch mein Blut, wußte ich doch, daß mein heldenmüthiger Sohn den Sieg über ſich ſelbſt gewinnen würde! nur muthig und getroſt, mein theurer Tertullian! Gott iſt mit uns und ich hoffe, alles ſoll gelingen unter ſeinem mächtigen Schutze.“

Nachdem noch Manches über die Plane der Verſchwornen geſprochen worden war, fiel der Bey auf eine andere Materie; ſich ſelbſt unterbrechend, hub er an: „Auch, mein Sohn! wirſt du dich erinnern, daß ich dir von Gerüchten ſchrieb, welche in unſern Gebirgen im Umlaufe ſind und die Zancachis ermordete Tochter in's Leben zurück rufen. Ernſter als ich dachte, fuhr der alte Sarvathy redend fort, geſtalten ſich jene Volksmährchen jetzt, von einem Geiſte der

Tollheit ſcheint unſer Volk fürwahr beſeſſen, und mit derſelben belachenswerthen Ueberzeugung wie die Juden ihren Meſſias, erwarten, die Mainoten täglich das Erſcheinen einer fabelhaften Prinzeſſin aus Kutupharis Stamme. In der That, ich fürchte nur, daß meine Feinde den Schwindel des Volkes nutzen dürften, der von ſo bedeutender Art iſt, daß die Raſenden, wie ich glaube, die nächſte beſte Abentheurerin als Fürſtin auf den Thron heben möchten, der es einfiele, dieſe Küſten zu betreten und ſich für eine Kutuphari auszugeben."

Glaube mir, mein edler Vater! entgegnete Tertullian darauf ſehr ernſt, diesmal iſt die Stimme des Volkes wirklich Gottes Stimme. Ich ſage dir, Theodora, Zanetachi Kutupharis rechtmäßige Tochter lebt, und noch mehr — ſie hat die Küſten dieſes Landes in der That und zwar geſtern betreten.

Nicht minder unangenehm wie vorhin der Sohn vom Vater, wurde jetzt dieſer von jenem überraſcht; Baſilius kam in Verſuchung, ſeinem Gehöre zu mißtrauen, und nachdem er endlich einige Faſſung wieder erlangt, drang er ungeduldig um nähere Erklärung in den Prinzen.

In Kürze erzählte Tertullian Alles, was wir bereits wiſſen, nur ſeiner Liebe zu Theodoren zu erwähnen, hielt ihn eine gewiſſe Scheu zurück, und nachdem der Prinz ſeinen Vortrag geendigt hatte, überreichte er dem Fürſten jene wichtigen Urkunden, welche unſere Heldin als Zanetachis Tochter beſtätigten.

Mit großer Spannung hatte Baſilius dem Sohne zugehört, haſtig entfaltete er nun die ihm vorgelegten Papiere, allein je klarer dem Fürſten Theodorens Legitimität ſich allmählig darſtellte, deſto bedeutender geſtaltete ſich ſeine eigene Unruhe, welche zu verbergen ihm keinesweges wohl gelingen mochte, und leicht erklärbar blieb dieſe Unruhe allerdings, denn ein Zauber liegt, zumal für den Ehrbegierigen, im Herrſchen, und gänzlich gleichgültig von einem Throne ſteigen, den man ſeit vielen Jahren inne gehabt, welcher Sterbliche hätte es je vermocht? —

Nach einer langen Pauſe des Schweigens, in welcher ſich Baſilius einigermaßen zu ſammeln geſucht hatte, ließ er ſich endlich alſo vernehmen:

„Mein Sohn! ich habe dir bereits in meinem letzten Briefe erklärt, daß ich in der Regierung Kutuphariſchem Blute, wenn ſolches wirklich vorhanden, willig weichen würde; allein trotz deiner Erzählung des ziemlich mährchenhaften Zuſammenhanges der Dinge und trotz dieſer Papiere hier vermag ich gewiſſe Zweifel doch nicht zu unterdrücken. Denkbar bleibt immer, daß die alte Tſchinganehſin und dieſe Theodora dennoch Betrügerinnen ſind, denn man hat Beiſpiele, daß mit entwendeten Urkunden Mißbrauch geſchehen, und —“

Theuerſter Vater! unterbrach hier fragend der Prinz den Fürſten, haſt du den Verſtorbenen Zanetachi einſt perſönlich gekannt?

„Ob ich den edlen Kutuphari gekannt habe? erwiederte Baſilius lebhaft, welcher Mainote, der zu jener Zeit ſchon lebte, hätte den erhabenen Landesvater nicht gekannt! Mir ſteht Zanetachis majeſtätiſche Geſtalt noch in dieſem Augenblicke ſo lebhaft vor Augen, als ob ſie geſtern erſt dieſen Höhen entſchwunden wäre. Oft führten mich Geſchäfte in des Fürſten Haus, und ich darf wohl ſagen, daß ſein beſonderes Vertrauen mich auszeichnete, ja ich wiegte ſelbſt das zarte fürſtliche Kind, jene Theodora, auf meinen Armen, doch halt — ſo unterbrach ſich hier Sarvathy ſelbſt, indem das große ſchwarze Auge Freude flammte —

ja ein Gott läßt auf einen zufälligen Umſtand mich beſinnen, durch ein ſeltſames Muttermahl, wie ein dreifaches Kleeblatt geſtaltet, hatte die Natur die Prinzeſſin gezeichnet; nicht vermögen Jahre ein ſolches Zeichen zu verwiſchen, und iſt dieſe Theodora in der That Kuruphatis Tochter, ſo muß das Kleeblatt am linken Arme ſich zeigen.“

Ich weiß genug, nahm Tertullian wieder das Wort, Theodora blieb beim alten Capitano im Thurm an der See zurück, ich eile ſie abzuholen, und dir, mein Vater! vorzuſtellen. Prüfe und handle, wie es dir gefällt, denn mir, deinem Sohne, ziemt es nicht, dein Thun regeln zu wollen — und mit dieſen Worten entfernte ſich der Prinz ſchnell, ohne eine weitere Antwort abzuwarten; Baſilius aber ſtand lange in Gedanken tief verſunken, die Augen nach einer und derſelben Stelle richtend.

II.

Fortiter malum qui patitur, idem post patitur bonum.

Plautus.

(Wer ſtandhaft Unheil trug, den krönt nachher das Glück.)

Nachdem Theodora im Thurme an der See einige Stunden geruht hatte, war ihr erſtes Geſchäft geweſen, die männliche Reiſekleidung wieder mit weiblichen Gewändern zu vertauſchen.

Die edle Jungfrau ſchmückte ſich ganz ſo, wie ſie der Prinz zum erſtenmale in der katholiſchen Kirche zu Dresden gewahrt hatte; im blauſeidenem Kleide, und das Strahlendiadem in den güldenen Locken trat ſie ihrem Hauswirthe und dem Reiſegeſellſchafter von Maltitz entgegen.

Beide Männer überraſchte der jungen Dame ſeltene und ſiegende Schönheit, der alte Capitano aber, nachdem er einige Minuten lang die Fremde aufmerkſam betrachtet hatte, rief plötzlich aus: „So wahr mir Gott gnädig ſein mag, das ſind des edlen Zanetachi Kutupharis, unſeres guten verſtorbenen Beys, leibhaftige Züge, und Niemand anders könnt Ihr ſein, als des Seligen fürſtliche Tochter; ſeid mir gegrüßt, Prinzeſſin! auf dem Boden des Landes Eurer Väter,“ und mit dieſen Worten warf ſich der Greis vor Theodoren nieder, indem er ehrfurchtsvoll die Knie der Jungfrau umfaßte; der Ritter von Maltiz aber war wieder ein gerührter Zeuge der Scene.

Bevor man den alten Capitano zurückhalten konnte, rannte er mit jugendlicher Behendigkeit hinab in's nahe gelegene Dorf, allerwärts mit lauter Stimme verkündend: „Sie iſt angekommen die Erwartete, Zanetachis edle Tochter!“

Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht durch alle zunächſt an der Küſte gelegene Niederlaſſungen der Mainoten, von dort aber tiefer in's Land hinein, und als Tertullian zurückkehrte, fand er den Thurm am See bereits von einer großen jubelnden Volksmenge umringt.

Theodora war unter die Leute getreten; von Tukl-Oeta, ihrer Pflegemutter, hinlänglich in der Sprache des Landes unterrichtet, vermochte ſie mit den mainotiſchen Männern und Weibern ſich zu unterhalten, und ſie that es mit der ihr angeborenen Anmuth und Würde. Die ältern unter den Eingeborenen konnten nicht genug die große Aehnlichkeit der Geſichtszüge, welche die Prinzeſſin mit dem verſtorbenen fürſtlichen Vater theilte, bewundern, und ſchnell gewann ſich die edle

Jungfrau Aller Herzen; der Jubel der Menge wurde immer rauſchender und beinahe ausſchweifend, als endlich Theodora, nach des Prinzen Anordnung auf einen milchweißen Zelter geſetzt wurde, um nach Marathonisi geleitet zu werden.

Tertullian ritt der Prinzeſſin zur Rechten, der Freiherr von Maltitz aber zur Linken, und der alte Capitano führte den Zug an, der auf dem kurzen Wege nach der Hauptſtadt, einer Schneelavine gleich, anwuchs.

Unter der Hauptpforte ſeines Pallaſtes, von ſeinem ganzen Hofſtaate umgeben, empfing Fürſt Baſilius Theodora; er reichte hier der Prinzeſſin die Hand und führte ſie mit vieler Ehrerbietung in ſeinen Audienzſaal; die gegenwärtigen Capitanos folgten, und ſo viel Volk, als das groſſe Gemach aufnehmen konnte, ſtrömte nach.

Eine feierliche Stille trat hier ein, und Baſilius, nachdem er die Prinzeſſin lange ſcharf fixirt hatte, wandte ſich endlich an's Volk und ließ ſich alſo vernehmen:

„Mainoten! es bleibt nicht zu leugnen, dieſe Fremde hier zeichnet die edle Familienphyſiognomie der Kutupharis aus; ſie nennt ſich Zanetachis Tochter, und hat ſich als ſolche bereits durch allerdings glaubwürdige Papiere legitimirt, allein, Mainoten! — Euch und mir ſelbſt bin ich es ſchuldig, von dieſer Jungfrau noch einen Beweis ihrer Abkunft zu verlangen; ſie entblöße den linken Arm, und iſt ſie in der That jene ermordet geglaubte Prinzeſſin, ſo werden wir auf dieſem Arme ein Muttermahl in Geſtalt eines Kleeblattes erſchauen.“

Die ganze Verſammlung war ungemein geſpannt, da erhob unſere Heldin ihre holde Stimme und ſprach:

„Nicht einen Thron zu erringen, Mainoten! ſondern nur um die edle Geburt, auf die ich ſtolz ſein darf, zu erweiſen, willige ich in des edlen Beys Verlangen,“ und hoch erröthend ſtreifte die ſittige Jungfrau hiermit den Aermel des Gewandes vom runden, zarten Arme zur Höhe, auf welchem nun Jedermann das beſchriebene Mahl, wie mit Roſenſaft in blendend weißen Schnee ſanft gezeichnet, erblickte; ein lebhafter Taumel der Freude ergriff die Anweſenden und alle riefen wie aus einem Munde: „Hoch und lange lebe Theodora, die rechtmäßige Fürſtin des freien Volkes der Mainoten!“

Auf des Fürſten Geſichte wechſelte die Farbe, allein nichts deſtoweniger behielt er hinlängliche Geiſtesgegenwart bei, um zu dem für ſeine Perſon keineswegs günſtigen Spiele gute Miene zu machen, und indem der ſtolze Mann vor unſerer Heldin ein

Knie beugte, um ihre Hand zu küſſen, ſprach er ganz demüthig:

„Ja, Theodora! ich weiche gern von einem Throne, auf den Ihr ältere und rechtmäßigere Anſprüche habt, und der Erſte ſelbſt will ich Euch hier den Eid der Treue ſchwören.“

Nicht alſo mag es geſchehen, edler Bey! erwiederte, die verſtändige Jungfrau mit ihrem melodiſchen Stimmchen, indem ſie gütig den Knienden aufhob, und ſich nun zu der Verſammlung wendend redete ſie mit dem würdevollen Anſtand einer Königin dieſelbe folgendermaßen an:

Mainoten! wie dürfte ich, das ſchwache, junge, unerfahrene Mägdlein, es wagen, Euch den würdigen und vielfach erprobten Führer erſetzen zu wollen! Handelt nicht undankbar, verkennt Euren eigenen Vortheil nicht und hört hiermit meinen unwandelbaren und feſten Entſchluß: Nur unter einer einzigen Bedingung werde ich Mainas Thron beſteigen, nämlich, wenn der würdige Baſilius Sarvathy als Mitregent und väterlicher Leiter denſelben mit mir theilen will.

„Bei Gott! rief hierauf der alte Capitano vom Thurme an der See aus, unſere junge Fürſtin hat von ihrem Vater, dem edlen Kutuphari, nicht nur die Geſichtszüge, nein auch ſeinen Scharfſinn und ſeine Großmuth hat ſie ererbt.“

Baſilius erlangte ſeine ganze Faſſung wieder, da es ſchien, es würde die Kataſtrophe glücklicher für ihn enden, als es anfangs das Anſehen gehabt hatte. Der kluge Fürſt merkte gar wohl, es ſei der rechte Augenblick vorhanden, dem Volke zu ſchmeicheln, und auf dieſe Art auch für ſich deſſen Gunſt wieder zu erwerben, welche von ihrer ehemaligen Stärke bei eines neuen Sternes Aufgang allerdings bedeutend verloren zu haben ſchien, und ſchnell beſonnen, wie Sarvathy in dergleichen Fällen ſich immer darſtellte, ergriff er Theodoras Hand und führte die edle Jungfrau nach ſeinem Throne, der unter einem prächtigen Baldachine im Audienzſaale ſtand, er ſelbſt aber nahm, zur Linken der Dame, eine Stufe niedriger auf einem unſcheinbaren Tabouret Platz.

Augenblicklich erfüllte Beifallgeſchrei und Jubel der Menge die Luft; einmüthig riefen die zufriedenen Mainoten nun: „Heil Theodoren, der Fürſtin von Maina — Heil unſerm edlen Baſilius, dem fürſtlichen Mitregenten!“

Die anweſenden Capitanos ſchwuren zur Stelle an den Stufen des Thrones den Huldigungseid, und lange erſt, nachdem ſchon die Nacht hereingebrochen, zerſtreute ſich der freudetrunkene Volkshaufe.

Als man ſich endlich allein ſah und einigermaßen wieder erholt hatte, ſtellte Tertullian dem fürſtlichen Vater den Freiherrn von Maltitz als ſeinen Lebensretter und als einen künftigen rüſtigen Kämpen für Griechenlands große Sache vor.

Recht herzlich ſah ſich der edle, deutſche Ritter von dem alten Sarvathy aufgenommen, und es ſprach dieſer unter andern: „Seid mir willkommen, lieber Freiherr! auf jenem Boden, von welchem die Kultur des menſchlichen Geſchlechtes ausging und deſſen Bewohner nun leider ſo tief geſunken ſind, Eure Ankunft bleibt erwünſcht, denn an eigentlichen Kriegserfahrenen höhern Offizieren fehlt es uns gerade, und möchten nur recht viele brave Deutſche Eurem Beiſpiele folgen und an dem wichtigen Geſchäfte von Hellas Wiedergeburt Theil nehmen, von deren Beginnen, ſo Gott will, ſich ſchon nach wenigen Monden die laute Kunde durch alle Welt verbreiten wird."

Theodora nahm ſich auf der erhabenen Stelle, in welche die Launen des verwickeltſten Schickſales ſie endlich geſetzt hatten, mit ſo viel beſonnener Würde, daß in ihr wahrlich die ehemalige leipziger Jungemagd keineswegs mehr zu erkennen war, und recht eigentlich erſchien die edle Jungfrau für den Thron geſchaffen. Ihr angeborener Hochſinn entwickelte ſich mit jedem Tage mehr und mehr, ſchnell wußte ſie ſich in die Sitten und Gebräuche des Landes zu finden, und häufig ſtaunten im Staatsrathe — deſſen Verhandlungen jetzt wegen der in geheim bereits begonnenen großen allgemeinen Verſchwörung des griechiſchen Volkes gegen die tyranniſchen Osmanen äußerſt wichtig wurden — die älteſten und weiſeſten Capitanos höchlich ob des glänzenden Verſtandes und der ſcharfſinnigen Urtheile ihrer jungen Fürſtin.

Baſilius, der viel erfahrene, menſchenkundige Mitregent, welcher Theodoren in der That ungemein liebgewonnen hatte, und die im Verhältniſſe einer Tochter gegen den Fürſten ſich gefiel, merkte zeitig, daß ſein Erſtgeborener die reizende Gebieterin mit dem ganzen Feuer jugendlicher Leidenſchaft liebe. Dieſe Wahrnehmung entſprach den geheimſten Wünſchen des fürſtlichen Vaters; und in der That blieben kaum Verhältniſſe denkbar, welche eine Verbindung junger Leute dringender hätten empfehlen können, denn jene, welche zwiſchen Theodoren und dem Prinzen obwalteten. Allein bei dem ſtreng ſittigen und aufmerkſam über ſich ſelbſt wachenden Benehmen der jungfräulichen jungen Fürſtin konnte Baſilius, trotz aller fleißigen Beobachtungen, nur durchaus lange nicht gewiß werden, ob Theodore Tertullians Leidenſchaft theile; doch endlich fand ſich dennoch eine günſtige Gelegenheit, welche den Fürſten einen ſichern und aufklärenden Blick in der reizenden, jungen Mitregentin Herz verſtattete.

Mehrere Wochen waren ſeit der Entwickelung jener Kataſtrophe in der mainotiſchen Regentengeſchichte bereits verſloſſen, ohne daß von der beabſichtigten oben berührten Entſendung Tertullians nach Conſtantinopel wieder die Rede geweſen wäre, und dem Prinzen war es eben auch nicht zu verdenken, wenn er eine Reiſe nicht ſelbſt in Anregung bringen mochte, die der angenehmen Genüſſe eben nicht viele verſprach.

Endlich aber kam das wichtige Projekt in den Berathungen des mainotiſchen Staatsrathes neuerdings auf's Tapet, und unſere Heldin hörte hier zum erſtenmale von der Sache. Als Theodora vernahm, welchen großen Gefahren der Prinz in Conſtantinopel ausgeſetzt ſein würde, und daß er im Falle eines Verrathes wohl gar die ſchmählichſte und furchtbarſte aller Todesarten erleiden dürfte, erblaßte ſie, und als man nun gar die junge Fürſtin ehrfurchtsvoll um ihre Meinung in dieſer Angelegenheit fragte, gab ſie bloß mit der Hand das gewöhnliche Zeichen, die ſo eben erſt begonnene Verſammlung aufzuheben, worauf die zarte Jungfrau aus der Thür wankte und vor derſelben ohnmächtig ihren Frauen in die Arme ſank. Die Capitanos ſahen ſich bedeutungsvoll lächelnd unter einander an, Fürſt Baſilius aber wußte, was er wiſſen wollte, und vermochte kaum ſeine heimliche Freude klug zu verbergen.

Gleich des andern Tages ließ Sarvathy ſeinen Erſtgeborenen zu einer geheimen Unterredung unter vier Augen in ſein Gemach entbieten; der Prinz erſchien und Baſilius hub an, ſich in folgender Weiſe vernehmen zu laſſen: „Tertullian! ich habe deinen Hochſinn neulich erprobt; ich weiß, mein edler Sohn! dir ſtellt ſich kein Opfer zu ſchwer dar, wenn die Sache des Vaterlandes gebietet, und ohne Umſchweiſe glaube ich daher mit dir ſprechen zu dürfen. Die Politik unſeres Staates gebietet, dich jetzt, mein Sohn! mit einer Dame zu verbinden, welche —“

Heftig erſchrocken fiel der Prinz hier dem Fürſten in die Rede: Mein Vater! rief er leidenſchaftlich bewegt aus, ſende mich dem gewiſſen, ſende mich tauſendfältigem Tode entgegen, wenn es das Wohl des Vaterlandes befördern kann, allein ich bleibe Menſch, fordere nur Menſchliches von mir; mein Herz kann ich der kalten Politik unmöglich zum Opfer bringen, ſonſt fordere, was du immer willſt.

„Ei, es ſcheint demnach beinahe, als ob du über dein Herz nicht mehr zu gebieten hätteſt?“ fragte Baſilius ſcheinbar kalt und ernſt; Tertullian blieb auf dieſe Frage die Antwort ſchuldig, allein Purpur deckte plötzlich des jungen Mannes Wangen, und ſein fürſtlicher Vater fragte nach einer Pauſe neuerdings:

„Leugnen kann ich nicht, mein Sohn! daß ich begierig bin, den Namen jener Glücklichen zu hören, die auf dein Herz ſo heftigen Eindruck hervorzubringen vermochte, daß ſelbſt eine geiſtreiche, reizende, junge Fürſtin, wie Theodore, neben ihr ſich in Schatten geſtellt ſehen müßte.“

In dieſem Momente veränderte ſich des Prinzen ganzes Weſen; ſein großes, ſchwarzes Auge funkelte und mit bebender Stimme, der Folge freudiger Ueberraſchung, fragte er kaum vernehmlich:

Wie, mein Vater! iſt es Theodora, mit der du mich verbinden willſt? — in dieſem Falle möge deine ſpekulirende Politik geſegnet ſein, denn gerade jene edle Jungfrau iſt es, für die ich ſo heiß erglühe, und ohne deren Beſitz weder Erdenglück noch Leben für mich einigen Werth je behalten würden.

Sanften Ernſtes voll erwiederte hierauf Baſilius: „Mein theuerſter Sohn! ich billige eine Neigung, welche dir Ehre bringt, und ich ſelbſt werde das Möglichſte zur Unterſtützung deiner Wünſche beitragen, aber bedenke, Tertullian! ein Preis, welcher einer ſo edlen fürſtlichen Jungfrau gleicht, will errungen ſein, und näher ſteht dem ächten Hellenen das Intereſſe des Vaterlandes, als jenes der eigenen Perſon. Der vorläufigen Reiſe nach Conſtantinopel, deren Zweck du kennſt, vermag ich dich nicht zu entbinden, allein vollbringſt du die ſchwere Sendung zu unſerer Zufriedenheit, dann bleibt der anmuthigen fürſtlichen Jungfrau, ja Theodorens Hand und Mainas Thron daneben, der köſtliche Lohn, der dir winkt.“

Begeiſtert rief der Prinz aus: Wohlan denn, mein Vater! ſo ſende mich nach dem falſchen Stambul hin, wie der Schlange will ich nach der feinſten Verſchlagenheit geizen, die Tyrannen zum Beſten der großen guten Sache zu überliſten.

So endete dieſe Unterredung, und bald darauf leitete über denſelben Gegenſtand Baſilius eine ähnliche mit der jungen Fürſtin Theodora ein.

In eine gar holde Verwirrung gerieth die anmuthige Jungfrau, nachdem ſie begriffen hatte, wovon die Rede war; allein der weiſe Sarvathy redete ihr alſo ermuthigend zu: „Edle Fürſtin! ſprach er, Ihr habt keine Mutter, keine vertraute Freundin, Niemanden, in deſſen Buſen man in Eurem Alter und Euren Verhältniſſen in dergleichen Fällen gern ſein Herz auszuſchütten pflegt; hegt demnach Zutrauen zu mir, Eurem wahren väterlichen Freunde, und geſteht mir offenherzig, ob eine Stimme in Eurem Innern für Tertullian ſpricht. Er iſt mein Sohn, er liebt Euch unausſprechlich, und das Intereſſe des Landes würde ſehr gewinnen durch eine Verbindung, welche ſelbſt der Wunſch der Nation geworden iſt; allein wer dürfte es wagen, Euch in irgend einem Stücke Zwang aufzulegen, Ihr ſeid Herrſcherin — nur ein entſcheidendes Wort gewährt Eurem bittenden, Eurem väterlichen Freunde?"

Theodora bedeckte mit der kleinen, runden Linken das ſchöne Geſichtchen und indem ſie die Rechte dem greiſen, würdigen Fürſten reichte, lispelte ſie freundlich und leiſe ꝛc. „Ja, mein theuerſter Vater! Ihr habt Recht, es wird unter ſolchen Verhältniſſen für mich Pflicht, eine Erklärung abzugeben; nun ſo wiſſet denn — auch ich liebe Tertullian, den hochherzigen, edlen Jüngling, über alle Maßen. Ach, ich liebte ihn bereits, als ich noch in deutſchen Landen eine Jungemagd zu Leipzig ihn dann und wann erblickte; und Gott weiß es, wie viel es mir dazumal gekoſtet hatte, im Buſen Gefühle niederzukämpfen, denen nachzuhängen in meiner damaligen Lage die höchſte Thorheit hätte genannt werden können.“

Baſilius machte den geliebten Erſtgeborenen mit ſeinem Glücke bekannt, und unbeſchreiblich bleibt das Entzücken, welches Tertullian bei der Nachricht umfing; denn war er auch von der fürſtlichen Jungfrau ſchon auf der gemeinſchaftlichen Reiſe und früher ungemein wohlwollend behandelt worden, ſo bezweifelte er dennoch ſtets, von dem theuren Mägdlein wieder geliebt zu werden, wie denn gerade ſolche Zweifel als die charakteriſtiſche Seite eines unverdorbenen, rein liebenden Jünglings ſich darſtellen, indeſſen der eitle, eingebildete Geck, welcher der Liebe eigentliches Weſen nie zu faſſen verſteht, jedes unbedeutende beifällige Lächeln und einen noch unbefangenen Blick von Seiten des ſchönen Geſchlechts unbedingt für eben ſo viel Triumphe der eigenen Unwiderſtehlichkeit hinnimmt.

Bang und wonniglich zugleich war unſerm liebenden Pärchen zu Muthe, als es ſich nach jenen Eröffnungen zufällig ohne Zeugen zum erſtenmale wieder begegnete, und ohne den Dazwiſchentritt des Fürſten hätte es bei der unſchuldigen Befangenheit der beiden wohl noch einige Zeit gedauert, bis man zu einer wechſelſeitigen Erklärung gedichen wäre, da Theodorens zarte Jungfräulichkeit den Prinzen auf halber Bahn immer aufzuhalten pflegte. Allein da Tertullian nun wußte, wie wenig gleichgültig er dem theuren Mädchen war, ſo wuchs auch bei dem nunmehrigen Zuſammentreffen ſein Muth; er erfaßte der anmuthigen Jungfrau Hand, bedeckte ſie mit glühenden Küſſen; drückte ſie an ſein klopfendes Herz — und Theodora, endlich von ihren Gefühlen überwältigt, ſank in des braven Jünglings Arme; Bruſt ruhte an Bruſt, Auge in Auge, Mund an Mund, das reizende Mägdlein lächelte unter Thränen, ſchweigend ſchloſſen zwei reine edle Seelen einen Bund für die Ewigkeit, und es blieb die Scene der Gegenwart eines Engel-Reigens werth.

Nun die letzte Scheidewand des Zweifelſinnes gefallen war, genoſſen Tertullian und Theodore erſt in ihrer ganzen ungetrübten Reine der erſten Liebe güldene — nein roſichte Zeit; allein Schiller ſeufzte wohl von jener hochpoetiſchen Zeit mit vollem Rechte: „Wenn ſie ewig nur grünen bliebe!“ denn wo nicht menſchlicher Wankelmuth, durchſchneiden doch weltliche Verhältniſſe ſtets zu früh der überirdiſchen Gefühle anmuthigſten Taumel.

Nachdem unſer Prinz noch die Luſt genoſſen hatte, in ſeines theuren jüngern Bruders Nikodemus Armen zu liegen, da dieſer nun von Zante zurückgekehrt war, wurde von dem Fürſten und den verſchwornen Capitanos ſo dringend auf ſeine Abreiſe nach Conſtantinopel angetragen, daß er füglich nicht länger widerſtreben konnte.

Der liebenden fürſtlichen Jungfrau Herz wollte in der Stunde des Abſchiedes brechen; doch gerade im entſcheidenden Augenblicke regte ſich des helleniſchen Mägdleins Hochſinn, es rang nach anſtändiger Faſſung und rief wie begeiſtert dem Jünglinge der Seele muthig zu:

„Zeuch hin, mein Tertullian! verfolge den Pfad der Ehre und Pflicht, und wie auch des Schickſales Würfel fallen mögen, deiner Theodora Treue wankt nie, ja ſie reicht hinaus über Erdenwallen.“

Der anmuthigen Jungfrau bewunderungswürdiger Heldenmuth zog mächtiglich den Prinzen mit ſich zur Höhe; den heiligen Schwur ewiger Treue leiſtete auch er voll ſchönen Enthuſiasmus, noch einen keuſchen, innigen Kuß drückte er auf der heiß geliebten jungen Fürſtin roſichte Lippen, dann ſchied das ſeltene, das fürwahr hochſinnige helleniſche Paar, wenn nicht ohne wehmüthige Gefühle, aber keinesweges in kleinlicher Verzagtheit.

III.

Ah, se con provido
Giudizio sano
Tuo sguardo internasi
Nel cuor umano,
Vedrai, che misero
E quel talora
Che 'l volgo instabile
Invidia e adora.

Casti.

(Sobald dein Blick wird prüfend in das Innere
Der Herzen dringen, o dann wirſt du ſehen,
Wie elend oft der Mann iſt, den der Pöbel, —
Der unbeſtänd'ge Pöbel, bald beneidet,
Bald wieder ſich zu ſeinen Füßen ſchmiegt.)

Mit ſinniger Umſicht hatte Fürſt **Baſilius** in geheim die zweckmäßigſten Anſtalten und Vorbereitungen zu **Tertullians** in der That etwas abentheuerlichem Zuge nach **Stambul** getroffen.

Im ganzen Peloponnes wurde das Mährchen ausgeſprengt, es habe unſer Prinz plötzlich heimlich die väterliche Wohnung verlaſſen, indem er zum Islam übergegangen und ſich nach Conſtantinopel an des zweiten Mahmuds Hof begeben habe.

Der gebildetere Theil der Mainoten und Moreaiten hörte das Gerücht ſchweigend und lächelnd an, denn er wußte, was er davon zu halten habe, indeß nur der leichtgläubige nie ſelbſt prüfende Pöbel ſeine graulich lautenden Verwünſchungen dem vermeintlich abtrünnigen Fürſtenſohne nachſendete.

Unterdeſſen war Tertullian im Buſen von Salonichi an Bord einer türkiſchen Felucke gegangen, und ſeine einzige Dienerſchaft bildete Ambroſio, ein ehrlicher, vertrauter junger Tſchinganehſe, der bekannten Tull-Deta

Sohn, welcher es ſich durchaus nicht nehmen ließ, den jüngern Sarvathy zu begleiten.

Unſer Prinz trug jetzt die Kleidung eines Mahomedaners von Stande, Ambroſio dagegen das gewöhnliche Muſelmanniſche Sklavengewand.

Es war gar nicht zu leugnen, daß das orientaliſche Koſtüme die jugendlich-kräftige männliche Schöne Tertullians ungemein erhob, wie denn die türkiſche Tracht überhaupt ſehr charakteriſtiſch, und bildliche Geſtalten vortheilhaft auszeichnend, ſich darſtellt.

Die nackten Hälſe, die der Haare beraubten und daher alle ihre Umriſſe zeigenden Köpfe, die unbedeckten Ohren, welche einen eigenthümlichen Ausdruck hervorbringen, die ſeltſam getragenen Bärte und endlich die hohen, oft mehrfarbigen Turbane, geben unſtreitig jedem Geſichte viel Individualität, welche bei andern Völkern durch die Gleichförmigkeit alles deſſen, was gleichſam die Einfaſſung des Kopfes ausmacht, nothwendigerweiſe verloren gehen muß.

Edle, kühne Haltung, ein gewiſſer angeborener Adel der Geſtalt, welcher ſich mehr fühlen als beſchreiben läßt — gerade ſolche phyſiſche Eigenſchaften imponiren bei gemeinen Barbaren am meiſten, und Tertullian, der ganz neu gebackene Osmanli, ſah ſich auch in der That von der Mannſchaft der Felucke, welche aus lauter Türken beſtand, mit ſehr ausgezeichneter Achtung behandelt, die ſich in dem Grade vermehrte, als ſie der Prinz wie etwas aufnahm, was ſo und nicht anders ſein muß.

Die Fahrt ging glücklich, man nahete ſich dem Bosphorus, und bald vermochte man Stambuls herrliche, mit dem halben Monde gezierte Moſcheen, die hohen Minarets, und das große paradieſiſche Amphitheater, welches dieſe unermeßliche und denkwürdige Stadt bildet, mit freiem Auge zu überſchauen. Doch es bleibt nicht Zweck, hier die Abentheuer einer Seereiſe oder Conſtantinopels romantiſche Lage und den Impuls, welchen dieſe hervorbringt, zu beſchreiben; wer ſolche Schildereien liebt, findet ſie in Menge in jeder Leihbibliothek, hier ſtrebt man nur, den Gang der originellen und thatenreichen Geſchichte ſelbſt zu verfolgen.

Glücklich erreichte der jüngere Sarvathy, welcher ſich, als vorgeblicher Renegat, Ali nannte, das prächtige Stambul, und nachdem er ſich von der Reiſe nur einigermaßen erholt hatte, dachte er ſogleich daran, Audienz beim Groß-Vezier und durch dieſen eine andere beim Sultan ſelbſt zu erhalten.

Tertullian führte einen großen mit ſtrotzenden Piaſterbeuteln gefüllten Kaſten bei ſich; denn wenn man ſchon ohne Gold an keinem der europäiſchen Höfe bedeutende Zwecke erreichen dürfte, ſo bleibt an jenem der Pforte die Verſchwendung dieſes Metalles im eigentlichſten Sinne — conditio sine qua non.

Sehr koſtbare Geſchenke machten den Groß-Vezier unſerem Renegaten zur Stelle geneigt, und jener verſprach, den Prinzen ei der nächſten großen Cour vor Mahmuds Thron zu ſtellen.

Die Zwiſchenzeit benutzte Sarvathy, eine Garderobe in noch glänzendern Stand u ſetzen, ſich ein anſehnliches Haus zu iethen, und mit Ambroſios Hülfe eine Schaar Diener in ſeinen Sold zu nehmen, nn es ſollte nichts unterlaſſen werden, as dazu beitragen konnte, zu imponiren.

Bald darauf wurde der nunmehrige Ali von einem Tſchauſſen *) auf den folgenden Tag zu der großen Cour nach Scutari, wo der Sultan reſidirt, entboten.

Bei der Sonne Aufgang ſchiffte Tertullian in einem artigen Fahrzeuge, reich gekleidet und von mehrern Sklaven umgeben, hinüber nach dem prächtigen aſiatiſchen Städtchen, welches einſt Chryſopolis (die güldene Stadt) hieß.

Der Prinz wurde, in Scutari angelangt, durch das Thor des Heiles (Bab Schadet) von einem andern höhern Tſchauſſen und drei Janitſcharen in den Pallaſt des Sultans, und ſofort in den ſogenannten Saal des kaiſerlichen Thrones geleitet.

---

*) So werden die türkiſchen Staatsboten genannt.

Dieſer große Saal ſtrozt von Gold, Silber, den köſtlichſten Tapeten und Fußdecken, die an Werth dem edlen Metalle gleich ſtehen. Auf einer durch viel hohe Stufen gebildeten, mit dem feinſten Scharlach bedeckten Eſtrade prangt der kaiſerliche, von gediegenem Golde verfertigte Thron ſelbſt, der auf einem elfenbeinernem Dreifuße ruht *). Ueber dem Throne erhebt ſich ein Baldachin von amarantrothem Sammt mit Gold, Edelſteinen und Perlen dermaßen beſchwert, daß man ihn, durch ſein eigen Gewicht überwältigt, mit jedem Augenblicke einſtürzen zu ſehen fürchtet. Eine nicht zu beſchreibende Pracht, eine durchaus nicht zu berechnende reiche Verſchwendung überraſcht beim Eintritt in dieſen berühmten Saal, allein nichts deſtoweniger bildet das Ganze nur ein überladenes Chaos, in dem weder ſinnige Anordnung, noch feiner Geſchmack anzuſprechen vermögen.

---

*) Dieſer Thron iſt in der That vorhanden, wenn ſich ſchon im gewöhnlichen Leben auch der Sultan, wie alle Türken, ſtatt der Stühle nur einiger Polſter bedient.

Beim Eintritt in jenes ſeltſame, feenartige Gemach fand Sarvathy bereits eine zahlreiche vornehme Verſammlung, aus Fremden der entfernteſten europäiſchen, aſiatiſchen und afrikaniſchen Provinzen zuſammengeſtellt; ſo verſchiedenartige und ſeltſame Züge, ſo charakteriſtiſche Phyſiognomien, welche durch allmähtige Abſtufungen der Geſichtsfarben noch mehr überraſchten, waren dem Prinzen nie vorgekommen. Mit neugierigen Blicken überflog er die Geſellſchaft, welche unbeweglich und ſtumm, man hätte ſagen können, im höchſten Grade verblüfft, dem Erſcheinen des mächtigen und gefürchteten Deſpoten entgegen harrte; kaum getrau-

ten ſich die erbärmlichen mit Gold und
Edelſteinen bedeckten ſklaviſchen Satrapen
Odem zu holen.

Mehr denn drei Stunden mochten in
peinlicher Langeweile den Anweſenden alſo
langſam verſtrichen ſein, da ließ ſich endlich
eine kriegeriſche Muſik vernehmen, wenn
anders der dumpfe Ton einer ungeheuren
Trommel, das Gewirre mißlautender In-
trumente und endlich jenes, das Ohr zer-
eißende Ziſchen der vielen Klingteller
nd Cymbeln dieſen Namen verdienen.

Des Saales große Flügelthüren ſpran-
en auf, und ein feierlicher Zug nahete:

Vorauf zog ein Häuflein Janit-
haren, ohne Ordnung, ohne regelmäßi-
n Schritt. Als Wachen des Pallaſtes
hrten ſie Lanzen und ſtatt der Turbane
ne gar ſeltene Kopfbedeckung, die aus
ner Art viereckigem hölzernen mit Leder

überzogenen Helm beſtand. Dieſer eigenthümlichen Soldateska folgten die Gartenwachen und Thürſteher — Boſtanghi und Kapidſchi genannt — ſchon etwas beſſer, jedoch alle in kurze, weite Scharlachröcke gekleidet.

Dieſem Vortrabe trat eine lange Reihe paarweiſe geordneter Männer nach, welche die ſogenannte Hofämter bekleiden. Ihr uniformmäßiges Koſtüme, aus einem weißen Rocke mit kirſchrothem Gürtel und einem Turbane von derſelben Farbe beſtehend und der feierliche Gang verliehen dieſem Reigen ein allerdings imponirendes Anſehen.

Nun erſchienen ein paar ungemein pathetiſch einher ſchreitende hohe Figuren, in eitlen Goldſtoff gekleidet und von einem glänzenden Gefolge umgeben. Es waren der Aga der ſchwarzen und der weißen

Verſchnittenen, in Begleitung ihrer Untergeordneten. Der erſtere heißt Kislar Aga und iſt die vornehmſte Perſon des Serails.

Bald darauf zeigten ſich die kaiſerlichen Miniſter, der Groß-Vezier, Mufti und der kaiſerliche Geheimſchreiber mit einem ungeheuren grünen Portefeuille, welches an einem von der rechten Achſel auf die linke Hüfte laufenden Riemen hing. Ein anderer trug die mit den ſeltenſten Edelgeſteinen verſchwenderiſch beſetzten Turbane des Kaiſers, ein dritter ſeine Tabackspfeife und dergleichen, alle waren prächtig in Gold und Silber gekleidet. Endlich trat der Sultan ſelber auf, und den Zug ſchloſſen ſeine Azamochlans und Itſchoglans — eine Art Kammerjunker und Pagen — und jene vierzig junge Agas, welche ſtets den Thron umgeben und auf den Wink des Herrſchers die höchſten und wichtigſten Hof- und Ehrenſtellen erhalten *).

Mahmud II. iſt ein Mann dem Anſehen nach von ungefähr vier bis ſechs und dreißig Jahren, von ſchlankem und großem aber nichts deſtoweniger ungemein kräftigem Körperbau; ſeine Haltung iſt majeſtätiſch, ſein Gang feſt und ſtolz.

Eine regelmäßige und wahrhaft ſchöne Geſichtsbildung zeichnet den Sultan aus; wohlgeformte, gerade Naſe, feiner kleiner Mund, große ſchwarze Augen und langer hellbrauner Bart bilden des Kopfes charakteriſtiſche Theile, jedoch ſtellt ſich Mahmuds Geſichtsfarbe ſehr blaß dar. Aus

---

*) Der Verfaſſer, welcher Conſtantinopel ſelbſt zu beſuchen nie Gelegenheit fand, geſteht offenherzig, daß er, ſich lebhaft zu orientiren, die beſten dahin einſchlagenden Quellen des In- und Auslandes benutzte.

ſeinen Zügen leuchtet etwas Düſteres, Wildes, ſogar Zurückſchreckendes entgegen; höhniſcher Stolz und kalter Trotz umſchweben den Mund, der Stern im Auge befindet ſich in ſteter unruhiger Bewegung, und nie mildert ein Lächeln das Schreckliche ſeines Blickes. Leicht mag der Menſchenkenner durchſchauen, daß die ſcheinbare Ruhe dieſes furchtbaren Machthabers nur eine künſtliche Maske ſei, welche ein immer reges, ein hochſtrebendes, ein energiſches und fanatiſches Gemüth bedeckt; doch kann man es ſich nicht verbergen, daß dieſe ernſten, dieſe vielſagenden Züge unverkennbar von ſeltenem Scharfſinn und angebornem nicht geringen Verſtande zeugen *).

---

*) Mahmuds Aeußeres ſchildernd behielt der Verfaſſer ein Oelgemälde von einem bedeutenden Meiſter im Auge, welches ein täuſchend ähnliches Portrait des Sultans genannt wird.

Mit Würde hatte Mahmud auf dem güldenen Stuhle Platz genommen; der Mufti und Groß-Vezier ſtanden ihm zunächſt einige Stufen niedriger, jener zur Rechten, dieſer zur Linken, das übrige zahlreiche Gefolge war nach Maaßgabe ſeiner Würde in einen Halbkreis zu beiden Seiten am Fuße des Thrones geordnet, und in Mitte dieſes geöffneten halben Cyclus lagen die Fremden mit über der Bruſt gekreuzten Armen und tief geſenkten Häuptern im Staube, auf den Knieen, unter ihnen der Erbprinz der freien Mainoten, heimlich die Zähne knirſchend.

Mit einem ſtolzen, ja man darf wohl ſagen mit einem verächtlichen Blicke überſah der Sultan die Verſammlung; tiefe Stille waltete nun im Saale, das Summen der Fliegen war vernehmbar.

Wahrlich, hätte der übrigens ſcharfſinnige Schriftner, James Porter, je einer ähnlichen Scene aufmerkſam beigewohnt, nie wäre ihm eingefallen, die despotiſche Verfaſſung der türkiſchen Regierung zu beſtreiten.

Auf einen Wink des Sultans hub der Groß-Vezier an, die Fremden vorzuſtellen; es waren Gouverneurs ganzer Provinzen, Paſchas von drei Roßſchweifen unter ihnen, allein Mahmud, wie es ſchien, heute ungewöhnlich mürriſch, hörte ſchweigend die kriechenden Huldigungen der elenden Satrapen an, und unterbrach dieſelben alle bald mit einem ſtolzen, leichten Kopfnicken, ohne bisher Jemanden auch nur ein einziges aufmunterndes Wort oder eine gnädige Miene geſpendet zu haben, und ſeine Umgebungen ſtanden zagend und zitternd.

Jetzt kam die Reihe an Sarvathy. Ihn präſentirend ſprach der Großvezier: „König der Könige, Bruder des Mondes

u. ſ. w. dieſer Elende wünſcht den Staub von deinen Babuſchen lecken zu dürfen, er iſt der Sohn eines Rayahs, des Beys der Mainoten, doch der große Prophet hat den Sinn des jungen Menſchen erleuchtet; zum Islam übergetreten hat er Heimath und Vater verlaſſen, um ſeine elenden Dienſte dir, großmächtigſter Herr aller Welten! zu weihen."

Dieſe Erſcheinung endlich ſchien die Aufmerkſamkeit Mahmuds zu reizen: „Beim Barte des Propheten — rief er aus — jener mainotiſche Bey iſt der nichtswürdigſte, der widerſpenſtigſte aller elenden Hunde, und der Uebertritt ſeines Sohnes zur Lehre der Gläubigen iſt wahrſcheinlich nur heuchleriſcher Trug und verrätheriſches Blendwerk; womit, elender, junger Hund! wirſt du im Stande ſein, die Aufrichtigkeit deiner Geſinnungen darzuthun?"

Tertullian ſtand vor dem Throne des Despoten keineswegs mit niedergeſchlagenen Augen und tief gekrümmt, wie die früher vorgeſtellten Verworfenen. Stolz aufgerichtet ſah der hochſinnige Hellene muthig dem heimlich tief gehaßten mächtigen Feinde in's düſtere Auge, doch ſchien es nicht, daß dieſe Zuverſicht gerade dem Sultane mißfiele, wie überhaupt den Osmanen ein gänzlich wegwerfendes Benehmen eigentlich nicht zuſagt, doch freilich mag es ſchwierig genug ſein, hier die Mittellinie zu halten.

Auf Mahmud's rauhe Frage zog Sarváthy ſtillſchweigend ein Papier aus dem Gürtel, welches ihm ſogleich der Mufti abnahm und ſchnell durchflog.

Nach einer kurzen Pauſe küßte der hohe Prieſter den Sultan auf die linke Schulter — der Mufti allein hat dieſes Vorrecht — indem er ehrfurchtsvoll ſprach:

„Bruder des Mondes! ein hochgelehrter, viel bekannter und von den Gläubigen mit Recht als Heiliger verehrter Derwiſch in Tripolitza ſagt vermöge dieſer Urkunde für die Bekehrung und die Beſtändigkeit dieſes jungen Renegaten gut.“

Nun etwas weniger mürriſch denn zuvor ertheilte Mahmud auch unſerm Tertullian das gewöhnliche Zeichen, ſich zurückzuziehen, und bald nachher war die Cour zu Ende. Neuerdings ertönte die infernaliſche Muſik, und der Sultan nahm ſeinen feierlichen Abtritt in derſelben Art, wie er gekommen war, indem er ſich in's Serail zurück begab.

Alles zerſtreute ſich, und auch unſer Prinz war ſo eben im Begriffe, wieder ſein Fahrzeug zu beſteigen, als ein Tſchauſſe odemlos gelaufen kam, und ihm den Befehl überbrachte, zur Stelle in den Pallaſt zurückzukehren.

Nicht in geringer Spannung folgte der Hellene, und im Pallaſte angekommen, wurde er von einem kaiſerlichen Haus-Aga bewirthet, der während der Tafel dem Renegaten eröffnete, ihm würde das ganz übermenſchliche, höchſte Glück zu Theil werden, ſich dem großmächtigſten Könige aller Könige, ſobald dieſer Mittagsruhe gehalten haben würde, im Kabinette beſonders vorgeſtellt zu ſehen.

Voll Erwartung pochte Sarvathys Herz im Buſen, doch unterließ er nicht, ſein Benehmen für den verhängnißvollen Augenblick im voraus zu überlegen, indeß der Haus-Aga ſchweigend ſeinen Kinnbacken Arbeit genug verſchaffte, indem er eine Menge Pillau und Hammelfleiſch verſchlang.

Die bedeutungsvolle Stunde war gekommen; vom Kislar-Aga ſelbſt wurde der Mainote in des Sultans Kabinet geführt, und man konnte dieſes wohl einen außerordentlichen Fall nennen, daß der König der Könige einen Beſuch in ſeinem Serail annahm, allein dieſer Mahmud, wenn ſchon in wichtigen Dingen ein höchſt fanatiſcher Muſelmann, bindet ſich nichts deſtoweniger nicht ſtreng an die alte türkiſche Hofetikette.

Das Oberhaupt der Verſchnittenen zog ſich ſogleich wieder zurück, und in einem kleinen Kabinette befand ſich nun Tertullian lediglich allein mit dem furchtbaren Despoten des Orients.

Mahmud lag läſſig auf ſeinen Polſtern: langſam und bedächtlich aus dem beinahe endloſen Schlauch den Tabacksqualm ſaugend betrachtete er lange, bedeutungsvoll und ſchweigend, mit dem ſcharfen, durchdringenden Blicke unſern Griechen. Endlich ließ ſich der Sultan in ſo ſanftem Tone, als ihm ſein von Natur rauhes und donnerndes Organ geſtattete, folgendermaſſen vernehmen:

„Ali! ich haſſe die Menſchen, ich haſſe ſie, weil wenige ein beſſer Loos verdienen, denn die meiſten ſind entweder dumme, oder nichtswürdige Kreaturen; allein finde ich Gehaltvolleres, ſo weiß ich es zu würdigen. Glaube mir, Ali! mein Auge kann ein geübtes gelten, einigermaßen vermag ich dich zu durchſchauen, zur gewöhnlichen Maſſe gehörſt du nicht, aber eine andere Frage iſt, darf ich dir vertrauen? denn ich weiß es, man kann aus Grundſätzen gegen den Einzelnen treulos handeln, ohne überhaupt ein Verworfener zu ſein.“

Der überraſchende trauliche Ton, in dem der gefürchtete Machthaber ſprach, ſein ſcharfſinniges, ſo tiefe Menſchenkunde verrathendes Raiſonnement hätten unſern Helden beinahe ſeiner Rolle entrückt, allein zur rechten Zeit ſich ermannend, erwiederte Tertullian in knechtlicher Unterwürfigkeit ſein Gefühl verbergend:

Unüberwindlichſter Herrſcher der Welt! ſetze deinen elenden Knecht auf Proben, gebiete über ſein Blut — und bewährt wirſt du ſeine Treue finden.

„Erbärmliches Wortgepränge! — rief der Sultan heftig aus, erfunden für Unterdrückte, den Mächtigen zu berücken; was kann es helfen und wozu dient aller Glanz der Welt, der mich nicht fähig macht, ein einziges Herz zu durchſchauen? — freue dich Elender! meiner Unmacht, denn wenn ich dich in tauſend Stücke zerreißen, wenn ich die kleinſte deiner Fibern vom Fleiſche trennen laſſe, ſo weiß ich noch immer nicht, ob du es treu mit mir gemeint oder nicht — und das iſt der Fluch der Könige, daß ſie gerade dort, wo ſie am meiſten

Kraft und Geiſt entdecken, am eheſten auch Verrath zu fürchten haben.“

Mahmud verſank hier in tiefes Nachdenken, und dieſe Pauſe war erſprießlich für den Prinzen. Es hatte ſich der elbſtſüchtige Tyrann wieder in ſeinem wahren Lichte gezeigt, und der Hellene gedachte er Schmach ſeiner Nation und der Nothwendigkeit, Schlangenliſt anzuwenden gegen mpörende Despotie.

Nach langem Sinnen ſprach der Sultan, zum andernmal und ſanfter wieder: Ja, Ali! ich will es mit dir wagen, ich ill dich auf Proben ſtellen; finde ich deine reue bewährt, ſo rechne auf einen Lohn, ie ihn der Hochflug deiner kühnſten hantaſie kaum zu beſtimmen vermag. och habe ich keinen Menſchen gefunden, r werth geweſen wäre, mein Freund zu ißen, allein ſtellt ſich mir einſt ein ſolches

Phänomen im Leben dar: beim Barte des Propheten! — nur eine Stufe niedriger als ich ſelbſt ſoll der Treue ſtehen vor der Welt, und die höchſte Stufe in meinem eigenen Herzen würde er erreichen. — Nun höre aufmerkſam auf das, was ich dir ſagen werde: Der zahlreichſte Theil der Rayahs in meinem Reiche, dem du vor kurzem noch angehörteſt, die Griechen, dieſe elenden Hunde — ich weiß es nur zu gewiß — ſie ſinnen auf Verrath, und in dieſem Augenblicke verläßt du die Deinen? Sage — entſchuldigt nicht dieſer Umſtand den Verdacht, daß die Abſchwörung deines Glaubens Blendwerk ſei, erdacht, auszuſpähen die ſchwachen Seiten des mächtigen Feindes?"

Nicht ganz unvorbereitet war Tertullian auf dieſe Frage; er erwiederte mit kalter Ruhe und Beſonnenheit: „Unüberwindlichſter Fürſt der Erde! nichts hienieden kann deiner hohen Weisheit entgehen; ja ich glaube ſelbſt, es dürften ſich jene Elenden empören, allein dieſe Wahrnehmung vorzüglich gerade beſtimmte mich, den Islam zu wählen, — denn wie anders könnte das unüberlegte thörichte Unternehmen enden, als mit dem gänzlichen, ſelbſt phyſiſchen, Untergange eines verfluchten Stammes, welcher politiſch ſeit vielen Jahrhunderten ſchon todt iſt. Ich habe nicht nöthig, dieſe meine Ueberzeugung mit Gründen zu belegen, von ſelbſt ſtellen ſich die unumſtößlichſten Beweiſe in Fülle dar. Nun, fuhr der Prinz redend fort: Der Weiſe folgt der Sonne des Glückes, und findeſt du, großmächtigſter Herrſcher der Fürſten! es wohl unnatürlich, daß ein junger nach Ruhm und Ehre lechzender Edelgeborener die Reigen der Macht und des Glanzes aufſucht, ehe er ſich der Schmach hingiebt, in einem unſinnigen Kampfe endlich den ſichern ſchändlichen Tod der Verrätherei zu ſterben?“

Hier ſchwieg Sarvathy und neuerdings hafteten die brennenden und durchdringenden Blicke des Tyrannen auf ihm, denen der Hellene mit der möglichſten Unbefangenheit zu begegnen ſuchte.

„Hm, ließ ſich Mahmud nach einer langen Pauſe endlich wieder vernehmen, ſeine Spekulation, Thatendurſt und Ehrgeiz, vielleicht gar Empfindlichkeit über vermeintliche Zurückſetzungen von Seiten der Deinen hätten dich alſo zum Abfalle bewogen? nun, unmöglich nicht! — Dem ſei nun, wie ihm wolle, hoffe nicht, mich zu hintergehen, nicht entſchlüpfen ſollteſt du mir, wäreſt du auch ein noch ſo feiner Betrüger, und — mit funkelnden Blicken ſprach der grauſe Despot die folgenden Worte — wehe dem, der Mahmuds Zorn und Rache verfallen.“

Nach einer kürzern Pauſe ſprach der Sultan ferner: „Ich weiß, daß der in Conſtantinopel wohnende alte Patriarch, das Oberhaupt der griechiſchen Kirche, der leibliche Bruder des Beys von Maina iſt; nun, Ali! haſt du den Onkel noch nicht beſucht?“

Beſcheiden und lächelnd antwortete Tertullian: Wie, o Herr! hätte der vom Glauben Abgefallene, der von den Seinen Verfluchte zu ſolchem Beſuche ſich aufgefordert fühlen können, mich gelüſtet keinesweges nach der donnernden Strafpredigt des ſchwachſinnigen Alten.

Sehr ernſt nahm Mahmud wieder das Wort: „Ali! der Patriarch iſt ein hochbetagter Greis, aber nichts weniger als ſchwachſinnig; ſo demüthig und beſcheiden der feine Pfaffe gegen die hohe Pforte ſich auch ſtellt, ſo argwöhne ich doch gerade in ihm eine Haupttriebfeder des allgemeinen Aufruhrs, den die Griechen beabſichtigen. Dein erſtes Probeſtück ſoll ſein, den Prieſter auszuforſchen; gehe zu ihm, ſage, dein Abfall vom Glauben der Väter ſei weiter nichts, als verabredetes Spiel geweſen, durch welches du bei meinem Hofe Eintritt gefunden, mich, und meine zu nehmenden Maaßregeln zu belauſchen. So fein der alte Fuchs auch iſt, ſo bleibt doch denkbar, daß er in die Falle gehen wird, denn du biſt ſeines Bruders Sohn; er wird die vertrauen und vielleicht wichtige Geheimniſſe eröffnen, durch deren Hinterbringung du mich vollends von deiner Treue zu überzeugen, und den unverſiegbaren Strom meiner höchſten Gnade auf deine Perſon zu lenken vermagſt. Heute über drei Tage erwarte ich hier an dieſem Orte zu derſelben Stunde deinen Bericht, gehe und Allah leite dein Beginnen.“

Bei dieſen Worten machte **Mahmud** eine zwar leichte aber nichts deſtoweniger ſehr gnädige Bewegung mit dem ſtolzen Haupte, und unſer ungemein überraſchter Prinz nahm, nach hergebrachter Sitte ſich ſklaviſch demüthig verneigend, ſeinen Rückzug.

IV.

Fructus enim ingenii et virtutis omnisque praestantiae tum maximus accipitur, quum in proximum quemque confertur.

Cicero.

(Alle Geiſtesgaben, alle Tugenden und Trefflichkeit iſt am wirkſamſten und fruchtbringendſten, **wenn ſie denjenigen zu Gute kommen, die uns die nächſten ſind.**

In der That hatte unſer Held den Patriarchen, ſeinen Oheim, bis jetzt noch nicht kennen gelernt, denn der fürſtliche Vater Baſilius hatte gerathen, dieſen Beſuch nur mit der größten Vorſicht und auf keinen Fall ſogleich anfänglich abzuſtatten, und Tertullian gehorchte dem allerdings vorſichtigen Rathe, obwohl er ſich ungemein ſehnte, das ihm ſo nahe verwandte, würdige Oberhaupt der Kirche ſeines Volkes von Angeſicht zu ſchauen.

Ein höchſt ſeltſamer Zufall konnte es allerdings genannt werden, daß Hellas furchtbarſter Feind, der mächtige Tyrann Mahmud, dem Prinzen ſelbſt gebot, eine Rolle zu übernehmen, die gerade ſeine eigenthümliche war; indeß ſegnete Tertullian des Schickſals Laune, welche dem Sultan dieſen Gedanken eingehaucht hatte, und der fromme Fürſtenſohn glaubte in dem Ereigniſſe des Himmels beſondern Schutz nicht verkennen zu dürfen.

Sicher konnte es unſer Held nun wagen, ſich nach Bujukdere *) zu begeben, wo

---

*) Bujukdere iſt ein angenehmes Dörfchen unfern Conſtantinopel, dicht an jenem engen Kanale erbaut, welcher Europa von Aſien ſcheidet. Das Dorf befindet ſich noch auf europäiſchem Gebiete; der k. k. öſtreichiſche Internunzius und die meiſten Geſandten der fremden Mächte haben in dieſem Dorfe Sommerwohnungen.

der Griechen ehrwürdiger und ſilbergrauer Pabſt den größten Theil des Jahres ein ſtill und einſam gelegenes Kiosk *) bewohnte.

An einem heitern Abend ſchiffte Tertullian, nur von dem vertrauten Ambroſio begleitet, durch den Kanal, an deſſen Küſte ſich des Oheims Haus befand. Schon war der Mond aufgegangen, und lange pochte der treue Tſchinganehſe vergeblich an der vorſichtig verſchloſſenen Pforte, bis ſie endlich durch einen greiſen Papa, des Patriarchen erſten Diakonus, eröffnet wurde.

Sichtlich erſchrak der Prieſter, als er einen Mann in vornehmer türkiſcher Kleidung nebſt ſeinem Sklaven vor ſich erblickte, denn nicht viel Gutes mochte er

---

*) Luſthäuſer, auch kleinere Pavillons werden von den Türken ſo genannt.

ſich von dem unerwarteten Beſuche verſprechen, allein nur einige Worte hatte der Prinz nöthig, dem ehrlichen Papa in's Ohr zu flüſtern, da erheiterte ſich plötzlich die bedenkliche Miene deſſelben, und freundlich winkte er den Angekommenen, ihm zu folgen.

In einer Vorhalle mußte Ambroſio zurückbleiben, Tertullian aber wurde von dem Papa in ein großes, abgelegenes Hintergemach geführt, in welchem der Patriarch ſich befand.

Eine einzige, etwas düſter brennende Lampe erhellte ſparſam die ungemein einfach ausgeſtattete Stube. Der altergraue hohe Prieſter ruhte auf einem Polſter, vor ihm ſtand ein Tiſch, auf dem man außer der Lampe noch einen aufgeſchlagenen Kirchenvater, ein Kruzifix, einen Todtenkopf, ein Stück trocken Brot und einen Becher voll reinen Quellwaſſers bemerken konnte.

Nachdem er den Papa mit einem Fremden in's Gemach treten ſah, erhob ſich der Patriarch ſogleich von ſeinem Sitze.

Timotheus Sarvathy war bereits ein Greis, der mehr denn achtzig Lebensjahre zählte. Seine Geſtalt war ſtattlich und erhaben, vom hohen Alter nur ganz wenig gebeugt. Ein einfaches Prieſterkleid von weißem Tuche umfloß den Patriarchen, ſein ſilbergrauer breiter Bart reichte bis zum Gürtel hernieder, dagegen ſtellte des ehrwürdigen Mannes Scheitel ganz kahl ſich dar, und nur das an einem feuerfarbigen Bande auf der Bruſt hängende ziemlich große ſchwarze Kreuz allein deutete auf ſeine hohe kirchliche Würde hin.

Ein hoher aber ſanfter Ernſt, fromme Ergebung und reine Gottesfurcht ſprachen aus des Patriarchen Zügen und aus ſeinen klaren blauen Augen freundlich und Vertrauen erweckend an; nur wenige Runzeln wurden, im Geſichte des greiſen hohen Prieſters ſichtbar, dagegen zeigte ſich daſſelbe blaß und etwas eingefallen, eine Folge des vielen Faſtens und Studirens.

Unſerm jungen enthuſiaſtiſchen Prinzen erſchien der alte, ehrwürdige Onkel wie ein verklärter Heiliger, mit einer ſtrahlenden Glorie umgeben, und voll inniger Ehrfurcht beugte er vor dem Haupte ſeiner Kirche die Knie, fromm den Saum des prieſterlichen Gewandes mit den Lippen berührend, worauf Tertullian dem Patriarchen ſofort die vom Fürſten Baſilius, den Biſchöfen von Lacedämon, Chriſtianopolis und Andern mitgebrachten Briefſchaften überreichte.

Der würdige Timotheus trat mit den Papieren zur Lampe, und nachdem er einige flüchtige Blicke in dieſelben geworfen, rief er aus: „Wie, du alſo biſt meines theuren Baſilii Erſtgeborener, jener heldenmüthige Jüngling, der aus Liebe zum heiligen Glauben und zum Vaterlande freiwillig hinab ſtieg in den Verderben dräuenden Rachen gleichſam einer blutdürſtigen Hyäne? — an meine Bruſt edler Neffe! —“

Lange hielt der Greis des geliebten Bruders Sohn umſchloſſen, beide waren im hohem Grade gerührt. Endlich mußte Tertullian ſich neben den Patriarchen ſetzen und demſelben ſeines ganzen Lebens Schickſale bis auf ſeine letzte Audienz bei dem zweiten Mahmud mittheilen.

Nachdem der Prinz geendet hatte, faltete Timotheus andächtig die Hände, und mit einem Blick zur Höhe ſprach er langſam: „Herr der Heerſchaaren! gelobt und geprieſen ſei dein Name in aller Ewigkeit! — wunderbar haſt du dieſen Jüngling geleitet durch die Irrſale des Lebens, damit er ein rüſtiges Werkzeug ſich bilde zur Verbreitung der Ehre deines Namens.“ — Eine Pauſe trat ein, in welcher der Patriarch ſtill vor ſich hinbetete, worauf er ſich, zu Tertullian gewendet, alſo wieder vernehmen ließ: „Mein Sohn! erkenne Gottes Finger in dem Umſtande, daß Mahmud, der ſonſt ſo mißtrauiſche Tyrann, wie es ſcheint unwillkührlich beſonderes Vertrauen zu deiner Perſon faſſen mußte, und daß er dich herſendete, den eigenen Oheim auszuforſchen und zu betrügen. Der letztere Umſtand beſeitigt die große Gefahr, ohne welche ſonſt nie unſere Zuſammenkünfte zu bewerkſtelligen geweſen wären und ſetzt mich in Stand, meine vieljährigen Erfahrungen, meine genaue Kenntniß der Intriguen dieſes Hofes, und der noch ſchändlichern des Serails dir zu Gute kommen zu laſſen. Leider, fuhr Timotheus redend fort, iſt das große Geheimniß unſeres Volksnicht glücklich genug bewahrt werden, du ſiehſt, daß es Mahmud theilweiſe kennt, und daß er einen Aufſtand der Hellenen fürchtet; indeſſen wenn gleich dem grauſen Tyrannen Verſtand keinesweges abzuſprechen iſt, ſo bleibt daneben dennoch ſein Stolz die grenzenloſe Leidenſchaft, welche glücklicherweiſe ganz geſundes Raiſonnements nicht aufkommen läßt. Tief verachtet der fanatiſche Sultan unſer Volk, und hält es für zu gering, als daß er Bedeutendes von ihm zu fürchten zu haben glaubt, darum charakteriſiren die Maaßregeln, welche der Tyrann bis jezt in der Sache ergriffen, keinesweges beſondere Energie; und unſer großes Werk, mein theurer Sohn! es wird gedeihen ungeachtet der Mitwiſſenſchaft des Unterdrückers, denn die rechte Zeit ſcheint vorhanden, — Gott iſt mit uns! — Vorerſt, ſprach der Patriarch nach einer kurzen Pauſe wieder, iſt nöthig, um jeden Preis das Vertrauen, welches Mahmud anfängt in deine Perſon zu ſetzen, zu befeſtigen. Ich kenne einige Geheimniſſe der großen allgemeinen Verſchwörung, welche dem Sultan bereits bekannt ſind, und einige andere geringfügige, die ihm auf keinen Fall lange verborgen bleiben können. Dieſe Myſterien alle, mein Sohn! will ich dir mittheilen, damit du ſie an Mahmud verrathen mögeſt; es wird ſeinen Glauben an deine aufrichtigen Geſinnungen beſtärken, und es bleibt eine eigenthümliche Seite des Tyrannen, wenn er einmal Jemanden vertraut, ſo will es ſelbſt den häufigſten und feinſten Kabalen nicht gelingen, den erkohrnen Günſtling ſo leicht verdächtig zu machen, und iſt dieſer Günſtling weiſe, ſo vermag er ungemeinen Impuls auf des Sultans Entſchlüſſe und Verfügungen zu üben. Du wirſt einſehen, mein Sohn! fuhr der ehrwürdige

Greis ununterbrochen und eifrig fort, welch' großen Nutzen du deinem Volke leiſten kannſt, wenn es dir gelingt, des Tyrannen vertrauliche Gunſt in einem hohen Grade zu erlangen; allein den hohen Zweck zu erreichen, dazu iſt genaues Studium des Mahmudiſchen Charakters und folgerechtes Benehmen von deiner Seite nöthig. Zwei Hauptregeln empfehle ich dir, nie außer Acht zu laſſen: Der Sultan iſt eitel, fanatiſch, ruhmbegierig, mißtrauiſch — ſchmeiche allen ſeinen Leidenſchaften, allein vergiß nie, daß du es mit keinem Dummkopfe zu thun haſt, nie muß der Despot dich durchſchauen, du mußt ihn gewöhnen, deine Gedanken für ſeine eigenen zu halten; du mußt ihn glauben machen, dein Zweck ſei lediglich, aus dem Born ſeiner Weisheit Nutzen und Erfahrung zu ſchöpfen, und dieſes wird und kann dir nur gelingen, wenn du ſtets des weiſen heidniſchen Philoſophen **Seneca** Lehre im Auge behältſt, die da lautet: Potentissimus est, qui se habet in potestate, — der Mächtigſte iſt der, welcher ſich ſelbſt in ſeiner Macht hat.“ —

Noch viele auf tiefe Menſchenkenntniß gegründete Lehren erhielt **Tertullian** von dem Patriarchen über die Art ſeines künftigen Benehmens, allein um den Leſer nicht zu ermüden, übergehen wir dieſelben mit Stillſchweigen.

Nachdem **Timotheus** endlich ſchwieg, fragte der Prinz: „Aber, würdiger Oheim! wir wollen es uns nicht vorenthalten, meine Rolle, die ich zu ſpielen übernommen, iſt jene eines heuchleriſchen Betrügers, nun ſagt mir: giebt es denn in der That Verhältniſſe, die ein ſolches an und für ſich ſelbſt ſtrafbares Beginnen entſchuldigen und erlauben?“

Nach einer langen Pauſe erwiederte der Patriarch: „Nein, mein Sohn! ſolche Verhältniſſe giebt es nicht; viele Sophiſten und unter ihnen Prieſter, welche zu Jeſu und Brama beten, haben zwar oft den heilloſen Grundſatz aufgeſtellt: Es heilige der Zweck die Mittel — allein eine ſolche Lehre ſtreitet geradezu gegen natürliche Religionen; Sünde iſt Sünde, Trug bleibt Trug; ich ſage dir, du handelſt unrecht, daß du unter der Maske treuer Anhänglichkeit den Sultan zu hintergehen ſtrebſt, allein es handelt ſich hier um Hellas Wiedergeburt, und dieſe können nur außerordentliche Mittel herbeiführen; ein Rad muß in's andere greifen, und der Bau der Maſchine ſelbſt, er muß ein außerordentlicher bleiben. Bald, mein Sohn! werde ich vor des Allerhöchſten Richterſtuhle ſtehen, kann es dein Gewiſſen beruhigen, wenn ich dir verſpreche, dort bei'm höchſten und unbeſtechlichſten aller Gerichte dein nunmehriges Thun vertreten zu wollen?"

— Ja, theuerſter Oheim! rief Tertullian aus, ich nehme dieſe Gewährleiſtung an, aber — fügte er noch bedenklich bei — wißt Ihr wohl, was ſchrecklicher als Alles für mich bleibt? — daß ich Euch, den würdigen, den edlen Oberprieſter meines Volkes, den hochverehrten Bruder meines geliebten Vaters, daß ich Euch ſelbſt bei dem Tyrannen verdächtig machen und ſeine blutige Rache vielleicht auf Euer greiſes Haupt leiten ſoll.

„Mein Sohn! ſprach der Patriarch, was dieſen Punkt betrifft, darüber beruhige dich; ich ſehe voraus, wie Alles kommen wird. Hochverdächtig bin ich dem Sultan bereits, er ahnet meinen Antheil an der heiligen Sache der Hellenen, und wenn der bedeutungsvolle Tag hereinbrechen wird, an welchem die Unſrigen das Joch der Tyrannei muthig von ſich werfen ſollen, werde ich eines der erſten Opfer der blinden Despotenwuth fallen. Nun, wie Gott will — und Heil denjenigen, welche er für werth hält, ihnen die hohe Siegeskrone des heiligen Märtyrerthums zu verleihen.“

Mit einem Seherblicke, im Tone der Verklärung, die zitternden Hände gefaltet, den Blick nach oben gerichtet, hatte der fromme, greiſe Oberprieſter dieſe letzten Worte geſprochen; gerührt ſank unſer hochſinniger helleniſcher Prinz vor dem heiligen Manne auf die Knie, und des Jünglings Thränen netzten des ehrwürdigen Patriarchen dürre Hände.

Im Oſten graute bereits der Morgen, als Tertullian, von Timotheus geſegnet, das einſame Kiosk und Bujukdere verließ, um in ſeiner Gondel durch den Kanal nach Conſtantinopel zurückzuſchiffen.

Bei der zweiten Audienz, welche der Mainotenprinz zu Scutari im Kabinette des Sultans hatte, lautete des zweiten Mahmud erſte Frage: „Nun, Ali! biſt du bei dem Patriarchen geweſen, haſt du gethan, wie dir geheißen wurde?“

Mit der möglichſten Unbefangenheit, welche Tertullian zu erkünſteln vermochte, ſtattete er ſeinen Bericht ab, indem er die oben erwähnten auf die Verſchwörung der Griechen Bezug habenden Geheimniſſe, welche ihm Timotheus zu dieſem Behufe eröffnet hatte, nun dem Tyrannen mittheilte.

Mahmuds düſtere, durchbohrende Blicke hafteten immer ſtarr auf dem Prinzen, ſolange dieſer ſprach; allein mehr und mehr klärte ſich des Sultans finſtere Miene auf, und nachdem Tertullian endlich geendet hatte, ſprach der Herrſcher des halben Mondes:

„Ali! ich fange in der That an zu glauben, daß du mir treu ergeben biſt; es iſt dir gelungen, den feinen Griechenpfaffen zu täuſchen. Zwar waren mir die meiſten Geheimniſſe, welche du ihm für diesmal entlockteſt, ſchon bekannt; allein es ſchadet dieſes nicht, fahre du nur fort, den Patriarchen auszuforſchen, und die Ausbeuten deiner Mühen werden ſich wichtiger geſtalten. Doch nun ſollſt du auch ſogleich einen Vorgeſchmack erhalten, wie ein Kaiſer Dienſte treuer Diener zu lohnen verſteht. Ich ernannte dieſen Morgen einen jener vierzig Agas, welche meinem Throne am nächſten ſtehen, zum Hasnadar *), du

---

*) Hasnadar-Paſcha wird nach Cantemir der Privatſchatzmeiſter des Sultans genannt.

aber ſollſt die Stelle des Beförderten einnehmen.“

Im Staube ſich windend dankte der Prinz dem Sultan, ſo wie es am Hofe der Pforte Sitte iſt, für die erhaltene große Gnade. Und in der That war ſolche Gnade keine gewöhnliche, denn jene vierzig Agas blieben nicht nur, wie ſchon oben erwähnt wurde, für die wichtigſten Hof- und Staatsämter beſtimmt, ſondern ſelbſt in der Kategorie als Thronhüter erfreuen ſie ſich einer ausgezeichnet ehrenvollen Bedienung, und vielleicht am paſſendſten dürften ſie mit den Kammerherren der deutſchen Höfe verglichen werden.

Der Patriarch hatte wahr geſprochen, wem der wilde Despot erſt ſeine Gunſt zugewendet hatte, den ließ er ſo leicht nicht wieder ſinken, denn Konſequenz überhaupt wohnt dem zweiten Mahmud in einem hohen Grade bei.

Beinahe mit jedem Tage ſah ſich unſer Prinz in dem herablaſſendſten Vertrauen des Sultans mehr befeſtigt und mit neuen Gnadenbezeugungen überhäuft, und nach wenigen Wochen ſchon ſchenkte der Tyrann dem Lieblinge ein Weib aus ſeinem eigenen Serail.

Ein ſolches Geſchenk von Seiten des Monarchen gilt den türkiſchen Höflingen als ein unbeſchreibliches Glück und als das entſchiedenſte Zeichen der kaiſerlichen Gnade, obwohl der Beſchenkte anderwärts mit vollem Rechte ſagen könnte; der Teufel habe ihn mit einem Weibe geſchlagen. Theuer muß jener nun die Ehre, eine ehemalige kaiſerliche Beiſchläferin die ſeine zu nennen, bezahlen; denn es fordert in dieſem Falle die Hofetikette, nicht nur dem Sultane ſelbſt bedeutende Geſchenke an koſtbarem

Pelzwerke und dergleichen zu ſenden, nein, ſelbſt der Kislar-Aga und eine Menge anderer hoher und niedriger Beamten des Serails müſſen reichlich abgefunden werden.

Für unſern Mainotenprinzen zumal war das ſeltſame kaiſerliche Geſchenk von durchaus keinem Werthe, denn mußte Tertullian nun in ſeinen jetzigen Verhältniſſen der Sitte gemäß einen Harem und in demſelben ſchöne und junge Weiber halten, ſo geſchah dieſes nur des Scheines halber. Nie ſchwelgte der edle junge Mann in den Armen ſchnöder Wolluſt, und ſo verführeriſch die Gelegenheit für Manchen auch hatte ſein mögen, für den hochſinnigen Jüngling, der die reinſte Liebe bereits im Buſen trug, war ſie es nicht. Er verachtete auch in dieſem Falle tief die ſchmähliche Barbarei der Osmanen, welche das ſchönere Geſchlecht bloß zu einem verächtlichen Gegenſtand ſinnlicher Luſt herabwürdigt, und oft ſeufzte er in geheim mit dem ſinnigen galliſchen Dichter:

Ce sexe dangereux, qui veut tout asservir,
S'il regne dans l' Europe, ici doit obéir.

Indeß konnte Alles dieſes nichts helfen; Tertullian mußte in ſeiner Lage vermeiden, auf irgend eine Weiſe Verdacht zu erregen, und gute Miene zum böſen Spiele machen. Mit allen Zeichen der dankbarſten Unterwürfigkeit nahm er den hohen Beweis der kaiſerlichen Gnade auf, das neue Kebsweib aber ließ er nach ſeinem Harem bringen, ohne es auch nur mit einem Auge geſehen zu haben.

Nach einigen Wochen ſchon meldete dem Prinzen ſein Oberhemmling *) glückwünſchend, daß jene ſeiner Gemahlinnen, welche er der Gnade des Kaiſers ver-

---

*) Oberhemmling iſt der Aufſeher des Harems.

denke, ſich bereits in geſegneten Leibesumſtänden befände.

„Der Teufel hole dieſen Kaiſer, er meint es auch gar zu gut mit mir,“ murmelte Tertullian leiſe vor ſich hin, allein eine oberflächliche Neugierde wandelte ihn doch an, die fruchtbare Dame aus des Sultans Serail von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, und da er nie ſeinen Harem betrat, ſo befahl er dem Oberhemmling, ihm die ehemalige kaiſerliche Beiſchläferin vorzuführen.

Die Dame erſchien. Es war eine wollüſtig gebaute, üppige Geſtalt, nach orientaliſcher Sitte in dichte Schleier gehüllt. In türkiſcher Sprache bat der Prinz die Dame, die Schleier zu heben, allein da dieſe ſchwieg, nicht gehorchte und ſichtbar zitterte, ſo nahm ſich Tertullian im Geiſte muhamedaniſcher Galanterie die höfliche Freiheit, das Weib mit eigenen

Händen zu enthüllen; allein wer beſchreibt des Hellenen Erſtaunen? — vor ihm ſtand bebend und bleich ſein vis à vis aus Dresden, jene dem Leſer wohlbekannte Schwarzbrünette.

Lange ſtarrte man ſich an; endlich ſprach der Aga, beinahe unwillkührlich: „Ei ſiehe da — Gräfin Pinuccini? —“ Ich bin verloren, rief die Italienerin, indem ſie ohnmächtig dem Prinzen zu Füßen ſank.

V.

Δύο ἐστὸν, τὰ τὴν νίκην ἀπεργαζόμενα, θάῤῥος μὲν πολεμίων, φίλων δὲ φόβος, αἰσχύνης περὶ κακῆς.

Plato.

(Nicht der Muth allein, ſondern auch die Furcht, ſich vor dem Freunde zu beſchimpfen, leitet zum Siege.)

Wir verlaſſen vorerſt nun Conſtantinopel und den Prinzen wieder, um einige flüchtige Blicke in den fürſtlichen Pallaſt der Sarvathys auf Maino zu werfen.

Theodora fuhr fort in ihrem regen Streben, ſich würdiger und immer würdiger des Namens einer Fürſtin zu machen; ihr Verhältniß gegen den Bey blieb fortwährend das einer Tochter zum Vater, und der edle hochherzige. Sarvathy war weit davon entfernt, es ſelbſt nur in geheim zu beklagen, daß der Nimbus ſeiner Macht ſich bedeutend zerſtreute, und nun beinahe allein das reizende Haupt der jungfräulichen Fürſtin aus Kutuphariſchem Blute umhüllte.

Des würdigen Baſilius zweitgeborener, fürſtlicher Sohn, Nikodemus Sarvathy, lebte nun auch wieder im väterlichen Hauſe, nachdem er vor kurzem erſt die Weihe der Papas erhalten hatte.

Ruhiges Blut und ſanften Sinn hatte die Natur dem jungen Prieſter verliehen; ſeine ganze Seele hing an Ausübung ſeiner heiligen Religion und an tiefſinnigen Studien. Rein und erwärmend ſtellte ſich dabei der Charakter dieſes Prinzen dar, er lehrte im Geiſte ſeines hohen Meiſters; ungemein ſtreng beurtheilte er ſich ſelbſt, liebreich aber das Fehlen Anderer. Nichts wilde Leidenſchaften zerriſſen des angehenden Papas jugendlichen Buſen, allein nichts deſtoweniger glimmte in ihm mächtiglich die heilige Flamme der Vaterlandsliebe; mit einem Worte — Nikodemus war das jüngere, leibliche Abbild ſeines Oheims, des hochwürdigen greiſen Patriarchen zu Conſtantinopel, deſſen Bekanntſchaft wir im vorigen Kapitel gemacht haben, und als ſolches mit Recht geliebt und verehrt von Jedermann.

Die Tochter des Fürſten Baſilius wurde zwar im Verlaufe dieſer Geſchichte einigemal, jedoch immer nur oberflächlich erwähnt, und es wird endlich unſere unerläßliche Pflicht, auch Prinzeſſin Sophia mit einigen wenigen, aber beſtimmtern Umriſſen dem Leſer näher zu bezeichnen.

Stellte unſere Theodora bisher jungfräulichen Hochſinn im ganzen Sinne des

Wortes gleichſam perſonificirt uns dar, ſ erſcheint uns die nur ein paar Jahre jüngere Sophia als verwirklichte muntere Naivetät, deren höchſte Anmuth dadurch entſteht, daß ſie aus der reinſten Unbefangenheit entſpringt.

Wollten wir jene beiden edlen Jungfrauen durch ein Gleichniß näher zu bezeichnen, und einer jeden eigenthümliche Individualität zu beſtimmen verſuchen, ſ würde Theodora an Philomelen mahnen, die in der hohen kühlen Laubeskrone in bedeutungsvollen, ſinnigen Klängen den hohen Seelenadel aushaucht, indeß um ſie her ein niedlich, buntes, kleines Vöglein munter und leichtſinnig zwitſchernd von Zweigen zu Zweigen hüpft.

An Geiſtesbildung ſtand Sophia Theodoren nach, denn jene hatte nie das väterliche Haus verlaſſen, und da Taracome und die fürſtlichen Brüder frühzeitig, ihrem höhern Berufe folgend, daſſelbe meiden mußten, ſo hatte ſich Fürſt Baſilius allein die Erziehung der Prinzeſſin Tochter vorbehalten, der er ſich aber, durch wichtigere Geſchäfte ſeines erhabenen Amtes abgehalten, nur mit weniger Muße weihen konnte. Allein bei dem natürlichen Witze und der rührenden Gutmüthigkeit des fürſtlichen Mägdleins überſah man gern einen Mangel höherer Bildung, der nicht Sophien eigentlich zuzuſchreiben war, und bei der großen Fähigkeit der Prinzeſſin auch noch zu erſetzen blieb.

Auch hinſichtlich körperlicher und vorzüglich regelmäßiger Schönheit behauptete Theodora vor Sophien, wenigſtens bei dem ſtreng prüfenden Kenner, bedeutende Vorzüge; das Auge dieſer war mehr lichte als Veilchenblau, es lächelte mehr frohe Lebensluſt aus demſelben, als ſinniger Ernſt anſprach; ein allerliebſtes Stumpfnäschen — in dieſen Gefilden eine Seltſamkeit — zeichnete die Griechin aus; etwas aufgeworfen ſtellten ſich die küßlichen Purpurlippen dar, und um den Zügen des friſch-blühenden runden Geſichtes ruheten unverkennbar Schalkheit und heiterer Lebensſinn; Sophiens Geſtalt war mehr rund als ſchlank, ja beinahe üppig, und die langen wallenden Locken zeigten jene nicht unangenehme Farbe, welche den Uebergang vom Blonden zum Braunen bildet, und aſchfarbig genannt wird; Theodora konnte mehr eine erhabene, eine pſychiſche, eine ätheriſche, Sophia aber eine hold materielle Schönheit gelten.

Uebrigens hatte bald genug ein feſtes inniges Freundſchaftsband beide edle Jungfrauen umſchlungen, und der Regentin zarte Weiblichkeit und ſinniger Umgang übte auf die Prinzeſſin den günſtigſten Impuls; Theodora blieb Sophiens hehres Vorbild, und das Streben, der Freundin zu gefallen und gleich zu werden, lohnte holde Frucht.

Auch Ritter Maltitz wurde der Prinzeſſin Sophie, dieſer liebenswürdigen Tochter der Natur, eifriger Lehrer; er ertheilte ihr in fremden Sprachen, auch in Blumen- und Landſchaftszeichnung Unterricht, und die Jungfrau hing bald voll kindlicher Anhänglichkeit an dem ernſtfreundlichen fremden Manne.

Anfangs wurde es dem lebhaften Mädchen freilich ziemlich ſauer, ſich weniger in den Reihen der muntern Jugendgeſpielinnen umher zu tummeln und ſich anderwärts in einer gänzlich ungewohnten Weiſe anzuſtrengen, auch unterlag Sophia wohl einigemal der Verſuchung, im nahen Haine Stundenlang mit den Mainotentöchtern zu ſchäkern und alle ſinnigere Uebungen einzuſtellen; allein dann trafen ſie Blicke des ſanften Vorwurfes von Seiten Theodorens und ähnliche von Maltitz, welche noch eine ganz eigenthümliche wehmüthige Trauer charakteriſirte, und dieſe Art ſtummen Tadels wirkte ſo heftig auf des unverdorbenen Mägdleins weiches Herz, daß es, den ſtrafenden Blicken der Freunde zu entgehen, ſich bald zu beſiegen vermochte, und da Sophia mit ungemein vielen Geiſtesgaben von Natur bedacht war, ſo gelang es ihr, bedeutende Fortſchritte auf der muthig betretenen Bahn zu machen, da ſich ohnehin nach Maaßgabe dieſer Fortſchritte die Freude an der Sache ſelbſt allmählig zu mehren anfing.

Man konnte dem holden, guten Mägdlein nicht gram ſein; hatte ſie einmal etwas verſehen, oder konnte ſie nicht ſchnell genug begreifen, ſo bat Sophia, mit ihrem melodiſch klingenden Stimmchen: „Seid mir nur nicht böſe, lieber, guter Ritter!

ich werde es künftig ſchon beſſer machen" — und der Ton dieſes Stimmchens bewegte dann den Deutſchen auf eine ihm fremde und beinahe ſelbſt unbegreifliche Weiſe, beſonders wenn das ſchuldloſe, Unſchicklichkeiten noch gar nicht ahnende Weſen ſich auf ſeinen Knieen wiegte, und mit den kleinen zarten Händchen ſchmeichelnd ſeine männliche Wange ſtreichelte.

Das ſtolze Herz dieſes energiſchen Mannes hatte bisher nie geliebt, aber bald genug fühlte es ſich durch die unſchuldige und zärtliche Hingebung dieſes anmuthigen Naturkindes beſiegt.

Wenn es wahr iſt, daß ſelbſt das ſchändliche Lehrgebäude der leichtſinnigſten Wüſtlinge in keiner Lage mehr in Gefahr kommt, erſchüttert und zerſtört zu werden, als wenn eine durchaus ſchuldloſe Natur ſich ihnen mit vollem Glauben ergeben hat, ſo mußte der Fall ſich um ſo entſchiedener bei einem gefühlvollen, edlern Manne darſtellen, der bisher das zartere Geſchlecht eben nicht ſehr hoch achtete, weil er den edlern Theil deſſelben, trotz ſeiner Lebenserfahrungen, nie hatte kennen lernen, und deſſen Grundſätze ſich vielleicht nur zu überſpannt geſtaltet hatten.

Maltis, ſtets ein ſtreng prüfender Beobachter ſeiner ſelbſt, entdeckte bald, was ihm fehle. Der Ritter erſchrack und ſuchte eine Leidenſchaft zu bekämpfen, die er nicht hegen zu dürfen glaubte; allein hier unterlag der Mann, der ſo oft Sieger geweſen war, und nur durch ein entſchiedenes Mittel glaubte er Rettung finden zu können.

Einſt, als ſich der Deutſche zufällig mit dem Mainotenbey allein befand, ließ jener ſich folgendermaßen vernehmen: „Mein Fürſt! ich kam zu Euch, Nutzen zu ſtiften; Euch fehlt eine regelmäßige Reiterei zum bevorſtehenden großen Kampfe, ich verſprach eine ſolche zu bilden, und Ihr genehmigtet meinen Plan; allein es dringt die Zeit, ſendet mich endlich, Mannſchaft und Pferde auszulöſen, ohne Säumen in Begleitung eines bewährten Capitano in Eure Provinzen.“

Einen langen und feſten Blick richtete Baſilius auf den Freiherrn, dann erwiederte er: „Herr Ritter! kennen und ungemein hochſchätzen habe ich Euch gelernt; aus Euren Zügen ſpricht heimlicher Gram, finſterer Ernſt aus Euren Augen. Euch fehlt irgend etwas, vertraut Euch mir, Eurem wahren Freunde.“

Maltitz wandte ſich ab, allein traulich ergriff der Bey ſeine Hand, freundlich ihm alſo zuredend: „Ich weiß es, edler Freiherr! Verſtellung und Lüge ſind Euch gleich fremd geblieben; noch einmal, was es auch immer ſei, vertraut mir, denkt, einen theilnehmenden Bruder in mir zu ſehen.“

Nicht länger vermochte der Ritter zu widerſtehen: „Nun, ſo mögt Ihr es denn wiſſen, platzte er heraus, ich liebe Eure Tochter mit einer nicht zu beſiegenden Leidenſchaft, und glaube auch in dem Herzen des anmuthigen ſchuldloſen Weſens Zuneigung erweckt zu haben; doch ich, der Fremde, der Heimathloſe — wie könnte ich es wagen, um **Sophiens**, um einer Fürſtin Tochter Hand werben zu wollen! darum, edler Baſilius! laßt mich ziehen, bevor es zu ſpät iſt.“

Dieſes alſo war es? ſprach nach einer Pauſe lächelnd der Bey, und wo könnte ich wohl einen edlern Eidam finden? Hört mich, Ritter! — Sophia werde Euer Gemahl, aber glaubt ja nicht, daß ich ohne Eigennutz handle. Meinem Vaterlande ſollt Ihr dienen; ein Ziel, nach dem er kämpft, muß der Fremdling im Auge behalten, Ihr habe dieſes Ziel erwählt, und wenn Ihr Hellas habe befreien helfen, ſo winke Euch der Liebe ſüßeſter Lohn.“

Man verſtatte uns von dem Entzücken zu ſchweigen, welches den wackern Deutſchen bei dieſen Worten des Beys umfing; ihn ergriffen jene ſeligen Gefühle, wie ſie hienieden Sterblichen ſo ſelten nahen.

Da ſich Maltiz ferner keinen Zwang mehr anzulegen brauchte, ſo wurden auch bald dem anmuthigen Mägdlein die dunkeln Gefühle ſeines Herzens klar, und auch dieſes Pärchen erhob nun die wonnigliche, nimmer wiederkehrende Zeit der erſten Liebe zu den Wolken. Einige Zeit überließ der Bey die Glücklichen ihrem ſeligen Taumel, dann aber trieb er den Ritter ſelbſt an, höhere Zwecke zu fördern, und in den Provinzen des Gebirgsländchens die neue Reiterei zu organiſiren.

Der Freiherr reiſte nach einem zärtlichen Abſchiede, und nach dem Austauſche der Schwüre ewiger Treue zu ſeiner Beſtimmung ab.

Ein ganz anderes Weſen war aus Sophia, dem ſonſt etwas wilden Mägdlein, geworden; fromm und ſtill lebte es nun den bedeutungsvollen Gefühlen der Seele, und nun erſt vermochte die Prinzeſſin die hehre Theodora recht zu begreifen. Innige Freundinnen wurden die edlen Jungfrauen, ſie lernten ſich verſtehen, im Austauſche der geheimen Neigungen des Herzens und ſo und nicht anders geſtaltet ſich die einzige und wahre Freundſchaft — der Weiber.

VI.

Ὅπως ἂν τις ἀμύναιτο τὸν ἐχθρὸν; αὐτός, καλὸς κἀγαθός γενόμενος.

Diogenes.

(Eigener Hochſinn iſt die Rache, welche unſere Feinde am tiefſten demüthiget.)

In einer ſeltſamen Lage hatten wir **Tertullian** verlaſſen. Plötzlich und ganz unverhofft ward das Schickſal einer elenden Buhlerin in ſeine Hand gegeben, welche ſchändlich gehandelt und ſchmählichen Lohn um ihn verdient hatte.

Mit einer Miſchung von Haß und Mitleid betrachtete der Prinz das zu ſeinen Füßen liegende reizende und hochſchwangere Weib, doch bald beſiegte im Innern des edlen Hellenen ein beſſeres Gefühl jenes der Rache, welches im erſten Augenblicke freilich auch gar mächtiglich ſich regen zu wollen ſchien.

Aufſehen mochte **Tertullian** bei der Dienerſchaft nicht gern veranlaſſen, daher hob er ſelbſt die Italienerin von der Erde, und brachte ſie nach einem Divan, der in der Nähe ſtand.

Nachdem der Prinz der Dame den Gürtel gelöſt, und ihr Roſenöhl vorgehalten hatte, hub ſie an, ſich bald genug wieder zu erholen; doch ſie ſchauderte zuſammen, als ſie die Augen aufſchlagend unſern Helden neben ſich erblickte, worauf ſie weinend das blaſſe Geſicht in den Schleiern verbarg. So ſanft als es ihm nur möglich war, die eigene Indignation zu verbergen ſtrebend, ſprach der Prinz nun:

„Verbannen Sie jede Furcht, Gräfin! nie nimmt ein edler Mann an einem Weibe Rache, und gern bin ich dagegen bereit, Ihnen zu dienen, auf welche Weiſe ich es nur im Stande ſein werde.“

O dieſe Großmuth, ſchluchzete die Italienerin, deine Großmuth, Jüngling! den ich mit einer Art Raſerei liebte, verwundet mehr, als der tödtlichſte Haß und blutige Rache es vermöchten.

Es koſtete unſerm Helden viele Mühe, die leidenſchaftliche Römerin durch ſanftes Zureden einigermaßen zu beruhigen; und erſt als dieſes endlich gelungen war, bat er die Gräfin, ſeine Neugierde zu befriedigen und ihm zu erzählen, durch welche ſeltſame Launen des Schickſals ſie in das Serail des Sultans Mahmud gerathen ſei.

„Es geſchah, erwiederte die Dame, auf eine ganz einfache Weiſe; mein unruhiger nach Veränderung lüſterner Sinn ließ mich wünſchen, das klaſſiſche Morgenland zu ſchauen. Ich ſchiffte mich ein, wurde auf dem Fahrzeuge von Seeräubern gefangen, und endlich in's Serail des rohen Barbarenfürſten verkauft.“

Nun, Signora! ſprach der Prinz, mit einem bedeutungsvollen Blicke auf der Gräfin hochgeſegneten Leib, lächelnd, die Rohheit des Sultans ſcheint Ihnen doch nicht ſo ganz mißfallen zu haben.

Dieſe kleine Rache glaubte **Tertullian** ſich erlauben zu dürfen, um die Frechheit eines verbuhlten Weibes einigermaßen zu demüthigen. Die Gräfin erröthete bei des Hellenen unzarter Bemerkung höchlich, große Thränen rollten über die blaſſen Wangen, und mit von Scham und Weinen erſtickter Stimme antwortete ſie:

„Ja, ſpotten Sie nur, mein Prinz! denn weniger als Ihre Theilnahme verwundet Hohn dieſes arme Herz.“ Unſer Held erkannte das Ungroßmüthige ſeines Benehmens, und ſtand ſchweigend und verſchämt. Signora aber nahm nach einer

Pauſe alſo wieder das Wort: „Beſchwören kann, ich, daß ich den Sultan nie auch nur mit einem Auge geſehen habe, deſſen Konkubine ich während mehrerer Wochen hieß. „Mahmud hält in ſeinem Serail nicht weniger als 700 eigene Beiſchläferinnen, und mehr denn 500 ſind dort vom vorigen Monarchen noch zurückgelaſſen, allein von allen dieſen Weibern kennen kaum funfzig den Despoten perſönlich. Ich brachte den Keim, der unter dieſem Herzen ſich ausgebildet hat, bereits mit in's Serail, und damit Ihnen, mein Prinz, auch kein Theil meiner Schande verborgen bleibe, damit Ihnen Genugthuung und Triumph in Fülle werde, ſo mögen Sie denn wiſſen: das Kind, welches ich unter dieſem armen, gebrochenen Herzen trage, wird einſt einen Mann Vater nennen, den ich nie zu achten vermag. Meine glühendſte Liebe wieſen Sie einſt mit Schimpf und Verachtung zurück, und voll Verzweiflung, um meiner ſelbſt zu vergeſſen, warf ich mich einem Elenden in die Arme — Terſchburg iſt ſein Name.“

Tertullians Augen funkelten; die Glut gerechten Zornes überflog ſeine Wangen. „Ha, rief er wild aus, ſag an, unglückliches Weib! wo iſt der elende Meuchelmörder? an ihm, dem Verworfenen, will ich Rache nehmen.“

Erſt nach einer langen Pauſe ſprach die Gräfin mit vieler Würde: Sie haben Recht, Prinz! Terſchburg iſt ein Verworfener, und ich ſelbſt bin eine Elende, aber nicht elend genug, einen Menſchen Ihrer Rache zu übergeben, welcher derſelben unwürdig, der ohnehin unglücklich genug iſt, und deſſen zu ſchonen heilige Pflichten mich jetzt auffordern. Ueberlaſſen Sie die Rache jener mächtigen Hand, welche früher oder ſpäter ſicher genug jeden Sünder erreicht; tödten Sie mich; befehlen Sie auf die ſchrecklichſte Folter mich zu legen; ich vertraue meiner Seelen-Stärke, und nie wird durch mich Terſchburg ihren Händen überliefert werden.

Mit langen Schritten maß Tertullian einige Zeit das Gemach; endlich blieb er vor der Gräfin ſtehen, und nachdem er die Römerin nicht ohne Theilnahme betrachtet, ſprach er zu ihr: „Weib! dich haben wahrſcheinlich glühendes Blut, dein Reichthum, eine frühe dir unerſprießliche Freiheit des Handelns und eine verkehrte Erziehungsweiſe zu Grunde gerichtet; allein wenn ich mich nicht trüge, ſo lag in deiner Seele ein Keim, der Hohes, Edles hätte treiben können, doch es wurde dein Keim, wie jener ſo manchen Schönen hienieden unterdrückt, ſeine Kraft iſt dahin, nie wird er duftige Blüthen des Lenzes treiben.“

Die Italianerin weinte ſtill und ſanft vor ſich hin, und erſt nach einer Pauſe erwiederte ſie wehmüthig lächelnd: „Es iſt dieſes einer der ſchönſten Augenblicke meines Lebens, der Augenblick, in dem der Jüngling einen Blick in meine Seele wirft, den allein ich über Alles liebte. O Tertullian! warum hatteſt du nicht früher mich erkannt, du hätteſt mich können mit hinaufziehen zur himmliſchen Höhe, eine fromme Heilige noch aus der Sünderin bilden, — warum trateſt du mich in Staub!“ —

Du irrſt, fiel der Prinz der Gräfin in die Rede, und ſein ſchönes groſſes Auge erglühte von einem Feuer, welches höhere Welten angehörte, dann rief er wie begeiſtert aus: Nur wenn zwei reine Silberglöckchen ſich in lichten Räumen rufen, ertönt des Himmelsreigen Harmonie; mein Glöckchen hatte längſt gerufen, ich folgte ſeinem Schall, noch tönt es mir, wenn auch über ferne Meere her, und tönen werd' ich's hören, wenn Erde meines Körpers Staub bedeckt. Doch ach! du Arme! verſtimmteſt deines Silberglöckleins Ton, bevor es noch geſungen, es iſt zerſtört die Harmonie, und einſtens nur dort oben kannſt du ſie wieder finden. — In Gedanken tief verſinkend ſchwieg hier der Prinz, die reizende Römerin weinte heftiger und ſprach dann ſchluchzend: „O edelmüthiger Schwärmer! ich faſſe ihn nur zu wohl deinen myſtiſchen Worts Sinn, ja du haſt Recht. Mein Silberglöckchen hat verklungen, bevor es noch ertönt, und nein, hienieden wird es nimmer ſingen.

Neuerdings fand eine lange Pauſe Statt, beide Theile ſchienen mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und ihrer Seelen Arbeit war von jener Art, wie ſie in jenen Logen getrieben wird, in denen des hohen Stuhles Meiſters Gegenwart ſinnig geahnet wird, wenn ſchon nie die Sinne ſelbſt ſich von derſelben zu überführen vermögen.

Der Prinz erlangte vorerſt ſeine völlige Faſſung wieder; gütig ſprach er zu der Gräfin: „Signora! Sie haben Unrecht, ſich in Träumereien zu verlieren, die ein nicht vorwurfsfreies Gemüth verſtimmen und endlich alle Thatkraft erlähmen. Ermannen Sie ſich; gewiſſe Wunden kann nur der Kranke ſich ſelber heilen, und öfters macht der unberufene Arzt das Uebel nur ſchlimmer. Uebrigens entſage ich, um Ihretwillen, auch aller Rache, welche ich an Terſchburg üben wollte. Kühn mögen Sie mir immerhin des Barons Aufenthalt vertrauen, wahrſcheinlich befindet auch er ſich in Sklaverei, und ich bin in dieſem Falle nicht abgeneigt, ihn loszukaufen und mit Signora zu vereinigen. Sie, meine Dame! mögen trachten, beſſer zu werden und den Unwürdigen mit ſich hinauf zu ziehen zur Höhe der Tugend, denn nach dem Geſchehenen ſich von dem Verführer loszuſagen, dazu dürfte ein Ehrenmann nie rathen.“

Abermals hielt die Italienerin dem hochſinnigen Tertullian eine in der That verdiente Apologie, indem ſie derſelben noch beifügte: „Wahrlich, Sie haben recht geahnet, mein Prinz! Terſchburg gerieth mit mir in Gefangenſchaft, und erſt auf dem hieſigen Sklavenmarkt wurden wir getrennt. Früher denn ich, wurde der Baron verkauft, und zwar an einen reichen Türken, Namens Aladin, welcher einen großen Pallaſt und herrliche Gärten in Tophana *) beſitzen ſoll; von Terſch-

---

*) Eine Gegend der Stadt Conſtantinopel wird alſo genannt.

burgs fernerm Schickſale konnte mir, der Sklavin des Serails, freilich nichts bekannt werden.“

Unſer Held befahl nun dem Oberhemmling, die Dame in den Harem zurückzubringen, indem er ſich zur Stelle nach Tophana aufmachte, den bezeichneten reichen Türken aufzuſuchen.

Leicht wurde Terſchburg aufgefunden; er arbeitete als Sklave in Aladins Gärten, und gern zeigte ſein Herr ſich bereit, ihn zu verkaufen, da der deutſche Baron als der trägſte von allen Arbeitern ſich ſtets dargeſtellt hatte, den nur die Peitſche zur Thätigkeit anzutreiben vermochte.

Für einen ungemein geringen Preis erſtand Tertullian ſeinen meuchelmörderiſchen Feind, und leicht läßt ſich ermeſſen, wie der ſogenannte Baron, viel heftiger noch denn vorerſt Signora, ob der Entdeckung erbeben mußte, in dem neuen Herrn den einſt in Dresden ſo niederträchtig behandelten griechiſchen Fürſtenſohn nun wieder zu erblicken.

Mit Verachtung und Hochſinn wies der Prinz die kriechenden Erniedrigungen des Elenden zurück, und vereinigte ihn ohne weitere Umſtände mit der welſchen Dulcinea ſeines Harems, doch ſchloß Tertullian gar richtig: wer früher ſchon Verrath geübt, dem könne man nie ſicher vertrauen, daher hielt er das ſaubere Pärchen unter Schloß und Riegel wohl verwahrt, und ließ es noch überdieß von zuverläſſigen Eunuchen ſorgfältig bewachen.

Wer möchte verkennen, daß der Hellene hier ſeltene Toleranz und Großmuth mit weiſer Mäßigung und Umſicht vereinigte? —

VII.

Επωδη

Τίς οἶδεν τὸ μέλλον;
— — — —
— τά δ'ἐν τᾷδε Διὸς ἀρχᾷ
ἀλιτρὰ, κατὰ γᾶς δικά —
ζει τις ἐχθρᾷ λόγον φράσαις
ἀνάγκᾳ.

στρ: δ'
Ἴσον δὲ νύκτεσσιν ἀεὶ,
ἴσα δ'ἐν ἁμέραις ἅλι —
ον ἔχοντες, ἀπονέστερον
ἐσθλοὶ νέμονται, βίο —
τον

ἀντιστρ:
Ὅσοι δ' ἐτόλμασαν ἐς τρὶς
ἑκατέρωθι μείναντες,
ἀποπάμπαν ἀδίκων ἔχειν
ψυχὰν ἔτειλαν Διὸς
ὁδὸν παρὰ Κρόνου τύρ —
σιν. ἔνθα μακάρων
νᾶσον Ὠκεανίδες
αὖραι περιπνέουσιν. ἄν —
θεμα δὲ χρυσοῦ φλέγει,

τὰ μὲν χερσόθεν ἀπ' ἀ —
γλαῶν δενδρέων
ὕδωρ δ' ἄλλα φέρβει,
ὅρμοισι τῶν χέρας ἀνα —
πλέκοντι; καὶ στεφάνοις.

Pindar.

(Unbekannt, ach! iſt des Todes Grenze dem Menſchen! — doch jede in Jupiters Reich verübte Schuld richtet unten in der Schattenwelt Einer, der unverſöhnlich das ſtrenge Urtheil ſpricht, doch dem Tugendhaften ſtrahlt dagegen Jenſeits die ewige Sonne.

Glücklich vollendet Zevs Bahn zu Saturns Burg, wer von jedem Frevel rein die Seele bewahrte. Linde Lüftlein des Meeres umſäuſeln die Inſel der Seligen; güldne Blümlein ſtrahlen auf den Matten und herab von den glänzenden Bäumen und im ſilbernen Bach. Kränze flechten die Glücklichen daraus, welche ſie in die Locken und um die Arme winden.)

Unwandelbar zwar ſtellte ſich Mahmuds mächtige Gunſt gegen den vermeintlichen fürſtlichen Renegaten aus Maina dar; allein Tertullian vermochte daraus noch nicht Früchte bedeutender Art zu ziehen, wie er ſich geſchmeichelt hatte, denn Verſchloſſenheit liegt in des Sultans Charakter; er hört vieles an, und erwiedert nur weniges.

Nichts deſtoweniger konnte in ſeiner dermaligen Lage dem ſinnigen Prinzen vieles Wichtige dennoch nicht verborgen bleiben, welches er ſtets ſchleunigſt dem würdigen Patriarchen mittheilte, der hinwiederum davon Winke nach dem Feſtlande und den bedeutendern Inſeln Griechenlands zu ſenden nicht unterließ, und Tertullian wurde daher ſchon jetzt dem Geſammt-Intereſſe ſeines Volkes ſehr nützlich, wenn ſchon nicht ſonder Gefahr für die eigene Perſon.

Ohne Furcht, Verdacht zu erregen, durfte unſer Held ſeinen greiſen Onkel, den heiligen Mann, beſuchen, ſo oft er es für gut fand, und der Sultan begierig, von dem heimlichen Treiben der Hellenen ſtets unterrichtet zu bleiben, munterte ſeinen Aga ſelbſt zu ſolchen häufigen Beſuchen auf.

Der Prinz fuhr fort, dem Tyrannen in der in Frage ſtehenden großen Angelegenheit entweder ſolche Dinge zu hinterbringen, welche demſelben zu ergründen auf andern Wegen bereits gelungen war, oder aber, er rapportirte von dem weiſen Patriarchen klug erſonnene Mährchen, welche dazu beitrugen, den zweiten Mahmud irre zu leiten, und ihn zur Ergreifung ſolcher Maaßregeln zu verleiten, die gerade ſich eigneten, die Zwecke der Hellenen zu fördern und Zeit zu gewinnen.

Unverkennbar war ſelbſt der letzte Reſt gerechten Mißtrauens gegen den mainotiſchen Renegaten aus dem Buſen des Sultans geſchwunden, da ereignete ſich eine Begebenheit, welche unſern Tertullian furchtbar erſchütterte.

Ausgebrochen in der That war nun der allgemeine Aufſtand des unterdrückten großen Volkes der Hellenen gegen ihre Tyrannen auf dem Feſtlande und mehrern Inſeln, und Eilboten brachten die keinesweges angenehme Nachricht nach Stambul.

Der zweite Mahmud wüthete, und Conſtantinopels roher Pöbel mißhandelte die in der Hauptſtadt wohnenden unglücklichen Griechen bekanntlich auf die grauſamſte und ungerechteſte Weiſe, ein Anblick, der für unſern Tertullian ſchrecklich und empörend war, und dennoch mußte er ſich wohl hüten, Antheil an dem traurigen Schickſale dieſer ſeiner Landsleute gewahren zu laſſen.

Nachdem der Sultan etwas ruhiger geworden war, ſchien er auf Mittel bedacht, ſchnell eine Empörung zu dämpfen, an deren wirkliches und ſo ſchnelles Ausbrechen er nie geglaubt haben mochte. Unter andern erhielt der alte würdige Patriarch der Griechen Befehl, ſeinen Bannfluch gegen die Inſurgenten zu ſchleudern, und ſie zur augenblicklichen Rückkehr zu ihrer Pflicht, angelegentlichſt zu ermahnen.

Der weiſe Timotheus hielt es für das Wohl der großen Sache ſeines Volkes erſprießlich, für ſeine eigene Perſon, ſo lange als nur immer möglich, der Pforte ſcheinbar ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit zu zeigen, und es nahm der heilige Mann um ſo weniger Anſtand, das von ihm erheiſchte Anathema auszuſprechen, da er recht gut wußte, es würden die Seinigen darauf wenig achten.

Schon ließ die Willfährigkeit, welche der Patriarch bei dieſer Gelegenheit an den Tag gelegt hatte, den Sultan an ihm beinahe irre werden, als ein conſtantinopolitaniſcher Grieche, den Timotheus ſeit längerer Zeit mit geheimen Botſchaften nach dem Peloponnes und in andere Theile des helleniſchen Feſtlandes geſendet hatte, nachdem er gerade wieder mit wichtigen Depeſchen dahin abgehen ſollte, die Schändlichkeit beging, ſchnöden Gewinnes halber, den er hoffen durfte, ſein Volk und deſſelben höchſten Prieſter zu verrathen. Der Elende lieferte die vom Patriarchen erhaltenen Papiere dem Sultan ein, und klar ging aus denſelben das Einverſtändniß des heiligen Mannes mit den Aufrührern hervor; glücklicherweiſe aber war dieſesmal unſeres Tertullian in den Briefen gar nicht erwähnt.

Zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde befahl Mahmud den Aga Ali zu rufen. Gleich als er den Befehl zum Sultan zu kommen erhielt, ahnete unſerm Helden Schlimmes, nichts deſtoweniger mußte er ſchnell gehorchen.

Der grauſe Despot ruhte wie gewöhnlich auf ſeinen Polſtern, als Tertullian in's Gemach trat, die erwähnten unſeligen Papiere lagen vor ihm. Unſer Held konnte ſich eines geheimen Schauers nicht erwehren, als er den Tyrannen erblickte. Verhaltene Wuth verzerrte krampfhaft des Sultans Züge, und aus ſeinem großen ſchwarzen Auge blitzten die Glut des höchſten Zornes und Rachedurſt.

„Lies!“ ſprach Mahmud mit furchtbarer und ſchneidender Kälte, indem er dem Prinzen die Papiere reichte, und denſelben mißtrauiſch und ſcharf fixirte.

Kaum nur einen Blick hatte Tertullian in die Briefe geworfen, da enthüllte ſich ihm ſchon das Entſetzliche. Der Patriarch, der theure, geliebte Oheim, war verrathen; ſein Untergang ſchien unvermeidlich. Des Prinzen Hände bebten, doch ſchnell durchſchaute der ſinnige junge Mann, wie kritiſch der Moment ſei — und daß nur die höchſte Faſſung, wenn Rettung anders möglich, ſie erzielen dürfte. Mit ſcheinbar großer Ruhe gab er dem Sultan die Papiere zurück, indem er mit ziemlich feſter Stimme ſprach:

„König der Könige, Herrſcher der Welten — es liefern dieſe Briefſchaften den triftigſten Belag deiner nicht zu hintergehenden Weisheit und des himmliſchen Scharfblickes, welche Allah dir, ſeinem ausgezeichnetſten Lieblinge, verlieh. Stets hielteſt du dieſen Pfaffen für einen verrätheriſchen Hund — und hier die Beweiſe, wie treffend dein Urtheil war; nur flehe ich, dein treu ergebenſter Knecht, ehrfurchtsvoll, mir nicht zuzurechnen die Sünden der Meinigen, deren ich mich ſchäme, und von denen ich mich längſt losgeſagt habe.“

Wohl geſprochen, Ali! erwiederte der Sultan, indem er voll ſtolzer Majeſtät ſich erhob, fern bleibe es von Mahmud, treue Diener zu verkennen, und zum Beweiſe, daß ich dir keineswegs mißtraue, ertheile ich dir ſelbſt hiermit den Befehl, zur Stelle das Haupt des verrätheriſchen Hundes zu holen, und an den Stufen meines Thrones daſſelbe niederzulegen.

Noch einen durchdringenden Blick warf der furchtbare Despot auf den Prinzen, dann kehrte er ihm, ohne deſſen Antwort abzuwarten, den Rücken.

Wie vom Donner gerührt ſtand Sarvathy lange bewegungslos, und er war vorerſt nicht im Stande, einen zuſammenhängenden Gedanken feſt zu halten. Ein Geräuſch erweckte den Beklagungswerthen endlich aus dieſem Zuſtande; er ſchlug die Augen zur Höhe, und erblickte zwei rieſenmäßige häßliche Mohren, von denen der eine die furchtbare rothe Schnur, der andere aber ein großes blinkendes Meſſer und einen Scharlachteppich in den Händen hielt. Wie Auswürflinge der Hölle ſtellten dem unglücklichen Prinzen ſich die ſcheußlichen Geſtalten dar, die widerlich grinzend ihm zu folgen winkten. Halb bewußtlos mit unnennbaren Gefühlen im Buſen verließ Tertullian in Mitte der Mohren nach einer langen ſchrecklichen Pauſe endlich den kaiſerlichen Pallaſt. Der Prinz wurde von ſeinen Begleitern nach dem Kanale geleitet, wo ihn eine große mit vielen Janitſcharen bemannte kaiſerliche Gondel erwartete, welche man ſofort beſtieg. Das Fahrzeug ruderte nach Bujukdere, und bald genug war das Kiosk des griechiſchen Patriarchen erreicht.

Unterweges ſammelte ſich Tertullian ſo gut er es vermochte; was er eigentlich beginnen wollte, darüber war er nicht mit ſich einig — allein er wollte den theuren Oheim zu retten verſuchen, oder ſterben.

Nachdem man an's Land geſtiegen war, umringten die Janitſcharen das Kiosk des Patriarchen, und mit wankenden Schritten trat der Prinz in das Haus, die häßlichen Mohren aber folgten ihm auf dem Fuße nach.

Mit einem ſtreng gebietenden Winke deutete Tertullian den ſchwarzen Sklaven an, in der Vorhalle zu harren, indem er ſelbſt in des Oheims Wohngemach trat, begleitet von deſſen treuem Diakonus, den der Schreck ſprachlos gemacht hatte.

Timotheus, der ehrwürdige greiſe hohe Prieſter, lag gerade vor dem Bilde des Gekreuzigten auf den Knieen, andächtig und tief das kahle Haupt beugend; er winkte den Eingetretenen mit der Hand, und erſt nachdem er ſein Abendgebet vollbracht, erhob er ſich, den geliebten Neffen zu empfangen.

Nur einen Blick hatte der vielerfahrne Mann auf Tertullian, und einen zweiten auf ſeinen bleichen und zitternden Diakonus geworfen, da gewahrte er gleich, es müſſe Ungewöhnliches geſchehen ſein, und mit jener hohen Seelenruhe, der ihn kein Weltereigniß entrücken konnte, fragte der Patriarch:

„Kinder! was bewegt Euch ſo ſehr? — entdeckt es mir ohne Umſchweiſe, und wäre es ſelbſt das Schrecklichſte, ich würde vermögen, unerſchüttert daſſelbe zu hören?"

Der Prinz weinte Thränen, welche fürwahr ihn als Mann nicht ſchändeten, laut aber ſchluchzte der Diakonus.

Nachdem Timotheus mehr und mehr in den Neffen drang, erwiederte dieſer endlich ſtockend: „Ihr ſeid verrathen — Euer Kiosk iſt von Wachen umringt — mir,

mir Unſeligen ertheilte der grauſe Tyrann den Befehl, Euer Haupt — " weiter vermochte Tertullian nicht zu ſprechen, es erſtickten neuerdings Thränen ſeine Stimme.

Lächelnd hatte der greiſe Prieſter die Schreckenspoſt vernommen, dann aber ſchien ſein Auge ſich zu verklären, und die Hände faltend ſprach er langſam und feierlich:

„Herr! gelobt und gebenedeiet ſei dein Wille — empfange meinen Dank, o Gott! daß du mich elenden Sünder würdigen willſt, glorreich aufgenommen zu werden in dein Reich, und in die Reihe der heiligen Martyrer."

Wie, Oheim! rief der Prinz hier aus, und Ihr glaubt, ich vermöchte in der That Euer theures Blut zu vergießen? — mein gutes Schwert will ich ziehen, Euch leiten durch die Knechte des Tyrannen, meine Bruſt ſei Euer Schild, und kann ich Euch nicht retten, ſo will ich wenigſtens rühmlich mit Euch fallen.

Voll ſanften Ernſtes antwortete der Patriarch: „Keine Unbeſonnenheit — Neffe! dein geſunder Verſtand muß dir ſagen, daß hier an keine Rettung zu denken iſt; fruchtlos und thörichterweiſe würdeſt du dein Leben opfern, das nicht dein, ſondern Gott und der großen Sache deines Volkes angehört, für welche du nun kräftig zu wirken vermagſt. Im Namen des Allerhöchſten und unſerer heiligen Religion gebiete ich dir hiermit zu thun, wie der Tyrann, den Gottes Hand früh genug erreichen wird, dir geboten, und glaube mir, wie der liebende Bräutigam nach ſeinem Hochzeitstage, ſo habe ich nach dieſer Stunde mich geſehnt; denn wohl hatte der weiſe Muſonius Recht: wer jeden Tag ſo verlebt, als ob er ſchon der letzte ſeines Daſeins wäre, brauchſt ihn nicht zu fürchten den Tod, dieſen freundlichen Vermittler aller Leiden hienieden.

Alle Einwürfe, welche Tertullian noch wagte, wurden von dem hohen Prieſter mit ruhiger Umſicht widerlegt, und es mußte ſich der unglückliche Prinz dem Willen des greiſen Oheims, des Oberhauptes ſeiner Kirche, fügen; was unſer Held dabei leiden mochte, werden gefühlvolle Leſer leicht ermeſſen.

Ein kurzes Gebet voll Inbrunſt hatte der Patriarch noch verrichtet, und nachdem er den Neffen und den Diakonus geſegnet, ſprach er lachend zu jenem: „Halte mich nicht länger zurück von der vorhabenden Reiſe, vollziehe männlich, was einmal nicht zu ändern bleibt.“

Von wilder Verzweiflung getrieben ſtieß der Prinz die Thür des Gemaches auf, die Mohren ſtürzten herzu, warfen ſich auf den heiligen Greis, ſchlangen die Schnur um ſeinen Hals, ſtemmten die Knieen gegen ſeine Bruſt — und Tertullian mußte die ſchauerliche Scene anſehen; das Stöhnen des Oheims zerſchnitt ſein Herz, doch bald hatte der Patriarch ausgelitten, und vor Schmerz glaubte ſein armer Neffe vergehen zu müſſen.

Der eine Mohr warf ſich auf die noch warme Leiche und trennte ſchnell mit ſeinem graulichen Meſſer das kahle ehrwürdige Haupt vom Rumpfe; in demſelben Augenblicke drangen die Janitſcharen wild jubelnd in's Gemach, ſchlugen alle Geräthſchaften entzwei und ſtahlen, was zu ſtehlen war.

Das Haupt des Patriarchen wurde in den mitgebrachten Teppich gehüllt, dann bewegte ſich der Zug nach der Gondel zurück, nachdem die rohen Janitſcharen zuvor noch das einſam ſtehende Kiosk des ermordeten hohen Prieſters der Griechen an allen vier Ecken angezündet hatten.

Tertullian war in eine wohlthätige Geiſteslethargie verſunken, er bemerkte nun von Allem, was um ihn her vorging, nicht viel mehr denn nichts.

VIII.

Ne utile quidem est scire quid futurum sit.

Cicero.

(Erſprießlich wäre es wahrlich nicht, zu wiſſen, was die Zukunft bringt.)

Finſter und ſtürmiſch war die Nacht. Der Prinz ſaß im Vordertheile der Gondel, der Teppich mit dem Haupte des geliebten Oheims ruhte in ſeinem Schooße, der Ruderſchlag und der brüllende Geſang der Janitſcharen ließen ſein lautes Schluchzen nicht vernehmen, wohlthätig aber wurde ihm das nunmehrige häufige Strömen ſeiner Thränen.

Einen graulich ſchönern Anblick in der ſchwarzen Ferne gewährte das hell lodernde Kiosk des Patriarchen, je mehr es ſich allmählig im Hintergrunde verlor.

Erſt als der Morgen graute, erreichte man die Hauptſtadt wieder, und nachdem Tertullian nur einige Stunden, wenn gleich höchſt unruhig geſchlummert hatte, warf er ſich in den Palankin, um ſich zum Sultan tragen zu laſſen.

In der Vorhalle des kaiſerlichen Palaſtes enthüllte unſer Held das Haupt des beweinten Oheims; nur wenig unverwandelt ſtellten des Geſichtes liebe Züge ſich dar, und der Mund ſchien ſogar zu lächeln. Voll Wehmuth und Rührung küßte der Prinz noch einmal das theure Haupt, noch einmal benetzte er es mit ſeinen Thränen; dann aber ſtrebte Tertullian nach männlicher Faſſung, indem er ſich bei dem Sultan melden ließ. Schnell wurde unſer Hellene vorgelaſſen; er beugte auf die gewöhnliche Weiſe vor dem Tyrannen die Knie, und legte ſchweigend des Patriarchen Haupt zu deſſen Füßen.

Lange ließ Mahmud wieder den durchdringenden Falkenblick auf dem Prinzen ruhen, dann ſprach er ſo ſanft, als es ihm überhaupt möglich war:

„Ali! ich habe deine Treue auf eine neue, und ich geſtehe es, auf eine harte Probe geſetzt, doch brav haſt du ſie beſtanden. Leugne nicht, junger Mann! daß es dir ſchwer wurde, das Blut deines Geſchlechts zu vergießen, die Bläſſe deiner Wangen, dein ſtierer Blick, dein ganzes ziemlich zerrüttetes Weſen würde dich Lügen ſtrafen; ſchäme dich auch nicht eines Gefühles, welches die Natur ſelbſt in uns gelegt hat, und welches gänzlich zu überwinden nur dem erprobten Helden kaum gelingen will, deſſen Bruſt ſich bereits in Stahl umwandelte. Völlig bin ich nun überzeugt, auf deine Treue bauen zu können, erwarte glänzenden Lohn — doch jetzt, mein braver Aga! gehe dich auszuruhen und zu erholen, beſiege mit Mannesſinn ſchwarze Schreckensbilder, welche dein heißes Blut und deine lebhafte Phantaſie dir vielleicht vor die Seele ſtellen dürften.“

Ungemein gnädig ſah ſich Tertullian entlaſſen, und nach dem ſo eben gezeichneten Zuge dürfte neuerdings ſchwer in Abrede zu ſtellen ſein, daß dem zweiten Mahmud Menſchenkenntniß und Scharfblick beiwohnen.

Nach Verlauf einiger Tage wurde Ali Aga zum Defterdar Paſcha*) ernannt, doch blieb der Sultan bei dieſem großen Beweiſe ſeiner Gnade gegen den helleniſchen Renegaten nicht ſtehen, nein, dem Prinzen wurde die höchſte Ehre, Mahmuds vierzehn jährige Tochter Fatime ſeine Gattin nennen zu dürfen.

---

*) So wird an der Pforte der Verwalter des öffentlichen Schatzes genannt.

„Man könnte dieſe ſogenannte höchſte Ehre, eine ganz verzweifelt theure nennen, denn wer eine Gattin aus des Sultans Geſchlecht erhält, muß an den Regenten ſowohl, als an die hohen und niedern Beamten des Serails Geſchenke von wenigſtens zehnmal höherm Werthe ſenden, als erheiſcht werden, wenn man nur ein gewöhnliches Kebsweib des Despoten erhält. Indeſſen konnte ſich in dieſem Falle Tertullian die Sache gefallen laſſen, indem bei der elenden Kontrolle der höchſten Staatsbeamten, welche in der Türkei kaum noch Statt findet, die neue Charge ihm eine reichliche und unverſiegbare Quelle eröffnete, ſeinen Schaden hundertfach einzubringen, und wenn Tertullian eben nicht geneigt war, das neue Amt mit allzu großer Gewiſſenhaftigkeit zu verwalten, ſo bleibt er zu entſchuldigen; denn waren es doch nur ſeine größten heimlichen Feinde, deren intenſive Kraft er ſchwächte, wenn ihnen bedeutende baare Summen entzogen wurden.

Fatime, unſeres Helden neue vornehme Gattin, ſtellte ſich ſowohl in phyſiſcher, als in pſychiſcher Hinſicht als ein höchſt unbedeutendes Weſen dar. Der Prinzeſſin Geſtalt war klein und ſchmächtig, ihr Geſicht zeigte gewöhnliche, nichtsſagende Züge, und eine große Doſis Phlegma wohnte ohnedieß noch dem Dämchen bei, welches Zweidrittheile ſeines Daſeins verſchlief, und den Reſt deſſelben damit ausfüllte, daß es auf weichen Polſtern ruhend con amore, aber ſonder groſſe Grazie dabei zu entwickeln, ſein Pfeifchen ſchmauchte.

Nun, den Prinzen hätte Fatimes Individualität auch ſicher unangeregt gelaſſen, und hätte ſie hinſichtlich anmuthiger Liebreize jenen Houris des Mahomedaniſchen Elyſiums den Rang ſtreitig zu machen vermocht. Der Defterdare

Paſcha ließ die Gemahlin aus kaiſerlichem Stamme ohne weitere Umſtände zu den übrigen Weibern in ſeinen Harem ſperren, und die einzige Auszeichnung, welche Fatime dort genoß, beſtand darin, daß ihr Tertullian eine Art eigenen Hofſtaates zur Bedienung anordnete; damit war die Dame auch wohl zufrieden, hatte ſie doch nie andere Lebensgenüſſe im Serail ſelbſt ahnen oder kennen lernen.

Von dieſem Zeitpunkte an wurde unſer Held erſt im ganzen und eigentlichſten Sinne des Wortes Mahmuds Vertrauter und Günſtling. Der Sultan zeigte ſich weniger verſchloſſen als ſonſt; ſein Defterdar Paſcha wußte ſich ihm mehr und mehr unentbehrlich zu machen, und durfte endlich ſogar den Gebieter in den Divan begleiten.

Dieſer höchſte Staatsrath der Türken verſammelt ſich jetzt gewöhnlich in einem großen Saale des Pallaſtes zu Scutari; und nur ſelten präſidirt der Sultan in demſelben perſönlich. Dagegen aber iſt in dem Saale eine mit Seidengardinen dicht verhängte Loge angebracht, aus welcher der Regent, ohne geſehen zu werden, alle Verhandlungen des Staatsrathes, ein ſtummer Zeuge, mit anhören kann und nie wird den Mitgliedern des Divans bekannt, ob der Herrſcher in der That gegenwärtig geweſen oder nicht. Nun, es kann eine ſolche Vorkehrung gerade nicht getadelt werden.

Häufiger denn jemals beſuchte Mahmud ſeit dem Ausbruche der griechiſchen Empörung, ſeine myſtiſche Loge, und beinahe ſtets begleitete Ali Paſcha ihn dahin.

Des Divans Verhandlungen geſtalteten ſich nun immer wichtiger und intereſſanter, und des Prinzen Gegenwart hatte unzuberechnende Vortheile für die Sache der Griechen zur Folge; denn vermittelſt ihrer geheimen Emiſſäre wurden ſie durch Tertullian immer ſchon lange zuvor von den Beſchlüſſen des feindlichen Kabinettes in Kenntniß geſetzt, ehe dieſe Beſchlüſſe noch zur Ausführung gediehen, indem bekanntlich eine etwas ſchläfrige und langweilige Expedition die politiſche Procedur der Pforte charakteriſirt. Anderwärts aber mußte unſer Held durch ſeine hohe Staatswürde und wohl berechnete Schlauheit auf den Divan und den Sultan einen Impuls zu üben, der den Seinigen ſtets wohlthätig wurde. Bei dem Allen vergaß der Defterdar Paſcha auch keinesweges ſeine Säckel zu füllen, denn Geld that gar ſehr Noth, die große gute Sache zu unterſtützen.

Einige Monate waren in dieſer Art verſtrichen; der Prinz hatte in der Eigenſchaft eines Verwalters des öffentlichen

Schatzes, bereits bedeutende Schätze geſammelt, welche er glücklich genug zu verheimlichen wußte, ſein Anſehen hatte eher gewonnen, als verloren; allein nichts deſto weniger blieb Tertullians ſehnlichſter Wunſch, mit ſeinem Golde, je eher je lieber, nach der geliebten Heimath zu entfliehen.

Höchſt natürlich war ein ſolcher heißer Wunſch des Hellenen motivirt. Er brannte vor Begierde, thätigen Antheil zu nehmen an dem großen heiligen Kampfe, und im Blute der barbariſchen Unterdrücker den Tod des theuren Oheims und die Schmach der Seinen überhaupt zu ſühnen; ſtündlich mußte er auch vor Entdeckung zittern, die ein verrätheriſcher Zufall eben ſo gut wie bei'm Patriarchen plötzlich herbeiführen konnte, und dann erwarteten ihn Mahmuds ſchreckliche Rache, und der ſchmählichſte Tod. Mehr aber noch als alle dieſe Rückſichten zog den Prinzen ſein Herz nach Maina hin; vergebens ſuchte er ſeine ſiedende Sehnſucht zu beſiegen, zu lebhaft herrſchte das Andenken an die hehre Jungfrau, an die angebetete Theodora, in ſeinem Buſen; keine Nachrichten aus Marathoniſi gelangten zu ihm, und bange Ahnungen umfingen den armen Hellenen.

Fruchtlos ſtrengte unſer Held nichts deſtoweniger alle Kräfte ſeines Geiſtes an, Mittel aufzuſinden, durch deren Hülfe er mit Sicherheit hätte hoffen dürfen, aus Stambul zu entkommen.

Mit ungemeiner Vorſicht bewachten die Türken alle fremde und ſelbſt ihre eigenen Schiffe im Hafen, Britanniens Flagge allein, wenn ihre Aechtheit erwieſen war, wurde durch jenes läſtige Mißtrauen weniger gefährdet; Albions Söhne allein ſtellten ſich bis jetzt als gar aufrichtige

Freunde und Aliirte der Pforte dar, nicht durfte ein hoher türkiſcher Staatsbeamte, der auf Verrath ſann, ſo leicht hoffen, einen engliſchen Schiffskapitain zu gewinnen, und ſchon ein leiſer Verſuch konnte ins Verderben führen.

Dringender wurden bald Tertullians Verlegenheit und Gefahr. Dem Neide und der Kabale der Höflinge war es endlich doch gelungen, dem Sultan neuerdings Mißtrauen in die Treue ſeines Defterdar Paſcha, des mainotiſchen Renegaten, zu erwecken. Der zweite Mahmud richtete ſeltſame Blicke auf den Prinzen, weniger häufig ſah ſich dieſer nach Hofe berufen, und jeder ſeiner Schritte wurde bewacht. Hinſichtlich ſeiner Amtsführung war Ali Paſchas Bewußtſein freilich nicht unbelaſtet; wie leicht konnte ein Vorwand, ihn zu ſtürzen, unter dieſen Umſtänden aufgefunden werden, und der

Hellene achtete ſich bereits für nicht viel beſſer, als verloren.

Dumpf vor ſich hinbrütend und nach Rettungsmitteln grübelnd, ſaß unſer Held eines Abends in ſeinem Gemache, als ſein treuer tſchinganehſiſcher Diener haſtig hereinſtürzte.

Freude leuchtete aus des ehrlichen Ambroſios heiterm Auge, und fröhlich rief er dem Prinzen entgegen: „Muth, beſter Herr! Hoffnung winkt; meine gute, alte Mutter, Tull-Deta, iſt hier, ſie verſpricht uns Hülfe.“

Tertullian ſprang von ſeinem Sitz auf, indem er voll Erſtaunen fragte: Wie — wäre es möglich, Tull-Deta wirklich hier? wo, wann ſahſt du ſie? —

„Ich begegnete der Mutter, erwiederte der Tſchinganehſe, in Blacquernes *);

---

*) Ein abgelegener Stadtbezirk zu Conſtantinopel wird ſo genannt.

vor Ueberraſchung und Freude ſchrie ich laut auf; Deta aber, welche mich ſogleich erkannte, raunte mir bloß in die Ohren: Sage dem Prinzen, er möge mich gegen Mitternacht in ſeinem Pallaſte erwarten, ich nahe eine Retterin in der Noth.“

Gott ſendet mir die Räthſelhafte, rief unſer Held lebhaft aus, ja wohl thut uns Allen Rettung Noth.

Langſam verſtrichen unſerm Helden die Stunden, und die zwölfte der finſtern Nacht brachte in der That die erſehnte Zigeunerin zu ihm ins Gemach.

Freudig umarmte der Prinz die Alte, indem er ſie mit hundert Fragen in einem Odem beſtürmte. Tull-Deta fiel ihm endlich in die Rede, ſprechend: Ruhig, Sarvathy! koſtbar ſind die Minuten und in möglichſter Kürze werde ich Euch das Nöthigſte mittheilen; hört! — Der Gott meiner Väter ließ mich in Dreſden von meiner Krankheit glücklich geneſen, ich kehrte in die Heimath zurück und fand meine Theodora als Fürſtin, fand, daß Ihr, Tertullian! Euer Wort ehrlich gelöſt habt. Hellas iſt erwacht, hu! luſtig geht ſchon der Tanz, die Tyrannenknechte werden geſchlachtet, wie Fliegen fallen ſie auf Morea, und wohl noch viel beſſer ſoll es gehen mit des Himmels Hülfe. Ein kräftig Heer rüſten unſere Mainoten aus, der tapfere deutſche Ritter, den ihr mitgebracht, erwirbt ſich um daſſelbe große Verdienſte; doch auch Ihr, Sarvathy! ſollt eine Führerſtelle übernehmen, Euer Schwert ziehen im heiligen Kampfe, und in die Heimath Euch abzuholen, bin ich hier."

Ach, gute Oeta! ſprach der Prinz traurig, in einem Fuchsbau liege ich hier eingeſchloſſen, draußen lauert der Jäger, und ihm zu entkommen gilt kein Kinderſpiel.

„Aber bei'm Styx *), rief die Zigeunerin unmuthig aus, ſo laßt mich doch vollenden. Wir haben, wie Euch bekannt, in Stambul gute Kundſchafter, Eure mißliche Lage dahier iſt dort kein Geheimniß geblieben. Wahrhaft, Tertullian! Ihr habt männlich brav gethan in dieſem Hauptneſte der Barbareien, ein wackerer junger Meiſter die Tyrannen überliſtet, wie denkt Ihr von den Eurigen? — an uns war es, dankbarlich auf nicht gewöhnlichem Wege denjenigen zu retten zu ſuchen, der tauſendmal ſein Leben gewagt und ſeinem Volke ſo große Dinge erwieſen hat.

---

*) Dieſer Fluß entſpringt im Peloponnes auf der Spitze des Berges Cyllene in der Region der Wolken; er wird zuweilen auch Mavronero (Schwarzwaſſer) genannt, und das Wort: bei'm Styx iſt bis heutigen Tages ein gewöhnlicher Fluch des gemeinen Moreaiten geblieben.

Die ſich bildende Flotte der Griechen hatte kürzlich eine kleine engliſche Fregatte aufgebracht; ſie war nach Stambul beſtimmt, und beim Kapitain fand man Depeſchen an den Großſultan. Ein wohl durchſonnener Plan wurde ausgeführt. Es fand ſich in Maina ein viel erfahrener treuer Burſche, der lange auf der engliſchen Flotte gedient und hinlänglich ihrer Sprache und der Seefahrt kundig befunden wurde. Dieſer Mainote mußte die Rolle des gefangenen engliſchen Kapitains übernehmen, daß Fahrzeug wurde von vertrauten Leuten aus unſerer Mitte bemannt, ich ging mit an Bord, und glücklich erreichten wir vor wenigen Tagen den Hafen. Gut ſpielte der verkappte Kapitain ſeine Rolle, er gab ſeine Depeſchen ab, wurde von Mahmud verbindlich aufgenommen und ſchnell expedirt. Wir haben bereits Antwort auf die übergebenen Depeſchen, Niemand ſchöpfte Verdacht, morgen lichten wir die Anker, Ihr beſteigt zur Stelle heimlich unſer Schiff, und glücklich hoffen wir Euch zu entführen. Um keinen Verdacht zu erwecken, ſo ſchloß die kluge, ſeltſame Alte ihre Rede, mochte ich nicht eher zu Euch kommen, als bis alles erſt dahin gediehen war.“

Ungemein überraſcht war der Prinz, doch die Tſchinganehſin ließ ihm nun keine Zeit, über das Gehörte Reflexionen anzuſtellen: „Alles, rief ſie aus, hängt an der ſchnellen Benutzung des Augenblickes, finſter und pechſchwarz iſt die Nacht, alle Anſtalten ſind getroffen, fort, fort an Bord — doch nur Nothwendiges und wenig könnt Ihr mit Euch nehmen.“

Sogleich wurde nun zum Werk geſchritten. Tertullian ſuchte unter allerlei Vorwand ſeine türkiſche Dienerſchaft, welche noch nicht ſchlief, zu entfernen, unten auf der Straße harrten bereits ein Paar

Matroſen vom Schiffe der Mainoten, mit deren Hülfe Ambroſio einige mit Geld gefüllte Kiſten an Bord ſchaffte. Der Prinz war großmüthig genug, die hochſchwangere Gräfin Pinuccini und ihren elenden Galant, den Baron Terſchburg, nicht im Stiche laſſen zu wollen, beide wurden ebenfalls nebſt Fatime, des Sultans Tochter, unſeres Helden ſogenannte Gemalin, nach dem Fahrzeuge gebracht und mit ihnen ſchifften ſich Sarvathy, Tull-Deta und ihr Sohn Ambroſio glücklich und unbemerkt ein.

Bald darauf graute der Morgen, man lichtete die Anker, der Wind war günſtig, und mit hoch geſchwollenen Segeln hatte man bald genug den Hafen im Rücken.

Zeitig mußte man indeſſen des Prinzen Flucht in Stambul gewahr geworden ſein, irgend ein Umſtand die Muſelmannen mit der Art bekannt gemacht haben, in welcher ihm gelungen ſei zu entkommen; denn nachdem die mainotiſchen Seefahrer kaum aus dem **Bosphorus** gelaufen waren, erblickten ſie drei türkiſche **Caravellen**, die hinter ihnen mit angeſtrengter Kraft ſegelten und unverkennbar ſie einzuholen ſtrebten. Allein einmal hatten die kühnen Mainoten ſchon einen zu bedeutenden Vorſprung gewonnen, und dann ſegelte das engliſche Schiff auch bei weitem leichter als die mahomedaniſchen Fahrzeuge, daher man auf dem weiten Meere jene bald weit hinter ſich ließ und endlich ganz aus dem Geſichte verlor.

Alle Gefahr war vorerſt entſchwunden, man jubelte und ſchöpfte aus voller Bruſt Odem, nur **Fatime**, welche gar nicht zu begreifen vermochte, was dieſes Alles zu bedeuten hatte, zeigte ſich unruhig; doch gelang es dem Prinzen leicht, ſie einigermaßen zu beruhigen, worauf die geiſtesſchwache Mahomedanerin mit ziemlicher Gleichgültigkeit auf dem Verdecke ein Pfeifchen anbrannte, ohne ſich viel um das zu bekümmern, was um und neben ihr vorging.

Wie ein Traum ſtellte ſich die nächſte Vergangenheit unſerm Helden dar, doch allmählig lernte er das Glück ſeiner ſchnellen Rettung begreifen, und neuerdings drang er nun mit Fragen auf die Zigeunerin ein.

Tull-Oeta aber war nur erſt vor kurzem aus Deutſchland zurückgekehrt, und wußte lediglich zu berichten, daß ſie die Fürſtin Theodora, den Fürſten Baſilius mit ſeiner Familie und den deutſchen Freiherrn auf Maina ſämmtlich geſund und wohlbehalten verlaſſen habe.

Bei gutem Wind und Wetter durchſchiffte man leicht und ſchnell das ägäiſche Meer, als man aber bereits gleich dünnen Wolken am fernen Horizont die Küſte von

Morea erblickte, trübte ſich plötzlich der Aether, die See nahm eine ſchwarzgraue Farbe an, und alle gewöhnliche Vorboten eines heftigen Sturmes ſtellten ſich ein.

Die Mienen der mainotiſchen Schiffsleute machten ſich um ſo bedenklicher, je näher man bereits an der Küſte ſich befand, Tull-Deta aber, welche ſich bisher ſehr ruhig verhalten hatte, ſchien plötzlich wieder einem Anfalle des ehemaligen Wahnſinnes unterworfen. Mit aufgelöſten Haaren und furchtbar funkelnden Augen, in Mitte des Verdeckes ſtehend, verkündigte die Alte Unglück, und ihr gellendes Wehe, welches ſie in das Brauſen des ſich erhebenden Windes hineinrief, erſchütterte die ganze Geſellſchaft und erfüllte die Seelen der abergläubiſchen mainotiſchen Matroſen mit Kleinmuth und Furcht.

In der That geſtaltete ſich der Sturm ungemein ſchrecklich; die finſterſte Nacht brach ein, und der wüthende Wind trieb das Schiff gerade der Küſte zu, was um ſo mißlicher war, da die Küſten des Peloponnes mit lauter ſchroffen Felſenklippen bedeckt, auch an denſelben keine Leuchtthürme zu finden ſind.

Nichts blieb den Bedrängten übrig, als blindlings ſich dem Zufalle zu überlaſſen, der indeſſen für dieſesmal grauſam genug waltete.

Kurz vor Tagesanbruch lief das Fahrzeug der Mainoten mit großer Heftigkeit an einer Klippe auf; im Nu war der Raum des Schiffes mit Waſſer erfüllt. Zwar glückte es noch, das Boot auszuſetzen, und ſchleunig ſprangen die Seefahrer in daſſelbe, allein der tobende Sturm warf dieſes leichte Fahrzeug ſogleich um.

Man war dem Lande ſehr nahe; der Prinz, Tull-Oeta und die Mainoten alle erreichten daſſelbe glücklich durch Schwimmen und der wackere Ambroſio hatte Fatime, des zweiten Mahmuds Tochter, gerettet, die Gräſin Pinuccini und der Baron Terſchburg aber hatten in der See ihr naſſes Grab gefunden, welche auch Tertullians Goldkiſten nebſt der ganzen Habe der Geſellſchaft verſchlungen.

Wer vermöchte der Wuth der Elemente zu widerſtreben, man mußte ſich dem Schickſale fügen, noch danken, daß man das Leben erhalten hatte.

Im Süden der Halbinſel hatten unſere unglücklichen Reiſenden Schiffbruch gelitten, und nach einer dreiſtündigen Anſtrengung vermochte man das mainotiſche Gebiet zu erreichen. Dort angelangt wurde der Prinz leicht von den Eingeborenen erkannt; allein Alles floh vor der unglücklichen Caravane, die Fliehenden zerriſſen ihre Kleider, und ein ſchauerliches Wehe tönte den Schiffbrüchigen allerwärts entgegen, in welches die wahnwitzige Tſchinganehſin mit ihrem gellenden Organe grauſig einſtimmte.

Ungemein bange Ahnungen umfingen den Prinzen; ſich für den Augenblick nicht mehr um ſeine Begleiter bekümmernd, eilte er raſchen Schrittes vorauf und erreichte endlich gegen Abend Marathoniſi und den väterlichen Pallaſt.

O Himmel! welche Schreckniſſe erwarteten den über alle Maßen unglücklichen Tertullian — doch wir wollen in Ordnung dieſelben unſern Leſern vortragen.

Mächtiglich rüſtete man ſich auf Maina, wie früher ſchon erwähnt wurde, Theil zu nehmen, an dem beginnenden großen Völkerkampfe für Freiheit, Religion und Selbſtſtändigkeit der Hellenen. Die Männer alle und ſelbſt zarte Jünglinge griffen zu den Waffen, eine zahlreiche Reiterei aber organiſirte, wie ſchon erwähnt worden, der Freiherr von Maltiz: nur Tertullians Rückkunft wollte man noch abwarten, dann ſchnell das vaterländiſche Heer zuſammen rufen, um mit demſelben aus den Gebirgen zu brechen und mit den übrigen Griechen gemeinſchaftlich das türkiſche Joch im Peloponnes zu brechen.

Von dieſen Anſtalten und Plänen wurde Aladin, Paſcha von drei Roßſchweifen und türkiſcher Gouverneur von ganz Morea, welcher in der befeſtigten Hauptſtadt Tripolitza reſidirt, unterrichtet.

Aladin kannte gar wohl den beharrlichen Muth und kriegeriſchen Geiſt der Mainotten; im Rücken hart von ihnen bedroht, wollte er durch einen Gewaltſtreich verſuchen der großen Gefahr zuvorzukommen, und ein Nachtmarſch führte ihn mit einem bedeutenden Theil der zahlreichen

Garniſon Tripolitzas über den Taygetus.

Auf Maina verſah man ſich bei den obwaltenden Umſtänden, indem nämlich bereits in jedem Winkel des Peloponnes der Aufſtand ausgebrochen war, nichts weniger, als eines ſolchen tollkühnen Ueberfalles von feindlicher Seite, auf den man keineswegs vorbereitet war.

Nicht verſammelt war die Macht der Mainoten, Aladin fand wenig Widerſtand, ein paniſcher Schrecken ging vor ihm her, die Türken plünderten, ſchändeten und verheerten das Gebirgsländchen in einer ungemein barbariſchen Weiſe und drangen raſch vorwärts.

Zeitig genug gelangte die Schreckenspoſt nach Marathoniſi. Fürſt Baſilius ſammelte, ſchnell gefaßt, ſo viele ſtreitfähige Männer, als der dringende Augenblick nur erlaubte, und war entſchloſſen, mit diesem, in der Eile zuſammengerafften Trupp, allein dem ſiegreichen **Aladin** entgegen zu gehen, um ihm die Spitze zu bieten.

Die jungfräuliche edle Fürſtin **Theodora**, **Zanetachi Kutupharis** hochſinnige Tochter, wollte das kleine Heer, der Patrioten begleiten, um durch ihre Gegenwart den Heldenſinn der Krieger noch mehr zu begeiſtern, und ob man ſchon dringend dieſen kühnen Schritt widerrieth, ſo beharrte ſie nichts deſtoweniger auf der Ausführung ihres hehren Entſchluſſes.

Der Freiherr von **Maltitz** war gerade abweſend, ſeine neu organiſirte Reiterei zu muſtern, und es blieben demnach die holde **Sophia**, des Beys fürſtliche Tochter, und ihr Bruder **Nikodemus** allein und nicht ſonder große Herzensangſt im väterlichen Pallaſte zu **Marathoniſi** zurück.

In einem geräumigen Felsthale unfern des Taygetus traf man auf den Feind. Fürſt Baſilius, der die Seinen ſo oft zum Siege geführt hatte, gab das Zeichen zum Angriff, allein zu bedeutend war die Uebermacht der Osmanen und — tückiſch bleibt der Kriegsgöttin Laune — bald wankten die mainotiſchen Reihen.

Theodora, dieſes gewahrend, flog auf ihrem edlen weißen Zelter in Mitte des tobenden Kampfes, den Muth der Ihrigen beſchwörend; allein ſchon war das Häuflein der Patrioten umgangen, ſchnell wandte ſich nun der Sieg auf die Seite der Söhne Mahomeds, und von Wuth und Rache erfüllt metzelten die Barbaren ſogleich den größten Theil der Mainoten nieder, der übrige kleine Reſt aber, und mit ihm Fürſt Baſilius und Theodora, traf das ſchreckliche Loos, lebendig in türkiſche Gefangenſchaft zu gerathen.

Triumphirend ſendete Aladin die reizende edle Jungfrau unter ſtarker Bedeckung ſogleich zurück nach Tripolitza in ſeinen Harem, dem unglücklichen Fürſten Baſilius aber befahl der grauſe Tyrannenknecht, vorerſt mit einem glühenden Stahle die Augen auszuſtechen. Der ſchreckliche Ausſpruch wurde zur Stelle vollzogen, und gerade ſollten noch entſetzlichere Grauſamkeiten an dem unglücklichen Greiſe verübt werden, als plötzlich ganz nahe Trommeten ſchmetterten; der Freiherr von Maltitz ſtürzte an der Spitze ſeiner neuen Reiterſchaar mit verhängten Zügeln ins Felſenthal.

Die Osmanen ſahen ſich überrumpelt und wenige konnten ihre Pferde erreichen; furchtbar rächten dieſe Mainoten die Schmach der Brüder und eine komplete Niederlage brachte der wackere deutſche Ritter nun den Türken bei.

Kaum gelang es dem Aladin Paſcha, mit einem kleinen Reſt der Seinen durch den Engpaß des Taygetus zu entkommen; allein ſtürzte ihm ſchon der Freiherr von Maltiz mit ſeiner tapfern Schaar ſogleich verfolgend nach, ſo konnte es dem deutſchen Ritter doch nicht gelingen, den Paſcha und noch vielweniger den feindlichen Trupp, welcher die edle Fürſtin Theodora entführt hatte, einzuholen; glücklich zog ſich Aladin unter die Kanonen Tripolizas zurück.

Baſilius war zwar nach ungemein kurzer Gefangenſchaft wieder zur Freiheit gelangt, allein beſiegt und geblendet flehte der fürſtliche Held den Tod an, ihn von Gefühlen zu erlöſen, die ihn zu erdrücken droheten.

Doch nun, meine theuern Leſer! laſſen Sie uns die Blicke wieder auf der Geſchichte eigentlichen Helden, den hochſinnigen Prinzen wenden. Giftigen Pfeilen gleich drang ein Schreckniß nach dem andern auf Tertullian ein; mit genauer Noth kaum der wild tobenden See entronnen, fand er den theuern Vater in tief gebeugter Lage, und ach! die angebetete Jungfrau ſeiner Seele mußte er in den Händen eines wollüſtigen Barbaren wiſſen. Schweigend und voll Verzweiflung ſtarrte der Unglückliche vor ſich hin, Ritter Maltiz war wieder abweſend, ſchnell nun ein neues Heer im Gebirge zu ſammeln, des Prinzen fürſtliche Schweſter Sophie weinte heftig bei der erſchütternden Scene, und ſein Bruder, der fromme Nikodemus, ſtrebte nach Faſſung, die lieben Seinigen durch Troſtgründe der heiligen Religion aufzurichten, vergebens — die Worte erſtarben dem jungen frommen Papa auf den Lippen.

Solch' Leiden war zu viel und zu heftig. — Tertullian fühlte ſeine Bruſt krampfhaft zuſammengezogen, fruchtlos geizte er nach Luft und ohnmächtig ſank er endlich zu des geblendeten Vaters Füßen.

IX.

Souffrir avec ce qu'on aime
A quelque chose de doux.

Chaulieu.

(O ſüß iſt es, mit dem zu leiden,
Für den das Herz in Liebe glüht.)

Bei ſeiner ungeſchwächten jugendlichen Kraft erholte ſich der Prinz zwar bald genug wieder, doch es ſchlummerte nun vorerſt ſein ſonſt ſo hoch ſtrebender Patriotismus; für nichts hatte er Sinn als für ſeine geliebte Theodora und deren Unglück.

„Retten will ich meine edle Jungfrau, oder ſterben mit ihr!" — rief Tertullian aus, und wie man ihm auch zuredete, nur wenigſtens des Ritters Maltitz nahe Heimkehr abzuwarten, dem Prinzen fehlten Ruhe und Geduld gänzlich, und ehe man es ſich verſah, war er aus Marathoniſi verſchwunden, voll Kümmerniß und Sorgen um ihn dort die Seinen zurücklaſſend.

Im gemeinen Sklavengewande ſchlich ſich unſer Held zu Tripolitza glücklich ein; allein in den Harem des Gouverneurs zu gelangen, was er beabſichtigte, dieſes konnte eine ungemein ſchwierige Aufgabe gelten.

Doch kühn und erfinderiſch zugleich macht die Liebe; ſeinen Zweck zu erreichen entwarf der Prinz einen Plan ganz eigenthümlicher Art.

Die Natur hatte unſerm Tertullian ein höchſt ſeltenes Talent verliehen, der junge Hellene verſtand nämlich mit derſelben Annehmlichkeit in der Fiſtel zu ſingen, wie ſie an den Herren Schuſter, Widmann und Keller zu Wien, Berlin und Dresden bewundert wird. Er hatte dieſes Talent einſt als Muſenſohn in Deutſchland und dann als ruſſiſcher Offizier des Scherzes halber einigermaßen kultivirt, ſpäter aber, als er eine ernſtere Lebensbahn verfolgte, daſſelbe gänzlich vernachläſſigt, doch neue Uebung und mehrere Verſuche überzeugten ihn bald, daß es immer noch in ſeiner Gewalt ſtehe, Stimme und Manieren einer feinen Prima-Donna künſtlich nachzuahmen; auch wußte er mit Zierlichkeit die Guitarre zu ſpielen. Nun ſtellten ſich Sarvathys Geſichtszüge bekanntlich gar regelmäßig und zart dar, durch künſtliche Mittel ließen ſich vorerſt die Barthaare vertilgen, und auf dieſes Alles fußend faßte der Prinz den ſeltſamen und abentheuerlichen Entſchluß, ſich als Dame zu kleiden und durch Sang und Zitherſpiel Einlaß in Aladins Harem zu gewinnen. Ein Sklavenhändler, urſprünglich aus griechiſchem Stamme, der in die allgemeine Revolution verwickelt war, und auf deſſen Treue und Verſchwiegenheit man bauen konnte, zeigte ſich bereit, die männliche Virtuoſin dem Gouverneur zum Kaufe anzubieten und, erſt in den Harem eingeſchwärzt, hoffte Tertullian, ſeiner Liſt und Goldbörſe vertrauend, die Geliebte bald genug aus demſelben zu entführen.

Aladin Paſcha war ein kraftvoller, ſchöner Mann, der in des Lebens Blüthe ſtand. Einen ungewöhnlich heftigen Eindruck hatten die Reize der jungen geraubten Mainotenfürſtin auf ihn gemacht, allein von einer Theodora ließ ſich ſchon erwarten, ſie würde es vorziehen, zu ſterben, als dem Geliebten Treue brechen und ihre Gunſt dem Mahomedaner ſchenken. Es trug die

Jungfrau einen Dolch bei ſich, den ſie auf der Stelle in die eigene Schwanenbruſt zu ſenken drohte, wenn Aladin gewaltſam ihr nahen würde, und dieſer war nicht Barbar genug, den Verſuch zu wagen. Nichts deſtoweniger hoffte der verliebte Türke immer noch durch ſchmeichelnde Schmiegſamkeit und zuvorkommende Aufmerkſamkeit die hohe Jungfrau zu gewinnen, daher er auch keine Gelegenheit entſchlüpfen ließ, ſeiner anmuthigen Gefangenen Galanterie zu bezeigen, welche hinwiederum von dieſer gering genug, oder vielmehr gar nicht beachtet wurde.

Der Geſang und das muntere Guitarrenſpiel der falſchen Catalani, welche dem Aladin Paſcha in der Perſon des vermummten Mainotenprinzen zum Kaufe angeboten wurde, gefielen dem mahomedaniſchen Statthalter in der That recht wohl, und ſogleich gerieth er auf den Gedanken, durch die Kunſt der ſklaviſchen Virtuoſin zu verſuchen, die reizende gefangene Fürſtin aufzumuntern.

Auf dieſe Weiſe wurde Tertullian durch Alabin Paſcha ſelbſt, der hier nichts minder als Verrath ahnete, in den Harem und in Theodoras Gemach eingeführt. Etwas verwundert, den überläſtigen Tyrannen an der Seite einer fremden Sklavin eintreten zu ſehen, fixirte dieſe die Fürſtin genauer, und o Himmel! — wie wurde der edlen Jungfrau zu Muthe, als ihr ſcharfes Auge unter der ſeltſamen Hülle ſchnell den Geliebten der Seele dennoch erkannte.

Leicht mag man ermeſſen, daß auch Tertullian mit ungemein hohem Intereſſe auf die Königin des Harems hinblickte. Theodora war nun nach osmaniſcher Sitte gekleidet, und es blieb nicht zu leugnen, das Koſtüm erhob die hehre jungfräuliche Geſtalt ungemein vortheilhaft, indeß aus den blaſſen, ſinnigen Zügen des anmuthigen Geſichtes Schmerz und Wehmuth unverkennbar, wenn ſchon ſchweigend, die Barbarei ihrer Tyrannen anklagten.

Doch welche Gefühle auch mit noch ſo großer Heftigkeit die Buſen der Liebenden bewegen mochten, beide ſahen ſogleich ein, es gelte hier, dieſelben ſchnell niederzukämpfen, und nach weiſer Verſtellung zu ſtreben, wolle man ſich nicht ſelbſt plötzlich zernichten. Leichteres Spiel hatte in dieſem Falle offenbar Theodora, ihr blieb vergönnt, ſich in die weitfaltigen Schleier zu hüllen, und das ſchöne Haupt abwärts zu neigen; allein der arme Prinz mußte in ſolcher peinigenden Stimmung zur Stelle ſein Falſett ſingen und kunſtgerecht in die Saiten der Guitarre greifen.

Nun es wäre eine Lüge, wollte man behaupten, es hätte ſich Tertullian diesmal ſelber übertroffen, allein der verliebte Aladin achtete zum Glück jezt wenig auf die Muſik; ſein Auge hing an der reizenden Sklavin, deren Schönheit Sklave er ſelbſt war, und die flammenden Blicke des Türken zerſchnitten das Herz des Prinzen, in dem Eiferſucht ſich zu regen anfing. Mit den Zähnen hätte er den Paſcha zerreißen mögen, allein der Augenblick mahnte zu dringend, aufwallende blinde Leidenſchaft zu mäßigen.

Nicht ohne bedeutende Anſtrengung hatte der Prinz endlich Sang und Spiel beendigt und Aladin fragte Theodora, ob ſie mit den Leiſtungen der Virtuoſin zufrieden ſei? — Die Fürſtin hatte mit der nur ihrem Geſchlechte eigenen Behendigkeit bereits gänzliche Faſſung wieder gewonnen, und ungemein fein beſonnen geſtaltete ſich ihr Benehmen. Sie lobte die Stimme und Manieren der Künſtlerin, ohne große Theilnahme zu verrathen, ſehr bedingungsweiſe, indem ſie, nach Art einer Grille des Augenblickes, leicht hinzufügte: es würde dieſe Muſik, wenn ſie ſtets über dieſelbe zu gebieten vermöchte, ihr in der Folge vielleicht zuweilen einige Zerſtreuung gewähren.

Ganz entzückt ſtellte ſich der Paſcha von den drei Roßſchweifen dar, denn es war dieſes das erſtemal, daß die reizende Sklavin ſeinen galanten Aufmerkſamkeiten einige, wenn auch noch ſo geringe Beachtung zeigte, und zur Stelle erhandelte Aladin die vermeintliche Sängerin für einen hohen Preis von dem Sklavenhändler, indem er jene ganz Theodorens Verfügungen überließ; nun, — klänge es nicht zu unzart — man könnte hier an ein gewiſſes Volksſprichwort mahnen.

Endlich nahete die heiß und lange erſehnte Stunde, welche unſern Liebenden ganz allein und ohne Zeugen fand. Mit haſtigem Feuer flog man ſich in die Arme, und ein feines Weilchen verſtrich, ehe man vor Weinen und Seufzen Worte finden konnte; lange Leiden und die obwaltenden traurigen und gefährlichen Verhältniſſe der Gegenwart ließ der wonnigliche Augenblick ganz und gar vergeſſen. Doch plötzlich riß ſich der Prinz aus der Geliebten Armen auf, gleich einem Blitzſtrahl ſchien ihn eine höchſt widrige Empfindung plötzlich getroffen zu haben, ſein ſchönes Auge verfinſterte ſich, die hohe Stirn zeigte Falten, und voll Unmuth rief er aus:

„O warum, Theodora! warum hat nicht lieber ein gütiges Geſchick in ſanftem Tode uns vereint, ehe es uns ſo tief herabgewürdigt — o Himmel! nein, nein — ich kann ihn nicht ertragen den Gedanken der tiefſten Schmach, du — du meine edle fürſtliche Braut die Beiſchläferin eines rohen Barbaren! —“

Purpurröthe, deckte der jungfräulichen Fürſtin Wangen, aber ſchnell ſich ermannend ſprach die Hohe mit Würde: „Wie, mein Tertullian! kannſt du alſo denken von Kutupharis adliger Tochter? die Schmach der Gefangenſchaft konnte ſie ertragen, doch jene, welche du berührteſt, könnte höchſtens eine geborene feile Sklavin überleben — eines Fürſten ächte Tochter weiß zu ſterben, wenn es die Ehre gebietet, und Gott verzeihe dir, daß du ſo tief eine Maid herabzuſetzen vermagſt, die nie dir Entehrendes zuzutrauen wagte.“

Voll Freude erglänzte nun des Prinzen aufgeklärtes Auge; um Vergebung ſeines ſchnöden Argwohnes flehend, warf er ſich vor der fürſtlichen Jungfrau nieder, ihre zarten Kniee umfangend, und in ihrem Schooße weinend, gütig aber zog Theodora den Geliebten zur Höhe an den keuſchen Buſen; — doch genug von verliebten Tänalltäglichen, gewöhnlichen Romanſchreibern bleibe verſtattet, in der Alltagsbahn ſich zu tummeln, welche ſinnigere Leſer dagegen gern meiden.

Haſchten unſere Liebenden ſchon ſtets fruchtlos nach ausführbaren Planen zur Flucht, ſo gefielen ſie ſich doch in ihrer momentanen Lage in Aladins Harem nicht ganz übel; denn des Tages größten Theil in anmuthiger Einſamkeit zu verkoſen war ihnen verſtattet, allein ſie thaten es leider nur, wie es oft genug in analogen Fällen zu geſchehen pflegt, mit allzuweniger Vorſicht.

Ein verſchmitzter Eunuche, welchem die ſchnelle Freundſchaft, die ſich zwiſchen der ſtolzen Mainoten-Fürſtin und der muſikaliſchen Sklavin gebildet hatte, und der ſtete vertrauliche Umgang der beiden mit einander verdächtig erſchienen waren, legte ſich auf die Lauer und entdeckte bald genug das Geheimniß, welches er zur Stelle dem Paſcha verrieth.

Aladzin ſchäumte Wuth und Rache ob der Schmach, welche ihm und ſeinem Harem wiederfahren, und ſchwur bei Mahomeds Bart, ſchrecklich zu ahnen den Frevel der chriſtlichen Hunde; denn ſchnell hatte ſich in des rohen eiferſüchtigen Türken Buſen die ſinnliche aber heiße Leidenſchaft für die fürſtliche Jungfrau in tödtlichen Haß umgewandelt.

Theodora ſowohl als der Prinz wurden ergriffen, auf des Paſchas Befehl mit Stricken von den Eunuchen feſt gebunden und, von einander getrennt, jeder in ein beſonderes finſteres, feuchtes und unterirdiſches Loch geworfen.

Eine ſchreckliche Nacht verlebten die Unglücklichen; keiner dachte der eigenen Gefahr, und jeder bangte nur für den geliebten Gegenſtand.

Am frühen Morgen des darauf folgenden Tages wurde Tertullian aus ſeinem Kerker hervorgezogen, und in Mitte einer ſtarken bewaffneten Rotte nach einem freien Platze vor die Thore Tripolitzas geführt; von der andern Seite nahete ein ähnlicher Zug, welcher Theodora nach demſelben Ziele geleitete.

Jetzt hatten beide Schaaren mit ihren unglücklichen Schlachtopfern den Ort ihrer Beſtimmung erreicht. Zwei ſchwere hölzerne Kreuze lagen hier an der Erde, neben welchen Aladin Paſcha zu Pferde hielt.

Blutdurſt und Schadenfreude leuchteten aus des Tyrannen wilden Blicken, und mit donnernder Stimme rief er ſeinen ankommenden Gefangenen entgegen: „Am Kreuze, das Ihr ſo hoch verehrt, elende Hunde! ſollt Ihr mit Eurem Leben den Verrath mir bezahlen.“

Jetzt hielten die Züge ſtill, die Unglücklichen wurden auf einen Augenblick losgebunden, und Tertullian nahete Theodoren.

Voll Verzweiflung klagte der Prinz ſich an: „Wehe mir! meine Thorheit und Unvorſichtigkeit ſind es allein, welche dich, geliebte Theodora! vernichten.“

Mit ruhiger Faſſung entgegnete die hochſinnige Jungfrau: „Sage nicht, mein theurer Freund! wir ſterben vereint den Tod der heiligen Märtyrer; vereint werden unſere Seelen auffliegen zur Höhe, und kurzen Leiden folgen ewige Seligkeit und innige Vereinigung. In meine Arme, Geliebter! — empfange der treueſten Liebe letzten Kuß hienieden.“

Voll Rührung und aufgerichtet durch den Muth des ſeltenen Mägdleins umfing Tertullian die anmuthige Huldgeſtalt, doch der Deſpot ſchrie ſeinen Knechten zu:

„Reißet ſie auseinander! an's Kreuz mit der ungläubigen Brut!“

Rüde Gewalt trennte die Liebenden, man warf ſie zur Erde und begann bereits Theodorens zarte Gliedmaßen auf's Kreuz zu winden; da erhob ſich in nicht beträchtlicher Ferne eine Staubwolke, welche die Osmanen nicht beachteten, allein mit der heftigen Eile des Sturmes brauſte ein Reitergeſchwader einher; es war die Kavallerie der Mainoten, vom deutſchen tapfern Ritter Maltiz geführt.

Abermals ſahen ſich die Türken überfallen und zwar unter den Kanonen ihrer eigenen Zwingburg, welche nicht abgefeuert werden konnten, da im ſchnell entſtandenen wilden Kampfe die Mahomedaner bunt mit den Feinden ſich mengten.

An die Stärke des edlen Leuen mahnend hatte Tertullian im Augenblicke des Angriffes gewaltſam ſeine Bande geſprengt und einem ihm zunächſt ſtehenden Türken das Schwert entriſſen. Hageldicht und verheerend fielen des Prinzen Streiche, Maltitz aber und ſeine Braven zeigten einen Heldenmuth, dem nichts zu widerſtehen vermochte; Aladin Paſcha zog ſich in die Feſtung zurück, Tertullian ſah ſich gerettet, aber ach! — die fürſtliche Jungfrau wieder mit ſich nach der Veſte zu ſchleppen, war den Türken gelungen.

Schnell hatten ſich Tripolitzas Thore, nachdem ſie den Paſcha mit ſeiner Schaar aufgenommen hatten, wieder geſchloſſen, und Maltitz ſah ſeine Hoffnung, mit dem fliehenden Feinde zugleich in die Mauern der feſten Stadt einzudringen, vereitelt.

Nun feuerten die Kanonen der Citadelle heftig auf die noch vor den Wällen ſtehenden Mainoten. Es war gegen die bedeutende Hauptburg der Unterdrücker vorerſt nichts zu unternehmen, Maltitz befahl daher zum Rückzuge zu blaſen, und führte ſeine Schaar nach dem Hintergrunde in eine ſichere Stellung, wo er ſeine Reſerve placirt hatte, den Prinzen aber, welcher von der gefährlichen Stelle nicht weichen wollte, zog der deutſche Ritter gewaltſam mit ſich fort.

Nachdem man ſich in Sicherheit ſah, hub Tertullian — Schmerz und Verzweiflung machten ihn undankbar — an, ſeinen Retter mit Vorwürfen zu überhäufen. „Warum, Grauſamer! rief der liebende Schwärmer aus, warum ließeſt du mich nicht ſterben mit der hehren Jungfrau, der keine hienieden gleicht? nun wären wir bereits eingegangen in den göttlichen ſtillen Frieden, überglücklich für eine Ewigkeit. Ich verachte ein Leben ohne ſie — und, o Himmel! in welcher Lage befindet ſich nun die Fürſtin? — Die Rache und die entſetzlichſte Grauſamkeit der Tyrannen werden ſich allein gegen die edle Jungfrau richten; nein, ich ertrage es nicht, nie vermag ich Theodoren allein ſo ſchrecklichem Looſe zu überlaſſen, ich kehre zur Stelle nach Tripolizza zurück, mich freiwillig Aladins Feſſeln zu übergeben.“

Lächelnd erwiederte Maltiz: Du lieferſt einen lebenden Beweis, mein Freund! zu der Wahrheit des Satzes: daß Liebe, zu romantiſche Liebe zuweilen den Verſtand der ſinnigſten Menſchen gerade verrückt. Ein ſicheres Mittel lag in deiner Hand, ſchnell die Fürſtin aus der Feinde Gewalt zu befreien, allein dein liebender Ungeſtüm ließ das Mittel unbeachtet, ließ dich zu abentheuerlichen Maaßregeln greifen, durch welche du die edle Jungfrau nebſt dir ſelber vernichtet hätteſt, wenn nicht im entſcheidenden Augenblicke meine und dieſer braven Krieger Dazwiſchenkunft Euch gerettet hätte.“

„Welches Mittel iſt es, von dem du hier voll Zuverſicht ſprichſt? fragte Tertullian ungemein leidenſchaftlich geſpannt.

„Dieſes Mittel, antwortete der Ritter ſehr ruhig, lag dir nahe genug. Fatime, Mahmuds Tochter, befand ſich in deiner Gewalt, warum ſchlugſt du denn dem Aladin nicht einen Austauſch der türkiſchen Prinzeſſin gegen die Gebieterin der Mainoten vor?“

Mit der geballten Fauſt ſchlug ſich der Prinz vor die Stirn, indem er ausrief: Kurzſichtiger Thor, der ich war! — doch nun kommt guter Rath zu ſpät.

„Immer noch zeitig genug, entgegnete der deutſche Held, nahet dieſer bewährte Freund in der Noth. Gedacht, mein ehrlicher Hellene! habe ich für dich, erlaube mir, daß ich jetzt auch für dich handle.

Fatime befindet ſich hier, bei dem Gepäcke und der Reſerve ließ ich die Mahomedanerin während des Gefechtes wohl bewacht weilen.“

Schnell verwandelte ſich nun die Scene; Beſchämung, heißes Dankgefühl und ſüße Hoffnungen verdrängten plötzlich alle widrige Gefühle aus des Prinzen Seele. Schluchzend und tief gerührt ſank er an des wackern deutſchen Ritters Bruſt, doch dieſer ließ ſich nicht irre machen, ſtets zeigte er ſich mehr zum Handeln, als Worte unnütz zu wechſeln, geneigt.

Die Mainoten hatten im vorgegangenen Gefechte einige Türken zu Gefangenen gemacht; einen ſolchen ſandte nun Maltitz zur Stelle nach Tripolitza als Unterhändler an Alabin.

Dieſer mächtige osmaniſche Statthalter auf Morea war einer der treueſten Anhänger und Satrapen des zweiten Mahwird. Ungemein ſtutzte der Paſcha, als er vernahm, des Großſultans leibliche Tochter befinde ſich in der Gewalt der Mainoten; doch Aladin war ſchlau, er hielt den Fall nicht für unmöglich, man gehe darauf aus, ihn zu berücken, und um ſich Gewißheit zu verſchaffen, ſchlug der Türke einen Weg ein, der allerdings ein zuverläſſiger gelten konnte.

In des Gouverneurs Harem befand ſich unter andern eine Cirkaſſierin, welche früher ein Kebsweib Mahmuds geweſen, und die Aladin erſt neulich aus dem Serail von Scutari von ſeinem gnädigſten Kaiſer zum Geſchenk erhalten hatte. Demzufolge kannte jenes Weib die Prinzeſſin Fatime von Angeſicht zu Angeſicht, auf die Treue der Cirkaſſierin war zu bauen, und der Paſcha beſchloß daher, ſie ins Lager der Mainoten hinauszuſenden, um die Perſönlichkeit der vorgeblichen Prinzeſſin zu prüfen. Raſch wurde dieſer keinesweges unkluge Plan ausgeführt, und in die Feſtung zurückgekehrt ſchwur die Cirkaſſierin bei allen Freuden des mahomedaniſchen Paradieſes, daß in der That Fatime, des Kaiſers ächte und leibliche Tochter, draußen im Lager des Feindes weile.

Nun war Aladin ſeines Benehmens halber keinen Augenblick mehr zweifelhaft. Freilich hätte der blutdürſtige Tyrann gern an Theodoren grauſige Rache geübt, allein die Ausſicht, Lob und glänzenden Lohn für die Rettung der Tochter von Stambuls kaiſerlichem Machthaber zu erhalten, überwog jenen Rachedurſt hinlänglich. Aladin ließ ſich mit dem vor den Mauern ſeines feſten Raubneſtes ſtehenden Mainoten in Unterhandlungen ein, wovon das Reſultat war: daß Fatime in Ritter Maltizens Feldlager gegen Fürſtin Theodora ausgetauſcht wurde; beide Theile waren zufrieden geſtellt und beide glaubten den überwiegenden Vortheil auf ihrer Seite zu haben.

Man beſcheidet ſich, nur wenig von den wonniglichen Gefühlen zu melden, welche Tertullian und Theodoren umfingen, als ſie nach ſo ſchrecklichen doch nun glücklich überſtandenen Gefahren ſo unverhofft ſich nun plötzlich geborgen ſahen und ſich in ſtiller himmliſcher Freude lange, lange umſchlungen hielten. Es giebt Scenen, die zu erhaben ſind, als daß es je dem Künſtler gelingen dürfte, ſie der Wirklichkeit täuſchend ähnlich wiederzugeben.

Maltitz, ein eben ſo kluger als tapferer Held, fühlte ſich zu ſchwach, der türkiſchen Macht im freien Felde die Spitze zu bieten, und er befürchtete mit Recht von Seiten des Feindes einen Ausfall, ſobald dieſer von ſeiner Ueberraſchung ſich erholt haben dürfte, und darum trieb der Ritter emſig zum Aufbruch an.

Seine geliebte junge Fürſtin und den theuern Prinzen in der Mitte zog die kleine tapfere Reiterſchaar, den deutſchen Anführer an der Spitze, ſich für jetzt zurück ins Gebirge.

Bald hatte man den Taygetus im Rücken, und vom lauten Jubel der Einwohner Mainas allerwärts empfangen und begleitet, bewegte der Zug ſich vorwärts, das beſtimmte Ziel, nämlich Marathoniſi zu erreichen.

X.

Τολμᾶν χρὴ τὰ διδῶσιν θεοὶ θνητοῖσι βροτοῖσιν,
Ῥηϊδίως δὲ φέρειν ἀμφότερον τὸ λάχος.
Μήτε κακοῖσι νοσῶν λυπῶ φρένα, μήτ' ἀγαθοῖσιν
Τερφθῇς ἐξαπίνης, πρὶν τέλος ἄκρον ἰδεῖν.

Theognis.

(Muthvoll dulden geziemt, was dem Sterblichen Götter verhängten,
Und, gleichmüthigen Sinns, tragen — das Doppelgeschick.
Nimmer in Leiden betrübe die Seele dir, nimmer im Glücksſtand
Freu' unmäßig dich auch, eh' du das Ende geſehn.)

Tauſenden von Menſchen fliehet des irdiſchen Daſeins Zeit dahin, ohne daß ſie je gerade nöthig gehabt hätten, gegen ungewöhnliche Stürme anzukämpfen. Alltäglichkeit heißt die Axe, um welche deren Leiden und Freuden ſich drehen, indeß der ſcharfſinnige Beobachter einzelne Waller erblickt, die allerwärts auf Klippen ſtoßen und von kaum erreichten freiern Höhen ſogleich wieder hernieder ſtürzen in die Gründe der Noth und der Schmerzen; und eine traurige Wahrheit bleibt, daß dieſe von einem Unſtern verfolgten Wandelnden nicht ſelten durch Tugend und Verdienſt ausgezeichnet ſind.

Eine tiefe Stille herrſchte in Marachoniſi, als Tertullian und Theodora ihren Einzug hielten, und nicht wie anderwärts empfing Jubel die Fürſtin. Trübe Ahnungen waren es, welche Aller Seelen erfüllten, doch Niemand mochte denſelben Worte geben, und ſchweigend zog man fürbaß, bis der fürſtliche Pallaſt endlich erreicht war.

Nikodemus und Sophia erſchienen unter der Pforte; Trauer ſchwebte auf

Jenes Geſichte und von Weinen hochgeſchwollen ſtellten ſich die Augen Dieſer dar.

Mit einem frommen Blicke zum Himmel ſprach der Papa zum Bruder, als dieſer vom Pferde ſtieg: „Gott ſei gelobt, daß du und die Fürſtin gerettet und daß Ihr zur rechten Zeit noch wiederkehrt, es wird das glückliche Ereigniß die letzten Stunden des edlen Vaters erleichtern!“

Bebend fragte Tertullian: Was bedeuten dieſe ſchauerlichen Worte? iſt der Vater krank?

„Er ſteht an der letzten Marke ſeiner Tage,“ erwiederte Nikodemus ſeufzend, und ungemein erſchütterte die Trauerpoſt die Angekommenen alle.

Auf ſeinem Lager, ſehr ſchwach und elend, fand man den Fürſten Baſilius, und die Farbe des nahen Todes ſchwebte bereits über den Zügen des blaſſen und hagern Geſichtes. Wie die bereits im Erlöſchen begriffene Lampe noch einmal auflodert, wenn ſie einen Tropfen neuer Nahrung erhält: alſo der geblendete Greis. Plötzlich ſchien Kraft und Leben in ſein ſtockendes Blut zurückkehren zu wollen, als nun nebſt Kutupharis edler Tochter ſeine Kinder alle ſchluchzend um ſein Lager knieten. Baſilius erhob ſich in aufrecht ſitzender Stellung, und indem er hoch und ſegnend ſeine Hände erhob, ſprach er feierlich im Geiſte eines frommen Sehers:

„Die Gnade des Allerhöchſten ſei gelobt und geprieſen, welche Euch Alle vor meinem Ende noch einmal verſammelt. Es hebt die Sonne der Freiheit an zu tagen; groß und hehr, wie es einſt als Vorbild der Welten daſtand, wird unſer Geſammtvolk hervorgehen aus den Feſſeln der ſchmählichen Knechtſchaft. Seid tugendhaft, tapfer und einig, einig, einig, *), dann wird früher der Tag des Heiles erſcheinen.“

Nachdem der Fürſt dieſe Worte geſprochen, legte er Tertullians und Theodorens, Maltitzens und Sophiens Hände noch in einander; doch erſchöpft ſank Baſilius nun zurück. Aller Thränen floſſen unaufhaltſam, und ſanft, wie jenes des Gerechten immer, war das Ende des würdigen Mainotenbeys.

Aufrichtig und heftig ſtellten ſich die Trauer und der Schmerz der Hinterbliebenen dar; doch waren auch Alle zugleich von des ſterbenden Greiſes Worten begeiſtert.

Prinz Tertullian war der erſte, welcher ſeine Faſſung in vollem Maaße

---

*) Unwillkührlich wird der gebildete Leſer ſich hier einer ergreifenden Stelle aus Schillers W. Tell erinnern. Gleiche Lage erzeugen gleiches Handeln, und auf Einigkeit vorerſt hielten die beſonnenen Freiheitshelden aller Zeiten.

wieder gewann. Er unterbrach das lange, tiefe Stillſchweigen, durch welches man nur zuweilen ein wehmüthiges Schluchzen vernommen hatte, indem er mit finſtrer Stimme ſprach: „Ermannet Euch, Freunde! zu weibiſch mögen ſich nicht unſere Klagen über den Hintritt eines Edlen geſtalten; allerwärts zeigt die Natur ſich konſequent. Allein wie der roſichte Lenz, ob er ſchon verblüht, ſtets mit allen ſeinen Reizen wiederkehrt: alſo endet nie die glänzende Bahn des Gerechten, eine höhere Sphäre nur ſucht ſie auf, und wir alle werden ihn wieder ſehen, den geliebten Vater, wenn einſt unſere gereinigten Seelen ſich zur Höhe aufſchwingen."

Nicht auf einen fruchtloſen Boden waren die erhabenen Worte gefallen, die Thränen hub man an zu trocknen. Nach einer neuen langen Pauſe rief Tertullian ernſt ſeinem Bruder zu: „Nikodemus! Prieſter des Herrn — ſchicke dich an; über der Leiche des ehrwürdigen Vaters, nach dem Gebrauche unſerer heiligen Religion, mich mit der geliebten Theodora, und unſern braven Ritter Maltiz mit der Schweſter ehelich zu verbinden.“

Hoch erſtaunt über dieſe ſeltſame Zumuthung wichen Alle zurück; Nikodemus aber fragte im Tone ſanfter Zurechtweiſung: „Was kommt dir in den Sinn, mein theuerſter Bruder! wie möchten ſich Jubel und Hochzeitgeſänge neben des Vaters Leiche ſchicken? — was müßte das Volk von uns denken?“

Tertullians Stirn legte ſich in krauſe Falten, der Ritter Maltiz aber ließ ſich, hervortretend, alſo vernehmen:

„Worauf unſer edler Freund wohl ſinnt, nicht ganz vermag ich es zu faſſen; allein ſein verklärtes Auge verkündet mir: nicht Gemeines und Gewöhnliches — nein, Hohes erfüllt ſeine Seele. Ernſt und feierlich iſt dieſer Moment, wie jene heilige Handlung, die Tertullian erheiſcht; willfahret ſeinem Begehr."

Alle, ſelbſt der ſonſt ſehr ruhige Nikodemus, waren ſeltſam enthuſiasmirt; ſie befanden ſich in jener höhern Stimmung, in welcher der Menſch geneigt iſt, ſich dem Cyclus der Alltäglichkeit zu entwinden und Erhabeneres zu beginnen; ſelbſt an den zarten Jungfrauen, ſtanden ſie ſchon gar holdſelig verſchämt, ſtellte ſich der Typus überirdiſcher Begeiſterung ſichtbarlich dar.

Schweigend zog der junge Papa den weißen Prieſterrock über und ohne Zögern hing er die Stola über. Viele Wachslichter wurden ſchleunig angezündet, und am Haupte der Leiche nahm Nikodemus ſofort ſeinen Platz.

Tertullian ergriff Theodora, Maltitz Sophien bei der Hand, und ob die Mägdlein auch voll reizender Verwirrung erbebten, und ob die zarten Wangen ein brennendes Incarnat auch färbte, ſie folgten den Männern ihrer Seelen zwar zögernd zum ſchauerlichen Altar, doch wagten ſie nicht zu widerſtreben.

Jenes Brautpaar trat dem fürſtlichen Prieſter zur Rechten, dieſes ſtand dem erſten gegenüber und Nikodemus verband die ihm theuren Angehörigen mit den Worten und Feierlichkeiten, welche die Kirche der Griechen für ſolche Fälle vorſchreibt.

Jetzt war der Akt zu Ende, da zog Tertullian ſein Schwert, und indem er den Stahl über der Leiche hielt, ſprach er mit blitzenden Augen: „Bei dem Schatten des theuren Vaters und bei Allem, was Hellas als heilig verehrt, ſchwöre ich hiermit: nicht eher den Gürtel der mir ſo eben verbundenen fürſtlichen Jungfrau löſen zu wollen, als bis das Volk der Griechen frei und die Macht der Tyrannei zernichtet iſt.“

Schnell zog der brave Maltitz, der hochherzige deutſche Ritter, nun auch ſein Schwert, und daſſelbe mit Tertullians Stahle über des Vaters Leiche kreuzend, leiſtete er hinſichtlich ſeiner geliebten Sophia einen ähnlichen Schwur; Amen ſprach der Papa, und zu lächeln ſchien die Leiche.

Innig bewegt warf ſich Theodora dem Geliebten an die Bruſt, indem ſie ausrief: „O du großer, du edler Menſch! wie glücklich, wie hoch erhaben fühlt ſich das Mägdlein, das den ihrigen dich nennt!“

Gleiche Zärtlichkeit und hohes Lob ſpendete auf der andern Seite Sophia ihrem theuren Ritter.

Mit den ihr gebührenden Ehrenbezeugungen wurde des Fürſten Baſilius irdiſche Hülle in die Grube geſenkt; nicht nur ſeine Kinder, ſondern die gegenwärtigen Mainoten alle weinten Thränen des aufrichtigſten Dankes am Grabe des Mannes, der Allen, im ganzen Sinne des Wortes, ein liebender Vater geweſen war.

Drei Tage nach der Beerdigung des Beys wurde Tertullian vom Volke der Mainoten als Herrſcher des Landes, Theodore aber neuerdings als ſeine Fürſtin ausgerufen.

Bald darauf liefen in Marathonisi ſichere Nachrichten ein, daß aus Epirus, Theſſalien, Macedonien und aus allen Gegenden des Peloponnes unter der Anführung bewährter Capitanos Schlachthaufen gegen Tripolitza im Anmarſche ſeien. In den Ebenen vor der Hauptſtadt wollte man ſich ſammeln, um gemeinſchaftlich zu verſuchen, dieſes Raubneſt, von welchem die Tyrannei der Handlanger des Despoten ausging, zu zerſtören.

„Pflicht und Ehre rufen nun, ſprach Fürſt Tertullian, nachdem er dieſe Poſt vernommen, nicht länger dürfen auch wir mehr zögern, mit Blut und Leben die große heilige Sache Hellas zu unterſtützen.“

Alle ſchlagfertige Mainoten waren längſt unſern Marathoniſi zuſammengezogen; Fürſt Sarvathy befehligte die Fußtruppen, der Ritter von Maltiz aber die von ihm errichtete Reiterei und das kleine Corps Artillerie, welches der ſinnige deutſche Freiherr ebenfalls zuſammenzubringen gewußt hatte.

Nur ein ſehr kleiner Schlachthaufen ſollte zur Sicherheit der griechiſchen Schweiz zurückbleiben; denn hinlänglich war dieſelbe gedeckt, hielt man nur die Defileen am

Meeres-Strand und jenes höchſt bedeutende des Taygetus im Nord beſetzt: **Theodora** übernahm während **Tertullians** Abweſenheit die Alleinherrſchaft über **Maina**; einige greiſe **Capitanos**, denen Alterſchwäche nicht mehr in den Kampf zu ziehen erlaubte, zeigten ſich bereit, die junge Fürſtin mit der Erfahrung weiſem Rathe zu unterſtützen, auch Prinz **Nikodemus** und Prinzeſſin **Sophia** blieben ihr zur Seite.

Jetzt erſchien die Stunde der Trennung, muthig mahnten die ſchallenden Schlachthörner zum Aufbruche.

„**Mit deinem Schilde oder auf demſelben kehre zurück**“ — pflegten die Frauen des alten **Spartas** den geliebten Männern, wenn ſie der Feldſchlacht entgegen gingen, zuzurufen, und in der That, unſere hochſinnigen Jungfrauen, **Theodora** und **Sophia**, blieben nun dem Geiſte jener Schweſtern der klaſſiſchen Vorzeit treu; keine Thräne wurde geweint, keine Klage gehört — nicht wehmüthig, ſondern feierlich und großartig geſtaltete ſich der Abſchied.

Bis an des Landes Grenze begleitete Nikodemus das Heer; mit dem Kreuze in der Hand zog er dem Zuge vorauf, und allerwärts drängten ſich noch neue Streiter zum heiligen Panier.

Endlich hatte man den Gipfel der rieſigen Scheidewand, des Taygetus, erreicht. Herniederſteigend gewahrte man in der Ebene eine bedeutende türkiſche Truppenabtheilung; der Gouverneur von Tripolitza, Aladin Paſcha, hatte ſie entſendet, die ihm furchtbaren Mainoten — gleichſam wie den Fuchs im Bau — beobachten zu laſſen und ihnen den Ausgang aus ihrem Ländchen gewaltſamerweiſe ſtreitig zu machen.

Schnell ordneten Fürſt Sarvathy und der Ritter Maltiz ihre Schaaren; Tertullian ertheilte das Zeichen zum Angriffe, und ein heftiger, ungemein blutiger Kampf erfolgte.

Tapfer fochten zwar die Osmanen, allein nur kurze Zeit blieb der Kampf unentſchieden, dann ſiegte der Ungeſtüm unſerer hoch begeiſterten Spartaner über die überlegene feindliche Macht. Nur wenigen Mahomedanern gelang es, in der Flucht ihr Heil zu finden, die übrigen alle fielen unter dem Rächerſchwerte der Mainoten, an Begnadigung war hier nicht zu denken.

Des Mondes klarer Schein beleuchtete das grauliche Feld des Todes, welches unzählige türkiſche Leichen bedeckten, als Tertullian an Maltizens Seite darüber hinritt, die Reſultate der Feldſchlacht näher zu beſchauen.

Nach langem tiefen Schweigen ließ ſich der Mainoten-Fürſt vernehmen: „Ich ſehe es voraus, ein langer, ein entſetzlicher Kampf wird beginnen, in dem man der Völker alte heilige Rechte verhöhnt und allen Greueln und Grauſamkeiten Thür und Thor eröffnet erblicken wird.“

Ja, mein theurer Hellene! erwiederte Maltiz ernſt, du haſt Recht, ſo wird es kommen, allein gerade ſo muß es auch ſein, denn — indem der hochſinnige deutſche Ritter auf ſeinem Schlachtroß ſich erhob, ſprach er voll würdigen Pathos die Worte: —

„Dies wird kein Krieg, von dem die Kronen wiſſen;
Es iſt ein Kreuzzug und ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewiſſen
Hat der Tyrann aus Eurer Bruſt geriſſen;
Errettet ſie mit Eurer Freiheit Sieg!
Das Winſeln Eurer Greiſe ruft: „Erwache!“
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut.
Die Schande Eurer Töchter ſchreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne ſchreit nach Blut.“

Kein neues Hinderniß ſtörte den Marſch der Mainoten; glücklich erreichten ſie den allgemeinen Verſammlungsplatz, wo man mit den übrigen helleniſchen Streitmaſſen ſich vereinigte.

Bedeutende Anführerſtellen nahmen Tertullian ſowohl als auch der deutſche Ritter Maltitz im Heere der Griechen auf Morea ein, welche ſie in dieſem Augenblicke noch behaupten, indem ſich beide allerwärts mit Ehre und Ruhm bedecken.

Auf Maina herrſcht die hochſinnige Theodora, die ehemalige leipziger Jungemagd, mit Einſicht und Energie; Zanetachi Kutupharis edle und weiſe Tochter ſieht von ihrem Völklein wie eine Heilige ſich verehrt, und mit größerm Recht mag dieſe Theodora eine — jungfräuliche Königin ſich nennen, als es einſt die brittaniſche Eliſabeth und die ſchwediſche Chriſtine thaten. — Tull-Deta, die edle Zigeunerin, iſt nicht mehr; den Lohn ihrer Treue zu finden iſt ſie hinübergegangen in das Reich, wo die Banden des düſtern Wahnſinnes, welche hienieden zuweilen Seelen feſſeln, von ſelbſt ſich löſen, und wo eine nimmer trügende Waage unſere Thaten prüft.

Der verſtorbenen Tſchinganehſin Sohn, unſern Leſern unter dem Namen Ambroſio bekannt, dient unter Tertullians Schaaren, und hat ſich durch beſonnene Tapferkeit bereits in die Stelle eines Unteranführers aufgeſchwungen.

Wenn einſt des deutſchen Sehers — des würdigen Profeſſor Krugs zu Leipzig — Worte in Erfüllung gegangen ſein werden, wenn vor den Strahlen der aufgegangenen Morgenröthe der Halbmond auf den Zinnen Stambuls zittert und erbleicht, wenn die entweihte Sophienkirche dem heiligen Kreuze ihre Thore öffnet, und wenn Athens Propyläen in erneuetem Glanze ſich erheben — dann will der Verfaſſer dieſer Geſchichte daran denken, ſeinen Freunden eine Fortſetzung derſelben unter dem Titel: „Tertullian Sarvathys und des Freiherrn von Maltitz Waffenthaten im heiligen Freiheitskampfe der Hellenen“ zu liefern.

(Ende.)

In gleicher Verlagshandlung ſind noch erſchienen:

Perrin-Parnajon, Fr. Ch. v., Lebenserfahrungen, Unglücksfälle, Feldzüge und Reiſen eines Weltbürgers. 2 Theile. 8. 1820. 2 Thlr. 16 Gr.

Dieſe Schrift gewinnt gerade im gegenwärtigen Augenblicke beſonderes Intereſſe, da ſie Gegenden behandelt, über die man gern näher unterrichtet ſein mag, wie der hier angezeigte Inhalt des zweiten Theils beweiſet.

Der zweite Theil enthält: Reiſe aus Deutſchland bis Neapel. — Der Mont Cenis. — Ochſenhezzen in Capo-Maria. — Reiſe nach Nord-Amerika. — Von da über Algier nach Conſtantinopel und Korfu. — Beſchreibung von Conſtantinopel. — Die Inſel Korfu. — Die Albaneſer. — Ali Paſcha von Janina. — Athen. — Die Griechen, ihr Charakter, ihre Sitten, Lebensart und Kultur. — Die Inſel Phano. Vermeinte Grotte der Calypſo. — Die Engliſche und Franzöſiſch-touloner Flotte vor Korfu. — Die Meerenge von Sicilien. — Das Feſt auf dem Trident. — Die Inſel Elba. — Beſchreibung des Schifflebens. — Die Quarantaine vor Marſeille. — Marſeiller Kartoffel-Abend mit Politik gewürzt.

1900 10838.

Des Mainotenfürſten
Tertullian Sarvathy
und des deutſchen Freyherrn
von Maltitz
Waffenthaten im heiligen Freiheitskampfe der Hellenen,

dann deren anderweitige ſeltſame Abentheuer und Schickſale zu Waſſer und zu Lande; nebſt Grundzügen eines neuen tactiſch-ſtrategiſchen Triangel-Syſtems.

Romantiſches Original-Nachtſtück

von

Adolph von Schaden,
Verfaſſer des Romans: Theodora die Leipziger Jungemagd u. ſ. w.

Erſter Band.

Mit Arabella's Portrait. (fehlt

Leipzig, 1824.
bei Chriſtian Ernſt Kollmann.

Faction seldom leaves a man honest, however it may find him.

S. Johnson.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Zueignung.

An Bavaria.

Jüngſt — als die güldne Morgenröthe tagte,
Der Freyheit holdes Bild zur Höhe ragte, —
Da hob ſich kühn des Liederſohnes Bruſt,
Es ſchwamm in roſ'ger Hoffnungsluſt.
Das Vaterland — er hielt es für geborgen,
Es ſtrahlte licht und hell ein neuer Morgen,
Errungen war der Menſchen eigner Werth,
Erkämpfet ward er — durch das Schwert.
Der halbe Mond, der Willkühr graulich Zeichen,
Schon fing er an zu beben, zu erbleichen:

Aus Staub, es trat die hohe Hellas vor,
Geöffnet war das Kryſtallthor! —

Der Mächte heilig Wort war uns gegeben:
Vertreten ſollt das Volk ſein Leben,
Es ſollte gelten nun des Bürgers Wort
In Oſt und Weſt — an jedem Ort.
Doch ein Dämon — er mußte ſchnell erwachen,
Hört Ihr's — der finſtern Hölle höhniſch Lachen?
Sie ruft: „Eu'r eifrig Streben war ein Traum!"
Ich traue meinem Ohre kaum.
Von ſchwarzer Nacht nun hier und dort umwunden,
Der Sänger hat ein Fleckchen doch gefunden,
Fürwahr — ein freies, glücklich Fleckchen ja,
Es heißt — — Bavaria!

Einleitung und Ueberblick.

Ich ſchloß meinen in voriger Oſtermeſſe, ebenfalls im Verlage von Ch. E. Kollmann erſchienenen Roman:

> „Theodora, die Leipziger Jungemagd; ein hiſtoriſch-romantiſches Originalgemählde helleniſchen Hochſinnes und türkiſcher Barbarei, aus der erſten Epoche der gegenwärtigen Inſurrection auf Morea.“ 8. mit zwei ſchönen Titelkupf. von Rosmäsler.

in folgender Weiſe:

„Wenn einſt des deutſchen Sehers — des würdigen Profeſſor Krugs zu Leipzig — Worte in Erfüllung gegangen ſeyn werden, wenn vor den Strahlen der aufgegangenen Morgenröthe der Halbmond auf den Zinnen Stambuls zittert und erbleicht, wenn die entweihte Sophienkirche dem heiligen Kreuze ihre Thore öffnet und wenn Athens Propyläen in erneutem Glanze ſich erheben — dann will der Verfaſſer dieſer Geſchichte (der Theodora nämlich) daran denken, ſeinen Freunden den Schluß derſelben zu ertheilen.“

Allerwärts verlaſſen, lediglich eigenthümlicher Kraft und bewunderungswürdigem Heldenmuthe dahin gegeben, ſtehen die Hellenen, jetzt wie dazumal, allein gegen einen ungemein überlegenen, mit allen nöthigen Hülfsmitteln ausgerüſteten Feind, auf ſich ſelber geſtützt nur da. Niemand vermag die Zukunft zu enthüllen, allein wahrſcheinlich bleibt es immerhin, daß Wenige, — daß vielleicht keiner meiner Zeitgenoſſen, — den großen Tag erleben werden, an welchem der erbleichende Halbmond von Stambuls Zinnen darnieder ſtürzen dürfte.

Meine Theodora wurde indeſſen von der Leſewelt mit Theilnahme aufgenommen; Bertuchs Journal des Luxus u. d. M. und andere Zeitſchriften beurtheilten den Roman ſehr nachſichtsvoll und gütig, und am Ende wurde dem beſcheidenen Leipziger Jungemägdlein ſogar die Ehre von einer geiſtreichen Dame in Poloniens Literatur eingeführt zu werden *). Sinnige Kunſtfreunde foderten

---

*) Die polniſche Ueberſetzung iſt bei G. W. Korn in Breslau erſchienen.

mich ebenfalls auf, den Schluß der Theodora zu liefern, indem ſie mir vorſtellten, daß dieſer Roman doch immer nicht ein eigentliches Ganze bilde, und daß jene Achtung, welche der Künſtler dem Publikum vorerſt ſchuldig bliebe, nothwendigerweiſe bedinge, das einmal begonnene und öffentlich ausgeſtellte Gemälde zu vollenden.

Sothane Gründe veranlaßten mich, Plan und Skizze zu gegenwärtigem Werke zu entwerfen, und ich überzeugte mich bald, daß ich einen dankbaren Stoff gewählt hatte, ungemein dankbar und zur romantiſchen Darſtellung ſchon darum vorzugsweiſe geeignet, weil die Zeit, eine eigentliche pragmatiſche Geſchichte der griechiſchen Revolution zu ſchreiben, in der That noch nicht gekommen iſt, wie denn auch alle diesfallſige, ſelbſt die ſchätzbarern, Verſuche von Widerſprüchen und handgreiflichen Unrichtigkeiten wimmeln.

Hr. Dr. Fr. Gleich, ein achtbarer Freund der Hellenen, ſpricht in ſeinem „Kampfe der Griechen um Freiheit" von einem labyrinthiſchen Dunkel, welches gar viele Einzelnheiten umhülle, und wir bleiben mit ihm unbedingt einverſtanden.

Uebrigens fühle ich recht wohl, daß man auch in dem von mir ſelbſt gewählten romantiſchen Standpunkte genaue Kenntniß der geographiſchen Lage des Kriegsſchauplatzes verlangen kann, ſo wie mir anderwärts grobe chronologiſche Schnitzer nicht ungeahndet nachgeſehen werden dürften.

Solchen gerechten Erwartungen Genüge zu leiſten, werde ich mich mit anhaltendem Fleiße bemühen, außerdem aber bitte ich meiner Phantaſie die freieſten Zügel zu vergönnen, ſintemal mir der Leſer es wenig Dank wiſſen möchte, wollte ich ihm geſchichtliche Excerpte liefern. Ich glaubte den gegenwärtigen Roman alſo einrichten zu müſſen, daß er ſelbſt denjenigen, welche ſeine Vorgängerin, die Theodora noch nicht geleſen haben, wenigſtens genießbar bleiben möchte, allein wem es darum zu thun iſt, den Geiſt des Ganzen zu erfaſſen, und für daſſelbige lebhaftes Intereſſe zu gewinnen, den muß ich dringend bitten, vorerſt die Bekanntſchaft des Leipziger Jungemägdleins zu machen oder zu erneuern.

Der Verfaſſer.

gen: Niemand [illegible]

Inhalts-Verzeichniß.

Seite
Zueignung. III
Einleitung und Ueberblick. V
Erſtes Kapitel. Marſch der Mainoten zum großen Freiheits-Kampfe. — Geſchichte des Freiherrn von Maltitz. — Traurige Nachrichten aus Patras. 3
Zweites Kapitel. Fortſetzung und Schluß der Maltitziſchen Lebensgeſchichte 34
Drittes Kapitel. Schlacht bei Varduni — Seltſames Triangelſyſtem — unſeliger Zweykampf 53
Viertes Kapitel. Abentheuer zur See — das Schiff der neuen Amazonen 110

Fünftes Kapitel. Große Verſchwörung der Hellenen in Conſtantinopel und deren Erfolge. — Der Held der Geſchichte erneuert, höchſt unerwartet. eine ehemalige Bekanntſchaft. 142

Sechſtes Kapitel. Des Helden merkwürdige Schickſale im Palaſte des Lord Cowardice. 168

Siebentes Kapitel. Flucht. — Ankunft auf Morea — neue merkwürdige Ereigniſſe daſelbſt. 204

Achtes Kapitel. Erfolgreicher Sturm auf Tripolizza — Greuelſcenen — die brennende Frohnveſte der Osmannen. 223

Tertullian Sarvathys
und des
Freiherrn von Maltitz
Waffenthaten.

Beyer

Erſtes Kapitel.

Marſch der Mainoten zum großen Freyheits-Kampfe. — Skizzirte Geſchichte des Freiherrn von Maltitz. — Traurige Nachrichten aus Patras.

Die hochſinnige Hetäria war hervorgetreten aus dem Reiche ihrer güldenen Träume; vieljährige Plane der neugriechiſchen Patrioten huben an allmählig zu reifen; das ſchmähliche, nicht länger mehr zu ertragende Joch des Osmannen abzuwerfen hatte Hellas beſchloſſen und zufällige Umſtände riefen die Loſung — ſie heißt: Sieg oder Tod! — vielleicht ein bischen nur zu früh in der Moldau und Wallachei in's Leben.

Kaum hatte die große Kunde den Peloponnes erreicht, da warfen die Moreaiten die läſtigen Maſken ab; voll flammenden Enthuſiasm griffen Alle zu den Waffen, und den erſten, kräftigſten Impuls gaben, hier wie immer, Spartas ſpäte Söhne, die hochherzigen Mainoten *), jene kriegeriſchen von dem halben Monde nimmermehr gänzlich überwundene Gebirgsländer.

Aus allen Winkeln ſuchten die übrigen Moreaiten noch die wenigen verroſteten Waffen zuſammen, da hatten Mainas wohlgeordnete und vortrefflich armirte Schaaren unter Anführung Tertullian Sarvathys, ihres jugendlichen Fürſten, und des deutſchen Freiherrn Maltitz, der ſich vorerſt bei ihnen eingebürgert hatte, bereits

---

*) Raffenel ſchreibt: Manioten; wir aber ziehen vor, der ältern Benennung treu zu bleiben.

des Landes Scheidewand, den rieſigen Taygetus überſtiegen.

Sonder große Anſtrengung wurde von den Mainoten ein, aus Tripolizza entſendeter türkiſcher Schlachthaufen geworfen und gänzlich zerſtreut; vorerſt nicht ferner gefährdet ſetzte Tertullian ſeinen Marſch über Miſiſtra, Kalamata nach Barduni fort, um ſich in letztgenanntem Orte mit der Hauptarmee des Fürſten Petros Mavrokordatos zu vereinigen, dem vor der Hand die Oberfeldherrnwürde über die würdigen Nachkömmlinge der alten Spartaner und Meſſenier auf Morea geworden war.

Man lebte im Monate April des Jahres 1821, und hemmten den fernern Marſch der Mainoten gleich türkiſche Waffen nicht mehr, hatten die wackern Hochländer des Peloponnes nichts deſtoweniger mit Schwierigkeiten bedeutſamer Art zu kämpfen.

Die Gegenden, durch welche man vorwärts, einem erhabenen Ziele zu, wanderte, waren durchgehends gebirgig, auch tief durchſchnitten, und hoch waren die Waldſtröme angewachſen, deren vier bis ſechs zu durchwaden man ſich beynahe jeden Tag gezwungen ſah.

Voll Feuereifer und von heißer Kampfesluſt durchdrungen [illegible]mochten Mainas kriegeriſche Colonnen [illegible]noch nur ungemein langſam ſich zu bewegen; indeſſen keines einzelnen Streiters Muth und Geduld konnten natürliche Schwierigkeiten beſiegen, man war gefaßt mit konſequenter Heldentugend künftigen Hinderniſſen viel bedeutſamerer Art zu trotzen.

Tertullian und an ſeiner Seite der edle Maltitz ritten ſtets an der Schlachtenhaufen Spitze, und jedes Ungemach theilten die wackern Männer mit dem gemeinſten Krieger in treuer Weiſe.

Während eines höchſt langſamen und langweiligen Marſches ſprach einſt der jugendliche Mainotenfürſt zu Maltitzen alſo: „Dir, beſter Freund! ſind meines Lebens Schickſale längſt ſchon genau bekannt geworden; wir hauſen nun viele Monden zuſammen, ich nenne dich Schwager — allein ſtets verſchloſſen, wie du nun einmal biſt, haſt du mir nimmermehr über deine frühere Lage befriedigende Aufſchlüſſe ertheilt, und dennoch muß ich geſtehen, daß ich ungemein neugierig bin, einmal im Zuſammenhange zu hören, wie es dir, edler Ritter! von deiner früheſten Jugend an ergangen ſeyn mag?"

„„Hm, erwiederte der Deutſche, ich wende gerade nicht gerne den Blick zurück, doch, wenn du es verlangſt, will ich dir meine Selbſtbiographie in wenigen Zügen darſtellen."" Tertullian bat dringend, es wolle der Ritter ſein Verſprechen zur Stelle erfüllen und Maltitz ließ ſich hierauf folgendermaßen vernehmen:

„Meine Mutter, eine gute, herrliche Frau, aber Schwärmerin in nicht geringem Grade, pflegte mir oft zu ſagen: ein ſchwarzer, mißgünſtiger Geiſt ſey an meiner Seite ins Leben getreten; ſeine düſtern Fittige hätten meine Wiege beſchattet und es würde mich des ſchauerlichen Geſpenſtes Einfluß verfolgen bis zum Grabe. Ich muß geſtehen, daß es mir während meines Erdenwallens oft genug vorkam, es ſeie meiner Mutter Ausſpruch mehr denn eitler ſchwermüthiger Traum geweſen, denn nimmermehr vermocht ich, mich den hehren Idealen, welche mein Buſen verſchleußt, auch von ferne nur zu nahen, mein reinſter Wille — ſtets wurde er verkannt, verhöhnt, betrogen.“ —

Maltitz ſchwieg nach dieſem kurzen Eingange, und mehr und mehr düſtern Reminiſcenzen ſich überlaſſend, ſtarrte er, in Selbſtvergeſſenheit, vor ſich hin. Eine lange Pauſe erfolgte, dann brach Sarvathy das Stillſchweigen in folgender Art:

„Schwach nur, mein theurer Freund! haſt du angehoben das Verſprechen zu erfüllen, indem du meine Neugierde jetzt geſteigert haſt, ſammele dich und lege die Geheimniſſe deines frühern Lebens, einigermaßen geordnet, in des Bruders Buſen nieder.“

„„Hm, antwortete der deutſche Ritter ſchnell gefaßt, mahnſt du mich doch an die Rezenſenten meines Vaterlandes — ſie heiſchen nun auch ſtrenge ſyſtematiſche Ordnung wieder; von Ey der Leda an fodern ſie den Introitus. — Wohlan es ſey! dir werde meine Geſchichte, alſo regelmäßig vorgetragen, als ich es im Stande bin.““

„„Ich bin, — ſo fieng Maltiz nun ſeine Erzählung an, die er ohne Unterbrechung verfolgte — der jüngſte von dreien Söhnen eines reichen deutſchen Edelmanns, der anſehnliche Rittergüter beſaß.

Mein Vater war ein Ehrenmann zwar, doch nichts deſtoweniger ein gar ſeltſamer Sonderling. Ihm wohnte hoher Adelſtolz bei, mit der Muttermilch ſchon hatte er ihn eingeſogen; indeſſen blieb er dennoch ein edler und geiſtvoller Mann, der auf großen Reiſen viele Erfahrungen und Kenntniſſe geſammelt hatte; ihm galten die Rechte der Menſchen heilig, er mochte deren natürliche Freiheit ungerne angetaſtet ſehen und das Streben, dieſe hochgeachtete Freiheit Aller, mit dem Feudalſyſteme zu vereinen, verwickelte ihn, in fürwahr höchſt ſeltſame Ideen und Träumereien.

Meine Mutter dagegen war bei einem Oheim erzogen worden, welcher der Roſenkreuzerei leidenſchaftlich ergeben, die Niece, ein ohnehin zur Schwermuth ſich hinneigendes Mädchen, in die Gefilde des düſtern Myſticism leitete und eine ungemein gelehrige Schülerin hatte der Mann gefunden.

In der That ein höchſt ſeltſames Ehepaar ſtellten meine Eltern dar; ſie liebten und achteten ſich wechſelweiſe ungemein hoch, allein jeder Theil wallte in fremdartigen Sphären.

Meine beiden ältern Brüder zeigten Anlagen gewöhnlicher, ja beinahe dürftiger Art. Der Vater ſendete die Knaben, ſchon in zartem Alter, nach der Reſidenz, den einen in die Pagerie, den andern in die adliche Ritterakademie.

Ich ſelbſt blieb zu Hauſe, des Vaters und der Mutter entſchiedener Liebling. Er glaubte in mir Talente höherer Art wahrzunehmen, und ſie die gute Schwärmerin ſah in ihrem Benjamin einen künftigen und würdigen Kandidaten jenes ſublimen

Neigens, dem ſie leidenſchaftlich zugethan war. Der Vater ſelbſt wurde mein eifriger Lehrer und viel verdanke ich dieſem Manne, viel mehr fürwahr, als jenes zweideutige Geſchenk: Leben genannt. Er unterrichtete mich in den Sprachen der Alten; er lehrte mich Univerſalgeſchichte, Mathematik und Philoſophie, und die raſchen, bedeutſamen Fortſchritte, die ich machte, entzückten den ehrlichen Greis.

Die Mutter dagegen unterhielt mich mit Viſionen und anmuthigen Schwärmereien und ich ſog mit Begier, ein pikantes, aber Sinneverwirrendes Gift ein, welches ſie mir keinesweges ſparſam reichte.

Mein Temperament, ein ſanguiniſch-choleriſches, entwickelte ſich früh und entſchieden; voll Feuer und Gier nahm ich jene Einflüſſe auf und tief zu haften huben ſie an. Der kluge Vater erzog mir Scharfſinn und ſich ſelbſtbewußte Denkkraft, die Mutter ſchärfte die glühendſte aller Phantaſien.

So wuchs ich auf und des Körpers Bildung blieb hinter der geiſtigen keinesweges zurück; ich ſtellte mich ein ſtarker, eiſenfeſter Jüngling dar und ſuchte in Leibes (Turn-) übungen ſchon frühe meinen Meiſter.

Nun hatte ich das ſechzehente Lebensjahr zurückgelegt; einem Berufe ſollte ich mich beſtimmen. Homers erhabene Helden hatten meine jugendliche Einbildungskraft mächtiglich aufgeregt, ich entſchied mich für den vaterländiſchen Dienſt der Wehre.

Mein Vater billigte den Entſchluß, ſprechend: „Zeuch' hin mit Gott, mein Sohn! denn ſeit Jahrhunderten ſchon blieben alle edle Maltitze dem Schwerte ergeben" — die weichere Mutter weinte viel und bitterlich, doch durfte ſie nicht widerſtreben.

Das Militär jenes kleinen Partikelchen des großen deutſchen Vaterlandes, dem ich angehörte, war dazumal noch dem Philiſterium in einem hohen Grade zugethan. Aus einem altadeligen Geſchlechte entſproſſen ſah ich mich zur Stelle als Offizier angeſtellt, ich, der Knabe, erhielt den Vorzug vor benarbten und verdienten Unteroffiziers, welche ſchon vor einem Jahrzehend auf dem Felde der Ehre geblutet hatten.

Das kleine Trüppchen, in dem ich nun diente, hatte während langer Waffenruhe das veraltete preuſſiſche Heldenthum zum Vorbilde ſich gewählt: Man maß täglich nach der Elle die Zöpfe, berechnete nach dem Zirkel die vorſchriftmäßige Entfernung der Fußſpitzen des Soldaten im Gliede, bläute die Rücken der Söldner ſyſtematiſch mit Haſelſtöcken und in ſothanen Kleinlich=

keiten beſtand in Summa Summarum der ſogenannte Dienſt.

Weit, ungemein weit blieben hier meine Ideale hinter der Wirklichkeit zurück; ich belachte ſothane Miſerabilitäten, und bekrittelte ſie in munterer Laune mit des Witzes ſchärfeſter Lauge. Solches Benehmen reizte den Zorn pedantiſcher Vorgeſetzten, man ſchalt mich einen Naſeweiß, ich wurde weidlich ſchickanirt und bekam einen harten Stand. Doch ließ ſich manche Unbill, mit einiger Philoſophie, leicht ertragen, der liebe Dienſt beſchäftigte während des ganzen Tages drei viertel Stunden kaum und mir blieb Muſe genug, den Wiſſenſchaften und eigener Anſchauung zu leben.

[illegible]

Jene Scene änderte ſich indeſſen unverſehens bald genug. Es entzündeten ſich große Völkerkriege, jede, ſelbſt die kleinſte Macht mußte Parthei ergreifen und jene, der ich angehörte, wandte ſich, klug genug, auf die Seite eines furchtbaren, den ganzen Erdenball bedrohenden Despoten.

Der Uſurpator übte mächtigen Impuls, ſein Wink galt ſtatt Befehls. Wie durch einen Zauberſchlag ſah man in unſerm Trüppchen Zöpfe, Stöcke, unzweckmäßige beengende Kleidung und andern Unſinn ſchwinden; die pedantiſche langſame Manoeuvrirkunſt voriger Jahrhunderte, mußte möglichſt leichten Bewegungen weichen, die Ehrbegierde des Kriegers wurde aufgeregt, man huldigte allerwärts dem tonangebenden Zeitgeiſte des verderblichen aber dennoch weiſen Tyrannen und nach Verlauf weniger Monden ſchon ſtellte ſich unſer kleines Heer gänzlich umwandelt dar.

Ich hatte mir bis jetzt in der neuen Sphäre ungemein gefallen, allein als man uns nun in die Reihen des Weltenunterdrückers ſtellte und nachdem wir uns gezwungen ſahen, gegen Brüder zu fechten, da empörte ſich mein deutſches Herz. Ich brachte zwar dem Vorurtheil Ehre das erheiſchte Opfer, und kämpfte tapfer in der Schlacht, allein ſchwiegen der Geſchütze Donner und beſchien die Abendſonne die blutigen, unzähligen, deutſchen Leichen, welche durch deutſche Waffen gefallen waren, dann vermochte ich nicht gerechtem Unmuthe zu gebieten, und laut, oft nur zu laut, ſprach ſich meine Indignation gegen Kameraden aus.

Der große Haufen folgt Gedankenlos der Sonne des Glückes, er prüft im gepanzerten Reigen weniger, denn in jedem andern Stande. Meine freimüthigen Aeußerungen wurden mißdeutet, die Obern waren mir nirgend hold, denn der ſelbſtdenkende Untergebene ſtellt ſich ihnen beinahe ein Greuel dar, ich wurde abermals verfolgt, gekränkt, zurückgeſetzt — Schurken und Dummköpfe ſah ich mir vorgezogen.

Jener Feldzug, der Vorläufer vieler folgenden Eroberungskämpfe, war zu Ende. Ich quittirte den Dienſt und ſuchte die Laren des väterlichen Hauſes, wieder den Schwärmereien der Mutter und den ſeltſamen koſmopolitiſch-feudaliſchen Grundſätzen des Vaters mein Ohr leihend. Allein mein unruhiger Geiſt dürſtete nach regem Wirken; Landwirthſchaftliche Thätigkeit vermochte mir nimmermehr Intereſſe abzugewinnen und mein feuriger Genius hub an, eigenthümliche Ideale zu ſchaffen und auszubilden; bald umfaßte ich mit Leidenſchaft und Seele die Muſe der Dichtkunſt. Der Myſticismus war bereits an der Tagesordnung und mit geheimer, unwiderſtehlicher Gewalt riß es mich zu dieſer Schule hin, aus ihr, ahnete mir, würde **Deutſchlands Wiedergeburt** in ſtrahlender Gloria dereinſt hervortreten.

Ich übergab einige meiner Produkte der Preſſe. Es waren erotiſche Auswüchſe einer zu ungebändigten, überſtrömenden Phantaſie, und wo ſie in ſothaner Fülle vorhanden, mangelt freilich beinahe immer des ältern, kältern und erfahrenern Gärtners gediegener Geſchmack, auch war ich, den zwar kleinlichen, dennoch nothwendigen ſogenannten Handwerkskniffen gänzlich entfremdet geblieben, und bald genug mußte ich dieſes Verſehen fühlen: der Recenſentenpack zerfleiſchte und zerriß wüthend und unbarmherzig mit ſeinen ſcharfen Krallen meine Erſtlinge, meine armen Kinder.

Beleidigte Eigenliebe fing nun an, Hohn und Menſchenhaß in meinen Buſen zu gießen, und ſie fanden fruchtbaren Boden. Ich ſchwang der ſcharfen Satyre tiefverwundende Geiſſel; weniger ſtreng werden Formen in ſothaner Sphäre beachtet, auch hatten mich bittere Erfahrungen bereits aufmerkſamer gemacht. Auf der nun betretenen profaneren Bahn lächelte mir Anfangs das Glück mehr denn einſt im ſublimen Reigen. Man geſtand mir Witz von allen Seiten zu, und häufig wurden meine nunmehrigen Schriften geleſen. Allein bald mußte ich die traurige Erfahrung machen, wie gewagt das Unternehmen iſt, dichte Schleier von menſchlicher Thorheit zu ziehen; leicht wird der beſonnene Satyrenſchreiber mit dem verworfenen Pasquillanten verwechſelt, die Sterblichen lieben nicht nackte Wahrheit *lange* zu ſchauen und nur der *Reiz der Neuheit* lohnt zuweilen ihre flüchtige Darſtellung; in der Folge traut man dem Mahler einen ſchlechten und niederträchtigen Charakter zu, wenn er voll Kühnheit fortfährt, *Schändlichkeiten*, zur Warnung beſſerer Seelen, zu enthüllen.

Keinesweges vermochte auch ich dem Looſe zu entgehen, welches von *Juvenal* an bis herab zu Swift, Liſkow und Rabener unausſchließlich die Satyre aller Zeiten und Nationen traf.

Edler Zwecke war ich mich bewußt; der unbeſtechliche Richter der eignen Bruſt ſprach mich frei — empört aufs Höchſte durch Urtheile und Meinungen, welche das theuerſte des Menſchen, meine Ehre nämlich verletzten, warf ich den Unheilbringenden Gänſekiel weit von mir, nach meinem ſtarken guten Schwerte wieder greifend.

Es war der Augenblick, in welchem Europas Aufmerkſamkeit nach Hiſpanien hin allein gerichtet blieb. Seit der Herrſchaft des Weltdeſpoten ſtellten die Spanier ſich als das erſte Volk dar, welches mit unerſchütterlicher Konſequenz ſeine Freiheit zu vertheidigen ernſte Miene machte und wie auch die Eltern widerrathen mochten, mein Entſchluß wankte nicht: In dem Reigen des Hochſinnes wollte ich fortan kämpfen und den Fremdlingen das höchſte der Güter erringen helfen.

Nach London begab ich mich nun, und nach Verlauf weniger Monden ſchon trug ich als Offizier die Feldzeichen Grosbrittaniſcher Macht. Bald darauf wurde ich nach Europas weſtlicher Halbinſel übergeſchifft und Wellingtons tapfern Schaaren einverleibt.

Im Kampfe gegen die verhaßten Knechte der Tyrannei erwachte mein Glaube an Menſchenwürde wieder, und ich geſtehe, daß ich in jenen Tagen oft bedauerte, nicht gebohrner Hiſpanier zu ſeyn.

Mavors ließ mich ſeine Tücke erkennen; in einem hitzigen Gefechte traf ein feindlich Stückchen Blei meine Bruſt, ich war ſchwer verwundet. Man brachte mich in ein Feldhoſpital, die äußere Wunde wurde zwar bald geheilt, allein anhaltender Bluthuſten drohte meinem Leben; und den

Rath vernünftiger Aerzte befolgend, kehrte ich mit einem leeren Transportſchiffe nach London zurück, um dort in Ruhe und fern vom Geräuſche der Waffen, meine Geneſung abzuwarten.

Glücklich erreichte ich Albions Hauptſtadt, allein mein Geſundheitszuſtand hatte während der Ueberfahrt ſich bedeutſam verſchlimmert und ich miethete mich nun in der einſamſten Gegend einer Vorſtadt bei einer alten Wittwe ein, wo ich unter ſorgſamer Pflege der berühmteſten Aerzte zu geneſen hoffte.

Nun beginne ich mich einer Epoche meines Lebens zu nahen, welche demſelben eine andere Richtung gab, und auf das ganze Seyn der Individualität einen entſchiedenen Einfluß behauptete."

* * *

Der Freiherr unterbrach hier ſeine Erzählung durch eine Pauſe. — Die Sonne verſank in Weſt, ihre letzten blutrothen Strahlen erleuchteten nur noch matt die Gebirge, welche zur Rechten der mainotiſchen Truppen ſich thürmten.

Man marſchirte bereits ſeit frühem Morgen; Krieger und Roß ſehnten ſich erſchöpft nach Labung und Ruhe, und Tertullian ſchaute umher, einen zur Lagerung ſeiner Haufen geſchickten Platz zu erſpähen. Plötzlich wandte ſich der Fürſt, alſo fragend, an den neben ihm reitenden deutſchen Ritter:

„Sieh doch, Maltitz! erhebt ſich dort vor uns, in geringer Ferne nur, nicht eine Staubwolke? —“

„Ganz recht, erwiederte der Freiherr, ich erblicke einen einzelnen Reiter, der im geſtreckten Galopp uns entgegen eilt.“

So war es auch; der Reiter langte nach etlichen Minuten ſchon bei dem Feldherrn an; er war vom Fürſten Maurovrokordatos an Tertullian abgeſendet und berichtete Folgendes: — doch, laſſen wir den neugriechiſchen Offizier ſelber ſprechen!

„Mein Herr, unſer aller Führer, — ſo hub der Adjutant an — entbietet dem Fürſten Sarvathy, dem Feldherrn der tapfern Mainoten ſeinen freundlichen Gruß, und läßt ihn durch mich unterrichten, er habe bereits bei Barduni eine feſte Stellung bezogen. Der große Tag iſt angebrochen, ganz Morea iſt unter Waffen; die Unſrigen verſammeln ſich Schaarenweiſe unter des edlen Maurokordatos heiligen Panieren, ein großer Theil der im Peloponnes gerade anweſenden Türken iſt getödtet, doch haben viele ſich in die feſten Caſtelle *) geworfen, und ein zahlreicher Hauſe

---

*) Raffenel in ſeiner „histoire des Evenements de la Grèce depuis les premiers troubles jusqu'à ce jour" ſagt: „Wenn

der Barbaren, dem es gelang ſich ſchnell zu ſammeln, ſteht uns bei **Barduni** gegenüber. Mein Herr, der Fürſt, hat beſchloſſen, dem Feinde ein Treffen anzubieten, denn alle **Osmanlis** auf **Morea** müſſen vertilgt werden, bevor ihnen Hülfe von Außen kömmt, allein der Fürſt fühlt ſich noch zu ſchwach den Angriff zu wagen, und läßt, edler Herr! Euch bitten, möglichſt die

---

man den **Peloponnes** durchreiſt, glaubt man ſich in die Zeiten des **Feudalſyſtems** zurück verſetzt; ſo groß iſt die Anzahl der Feſtungen und Caſtelle, welche die Gipfel der Felſen und Hügel bedecken. Dieſe Forts, ohne Kunſt in verſchiedenen Epochen der Vergangenheit angelegt, hatten urſprünglich den Zweck, die Bergbewohner, ſtets unlenkſam gegen das Joch der Zwingherrn, im Zaume zu halten. Die Paſchas unterhielten in dieſen Neſten kleine Beſatzungen, welche man jährlich verproviantirte.

Vereinigung Eurer Braven mit der Hauptarmee zu beſchleunigen."

„„Ich ſäume nicht, verſetzte Tertullian, wir haben heute eine lange Strecke zurückgelegt, und der Marſch war beſchwerlich, einige Stunden Ruhe muß ich den Leuten vergönnen, doch breche ich Morgen mit der Sonne auf und bald wird der edle Maurokordatos meine braven Schaaren ſchauen, wir alle bleiben feſt entſchloſſen, die Freiheit zu erringen oder zu ſterben. — Doch ſprecht, habt Ihr Mehreres noch zu verkünden?"" —

„Die Tyrannen, fuhr der Offizier redend fort, haben bereits angefangen, ſchreckliche Rache an einem unglücklichen Theile der Unſerigen zu nehmen. Das ſchöne Patras liegt in Staub und Aſche, zwei Drittheile der zahlreichen griechiſchen Einwohner ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts wurden unter furchtbaren Qualen dahin gemetzelt, und nur das letzte Drittheil rettete ſich mit den Waffen in der Hand unter Anführung ſeines Biſchofes, des würdigen Vaters Gervaſius."

Der Adjutant des Fürſten Maurokordatos hatte ſeine Sendung vollbracht und wurde ohne Zeitverluſt abgefertigt.

Die letzte Botſchaft über die bei Patras vorgefallene Greuelſcenen hatte des gefühlvollen jugendlichen Fürſten Sarvathy Herz mächtiglich angeregt. „Ach mein armes Volk! rief er, von edlem Schmerz bewegt, wehemüthig aus, wie viele deiner Söhne werden fallen, wie viele deiner Töchter geſchändet, wie viele Häuſer und Städte eingeäſchert werden, ehe wir das Ziel, das erhabene erreichen?"

Mit Faſſung erwiederte der deutſche Ritter: „„Wozu dieſe fruchtloſen Klagen, mein theureſter Freund!? — in der ganzen Nater entkeimt dem Tode nur das üppigſte Leben; als wir vom Rücken des rieſigen Taygetus hernieder ſtiegen, in dieſe Ebenen, ſahen wir nicht dazumal ſchon ein, daß durch bedeutſame Opfer allein nur die Freiheit deines großen Volkes würde erkauft werden können? — Laß uns das Unabwendbare mit männlichem Gleichmuthe ertragen und an blutige Rache nur denken; aus der Aſche dieſes Patras wird den hochſinnigen Hellenen ein ſtrahlender Phönix erſtehen, und auf dem Nacken der zertretenen Tyrannei wird das heilige Panier des geretteten Griechenlands wehen!"" —

Der Zug hatte unterdeſſen eine von allen Seiten militäriſch geſchützte Ebene erreicht. Maltitz machte auf den Platz aufmerkſam und Tertullian ließ halten, eine kurze Raſt hier ſeinen Kriegern zu geſtatten.

Bald loderten allerwärts helle Flammen, an denen die erſchöpften Söhne des Hochgebirgs die mitgebrachten Lebensmittel zum Genuß bereiteten. Auf einem kleinen Hügel, unter einem grünenden Olivenbaume, ſaßen, das Lager überſchauend, Maltitz und Tertullian.

Nach einer Pauſe hub der letztere wieder an: „den allgemeinen Aufſtand der ganzen Halbinſel müſſen wir unſern Truppen verkünden, die Nachricht wird ihrem ohnehin flammenden Enthuſiaſm neue Nahrung geben, allein rathe, mein Freund! ob es nicht beſſer, wenn wir das Unglück von Patras ihnen vorerſt verſchwiegen, die Trauerpoſt könnte der Krieger Gemüther mit Unruhe erfüllen, wohl gar den Muth beeinträchtigen?“

Voll edlen Eifers erwiederte der deutſche Ritter: „„Gerade das Gegentheil wird die Mittheilung des Ereigniſſes bewirken, ſie wird die gerechte Erbitterung der Griechen zur höchſten Potenz erheben. Wiederholt rufe du nur ihnen zu:

Die Schande Eurer Töchter ſchreit um Rache,
der Meuchelmord der Söhne ſchreit nach Blut.“"

Dieſer weiſe Rath des ſinnigen Freundes wurde befolgt; zur Stelle ließ Tertullian ſeinen Schaaren wörtlich die Bothſchaft verkünden, welche er durch den Oberfeldherrn Maurokordatos von Vardunia aus erhalten hatte, und der augenblickliche Erfolg beſtätigte Maltitzens Vorherſagung.

Plötzlich vergaßen die tapfern Mainoten Hunger und Ermüdung; das ganze Lager kam in die lebhafteſte Bewegung, das laute Rachegeſchrei der Lacädemonier erſchallte allerwärts und bis tief in die

Nacht tönten Rigas *), des griechiſchen Körners, ermuthigende Lieder; Kampf

---

*) Der bereits erwähnte M. E. D. Raffenel, K. Franz. Canſulatſekretaire in der Levante, Redakteur des orientaliſchen Zuſchauers und beſtimmt der vorzüglichſte und glaubwürdigſte unter allen Schriftnern, die bis jetzt über die Ereigniſſe in Griechenland geſchrieben haben, ſagt von dieſem Riga ungefähr folgendes:

„Unter den Griechen erhob ſich ein neuer Tyrtäus, Namens Riga, und dichtete Volksgeſänge, wodurch ſeine Landsleute aufs höchſte begeiſtert wurden. Er übertrug in ſeine Mutterſprache alle Nationalgeſänge, welche ehemals die Begeiſterung in Frankreich erzeugte. Bald wurden dieſe Gedichte voll Leben und Feuer faſt allgemein bekannt; die Großen des Fanals, denen Riga unvorſichtigerweiſe Abſchriften davon mitgetheilt hatte, verbreiteten ſie in Fülle in den Provinzen, und dieſe dithyrambiſchen Geſänge ſteiger-

und Türkenblut heiſchten Mainas Söhne mit Ungeſtüm, die edlen Führer, der deutſche Ritter und Sarvathy vergoſſen Thränen der Freude ob dieſes ſchönen, vielverſprechenden Geiſtes der Ihrigen,

ten den Enthuſiasmus der Griechen bis auf einen kaum glaubwürdigen Grad. Der Dichter flüchtete hierauf nach Wien, wo er ſich vor der Macht der Pforte geſichert glaubte. Die Türken wußten ſich nichts deſtoweniger des unglücklichen Sängers zu bemächtigen, er wurde nach Stambul geſchleppt und ſein Haupt fiel unter des Henkers Schwert. Man verſuchte die Verbreitung der Rigaſchen Muſe zu hemmen; aber ſo weit erſtreckte ſich nicht die Macht der Tyrannei. Sie wurden in unzähligen Abdrücken vervielfältiget und ihre Einwirkung vorzugsweiſe führte unvermerkt das griechiſche Volk auf den Punkt, wohin es gelangt iſt.

Zweites Kapitel.

Fortſetzung und Schluß der Maltitziſchen Lebensgeſchichte.

Mit dem früheſten Morgen verfolgte das wackere Mainoten=Heer am andern Tage ſeinen Marſch; Tertullian und Maltitz ritten wie gewöhnlich neben einander an der Spitze der Colonnen.

Bald genug foderte Fürſt Sarvathy den deutſchen Ritter auf, nun den geſtern verloren gegangenen Faden wieder aufzunehmen, und die angefangene Geſchichte zu vollenden.

Maltitz leiſtete dem Anſinnen Genüge und fuhr in ſeiner, des vorigen Tages durch die Ankunft des Maurokordatos'=

ſchen Abgeſandten unterbrochenen Erzählung folgendermaßen fort:

* * *

„Ich ſagte dir mein Freund! daß ich in Folge der erhaltenen Wunden ſehr kränklich nach London kam, um dort meine Geneſung abzuwarten und mich bei einer Wittwe eingemiethet hatte.

Die Frau war arm, aber gefühlvoll und rechtlich; ihr lebte eine einzige ſechzehnjährige Tochter, Namens: Angelika. Ungerührt hatten bisher mich die Reize des zarteren Geſchlechtes durchaus gelaſſen, ja ich galt ſtets für einen entſchiedenen Weiberfeind, allein um ſo mächtiger wirkte nun, einem Blitzſtrahle gleich, der Anblick des genannten Mädchens auf mein Herz.

Eine ſeltene Schönheit mußte ſelbſt dem eigenſinnigſten Kenner dieſe Angelika gelten. Ueberirdiſches Feuer ſtrahlte ihr großes dunkelbraunes Auge; Hoheit thronte auf der ſchönen Stirne; unter der bildlich, echt helleniſch geformten Naſe wölbten ſich die feinen Sammtlippen eines kleinen, kirſchrothen Mundes, welcher lieblich geöffnet, zwei Reihen der ſchönſten Perlenzähnchen zeigte und den Mund ſelbſt umgaben Züge, welche über das ganze Engelsantlitz einen unbeſchreiblich anmuthigen und rührenden Liebreiz verbreiteten.

Der Jungfrau langes, glatt geſcheiteltes Haar kam an Glanz und Farbe der Kaſtanie zunächſt; Wuchs und Haltung waren ſtolz und edel.

Neben ihren ausgezeichneten körperlichen Vorzügen zeigte Angelika ſolch' ſeltenen Scharfſinn und Witz, daß darob Jedermänniglich erſtaunte.

Ein alter Gemeinplatz behauptet: Es ſey die Liebe eine Tyrannin, deren eiſerner Scepter früher oder ſpäter jeder Sterbliche der Weiſe wie der Narr, ſich unterwerfen müſſe und ich glaube in der That, daß der Gemeinplatz eine hohe Wahrheit umfaßt.

Meiner zum wenigſten bemächtigte ſich eine Leidenſchaft von ſolch' heftiger Art, wie ich ſie nicht zu ſchildern fähig bin. Der Name Angelika blieb die Achſe, um welche all' meine Sinnen ſich drehte; ich liebte das Mädchen mit einer wilden Gluth, doch bei Gott könnte ich es beſchwören, meine Liebe war nicht rohe Sinnlichkeit, als eine echte Tochter Uraniens ſtellte ſie ſich dar.

Ich genaß von meinem Bruſtübel, aber eine tiefere Wunde hatte dagegen die junge reizende Brittin dem Herzen geſchlagen.

Keinesweges konnte oder wollte ich weder dem Mädchen noch deren Mutter meine Gefühle verhehlen; rechtlich und bieder blieben meine Abſichten. Die ehrliche Mutter hielt meine erwachte Neigung gegen ihre

Tochter für deren Glück, denn ich erklärte mich entſchloſſen, dieſelbe in der Folge zu ehelichen, und auch die junge, ſchöne Angelika ſchien mir in bezaubernder Unbefangenheit zugethan zu ſeyn.

Ich fühlte mich glücklich, wie ein Gott, doch nur kurze Zeit ſollte ich in jenen beſeligenden Höhen ſchweben. Bei näherer Bekanntſchaft entwickelte die Engländerin einen in der That, höchſt ſeltſamen und eigenthümlichen Charakter. Nie wohl konnten einem Weibe mehr Stolz und Launen aller Art angebohren ſeyn, als dieſer Angelika, ſie war ein eigentlicher, weiblicher Proteus, beſtimmt, wie ich glaube, die ganze Welt zu äffen.

In dieſer Stunde lag das Mädchen, ein anmuthiges Kind der Natur, an meiner Bruſt, ganz durchdrungen, dem Scheine nach, von reinen, ſüßen Gefühlen, doch in der nächſten Stunde darauf, zeigte daſſelbe

Mädchen wieder die ſprödeſte Kälte und den empörendſten Stolz und nicht ſelten höhnte ſie in ſolchen Augenblicken mit teufliſcher Luſt meine innige Liebe.

Ich hatte Angelikas Mutter, mit Aufopferung eines großen Theiles meines Vermögens dem Verderben entriſſen, die Tochter lohnte mir die That mit keinem freundlichen Worte, mit einem Blicke nicht einmal. Die launige, junge Brittin war eitel; ein koſtbares Kleid, ein Stückchen Schmuck oder dergleichen ihr von mir zuweilen überreichte Kleinigkeiten vermochten die Wankelmüthige für den Moment hoch zu entzünden, ſie warf ſich in des Gebers Arme und ſpendete glühende Küſſe der ſcheinbar feurigſten Liebe, allein oft noch an demſelben Tage wurden dieſe Geſchenke, ohne daß auch nur einmal davon Gebrauch gemacht worden wäre, verächtlich in den Staub getreten, und mich traf dann, nicht ſelten, noch überdieß der Spott des launigſten Mädchens.

Du wirſt dich, mein theurer Tertullian! — ſo fuhr Maltitz erzählend fort, mit Recht darüber wundern, daß ein alſo geartetes Geſchöpf mich anhaltend feſſeln konnte, und doch war dem alſo, denn Amor iſt ein verkappter Knabe, welcher nimmermehr klar zu ſchauen vermag, und nur für Angelika's Vorzüge und blendende Schönheit hatte ich Augen, ihre bedeutſamen Fehler, alle jene vielfältigen Züge, welche nicht das beſte Herz und Anlage zur einſtigen Verworfenheit ſogar verriethen, giengen mir verloren. Ich ſchob alles auf des Mädchens Jugend und eine etwas mangelhafte Erziehung, doch von ſeinem glänzenden Verſtande glaubte ich hoffen zu dürfen, es würde mir leicht gelingen, die Jungfrau, wenn ſie nur erſt meine Gattin hieße, nach Belieben umzuwandeln, Ich hatte geirrt. Angelikas wildes Temperament und eigenthümlicher Charakter zogen ſie mit entſchiedener Gewalt zur Ueppigkeit, Wolluſt, Verſchwendung und Herrſchſucht hin. Sie war klug genug zu durchſchauen, daß ſie als eine Gattin die momentane Gewalt, die ſie jetzt über mich übte, bald verlieren und mit Konſequenz in Schranken ſittlicher Ordnung erhalten werden dürfte. Sothane Ausſichten beleidigten das ſtolze Mädchen und widerſtrebten geradezu ſeinen angebohrnen Leidenſchaften; es wurde mir abgeneigt, und zeigte nun von Tag zu Tag unumwundener einen entſchiedenen Widerwillen gegen meine Perſon; nicht meine tiefe Trauer, nicht mein ſich ſichtbar darſtellender Schmerz, noch die Bitten und Vorſtellungen der wackren, alten Mutter vermochten das verdorbene Herz der Sirene zu erweichen.

Angelikas üppige und jugendliche Reize hatten die Sinnlichkeit eines reichen, jungen Lords entflammt, er bewarb ſich in Geheim um der aufblühenden, ſchönen Jungfrau Gunſt und es gelang ihm die ſtolze Leichtſinnige zu bethören. Die Elende ging ſo weit, ſich von dem Manne ihrer unglücklichen Wahl entführen zu laſſen, indem ſie dem Looſe, eines rechtlichen Mannes Gattin zu werden, die Schmach ſich einem reichen Wüſtlinge als Kebsweib zu ergeben, vorzog.

Alſo ſchrecklich ſah ſich meine erſte, die glühende Liebe der Jugend betrogen. Angelikas ehrliche, alte Mutter tödtete der Gram; ich ſchäumte Wuth und ſchwur ſowohl der Treuloſen als auch ihrem ſchändlichen Verführer blutige Rache; ich war ihnen zur Stelle nachgereiſet, allein, die Entflohenen durch die Gebirge und einſamſten Schlupfwinkel Schottlands allerwärts verfolgend, war ich nimmermehr ſo glücklich ſie je zu erreichen, ja am Ende verlor ich die Spur ganz und gar, es mußte ſich das Paar irgendwo eingeſchifft haben und alſo war es meinem Racheſtahl glücklich entkommen. Mein furchtbarer Zorn war ein ohnmächtiger nur geweſen. Menſchenhaß der höchſten Art entkeimte durch dieſes Ereigniß in meiner verwundeten Bruſt, die verhängnißvolleſten Kataſtrophen der Zeit vermochten ſofort nicht mehr mich anzuregen; für meines Herzens ſchwere Leiden hatte ich allein noch Seyn und Leben.

Ich verließ die engliſchen Kriegsdienſte und kehrte zum andernmale nach Deutſchland ins väterliche Haus zurück.

Der Zuſtand, in welchem ich die Heimath fand, war wenig geeignet mich zu erheitern. Hermanns hochherzige Söhne ſchmachteten noch immer in der Sclaverei entehrenden Feſſeln; mein edler, guter Vater war vor kurzer Zeit erſt geſtorben! ſchwarze Melancholie hatte ſich der ſchwärmeriſchen Seele der armen Mutter bemächtiget, ſie verſchloß ſich tagelang in ihr einſames Gemach, die Aerzte äußerten Beſorgniß, es möchte der Dame Krankheit in förmlichen Wahnſinn am Ende noch übergehen.

Auch ich ſelbſt wurde bedeutſam krank und nach vielen Monden mit Mühe geneſen, überließ ich mich auf der Burg der Väter geraume Zeit einer unempfindlichen Geiſteslethargie. Phyſiſche und pſychiſche Leiden im Verein hatten beigetragen, meinen kühnen Muth zu lähmen, ich vegetirte mehr, als ich lebte.

Unvorhergeſehene Ereigniſſe rüttelten endlich ganz Deutſchland und auch mich aus einem tiefen Schlummer auf.

Die furchtbaren Legionen des alles verſchlingenden Weltdeſpoten hatten im Lande der Reuſſen ein eiſiges Grab gefunden; die hehre Teutonia war erwacht! — Nach langem Beſinnen hielt es endlich auch das kleine Ländchen, dem ich angehörte, dennoch für gut, ſich der allgemeinen großen Sache anzuſchließen und herrliche Hoffnungen entkeimten dem geſammten deutſchen Staatenkörper. Zum Kampfe auf Tod und Leben riefen die Fürſten ihre Völker nun auf; Freiheit in der Form beſonnener Konſtitutionen war der verheißene, lockende Lohn, welcher feurige, für Hohes empfängliche deutſche Jugend in das Schlachtfeld führte und wie Helden kämpfen ließ.

Muth und neue Kraft erwachten auch in meiner Bruſt. Ich hielt es für kleinlich und keines rechten deutſchen Mannes werth, in einer Epoche, wie die nunmehrige, ſich ferner noch durch individuelle Verhältniſſe darnieder beugen zu laſſen. Gewaltſam raffte ich mich zuſammen. Erhoben durch patriotiſche Begeiſterung ſchloß ich mich dem heiligen Reihen an und wurde als Offizier bei einem alten, braven Reuterregimente angeſtellt.

Zufall und Glück, mein wackerer Tertullian ließen mich am 27. Auguſt 1813, als du in der Armee der Reuſſen noch dienteſt, im Elbthale bei Dresden dein Leben retten, doch glaube mir, — ein Bramarbas bin ich wahrlich nicht, — es war jene eine der geringſten Waffenthaten, welche ich in den Feldzügen des großen Freiheitskampfes vollbrachte.

Bald darauf zu einem andern Kavallerieregimente verſetzt, gelang es meiner Beſonnenheit in einer hitzigen Schlacht, als bereits die meiſten Offiziere unſerer Schaar gefallen waren, die Reſte des Regiments annoch zu retten; ein andermal entriß ich einen alten verdienten General den Händen des Feindes. Wahr iſt es, ich erfüllte durch ſothane Handlungen nur heilige Pflichten, allein ein neues bitteres Gefühl goß es deſſenungeachtet dennoch in meine Bruſt, als eine Menge ehemaliger leichtfüßiger Hofſchranzen, die ſich in glänzende Generalſtabsuniformen geſteckt hatten, mit Orden und Kreuzen aller Art im eigentlichſten Sinne des Wortes überſchüttet wurden, indeß nicht einmal meines Namens Erwähnung geſchah. Jene glänzenden Herren waren, während des Getümmels der Schlacht, nimmermehr zu ſchauen geweſen, allein ſchwiegen große und kleine Geſchütze, und drohten die Schwerter der Feinde nicht ferner, dann ſprengten ſie allerdings mit wichtigen Mienen, flatternden Federbüſchen und fliegenden Feldbinden, voll ſtrengen Amtseifers, auf den Gefilden des Todes umher, in die Kreuz und in die Quere.

Ich vermochte ſpäter nur mit Lächeln die großen beſternten Helden anzublicken, mein Selbſtbewußtſeyn lohnte mich mehr, als farbige Bänder es vermocht hätten, und man muß in meinem Vaterlande ſich an dergleichen Erſcheinungen ſchon gewöhnen lernen, denn von Alters her iſt man dort gewöhnt, Scheinverdienſte auszuzeichnen, während das wahre und eigentliche, welches beinahe ſtets verſchmäht ſich hervorzudrängen, gewöhnlich überſehen wird.

Fremde Tyrannei wurde in Staub getreten; ſie erhob noch einmal ihr Haupt und wurde gänzlich zernichtet. Endlich ſchienen Friede und anhaltende Ruhe erkämpft, die Dichter ſangen von den glücklichen Zeiten, welche jetzt nahen ſollten, und es ſtellte ſich der Fall ein, daß ſelbſt kalte und beſonnene Männer dieſesmal den Poeten aufs Wort glaubten; hatten doch die Mächtigſten ihr heiliges Wort verpfändet.

Erſchöpfte Bürger und redliche Ackerbauer athmeten leichter, urſprüngliche Rechte der Menſchheit ſollten ihnen wieder gegeben, dieſe Rechte ſollten durch weiſe Männer aus ihrer eignen Mitte vertreten und geſchützt werden, allein es ergeht den ſchönſten Hoffnungen ganzer Nationen häufig ſo, wie jenen einzelnen Sterblichen — ſie bleiben nämlich unerfüllt.

Ich ſah mir dieſes Alles ſo mit an und verzweifelte an der Freiheit und dem Glücke meines Vaterlandes; ſeine Blüthezeit will noch nicht reifen, vielleicht werden unſerer Kinder Nachkommen ſie einſt ſehen. Unmuthig und mit der Welt zerfallen, — alſo eilte der deutſche Ritter der Beendigung ſeiner Selbſtbiographie nun zu — beſchloß ich zu reiſen. Ich übergab meine noch immer ſehr geiſteskranke Mutter der Sorgfalt meiner zwei ältern Brüder, welche beide indeſſen zu bedeutſamen Staatsämtern gelangt waren, raffte die Reſte meines Vermögens zuſammen, und beſchloß durch weite Reiſen mich vorerſt zu zerſtreuen und neue Erfahrungen zu ſammeln.

In Trieſt angelangt traf ich dich, mein theurer Tertullian, wieder und du weißt, wie es mir ſeitdem erging. — Eine ſanft erwärmende Flamme erglimmte in deinem Vaterlande in meinem Buſen; eine herzliche Zuneigung feſſelte mich mehr und mehr an deine Schweſter, die edle Sophie, und ſie wurde endlich mein Weib. Zu ihrem und meinem Beſten ließ ich die Gattin nie ahnden, daß ich je ſchon geliebt, allein Bruder! glaube mir, jene erſte Liebe ſchlug eine Wunde, welche nimmermehr ganz vernarbt und der leiſeſte Anklang läßt ſie von Neuem bluten — dieſe ſchmerzhafte Wunde.“

Der deutſche Ritter machte bei dieſen Worten, krampfhaft und wehmüthig lächelnd, eine unwillkührliche Bewegung mit der Rechten nach der Gegend des Herzens hin und — ſchwieg. Eine lange Pauſe erfolgte; beide mainetiſche Feldherrn trabten, in tiefen Gedanken verſunken, neben einander hin, endlich ſprach Sarvathy:

„Sage, lieber Maltitz! was du willſt, deine Landsleute, die Deutſchen, ſind ſeit wenigen Jahren dennoch bedeutſam und in jeder Rückſicht vorwärts geſchritten; den höchſten Punkt erreicht man miteinemmale nicht! dir wurde freilich nicht gut mitgeſpielt, darum ſchauſt du durch mißfarbige Brillen, auch biſt und bleibſt du ein ausgezeichnetes Genie und ein ſolches fühlt ſich wohl nur ſelten glücklich, denn Genie erweckt allerwärts die Tücke und den Neid ſchlechter und ſchwacher Menſchen; nur zu oft ſchwelgt der

Dummkopf im Ueberfluſſe, wenn der Genius, zurückgeſetzt und verfolgt, ſich endlich in den düſtern Gefilden des Menſchenhaſſes verliert, und am beneidenswertheſten bleibt am Ende der harmloſe Sohn der Natur bei ſeiner Unbefangenheit und beſchränkten Geiſtesbildung, den Niemand kennt und deſſen Name der Liebe ſüße Lippen allein nur nennen."

„„Möglich, daß du Recht haſt,"" erwiederte Maltitz kalt, indem er nun das Geſpräch auf andere Gegenſtände leitete.

Man legte auch an dieſem Tage einen langen Marſch zurück, und erreichte ſpät am Abend, ohne weitere Abentheuer beſtanden zu haben, einen zur Lagerung bequemen Platz.

Drittes Kapitel.

Schlacht bei Wardunt *) — Seltſames Triangelſyſtem **) — unſeliger Zweikampf.

Bald genug erreichten unſere edle Freiheitshelden, **Maltitz** und **Tertullian**

---

*) Wenn von der Schlacht bei **Wardunt** nie in öffentlichen Blättern Meldung geſchah, ſo bleibt dieſes keinesweges meine Schuld, denn es ſind biſher noch gar viele der wichtigſten, auf **Morea** vorgefallenen Begebenheiten nicht zur Kunde des deutſchen Publikums gekommen.

) Ich geſtehe gerne ein, daß ein kleiner Theil dieſes Kapitels wenig geeignet iſt, das **ſchöne Geſchlecht zu intereſſiren, allein wenn ich mich ſchon **unter die**

mit ihren wackren Mainoten die Stelle unſern Barduni, wo ſich der Fürſt Maurokordatos mit ſeinem Heere gelagert hatte. Dieſes Heer beſtand aus ungefähr 12,000 jungen, rüſtigen Griechen, größtentheils Aetoliern, denen Sarvathys 8,000 tapfere und wohlbewaffnete Hochländer eine willkommene Verſtärkung kamen; unter ungeſtümem Jubel ging die Vereinigung der beyden Heere von Statten.

Drei tapfere und als ehemalige franzöſiſche und ruſſiſche Stabsoffiziere bewährte Männer, ſie nannten ſich: Ehry-

---

galanten Autoren zähle, ſo liegt es anderwärts auch in meiner Weiſe ſtets Stellen einzuſchalten, welche geeignet ſind, die Aufmerkſamkeit denkender Männer anzuſprechen und ich erſuche daher meine anmuthigen Leſerinnen die angeregte Stelle zu überſpringen, oder flüchtig zu durchblättern.

ſophatos, Odyſſeus und Andruzzo, befehligten als Unteranführer unter Maurokordatos das Heer der Aetolier, allein außerdem befand ſich die Stammarmee des Fürſten eben nicht in der beſten Verfaſſung. Nur wenige der Soldaten hatten Flinten und dieſe ſeltenen Feuergewehre waren durchaus von zu kleinem Caliber für den Kampf, auch fehlte es an Munition ganz und gar. Die übrigens auch ungemein dürftig gekleideten Aetolier waren größtentheils lediglich mit Lanzen und kurzen türkiſchen Säbeln (Jatagans) bewaffnet und die ganze Truppe beſtand nur aus Infanterie, gegen welche ſich die herrlich armirte, mit einer kleinen Kavallerie und ſelbſt etlichen Kanonen verſehene Schaar der Mainoten nur um ſo ſtattlicher ausnahm.

Fürſt Maurokordatos theilte ſein nun im Ganzen 20,000 Mann ſtarkes Heer in drei gleiche, geregelte Diviſionen und in einen kleinern beſondern Haufen. Er ſelbſt befehligte das Centrum; Odyſſeus erhielt das Kommando über den rechten und die Mainoten bildeten, unter ihrem Fürſten Sarvathy, den linken Flügel.

Die Führung jenes beſondern kleinern Korps, größtentheils aus dem Kern der mainotiſchen Kavallerie zuſammengeſetzt ward dem deutſchen Freiherrn von Maltitz anvertraut, und dieſe fliegende Schaar blieb theils zur Ausführung außerordentlicher Coups, ſo wie auch dazu beſtimmt, in der Feldſchlacht, auf einzelnen Punkten, wo die Linie der Hauptmacht ſchwer bedrängt werden dürfte, ſchleunige Hülfe zu leiſten.

Der griechiſchen Armee gegenüber, mit dieſer in ſo ziemlich gleicher Stärke, ſtand jene der Osmannen. Zu verkennen war nicht, daß die militäriſche Stellung der Türken ein bedeutſames

Uebergewicht über die der Hellenen behauptete; offenbar und in einem hohen Grade beſaßen die erſtern die ſogenannten Vortheile des Terrains.

Auf dem Rücken einer langen, ſteilen Höhe breiteten ſich die Reihen der Muhamedaner aus; in ihrem Centrum befand ſich die von ihnen verſchanzte Stadt Barduni; ihr rechter Flügel lehnte ſich an das feſte, mit Artillerie wohl verſehene Caſtell Vanizzub, und ihren linken Flügel deckte ein Sumpf. Die Griechen dagegen ſtanden unten im Thale, und kein natürlich noch künſtlich-feſtes Object deckte ihre Flanken; nirgend zeigte ſich ein Anhaltpunkt.

Seit etlichen Wochen ſchon hatten die Heere unthätig einander gegenüber geſtanden. Die Türken, des Uebergewichtes ihrer Stellung ſich bewußt, begnügten ſich dieſelbe zu behaupten, hoffend, eine Flotte von Konſtantinopel werde ihnen bald anſehnliche Verſtärkung zuführen, in deren Vereinigung es ihnen dann ein leichtes werden dürfte, den empörten Peloponnes ſchnell zu unterwerfen und die ſogenannten Rebellen mit furchtbarer Strenge zu züchtigen.

Dagegen ſah Fürſt Maurokordatos, ein weiſer und beſonnener Greis, wohl ein, daß es Tollkühnheit geweſen wäre, mit ſeinem Haufen ſchlecht bewaffneter und kriegsungewohnter Aetolier einen Hauptangriff auf der Feinde feſte Stellung zu wagen, doch nachdem ſich nun das bei weitem vorzüglichere Heer der Mainoten bei ſeinen Fahnen eingefunden hatte, beſchloß der Oberfeldherr vorerſt einen Kriegsrath zu verſammeln.

Fürſt Sarvathy, Freiherr von Maltitz, dann die griechiſchen Untergenerale Chryſophatos, Odyſſeus, Andruzzo, Koloktroni, auch ein ehemaliger ruſſiſcher Major, und ein gewiſſer Pozzonita wurden zu dem Kriegsrathe berufen.

Ein weitläufiger Vortrag wäre hier unnöthig geweſen, alle Generale kannten die Lage der Dinge genau, allein auch alle vereinigten ſich nur in einer Meinung, welche dahin ging, man müſſe die Stimmung der Truppen nutzen, und ohne Zeitverluſt die feſte Stellung der Feinde angreifen, denn dieſe Feinde zu zernichten, bevor aus dem Archipelagus eine große Flotte zu ihrer Unterſtützung heranſchwimmen würde, dieſes bleibe unerläßliche Bedingung, welche um jeden Preis zu erfüllen man trachten müſſe.

Der edle Maurokorbatos, des Kriegsrathes Vorſitzer, hatte bis jetzt geſchwiegen, doch nun erhob auch er ſeine Stimme:

„Meine theuren Freunde! — ſprach der würdige Mann — Ihr alle ſeyd feurige, junge Krieger, ich lobe und bewundere Euren Muth, doch leihet nun auch kalter Ueberlegung und vieljähriger Erfahrung ein geneigtes Ohr. Wir, ein großes, Jahrhunderte lang unterdrücktes, Volk, vermochten nicht länger die empörende Intoleranz und das uns von den Tyrannen aufgelegte ſchreckliche Joch zu tragen; des angeſtammten Werthes bewußt griffen wir zu den Waffen.

Doch, wir ſind Chriſten, wir müſſen vor Allem daran denken, unſerer Sache die Stimme der civiliſirten Welt zu gewinnen; uns kömmt es zu, Hochſinn zu zeigen und die Barbaren zu beſchämen, darum geht mein Rath dahin: jetzt dem uns gegenüber ſtehenden Feinde Friede, Sicherheit des Eigenthums und der Perſon, Freiheit des Cultus und Gleichheit vor dem Geſetze anzubieten, aber nur auf den Fall, wenn die im Peloponnes lebenden Türken ſich entſchließen werden, unſere Oberherrſchaft auf Morea anzuerkennen und wie Brüder mit den chriſtlichen Heeren des Landes in Eintracht zu verkehren. —"

„„Wo denkt Ihr hin, edler Fürſt! rief hier Tertullian lebhaft aus, wollt Ihr ſelbſt unſern gewiſſen Untergang ſyſtematiſch bereiten? — Wann hätten die Barbaren je uns Treue gehalten? Sie werden, um Zeit zu gewinnen, eingehen, was Ihr wollt, ihre Macht bleibt ungeſchwächt und ſo wie nur die gefürchtete Flotte an dieſen Küſten landet, werden ſie alle ſich gegen uns vereinigen und ihr entſchiedenes Uebergewicht wird uns ſicher dann erdrücken."" —

Die andern Generale ſtimmten dem Mainotenfürſten bei; Maurokordatos aber ließ ſich zum Zweitenmale alſo vernehmen:

„Freunde! wahrhaft Ihr urtheilt zu raſch, beſſer als Ihr alle glaube ich die Barbaren zu kennen. Nimmermehr werden Stolz, Fanatismus, Uebermuth und Mangel an Klugheit dieſen Türken erlauben, unſere Vorſchläge anzunehmen und wir haben dann, ohne Opfer, in der Meinung der Welt bedeutſam gewonnen; laßt mich nur den Verſuch wenigſtens machen, fällt die Sache anders aus, als ich glaube, ſind die Hände uns ja durch eine überhauptige Unterhandlung noch immer nicht gebunden und ich verſpreche für dieſen Fall, ohne Eure ausdrückliche Zuſtimmung, nichts weiteres zu unternehmen.“

Die Generale vermochten dieſem in der That ſehr fein durchdachten Vorſchlage, nichts triftiges entgegen zu ſtellen, ſie bewilligten den angeregten Verſuch und noch an demſelben Tage wurde ein edler Nekolier mit Friedensvorſchlägen, in der oben angegebenen Art, als Parlamentair, hinüber ins Feldlager der Osmannen geſendet. — Der Unglückliche! in einem bemitleidungswerthen Zuſtande kehrte er nach Verlauf weniger Stunden zu den Seinen zurück; Naſe und Ohren hatten ihm die Barbaren abgeſchnitten, auch brachte er die Kunde mit, die Türken hatten alle noch in Varbuni vorhanden geweſene Griechen auf die grauſamſte Weiſe ermordet.

Dieſe Nachricht und der entſetzliche Anblick des verſtümmelten, edlen Nekoliers verſetzte die ganze vereinigte Armee der Hellenen in die höchſte Wuth; ihr ſchreckliches und lautes Rachegeſchrei erfüllte die Lüfte und ungeſtüm foderten die Krieger, in den Kampf, auf Leben und Tod, gegen den Feind geführt zu werden.

Jetzt erſt gab der beſonnene Maurokordatos dem Drängen ſeiner Generale nach; er beſchloß den Alles verſprechenden Geiſt der Armee zu nützen und ſchon auf den folgenden Tag wurde ein allgemeiner Angriff auf die feſte Stellung der Türken angeordnet.

Schnell war die Diſpoſition zur vorhabenden Schlacht entworfen, im Weſentlichen geſtaltete ſich der Plan alſo: Dem Oberfeldherrn war zuverläſſig bekannt geworden, daß der Feind aus Nachläſſigkeit und ſtrategiſcher Unkunde, ein tiefes und bedeutſames Defilé in ſeinem eigenen Rücken zu beſetzen unterlaſſen hatte. Nun ſollte der deutſche Ritter Maltitz mit ſeiner freien, fliegenden Schaar nach Einbruch der Nacht ſich in Marſch ſetzen, in einem weiten Bogen das Caſtell Vanizzub und den rechten Flügel des Feindes umgehen und von hinten ſofort das erwähnte Defilé im Rücken der Türken beſetzen.

Mit der Sonne erſten Strahlen ſollte dagegen der Fürſt Sarvathy mit ſeinen Mainoten, einen raſchen und wüthenden Angriff auf den rechten Flügel der Feinde beginnen, denſelben zu werfen und das Caſtell Vanizzub durch einen coup de main zu nehmen ſuchen. Wäre dieſer Angriff vollführt, ſo wollte Maurokordatos mit dem Centrum und der Hälfte ſeines rechten Flügels gegen die vom Feinde beſetzten Höhen anſtürmen und mit den Mainoten vereint die Osmannen um jeden, wenn auch noch ſo theuren Preis, zum Weichen zu bringen ſuchen; im entſcheidendſten Augenblicke endlich ſollte Maltitz, ein deus ex machina, mit der Reiterei aus ſeinem Hinterhalte hervorbrechen, den Feind mit Nachdruck im Rücken faſſen und auf dieſe Weiſe deſſen gänzliche Niederlage vollenden helfen.

Ein Theil des helleniſchen rechten Flügels war beſtimmt, als Reſerve in der Ebene zurück zu bleiben.

Sachkenner werden eingeſtehen, daß ſothaner Operationsplan nicht ohne Umſicht entworfen ſchien.

Des deutſchen Freiherrn nächtliches Manoeuvre gelang, und als der öſtliche Horizont ſich nur kaum zu röthen begann, da ſtürzten die muthigen Mainoten, ihrem hochherzigen jugendlichen Fürſten folgend, bereits einem wilden Sturme gleich, ins Lager der Feinde.

Die Beſatzung des Caſtells Vanizzub war auf ihrer Huth geweſen, und der Verſuch das Fort zu überrumpeln mißlang, allein die tapfern Mainoten achteten nicht des verheerenden Kanonenfeuers von den Wällen der Feſtung und warfen ſich ohne

Zeitverluſt auf der Türken rechten Flügel. Dieſe waren nichts weniger als ſolch' eines plötzlichen und kühnen Ueberfalles gewärtig geweſen; ſie fanden nicht mehr Zeit ſich zu ſammeln, und in gehörige Schlachtordnung zu ſtellen, der Ungeſtüm und die Wuth der Mainoten zeigten ſich grenzenlos, und der feindliche rechte Flügel gerieth nach einem kurzen Widerſtand in Unordnung, welche ſich endlich in eine übereilte und wilde Flucht auflöſte.

Indeſſen waren die übrigen unangegriffen gebliebenen Korps der Osmannen unter die Waffen getreten, allein die alle Beſinnung verlierenden Flüchtlinge des rechten Flügels warfen ſich gerade auf das geordnete Centrum der Ihrigen und drohten auch dieſes zu verwirren, daher der dort kommandirende Nim-Paſcha, ein beſonnener Anführer, für gerathen hielt, ſich vorerſt, um nur Ordnung zu halten, eine ziemliche Strecke zurückzuziehen.

Die wüthenden Mainoten folgten den Ausreißern des von ihnen in die Flucht geſchlagenen rechten Flügels auf den Ferſen und der unter Tertullian befehligende helleniſche General Kolokkreni bemächtigte ſich an der Spitze eines Haufens verwegener Mainoten durch einen unerhört tollkühnen coup de main der ſchwach befeſtigten und bemannten Stadt Varbuni.

Kaum wurde Fürſt Maurokordatos dieſes unten im Thale gewahr, da glaubte er, und zwar mit vollem Rechte, nun ſey der Augenblick, eine Entſcheidung der Schlacht raſch herbeizuführen, gekommen; der edle Greis gab das Zeichen, die Hörner ertönten und das Centrum ſo wie die Hälfte des helleniſchen rechten Flügels ſtürmten die Höhen hinan, dem Feinde entgegen. Hätten die Aetolier mit den wackern Mainoten gleiche Waffenkunde und denſelben hochflammenden, jede Todesgefahr verachtenden Muth getheilt, fürwahr — die Niederlage der Barbaren wären entſchieden geweſen.

Allein jene Völker waren, wie ſchon oben bemerkt wurde, ſchlecht bewaffnet und — was noch bei weitem ſchlimmer ſich darſtellte — ſie verſtanden ſelbſt dieſen dürftigen Waffen-Gebrauch nicht, denn ſie konnten als förmliche Neulinge im Kriegshandwerke gelten.

Das durch ehemalige engliſche Offiziere ſehr zweckmäßig geleitete Feuer der türkiſchen Feld-Artillerie brachte daher die ätoliſchen Reigen gleich anfangs in Unordnung, und bald darauf bemächtigte ſich ihrer ein paniſcher Schreck in ſolch hohem Grade, daß ſie in ſchrecklicherer Unordnung, denn vorhin der Türken rechter Flügel, ihr Heil nun ebenfalls in der Flucht ſuchten.

Alle Anſtrengungen der Feldherren, die Entmuthigten zum Stehen zu bringen, blieben verlorenes Mühen; die Stimmen der Offiziere verhalleten unbeachtet in der Luft.

Die Rache ſchnaubender Osmannen unterließen nicht den traurigen Fall ſich zu Nutzen zu machen, ſie ſtürzten mit ihrem furchtbaren Allah-Geſchrei herbei und die Spahis hieben Aetolier dem Hundert nach in Stücken; der zerſtäubt geweſene türkiſche rechte Flügel hatte ſich indeſſen auch wieder geſammelt und hielt nun, von beſſerm Muthe beſeelt, durch einen ſehr lebhaften Angriff den Fürſten Sarvathy ab, mit ſeinen mainotiſchen Helden den unglücklichen und ſchwer bedrängten ätoliſchen Bundestruppen zu Hülfe zu eilen.

Wahrlich, leicht konnte es in dieſem Momente um die ganze helleniſche Armee geſchehen ſeyn, wäre nicht Maltitz, gleich des Sturmes wildem Wehen, mit ſeiner kräftigen, geſchloſſenen Reiterſchaar aus dem Schlupfwinkel hervor, den jubelnden Türken in den Rücken gefallen. Dieſe hatten, des glänzendſten Sieges ſchon ganz gewiß, nichts weniger als den eigenen Rücken bedroht gehalten und ſich daher, bei Verfolgung ihrer Feinde, leichtſinnig und unbedachtſam genug, ungemein zerſtreut, welcher Umſtand der gewandten mainotiſchen Kavallerie um ſo mehr Gelegenheit verſchaffte, ein ſchreckliches Blutbad unter den Osmannern anzurichten, da deren eigene Reiterei viel zu ſchwach, zerſtreut, und auch ſchon durch den vorgegangenen Kampf zu erſchöpft war, um kräftigen Widerſtand zu leiſten.

Schnell wendete ſich nun zum andernmale das Blatt. Die Mainoten bekamen Luft und metzelten Blutdürſtigen, gereizten Tiegern gleich; die Aetolier fingen von ſelber an zu ſtehen, und beſchämt durch ihre vo=

tige übereilte, ſchmähliche Flucht ſammelten ſie ſich ſchnell wieder unter den Fahnen und rückten in geſchloſſenen Reigen, nun gefaßter, raſch auf den Feind ein.

Die beſtürzten Osmannen flohen auf allen Punkten; ihr Feldherr ſelbſt hatte, die Schlacht noch einmal zu erneuern, Luſt und Muth verloren und ließ zum Rückzuge blaſen. Er wandte ſich von ſeiner am Morgen inne gehabten Stellung ſeitwärts, links — und die indeß hereingebrochene ſehr finſtere Nacht, heftige Regengüſſe und eigene große Erſchöpfung hielten die Armee der Hellenen ab, den Feind noch ferner zu verfolgen.

Die Griechen waren Sieger geblieben, und hatten das Feld behauptet, allein als die erſten Strahlen der neuen Sonne des andern Tages den blutigen Kampfplatz erleuchteten, da zeigte es ſich nur zu deutlich, daß der erfochtene Sieg ungemein zweideutig geweſen.

Das Schlachtfeld war von beinahe noch mehr helleniſchen denn türkiſchen Leichen bedeckt, und die Osmannen ſtanden der Freiheitsarmee gegenüber auf dominirenden Anhöhen in einer gut gewählten Poſition.

Fürſt Maurokordatos hatte mit ſeinem ganzen Heere eine Schwenkung rechts gemacht. Sein rechter Flügel ſtand deſſenzufolge noch im Thale, die genommene Stadt Varbuni befand ſich in ſeinem Centro, welches ſo wie der linke Flügel, die von den Türken verlaſſenen Bergrücken beſetzt hielt. Nichts deſtoweniger war die neue Stellung der Hellenen keinesweges viel vortheilhafter denn die vorige, indem die von den Osmannen nun beſetzten Berge höher noch lagen und dieſe Poſition allerwärts natürlich feſt und gedeckt ſich darſtellte.

Das ſchlimmſte von Allem aber blieb, daß jenes Caſtell, Vanizzub genannt, mit Proviant, Munition, Artillerie und türkiſcher Mannſchaft wohl verſehen, der griechiſchen Fronte dräuend im Rücken lag.

Die gewöhnlichſte Kriegsklugheit foderte den Fürſten Maurokordatos dringend auf, vor jene Feſte ein ſtarkes Obſervationskorps zu ſtellen, ſonſt mußte er, von der türkiſchen Geſammtarmee in der Front angegriffen, ſtündlich erwarten, durch einen Ausfall von der Beſatzung Vanizzubs in den Rücken genommen zu werden; zweitauſend Aetolier und achthundert Mainoten wurden daher, unter Kommando des Generals Pozzomita, als Blokade- oder vielmehr Obſervationskorps, nebſt etlichen ſchweren Geſchützen gegen Vanizzub entſendet, allein das Hauptheer der

Griechen ſah ſich durch dieſe nothwendige Maaßregel nur noch mehr geſchwächt.

Indeſſen huben die den Hellenen gegenüber ſtehenden Türken an, ſich Maulwürfen gleich in die Erde einzugraben, und ſie ſchienen eben ſo wenig als jene Luſt zu haben vorerſt eine neue Schlacht zu wagen, wodurch ohne gegenſeitiges Einverſtändniß eine einſtweilige Waffenruhe zu Stand gekommen war.

Seinen Kriegsrath rief in dieſer Lage der Oberfeldherr Maurokordatos wieder zuſammen: Was weiteres nun beginnen? — ſo hieß die Frage.

Man kam in der Meinung überein, daß der Krieg gegen die Türken größere Schwierigkeiten darbiete, als man Anfangs gefürchtet: man durchſchaute die Nothwendigkeit, daß die Aetolier beſſer bewaffnet und eingeübt werden mußten, man ſehnte ſich nach Verſtärkung, allein wenige Hülfsmittel wollten ſich augenblicklich auffinden laſſen, viele Vorſchläge — mit deren Aufzählung man den Leſer nicht beläſtigen will — wurden gehört und verworfen, eine Proklamation auch zu Papier gebracht, welche der Oberfeldherr an ſämtliche Bewohner des Peloponnes, ſie zu den Waffen rufend, neuerdings erlaſſen ſollte.

Endlich traf auch Maltitzen die Reihe des Sprechens, und der Freiherr ließ ſich alſo vernehmen:

„Meine Herren! ich habe verſchiedenen Feldzügen beigewohnt, und viel und ſcharf über die ſublimere Kriegskunſt nachgedacht, höret mit Aufmerkſamkeit auf Reflexionen und Reſultate, welche die Frucht eines vieljährigen militäriſchen tiefen Studiums ſind:

„Wenn ein Volk, unzufrieden mit der bisherigen Oberherrſchaft, einmüthig ſich empört, wenn es mit den Waffen in der Hand trachtet, ſich ſeine Freiheit ſelbſt zu erkaufen, wird es ſtets einen harten Stand erhalten.

Im erſten Augenblick beinahe von allen zum Kriegsführen unumgänglich nöthigen Bedürfniſſen entblößt, ohne Disciplin, Kenntniſſe und Erfahrungen, haben es ſothane Volksmaſſen mit regulirten, eingeübten und wohlerfahrenen Heeren zu thun, und nur ein Mittel ſtellt ſich dar, durch welches ſogenannte Empörer ſchnell die Oberhand zu gewinnen ſich ſchmeicheln dürfen, und dieſes Mittel iſt kein anderes, als die Erfindung und Anwendung ganz neuer taktiſcher und ſtrategiſcher Syſteme, welche überraſchen und durch Einfachheit und Kraft jene alten der ſtehenden Heere überwiegen. —

Werfen wir einmal einen Blick auf den Anfang der franzöſiſchen Revolution. Eine Horde kriegsunerfahrener, ſchlecht bewaffneter, undiſciplinirter Menſchen, größtentheils geführt durch Männer, die ſeit Wochen erſt den Degen erfaßt hatten, eine ſolche Horde ja — zog furchtbaren Heeren entgegen, Heeren, deren Taktik ſeit Jahrhunderten für das verwirklichte Ideal der Kriegskunſt und für unüberwindbar galt, und dennoch ſchlugen die Sanscülotten jene hochgerühmten preußiſchen und öſterreichiſchen Reigen beinahe allerwärts aus dem Felde, wo ſie auf dieſelben trafen und ich frage nun: wodurch wurde ihnen dieſes möglich? —

Wahrlich, die Antwort wird mir leicht genug. Die berühmte Taktik der Preußen, welcher alle deutſchen Heere gehuldiget hatten, war auf Feinde nur berechnet, die nach ähnlichen Grundſätzen zu Werke gehen würden, ohne die Myſterien und Fineſſen des Syſtems genau zu kennen.

Unglücklicherweiſe aber durchſchauten die Sechswochen-Generale der Neufranken dieſe Vorausſetzung, denn unter ihnen befanden ſich nur zu viele geiſtreiche und anderwärts gebildete Männer. Nach dieſer Anſicht mußten ſich natürlich die neuen Feldherren vor nichts mehr hüten, als eine Spielparthie zu entriren, in welcher ſich ihnen der Gegner offenbar überlegen zeigte.

Die innere Verlegenheit, jene große Meiſterin, und angeſtammte Genialität ließen bei den Neufranken den Gedanken entſtehen, dem alten Spiele eine neue Wendung zu geben und ihren Feinden in einer ganz eigenthümlichen Weiſe die Spitze zu bieten.

Sie ſchickten den langen, eiſernen, dicht geſchloſſenen Linien des Gegners, getrennte, noch viel längere ja unüberſehbare Schwärmer-Ketten entgegen, welche die alte hochweiſe Taktik mit allen ihren ſublimen Manövrirkünſten nirgend zu faſſen vermochte, und dieſe vorgeſendeten Plänklerhaufen ſchützten und maskirten jene Colonnenmaſſen, welche dann gleich ſchwarzen Gewitterwolken einher ſich wälzten und unaufhaltſam die geſchloſſnen, herrlichen Schlachtlinien durchbrachen und zerſtäubten.

Dieſes ſogenannte Colonnenſyſtem, welchem man in ganzen militäriſchen Europa bis auf dieſen Augenblick noch fröhnt, gab den galliſchen Waffen urſprünglich jenes bekannte, jedoch ſehr begreifliche Uebergewicht, welches ſolange, — und es war ſehr lange — allerwärts ſiegte, bis die ſtolzen Gegner ſich entſchließen konnten, ſelber die Sansculotten-Taktik zu ſtudiren, und, durch bedeutſame Uebermacht unterſtützt, endlich mit ſeinen eignen Waffen den Feind zu ſchlagen.

Nun meine Herren! — ſprach Maltitz lächelnd weiter — bleibt es zwar allerdings wahr, unſere Gegner, die Osmannen ſind viel weniger noch taktiſche

Hexenmeiſter, als es in den neunziger Jahren des vorigen Säculums die Preußen und Oeſterreicher waren, indeſſen laßt es uns ganz offenherzig geſtehen, nehmen wir die kriegsgeübte kleine Schaar der Mainoten aus, ſo ſtellt ſich das Heer der Türken unſern unerfahrenen Haufen, in jeder Hinſicht, doch ungemein überlegen dar, und ich bin feſt überzeugt, was den Kindern der galliſchen Revolution vor ungefähr dreiſig Jahren gegen die verbündeten Armeen der Deutſchen galt, könnte den Hellenen jetzt in dem begonnenen Kampfe mit dieſer unerhabenen Pforte ebenfalls gedeihlich ſeyn.“

„„Herr Ritter! — alſo nahm hier der edle Fürſt Maurokordatos das Wort — Ihr ſprecht ſehr ſinnig und klug. Wer möchte daran zweifeln, daß ein neues, ſich in allen ſeinen Theilen, als überwiegend bewährendes taktiſches Syſtem große Vortheile gewähren dürfte; — allein bedenkt, ein ſolches Syſtem erfindet und übt ſich über Nacht doch nicht ein?““

„Ganz recht, erwiederte unſer Freiherr, jetzt ſind wir bei dem von mir gewünſchten Punkte; ich bitte Euch, ſchenkt mir nur noch kurze Zeit ein ausgezeichnet aufmerkſames Ohr.

„Ich ſelbſt, glaube ein neues taktiſch-ſtrategiſches Syſtem, oder vielmehr eine höchſt bedeutſame Verbeſſerung des jetzt angewendeten, gefunden zu haben; von welcher Verbeſſerung ich mich wenigſtens überzeugt halte, ſie werde Probe halten.

Die bekannten Schlachtcolonnen der neuern Zeit, welche ſo manchen heißen Kampf entſchieden haben, blieben ſtets — Vierecke.

Nun käme es darauf an, jenen Colonnen eine andre Form zu geben, und zwar eine Form, die beweglicher, leichter auflößbar wäre und zugleich weniger Blößen darſtellte. Bei gleich guter Leitung, und gleichem Muthe der Soldaten müßte natürlich jene bedungene neue Form, wenn man ſie der alten entgegen ſetzte, den Sieg erringen, dieſes leuchtet ein. Eine ſolche neue, jenen Anforderungen entſprechende, Form böten meines Dafürhaltens nun die Dreiecke dar. In mathematiſcher ſowohl, dann mechaniſcher Hinſicht läßt ſich beweiſen, daß eine dreieckige Schlachtkolonne, vor der viereckigen bei weitem den Vorzug behaupten müßte, denn je ſpitzer ein Körper, deſto geſchickter bleibt er auch in einen andern einzudringen; — je weniger Seiten ein Körper darſtellt, deſto weniger ſind verwundbar; — je konzentrirter eine Maſſe, je kräftiger ihr Widerſtand.

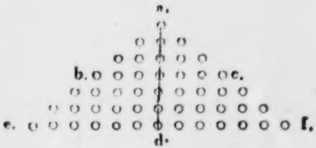
Sollen zwei analoge Körper militäriſch betrachtet ſich unterſtützen, ſo erreichen ſie ihren Zweck deſto eher, je hervorſpringender ihre Winkel ſind, und ſoll ein Körper den andern zu einem beſtimmten Ziele treiben, ſo wird und muß die keilartige Form ſtets am meiſten leiſten. Meine dreieckigen Schlachtkolonnen, — fuhr Maltitz ſehr eifrig werdend, in ſeiner Rede fort — würden gleichſam bewegliche Baſtionen bilden, gut plazirt, würden ſie, wie dieſe, wenn ſie kunſtgerecht gebaut, das allerwirkſamſte Kreuzfeuer gewähren, ja ich getraue mir ſogar mit ſolchen dreieckigen Schlachtkolonnen, wenn eine wichtige Stelle zu behaupten, gleichſam eine Feſte aus lebenden Körpern zu konſtruiren, eine Feſtung mit Ravelins, Kourtinen, Baſtionen.“ —

„„Warum nicht auch gar mit Hornwerken? — rief hier Tertullian ſichtbar unwillig, den Freiherrn unterbrechend aus — in der That Maltitz, deine höchſt lebhafte Phantaſie führt dich zu weit; bedenke, daß Ort und Stunde übel geeignet ſind, um ſich unausführbaren Chimären zu überlaſſen, bedenke, daß wir es nicht mit Steinen, die man nach Belieben ſetzen kann, ſondern daß wir es mit lebenden Kriegern zu thun haben; forme einmal ſolche in ein Dreieck und ich wette, dein hochgerühmter Triangel wird nicht im Stande ſeyn, ſich zehen Schritte vorwärts zu bewegen, ohne ſeine urſprüngliche Geſtalt gänzlich zu verlieren. Aufgeregt und empfindlich antwortete hierauf der deutſche Ritter:

„Der edle Mainotenfürſt hat Recht, hier iſt keineswegs der Ort, ein neues taktiſches Syſtem in allen ſeinen Theilen und ſublimern Nüancen zu zergliedern, indem die zu einem ſolchen Unternehmen erfoderliche Zeit gebricht; indeſſen nehme ich, meine Ehre vorerſt zu retten, Sarvathys Aufforderung an und ſogleich nach aufgehobenem Kriegsrath, werde ich im Kleinen, ein Dreieck aus wirklichen Soldaten bilden, ich werde mich mit dieſem Dreiecke nicht nur zehen Schritte, ſondern lange Strecken, vor- rück- und ſeitwärts bewegen, ohne daß die urſprüngliche Form meiner neuen Colonne dabei nur im geringſten leiden ſoll. — Ich erſuche Euch, Ihr Herren, ſamt und ſonders mir die Ehre zu erzeigen und dem kleinen taktiſchen Verſuch beizuwohnen."

Die Generale ſahen ſich ſchweigend und voll Verwunderung an, denn es war dieſes mehr, als ſie erwartet hatten.

Endlich wurde die Sitzung aufgehoben und Maltitz verſammelte, in Beiſeyn des Oberfeldherren und der übrigen Generale, neun und vierzig der auserleſenſten mainotiſchen Krieger in freiem Felde und ſtellte hierauf dieſe Soldaten, in die hier bildlich ausgedrückte Figur:



Niemand vermochte zu leugnen, daß dieſe Form wirklich einen Triangel bilde, worauf der Freiherr, die anfangs mit Zwiſchenräumen aufgeſtellten Soldaten ſich ſchließen hieß, wodurch er nun, wie ganz natürlich ein volles ſtumpfwinkliches Dreieck erhielt.

„Nun, meine Herren! fragte der deutſche Ritter, wer von Euch hat Luſt, den Verſuch zu machen, mit dieſer meiner Schlachtkolonne zu avanziren?“

Kolokotroni trat vor, und kommandirte ſein: „vorwärts, marſch!“ worauf ſich das Dreieck in Bewegung ſetzte; allein die Sache ging ſchlecht genug. Die Soldaten behielten, wie gewöhnlich ſowohl Fühlung als Richtung, rechts, wodurch bald genug der Schenkel a f. hinausgedrückt, eine convexe und der Schenkel a b dagegen eine concave Geſtalt erhielt; nach Verlauf zweier Minuten ſchon, war das Dreieck in eine unförmliche Maſſe umwandelt.

Etwas höhniſch lachend rief Tertullian aus: „Nun, da haben wir die Beſcherung — was ſagte ich denn?“ —

„Nur Geduld! wir wollen erſt das Ende ſehen“ — erwiederte Maltitz gelaſſen, indem er die Soldaten wieder ordnete.

Schnell war das vorige Dreieck hingeſtellt und unſer deutſcher Ritter ließ ſich alſo vernehmen: „Meine Herren! trotz dieſes mißlungenen Verſuches, gebe ich hiermit mein Ehrenwort, daß ich im nächſten Augenblicke dennoch die Aufgabe ganz und gar löſen werde, die ich mir ſelbſt gemacht habe, nur bemerke ich noch im voraus, es wird mir, wie einſt dem hehren Kolumbus, ergehen, nachdem er das Ey auf die Spitze geſtellt; jetzt vermöget Ihr mein Beginnen nicht zu begreifen, in einigen Momenten aber wird es Euch ſich leicht, einem Kinderſpiele gleich, darſtellen.

Die Erwartung aller Anweſenden war aufs Höchſte geſpannt und Maltitz ſchickte ſich ſofort an, die Leitung ſeiner Kolonne ſelbſt zu übernehmen. Er bezeichnete vorerſt dem Punkte a. ein in ziemlicher Entfernung gerade vorliegendes Object mit der Weiſung, ſo wie das Kommandowort erfolgen würde, auf dieſes Object loszumarſchiren; die durchſtrichenen Punkte bis herab auf d. und dieſe inclusive erhielten ſtrengen Befehl, dicht aufgeſchloſſen, genau der Richtung des Punktes a. zu folgen und ſich anderwärts weder um Fühlung noch Richtung zu bekümmern. Allen der Linie ad. zur rechten ſtehenden Punkten wurde ſtreng eingeſchärft, während des Marſches in ihren eigenen Linien Richtung und Gefühl links auf die Perpendikulare ad. zu halten, ſo wie ſich dagegen die der Linie ad. zur linken ſtehenden, rechts zu richten und zu fühlen hatten.

Nachdem ſich der Freiherr überzeugt, daß ſeine Soldaten die Inſtruktion wohl begriffen hatten, ſetzte er die kleine Triangelkolonne in Marſch, und ſich abwechslungsweiſe in allen Trittarten mit derſelben vorwärts bewegend, erreichte er in der That das gewählte Object, ohne daß ſein Dreieck die urſprüngliche Geſtalt je auch nur im geringſten verloren hätte.

Gleich darauf wagte Maltitz auch eine retrograde Bewegung; bei dieſer gab der Punkt d. die Richtung an, alle Punkte bis a. eingeſchloſſen folgten der Richtung von d. und die übrigen der Perpendikularlinie zur rechten und linken ſtehenden, wechſelten Gefühl und Richtung; auch dieſer zweite Verſuch war durchaus gelungen.

Nun wollte der Freiherr auch zeigen, wie er mit Leichtigkeit vermöge, ſeine dreieckige Colonne ſeitwärts zu bewegen; er kommandirte zuförderſt der ſämmtlichen Mannſchaft die Wendung: links um (halblinks), und der Punkt e gab d jetzt die Richtung an, ihm folgte die ganze Baſis des Dreiecks, nämlich die Linie ef., und alle übrigen dieſer Linie zur rechten marſchirenden Punkte fühlten und richteten — ſich links.

Analog, jedoch vice versa, ſtellte ſich das Verfahren bei einer Bewegung des Triangels nach der rechten Seite hin, dar.

Das Kunſtmanoeuvre war geendiget, und der Oberfeldherr äußerte ſich gegen Maltitzen in folgender Art:

„Herr Ritter! Ihr habt euch uns als einen denkenden Offizier gezeigt, der ſeiner Sache gewiß zu ſeyn ſcheint. Das von Euch in Anregung gebrachte Triangelſyſtem möchte der Vortheile vielleicht bedeutſame gewähren, allein nur eine oberflächliche Ueberſicht und einige allgemeine Grundzüge desſelben habt ihr uns jetzt mitgetheilt; iſt es euer Wunſch, daß man auf eure Ideen reflectire, bleibt vor allem nöthig, daß ihr uns Euer Syſtem ſchriftlich, und zwar ordnungsgemäß durchgeführt und zergliedert, vorlegt, damit wir es in ſtrenge Prüfung und Berathung nehmen mögen."

Längſt hatte Malitz die von dem Fürſten verlangte Arbeit in franzöſiſcher Sprache, welcher alle Mitglieder des Kriegsrathes mächtig waren, vollendet und er übergab daher dem Oberfeldherren noch an demſelben Tage ſein diesfalſiges Memoire.

Gerne möchte der Autor Leſern, welche hinſichtlich des Triangelſyſtemes an ihn gleiche Anfoderungen machen dürften, wie Maurokordatos dazumal an den deutſchen Ritter, ebenfalls Genüge leiſten, allein man bedenke, daß es ein Roman iſt, den man hier in Händen hält und daß ſelbſt ſchon dieſe Epiſode, welche nur etliche Grundzüge eines neuen militäriſchen Syſtems enthält, manchem Leſer vielleicht viel zu gedehnt erſcheint. Sollten indeſſen dieſe Grundzüge Aufmerkſamkeit erregen, ſo iſt der Verfaſſer keinesweges verlegen, das angeregte Syſtem der Dreiecke in einer eignen Schrift aus einander zu ſetzen.

Maltitzens überreichtes neues-taktiſch-ſtrategiſches Syſtem wurde von den verſammelten Generalen in der That mit Aufmerkſamkeit und Fleiß gewürdiget, und je mehr man in den eigentlichen Geiſt eindrang, in demſelben Grade hub man an, ſich für die Sache zu intereſſiren. Man vereinigte ſich in dem Ausſpruche: daß jenes *Triangelſyſtem*, nach der Theorie wenigſtens zu urtheilen, eine wichtige und bedeutſame Schöpfung genannt zu werden verdiene, welche, wenn ſie ſich auch durch die Ausführung bewährte, *leicht die ganze Taktik der Neuern über den Haufen werfen dürfte*, und die Ausführung im Kleinen und mit der gehörigen Vorſicht auf dem eigentlichen Schlachtfelde ſelbſt zu erproben, wurde von den Feldherrn angerathen.

Nur *Tertullian*, von dem man es in dieſem Falle am wenigſten hätte erwarten ſollen, widerſetzte ſich hartnäckig der allgemeinen Stimmung, behauptend: dieſes neue Syſtem ſeye und bleibe weiter nichts, denn eine glänzende und geniale Chimäre, welche, wolle man daran denken, ſie auszuführen, leicht zu großem Unheil führen möchte.

Sarvathy wurde überſtimmt, und der deutſche Ritter erhielt den Befehl die verläſſigſten Truppen der Armee, die Mainoten nämlich, im Geiſte ſeines neuen Syſtemes einzuüben, damit man im gegebenen Falle einſt in vollem Ernſte die Nützlichkeit und Anwendung der Triangel prüfen könne. Tertullian mußte ſich fügen, allein zwiſchen zwei ehemaligen vertrauten und treuen Freunden, — zwiſchen ihm und Maltitzen nämlich, — die ſich in jeder Hinſicht ſo enge verbunden waren, entſpann der Vorfall eine ſichtbare Kälte und Spannung; einer vermied des andern Geſellſchaft.

Indeſſen ging unſer Freiherr mit aller jener ausharrenden Thatkraft, die überhaupt ſeinem Charakter eigen war, an's Werk; von frühmorgens bis ſpät abends exerzirte er die Mainoten nach den Regeln ſeines Syſtemes und er fand ſehr gelehrige Schüler, denn ſelbſt die Soldaten intereſſirten ſich bald ſichtbar für das ſeltſame Exercitium, wie denn der Menſch überhaupt ſich zum neuen gerne hinzuneigen pflegt, ſolange er nämlich rüſtig und jung.

Es ſchmeichelte in der That dem Auge, wenn es ſah, wie auf freien Flächen in allerlei ſeltſamen Geſtalten der deutſche Freiherr ſeine lebendigen Dreiecke untereinander trieb und bewegte; Maurokordatos und ſeine Generale faßten von Tag zu Tag mehr Vorliebe und Zutrauen für das neue taktiſche Syſtem, allein auch Ter=

tullian blieb ſeiner einmal ausgeſprochenen Meinung über dieſen Punkt treu.

Die Waffenruhe war indeſſen ungefährdet erhalten worden und der deutſche Ritter erklärte nach Verlauf einiger Wochen ſchon, es ſeyen nun die Mainoten ſo weit in das neue Syſtem eingeübt, daß er ſich getrauen würde, mit ſeinen Triangeln dem Feinde die Spitze zu bieten.

Ohngefähr um dieſelbe Zeit erhielt Fürſt Maurokordatos die ſichere Kunde, es ſeye nun wirklich von Conſtantinopel eine große Flotte ausgelaufen, deren Beſtimmung bleibe, eine bedeutſame türkiſche Armee, im Peloponnes an's Land zu ſetzen, um dieſe wichtige Provinz dem eiſernen Scepter der Pforte wieder zu unterwerfen.

Der Oberfeldherr beſchloß in Gemeinſchaft ſeines Kriegsrathes die Ankunft jener Flotte nicht abzuwarten, ſondern vorerſt den ihnen gegenüberſtehenden Truppenabtheilungen der Feinde, eine entſcheidende Schlacht anzubieten, bei welcher Gelegenheit zugleich zum erſtenmale die Wirkſamkeit der neuen Maltitziſchen Schlachtcolonnen verſucht werden ſollte.

Uebrigens waren die Aufrufe des Fürſten Maurokordatos auf Morea nicht ohne Erfolg geweſen; die Armee der Hellenen ſah ſich um beinahe 2000 Köpfe verſtärkt. Der Oberfeldherr beſtimmte dieſe Leute, welche in dem Kriegshandwerke noch durchaus Neulinge waren, zur Obſervation des Caſtells Vanizzub, indem er den General Pozzomita mit ſeinem Corps von dieſem Poſten ablöſen ließ, da dieſer mit demſelben in der vorhabenden Schlacht die Reſerve bilden ſollte.

Der zum großen, entſcheidenden Kampfe feſtgeſtellte Tag erſchien, und um dem Leſer einen recht deutlichen Begriff von der Art und Weiſe, wie geſchlagen wurde, beizubringen, glaubte man durchaus einen durchgeführten Schlachtenplan in der Anlage beifügen zu müſſen.

Der Freiherr von Maltitz hatte, wie wir ſehen, die unterhabende Mannſchaft, die Mainoten nämlich, in neun Dreiecke und dieſe wieder in drei keilartige große Schlachtcolonnen, hinter einer vorausgeſendeten ſehr zahlreichen Plänklerkette geordnet.

Er wollte mit dieſen Colonnen die Schlacht, durch einen ſehr lebhaften Angriff auf das Centrum eröffnen. Der Ritter hoffte mit ſeinen Keilen leicht die Reihen der Türken zu durchbrechen; die erſten Triangels waren auf den Fall, daß ſie zerriſſen würden, angewieſen, ſich hinter dem dritten wieder ſchnell zu formen.

Die ſämtliche Cavallerie und in ihrer Mitte, die kleine mainotiſche Artillerie, hatte der Oberfeldherr in's zweite Treffen geſtellt; die erſtere ſollte, im Fall der Maltiẞiſche Angriff gelänge, ſchnell vorrücken und in die durchbrechenen türkiſchen Haufen einhauen; würden aber die Dreiecke geworfen, ſo ſollten ſie von dem zweiten Treffen aufgenommen und von demſelben deren Rückzug gedeckt werden, in welchem Falle Maurokordatos mit dem Haupttreffen der Aetolier die Schlacht dann erneuern und in gewöhnlicher Weiſe durchkämpfen wollte.

Die Osmannen bewahrten in ihrem feſten Lager viele geſammelte und geraubte Schätze, als ſie nun bemerkten, wie ihr Feind ſich zu einer groſſen, allgemeinen Schlacht anſchickte, verlieſſen ſie ihre Verſchanzungen, vorziehend, die Hellenen im freien Felde zu erwarten.

Beide Heere ſtanden ſich in Kampfordnung nun gegenüber; Maurokordatos gab das Zeichen und Maltitz begann ſeinen Angriff.

Im erſten Augenblicke ſtutzten die Türken zwar, als ſie die ſeltſame und ungewöhnliche Form der Schlachtcolonnen des Feindes erblickten, allein ſie ließen ſich deſſenungeachtet nicht myſtificiren d. h. verblüffen und ſingen an die ſich ihnen raſchnahenden Maſſen aus ihrer wohlbedienten Artillerie heftig und mit Erfolg zu beſchießen.

Mehrere Kanonenkugeln ſchlugen durch die Dreiecke; es entſtanden Lücken, welche unausgefüllt blieben und die Mainoten waren mit der neuen Manövrirkunſt doch noch nicht in dem Maaße vertraut, als daß dadurch keine Unordnungen hätten entſtehen ſollen; das türkiſche Artilleriefeuer wurde heftiger, und richtete der Verheerungen unter den neugriechiſchen Kolonnen immer größere an; ſchnell verloren die kunſtvollen Dreiecke, eines nach dem andern, die urſprüngliche Geſtalt und Maltitz vermochte nicht zu verhindern, daß nach Verlauf einiger Minuten ſchon, ſeine ſämmtlichen Kolonnen in ein unförmliches Chaos zuſammen ſchwammen.

Nun hatten auch die ſonſt ſo braven Mainoten alles Zutrauen in die neue Taktik verloren; ſie überließen ſich einer wilden und unordentlichen Flucht; aller Muth, jede Luſt ſich zu vertheidigen waren von ihnen gewichen und ein ſchrecklich Blutbad richteten die Osmannen unter dem Haufen an.

Zwar rückte General Kolokotroni, dieſes gewahrend und ſeiner Inſtruktion treu, ſchnell genug mit der Kavallerie vor, die Geſchlagenen aufzunehmen, allein der ganze dichte Schwarm der fliehenden Landsleute warf ſich gerade den attakirenden Reitern entgegen, ſo daß dieſe keine Luſt zur Action bekamen. Auch Maurokordatos führte die Haupttreffen der Aetolier vorwärts, allein dieſe ohnehin minder verläſſigen Truppen erſchienen nur auf dem Kampfplatze, um die allgemeine Verwirrung noch zu vermehren, Niemand hörte auf Befehl oder Kommandowort und die Türken mordeten die Hellenen ungefährdet und nach Herzensluſt dahin. Eine ſchreckliche Niederlage drohte dieſem, da brach Pozzommita zur Rechten und Linken mit den Reſerven hervor und packte die Türken ſo nachdrucklich in den Flanken, daß dieſe ſich am Ende dennoch zum Rückzuge gedrungen ſahen. Ein Glück war noch geweſen, daß die zahlreiche Beſatzung des Caſtells Wanizzub keinen Ausfall zu machen gewagt hatte, in welchem Falle ſonſt ſelbſt Pozzommitas tapfere Geiſtesgegenwart die Armee ihrem gänzlichen Untergange ſchwerlich zu entreißen vermocht hätte. Nur die ſinkende Nacht machte auch an dieſem Tage wieder dem vollkommenen Kampfe ein Ende, allein die Schlacht hatte ſich unwiderſprechbar zum größten Nachtheile der Hellenen entſchieden; der blaſſe Mond beſchien, ſchauerlich genug, zwei Drittheile des Mainotenheeres, welche als Leichen an der Erde geſtreckt lagen; die Osmanen hatten an Todten nur weniges verloren, dagegen von den Griechen fünf Feldſtücke und viele Waffen erbeutet. Wehmuth, Stille und tiefe Trauer herrſchten im Lager der Hellenen, von jenem der Barbaren ſchallten laute Siegesgeſänge herüber.

In einem ungemein aufgeregten und leidenſchaftlichen Gemüthszuſtande befand ſich Tertullian; er raunte allerwärts umher Maltitzen zu ſuchen, endlich fand er ihn.

Der deutſche Ritter weilte, nach ſeiner Weiſe unter einem Baume lehnend und tief in den Mantel gehüllt, in Mitte des Schlachtfeldes, und ſtarrte gedankenvoll hinaus in die Nacht.

In gleicher Weiſe, wie einſt jener bekannte Römerfürſt, der nach einer gegen die Deutſchen verlorenen Schlacht voll Verzweiflung ſeinem Feldherrn nur immer zurief:

„Vare! Vare! reddo legiones meas!“ foderte Sarvathy von dem Freiherrn die erſchlagenen Söhne ſeiner braven Mainoten wieder.

Kalt und lange hörte Maltiz des Freundes tief verwundende Vorwürfe an, allein als ſie ſich immer bitterer und beleidigender geſtalteten, erwiederte der Ritter endlich mit Würde:

„Nicht meiner Taktik ſchreibe die uns betroffene Niederlage zu, ſetze ſie lediglich und allein auf das Ungeſchick und die Feigheit der Mainoten, dann haſt du die rechte Bahn betreten.“

Dieſe Worte reizten den Fürſten aufs höchſte, ſich gänzlich vergeſſend, rief er aus: „„Bravo, du elender Projektenmacher! ziehe die Maske ab, es kleidet herrlich, durch ſchändliche Verleumdung der für's Höchſte gefallenen Helden die eigene Erbärmlichkeit zu verhüllen.““

Dieſes war zu arg. Lange hatte Maltitz an ſich gehalten, allein nun erwachte ſeine Cholera:““ Ha, fragte er höhniſch lachend, dieſes alſo mein Dank dafür, daß ich Blut und Leben, Vaterland und Vermögen für die Rettung eines Volkes hingebe, deſſen Name längſt nur noch zur Bezeichnung der Erniedrigung und tiefſten Herabwürdigung diente? — Mir aber geſchieht ſchon ganz recht, jetzt ſehe ich ein, daß diejenigen nicht groß irrten, die unter dem Namen: Grec nichts anderes, als einen egoiſtiſchen, wortloſen und undankbaren Menſchen verſtanden wiſſen wollten.““

Nun kannte ſich Tertullian nicht mehr: er riß den Degen aus der Scheide und ſchäumend und lallend vor Wuth drang er, einem Raſenden gleich, mit den Worten: „Vertheidige dich Schurke!“ auf den Freiherrn ein, worauf auch dieſer raſch zum Schwerte griff. Ein äußerſt hitziger, ungeregelter Zweikampf erfolgte.

Einige in der Nähe ſich befindende mainotiſche Krieger waren bei des Mondes hellem Scheine ſchaudernde Zeugen des unſeligen Beginnens ihrer Feldherren, doch getraute Niemand ſich in den Streit zu miſchen und ſich zwiſchen die Wahnſinnigen zu werfen.

Der Kampf war von kurzer Dauer. Maltitz gab eine Blöße, und tief fuhr des

Gegners Degen in ſeine Bruſt; ohne Zeichen des Lebens ſank der Freiherr danieder.

Kaum ſah der ſanguiniſche Hitzkopf, Tertullian nämlich, des Freundes und Schwagers edles Blut in Strömen aus der klaffenden Wunde rinnen, da umwandelte ſich ſchnell ſein Sinn: der ſchäumende Zorn machte der ſchrecklichſten Verzweiflung und der höchſten Reue Platz. Mit den Worten: „Was hab ich gethan, ich Unglücklicher!“ warf er ſich über den Gefallenen hin; ſein Heulen wurde weit in der Runde umher vernommen; er raufte ſich die Haare und zerſchlug ſich die Bruſt.

Endlich zog der Lärmen mehrere vornehme Offiziere herbei; man mußte den gegen ſich ſelber wüthenden Fürſten Sarvathy mit Gewalt von dem ſchwer Verwundeten reißen. Dieſer wurde in eine der nächſten Baracken getragen und die zum Verbinden herbeigerufenen Feldwundärzte erklärten den Zuſtand des verletzten deutſchen Freiherrn für ſehr bedenklich und in einem hohen Grade lebensgefährlich.

Viertes Kapitel.

Abentheuer zur See — das Schiff der neuen Amazonen.

Der greiſe, edle Oberfeldherr Fürſt Maurokordatos ſaß am Tage, welcher jenem der jüngſten Schlacht folgte, frühmorgens ſchwermüthig am Tiſche, das würdige, mit Sorgen ſchwer belaſtete Haupt, in die Hand geſtützt, und die Maaßregeln, welche nach der erlittenen Niederlage nun zu nehmen, bei ſich ſelber erwägend — da ſtürzte ungemein blaß und in ſichtbar zerrüttetem Geiſteszuſtande Sarvathy in das Gemach.

„Mein Vater! mein General! rief Tertullian leidenſchaftlich aus, ſetzt ein Kriegsgericht nieder; laßt mich verurtheilen ſtreng nach den Geſetzen; laßt mich tödten, ich verdiene kein beſſer Loos, ich habe den deutſchen Ritter, meinen eigenen Schwager, den Freund und Wohlthäter meines Landes — erſchlagen.“

Heftig erſchrocken fuhr der Fürſt bei dieſer Nachricht in die Höhe, denn man hatte bisher nicht gewagt, jenen unſeligen Zweikampf dem Oberlehnsherrn zu melden.

Der Greis, von dieſer Schreckenspoſt tief erſchüttert, bedurfte einiger Zeit ſich zu erholen, dann drang er ſehr ernſt in den Mainotenfürſten, die Veranlaſſung des Streites und den ganzen Vorgang überhaupt ausführlich zu erzählen.

Tertullian gehorchte und es machte ſeinem Herzen in der That große Ehre, daß er alle Schuld ſich, ſich allein nur zuſchrieb und voll ſchöner Hitze des Freiherrn Thun vertheidigte.

Maurokordatos blickte, nachdem Sarvathy geendet, gen Himmel; Gram, tiefgefühlter Gram ſprach aus dem Auge und aus allen Zügen des faltenreichen, aber edlen Antlitzes, — dann ſprach, oder vielmehr betete der Greis wehmüthig in folgender Weiſe:

„Du heiliger Schutzgeiſt der alten Hellas! warum denn haſt du dich ganz von den Deinen gewendet? — Iſt es nicht genug, daß ungläubige Tyrannei triumphirt und Chriſti Söhne verhöhnet, ſoll unſeliger Zwieſpalt, er der Sohn der Hölle, und furchtbarer als die größte Niederlage die Gemüther der Unſrigen trennen und die letzte Hoffnung darniederſchlagen? — O du Herr der Heerſchaaren! Beherzige die Gefahr deines Volkes, und wende ſie gnädig ab von ſeinem ohnehin tiefgebeugtem Haupte!“

„„Ach daß ich es bin, — rief hier Tertullian wieder und zwar höchſt gerührt, und in Thränen beinahe zerfließend aus — daß ich Wahnſinniger es war, der die ſchreckliche Hyder in's Daſeyn rufen mußte: beuge mein Vater üblen Folgen, die mein böſes Beiſpiel dem Heere geben mußte, dadurch vor, daß du ohne Rückſicht die ſtrengſte Strafe verhängſt; noch einmal beſchwöre ich dich, der guten Sache halber, ſetze ein Kriegsgericht nieder, — befiehl mich den grauſen Sünder zu tödten.““

Nach einer langen feierlichen Pauſe ließ ſich hierauf Maurokordatos alſo vernehmen:

„Sarvathy! Ihr ſeyd ein gekröntes Haupt, und Gott dem Allmächtigen allein kömmt es zu, Könige und Fürſten zu ſtrafen (?) — indeß wahr bleibt, Verderben bringend dürfte Eure leidenſchaftliche That auf die Armee einwirken: wir ſind, wenn auch Söhne eines Volkes, verſchiedenen Stämmen dennoch zugethan, und wenn Feldherren eines und deſſelben Heeres gegen einander die Schwerter ziehen, wer möchte den Mainoten zu ſtrafen wagen, wenn er den Aetolier anfeindet, wer es dem Macedonier verargen, wenn er den Theſſalier verachtet und den Livadier haßt? — doch genug! der deutſche, durch Euch ſchwer verwundete Freiherr möge nun geneſen oder ſterben, hier im Peloponnes könnt und dürft Ihr vorerſt nicht bleiben, und Eure Strafe ſoll ſeyn — dem geſammten Vaterlande einen groſen, einen ſehr groſen Dienſt zu leiſten, der ihm mehr nüzt, denn Euer Tod.“

„„Mein edler Vater! erwiederte Tertullian, wie beſchämt, wie vernichtet mich Eure Güte, deren ich ſo unwerth bin; könnt Ihr in den Tiefgefallenen ſolches Vertrauen noch ſetzen? — Einen groſen

Dienſt ſollte ich dem Vaterland leiſten, gehört denn nicht längſt ſchon mein Leben ihm, binden mich nicht heilige Eide zum Gehorſam? — o wie gerne möchte ich die grauſe Schuld wieder gut machen; tauſend Leben wollte ich, wenn ich ſie beſäße, daran wagen, o ſprecht, was ſoll ich thun? —““

„Wer ſo bereut, wie Ihr, mein Sohn! — ſprach der Oberfeldherr jetzt in ſehr ſanftem Tone — der iſt nicht nur meiner vollen Verzeihung, nein er bleibt ſelbſt meines unbedingten Zutrauens werth, darum beruhiget Euch und hört mich aufmerkſam an:

„Ich habe in verfloſſener Nacht einen geheimen Boten von den Unſrigen aus Conſtantinopel erhalten und wichtige Dinge gehen unter den dort lebenden vornehmen Griechen, welche in Geheim der guten Sache anhängen, vor. Ein großer Plan iſt im Werden, der, wenn die Ausführung gelingt, Hellas ſchnelle Wiedergeburt ungemein fördern muß. Allein zu ſolgenreich iſt das Unternehmen, die Griechen zu Stambul wollen ſolche Verantwortung allein nicht auf ihre Schultern laden, ſie verlangen von den Provinzen erfahrene und weiſe Abgeſandte, welche mit ihnen im Vereine wirken möchten, und zuvörderſt erwarten ſie einen ſolchen Theilnehmer aus dem Peloponnes. Euch nun, Savathy! habe ich zu dieſer Rolle beſtimmt, Ihr ſeid der türkiſchen Sprache, wie ein gebohrner Osmanne, mächtig; Ihr ſeid bereits in der Hauptſtadt der Feinde geweſen; Ihr kennt das Intereſſe des Vaterlandes; ſelbſt in die ſublimeren Myſterien der Hetäria ſeid Ihr eingeweiht. — Haltet Euch bereit, — ſo ſchloß Maurokordatos ſeine Rede — ohne Zeitverluſt nach Konſtantinopel abzugehen, dort werdet Ihr das Nähere erfahren, noch an dieſem Abend ſollen ſich Kreditiv, Inſtruktionen und Briefe an die

Häupter der Verbündeten in Euren Händen befinden."

„„Ich gehorche willig Euren **Befehlen**, aber mein theurer Vater! ſprecht, **wie wird** es mir bei den gegenwärtigen **Zeitverhältniſſen** gelingen — ſo fragte jetzt Tertullian — ungefährdet und glücklich Stambul zu erreichen?"" —

„Auch dieſer Punkt, mein lieber Sarvathy! — ſo antwortete der Oberfeldherr — **wurde bedacht, vernehmt meinen diesfallſigen** Plan:

„Ich habe die verläſſigſten Nachrichten, daß unſere Landsleute, nämlich die Bewohner der, unfern von uns, im Archipel gelegenen wichtigen Inſel Milo *) ſeit wenigen Tagen erſt, auch die Fahne der Freiheit aufgepflanzt haben."

„Es lagen gerade eine dreimaſtige türkiſche Corvette von zwei und zwanzig

---

*) Vor Alters Melos.

Kanonen und zwei Kriegsbriggs im Hafen. Nur die eine Brigg befand ſich in brauchbarem Stande, die andere, ſo wie die Corvette, waren abgetackelt; die Mannſchaft der beiden letzteren Fahrzeuge hatte ſich, ohne alle Kunde der vorgegangenen öffentlichen Ereigniſſe auf der Inſel zerſtreut, und wurde von den Milioneſern einzeln überraſcht und niedergehauen, auch bemächtigte man ſich zu gleicher Zeit der im Hafen liegenden abgetackelten Schiffe, und nur die eine bemannte oben erwähnte Brigg vermochte ſich aus dem Hafen auf die Rhede zu retten, wo ſie dieſen Augenblick noch vor Anker liegt, nur günſtigen Wind abwartend, um zurück nach Konſtantinopel zu ſegeln.“

„Nun, mein Sohn! fuhr Maurokordatos redend fort, iſt mein Wille, daß Ihr Euch ohne Verzug nach der Küſte begebt, dort ein kleines Fahrzeug beſteigt, und als Türke gekleidet jene auf der Rhede von Milo vor Anker liegende Brigg zu erreichen ſucht. Ohne Zweifel und Schwierigkeit wird man Euch an Bord nehmen, wenn Ihr Euch für einen von dem auf Morea kommandirenden türkiſchen Feldherrn an den Großſultan entſendeten Aga ausgebt.“ —

„Doch nun geht und trefft eilig Eure Anſtalten zur Abreiſe, gegen Abend holt die erwähnten Papiere bei mir ab, denn Ihr müßt in der nächſten Nacht ſchon fort.“

Einigermaßen beruhigter verließ Tertullian das Gemach des Oberfeldherrn, geraden Weges nach dem Quartier des Freiherrn von Maltitz nun hineilend, der Arzt, welchem er begegnete, ließ des edlen deutſchen Ritters Rettung vom Tode hoffen.

Jetzt trat Sarvathy an des Freundes Krankenbett. Da lag der Arme, blaß, entſtellt, mit gebrochenem Auge. Tief erſchüttert und laut ſchluchzend ſank der Fürſt an dem Lager hin, indem er ausrief:

„Ich muß fort — fort noch dieſe Nacht, der Oberfeldherr ſendet mich nach Stambul wieder; allein nicht dieſe Erde vermag ich zu meiden, bis ich, mein theurer Maltitz! deine Verzeihung errungen habe. Stürze mich nicht in den Abgrund der Verzweiflung, du, den ich ſo ſchwer, ſo ſchrecklich beleidiget habe.“

Der Kranke vermochte nicht zu ſprechen, allein wehemüthig und freundlich zugleich lächelnd reichte er dem Fürſten die kalte Hand.

„Gefahrvoll iſt meine Sendung, hub Tertullian wieder an, wenn ich in Ausübung der Pflicht erliege, wirſt du mein großmüthiger Freund! wirſt du die Rechte der Fürſtin Mainas, die Rechte meiner Gattin, der edlen Theodora vertheidigen helfen?“ —

Wie zum Schwure erhob der Kranke mühſam die matte Rechte zur Höhe; ungemein gerührt bedeckte Tertullian dem Hochherzigen mit glühenden Küſſen, und unfähig mehreres noch vorzubringen ſtürzte er mit verhülltem Geſichte aus dem Gemache.

Der brave Ambroſio, jener ſeltſamen Tſchinganehſin Tull-Oeta Sohn, den die Leſer der Theodora bereits kennen, wollte es ſich durchaus nicht nehmen laſſen, ſeinem Fürſten und Herrn nach Konſtantinopel zu folgen und da Ambroſio ein treuer Anhänger und der türkiſchen Sprache vollkommen mächtig war, ließ ſich jener ſeine Begleitung gerne gefallen.

Nachdem Tertullian von Maurokordatos ſeine Kreditive und Inſtruktionen erhalten hatte, reiſte er un=

vorzüglich auf den kürzeſten Wegen mit Ambroſio nach der Küſte des Meerbuſens von Napoli di Romana. Dort angelangt fand er zwar allerdings größere Kähne, welche zur Ueberfarth nach der, dieſem Meerbuſen gegenüber gelegenen Inſel Milo geeignet waren, allein es waren keine Schiffer vorhanden, denn dieſe Leute hatten, voll Patriotismus, alle bei der neu errichteten Flotte der Hellenen Dienſte genommen.

Indeſſen erſtand Sarvathy ein Fahrzeug und da ſowohl er als auch Ambroſio die Ruder kunſtgerecht zu führen verſtanden, beſchloſſen ſie, lediglich auf Muth und eigene Kraft geſtützt, dennoch die Ueberfarth zu wagen. Zuvor warfen ſich beide Abentheurer in türkiſche Koſtüme.

Das Unternehmen gelang und die kühnen Schiffer erreichten glücklich die Rhede von Milo, wo ſie, als vermeintlich aus dem Peloponnes entflohene Landsleute von der vor Anker liegenden Brigg der Osmannen willig an Bord genommen wurden.

Die Mannſchaft dieſer Brigg befand ſich in keiner geringen Verlegenheit. Ihr Kapitain ſowohl als der Steuermann waren als die Empörung auf Milo ausgebrochen, gerade ans Land getreten geweſen und theilten dort das Loos aller anweſenden Osmannen, das heißt, ſie wurden ermordet.

Nun war es zwar, wie wir bereits oben gehört haben, der Brigg gelungen aus dem Hafen auf die Rhede zu entfliehen, allein unter den rohen Matroſen befand ſich keiner, welchem ſo viele Kenntnis der höhern Schiffahrtskunde beiwohnten, als durchaus erfoderlich blieben, das Fahrzeug nach Stambul zu leiten.

Die Fahrt dahin war dagegen unſerm Tertullian nicht nur genau bekannt, ſondern in der Nautik ſowohl theoretiſch als praktiſch bewandert, bot er den Osmannen an, ihre Brigg mit Sicherheit nach Konſtantinopel zu führen.

Dieſes Anerbieten wurde von den türkiſchen Matroſen mit lautem Jubel angenommen, und aus eigenem freiem Antrieb ſchwuren ſie dem Fürſten ſogleich, für die Dauer der Reiſe, unbedingten Gehorſam. Sarvathy trat nun die Schiffsbefehlhaberſtelle an und ernannte Ambroſio zu ſeinem Steuermanne.

Der Wind blieſs gerade aus Weſten, es war der günſtigſte, den man ſich vorerſt wünſchen konnte; unſer Held befahl daher die Anker zur Stelle zu lichten und ging unter Segel.

Anfangs machte ſich alles nach Wunſch und Tertullian umſchiffte glücklich die Cykladen, allein nachdem man kaum die Inſel Naxos im Rücken hatte und nun den Lauf nordöſtlich verfolgte, wurde man plötzlich ein ſtattliches zum Kampfe wohlausgerüſtetes Schiff gewahr, welches unter helleniſcher Flagge ſegelte und unverkennbar auf die Brigg Jagd machte.

Die Türken erſchraken und beſchwuren ihren Führer ſein Heil in der Flucht zu ſuchen; Sarvathy verſprach zwar ſein Möglichſtes zu thun, manövrirte aber, mit Ambroſio einverſtanden und abſichtlich dermaßen ungeſchickt, daß die neugriechiſche Corvette ſogleich den Wind gewann und in kurzer Zeit dem türkiſchen Fahrzeuge gegenüber ſchwamm.

Die Brigg erlitt ſofort etliche großes Verderben anrichtende Lagen aus dem groben Geſchütze der Corvette, welche jene nur ſehr ungenügend zu beantworten vermochte und ehe man ſichs verſah, hatte das helleniſche Schiff an jenem der Osmannen geentert.

Die Türken ſtellten ſich, dieſes gewahrend, mit gezückten Säbeln auf dem Verdecke auf, entſchloſſen, theuer das eigene Leben nur zu verkaufen, allein wie erſtaunten alle, als plötzlich aus der feindlichen Corvette einige und dreiſſig ſchöne und blühende junge Frauen und Jungfrauen an Bord der Brigg ſprangen. Die Weiber waren wie die Amazonen des Alterthumes koſtümirt und bewaffnet; in der Rechten führten ſie kurze Wurfſpieße und an den runden, zarten Armen hingen blanke Schilde, auf denen ein güldener Ring mit dem Bilde einer Nachteule und des Chiron, der als Heldenerzieher einen Knaben auf dem Ruder trägt, *) zu erſchauen waren.

Die ſeltſame Erſcheinung überraſchte die Türken in ſolch' hohem Maaße, daß ſie wie eingewurzelt ſtanden, und im erſten

---

*) Bekanntlich das gemeinſchaftliche Symbol des Bundes der Hetäriſten.

Augenblicke gänzlich vergaßen, von ihren Waffen Gebrauch zu machen.

Der weibliche Reigen wurde von einer hochſtämmigen, üppig gebauten, ſchönen und jungen Brünette angeführt, deren ſchwarze, große Augen wie Feuer ſtrahlten; es war die heldenmüthige Spezziotin, Boblina ſelbſt, von der öfters auch in den Zeitungen Meldung geſchah.

Dieſe Boblina nun war die erſte, welche endlich Miene machte, den Kampf, Weib gegen Mann, auf dem Verdecke der türkiſchen Brigg zu beginnen; ſie holte aus, ihren Wurfſpieß nach Sarvathy zu ſchleudern, allein der Fürſt warf den Säbel von ſich und rief ihr dann einige Worte in romaiſcher Sprache zu, indem er zugleich einige geheime Zeichen ausführte, durch welche ſich die Mitglieder des Bundes der Hetäria auf der Stelle untereinander erkennen; ein gleiches Verfahren beobachtete Ambroſio. Nichts entmuthiget die Osmannen zuverläſſiger und ſchneller, als böſes Beiſpiel von Seiten der Vorgeſetzten; den Verrath nicht ahnend ſahen ſie den erwählten Kapitain und deſſen Steuermann die Waffen ſtrecken, worauf alle ein gleiches thaten, und die Amazonen ſtürzten, ſchnell beſonnen, auf die Türken zu, ihnen vorerſt die Hände auf den Rücken zu binden; daß aber Tertullian und Ambroſio unangetaſtet blieben, verſteht ſich am Rande.

Indeſſen gewährte die Scene in der That einen Anblick ganz eigner Art: ungemein reizend und intereſſant ſtellten dieſe modernen Amazonen ſich dar. Es waren größtentheils Mädchen in der üppigſten Blüthe weiblicher Schöne, Jungfrauen von ſechzehn bis achtzehn Jahren; ein leichtes hochgeſchürztes Röckchen reichte dürftig kaum über die runden Lenden, die vollen runden Waden, die feinen Kniee, die bildlich und lieblich geformten Schenkel entzog keine neidiſche Hülle dem Auge; enganliegender Trikot allein umſchloß die zarten, anmuthigen Gliedmaßen. Aus einem leicht gearbeiteten kurzen, blinkenden und ſchuppigen Harniſche wogten milchweiße, elaſtiſche Hemiſphären, die ſchönen Arme zeigten ſich gänzlich entblößt und lange fliegerde Haare umwallten die ſtolzen Nacken und die herrlichen Schultern; durch anziehende ſprechende Phyſiognomien und ſchöne gluthvolle Augen zeichnen ſich die Spezziotinnen ohnehin von allen griechiſchen Weibern ſehr zu ihrem Vortheile aus.

So ernſt der Mainotenfürſt auch gelaunet war, mußte er dennoch lächeln, als er bemerkte, wie die Augen dieſer wollüſtigen Orientalen leuchteten, und wie höhere Röthe ihre Wangen färbte, als ſie beim Gebundenwerden mit den üppigen Mädchen in nähere Berührung kamen und ſich bei dieſem

Geſchäfte bald von einem vollen Buſen, bald von einem jungfräulichen Knie berührt fühlten; man konnte mit Recht ſagen: die Barbaren ſeyen hier in doppelter Hinſicht überwunden worden. Die gebundenen Türken wurden in die Schiffsräume abgeführt, und Boblina beſchloß nach der Inſel Delos zuzuſteuern, von der man nur einige Seemeilen entfernt war, und wo ein kleines ſpezziotiſches Geſchwader vor Anker lag, welchem unſere Amazonen-Königin das aufgebrachte feindliche Schiff nebſt den Gefangenen zu übergeben gedachte.

Unſerm Tertullian blieb nun natürlicherweiſe nichts anderes übrig, als vorerſt die Fahrt nach Delos mitzumachen.

Es wurde Abend und Fürſt Sarvathy ſaß ſehr dicht neben der reizenden Boblina, und zwar mit ihr ganz allein, in der engen Kajüte hinter der dampfenden Thee-Vaſe.

Nachdem unſer Held, hinſichtlich ſeiner Perſon und Verhältniſſe die weibliche Neugierde befriedigt hatte, theilte ihm auch die ſchöne Dame, voll Zutrauen, die Schickſale ihres Lebens mit.

War Boblinas Geſchichte ſchon weder lang noch ſehr verwickelt, ſtellte ſie ſich deſſenungeachtet doch ungemein romantiſch dar.

Entſproſſen aus einer der erſten Familien der Inſel Spezzia, wurde unſere Amazone, noch ſehr jung, die Gattin eines ungemein vornehmen, ſchönen und reichen Hellenen. Boblina liebte den Gemahl mit aller Glut der erſten Liebe, allein nachdem ſie dieſes Glück kaum einige Monate genoſſen, wurde ihr der unglückliche Gatte, auf Befehl eines türkiſchen Tyrannen, des Gouverneurs der Inſel nämlich, unter nichtigen Vorwänden entriſſen und vor ihren Augen hingerichtet, denn des Paſcha Auge ruhte längſt voll Gier auf dem jüngſten und reizendſten Weibe der Inſel, darum ſchaffte ſeine grauſame Eiferſucht **Boblinas** Gatten aus dem Wege. Bevor es aber der ſchändliche Osmanne noch wagen mochte, ſeine lüſterne Hand, um ſein grauliches Verbrechen zu vollenden, nach der Wittwe des Ermordeten auszuſtrecken, hatte dieſe die bedeutſamen hinterlaſſenen Schätze des gefallenen Gatten zuſammengerafft und war mit demſelben glücklich in die Gebirge zu einem Völkerſtamme entkommen, von welchem ſich die Türken begnügten einen ſehr mäßigen Tribut zu nehmen, da ſie ihn nicht zu unterjochen vermochten.

Hier lebte **Boblina** ein paar Jahre zwar ſicher, allein einer tiefen Schwermuth und dem unverſöhnlichſten aber gänzlich machtloſen Haſſe gegen die barbariſchen Mörder überlaſſen, in ſtiller Zurückgezogenheit.

Indeſſen fühlte die unglückliche Inſel Spezzia von Tag zu Tag mehr den Druck der Tyrannei. Die Muſelmänner, hier noch viel roher und grauſamer als auf dem Continent, blieben im Allgemeinen gegen die Chriſten von einer blutdürſtigen Wuth beſeelt, die ſie ſelbſt in ruhigen Zeiten ungeſtraft befriedigten; vorzugsweiſe aber ſah ſich weibliche Unſchuld von den Ausbrüchen viehiſcher Wolluſt der Barbaren ſtets bedroht. Aufblühende ſchöne Griechen-Mädchen wurden beinahe immer Gegenſtände der ſchändlichen Lüſte der Türken: nur zu häufig entführten ſie reine helleniſche Jungfrauen, ohne daß die Juſtiz Maßregeln traf, dieſe Attentate zu hemmen und zu beſtrafen.

Dieſes Unweſen gedieh beſonders in den letzten Jahren, vor dem Ausbruche des allgemeinen Aufſtandes, zu einer nie vorhanden geweſenen Höhe, und ſothane häufige und traurige Beiſpiele beſtimmten viele der edelſten und reichſten Spezzioten, ihre Töchter, wenn ſie ſich den Jahren der Mannbarkeit naheten und große Schönheit entwickelten, nach den Gebirgen zu der hochherzigen Boblina zu ſenden, welche alle dieſe Mädchen liebreich bei ſich aufnahm. Samt allen ihren Vorzügen neigte ſich dieſe unſere Heldin dennoch bedeutſam zum Phantaſtiſchen hin; ſie kleidete die ihr anvertrauten Jungfrauen wie Amazonen, und übte ſie in der Führung der Waffen ein. Der weibliche kriegeriſche Reigen geſtaltete ſich immer zahlreicher, und als unter allen Inſeln, Spezzia eine der erſten, das Panier der Freiheit aufpflanzte, ſtieg Boblina mit ihren reizenden Amazonen ſogleich von den Bergen hernieder. Sie rüſtete auf eigene Koſten ein Schiff aus, bemannte es mit ihren heldenmüthigen und treuergebenen Amazonen und trat als deren Gebieteein in die Reihe der ſpezziotiſchen Capitaine, entſchloſſen, an deren Seite zu kämpfen. Weder die Zufälligkeiten des Krieges, noch die Gefahren des Meeres, noch auch die Beſchwerlichkeiten eines ſolchen Seekrieges, konnten den Muth der Amazonen ſchwächen, und ſie vollbrachten unter Anführung der edlen Boblina Waffenthaten, deren ſich ſelbſt Männer und bewährte Krieger zu ſchämen nicht nöthig gehabt hätten.

Was wir hier dem Leſer in gedrängter Kürze nur mittheilten, erzählte die edle Spezziotin unſerm Tertullian in der Kajüte weitläufiger und mit ungleich größerm Hochfluge der Phantaſie, je länger ſie ſprach, deſto leidenſchaftlicher fühlte ſich die Dame aufgeregt; flammend ſtrahlte das große dunkle Auge; der üppige Buſen wogte ſchnell und lebhaft: ihre weiße, runde, weiche Hand ruhte auf Momente und im

Feuer des Geſpräches ſich verlierend, einigemal auf Sarvathys kräftiger Rechten, ihr glühender Odem fächelte ſeine Wange und der Fürſt mußte es ſich eingeſtehen, es ſeye dieſe Boblina ein ſchönes, ſüßes, ungemein anmuthiges und intereſſantes Weib, eine lange Reihe von Stunden war ihm etlichen Augenblicken gleich in der angenehmen Geſellſchaft entſchwunden.

Man hatte inzwiſchen die Inſel Delos erreicht, und nachdem unſere Amazonenkönigin dem oberſten Befehlshaber des dort vor Anker liegenden ſpezziotiſchen Geſchwaders das aufgebrachte türkiſche Schiff nebſt den Gefangenen übergeben hatte, ſtach ſie ſogleich des andern Tages wieder in die See, um, auf neue Beute lauernd, im Archipel die Cycladen entlang zu kreuzen; Tertullian war nebſt Ambroſio vor's erſte noch auf ihrem Schiffe geblieben. Während ihres ganzen bisherigen Lebens hatte Voblina nur einmal geliebt, allein es waren Jahre ſeit dem Tode ihres unglücklichen Gatten verfloſſen und die Zeit mildert jeden Schmerz, der Dame wohnten feurige Gefühle bei, ſie ſtand gerade im entfalteten üppigſten Sommer ihres Daſeyns, konnte man ſich wohl wundern, wenn Amor noch einmal mit ſeinen Pfeilen ihr drohete. Einen ungemein heftigen und ſchnellen Eindruck hatte der ſchöne ſanft und feingebildete Mainotenfürſt auf der Dame Herz geübt, allein Voblina war ſtolz und verſtändig, ſie erkannte den Werth weiblicher Würde und ſtrebte gewaltſam Gefühle niederzukämpfen, von denen ſie ſich ſagte, daß ſie nicht geziemend ſeyen.

Nichts deſtoweniger durchſchaute Sarvathy die Seele der Dame und ihr feſter, hochſinniger Charakter rührten ſein Herz nicht minder denn Voblinas Anmuth und Tugend, allein er ſelbſt mußte gewaltſam und ſtets das Andenken an Theodora in ſeinen Buſen auffriſchen, um der Amazonen-Fürſtin gegenüber keine Blößen zu zeigen.

In dieſer Weiſe verlebte das Pärchen einige Tage zuſammen auf dem Schiffe; ſeine Situation war etwas peinlich, daneben aber auch wieder ungemein pickant. Man ſaß ſo manche Stunde dicht neben einander in der engen Kajüte; kein Theil wagte zu ſprechen, man blickte ſich nur zuweilen verſtohlen von der Seite an, und ſtrebte Seufzer zu unterdrücken, allein man fühlte deſſenungeachtet keine Langeweile, denn es war ein ſeltſam beredtes Schweigen, dem man ſich überließ.

Endlich als am fünften Tage der Morgen graute, erblickte Tertullian plötzlich einen Kauffahrer, der unter Grosbrittaniſcher Flagge in geringer Entfernung von des Amazonenſchiffes rechter Seite ſteuerte. Sogleich griff der Mainoten-Fürſt nach einem Sprachrohre und fragte durch deſſen Hülfe die auf dem Verdecke des engliſchen Fahrzeuges ſtehenden Matroſen: „Wohin man den Lauf zu richten gedenke?“ — „„Nach Konſtantinopel““ — wurde erwiedert.

Nun fragte unſer Held zum Andernmal: Ob der engliſche Kapitain wohl nicht geneigt wäre, gegen Erſtattung der Koſten zwei Paſſagiere an Bord zu nehmen? — und die Frage wurde zur Stelle bejaht. Beblina hatte ſich noch in der Kajüte befunden und war von dem allen nichts inne geworden; jetzt eilte Tertullian zu ihr und ſie von dem Vorgange unterrichtend, bat er zugleich, man möchte ihn und Ambroſio durch ein Boot an Bord des engliſchen Schiffes bringen laſſen, da Pflicht und Ehre ihn aufforderten, die erſte beſte Gelegenheit, Konſtantinopel zu gewinnen, ohne allen Verzug zu ergreifen.

Sichtbar entfärbte ſich die ſchöne Amazone bei ſothanem Anſinnen, doch ſchnell ſich wieder faſſend, gebot ſie mit etwas bebender Stimme ein Boot in die See zu ſetzen.

Jetzt war der Augenblick der Trennung erſchienen; man ſtrebte vergebens nach Worten, Boblina wankte, Tertullian fing ſie in ſeinen Armen auf, unwillkührlich beinahe fanden ſich glühende Lippen, eine lange wehemüthig-ſelige Umarmung erfolgte.

Gewaltſam riß ſich endlich Sarvathy los; er warf ſich mit Ambroſio ins Boot und ſchwamm, mit ſchwerem Herzen zwar, ſchnell hinüber an Bord des brittiſchen Schiffes.

Boblina verſchloß ſich in ihre Kajüte und vergoß eben ſo viele herbe Thränen, als Dido einſt geweint haben mochte, nachdem Aeneas entflohen war.

Wahr bleibt übrigens, die **Amazone** und der **Mainote** waren beyde nahe daran gewesen zu ſtraucheln, doch inwohnende Tugend und hochherzige Grundſätze hatten die jugendliche Wittwe und den jungen Mann vor dem Falle bewahrt, ob auch Gelegenheit noch ſo verführeriſch locken mochte, und darum eben darf der Sieg des glühenden, helleniſchen Paares ein großer genannt werden.

Fünftes Kapitel.

Große Verſchwörung der Hellenen in Konſtantinopel und deren Erfolge. — Der Held der Geſchichte erneuert, höchſt unerwartet, eine ehemalige Bekanntſchaft.

Der engliſche Schiffskapitain wunderte ſich nicht wenig, als er zwei Türken frei und ungefährdet aus einem ſpezziotiſchen Fahrzeuge hervortreten ſah, und Tertullian hütete ſich wohl, das Räthſel zu löſen, denn er konnte, in damaliger Zeit, als Osmann von den Britten mehrere Achtung erwarten, denn als Hellene.

Man hatte bereits, friſch vor dem Winde ſegelnd, etliche Seemeilen zurückgelegt, als der Schiffskapitain die ihn befremdende Bemerkung machte, daß einer ſeiner neuen, vermeintlich türkiſchen Paſſagiere, Sarvathy nämlich, die engliſche Sprache ſehr geläufig ſpreche, und ſogleich drang jener nun ſehr neugierig auf den Fürſten ein, fragend, wie er in's Schiff der Spezzioten gerathen, und durch welches Wunder es ihm gelungen, ſein Leben zu retten und die Freiheit ſogar wieder zu erlangen.

Tertullian erzählte: Er ſeye, am Bord einer türkiſchen Corvette, von jenem ſpezziotiſchen Schiffe angegriffen, in Folge eines unglücklichen Seetreffens in deſſen Gewalt gerathen, indeſſen habe die Beſatzung des ſiegreichen Fahrzeuges, höchſt ſeltſamer Weiſe, aus lauter, jungen, reizenden Amazonen beſtanden und er ſelbſt habe das Glück gehabt, vor den Augen der Anführerin Gnade zu finden, welchem Zufalle er die Loslaſſung ſowohl ſeiner Perſon als auch jener ſeines Freundes, Ambroſio, verdanke.

Nun Sarvathy ſagte im Ganzen keine Unwahrheit, allein der brittiſche Schiffskapitain und ſeine Offiziere glaubten anfangs in der That, der türkiſche Paſſagier wolle ihnen ein Mährchen aufheften, bis der Fürſt anhub, Boblinas Geſchichte mitzutheilen und von den Amazonen eine höchſt lebhafte und feurige Schilderung zu entwerfen. Man hörte ihm mit Erſtaunen und Vergnügen zu, die Zweifel ſchwanden und als unſer Held ſeine Erzählung geendet hatte, rief der Kapitain, ungeduldig die Erde ſtampfend, aus: „Goddam! das hätten wir wiſſen ſollen, wir wären bei den Amazonen an Bord gegangen; eine unerwartete, herrliche Erfriſchung auf offener See wäre uns zu Theil geworden.“

Der Herr Kapitain hätte wahrſcheinlich auf dem Amazonenſchiffe ſeine Rechnung ſchlecht gefunden, indeſſen ſchienen ſowohl er als ſeine Offiziere nicht geringe Luſt zu haben, Voblina aufzuſuchen, allein glücklicherweiſe verhinderte es der Wind, den Verſuch zu wagen.

Das engliſche Schiff, auf dem ſich Tertullian und Ambroſio jetzt befanden, machte eine glückliche und ungewöhnlich ſchnelle Fahrt; wohlbehalten lief man in Stambuls geräumigen Hafen ein.

Kaum an's Land getreten blieb es Satvathys erſtes Geſchäft die Häupter der helleniſchen Verſchworenen aufzuſuchen, an welche er von Maurokordatos Depeſchen bei ſich führte. Mit Jubel und offenen Armen wurde der längſt erwartete Abgeſandte des Peloponnes empfangen und man veranſtaltete ſeinetwegen zur Stelle eine Generalverſammlung.

In dem ſüdöſtlich von Konſtantinopel gelegenen Dorfe Cadi-Keml, an derſelben Stelle, wo dereinſt das ſtolze Chalcedon prangte, fanden ſich zur Geiſterſtunde in einer geheimen, unterirdiſchen Halle, welche ehevor einem neugriechiſchen Großhändler zur Waarenniederlage gedient hatte, die helleniſchen Verſchworenen, in deren Cyclus ſich Tertullian nun eingeführt ſah.

Hier unterrichtete man den Fürſten der Mainoten vorerſt über die Vorrichtungen, welche zur Ausführung eines ſehr wichtigen Planes bis jetzt getroffen worden waren und dann theilte man ihm die Hauptgrundzüge des kühnen und groſſen beabſichtigten Unternehmens ſelbſt mit.

Bereits ſeit geraumer Zeit hatten die reichſten und angeſehenſten griechiſchen Handelshäuſer in Konſtantinopel in aller Stille und mit der größten Vorſicht bedeutſame Waffendepots angelegt, ja ſelbſt die helleniſchen Tempel bargen in ihrem

Schooſe Vorräthe jeder Art von Mavors zerſtörenden Werkzeugen.

Nur die Verſchworenen, lauter Männer auf deren feſte Verſchwiegenheit man bauen konnte, wußten bis jetzt um das Geheimniß; ſehr behutſam und ſtets allmählig wurden Andere in daſſelbe eingeweiht. Die Maſſe des griechiſchen Volks in der Hauptſtadt, deſſen Arm ausführen mochte, was der Kopf der Verſchworenen beſchloſſen, ſollte erſt am Morgen des großen Tages, wo das Ganze zum Ausbruch käme, durch lauten Ausruf in die Mitwiſſenſchaft gezogen werden.

Hinſichtlich der Ausführung der berührten wichtigen Verſchwörung war bis jetzt folgendes feſtgeſtellt worden.

Ein Trupp der bewährteſten Verbündeten ſollte, während das Volk zu den Waffen gerufen würde, das ſchlecht bewachte Tophana überfallen, wo bekanntlich die Pforte ihr Arſenal und ihren Munitionsvorrath bewahrt. Zu gleicher Zeit ſollte ein anderer ſtärkerer Haufe durch einen kühnen Angriff ſich des Serails und ſomit wo möglich auch der Perſon des Großherrn bemächtigen. Von Tophana aus wollte man ſofort — es konnte im Beſitze dieſes Punktes nicht mehr ſchwierig ſeyn — der im Hafen liegenden unbemannten türkiſchen Schiffe ſich bemächtigen, und gelang auch dieſes, ſo war die in der Stadt befindliche Maſſe der Osmannen von ſelbſt gezwungen ſich zu ergeben, indem ihr, eingekeilt von der Land- und Seeſeite, und bedroht von den die Stadt beherrſchenden Kanonen der Caſtelle und Schiffe, kein Ausweg mehr blieb. *)

---

*) Dieſer Plan iſt keine Erfindung, ſondern er wurde in der That von einigen vornehmen Griechen in Konſtantinopel entworfen.

Dieſes waren die Mittheilungen, welche dem Fürſten Sarvathy, als er zum Erſtenmale in Cadi-Kemi einer Generalverſammlung der Verſchworenen beiwohnte, gemacht wurden und über welche man ſein Urtheil zu hören verlangte.

Sothanem Anſinnen zu genügen nahm Tertullian das Wort und ließ ſich alſo vernehmen:

„Meine Brüder! Euer Plan iſt gut und wohlberechnet, das Werk kann und wird bei ſchneller und muthiger Ausführung gelingen, und durch einen günſtigen Erfolg wäre dieſer heilige Krieg muthmaßlich nicht nur in Konſtantinopel ſondern auch im ganzen Reiche entſchieden; nur in einem Punkte muß ich von Eurer Meinung abweichen: Nicht der Perſon des Großherrn ſoll man ſich zu verſichern ſuchen, nein dieſer fanatiſche, tyranniſche zweite Mahmud muß durch unſere Dolche fallen und ſein Fall mag die Loſung zum allgemeinen Aufſtande geben, indeß die Schreckenspoſt von ſeinem Tode die Osmannen aufs Höchſte beſtürzen und ihre Arme lähmen wird.'‚ Die Idee des kühnen Mainoten überraſchte die Verſchworenen ungemein; ſie blickten ſich unter einander mit Erſtaunen an, und mehrere Minuten herrſchte tiefe Stille im Kreiſe; endlich erwiederte das Haupt der Verſchworenen, Anagnoſtes Caramanos, ein würdiger, ſilbergrauer Greis folgendes:

„Mein edler Fürſt! wohl mögt Ihr recht haben und es müßte unſerer Sache ungemein förderlich werden, den Tyrannen vorerſt zu morden, allein dieſes Geſchäft bleibt ein kühnes und mißliches — wer wird es übernehmen?“ —

„„Durch mich ſoll der Despot fallen! — rief hier Tertullian lebhaft und wie begeiſtert — doch das Wie laßt mich vorerſt noch in ernſte Ueberlegung nehmen, wir ſprechen davon ein Weiteres, wenn wir uns in dieſer Halle wieder ſehen.

Bei einer der folgenden Zuſammenkünfte in Cadi-Kemi foderte und erhielt Fürſt Sarvathy das Wort: er haranguirte dieſesmal die Verſchworenen in folgender Weiſe:

„Werthe Freunde und treue Brüder! Ihr alle werdet Euch noch erinnern, daß ich jüngſt, als unſer großer und gewaltiger Befreiungsplan in Anregung gekommen war, auf die Ermordung des zweiten Mahmud antrug und daß ich mich ſogleich anheiſchig machte, die Ausführung der That ſelbſt zu übernehmen, oder wenigſtens dieſelbe zu leiten. Mein Anerbieten hat mich ſeitdem nicht gereut, allein hört nun aufmerkſam an, in welcher Art ich das Werk zu vollbringen gedenke:

Mehrern von Euch iſt bekannt, daß ich einſt zu Gunſten unſerer guten Sache, an des Sultans Hofe eine Rolle ſpielte und daß ich ſelbſt unter jene vierzig Agas gehörte, welche ſtets ſeinen Thron umgeben, daher mir alle innere Verhältniſſe dieſes Hofes wohl näher, als manchem andern bekannt werden mußten.

Nun befindet ſich unter jenen vierzig Agas heutigen Tages noch ein gewiſſer Mehemed, der eines höchſt ſeltſamen Naturſpieles zufolge, mir ſelbſt, ſowohl hinſichtlich der Figur als des Antlitzes, alſo ähnlich ſieht, wie nimmermehr ein Zwillingsbruder dem andern. Unſere Stimmen ſogar tönen wie ein und derſelbe Laut und dieſe merkwürdige Naturerſcheinung veranlaßte, daß niemand jenen Mehemed und mich jemals zu unterſcheiden vermochte, da wir als Thron-Agas auch gleich koſtümirt waren und ich ſah mich, um beſtändigen Irrungen vorzubeugen, damals genöthiget, ein gewiſſes Unterſcheidungszeichen am Turbane zu befeſtigen.

Mehemed gehört jetzt, obwohl nur noch immer einer der Vierziger, unter des Sultans bedeutſame Günſtlinge, und er ſteht bei den großen Audienzen zu Scutari und allen andern feierlichen Gelegenheiten dem Tyrannen zunächſt. Auf dieſen Umſtand nun und auf die höchſte Aehnlichkeit meiner Perſon mit jener des Agas fußt mein Plan, der ſich Euch, liebe Brüder! nicht weniger kühn als ſeltſam und eigenthümlich darſtellen mag.

Ich habe erforſcht, daß jener Mehemed beinahe jede Nacht nach Jeni-Kevil *) zu einem reizenden Judenmädchen ſchleicht, und immer erſt kurz bevor die Dämmerung des neuen Tages eintritt, nach

---

*) Eine Art Vorſtadt von Konſtantinopel führt dieſen Namen.

Hauſe zurückkehrt. Nun bin ich Willens dem Aga, in einer einſamen Gegend, welche er auf dem Heimwege ſtets paſſiren muß, mit einigen Vertrauten aufzulauern, den argloſen Weichling ſofort zu überfallen, niederzuſtoßen, ſeine Leiche ins Meer zu Meer zu verſenken, mich ſeiner Kleidung zu bemächtigen, in ſeinen Pallaſt zu treten und von nun an ſeine Rolle zu ſpielen. Mir iſt die Lebensweiſe des Aga genau bekannt, ich werde ſie bis ins kleinliche nachahmen und hoffe, daß niemand des ganz eigenthümlichen Truges gewahr werden wird.

Die nächſte große öffentliche Audienz, welche der Sultan zu Scutari geben wird, mag endlich unſre große Verſchwörung ins Daſeyn rufen.

Ich werde dem Tyrannen als verkappter Aga Mehemed zur Seite ſtehen; einen zuverläſſigen hochherzigen Mainoten Namens: Ambroſio, der ſich mit mir hier in Stambul befindet, werde ich unter der Maske eines aus der Provinz entſendeten osmaniſchen Abgeſandten in den Thronſaal zu ſchwärzen wiſſen und eine hochgefährliche, wichtige Rolle hat dieſer Ambroſio an jenem Tage auszuführen unternommen, doch verbürge ich mich, er werde ſein Wort löſen.

Unter den übrigen zu der Audienz zugelaſſenen Deputirten und Satrapen wird mein Ambroſio in die erſte Reihe vordringend, vor dem Deſpoten, wie es hergebrachte Weiſe, im Staube ſich winden, allein der Mainote, ein erprobter Schütze, wird unter ſeinem Kaftan ein engliſches Doppelpiſtol verborgen halten, und an der Erde liegend, kaum dreißig Schritte vom Throne entfernt, kann er unter demſelben unbemerkt ſein Geſchoß nach dem Tyrannen richten und daſſelbe gegen deſſen ſchwarzes Herz abfeuern. Sinkt Mahmud, von Ambroſio, wie ich nicht zweiſle, gut getroffen, vom Throne, ſo ſtürzet ein Haufe unſerer Verſchworenen in den Saal, allein ſollte der Mainote unglücklicherweiſe auch fehlen, ſo werde ich ſelbſt den Sultan rückwärts durchbohren, und ſo wie die Anſtalten getroffen, kann ihn, den grauſen Deſpoten, kein Gott retten, ſein Fall oder vielmehr Ambroſios Schuß wird auf jeden Fall die Loſung zum Ausbruche des allgemeinen Aufruhrs der Griechen auf allen Punkten und in allen Theilen der Hauptſtadt ſeyn. Nun mögen unſere Haufen, wie es im Plane liegt, das Schloß in Scutari, das Serail, Tophana und die feſten Caſtelle überfallen; die Türken, auf einen ſolchen Ueberfall nicht vorbereitet und beſtürzt durch die Ermordung des Machthabers, werden unterliegen, und ſo Gott will, Hellas Volk und Land gerettet ſeyn.“

Mit nicht geringem Erſtaunen hatten die Verſchworenen dieſen — man will es nicht leugnen — ungemein tollkühnen und faſt zu romantiſchen Plan angehört; es herrſchte abermals eine momentane, tiefe Stille in der Verſammlung.

Endlich ließ ſich deren Präſident, der würdige Caramanos bedenklich das greiſe Haupt ſchüttelnd, alſo vernehmen:

„Mein theuerſter Fürſt! Eure patriotiſche Hitze führt Euch in der That zu weit; der uns vorgetragene Plan ſtellt ſich doch wahrlich gar zu abentheuerlich dar, als daß man mit Wahrſcheinlichkeit ſein Gelingen hoffen dürfte, und dann bedenkt, daß ihr Vater eines braven Volksſtammes ſeyd, glaubt Ihr denn, ſelbſt im Gelingungsfalle, das eigene Leben zu retten, und darf ein Mann auf dem Poſten, welchen Euch die Vorſehung angewieſen, ſein Leben wohl alſo tollkühn in die Schanze ſchlagen?“

Mit Würde antwortete Tertullian: „„Mein Vater, dem großen, geſammten

Vaterlande der Hellenen gehört mein Leben, dieſer Umſtand allein darf in der gegenwärtigen eiſernen Zeit bedacht werden. Was nun aber meinen Plan betrifft, ſo gebe ich zu, daß er unter die ungewöhnlichen Mittel gehören möge; ſolche Mittel überraſchen zwar, allein ſie ſind die geeignetſten auch ungewöhnliche Noth abzuwenden.““

Nun wurde von den Verſchworenen über Sarvathys Vorſchlag abgeſtimmt; er wurde von dem Präſidenten und den ältern Beiſitzern der Verſammlung geradezu als unſtatthaft verworfen, allein die Phantaſie der jüngern Mitglieder war mächtiglich aufgeregt, ſie entſchieden für die Sache, und da ſie die Majorität bildeten, drang der Mainotenfürſt durch. Bei einmal Beſchloſſenem zu ſäumen, lag nicht in unſers Helden Charakter. Schon in der folgenden Nacht wurde der unglückliche Mehemed ermordet, und Tertullian eignete ſich nicht nur des Agas Kleider, ſondern auch — tollkühn genug — deſſen Perſönlichkeit, Würde, Hausrecht und Schätze für den Augenblick an.

Nach Grundſätzen der Moral iſt die That freilich keinesweges zu billigen, allein ſelbſt die gefeiertſten Tugendhelden der Vorzeit waren in der Wahl ihrer Mittel häufig nicht delikat, und wollte man an deren Großthaten immer den moraliſchen Maaßſtab anlegen, ſie würden oft genug gar zu tief hernieder ſinken.

Genug — es möge noch ſo unwahrſcheinlich klingen — wir können es auf Autorehre verſichern, der falſche Mehemed wurde von des Ermordeten Dienern, Sklaven, Weibern, und von ganz Konſtantinopel, ohne allen Anſtand, für den echten gehalten; eine bedeutſame, beinahe unbegreifliche Aehnlichkeit mußte hier allerdings obwalten, allein wir heiſchen von unſern geneigten Leſern — Glauben.

Kaum einige Tage hatte Tertullian ſeine neue Rolle, und zwar mit großem Glücke, geſpielt, da verkündeten die Tſchauſſen (türkiſche Staatsbothen) eine große Audienz, welche der Großherr im Thronſaale zu Scutari zu ertheilen geſonnen ſey.

Die Verſchworenen hatten ihre Einrichtungen alle getroffen; während jener Audienz ſollte die große Revolution der Griechen in der Hauptſtadt ausbrechen, ſo blieb man feſt entſchloſſen.

Die verhängnißvolle Stunde nahete; manches wackere Hellenenherz klopfte voll Erwartung lebhafter im Buſen, und die offenbare Sorgloſigkeit der Türken berechtigte zu ſchönen Hoffnungen.

Unwandelbar blieben Sarvathy und der hochherzige Ambroſio bereit, ihr Leben für das allgemeine Beſte zu opfern, und leicht gelang es jenem, als Aga Mehemed, dieſen in den Audienzſaal einzuſchwärzen.

Jetzt beſtieg der zweite Mahmud den Thron; die zur Audienz Zugelaſſenen, und unter ihnen Ambroſio, ſtürzten auf die Kniee, dieſer ſpannte und richtete unbemerkt das unter dem Kaftan verborgene Piſtol nach dem Tyrannen, drückte muthig los, und — fehlte. Hundert Dolche und Partiſanen durchbohrten in dieſem Augenblicke den edlen Tſchinganehſen — allein das größte Unglück war, daß heute ein Zufall dem falſchen Mehemed, unſerm Tertullian, einen andern Poſten als ſeinen gewöhnlichen, jenen neben des Großherrn Throne nämlich, angewieſen hatte.

So wie der Schuß nach dem Deſpoten geſchehen war, umringten ſogleich mit gezogenen Waffen ſeine Getreuen den Sultan, und durch ſie, mit ſeinem gezückten Dolche zu dringen, konnte dem Mainotenfürſten nicht gelingen.

Nichts deſtoweniger hatte draußen der Aufſtand begonnen; mit gezogenen Schwertern ſtürzten die Griechen aus ihren Quartieren, und muthig ſtürmten ſie gegen das Serail, Tophana und die übrigen bezeichneten Punkte an, allein allerwärts fand man die türkiſchen Beſatzungen mehr auf ihrer Hut, als man erwartet hatte; die Kunde von dem mislungenen Attentate auf des Sultans Leben verbreitete ſich wie ein Lauffeuer, und reizte die Osmannen dergeſtalt auf, daß ſie mit der Wuth verwundeter Tiger kämpften. Die Griechen wurden auf allen Punkten zurückgeſchlagen, und ein ſchreckliches Blutbad richteten die Muſelmänner unter ihnen an; Greuelſcenen fanden ſtatt, die man hier näher zu berühren, ſich mit Recht ſcheuen muß.

Unerkannt gelang es unſerm Tertullian in der allgemeinen Verwirrung glücklich zu entkommen, allein der Fürſt hielt unter den obwaltenden Umſtänden doch nicht für gut und zweckmäßig in des ermordeten Mehemeds Behauſung zurückzukehren, und die begonnene Rolle fortzuſetzen; im Gegentheil ſuchte er nun ſeine alte Wohnung, und das uniformmäßige Koſtüme des Khronagas von ſich werfend, hüllte er ſich wieder in gewöhnliche türkiſche Tracht.

Neugierde trieb Sarvathy auf die Straße, allein es war wenig Tröſtliches, was er dort zu ſchauen Gelegenheit fand.

Der Aufruhr der Hellenen war mißglückt und bereits im Auflodern gänzlich erſtickt, die Wuth des türkiſchen Pöbels dagegen kannte keine Grenzen: wo man nur eines Griechen habhaft werden konnte, wurde er an den Haaren herbeigeſchleppt und unter den ſchrecklichſten Qualen auf offener Straße getödtet.

In Mitte des dichteſten Volkshaufens ſtehend bemerkte Tertullian plötzlich neben ſich einen ebenfalls durch türkiſche Kleidung vermummten, ſehr vornehmen Verſchworenen, dem er einige, auf die grauslichen Ereigniſſe des Augenblickes Bezug habende Klagworte in's Ohr flüſterte.

So leiſe Sarvathy dieſe Worte auch zu ſprechen glaubte, ſo waren ſie dennoch von einem hinter ihm ſtehenden Iſraeliten vernommen worden, der nun plötzlich des Fürſten Kaftan ergriff und denſelben feſthaltend, ſo laut als er konnte ſchrie: Leute! dieſer hier iſt ein vermummter Grieche, ein Verſchworener, — ſchlagt ihn todt!"

Das Geſchrei des hinterliſtigen Juden zog ſogleich die Aufmerkſamkeit des raſenden Pöbels auf unſeres Helden Perſon; ſchon zückten einige ihre Dolche, andere hoben Steine von der Erde auf, um nach ihm zu werfen und es ſchien bereits um Tertullian geſchehen, als dieſer eines, unfern von ihm ſtehenden, kleinen, hagern Mannes mit kurzen, ſchiefen Spindelbeinen gewahrte, welcher die rothe diplomatiſche Uniform Grosbrittaniens trug.

Sarvathy behielt noch Geiſtesgegenwart genug, die Krebsſtange zu fixiren, aber wie erſtaunte er, als er in ihr ſeinen ehemaligen Lehrer in der engliſchen Sprache, den Leipziger Magiſter Krummſtikel erkannte.

Bereits in den Händen des Pöbels rief der Mainotenfürſt in engliſcher Sprache dem rothen Männchen zu: „Sir! ich bin jener Prinz, der Sie einſt in Leipzig kennen lernte, bei unſerer ehemaligen Freundſchaft beſchwöre ich Sie mich zu retten, rechnen Sie auf meinen innigſten Dank und auf fürſtliche Belohnung obendrein.“

Krummſtiſel, dieſe bekannte Stimme vernehmend, wandte ſich und erkannte ſeinen ehemaligen Schüler auf der Stelle. Die verſprochene fürſtliche Belohnung war es vorzüglich, welche das Männchen beſtimmte, hier etwas zu wagen. Der engliſche Beamte aus Leipzig, hatte zwei Janitſcharen als Sauvegarden bei ſich, welche die Weiſung hatten, dem Pſeudobritten unbedingten Gehorſam zu leiſten und ihnen befahl Krummſtiſel nun, Sarvathy, für deſſen Unſchuld er bürge, zu ſchützen; dieſe in groſſem Anſehen ſtehenden Leute entriſſen ſofort den Fürſten den Händen des Pöbels, deſſen Zorn ſich nun gegen den Juden wandte, den ſie für einen falſchen Angeber hielten und ihm mit einer wohlverdienten derben Tracht Prügel lohnten.

Die Scene ging unfern dem Ufer jenes engen Kanals vor, welcher Aſien von

Europa trennt. Krummſtiefel faßte den Fürſten, um ihn den Augen des Volks ſchnell zu entreißen, unter den Arm und führte ihn nach ſeiner bereit ſtehenden Gondel, in der man nach Bujukdere überfuhr.

Die Janitſcharen hatten eine gute Belohnung erhalten und forſchten nicht weiter.

Sechſtes Kapitel.

Des Helden merkwürdige Schickſale im Palaſte des Lords Cowardice

In Bujukdere angelangt trat man im Palaſte eines Lords Cowardice ab, bei welchem Herr Krummſtifel wohnte und deſſen Geheim-Sekretair er ſich nannte. Der ehemalige leipziger Magiſter ſowohl als auch Tertullian waren in gleicher Weiſe überraſcht ſich in Konſtantinopel und zwar in höchſt ſeltſamer Situation gefunden zu haben.

Herr Krummſtifel zeigte ſich ungemein neugierig, allein der kluge Mainotenfürſt mochte dem kleinen Männchen vor der Hand keineswegs unbedingtes Vertrauen ſchenken, und heftete ihm dagegen hinſichtlich der eigenen Verhältniſſe ein ziemlich wahrſcheinlich klingendes Mährchen auf.

Nachher gab auch Krummſtiefelius zum Beſten, wie es ihm ſeit er von Sarvathy getrennt geweſen, ergangen ſey; das ehemalige Magiſterlein erzählte folgendes:

„Ew. fürſtliche Gnaden hatten Leipzig kaum verlaſſen, da raubte mir Freund Hain oder pallida mors, wie Horaz den unerbittlichen Störenfried zu nennen beliebt, meine herzallerliebſte Frau Magiſterin; nun tröſte ſie Gott, ſie war ein zwar bischen geſchwätziges und herrſchſüchtiges, im übrigen aber dennoch ein kreuzbraves Weib. Der Himmel mag wiſſen, wie es kam, es wollte mit mir als Wittwer in Leipzig nicht recht fort, ich gerieth in Schulden und allerlei andere verdrüßliche Lagen und die

Stadt wurde mir im eigentlichen Sinne des Wortes zu enge.

Einmal las ich in der Zeitung, daß ein Lord Cowardice, der im Hotel de Baviere wohne, zu einer vorhabenden Reiſe nach Italien, einen ledigen und nicht mehr jungen Mann als Hausmeiſter ſuche, welcher der deutſchen, engliſchen und italieniſchen Sprache mächtig ſey.

Ich meldete mich bei Sr. Herrlichkeit um die erledigte Stelle und wurde in dieſelbe glücklich eingeſetzt.

In der freilich eben nicht glänzenden Eigenſchaft eines Dieners machte ich nun mit dem Lord Reiſen durch beinahe ganz Europa, allein Sr. Herrlichkeit gewannen mich lieb, lernten meine höhern Talente würdigen und erhoben mich vorerſt zu dero Privatſekretair, als ich mir, vermöge meiner glücklichen Anlagen fremde Sprachen aufzufaſſen, während öftern Touren durch den

Orient auch die türkiſche Mundart angeeignet hatte. Der Lord, mein gnädiger Herr, ſo endete Herr Krummſtifel, führt zwar keinen öffentlichen Charakter, allein im Beſitze des höchſten Vertrauens ſeiner Regierung wird er zu hochwichtigen, wenn auch nicht officiellen Sendungen ſtets verwendet, und ſeinem Einfluſſe verdanke ich es, daß ich endlich in den wirklichen Staatsdienſt aufgenommen wurde, deſſenungeachtet aber blieb ich bisher immer, und zwar mit Einwilligung der Regierung, Sr. Herrlichkeit attachirt.“

Sarvathy ſtattete dem metamorphoſirten leipziger Meiſter ſeinen herzlichen Glückwunſch ab, übrigens war dem Fürſten aus Krummſtifels, wenn auch noch ſo kurzer, Erzählung ziemlich klar geworden, weſſen Geiſtes Kind jener Lord Cowardice ſeyn mochte.

Indeſſen wünſchte unſer ſcharfſinniger Held aus zweierlei Gründen, Krummſtiefel möchte ihn vor's Erſte bei ſich beherbergen. Einmal konnte Tertullian, in dieſes Lords Palaſt verborgen, ſich mit vollem Rechte den Nachforſchungen und Verfolgungen des türkiſchen Gouvernements am eheſten entzogen zu haben glauben, dann durfte er auch hoffen, durch Klugheit und Beſtechungen vielleicht hier hinter Geheimniſſe zu kommen, deren Wiſſenſchaft ſeinem Volke von Nutzen ſeyn konnte.

Er machte den Herrn Geheimſekretär mit ſeinem Wunſche bekannt, fand aber mit demſelben wenig Eingang, doch machte eine ſchwere Börſe, welche Sarvathy in Krummſtiefels Hand gleiten ließ, dieſen ſogleich geſchmeidiger. Das Männchen ſprach:

„Ich mag zwar die Gründe nicht unterſuchen, welche Ew. fürſtliche Gnaden beſtimmen mögen, in unſerm Hauſe eine Art Freiſtatt zu ſuchen, indeſſen ſo groß meine Veneration für Hochdero Perſon auch iſt, ſo kann ich doch nicht füglich wagen, einen ſolchen Schritt ohne Mitwiſſenſchaft des Lords, meines gnädigen Herrn, zu unternehmen, oder es müßten Ew. fürſtliche Gnaden ſich denn gefallen laſſen, einſtweilen ein kleines Kabinetchen an einer Gallerie des Hinterhauſes, über welches ich zu diſponiren vermag, einzunehmen.“

Tertullian war ſogleich bereit, die finſtere Kammer zu beziehen, und es geſchah auch noch am Abende deſſelben Tages; dem Herrn Geheimſekretär wurde Stillſchweigen eingeſchärft, welches Krummſtifel auch vermöge eines Schwures zuſagte. Der Fürſt verlebte in ſeinem dunkeln Aſyle traurige Zeit, nur einzelne Lichtſtrahlen drangen in das Gemach, und man konnte dort weder leſen noch ſchreiben, daher unſerm ſich klug verborgen haltenden Satvathy nichts übrig blieb, als einen Theil des Tages zu verſchlafen.

Nach eingebrochener Nacht ſchlich unſer Held aus ſeinem Hinterhalte und ließ ſich über den Kanal ſetzen, um ſeine Freunde, die Verſchworenen, vorzüglich und am meiſten aber den würdigen Caramanos, deſſen Weisheit und bewährte Erfahrung Tertullian ungemein zu ſchätzen gelernt hatte, zu beſuchen.

Indeſſen war es wenig Tröſtliches, was unſer Mainote bei ſothanen Beſuchen erfuhr. Caramanos erzählte: Wie nun vernünftigerweiſe an keinen neuen Aufruhr von Seiten der Griechen in der Hauptſtadt ſelber zu denken ſey, indem ſeit dem letzten Vorfalle die Barbaren allerwärts eifrige Kundſchafter unterhielten und vielleicht blos ein dringender Verdacht ſchon den Untergang aller griechiſchen Einwohner Stambuls herbeiführen könnte.

Aus der Moldau und Wallachei waren bereits offizielle aber für die Hellenen höchſt niederſchlagende Nachrichten eingelaufen; man beweinte des edlen Ypſilantis und ſeiner braven Schaar für immer vereiteltes Streben, und fluchte dem Andenken derjenigen, die an ihm zu Verräthern geworden waren.

Aus dem Peloponnes und vom griechiſchen Feſtlande fehlten Nachrichten.

Uebrigens war inzwiſchen des ermordeten Mehemeds Leiche aufgefunden worden und die türkiſche Regierung wußte, daß der ihr furchtbare Fürſt der Mainoten in Konſtantinopel anweſend geweſen und bei der letzten Empörung eine bedeutſame Rolle geſpielt habe; man vermuthete, er halte ſich noch immer in der Hauptſtadt auf und ſpürte emſig nach, ſeinen Schlupfwinkel aufzufinden. Die verſchworenen Patrioten zitterten für Tertullian, denn gerieth er in Mahmuds Hände, ſo konnte ſein Loos nur ein ſchreckliches ſeyn und daß der Fürſt vorerſt, durch glückliche Zufälle unterſtützt, in Cowardice's Palaſt einen Zufluchtsort gefunden, vermochte ſeine Freunde keineswegs zu beruhigen, denn man kannte dieſen Lord als einen ſchändlichen Feind der Griechen, welcher mit der Pforte in Geheim politiſche Geſchäfte und Unterhandlungen betrieb, deren ſich der offizielle Bothſchafter, als rechtlicher Mann ſchämte, und auch des Lords Geheimſekretär dem Herrn Krummſtifel wurde wenig Gutes zugetraut. er war als ein feiler, ſeinem Gebieter blindlings ergebener Sklave bekannt, und man drang in Sarvathy, jenen Palaſt zu verlaſſen und ſich lieber vorerſt in dem Hauſe eines ſeiner Landsleute zu verbergen, bis ſich in der Folge eine ſchickliche und ſichere Gelegenheit darböte, zu Schiffe nach Morea zu entfliehen, welches für jetzt nicht thunlich war, da die Osmannen vorerſt im Hafen eine viel zu ſtrenge Aufſicht hielten und jedes abſegelnde Schiff nicht nur mit Argusaugen unterſuchten, ſondern ſolche Fahrzeuge auch mit ihren Felucken große Strecken weit begleiteten.

Man predigte tauben Ohren. Tertullian vertraute ſeinem ehemaligen engliſchen Sprachmeiſter, ihn des Verrathes und Meineides nicht fähig haltend, glaubte er ſeine Perſon im Palaſte des Lords am meiſten geſichert. — Wir werden ſehen, ob ſein diesfalſiger Calcül ein richtiger geweſen oder nicht!

Mehrere Tage hatte unſer Held bereits in dieſer kritiſchen Situation verlebt, als er einſt in einer finſtern und ſtürmiſchen Nacht gegen die zweite Stunde von einer Zuſammenkunft mit ſeinen Freunden nach

Cowardice's Palaſte zurückkehrte. Er hatte bereits die Gallerie des Hinterhauſes betreten und ſchritt gerade der Thüre ſeines Gemaches zu, da ſchwebte ihm eine weiße Geſtalt entgegen, welcher er auf dem ſchmalen Gange nicht auszuweichen vermochte. Tertullian ſtutzte und blieb ſtehen, nicht wiſſend, ob er fliehen oder vorwärts dringen ſollte; die weiße Geſtalt kam näher und plötzlich fühlte Sarvathy ſeine Rechte von einem weichen, warmen und zarten Händchen ergriffen; eine ſchmeichelnde Stimme flüſterte ihm in engliſcher Sprache leiſe zu:

„Mein Fürſt! der Sekretär hat Sie dem Lord und dieſer dem Tyrannen Mahmud verrathen; wenn Sie Ihr Gemach betreten, ſo befinden Sie ſich mit Tagesanbruch in den Händen der abgeſandten Janitſcharen, folgen Sie mir, ich bin entſchloſſen, Sie zu retten.“

Leicht mag der Leſer ermeſſen, wie unſer Held bei dieſer Anrede erſchrak, er verlor, was ihm ſonſt ſo leicht nicht geſchah, ſeine Faſſung im Augenblick ziemlich, und ließ ſich ohne Widerſtreben von der weißen Geſtalt leiten, wohin es derſelben beliebte. Dieſe führte ihn über die Gallerie in einen andern Flügel des Palaſtes, Treppe auf Treppe nieder; endlich blieb ſie am Ende eines abgelegenen Ganges vor einer Thüre ſtehen, ſchloß dieſelbe auf und ſchob unſern Tertullian mit ſanfter Gewalt in ein Gemach.

Sarvathy befand ſich in einem geräumigen, koſtbar dekorirten Zimmer; am Fußboden waren perſiſche Teppiche von großem Werthe ausgebreitet; die Seitenwände bekleideten herrliche türkiſche Tapeten und ellenhohe glänzende Spiegel, in den Ecken ſtanden zwei Betten, mit ſeidenen, üppig ſich blähenden Pfühlen; Gardinen von amaranthfarbigem Sammet mit ſchweren güldenen Treſſen und Schnüren verhüllten die Bogenfenſter; ein linder aromatiſcher Duft ſchwängerte des Raumes Atmoſphäre, und eine künſtliche am Plafond befeſtigte argandiſche Lampe verbreitete über das Ganze ein ſanftes, roſigtes Licht.

Nachdem die weiße Geſtalt die Thüre wieder ſorgfältig abgeſchloſſen, fand unſer Held erſt Gelegenheit, beim Scheine der Lampe, ſie zu betrachten.

Eine junge Dame ſtand vor ihm, reizend wie er hienieden nimmermehr ein Weib erſchaut. Es war eine hohe üppig gebaute Brünette, deren dunkle Augen wie Sternlein ſtrahlten; das einfache, aber ſehr geſchmackvolle enge, weiße Nachtnegligé ſchloß ſich, mehr erhebend als verhüllend, an die runden, bildlichen Formen, und Tertullian mußte ſich geſtehen, eine ſolche ſiegende Schöne hatte weder ſeine Theodora, noch

Voblina, die majeſtätiſche Amazonenkönigin, noch die wollüſtigſte italiſche Gräfin Pinuccini ihm je dargeſtellt.

Heftig ergriffen ſank Sarvathy vor der Dame auf die Kniee, ſprechend: „Biſt du eine Fee, oder ein Engel, oder Mädchen, welcher ich dieſe meine wunderſame Rettung verdanke?"

Voll anmuthiger Grazie den Mainoten aufhebend erwiederte die Räthſelhafte lächelnd: „„Ich heiße Arabella, und bin eine ſchwache, ſterbliche Sünderin nur; doch mein Fürſt legen Sie ſich jetzt zur Ruhe, dort ſteht das Bett meiner Kammerjungfer, welche ich bei kleinen Unpäßlichkeiten zuweilen hier in meinem Boudoir ſchlafen laſſe; bedienen Sie ſich des Lagers, morgen ein Mehreres.""

Nachdem ſie dieſes geſprochen, zog Mylady an einer Schnur, worauf ſogleich die

Lampe erlöſchte und ſchweigend huſchte die ſchöne Dame in ihr Bettchen.

Es waltete tiefe Finſterniß im Gemache und Tertullian warf ſich nun auch ſeinerſeits auf das ihm angewieſene Lager, allein natürlich war es wohl, daß ihn in ſo ſeltſamer Lage der Schlaf fliehen mußte.

Eine Stunde ungefähr mochte unſer Held alſo gelegen haben, da vernahm er Geräuſch und dumpfe Männerſtimmen von außen; der Fürſt erhob ſich leiſe und tappte im Dunkel der Nacht nach einem der Fenſter hin; nachdem er die Gardine zurückgezogen, blickte er hinab in die Vorhöfe des Palaſtes, in welchem er eine zahlreiche Rotte Janitſcharen mit brennenden Fackeln gewahrte. Die Soldaten ſchimpften und fluchten, und er hörte unter ihren lauten Verwünſchungen mehreremale ganz deutlich ſeinen eigenen Namen nennen.

Die Dame hatte alſo doch Recht gehabt, allein wer war ſie, wie konnte ſie von dieſem ſchändlichen Komplotte unterrichtet ſeyn, durfte er ihr vertrauen, und würde ſie wohl im Stande ſeyn, ihn zu retten? —

In ſolchen und ähnlichen Grübeleien verlor ſich unſer Held am Fenſter, bis ſich endlich die Janitſcharen entfernten und alles ſtille wurde.

Nun wollte auch Tertullian ſein Lager wieder ſuchen, allein zerſtreut und mit dem Terrain gänzlich unbekannt, wie er war, gerieth er an das Bett, in welchem ſeine Retterin ſchlief und wurde des Irrthumes nicht eher gewahr, als bis ihn zwei runde, weiche Arme ſanft umſchloſſen; ein heißer, ſtürmiſch ſich hebender Buſen an ſeine Bruſt anwogte und ein ſchneller würziger Odem ſeine Wange wie Gluth entflammte. Unſer Held wußte nicht wie ihm geſchehen war, ſeine Sinne fingen an zu ſchwinden, ein heftiger Wonnerauſch hub an zu beginnen, da ermannte er ſich noch zur rechten Zeit, und indem er ſich behende ſüßen Feſſeln entwand, ſtotterte er halb leiſe: „Verzeihen Sie Mylady! ich habe den Weg verfehlt!“ — das nenne ich mir Seelenſtärke! junge Leſer! welcher unter Euch würde ſothane Probe beſtehen? — —

Arabella antwortete nicht; in tiefen Schlummer verſunken ſchien ſie von dem Vorgegangenen nicht das geringſte bemerkt zu haben und Sarvathy ſegnete der Dame guten Schlaf. Glücklich erreichte er nun ſein eignes Lager, allein er konnte jetzt noch weniger ruhen als zuvor und ſo viele Mühe er ſich gab, ernſte Betrachtungen anzuſtellen, ſeine feurige Phantaſie ließ ihn immer noch den wonniglichen Augenblick nachfühlen,, in welchem er an des reizenden jungen Weibes üppiger Schwanenbruſt gelegen und ſeinen Oden mit ihrem duftigen Roſenhauch vermählt hatte.

Ermüdet und beinahe gänzlich erſchöpft von den verſchiedenartigſten und ſich durchkreuzenden Gefühlen verſank endlich, als der Morgen bereits graute, auch der Mainotenfürſt in einen tiefen Schlaf.

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch am Horizonte, als Tertullian die Augen aufſchlug. Arabella ſaß in einem eleganten Morgenanzuge bereits am Theetiſche; unſer Held rieb ſich die Stirne, ſich beſinnend, ob er träume oder wache, da fragte die Dame lächelnd und mit unwiderſtehlicher Freundlichkeit: „Nun, Langſchläfer! iſt's gefällig mit mir frühzuſtücken?“

Sarvathy hatte keines ſeiner Kleidungsſtücke abgelegt, er ſprang auf, küßte ſeiner Retterin die Hand und nahm nicht ohne Verlegenheit und ſchweigend ihr gegenüber Platz.

„Ich habe mir ſagen laſſen, ſprach Mylady ſchäckernd, — indem ſie ihrem Vis à vis die dampfende Taſſe reichte, — es habe die Neugierde ſchon manchen, ſchönen, jungen Mann getödtet und da ich mich keines Mordes ſchuldig zu machen gedenke, ſehe ich mich allerdings gezwungen, Ihnen Aufſchlüſſe zu ertheilen, nach denen Sie, wie Ihre Blicke es verrathen, ungemein verlangen. Wohlan denn, ſo hören Sie:

„Ich werde von der guten ſowohl, als auch von der böſen Welt Cowardice's Freundin genannt, allein beide Welten — wie es oft genug geſchieht — irren; ich bin eigentlich mehr die Feindin als die Freundin dieſes hämiſchen, kleinlichen Lords, allein mich binden leider eiſerne Verhältniſſe an den Tyrannen, deſſen Tyrannin ich meinerſeits auch wieder ſpiele.

„Cowardice's politiſches Syſtem wendet alle Mittel an. Griechenlands

Wiedergeburt zu hemmen, ich dagegen möchte ſie aus Kräften fördern; ich liebe dieſes hochherzige Streben nach Freiheit, denn ich bin — eine echte Brittin.

„Vorgeſtern belauſchte ich in einem anſtoßenden Kabinette ein Geſpräch, welches der Lord in ſeinem Gemache mit dem Sekretär führte. Krummſtifel hatte Sie verrathen, und Ihre Auslieferung an die türkiſche Regierung wurde beſchloſſen; in der verfloſſenen Nacht ſollten Sie einem Janitſcharen-Detaſchement übergeben werden. Ich ſchwur Sie, mein Fürſt! zu retten: die That gelang, allein Sie ließen mich auf der Gallerie verzweifelt lange Ihrer Ankunft harren, und wenn ich einen Katharr oder ein Rheuma davon trage, ſo iſt es Ihre Schuld, mein ſchöner Prinz!"

„„Mylady! erwiederte Tertullian, ich verdanke Ihnen mein Leben; allein ich begreife nicht, wie Sie noch zu ſcherzen vermögen. Was ſoll weiter mit mir geſchehen und wie leicht iſt es möglich, daß ich hier entdeckt werde, wie würde es in dieſem Falle mir, ja wie würde es ſelbſt Ihnen, edle Lady! ergehen?““

„Beruhigen Sie ſich, nahm Arabella hier lächelnd das Wort wieder, in dieſes mein abgelegenes Boudoir darf Niemand, ſelbſt der Lord nicht, jemals wagen zu dringen. Ich halte Sie hier vorerſt verborgen und Sie ſollen, wie ich hoffe, weder Hunger und Durſt noch Langeweile erleiden. Zwar, mein Fürſt! beleidiget es freilich den Wohlſtand, daß ich Sie in meinem Schlafzimmer verberge, allein es gilt Ihr Leben, und alle Rückſichten müſſen ſchweigen; auch — ſo endete die Brittin etwas ſchelmiſch — glaube ich es mit einem viel zu beſcheidenen und geſitteten Manne zu thun zu haben, als daß ich groß fürchten möchte, er würde jemals das Gaſtrecht verletzen.“

„„Alles ganz vortrefflich, theuerſte Lady! rief Sarvathy aus, aber was ſoll am Ende auf dieſe Art aus mir werden? — Ich kann doch nicht den Reſt meines ganzen übrigen Lebens in Ihrem Schlafzimmer zubringen, auch fodern mich Ehre und Vaterlandsliebe auf, um jeden Preis, den Verſuch zu wagen nach dem Peloponnes zu entkommen?““

„Wie ungeſtüm ihr Männer doch alle ſeyd! — antwortete hierauf Arabella etwas empfindlich — noch ſchmachten Sie, Fürſt! nicht volle zwölf Stunden in meinen Feſſeln, und ſchon ſtreben Sie dieſelben gewaltſam zu brechen. Ich gedenke keinesweges Sie ewig in meinem Boudoir gefangen zu halten und will Ihnen gerne Gelegenheit verſchaffen, ſicher nach Ihrem Vaterlande zu entkommen, allein dem Unternehmen ſtehen, wie Sie ſelbſt wiſſen, Hinderniſſe bedeutſamer Art entgegen, eine wunderwirkende Fee, für welche Sie mich in verfloſſener Nacht zu halten ſchienen, bin ich leider nicht, und ſo müſſen Ew. Hoheit dann ſchon dem weiblichen Scharfſinn eine kurze Friſt vergönnen, Mittel ausfindig zu machen, Sie als Kontrebande wohlbehalten aus Stambuls Hafen zu ſchwärzen."

So endete die Unterredung; die Lady mußte nun den Fürſten verlaſſen, um ihrem Gebieter dem Lord Cowardice den gewöhnlichen Morgenbeſuch zu machen.

Es blieb übrigens doch eine ganz eigenthümliche Situation, in der ſich jetzt unſer Held befand. — Eingeſchloſſen in das Schlafgemach einer jungen, ungemein reizenden und witzigen Dame, welche die Maitreſſe eines ſeiner wichtigſten Feinde war; getrennt von der ganzen übrigen Welt, in der peinlichſten Ungewißheit und Erwartung der Dinge, welche da kommen ſollten, bot ſeine Lage dem Mainoten Stoff genug dar, allerlei Betrachtungen anzuſtellen.

Die ſchöne Arabella wurde indeſſen nicht müde, ihrem Schützlinge die zarteſte Sorgfalt zu weihen; ſie ſteckte ihm die köſtlichſten Leckerbiſſen und die feinſten Weine zu, verſah ihn mit geiſtreicher Lektüre, und brachte, ihn aufzuheitern, jede Stunde, die ſie ſich abmüßigen konnte, bei ihrem Gefangenen zu.

Dieſes edle Benehmen, die ſiegende Schönheit und die ausgezeichnete Bildung der Brittin hätten nur einen Kloß gänzlich ungerührt laſſen können, und ein ſolcher war Sarvathy wahrlich nicht.

So ſeltſam und kitzlich auch das Verhältniß war, in dem das Pärchen ſich befand, wußte Arabella dennoch mit der in ſolchen Lagen den Weibern eigenen Gewandtheit ſo viel möglich den Foderungen des Anſtandes und der Sittlichkeit zu genügen.

Sie machte ihre Toilette hinter einem groſsen, ſie gänzlich verbergenden Schirme; Morgens, bevor der Fürſt noch erwacht war, entfernte ſie ſich hinlänglich lange, ihm Zeit zum Aufſtehen und Ankleiden zu vergönnen; eine ähnliche Delikateſſe wurde beim Schlafengehen beobachtet. Indeſſen, die Gemeinſchaft in der man in einem und demſelben Zimmer lebte, war zu enge, als daß nicht je zuweilen eine verführeriſche Ausſicht oder Attitüde des Fürſten Auge hätte beglücken ſollen.

Man hat Sarvathy bisher als einen Mann von erhabenen, ſeltenen Grundſätzen und ungemeiner Seelenſtärke kennen lernen. Man mag ſich erinnern, mit welcher Reſignation er die heißgeliebte, junge reizende Gattin Theodora verließ, ohne den Gürtel der Jungfrau gelößt zu haben; man vergeſſe nicht, mit welchem Muthe er den Lockungen einer Pinuccini und jenen mehr noch verführeriſchen der Noblina widerſtanden, allein Tertullian war ein Mann von fünfundzwanzig Jahren, voll Leben und Kraft; durch ſeine Adern rieſelte feuriges Griechenblut; von ihm konnte man mit Wahrheit ſagen, er war ein Held, der nie in geiler Wolluſt Schoos die Fülle der Geſundheit goß, allein deſſen ungeachtet blieb der hochſinnige Fürſt doch nur ein Menſch und nicht zu kühn verſuche man den Menſchen, wenn er nie und nimmermehr ſtraucheln ſoll.

Dieſe Reflexionen werden keinesweges aufgeſtellt, ein Vergehen des Helden, welches man nun vorzutragen im Begriffe ſteht, zu vertheidigen, allein einigermaßen entſchuldigen müſſen ſie menſchliches Fehlen dennoch.

Einſt in einer ſchwülen Nacht lag Tertullian ſchlaflos; die Fenſter-Gardinen waren zurückgezogen, und magiſch erleuchtete des vollen Mondes Schein das Gemach und Arabellens Lager. Das reizende Weib hatte im Schlafe das leichte Deckchen zurückgeſtreift, und hingegoſſen lag es nun in ſeiner ganzen üppig entfalteten Schöne, die Lunas Zauberlicht mehr noch erhob; kein noch ſo geſchickter Mahler hätte reizender eine ſchlummernde Venus darzuſtellen vermocht: die kleine Hand des ſchlanken rechten Armes lag im Schooße, in der linken ruhte das braune Lockenköpfchen, der volle milchweiße Buſen hob ſich in regelmäſſigen, ſanften Wallungen, und bildlich trat die herrlich geründete Hüfte hervor; der halb geöffnete Mund hauchte von Zeit zu Zeit leiſe, wollüſtige Seufzer hervor.

Brennend hing des Fürſten Auge an dem ſchönen Bilde, und nimmermehr vermochte es ſich abzuwenden; verſengende Gluth glaubte endlich Sarvathy zu athmen, hörbar vernahm er des eignen Herzens

Schläge, doch ſchwoll die Stirnader auf, alle Fibern bebten, auf glühenden Kohlen meinte er zu liegen. Nicht länger vermochte der Hellene auszuhalten, er ſprang aus dem Bette und wankte nach dem Fenſter, um es aufzureißen und ſich abzukühlen, allein er mußte neben Arabellas Lager vorüber ſchreiten, noch verführeriſcher lockten des ſchönen, jungen Weibes Reize in der Nähe; die Lady ſchien zu träumen: Tertullian! mein Tertullian! flüſterte ſie leiſe, da verlor der unglückliche Glückliche ſeine Beſinnung ganz und gar; er warf ſich über Arabellen hin, bedeckte, einem Raſenden gleich, der Dame Geſicht, Buſen, Arme mit glühenden Küſſen, und ſie, die verführeriſche Sirene, theilte ſchweigend, allein voll feuriger Wuth, des kräftigen Malnoten Entzücken; die runden, ſchönen Arme hielten ihn umwunden, die heißen Lippen wurzelten in einander und — doch genug, wir müſſen es leider bekennen, es war um unſern Helden geſchehen; eine decente Gardine bedecke die Scene!

Als Tertullian nach einer wonniglich durchſchwelgten Nacht am andern Morgen erwachte, ſaß Mylady bereits angekleidet auf dem Divan; die Kokette hielt das Geſicht verhüllt und weinte heftig in ihr Tuch. Der Fürſt ſprang auf und umfing ihre zarten runden Kniee, ſie aber ſprach, verſchämt ſich abwendend: „Böſer Mann! ſchämen Sie ſich, daß Sie alſo das Gaſtrecht und eines armen Weibes Schwäche misbrauchten!“ Und in der That, es klagte ſich Sarvathy als verdammenswerther Verführer an, rührend bat er um Verzeihung, die er endlich auch nach einiger Schwierigkeit, begleitet von neuen feurigen Küſſen, erhielt.

Als unſer Held allein war und wieder kalte Ueberlegung gewann, machte er ſich freilich bittere Vorwürfe, feſt gelobend, vor ähnlichen ſchwachen Rückfällen ſich ſorgſam zu hüten, indeſſen — es blieb die Gelegenheit gar zu nahe und lockend, des gluth- und kraftvollen Hellenen Sinnlichkeit war einmal aufgeregt, ſie glich einem wilden, alles verzehrenden Lavaſtrom, und ſchon Leſſing ſagte: „Ergieb dich dem Satan mit einem Haare nur und du biſt ſein auf immer!“

Vergebens ſtrebte Tertullian ſich aus Netzen los zu machen, die einmal feſt über ſeinem Haupt zuſammen gezogen waren; er vergaß ſeine Grundſätze und ſich ſelbſt, und jede Nacht führte ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt in die Arme der ſinnigſten, ſchönſten und lockendſten aller Buhlerinnen zurück.

Einige Wochen waren dem Fürſten in ſothanem unglücklichen Sinnestaumel, wie Augenblicke, entſchwunden; erſchöpft durch eine wonniglich verſchwelgte Nacht ſchlummerte er eines Morgens ungemein ſüß an der reizenden Lady üppigem Buſen, da ſchreckte ihn plötzlich ein gellendes lautes: „Goddam!“ von einer fremden Stimme in die Höhe. Als Tertullian, ſchnell erwacht, die Augen öffnete, erblickte er einen langen, gebleichten und ausgemagerten Mann, welcher mit ſchrecklich funkelnden Blicken, und Wuth ſchäumend, vor dem Bette ſtand.

Es war Cowardice in doch eigener Perſon. Der Lord hatte durch ungewöhnlich langes und beſtändiges Verweilen Arabellens in ihrem einſamen Boudoir längſt Verdacht geſchöpft; endlich wurde Krummſtifel, der verworfene Burſche, beordert, zu verſchiedenen Stunden an Ladys Zimmerthüre zu lauſchen, und da der Sekretair mit der größten Zuverſicht meldete, mehreremale durch die Thüre in der Dame Kabinet ein leiſes Flüſtern vernommen zu haben, erwachte des Britten Eiferſucht mit Macht; der Lord wollte ſich um jeden Preis Gewißheit verſchaffen, und ein Nachſchlüſſel hatte ihm an jenem bezeichneten Morgen, als er das Pärchen beiſammen im Neſte traf, der Lady Boudoir eröffnet.

Auch Arabella war erwacht. Cowardice vermochte, beſiegt durch Zorn und Wuth, kaum verſtändlich zu ſprechen, doch hörte man ihn mit blutiger Rache drohen, worauf er ſich wandte und der Thüre der Stube zuwankte, wahrſcheinlich um dieſe hinter ſich zu verſchließen und ſeinen Leuten zu rufen. In dieſem Augenblicke hatte die Lady ſich mit einem unter dem Kopfpolſter verborgen gehaltenen Dolche bewaffnet, mit dem ſie nun raſch aus dem Bette ſprang und den ſcharfen Stahl dem Lord in dem Augenblick von hinten in den

Leib ſtieß, als dieſer gerade die Klinke der Thüre ergriff.

Nur gar zu wohl hatte die beſonnene Furie getroffen; Cowardice ſank mit einem dumpfen Schrei zu Boden und war nach wenigen Momenten eine Leiche.

„Unglückliche! was haſt du gethan?“ fragte Sarvathy ſchaudernd. Voll ruhiger Faſſung erwiederte Arabella: „„Ich habe einen Elenden zur Hölle gefördert; es war Nothwehr nur und blieb das einzige Mittel Ihr Leben, Fürſt! und meine Ehre zu retten, doch — ſo fuhr die Lady redend fort — nun haben wir keine Zeit zu verlieren, wir müſſen beyde zur Stelle fort, ich gehe unſere Flucht mit Klugheit vorzubereiten, harren Sie indeſſen hier meiner; in einer halben Stunde kehre ich, Sie abzuholen, zu Ihnen zurück.“

Arabella hatte, während ſie dieſes geſprochen, aus des ermordeten Lords

Taſchen einen Schlüſſelbund genommen, mit welchem ſie nun, ſchnell einen Mantel überwerfend, das Gemach verließ, deſſen Thüre ſie hinter ſich verſchloß.

Mit Cowardices blutiger Leiche befand ſich Tertullian nun allein, und es waren gerechte Vorwürfe, welche der Fürſt ſich machte, denn er betrachtete ſich als die alleinige Urſache dieſer grauſen Gewaltthat.

„O warum, rief unſer Held aus, mußte dieſe Sirene mich den Händen der Barbaren vorenthalten; ich wäre ein Märtyrer für die gute Sache, aber mit unbelaſtetem Gewiſſen, gefallen, indeſſen mein Leichtſinn mich nun bis zur Verworfenheit hernieder ſinken ließ.“

Die Zurückkunft der Lady unterbrach nach Verlauf einer kleinen Stunde Tertullians Betrachtungen.

Die Dame trug einen Bündel Kleider, viele Papiere und eine kleine, aber ſchwere und ganz mit Gold erfüllte Kaſſe.

„Schnell mein Fürſt! — ſo rief Arabella eintretend unſerm Helden ſehr heiter zu — ſchnell hüllen Sie ſich in dieſe fränkiſche Kleider, ich habe gute Geſchäfte gemacht; unſere Sachen ſtehen vortrefflich. Draußen im Hafen liegt, wie ich längſt weiß, eine kleine engliſche Corvette, deren Kapitain die ſtrenge Weiſung hat, dem kleinſten Winke Corwadices zu gehorchen; nun fand ich in des Lords Büreau eine Charta bianca, die ich behende mit dem Befehle an den vor Anker liegenden Schiffskapitain ausfüllte, uns beyde ohne Verzug nach dem Peloponnes zu bringen; dieſe Papiere hier, deren ich mich ebenfalls bemächtigte, enthalten, wie ich glaube, politiſche Geheimniſſe und Korreſpondenzen, deren Beſitz für Sie und die Ihrigen von groſſer Wichtigkeit ſeyn dürften und der blinkende Inhalt dieſes Käſtchens endlich wird uns auch nicht übel zu ſtatten kommen.“

Tertullian vermochte ſich ſelbſt nicht zu leugnen, es wohne dieſer Arabella die Schlauheit einer Schlange in nicht geringem Maße bei, indeſſen mahnte der Augenblick zu bringend, als daß der Fürſt hätte zögern dürfen, ſich vorerſt dem Willen des grauſen Weibes blindlings zu fügen.

Schnell warf ſich die Lady in Reiſekleider; Sarvathy vertauſchte das türkiſche mit franzöſiſchem Koſtüme und nun ſchon in den weiten Carbonari-Mantel gehüllt warf er noch einmal, von Schauer erfüllt, einen Blick auf des Lords Leiche, welche die Britten lachend mit dem Fuße bei Seite ſchob.

Arm in Arm eilte unſer Paar mit flüchtigen Schritten ſofort Stambuls nahe gelegenem Hafen zu.

Siebentes Kapitel.

Flucht. — Ankunft auf Morea — neue merkwürdige Ereigniſſe daſelbſt.

Arabella wußte allerwärts guten Beſcheid. Im Hafen angelangt fand ſie ſchnell und ohne Schwierigkeit wie die engliſche Corvette, welcher im vorigen Kapitel bereits Erwähnung geſchah, und an deren Bord ſie mit Sarvathy nun trat.

Es war lautere Wahrheit, daß der Kapitain die Ordre hatte, unbedingt den Befehlen Cowardices zu gehorchen; der Mann kannte des Lords Unterſchrift und Siegel, und als ihm Mylady daher die falſche Weiſung, augenblicklich nach dem Peloponnes zu ſteuern, einhändigte, faßte der Kapitain, ohnehin gewohnt blindlings zu gehorchen, nicht den geringſten Verdacht.

Glücklicherweiſe blies gerade ein der vorhabenden Fahrt ungemein günſtiger Wind; Arabella drängte und der Kapitain lichtete zur Stelle die Anker.

So ſtrenge die Türken in jener Zeit alle andere fremde Schiffe beobachteten und unterſuchten, behandelten ſie doch nichts deſtoweniger die Fahrzeuge der Britten, um deren Freundſchaft ſie für den Augenblick, aus politiſchen Rückſichten, voll Aengſtlichkeit buhlten, mit der größten Delikateſſe und unſere Corvette ſchwamm daher unaufgehalten und ohne alle Schwierigkeit, aus dem Hafen.

Als man zu Conſtantinopel Cowardices Ermordung inne wurde, bis man die Lady, nach dem vorübergegangenen erſten Schrecken, vermißte und auf die

Vermuthung gerieth, ſie möchte, der That ſchuldig, ihr Heil in einer Flucht auf der See verſucht haben und ehe man ſich entſchloß der abgeſegelten Corvette nachzuſetzen, hatte dieſe, bei dem allergünſtigſten Winde, bereits den Kanal hinter ſich; ſie ſegelte nun ſchon im Archipel und es wurde der ihr nachgeſendeten türkiſchen Felucke geradezu unmöglich, ſie einzuholen.

Das gewöhnliche Leben im engen Raume eines Schiffes ſchien an und für ſich ſelbſt nicht geeignet, die vertraute Gemeinſchaft zu ſtören, in welcher Arabella ſeit etlichen Wochen mit dem Mainotenfürſten zu verkehren gewohnt geweſen war; allein Sarvathy, von ſeinem ephemeren Sinnenrauſche erwacht, und bitterer Reue ſich überlaſſend, ſah in der Brittin nun bald nichts mehr, als eine Buhlerin und ein gräßlich-verdorbenes, zu jeder Schandthat fähiges Weib.

Indeſſen foderte Klugheit unſern Helden auf, bei der ſtatt findenden Lage der Dinge ſeine wahren Geſinnungen und ſeinen Widerwillen gegen Arabellen vorerſt durchaus nicht zu verrathen, aber der Lady Auge ſah ſcharf und Tertullian war nicht genug Meiſter in der Verſtellungskunſt, als daß er dieſes Auge ganz und gar zu täuſchen vermocht hätte.

Ohnehin hatte auch für Arabella der Umgang mit dem ſchönen Fürſten den Reiz der Neuheit und des gefährlichen Geheimniſſes verloren und ſie, die wankelmüthige Buhlerin, zeigte ſich mit jedem Tage mehr in ihrer wahren Geſtalt, indem ſie empörende Herrſchſucht und bizarre unausſtehliche Launen entwickelte.

Es war auf dieſe Art ein in der That ungemein peinliches Verhältniß, in welchem Sarvathy während jener Seereiſe lebte und er dankte aufrichtig dem Himmel, als man endlich an Moreas Küſten anlegte.

Der engliſche Kapitain wurde mit ſeiner Corvette hingeſendet, wo er hergekommen war und Tertullian reiſte mit Arabella, welche ihm zu ſeiner Pein über dem Halſe geblieben war, tiefer in's Land hinein, dem Hauptquartiere der helleniſchen Hauptarmee zu, welche gerade im Begriffe ſtand, des Landes Hauptſtadt und wichtigſte Feſtung, Tripolizza nämlich zu belagern.

Man lebte jetzt im September d. J. 1821 und gar vieles hatte ſich ſeit Sarvathys Abweſenheit, im Peloponnes verändert.

Ganz Morea, mit Ausnahme einiger größerer und kleinerer Feſtungen, wie z. B. Coron, Modon, Napoli di Romania, (Anapli) Patras und noch etlicher andern, war bereits durch die wahrhaft herrlichen Anſtrengungen der Griechen von den Osmannen gereiniget.

Fürſt Maurokordatos, der würdige Greis, hatte Altersſchwäche und Kränklichkeit halber den Kommandoſtab niedergelegt, und Colokotroni das 15,000 Mann ſtarke Belagerungskorps vor Tripolizza bisher angeführt; allein ſeit wenigen Tagen erſt war der edle Fürſt Demetrius Ypſilanti auf Morea angekommen und er hatte nun den Oberbefehl über das helleniſche Geſammtheer übernommen.

Zu ſeiner nicht geringen Beruhigung erfuhr Tertullian ferner, der Freiherr v. Maltitz ſey von ſeiner ſchweren, im Zweikampfe erhaltenen Wunde gänzlich geneſen und kommandire, nach wie vor, ein kleines, fliegendes Corps.

Während der Reiſe, von der Küſte gen Tripolizza hin, zeigte Arabella ungemein üble Laune und Prätenſionen unerhörter Art, allein unſer Mainotenfürſt der nunmehr nicht mehr nöthigen Verſtellung müde, verhehlte die tiefſte Verachtung, welche er gegen die verrätheriſche Meuchelmörderin empfand, nicht länger, denn er mochte ihr die Rettung ſeines Lebens für jenen graulichen Preis ungerne verdanken.

Sarvathys Benehmen umwandelte dagegen die ſtolze Brittin in eine Furie, und unſer Held hatte es nur ſeiner energiſchen Vorſicht zu verdanken, daß ihm auf jener Reiſe nicht ebenfalls Cowardices Loos zu Theil geworden war.

In bläulichter Ferne winkten den Reiſenden endlich Tripolizzas hohe Zinnen. Tertullian verweilte vorerſt in einem am Wege gelegenen Dorfe, im Hauſe eines alten Freundes, den er traf; hier gedachte er Arabella zurückzulaſſen, und ſich ſofort in Ypſilantis Hauptquartier zu begeben.

Die Lady gebehrdete ſich, vermeintlicher Zurückſetzung halber, wie eine Unſinnige; ſie uberhäufte den Fürſten mit einer Fluth von Vorwürfen und ſchrecklichen Drohungen, und da dieſer von dem leidenſchaftlichen und raſenden Weibe mit Recht alles mögliche Grauliche und Nachtheilige befürchten zu müſſen glaubte, ſah er ſich endlich genöthiget, die Dame in einem wohlverſchloſſenen Zimmer zu verwahren, um ihr dort Zeit zu gönnen, zur Beſinnung zu gelangen und ſich zu beſänftigen.

Gerade, als ſich Sarvathy anſchicken wollte, ſeinen Weg weiter zu verfolgen, führte ein günſtiges Ungefähr den Freiherrn v. Maltiz, der mit ſeinem unterhabenden Korps von einem Streifzuge zurückkehrte durch jenes Dorf.

Jubelnd flogen ſich die Freunde in die Arme; der ehemalige Groll war ganz und gar vergeſſen. Tertullian erkundigte ſich eifrig nach dem Wohl ſeiner edlen Gattin Theodora und nach allen ſeinen in den heimatlichen Gebirgen zurückgelaſſenen Lieben, von denen er nunmehr ſeit mehrern Monden keine Kunde hätte erhalten können.

Maltitz berichtete: Man lebe auf Maina unter der Regierung der edlen Fürſtin Theodora glücklich und zufrieden, und es ſey während des Laufs der ganzen Revolution noch keinem Osmannen gelungen den rieſigen Taygetus zu überſteigen, oder an Mainas Küſte zu landen.

Uebrigens verſicherte der deutſche Freiherr noch, die erhabene Theodora ſowohl als auch die ganze übrige fürſtliche Familie befänden ſich wohl, außer der Sehnſucht der jungen Damen, ihre Gatten nach Verlauf mehrerer Monden wieder zu ſehen und an die keuſche Bruſt zu drücken.

Sarvathy konnte, der eigenen Schuld gedenkend, einen tiefen Seufzer bei dieſer Nachricht unmöglich unterdrücken.

Der deutſche Ritter erklärte, vor der Hand in dem Dorfe, wo man ſich gefunden, verweilen und dort Tertullians Zurückkunft aus dem Hauptquartier abwarten zu wollen, worauf der Mainotenfürſt dem Freunde den Schlüſſel des Zimmers, in welchem Arabella eingeſchloſſen war, mit der Bitte anvertraute, ein wachſames Auge auf ſeine Gefangene zu halten. Was es mit dieſer Gefangenen eigentlich für eine Bewandtniß habe, verſprach Sarvathy dem Freiherrn zu gelegenerer Zeit aufzuhellen. Nach dieſem letzten Vorgange ſchwang ſich der Fürſt aufs Pferd und ſprengte davon.

Zu Ypſilantis Hauptquartier angelangt, wurde unſer Held von dem Oberfeldherrn, welcher Tertullian bereits dem

Rufe nach von der vortheilhafteſten Seite kannte, mit großer Auszeichnung aufgenommen.

Der edle Demetrius lauſchte mit geſpannter Verwunderung des mündlichen Abriſſes, welchen Sarvathy von ſeinen erlebten Schickſalen, während des letztern Aufenthaltes zu Stambul entwarf, allein des Oberfeldherrn Aufmerkſamkeit wurde zum höchſten geſteigert, als der Mainote des ermordeten Cowardices geheime Papiere überreichte, welche er, wie ſich der geneigte Leſer noch erinnern wird, im Momente der Abreiſe aus Conſtantinopel von Lady Arabella erhalten hatte.

Gewiſſenhaft wie Tertullian in dergleichen Fällen war, hatte er bisher nicht gewagt, jene geheimnißvollen Papiere, welche er für ein ihm durch Zufall gewordenes Eigenthum des geſammten Vaterlandes hielt, zu entfalten; der Oberfeldherr dagegen unterſuchte jetzt ſogleich und zwar in Sarrathys Beiſeyn die wichtigen Briefſchaften.

Es waren verläſſige Abſchriften von Noten u. dgl., welche die ſogenannte erhabene Pforte mit den Geſandten der verſchiedenen Höfe gewechſelt hatte. Voll Erſtaunen und Indignation erkannte Ypſilanti aus den erwähnten Papieren, wie Oeſterreichs Internuntius und Englands Bothſchafter in Conſtantinopel all' ihren Einfluß und Scharfſinn aufgeboten hatten, das halbgezogene Rettungsſchwert der Ruſſen in der Scheide zurückzuhalten und daß ihnen das Unternehmen mehr denn nur zu gut gelungen war.

Manchen Leſer dürfte es vielleicht in einem hohen Grade intereſſiren, würde man hier Abſchriften oder wenigſtens Auszüge aus Dokumenten liefern, die über die Politik chriſtlicher Mächte keinesweges noch ein Dunkel übrig laſſen möchten, allein hielten uns von einem ſolchen Unternehmen auch nicht anderweitige Rückſichten zurück, ſo mußte auf jeden Fall die Bedenklichkeit eintreten, daß es ein Roman nur iſt, den man ſchreibt, und daß man in einem ſolchen verhüten ſoll, ernſtere und fremdartige Verhältniſſe genauer zu berühren.

Genug! die traurigen Einſichten, welche Cowardices aufgefangene Korreſpondenzen über den damaligen politiſchen Stand der Dinge gewährten, erfüllten unſern feurigen Tertullian mit größerer Beſtürzung noch als den Oberfeldherrn.

„Was helfen, rief er wehmüthig aus, alle unſere Anſtrengungen, was hilft der Hochſinn eines Volkes, das den letzten Tropfen ſeines Herzblutes willig und muthig vergießt, um Freiheit zu erringen, wenn unſere mächtigen chriſtlichen Brüder uns nicht unterſtützen, wenn ſie ſogar mit Kraft uns entgegen arbeiten? — Wie ſollte eine arme, ſeit Jahrhunderten unterdrückte Nation unter ſolchen Umſtänden es mit den zwanzigmal ſtärkern, mit allen Hülfsmitteln im Ueberfluſſe verſehenen Maſſen der Barbaren in die Länge aufzunehmen vermögen? — Ich ſehe voraus, wie Alles kommen wird, die hohe Hellas wird ſtatt aus dem Staube ſich zu erheben, mit raſchen Schritten ihrer gänzlichen Vernichtung entgegen ſchreiten!“

Voll ruhiger Faſſung und ſanft verweiſend erwiederte hierauf der edle Demetrius:

„„Sarvathy! ſchämt Euch Eures Kleinmuthes, bedenkt, es herrſcht eine Macht, vor der alle irdiſche zittern und erbleichen, und wenn jene Macht unſere Paniere ſegnet, ſo mag ſich die Hölle ſelber uns entgegen ſtellen, wir werden dennoch Sieger bleiben; im entgegengeſetzten Falle aber würden jeder Internuntius und alle ſtolzen Bothſchafter mit ihren erträumten wichtigen Impulſen uns nimmermehr zu retten vermögen.

An nichts wollen wir uns kehren, durch nichts unſern Muth beugen laſſen; hat der Allerhöchſte Griechenlands Fall beſchloſſen, ſo beugen wir demüthig ſeinem Willen den Nacken, denn weiſe und unerforſchlich ſind des Himmels Anordnungen und bei weitem vorzüglicher bleibt ein im Kampfe für Freiheit errungener edler Tod, denn entehrende Sklaverei.

Ich übergebe dieſe Papiere, welche ſolch unſelige Aufſchlüſſe uns ertheilten, hiermit den Flammen und mache Euch zur heiligſten Pflicht gegen jedermänniglich über dieſe Dinge zu ſchweigen, denn der Muth der Unſerigen muß mehr als je aufrecht erhalten werden. Ich habe einen allgemeinen Sturm auf Tripolizza, dieſen Hauptſitz der Barbarei im Peloponnes beſchloſſen und Ihr ſeyd zur rechten Stunde eingetroffen, an einem wichtigen Kampfe Theil zu nehmen; ich gedenke Euch eine ehrenvolle Stelle zuzutheilen. Geht, mein lieber Fürſt! und ſucht Euch von den ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten zu erholen; ſammelt neue Kraft zu hochherzigen Waffenthaten, wie ſie dem Haupte der tapfern Mainoten ziemen.‟‟

Einigermaßen beſchämt, aber ermuthigter dennoch wieder, verließ unſer Held den Oberfeldherrn; er ritt langſam und in Gedanken ungemein vertieſt dem Dörfchen zu, wo Freund Maltitz ſeiner harrte.

Nachdem Tertullian ſein Ziel und das Haus, in welchem er vorerſt abgetreten war, erreicht hatte, fragte er ſogleich nach dem Freiherrn, aber Niemand wollte dieſen den ganzen Tag über geſehen haben.

Sarvathy gieng nach dem Zimmer, welches Arabellen zum Gefängniß diente; er pochte wiederholtermalen an die Thüre, aber drinnen herrſchte Grabesſtille.

Bange Ahnungen erwachten in des Fürſten Bruſt; ein heftiger Fußtritt öffnete ihm endlich die Thüre, aber o Himmel! welch' entſetzlicher Anblick ſtellte ſich ſeinen Augen dar.

Maltitz ſaß in des Gemaches Mitte auf einem Stuhle; die matt herabhängende Rechte hielt krampfhaft einen Dolch; des Ritters Antlitz war gräßlich entſtellt, die Haare ſtrebten zur Höhe und das ſtarre Auge haftete auf Arabellen, welche, eine blutige Leiche, zu ſeinen Füßen an der Erde lag.

Lange ſtand Tertullian, wie vom Blitz gerührt; die Zunge und alle Glieder verſagten ihm ihre Dienſte, und nach Verlauf mehrerer Minuten erſt, vermochte er bebend zu fragen: „Um Gotteswillen! was iſt hier vorgegangen?“ —

Wie aus einem langen und ſchweren Traume erwachend, ſtarrte der Freiherr den Fürſten an; endlich erwiederte jener langſam und mit dumpfem Tone:

„„Die Rache der Götter hat ſich meines Armes bedient, eine Schlange zu zertreten, damit ihr Gift hienieden ferner nicht mehr ſchade.““

„So wären vielleicht Arabella und jene Angelika, von dem du mir einſt erzählteſt, eine und dieſelbe Perſon geweſen?“ fragte Sarvathy ahnend weiter.

Maltitz nickte bejahend mit dem Haupte und verſank in ſeine vorige ſchaudervolle Gefühlloſigkeit. „Zwar, rief Tertullian aus, war dieſe Lady in der That eine giftige Schlange, allein es iſt Sterblichen nicht verſtattet, ſelber alſo in Gottes Richteramt zu greifen. Daß ich Dir Unſeligem auch den Schlüſſel anvertrauen mußte! — O es bleibt wahr: ſchweren Gewichten gleich, hängt Schuld ſich an Schuld, den Sünder hernieder zu ziehen in den Abgrund; dieſer iſt der zweite grauliche Meuchelmord, den ich ſchauen muß, und wenn auch nicht deſſen unmittelbare Urſache, doch aber deſſen Veranlaſſung wenigſtens meine Perſon ſich nennen muß. Du Barmherziger! dort oben, der du die Herzen kennſt und die Nieren prüfeſt, lade das Blut jenes Lords und dieſes unglücklichen Weibes nicht auf meine Seele.“

Er ſprachs und verließ ſchaudernd den Schauplatz des Mordes.

Achtes Kapitel.

Erfolgreicher Sturm auf Tripolizza — Greuelſcenen — die brennende Frohnfeſte der Osmannen.

Daß die Lady den Namen Angelika mit Arabella vertauſcht hatte, blieb leicht erklärbar; es war, um Nachſpürungen leichter zu entgehen, zu jener Zeit geſchehen, als ſie aus London und dem mütterlichen Hauſe entflohen war, und ſpäter mochte ſie den einmal angenommenen falſchen Namen aus Laune beibehalten haben.

Böſer und verdorbener Menſchen Liebe ergeht es, nach einem alten aber treffenden Gleichniſſe, wie ihrer Freundſchaft; ſothane

Verhältniſſe haben es mit den Mittagsſchatten gemein, daß ſie von Minute zu Minute ſich winziger darſtellen.

Indeſſen feſſelten Nothwendigkeit, Mangel an Gelegenheit und anderweitige Ausſichten die Engländerin Jahre lang an Cowardice, und dieſen hinwiderum hielten Sinnlichkeit und Gewohnheit feſt. Wie das ſchändliche Kebsweib den ebenfalls verworfenen Lord lohnte, wurde bereits erzählt, und der verhängnißvollen Nemeſis Treiben bleibt in ſofern charakteriſtiſch, als ſie ſich in der Regel immer der Hand der Böſen bedient, um Böſe zu ſtrafen, bis ſich am Ende das Werkzeug dann ſelbſt die Grube des eigenen Unterganges unwillkührlich höhlet.

In einem abgelegenen Olivenwäldchen wurde Arabella zu nächtlicher Weile von einigen vertrauten Mainoten beerdiget.

Nicht dem Heere neuerdings ein nur zu böſes Beyſpiel darzuſtellen, dann zum Beſten ſeines unglücklichen Freundes Maltitz, beſchloß Tertullian die grauliche Mordthat gänzlich zu verheimlichen und es gelang über Erwartung glücklich.

Der deutſche Freiherr verfiel in Phantaſien und gleich darauf in ein heftiges, hitziges Fieber; Sarvathy mußte Maltitzen der Sorgfalt treuer Diener überlaſſen, denn ihn ſelber rief die Pflicht zurück nach Ypſilantis Hauptquartier.

Mehrere Monate ſchon lag das Heer der Hellenen vor Tripolizza, der berühmten feſten, durch eine furchtbare ja beinahe unüberwindlichen Citadelle beſchützten Hauptſtadt der Halbinſel.

Mit Hohn hatte der Kommandant Kiaja-Bey Churſchid-Paſcha alle zu Unterhandlungen gemachten Einleitungen zurückgewieſen, und einige kühne Stürme der Griechen waren von der tapfern türkiſchen Beſatzung glücklich abgeſchlagen werden. Der 15te October (1821) war von Demetrius Ypſilanti, dem neuen Oberfeldherrn, zu einem großen entſcheidenden und allgemeinen Sturm auf Tripolizza anberaumt; doch ſollte für dieſesmal Liſt der Gewalt hülfreiche Hand bieten.

Unter der zahlreichen türkiſchen Beſatzung befanden ſich unter Andern auch 3000 Albaneſer. Man wußte griechiſcher Seits, daß dieſe Krieger mit den eigentlichen muhamedaniſchen Truppen ſich ſchlecht vertrugen und des Kampfes eben ſo müde als der in der Feſtung bereits eingetretenen Hungersnoth waren.

Auf dieſe Umſtände baſirte Ypſilanti ſeinen Plan; er trat unter ſehr großer Vorſicht mit den Albaneſern oder vielmehr mit ihren vornehmſten Offizieren, ausſchließlich in geheime Unterhandlungen, und nachdem er ihnen Leben, Freiheit und anderweitige Vortheile aufs Feierlichſte zugeſagt hatte, entſchloſſen ſich jene Leute, ihre Glaubensgenoſſen zu verrathen, während des Sturmes ein ihrer Bewachung anvertrautes Thor den Hellenen zu öffnen und ohne Schwertſtreich zu übergeben.

Der verhängnißvolle Tag erſchien; der Oberfeldherr begann damit, daß er aus ſeinem zahlreichen Belagerungsgeſchütze, welches ohnlängſt aus Malvaſia und Calamata angekommen war, jenen Theil der Citadelle heftig beſchießen ließ, welcher demjenigen, den die Albaneſer auszuliefern verſprochen hatten, gerade entgegengeſetzt lag.

Schon nach Verlauf weniger Stunden zeigte ſich eine zugängliche Breſche und der Hauptmacht bedeutſamſter Theil ſollte gegen jene Stelle anſtürmen.

Dringend flehte Sarvathy um das Kommando über jenes zum Sturme beſtimmte Korps und ihm wurde gewillfahrt.

In ſeinem Innern an der großen guten Sache verzweifelnd, und mit ſich ſelber zerfallen, ſtürzte Tertullian an der Spitze ſeiner tapfern Mainoten, tollkühn und wüthend gerade auf die Breſche los.

Die Türken fochten wie Verzweifelte; dreimal wurden die Mainoten zurückgeſchlagen, ihre Leichen erfüllten der Feſtung tiefe Graben. Nun ergriff unſer Held das Panier mit eigner Hand, zum gefährlichen Graben winkte er wieder, die Loſung hieß: „Im Namen Gottes und des heiligen Kreuzes!“ Aufgereizt wie verwundete Leuen ſtürmten die Mainoten mit unwiderſtehlicher Gewalt, zum viertenmale, und nach wenigen Minuten wehete die weiß und blaue Fahne bereits auf dem Walle; Sarvathy ſelbſt hatte ſie aufgepflanzt.

Dieſen Augenblick nahm Ypſilanti wahr; er ſelber und unter ihm Colokotroni rückten nun gegen den andern Theil der Citadelle und gegen das von den Albaneſern beſetzte Thor an; dieſe hielten ihr Wort, leiſteten keinen Widerſtand und öffneten die Pforte; der Augenblick der Entſcheidung und des Sieges nahete; indeſſen ſtellte Tripolizza nun ein anderes Saragoſſa dar.

Keinen Pardon hoffend noch verlangend, trachteten die Türken voll Verzweiflung, lediglich um möglichſt hohe Preiſe nur das Leben zu verkaufen.

Jedes Haus ſtellte ſich als eine kleine Feſtung dar und ſelbſt die einzelnen Gemächer ſolcher Häuſer mußten wieder insbeſondere erobert werden. Zwar unterlagen die Osmannen allerwärts, allein ihrem hartnäckigen Widerſtande floſſen nichtsdeſtoweniger Ströme griechiſchen Blutes, und die wüthende Erbitterung der Hellenen artete leider in beklagenswerthe Grauſamkeiten bei dieſer Gelegenheit aus.

Ein ehemaliger franzöſiſcher Offizier und in den Reigen der Hetäriſten Augenzeuge von jenen Vorfällen erzählt unter andern folgendes:

„Die Hellenen opferten bei der Einnahme von Tripolizza nicht nur die ganze zahlreiche türkiſche Beſatzung, ſondern ſelbſt an 8000 unbewehrte Menſchen jedes Alters und Geſchlechts ihrer ſchrecklichen Rache.

Junge reizende Weiber und Mägdlein wurden auf öffentlicher Straße geſchändet, die häßlichen aber niedergehauen und ich ſcheue mich die greuelvollen Todesarten, welche vorkamen, näher zu bezeichnen.

Als die unverſöhnlichſten Würgeengel ſtellten ſich entſchieden die Mainoten dar; ihre angeborene Rohheit und das Gefühl der Rache für ſchreckliche Beleidigungen riſſen dieſe ſonſt tapfern und hochherzigen Gebirgbewohner zu Verbrechen hin, ob welchen der Genius der Menſchheit ſchaudert und weint.

Das entſetzensvolle Blutbad, welches die Einnahme von Tripolizza mit ſtürmender Hand veranlaßte, einigermaßen beurtheilen zu können, wird die Aufzählung der folgenden Thatſachen hinreichend ſeyn:

Die Zahl der Leichen war dermaßen bedeutſam, daß man nicht im Stande war ſie im Laufe von vollen zwei Monden alle zu beerdigen, und man fand noch im dritten Monate ganze Todtengerippe in allen Gegenden der Stadt. In den erſten Augenblicken der hergeſtellten Ruhe trugen insbeſondere die weiblichen Leichname das Gepräge der gegen ſie verübten empörenden, alle Geſetze der Schamhaftigkeit und Menſchlichkeit verletzenden Barbarei.

Der Geruch der in Fäulniß übergegangenen Kadaver führte endlich eine peſtartige Krankheit ins Daſeyn, welche die helleniſche Armee ſelbſt nöthigte, die Gegend vorerſt ganz und gar zu verlaſſen.“

Wahr bleibt es: die Hellenen verdienen, hinſichtlich ihres Benehmens bei der Einnahme von Tripolizza, die größten und härteſten Vorwürfe, und man vermag es nicht ihre Grauſamkeit zu rechtfertigen, allein man hatte dennoch Unrecht, wenn man nach jenen traurigen Thatſachen ziemlich allgemein folgerte: es ſtehe das ganze Volk der Griechen auf einer eben ſo tiefen Stufe der Kultur, als die Muhamedaner ſelber.

Die Geſchichte aller Kriege hat bewieſen, daß die Soldaten jeder Nation nach der ſchwierigen und blutigen Einnahme großer feſter Plätze ſtets und leider die Schranken des Menſchenthumes verlaſſen haben und unpartheiiſche Beobachter fragten ungemein ſinnig:

„Als die Ruſſen Oczakow und früher Praga ſtürmten, ging es da beſſer her? — und wie handelten denn in ganz neuer Zeit die civiliſirten Britten bei dem Sturm der ihnen befreundeten Stadt St. Sebaſtian de Guipuskoa in Spanien??“ —

Genug, wir kehren zu unſerer eigentlichen Geſchichtserzählung zurück.

Tripolizzas Straßen hatten ſich in einen Schauplatz des Kampfes umwandelt; in jedem, ſelbſt dem kleinſten Winkel floß Blut.

Unſer Tertullian war bei der ununterbrochenen Fortſetzung dieſes ſchrecklichen Trauerſpieles kein müſſiger Zeuge geblieben; ſein gutes Schwert brachte dem Tode der Opfer viele. Plötzlich ſties der Mainotenfürſt, gefolgt von einigen wenigen der Seinen nur, auf den Kommandanten der Feſtung, Kiaja-Bey Churſchid Paſcha ſelber. Der Osmannengeneral, nachdem er zu der Ueberzeugung gelangt, daß alles verloren und jeder fernere Widerſtand fruchtlos ſey, verſuchte nun in Mitte einiger Getreuen ein Thor zu erreichen und dem allgemeinen Blutbade zu entkommen.

Nur kaum anſichtig war Sarvathy des Kiaja-Beys geworden, da warf er ſich mit ſeinen tapfern Mainoten demſelben ſogleich entgegen, entſchloſſen den wichtigen Flüchtling zu beſiegen, oder das eigene Leben auszuhauchen.

Bedeutſam war Churſchids Gefolge dem mainotiſchen Häuflein überlegen, allein der echte Muth zählt nimmermehr die Feinde. Muthig griff Tertullian die Türken an; ein wüthender Kampf begann. Unſer Held drängte ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt an die Perſon des Paſchas und man focht Mann gegen Mann.

Der Sieg ſchwankte einige Minuten von der einen zur andern Seite, da ſpaltete ein gewaltiger Streich von Sarvathy geführt, ein Streich, deſſen Skanderbeghs Arm ſelber ſich hätte nicht zu ſchämen bedurft — Kiajas Haupt in zwei gleiche Theile bis hernieder zur Bruſt, allein in demſelben Augenblicke durchbohrte eine feindliche Partiſane unſeres Helden muthigen Zelter und — er ſank.

Die Mainoten waren größtentheils getödtet oder ſchwer verwundet, ja Tertullians edles Blut ſelbſt ſtrömte, aus mehrern, wenn auch nur leichten Wunden und der Held wehrte ſich tapfer aber mühſam und ſchwach, bereits auf einem Kniee ruhend, gegen die Rache ſchnaubenden auf ihn eindringenden noch übrigen Türken.

Schon ſchien unſer Fürſt verloren, der nächſte Augenblick mußte ihm zuverläſſig den Untergang bringen, da ſprengte eine Schaar Aetolier, vorauf ein ſchöner, junger Ritter, durch die Straße einher.

Gerade im entſcheidendſten Moment gelang es dem Ritter den Todesſtreich glücklich von Sarvathys Haupte abzuwenden, die rüſtigen Aetolier fielen über die Türken her und hieben dieſe ſamt und ſonders zuſammen.

„Wem, — ſo fragte Tertullian ſich aufraffend, den jungen Ritter — wem verdanke ich in Euch tapferer Mann! mein Leben?“

„„Ich heiße Selmar und bin — ein Deutſcher.““ — erwiederte der wackere Streiter.

„Seltſam, rief hierauf unſer Held, unmuthig beynahe, aus, müſſen es denn immer Deutſche ſeyn, die mich hoch verbinden!

Wann denn wird die Stunde nahen, in der ich in Einem der Euern den erfahrnen Edelmuth wieder zahlen kann?“ —

Sarvathy ſchwang ſich nun auf ein lediges Araberpferd und ritt mit den Aetoliern an ſeines Lebensretters Seite zurück ins Innere der Stadt.

Außer vielen entſetzensvollen Scenen die unterweges den unerſchrockenen Kämpen aufſtießen, gelangten ſie endlich zu einem Anblick, welcher des Kälteſten Herz ſelber nothwendigerweiſe und heftig hätte erſchüttern müſſen.

Eine altergraue, jedoch in ihrem Innern viel ausgetrockenes Holz enthaltende und ſehr weitläufige Burg, welche den Türken ſeit langen Zeiten zu einer allgemeinen Zwinguri des ganzen Peloponnes gedient hatte, brannte an allen vier Ecken lichterloh.

Die Burg war mit vielen Gefangenen erfüllt, welche dem gewiſſen ſchrecklichen Feuertod entgegenſehend, ein grauliches, ohrzerreißendes Geheul erhoben. Dieſe Gegend der Feſtung war von den Osmannen bereits gänzlich geſäubert und viele edle Hellenen umſtanden ſchaudernd das brennende Gebäude, allein Niemand wagte die Rettung der Unglücklichen, deren Gemächer feſte eiſerne Thüren verſchloſſen, zu verſuchen, denn der Brand war bereits ſo weit gediehen, daß man mit jedem Augenblicke dem Einſturz des Dachſtuhles entgegen ſehen mußte.

Auch Tertullian ſtarrte nun in die Flammen, als an einem Fenſter der Frohnveſte, wo gerade das Feuer am heftigſten wüthete, eine betagte, hohe Matrone ſich zeigte, die in der nahen Todesangſt und in deutſcher Sprache folgende Worte rief:

„Herr Jeſu Chriſt! meine Zuverſicht! dir empfehle ich meine arme Seele!“

„„Sie iſt eine Deutſche, ich muß ſie retten!““ rief Sarvathy, indem er ſich anſchickte, in die Flamme zu ſtürzen.

Zwei edle Mainoten, welche in der Nähe ſtanden, wollten ihren geliebten Fürſten, der ſich dem ſcheinbar gewiſſen Untergange zu weihen im Begriffe ſtand, mit Gewalt zurückhalten, allein unſer Held ſchleuderte die Landsleute von ſich und verſchwand ſchnell in der brennenden Burg.

Glücklich erreichte der kühne Tertullian das Gemach, in welchem die deutſche Dame verſchloſſen war; mit ſeiner ganzen männlichen Kraft und der Verzweiflung Wuth rannte er mehreremale gegen die Eiſenthüre an; endlich wich dieſe in ihren Angeln und ſprang auf.

Die Matrone von dem bereits eingedrungenen erſtickenden Rauche betäubt, lag bereits ohnmächtig am Boden; allein Sarvathy erfaßte ſie ohne Zeitverluſt und trug auf ſeinen ſtarken Armen die Laſt durch die Flammen hinab auf die freie Straße.

Zwar hatte des Feuers furchtbare Gluth den edlen Mainotenfürſten an verſchiedenen Stellen ſeines Körpers bedeutſam verſengt, allein er achtete, das hochſinnige Ziel nur im Auge behaltend, nicht der Schmerzen und kaum war der Held mit der geretteten Dame auf der Straße angekommen, da ſtürzte mit einem ſchrecklichen Gepraſſel das Dach in die Flammen und hätte ſich Tertullian eine Sekunde nur verſäumt, nimmermehr hätte des Tages Licht ihn wieder geſehen; lauten aber gerechten Beifall jauchzeten die Hellenen der echten Ritterthat zu.

Man leiſtete der dem Feuertode entriſſenen Matrone Hülfe und bald öffnete ſie, durch die freie friſche Luft geſtärkt, die Augen wieder.

„Wer ſeyd Ihr edle, unglückliche Frau?“ — ſo fragte Fürſt Sarvathy nun.

Mit ſchwacher und gebrochener Stimme erwiederte die Dame: „„Ich nenne mich Mathilde von Maltitz; einer meiner Söhne ſtreitet in den Reigen der Eurigen und wichtiger Verhältniſſe halber entſchloß ich mich ihn aufzuſuchen im Peloponnes, allein das Schiff, an deſſen Bord ich mich befand, wurde unfern Moreas Küſte, ganz gegen alles Völkerrecht, obwohl es unter neutraler Flagge ſegelte, von einer osmanniſchen Corvette angegriffen, genommen und ich Elende fiel eine Gefangene in der Barbaren Hände.““ —

Noch mehreres wollte die Matrone ſprechen, allein ſie wurde von Erſchöpfung übermannt und mußte ſchweigen, doch genug hatte Tertullian gehöret; er ſtürzte zur Erde nieder und mit erhobenen Armen und

Augen betete der fromme Fürſt, voll Inbrunſt alſo:

„Wahrlich, wahrlich, Herr der Heerſcharen! unbegreiflich, aber weiſe bleiben deine Rathſchlüſſe; ich danke dir, daß du mich, den unwürdigen Sünder, gerade die Mutter des durch mich ſchwer gekränkten Freundes haſt vom Tode retten laſſen: ein Theil meiner Blutſchuld iſt durch deine unerſchöpfliche Milde gelößt, ſtärke mich, Allerhöchſter! ferner durch deine Gnade und laſſe mich das ſchwache Geſchöpf nimmermehr verzagen. Amen!“

Ende des erſten Bandes.

Beyer.

Des Mainotenfürſten
Tertullian Sarvathy
und des deutſchen Freyherrn
von Maltitz
Waſſenthaten im heiligen Freiheitskampfe der Hellenen,

dann deren anderweitige ſeltſame Abentheuer und Schickſale zu Waſſer und zu Lande.

Romantiſches Original-Nachtſtück

von

Adolph von Schaden.

Verfaſſer des Romans: Theodora die Leipziger Jungemagd u. ſ. w.

Zweiter Band.

Mit Maltitzens Portrait.

Leipzig, 1824,
bei Chriſtian Ernſt Kollmann.

Esset humanis aliquod levamen
Cladibus, si res caderent eadem
Qua mora surgunt; sed humant repentes
Alta ruinae.

Ex
Biblioth. [illegible]
Berolinenſi

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Erſtes Kapitel. Der zweite Mai, oder die Mühle im Thale. Eine Original-Novelle. 1

Zweites Kapitel. Fortſetzung und Schluß der Original-Novelle. 19

Drittes Kapitel. Nöthige Aufklärungen und Nachholungen — der Hauptgeſchichte Faden wird wieder aufgenommen. 58

Viertes Kapitel. Verwandlung des Schauplatzes — Maina in Gefahr — Rettung. 76

Fünftes Kapitel. Weiberſchwächen. 93

Sechſtes Kapitel. Anarchie auf Maina und deren Folgen. 115

Seite

Siebentes Kapitel. Aufklärung furchtbarer Irrungen und Schändlichkeiten — vier unglückliche Ehemänner — Fernere Folgen des Bürgerkrieges auf Maina. 141

Achtes Kapitel. Tertullians und Theodorens heroiſches Ende. 162

Neuntes Kapitel. Maltiyens und Selmars Reiſe nach Deutſchland — Rückblick nach dem Mühlengrunde der Grafen v. Schildroth — Beſuch in der öſterreichiſchen Benediktiner-Abtei Mölk — Schluß. 180

Beyer

Erſtes Kapitel.

Der zweite Mai, *) oder die Mühle im Thale.
Eine Originalnovelle.

Man ſchrieb den zweiten Mai im Jahre 18**.

Des Wonnemondes erſte Tage ſind in der Regel im ſüdlichen Deutſchland diejenigen, in welchen ein Park der Reize anmuthigſte Fülle bereits darſtellt. Das friſche, lebhafteſte Grün der Bäume und Sträucher zeigt ſich nur in jener Zeit; aromatiſcher duften junge Blüthen ſpäter nicht mehr; lauter und fröhlicher erſchallen der Vöglein Lieder — im Mai empfängt dort die wiedergeborne jungfräuliche Natur ihre Weihe.

---

*) Der Verfaſſer gedenkt den Stoff dieſer Original-Novelle in der Folge dramatiſch zu behandeln.

Der große, gräflich Schildrothiſche Park, in einer der hoch romantiſchen und herrlichſten Gegenden des Rheins gelegen, rechtfertigte an dem oben bezeichneten Tage dieſe Behauptung im volleſten Maße, er entwickelte jene berührten Reize alle, und ſein Anblick vermochte den Luſtwandler an Eden zu mahnen.

Allerwärts walteten des jungen Lenzes üppigſtes Leben und rege Freuden, nur die Herrin dieſes kleinen Paradieſes, die edle Gräfin Mathilde v. Schildroth blieb ohne Theilnahme in Mitte der Naturherrlichkeiten.

Einſam und düſter, das Haupt auf die Rechte geſtützt, melankoliſchen Grübeleien ſich überlaſſend, ſaß die Dame in einer offenen Laube.

Mathilde hatte den Frühling des weiblichen Lebens freilich geraume Zeit bereits überſchritten, denn ſie zählte der Jahre dreiſſig und acht und ein hoffnungsvoller zwanzig jähriger Jüngling nannte ſie Sohn, deſſenungeachtet aber war die edle Frau noch immerhin lieblich anzuſchauen; der ſchlanken, majeſtätiſchen Dame würdevolle Haltung imponirte in gleichem Maaße, ſo wie jene Wehemuth, die auf den regelmäßigen Zügen des blaſſen Antlitzes entfaltet ſich darſtellte, und der Kummer ausſprechende Blick des großen braunen Auges Jeden theilnehmenden Empfindungen fähigen nothwendigerweiſe ſogleich rührend anſprechen mußten.

Noch aus ziemlicher Ferne tönten Waldhörner und Mathilde ſprach bei ſich ſelber:

„Der Lenz iſt erwacht; alle lebende Geſchöpfe freuen und umfangen ſich friedlich, ja ſelbſt des ſtörriſchen Jägers Waffe ſtellt ihr trauriges Geſchäft zu tödten ein, nur mein Gatte allein vermag es nicht über ſich, ſein unfreundlich Gefühl, ſein wildes Gemüth zu beſänftigen; er durchſtreift nach wie vor den düſtern Forſt, ſeine Kugel ſchent nicht der Mutter auf dem Neſte der Jungen und durch die eigene blutige Luſt nicht befriediget reißt er ſelbſt den ſanftern Sohn täglich von meiner Seite fort zum unheilbringenden Vergnügen.

„Eine Reihe von Jahren, — ſo ſetzte die Gräfin aus der Tiefe der Bruſt ſeufzend ihr Selbſtgeſpräch fort — kettet mich nun bereits an den räthſelhafteſten der Männer, allein ſparſam naheten mir die Stunden der Ruhe und Freude während jener langen Zeit. Stets überläßt ſich der Gatte einem ſeltſamen Grübeln und Brüten; düſtere Wolken verhüllen ſeine gefurchte Stirne: oft unternimmt er weitläufige Reiſen in fremde, ferne Länder, Reiſen, deren Zweck ich vergebens zu ergründen ſtrebe, indeß ich zugleich erbebe, es möchten ſich dereinſt von ſelber die Schleier eines Geheimniſſes lüften, von dem ich nur zu ſehr fürchte, es dürfte ein unglückliches ſeyn." Thränen benetzten der armen Dulderin bleiche Wangen, ſie verſank wieder in tiefes und verworrenes Sinnen — doch plötzlich tönten ganz nahe die rauſchenden Hörner und ihr Gatte, Hyginus Graf v. Schildroth, trat, begleitet von ſeinem alten Leibjäger Viktor, in den Park.

Schnell trocknete die edle Mathilde ihre Thränen, und freundlich lächelnd ging ſie dem Gatten entgegen, ſprechend:

„Sey mir gegrüßt du lieber, wilder Jäger! — in der That ich muß dich loben, du kehrſt heute früher denn gewöhnlich nach

Hauſe zurück; es ſteht die Sonne noch ziemlich hoch am Horizont.“

Nicht zu hören, ja nicht einmal die Gegenwart der holden Lebensgefährtin zu bemerken ſchien der Graf; er ſtützte ſich auf ſeine Büchſe und ſtarrte düſter vor ſich hin. Doch nicht verlegen ſtellte ſich Mathilde dar, ähnliches, ſeltſames Benehmen von Seiten des Gatten längſt gewohnt, und Antwort nicht ängſtlich erwartend, wandte ſich die Dame zu Viktor hin, liebreich fragend: „Wo denn weilt annoch mein Sohn?“

Der Diener meinte, es würde der Junker Zweifels ohne auch bald nun nahen, indem er während der Heimkehr eine kleine Strecke nur zurückgeblieben ſey.

Jetzt, wie aus einem tiefen Traume erwachend, ſprach Graf Hyaen plötzlich zum Jäger: „Sage mir Viktor! was denkſt du von der heutigen Jagd?“

Der Mann erwiederte: „„Ich vermag es Ew. hochgräfliche Gnaden nicht zu leugnen, dieſe Jagd bleibt mir ein Räthſel, welches ich vergebens zu löſen ſtrebe. Unſere weitläufigen Forſte wimmeln alle voll Wild, Ew. hochgräfliche Gnaden und Hochdero Herr Sohn hatten ſtets die beſten Standpunkte inne und dennoch kamen Hochdieſelben nimmermehr zum Schuſſe, indeß uns andern allen Haſen und Rehe, im eigentlichen Sinne des Wortes, ſelber auf die Büchſen lieſen.““

Vertraulich lehnte ſich der Graf nun auf des erprobten alten Dieners Schulter, indem er ihm mit einem ſeltenen Gemiſche von Wehemuth und heimlichem Grauen zuflüſterte: „Höre Viktor! ich ſelbſt will dir das Räthſel löſen; wir ſchreiben heute den zweiten Mai und an dieſem Tage, glaube es mir, lächelt keinem, der ſich Schildroth nennt, Glück — zu allen Zeiten wird dieſer zweite Mai meinem Geſchlechte ein Tag voll bedeutſamen Unheiles bleiben."

Ob dieſer ſeltſamen Rede in der That nicht wenig betroffen, wollte der Leibjäger, die eigene Verlegenheit zu verbergen, dem Herren das Geſchoß abnehmen, allein der Graf lehnte den angebotenen Dienſt ab und hieß den Diener ſich entfernen.

Viktor ging und die Gräfin, mühesam die innere Angſt des ſchwerbeladenen Herzens verbergend, nahete ſich abermalß dem Gatten, indem ſie, wieder voll Milde, fragte:

„Hygen! warum verweigert Ihr in unſerm friedlichen Parke denn, das ſchwere Rohr dem Jäger abzugeben?"

Des Grafen ſchwarzes Auge rollte furchtbar, indem er wild leidenſchaftlich ausrief:

„Mathilde! die Kugel, welche ich am zweiten Mai lud, darf der folgende Tag nimmermehr im Laufe finden;

heute muß mir ein ſchuldlos Opfer fallen und wärs auch nur ein armes Thier, denn mich dürſtet nach Blut, ich ſage nach Blut."

Er ſprachs und ſtürzte ins Gebüſch, die unglückliche Dame aber richtete das ſchöne thränenfeuchte Auge gen Himmel, indem ſie mit gefalteten Händen voll inniger Andacht ſprach: „Mein Gott und Herr! hebe ihn endlich einmal von mir den herben Leidenskelch, bevor ich erliege."

Willibald, der Gräfin eingeborener Sohn, ein ſinniger und herrlicher Jüngling, in des Begriffes ganzer Beziehung, trat nun auch in den Park, ehrerbietig die geliebte theure Mutter begrüßend.

O mein Sohn! — ſo ließ ſich die tief bekümmerte Dame vernehmen — welch düſterer Dämon umnachtet heute deines Vaters Sinne! was mag ihm widerfahren ſeyn?" — „Mutter! erwiederte der junge

Graf, du weißts man ſchreibt den zweiten Mai und ſo lange ich es vermag zu denken, es ſtellte an dieſem Tage der Vater ſich ſeltſam aufgeregt und wie von momentanem Wahnſinne ergriffen uns dar; doch beruhige dich, es wird der Sturm, wie früher, auch dieſesmal vorübergehen.“

Bedeutſam den lieben Sohn betrachtend und langſam das Haupt ſchüttelnd ſprach die Gräfin:

„Nein, mein guter Willibald! jene Seelenſtürme, die des Menſchen eigne Schuld erzeugt, ſie ſchweigen nimmermehr hienieden, drum wache über dich, glaube mir, erlangen erſt die Eumeniden ein Recht an Sterblichen, dann ſind dieſe auch verloren und Nemeſis ruht nicht, bis das Opfer ihr gefallen!“ —

„Die Götter — antwortete der junge Graf — ſind gerecht, und nur den Schuldigen allein trifft ihre Rache, ich bebe nicht, ich fürchte keinen Traum und keinen Tag und dieſen zweiten Mal gerade will ich mir in einen Tag des höchſten Glückes umgeſtalten.“

„Was meinſt du mein Sohn! fragte Mathilde nun aufmerkſamer werdend — erkläre dich deutlicher! — und Willibald holte folgendermaßen weiter aus:“

„Oft gute Mutter! wenn ich in der Jungfrauen holdem Reigen nicht nach unſerer Stutzer leichter Weiſe tändelnd von dieſer ſchnell zur andern hüpfte, ſondern ſchweigend ſtand, oft pflegteſt du im Scherze dann zu ſagen: Es hat mein Willibald kein Herz und keinen Sinn für Weiberliebe — doch Mutter: es hat dein Sohn ein Herz, und glühend ſchlägt es in dem heißen Buſen; zwar ließen mich der großen Gärten prächtige Blumenbeete ungerührt, allein ein duftig Veilchen zog mich an im ſtillen Thale, das ſüße Veilchen ſoll das Lebens Glück mir bieten und bereiten."

Ungemein beſtürzt rief hier die Gräfin aus: „Wie, wenn ich deiner Worte Sinn begreiſe, ſo hätteſt du gewählt, gewählt ohne deiner Mutter Rath?"

Mit Ruhe verſetzte Willibald: „Ja Mutter! ich habe gewählt — doch höre mich: du und der Vater ſelbſt, oft habt Ihrs gelobt, mir keine Gattin aufdringen noch meine Wahl beſchränken zu wollen. Es giebt Dinge in der Welt, bei denen ſich der Menſch allein nur rathen, Dinge die er allein nur prüfen mag. Ich habe gewählt und glaube mir, es wird die Wahl nicht mir noch Euch zur Schande je gereichen, denn ich wählte — mit Bedacht."

Mit ängſtlicher Haſt ſprach Mathilde: „O nenne mir ſchnell des Mädchens Namen; entreiße mich der peinlichſten Ungewißheit!"

Nach einer ernſten Pauſe nahm Willibald in folgender Art wieder das Wort:

„Mutter! du weißt es, von jeher pflegte ich eigenthümlicher Weiſe zu folgen. Heute noch, ja heute gerade ſollſt du meine Erwählte ſehen; beſtimme nur den Vater, wenn der Sonne letzte Strahlen in dem Scheine ſich verſenken, daß er mit dir nach dem nahen Mühlengrunde wandelt; dort habe ich mein Veilchen aufgefunden und dort ſtell' ich es den Eltern dar.“

„Welch' räthſelhaft' welch' ſeltenes Benehmen! rief die Gräfin wieder aus — ich beſchwöre dich mein Sohn! traue nicht dem unglücksſchwangern Tage und fürchte deines Vaters Zorn und wilden Sinn; entdecke dich vorerſt deiner Mutter, die dich über Alles liebt und überlaß mir zu prüfen, zu handeln und zu rathen.“

„Du wirſt mir meine Bitte nicht verſagen, Mutter! entſchied ſich kurz und ſchnell geſaßt der junge Graf — ich erwarte dich und den Vater an dieſem Abend noch im Mühlengrunde" — und mit dieſen Worten war der Jüngling ſchnell dem Park entſchwunden, wie ängſtlich auch die Gräfin bat, er möchte weilen und ſie hören noch.

Tief bekümmert warf ſich die Dame auf die nächſte Raſenbank und unter ihren Händen, die das Geſicht bedeckten, floſſen bittre Thränen.

Plötzlich fiel ganz nahe ein Schuß; erſchrocken ſprang die Gräfin auf und eilte nach der Gegend hin, aus welcher her der Schall gedrungen.

Unwillig kehrte ſie zurück; es hatte ihr Gemahl, der Graf, ſeine Hühnerhündin, ein gutes, treues Thier, welches gerade ſeiner Jungen pflegte, im wilden, blinden Grimme, der an Wahnſinn grenzte, auf des Schloſſes Hof getödtet und mit dem abgeſchoſſenen Gewehre trat er bald darauf zu ſeiner Gattin in den Park.

„Warum Hygen! — fragte empfindlich Mathilde jetzt — warum habt Ihr das arme Thier getödtet, das wir alle liebten? rührte Euch die zärtliche Sorgfalt nicht, mit der die Hündin ihrer Jungen pflegte?“ —

Finſter erwiederte der wilde Graf: „Gerade dieſe Zärtlichkeit des Hunds empörte mich, ſoll ein hirnlos Vieh der Schöpfung Herrn denn beſchämen, Gefühle zeigen, die der Menſch nicht kennt?“

Hierauf ſprach höchſt empört die Gräfin: „Schämt Ihr Euch ſolchen Frevels nicht? das Thier folgt dem Inſtinkt, doch ein höheres Gefühl, es zieht den Menſchen zu den Seinen hin, wenn er in ſeinem Werth nicht unter Thiere ſelbſt geſunken. Lebt Euch nicht ein edler Sohn, liebt Ihr ihn etwa nicht?“ —

Sich ſelber ganz und gar vergeſſend rief der Graf nach einem tiefen Seufzer aus:

„Ja mir lebt ein Sohn, doch mir lebte eine Tochter auch.“ —

Ungemein erſtaunt fragte Mathilde wieder: „Wie Euch lebte eine Tochter, hör ich dieſes doch zum erſtenmale?“

Hygen erſchrak, doch dann ſich faſſend entgegnete er mit größerer Ruhe als zuvor:

„Ja Mathilde mir lebte eine Tochter — doch ein ſchreckliches Geheimniß waltet über ihrer Exiſtenz. Allein ich fühl's, nicht länger mehr vermag ich dieſe ſchwere Laſt, die mich gewaltſam niederdrückt; zu tragen; — Ihr ſollt Alles wiſſen, ob Ihr mich dann auch haſſen und verachten müßt — doch jetzt bin ich zu ſehr erſchöpft, gönnt mir Labung und eine kurze Ruhe; in des Abends Kühle aber geleitet mich nach dem nahen Mühlengrunde, dort in dem ſchauerlichen Thale mögt Ihr das Schauerliche auch erfahren.“

Mit dieſen Worten wandte ſich der Graf und ſchritt dann ſeinem Schloſſe zu; ſchweigend und befangen ſah ihm Mathilde lange nach.

Ein ſeltſamer Zufall waltete hier: der Sohn hatte die Mutter, der Gemahl die Gattin an einen und denſelben Ort zu derſelben Stunde beſchieden; eigenthümliche Geheimniſſe und Räthſel ſollten ſich in jenem Mühlengrunde löſen.

Die Gräſin dachte über jenes merkwürdige Zuſammentreffen der Umſtände nach; eine Fügung höherer Mächte glaubte hier die fromme Dame erkennen zu müſſen und deshalb warf ſie ſich auf die Kniee nieder und betete mit erhabenen Armen inbrünſtiglich alſo wieder:

„Mein Gott und Herr! mir nahet eine wichtige, eine wie ich ahne, furchtbare Stunde, und was ſie mir auch bringen mag, verleihe du mir Kraft, auf daß ich der Leiden höchſte Laſt mit Muth und chriſtlicher Ergebung ertragen möge; Du! der die Herzen der Menſchen prüfet und kennt, und zu ihrem Beſten Alles zu lenken verſteht, wenn auch deine Allgerechtigkeit noch ſo ſchwere Strafen bedingt. Amen!" —

Zweites Kapitel.

Fortſetzung und Schluß der Originalnovelle.

Dicht hinter dem alterthümlich-prachtvollen Schloſſe der Grafen v. **Schildroth** hub ein düſterer Forſt an ſich auszubreiten.

Nur ein halbes Stündchen vom Schloſſe ſelbſt entfernt traf man, durch jenen Forſt wandelnd, auf ein ſchauerliches Thal, der **Mühlengrund** genannt.

Das Thal war tief, von hohen Felſen, über welche ſchwarze hundertjährige Eichen hingen, allerwärts umſchloſſen und ein breiter nimmermehr verſiegender Waldſtrom durchſchnitt deſſen ganze Breite.

In des Thales Mitte erhob ſich an des Stromes rechtem Ufer eine ſtattliche Mühle und an demſelben Ufer überragte ein einzelner hoher und graulicher Felſen gleich einem koloſſalen Thurme die ganze Waldtiefe mit ihren Eichen allen.

Das monotone Geräuſch, welches der Mühle großes Rad im reißenden Waldbache verurſachte, unterbrach allein die Todesſtille, welche hier waltete. Allein am zweiten Mai — wir werden ſpäter erfahren aus welchem Grunde — blieb das Mühlenrad ſeit undenklichen Zeiten ſtets geſperrt und in einem offenen weiten Grabe glaubte man zu wallen, denn nimmermehr naheten zwitſchernde Vöglein dem kühlen, ſchauerlichen Thale.

Die Sonne verſank hinter jenen grauen Felſen; auf der Höhe unfern der Mühle ſaß eine anmuthige Jungfrau, kühne wilde

Griffe in die güldnen Saiten einer Harfe wagend; es war Albina.

Verſchmelze, geneigter Leſer! im Focus deiner lebhaften Phantaſie Junos Bau, Minervens Haltung, Pſychens Zartheit und Jugend mit der ſiegenden Schöne einer Venus und treffender, als wir es zu zeichnen vermögen, wird der hehren Albina Bild vor deinen Sinnen ſchweben.

Endlich verklangen oben auf des Ufers Höhe die ungeſtümen Töne der Harfe; Albina erhob ſich und ſchaute ſehnſüchtig über die Felſen des Mühlengrundes hin, wie Jemand, der voll heißer Begier eines zweiten Ankunft erwartet.

Nun rauſchte es im Gebüſche, ſchärfer ſpäheten der Jungfrau Augen, allein ſie ſenkten ſich bald traurig und getäuſcht zur Erde nieder, denn nicht der Geliebte ſondern Gretchen, des Müllers ſiebzehenjährige

Tochter, ein niedliches, gutes und naives Kind der Natur ſchritt hernieder in's Thal; ein Körbchen, mit duftigen Blumen bis zum Rande gefüllt, hing an des Mädchens runden Aermchen.

„Ei ſchönen, guten Abend, holdes Fräulein! rief Gretchen freundlich zur Höhe, — weilt Ihr ſchon wieder auf dem unheimlichen jähen Felſenſtücke? ich bitte Euch, ſteigt hernieder, denn immer mit heimlichen Grauen nur vermag ich Euch dort oben zu ſchauen.“

Albina folgte der Einladung und fragte im Thale angelangt: „Sage mir liebes Kind! begegnete dir niemand im Forſte?“

„Sorgt nicht, Fräulein! erwiederte ſchalkhaft lächelnd das reizende Müllermädchen, mir iſt nicht bange, der Junker bleibe fern; die Jagd hat längſt geendet, ich hörte ſeit einer Stunde ſchon nicht mehr ſchießen und was gilt die Wette, ehe eine halbe Stunde verſtreicht, befindet ſich Graf Willibald in unſerm Grunde. Ich pflückte — ſo fuhr das geſchwätzige Gretchen zutraulich plaudernd fort — oben am Saume des Waldes Blumen, denn morgen feiern wir hier unſer jährliches Feſt, und da liegt mir ob, die Mühle von Innen und Außen, ſo viel ich es vermag, zu ſchmücken; ich wäre auch wohl ſchwerlich ſchon zurückgekehrt, denn ich bedarf mehrerer Blumen noch, allein ein fremdes zerlumptes, großes Weib ſchlich einem geſpenſterartigen Weſen gleich, in geringer Ferne ſtets um mich — da fing mir endlich zu grauen an, ich erfaßte mein Körbchen und floh wie ein verſcheuchtes Reh, durch den Forſt hieher."

Wenig achtete Albina auf das Geplauder der neckenden Kleinen." Mir iſt, ſprach die Jungfrau, heute gar ſehr unheimlich und bange; es ſtellt ſich mir das Thal ungemein ſtiller und ſchauerlicher dar, als je ſonſt; leichter, däucht mich, wäre mir zu Muth, wenn das gewohnte Geräuſch des großen Rades mein Ohr vernähme, warum denn liebes Gretchen! bleibt das Rad zum Erſtenmale den ganzen Tag hindurch geſperrt? — Gehe zum Vater, gutes Kind! und bitte in meinem Namen ihn, er wolle des Mühlwerkes Lauf nicht länger hemmen, ich vermag mir die Grille nicht zu deuten, allein noch einmal — ich ſehne mich nach dem gewohnten Geräuſch.“

Entſetzt fuhr Gretchen zurück; was verlangt Ihr, Fräulein, rief das Mädchen aus, wißt Ihr nicht, daß es der zweite Mai iſt, den wir heute ſchreiben?“ —

„Nun und was denn, ſo fragte Albina voll Verwunderung, hat dieſer zweite Mai mit dem Laufe eures Mühlenrades gemein?“

„O viel, gar ſehr viel — erwiederte die Kleine — Ihr befindet Euch, Fräulein! nun ſchon mehrere Monden in unſerer Mühle und habt die Mähre vom Ritter Fuſt von Stromberg noch nie vernommen? — die Geſchichte muß ich Euch zur Stelle mittheilen.“

Mit dieſen Worten zog Gretchen unſere Albina auf eine ſich in der Nähe befindende Felſenbank und furchtſam ſich zum Fräulein drängend hub die niedliche Müllerstochter folgende Erzählung an.

„In derſelben Burg oben am Rande des Waldes, welche heutigen Tages die Grafen von Schildroth ihr Eigenthum nennen, hauſte vor langer, grauer Zeit ein Rittersmann, Fuſt von Stromberg genannt, mit Frau Hedwig ſeinem Ehegeſpons.

Herr Fuſt, ein roher Geſelle, der jungen Gattin bald ſatt, mißhandelte das arme Weib beinahe täglich auf eine höchſt empörende Weiſe.

Plötzlich hieß es, Frau Hedwig ſey an einer bösartigen Krankheit geſtorben und der falſche Rittersmann klagte und weinte dermaßen bitterlich, daß er Jedermann täuſchte.

Nach Jahresfriſt minnete Fuſt um ein junges Fräulein der Nachbarſchaft und führte bald darauf daſſelbe als zweite Gattin nach ſeiner Burg. Zwei holde Knaben, Zwillinge, waren die Früchte dieſer andern Ehe, welche ſich überhaupt in jedem Betracht glücklicher als die erſte darſtellte, allein der Stromberger blieb, nichts deſto weniger ein gar arger Böſewicht.

Frau Hedwig war nicht geſtorben; einen mit Steinen lediglich erfüllten Sarg hatte man zu Grabe getragen und das unglückliche, verſtoßene Weib ſchmachtete, bei faulem Waſſer und ſchimmlichten Brode, tief unter der Erde im Burgverließe ihres ehelichen Tyrannen.

Die Kinder der andern Ehe hatten nur erſt kaum das Lebensalter von einem Jahre erreicht, da ritt Herr Fuſt mit ſeiner zweiten Gattin einſt, als man gerade ſchrieb den zweiten Mai, zu einem fernen Feſtgelage.

Der Rittersmann hatte ſich nicht lange entfernt, da gelang es der armen, gefangenen Hedwig, nachdem ihr Wächter berauſcht, der engen Haft zu entſpringen.

Die Unglückliche, deren Verſtand gelitten haben mochte, bemächtigte ſich unbemerkt der Zwillinge des ruchloſen Gatten und floh mit beiden zarten Kindern in den Armen vom Schloſſe weg hieher in den Mühlengrund.

Raſch beſtieg ſie dort den Felſen am Bache und ach — mir graut es zu ſagen — am harten Geſteine zerſchellte die Naſende die Köpfe der Kleinen, dann warf ſie die Leichen hinab in den Strom und ſtürzte ſelbſt ſich nach in das naſſe Bett. Die reißende Fluth trieb die Rittersfrau ins Mühlenrad, elendiglich wurde ihr Körper zerſchlagen und drei Leichen zugleich zog der herbei geeilte Müller mit ſeinen Knappen aus dem Waſſer.

Der ſchändliche Fuſt fiel unter den rächenden Schwertern von Hedwigs Brüdern und auch des Ermordeten betrogene zweite Gattin raffte bald genug der Gram dahin.“ Gretchen machte eine Pauſe, dann ſchloß ſie die Schauergeſchichte alſo:

„Seit jenem ſchrecklichen Tage, liebes Fräulein! bleibt ſeit undenklichen Zeiten an jedem zweiten Mal das Rad der Mühle geſperrt und mein Vater ſpricht, wenn das Rad einmal an einem ſolchen Tage durch Zufall in Bewegung geriethe, ſo müſſe im Mühlengrunde ein Unglück geſchehen, darum verleben wir den zweiten Mai ſtets unter Angſt und geheimem Grauen und der dritte Tag dieſes Monats iſt uns ein Tag der Freude, denn für ein ganzes Jahr halten wir dann jede Gefahr von unſerm ſtillen Thale abgewendet.“

Hier erſchien der Müller unter des Hauſes Thüre und rief die Tochter zu ſich; freundlich nach dem Fräulein zunickend hüpfte Gretchen mit ihrem Blumenkorbe von dannen und verſchwand mit dem Vater in's Haus.

„Der zweite Mai ein Tag des Unglücks in dieſem Thale? ſprach Albina mit einem tiefen Seufzer langſam vor ſich hin — und heute gerade will Willibald unſere Liebe krönen? — wehe mir, wenn des Thales Fluch auch unſer Band zerriß!“

„Aber wer iſt denn endlich eigentlich dieſe Albina und von wannen kam ſie her?“ — höre ich jetzt ungeduldig die Leſer fragen und ich muß mit Bedauern bekennen, daß ich, um meinem feſtgeſetzten Plane treu zu bleiben, vorerſt die Neugierde der geneigten Leſe-Freunde nur einigermaßen zu befriedigen vermag.

Der junge Graf Willibald v. Schildroth hatte die anmuthige und ſinnige Jungfrau in einer deutſchen Univerſitätsſtadt, wo er ſtudirte, kennen gelernt; dort befand ſich Albina, ſeit nur erſt kurzer Zeit bei einer vornehmen herrſchaftlichen Familie als Geſellſchafterin der Dame des Hauſes. Des Jünglings und der hochſinnigen Jungfrau ſchöne und ſeltene Seelen lernten ſich ſchnell verſtehen und ſchloſſen, alle irdiſche Hinderniſſe vergeſſend, einen Bund auf ewig.

Dunkle Schleier ruheten auf Albinas Herkommen; äußerſt ſchwache nur gänzlich unbeſtimmte Reminiſcenzen wohnten ihr aus der erſten Kindheit Zeit nur noch bei.

Ein zartes kaum fünfjähriges Mädchen war ſie in der Gewalt einer Frau gefallen, die, weder ihre Mutter noch Verwandte, ſie nichts deſtoweniger ſorgfältig erziehen ließ, von der aber Albina nimmermehr anders als mit dem größten Grauen nur ſprechen konnte, denn als die junge Unglückliche zur herrlichen und üppigen Jungfrau herangereift war, gedachte ihre ſchändliche Pflegerin dem Laſter ſie zu weihen.

Nichts, weder Bitten noch Drohungen vermochten der Tugend reine Flammen, welche in Albinas keuſchem Buſen von ſelber mächtiglich erglühet waren, zu erſticken und als die hehre Jungfrau keine andere Rettung mehr vor ſich ſah, entfloh ſie voll kühnen Sinnes in weite Ferne, bis ſie endlich bei der oben bezeichneten Familie ein anſtändiges Unterkommen gefunden hatte.

Willibald ſchwur der Geliebten ewige Liebe und Treue; er ſchwur ſie zu eheligen und dieſer junge Graf war ein Mann, der nimmermehr mit Schwüren ſcherzte.

Der liebende Jüngling hielt es für unziemend die Jungfrau, der er ſich verlobt hatte, länger in einem abhängigen Verhältniſſe zu ſchauen und er ſendete Albina daher in die Mühle in's Thal, deren Beſitzer ihm blindlings ergeben war.

Bald darauf hatte Willibald ſeine Studien vollendet; er kehrte ins väterliche Schloß zurück. Seine Geliebte lebte in der einſamen Mühle ſeit Monden, ohne daß Jemand in der Gegend von der Fremden Gegenwart wußte, nur der junge Graf wallte täglich ins verſchwiegene Thal zu der Jungfrau ſeiner Wahl und glückliche Stunden verfloſſen dort den Liebenden.

Daß und warum der gräfliche Jüngling am zweiten Mai gerade den Eltern ſein Geheimniß offenbaren, und daß er ihnen an dieſem Tage die erkieſene räthſelhafte Braut darſtellen wollte, haben wir bereits früher vernommen, doch kehren wir nun wieder zurück in den Mühlengrund.

Noch immer ſaß Albina ſinnend auf der Felſenbank, da rauſchte es abermals im nahen Gebüſche und hervor trat ein großes, grauliches, mit ſchmutzigen Lumpen nothdürftig behangenes Weib, offenbar dieſelbe Erſcheinung, von der Gretchen vorhin berichtete. Es hatte Albina die fremde Bettlerin nur erſt ſchärfer ins Auge gefaßt, da fuhr die Jungfrau mit einem Schrei des Entſetzens und mit dem Ausrufe: „Iſt es möglich, Urſina! du hier!“ zur Höhe.

Seltſam lächelnd nahete ſich die Bettlerin Albinen, beruhigend ſprechend: „Fürchte nichts, mein Herzchen! ein glücklicher Zufall iſt's lediglich, der mich dich finden ließ; du thateſt wohl, dich von mir zu trennen, denn ich hatte gar ſchlimmes mit dir im Sinne, doch ſiehe — die Götter haben dich gerächt, eine unſtäte Bettlerin durchziehe ich das Land und mehr denn die Noth drückt mich das Bewußtſeyn eigener, grauſer Schuld, doch ſegne ich das Schickſal, daß es mich in den Stand nun ſetzt, viel Böſes einigermaßen wieder gut zu machen. Dich, mein Töchterchen! leitete der Vorſicht Hand, du befindeſt dich in des Grafen von Schildroth nächſter Nähe; er iſt dein leiblicher Vater, ich habe dich als zartes Kindlein ihm geraubt, es war Rache.“ —

Urſina mußte ſich hier ſelber unterbrechen, denn die Jungfrau hatte ſich bereits bei deren letzter Rede ſichtbar entfärbt und ſank gleich darauf, matt ſtöhnend, ohnmächtig zu Boden.

Behende ſprang die grauliche Bettlerin hinzu, Albinen hülfreiche Hand zu leiſten. Nach einigen Minuten ſchlug die Jungfrau die Augen wieder zur Höhe, müheſam liſpelnd:

„Weib! ich verzeihe dir alles Böſe, was du mir zugefügt, nur ſprich', ich beſchwöre dich du habeſt vorhin gelogen; es kann nicht ſeyn, er ſoll, er darf mein Vater nicht heißen!"

„Ei mein Herz! erwiederte Urſina mit einer Art eigenen Hohnes und unverkennbarer Schadenfreude, warum entrüſtet es dich denn ſo ſehr, eines vornehmen, reichen Grafen Töchterlein zu werden? — ja fürwahr, ich ſchwöre es bei meiner armen Seele, du biſt des edlen Grafen Hygen v. Schildroth rechtmäßige und leibliche Tochter.

Albinas Augen rollten; der volle Buſen wogte ungeſtüm zur Höhe; alle Glieder der zarten Jungfrau bebten, die feinſten Fibern drohten zu reißen, ihren Todesſtoß hatte die Seele erhalten, der jugendliche Körper allein widerſtrebte der gänzlichen Auflöſung, die Unglückliche kämpfte einen

Kampf, deſſen Anblick das härteſte Herz erſchüttert haben würde und den nur ein Urſinen gleicher und eingefleiſchter Teufel mit infernaliſcher heimlicher Freude hätte betrachten können.

Nach einer Pauſe nahm das Höllenweib das Wort alſo wieder: „Ich will alles bekennen, mein Töchterchen! alles erklären, und dich handgreiflich überzeugen“ —

„Schweig, Unſelige! erwiederte die Jungfrau zitternd, ſchweig — ich weiß genug, doch ſprich, willſt du eine meiner Bitten, eine dringende erfüllen?“

„Ei warum denn nicht, liebes Herz! ſprach hierauf die heuchelnde Böſe, bleibe ich doch deine ewige Schuldnerin, fodere was du willſt, fodere das Unmögliche, ich will deſſen Ausführung verſuchen, nur grolle nicht länger.“

Albina ſtrebte nach Luft, dann ſtammelte ſie — müheſam: „Schleiche dort in die Mühle — ſtell' dich — hinter das — große Rad — und wenn ich rufe — laß — es los.“

„Hm eine ſeltſame Foderung, brummte Urſina, doch wahrlich nicht ſchwer zu erfüllen; ich begreife dich nicht, mein Püppchen! indeſſen ich gab mein Wort, einem deiner Wünſche nachzuleben und will das Verſprechen, ohne mich in Grübeleien einzulaſſen, gerne erfüllen, allein zuvor erlaube mir noch aufzuklären“ —

„Schweige Unſelige! rief Albina die Bettlerin wieder unterbrechend, heftig aus — ich weiß genug, und will nicht mehreres hören, — thue, wie ich dir geheißen — eile — fort! —“

Einen ganz eigenthümlichen Blick warf die zerlumpte Geſtalt auf die Jungfrau noch, indem ſie ſchweigend nach der Mühle ſchlich.

Nun befand ſich **Albina** allein — die Unglückliche! ſie vermochte kaum zu einer klaren Anſchauung ihrer ſchrecklichen Lage zu kommen, ſie drückte die ſchönen, runden Händchen dicht vor die Augen, — ſie ſchwankte, ſie taumelte. —

In dieſem Augenblicke ſprang der junge Graf **Willibald** mit einem kühnen Satze vom nahen Felſen. „Hier bin ich endlich, mein ſüßes Mädchen!“ rief der Jüngling fröhlich aus, indem er **Albinen** in ſeine Arme ſchließen wollte. „Zurück! zurück, Unglücklicher! ſchrie die Jungfrau, beyde Arme vor ſich hinhaltend, und ſchaudernd den Grafen abwehrend.

„Was iſt das — was ſoll ich denken?“ fragte **Willibald** voll Erſtaunen.

Eine Fluth von Thränen entſtürzte jetzt des Mädchens Augen, nicht ein Wort vermochte es vorzubringen.

„Um Gotteswillen, Albina! ſprich, was iſt geſchehen? fragte der Graf neuerdings und ſehr dringend — warum denn verweigerſt du dem Geliebten den Kuß des Willkomms?“

Die Jungfrau unterbrach endlich ihr heftiges Schluchzen; weit die Arme ausbreitend erwiederte ſie, indem ſie ſeltſam und krampfhaft unter Thränen lächelte, ungemein wehemüthig: „Eile an mein Herz, armer Freund! bleibt es doch auch dem Bruder vergönnt die Schweſter zu küſſen.“

„Bruder? Schweſter? — rief Willibald erblaſſend aus, wie ſoll ich dieſe Worte deuten, wäre es möglich Albina! — hat ein plötzlicher Wahnſinn deinen Geiſt umnachtet?“

„Nein, nein — entgegnete das Mädchen — ich ſpreche Wahrheit, mir tagte ein ſchreckliches Licht“ — und abermals hub die

Jungfrau heftig zu weinen an, indem ſie das ſchöne Antlitz in's Tuch verhüllte.

Der Graf ſtand wie eingewurzelt, er vermochte nimmer ſeine Gedanken zu ordnen, ſchweigend ſtarrte er Albina an — eine grauliche Pauſe erfolgte.

Endlich vernahm man das Geſpräch von Kommenden, der Jüngling erlangte einige Faſſung wieder, er ſah auf und ſprach dann raſch: „Geliebte! dich blendet ein Trug — es iſt nicht, es kann nicht ſeyn das Gräßliche, welches ich auszuſprechen nicht wage — ermanne dich, dort nahet mein Vater an der Mutter Hand, ich führe dich die liebe Braut den Eltern zu.

„Dein Vater? — er iſt mein Vater auch — laß uns fliehen — ich kann ihm nicht entgegen treten — jetzt nicht — um Gotteswillen nicht — liſpelte Albina voll Entſetzen und Grauen, indem ſie den betäubten Jüngling an der Hand erfaßte und ihn mit ſich fort hinter ein am Ufer des Mühlenbaches ſich befindendes Gebüſch zog; von hier aus konnte das liebende Paar das ganze Thal überſchauen, ohne ſelbſt geſehen zu werden.

Gleich darauf ſtiegen Graf Hygen und Mathilde hernieder in den Grund; auf der bereits bezeichneten Felſenbank nahmen beyde Platz.

„Mein Herr und Gemahl! hub die Gräfin an, wir befinden uns nun in dem einſamen, Euch ſo lieben Thale; hier vernimmt kein menſchlich Ohr Eure Reden; ſo wälzet ſie endlich einmal herab die ſchwere Laſt, welche Euer Gewiſſen ſo ſchrecklich zu drücken ſcheint. Was es auch immer ſey, erwartet lediglich freundlichen Troſt und nimmermehr den leiſeſten Vorwurf von mir, treulich will ich Euch tragen helfen.“

„Edles Weib! erwiederte mit einem tiefen Seufzer Hygen, ich fühle es, ich bedarf der Theilnahme, bereitet Euch ſchreckliches zu hören, denn gänzlich will ich mich Euch entdecken und wenige Worte werden hinreichen, Euch meine ſchwere Schuld zu enthüllen.

„Meine Voreltern, ſo fing der Graf nach einer kurzen Pauſe ſeine Erzählung an, kauften ſich bereits vor länger als zweihundert Jahren in Böhmen an.

„Sie legten ſich von einem der dort erworbenen Beſitzungen den Namen Udalice bei und ihre Nachkommen waren in Böhmen bald lediglich unter dieſer Benennung bekannt.

„Meine Eltern ſtarben frühzeitig, ich ward eigener Herr und ein großer Wüſtling dabei, der Mord mancher Unſchuld laſtet ſchwer auf meiner Seele. Bertha, ein junges, holdes Mädchen aus einem der edelſten Geſchlechter Böheims entflammte meine Sinnlichkeit, und da ich nicht hoffen konnte, ungeſtraft die Jungfrau zu verführen, entſchloß ich mich förmlich um ſie zu werben; ſie ward mein Weib.

Doch bald genug war meine Sinnlichkeit befriediget, mir dem nicht zu beſſernden Wüſtling war die Gattin zur Laſt, ich ſuchte mich häufig durch Reiſen zu zerſtreuen um ſicher vor Vorwürfen zu ſeyn, und unbeobachtet meinen Lüſten fröhnen zu können.

Auf einer Tour durch Deutſchland bediente ich mich des Namens meiner Väter; ich ließ mich Graf Schildroth und mit Fug und Recht zwar nennen.

Euch Mathilde lernte ich auf dieſer Reiſe nun kennen und Euch ſehen und mit einer Leidenſchaft wie früher nimmermehr ein Weib lieben, blieb das Werk eines Augenblickes; nie war ich gewöhnt geworden, meine Leidenſchaften zu bekämpfen, ich fröhnte ihnen ſtets mit Tollkühnheit und um jeden Preis. Kein anderes Mittel Euch zu beſitzen blieb möglich, ich warb um Eure Hand und wurde alſo Gatte eines zweiten Weibes.“ —

Der Gräfin entfuhr hier unwillkührlich ein lauter Schrei, der Erzähler hielt inne, doch die hohe Frau wußte bald genug ſich wieder zu faſſen; ſie ſprach mit Würde:

„Hygen! ich habe Euch voraus Verzeihung und Theilnahme gelobt, und nach dem bittern Kelch ſelbſt gegriffen, muthig will ich ihn auch leeren; endet!“

„Der Umſtand, daß ich zwei Namen führte — ſo fuhr der Graf erzählend fort — und daß ich über das Recht ſie führen zu dürfen, mich ausweiſen konnte, ſo wie die Gewißheit, daß mich Niemand in Böheim mehr als Graf Schildroth und dagegen in Deutſchland kein Menſch als Graf Udalice kannte, ließen mich hoffen, es werde die Schandthat verborgen bleiben und ſie blieb es in der That.

„Ich kaufte unſer hier am Rheine gelegenes Rittergut, und brachte von nun an des Jahres Hälfte bei der deutſchen, die andere bei der böhmiſchen Gattin hin.

„Bertha wurde mir, nachdem ich erſt von ihr getrennt geweſen war, auch wieder werther und der Wechſel war es, welcher beiden Gattinnen den Reiz der Neuheit erhielt, ich theilte meine Liebe zwiſchen Euch.

„Ihr Mathilde ſchenktet mir einen Sohn, zwei Jahre ſpäter gebahr mir Bertha eine Tochter, allein die Mutter ſtarb im Wochenbette.

„Ich bedauerte der einen Gattin Verluſt aufrichtig, nahm ihn aber als Strafe des Himmels an, deſſen Zorn ich verſöhnt nun glaubte, doch — ich hatte geirrt.

Auf mein deutſches Gut war ich zurückgekehrt, die kleine Albina blieb in Böhmen, der Obhut einer treuen Wirthſchafterin anvertraut, doch bald genug erhielt ich die Schreckenspoſt, daß mein Mädchen plötzlich verſchwunden.

Voll Kummer flog ich nach Böhmen; mir wurde dort Kunde, es ſey die Kleine liſtigerweiſe geraubet worden, und der Verdacht der Entführung fiel mit höchſter Wahrſcheinlichkeit auf Urſina, einer meiner ehemaligen Beiſchläferinnen, welche von mir zurückgeſetzt als Dienerin ebenfalls auf meinem böhmiſchen Schloſſe gelebt hatte und von deren wildem und rachekochendem Charakter eine ſolche Gewalthat allerdings zu beſorgen ſtand.

Ich ſuchte meines armen geraubten Kindes Spur durch beinahe ganz Europa vergebens bisher auf; mein Schmerz war grenzenlos, die Stimme des Gewiſſens erwachte ſtärker denn je und für immer war es um meines Lebens Ruhe geſchehen; der Verzweiflung und Schwermuth düſterſter Geiſt wurde Euer und aller meiner Umgebungen Geißel und am heftigſten bemächtigte ſich jener Geiſt meiner ſtets am zweiten Mai, denn an dieſem Tage war das geliebte Kind mir geraubt worden und ihn hielt ich für einen jener Tage, welchen die alten Römer ſchon dies fatales nannten und als Unheil drohend fürchteten.

„Nun, ſo ſchloß Graf Hygen ſeine Geſchichte, nun theure Gattin! wißt Ihr alles, ich fühle, daß Ihr in Eurem Innern mich verachten, und verabſcheuen müßt, allein ich fühle nichtsdeſtoweniger auch, daß der Blick, den ich zum erſtenmale einem Sterblichen in die verſchloſſene Bruſt gewährte, mir dennoch Erleichterung verſchafft und minder ſchwer wird künftig die Laſt drücken, welche mein Schulderfülltes Herz peiniget.“

Hier ſchwieg der Graf, wild vor ſich hinſtarrend; die edle Mathilde ſaß mit gefalteten Händen, das reine Auge zur Höhe gerichtet, mühesam nach Faſſung ringend, deren ſie nöthig bedurfte, um dem grauſen Sünder lindernden Troſt zu ſpenden; — doch plötzlich war im Hintergrunde des Thales, am Ufer des Mühlenſtromes, ein lautes Geräuſch zu vernehmen.

Das Schickſal des jungen, liebenden unglücklichen Paares war entſchieden, ihm war nicht eines der ſchrecklichen Worte entgangen, und auch dem armen Jünglinge tagte nun ein furchtbar Licht, kein Zweifel blieb übrig, es floß in des geliebten Mädchens Adern ſchildrothiſch Blut.

Albina lag halb ohnmächtig an Willibalds Bruſt und der junge Graf befand ſich in einem Zuſtande dumpfer Lethargie, in welchem er vorerſt ſein Elend nicht in deſſen ganzem Umfange zu faſſen vermochte, doch plötzlich riß ſich die Jungfrau aus des Jünglings Armen gewaltſam los und mit des Sturmwindes Schnelle eilte ſie den ſteilen über den Mühlenbach hängenden hohen Felſen hinan.

In des Abends Dämmerung ſtellte das Mädchen oben auf dem ſteinernen Koloſſe ſich wie eine überirdiſche Erſcheinung dar; voll Entſetzen ſtarrten unten im Thale Graf Hygen und Mathilde nach derſelben hin; endlich erhob die Jungfrau die Stimme; „Urſina! rief ſie dumpf und fürchterlich, Urſina! erfülle dein Verſprechen" — und plötzlich hub das große bisher geſperrt geweſene Mühlenrad an mit Geräuſch im Waſſer zu treiben, Albinas Stimme aber verlieh die Verzweiflung unnatürliche Stärke, verſtändlich rief ſie ins Thal hinab:

„Hygen Graf v. Schildroth! ich bin deine unglückliche Tochter, die Götter rächen des Vaters grauſe Schuld in den Kindern noch — ich liebe deinen Sohn, meinen Bruder voll ſtrafbarer, in dieſem

Leben nicht zu beſiegender Gluth, darum hilft mir nur der Tod und es möge der Himmel deiner wie meiner armen Seele gnädig ſeyn! — Willibald — Geliebter! lebe wohl — hoffe auf Jenſeits — dort ſehen wir uns wieder.“

Sie ſprachs, ſtürzte ſich hinab in die Fluth und ſchnell trieb der raſche Waldbach der Jungfrau zarten Körper unter das nahe Mühlenrad.

Nun erwachte auch der Jüngling aus ſeinem dumpfen Traume, er ſprang hinter dem Gebüſche, welches ihn bisher verborgen gehalten hatte, hervor — und mit dem lauten Schmerzensrufe: „Albina!“ ſprang er dem geliebten Mädchen raſch in die Fluthen nach.

Hygens und Mathildens Glieder hatte der Schreck gelähmt; ſie ſtrebten vergebens ſich zu bewegen, und ſtanden zwei geiſterbleichen Statuen gleich, hinſtarrend unverwandt nach dem Schauplatze der grauslichen Scene.

Jetzt ſtürzte der alte Müller aus dem Hauſe; der Greis raufte ſich die wenigen weißen Haare, indem er beſtürzt ausrief:

„Welche verfluchte Hand löſte das Rad an dieſem Tage? ſicher iſt ein Unglück geſchehen! — ſperret das Rad — Hülfe! Hülfe!“ —

Das unheilbringende Rad wurde geſperrt, die Mühlknappen eilten herbei, des Schwimmens kundig ſprangen ſie in den tiefen Bach, Albinas und Willibalds Körper wurden aus dem Waſſer gezogen; den erſtern hatte das Rad ſchrecklich zerſchlagen, allein kein Zeichen des vorhandenen Lebens zeigte ſich auch beim jungen Grafen, obwohl ein Zufall ihn nicht hatte in's zerſtörende Rad gerathen laſſen.

Eine neue ganz eigenthümliche Scene begann nun; die fromme Mathilde ſank, hoch die Arme erhebend, auf die Kniee, dumpfe Seufzer entquollen allein der Bruſt des edeln, ſchrecklich leidenden Weibes, mit Macht wollte ſie der Gottheit Hülfe hernieder ziehen aus azurnen Höhen.

Hygen ſtand noch immer ſtarr und bewegungslos, mit ſtierem, ſchrecklich wildem Blicke; Blut und Leben ſchienen ſeinen Adern bereits entflohen.

Müllers Gretchen hatte ſich laut heulend über Albinas Leiche geworfen; ihr Vater, jener ſilbergraue Greis ſtand zitternd und bebend, ſeine Kniee drohten zu brechen, er mußte ſich, um nicht zu ſinken, am nächſten Baume halten.

Des Müllers Burſche waren emſig mit dem jungen Grafen beſchäftiget, ſie hofften durch zweckdienliche Mittel den Lebensfunken in ſeinen ſtarren und kalten Gliedern wieder zu erregen, doch zeigte ſich ihr Mühen bis jetzt vergeblich.

„Eine neue Erſcheinung unterbrach die ſchreckliche Scene in noch ſchrecklicherer Weiſe. Plötzlich zeigte ſich die grauliche, große mit Lumpen bedeckte Geſtalt der Bettlerin auf dem überhangenden, verhängnißvollen Felſen hinter dem Mühlenbache.

„Hygen, Hygen Graf von Schildroth! ſchrie das entſetzliche Weib mit gellender Stimme, erkennſt du mich? — ich bin Urſina! — Rache, fürchterliche Rache ſchwur ich dir als junges, ſchändlich betrogenes Mägdlein, Rache ſchwur ich deiner Brut — ſpät, aber vollkommen, löſte ich den Schwur; meine Hand ſetzte das Mühlenrad in Flug und in der Hölle gebe ich dir Rechenſchaft.“

Mit dieſen Worten verſchwand die Furie vom Felſen.

Gleich einem Welten zerſtörenden Gewitter nach einer langen, dumpfen Angſt erregenden Ruhe brach endlich des Grafen leidenſchaftlichſte Wuth nun los. In einem grimmigen, Ohr zerreißenden Tone hub er an zu brüllen: „Ich bin verflucht in alle Ewigkeit; die Hölle ſpeit ihren ſchwärzeſten Abſchaum zu meiner Folter aus, ſo nehmt denn, nehmt mich ihr Teufel in Euer Reich!“ — Der Raſende riß zugleich den Hirſchfänger, den er von der Jagd her noch umhangen hatte, aus der Scheide, um ſich raſch in's Herz den eignen Stahl zu ſtoßen, allein Mathilde war ihm im entſcheidendſten Augenblicke, ängſtlich nach Hülfe rufend, in den Arm gefallen und die Müllerburſchen eilten herbei; ſie entwanden ihm das Mordgewehr und hielten den Wüthenden einige Sekunden feſt, allein es ſammelte Hygen ſeine Rieſenkraft, weit ſchleuderte er alle von ſich, indem er ſchnell einen zufällig vor ihm liegenden großen, platten Kieſelſtein ergriff und ſich mit einem mächtigen Schlage die Hirnſchale zerſchmetterte; entſeelt ſtürzte der Unglückliche zuſammen.

Dieſer Anblick war zu ſchrecklich für eines zarten, armen Weibes Auge; mit einem dumpfen Schrei ſank auch die Gräfin ohnmächtig zu Boden.

Nach ungefähr einer halben Stunde erholte ſich Mathilde unter den Händen ihrer herbeigeeilten Zofe. Die Gräfin befand ſich noch immer im Mühlenthale, ſie lag auf der Felſenbank und der indeſſen aufgegangene Mond beleuchtete hell die Gegend.

Einigermaßen wieder zum Bewußtſeyn gelangt fuhr die Dame mit der flachen Hand über das blaſſe ſchöne Antlitz; die Leichen waren indeſſen weggetragen worden und Mathilde beſann ſich, ob es ein ſchrecklicher Traum nur, oder aber eine furchtbare Wirklichkeit geweſen, von der ſie beängſtiget geworden.

Das Erkennen der letztern hätte eine minder ſtarke Seele neuerdings danieder zu werfen, ja zu tödten vermocht, allein die edle Gräfin war ſich durchaus keiner Schuld bewußt und eine kräftige Stütze blieb die heilige Religion der Frommen. Mit gefalteten Händen und hoher Faſſung betete ſie: „Mein Herr und Gott! ſchwer fiel dein Rächerarm darnieder, doch ich murre nicht, denn unerforſchlich ſind deine Wege.“

Die Zofe wollte ſprechen, doch mit einer ernſten Bewegung der Rechten gebot ihr Mathilde Schweigen, ſie ſchien mit großer Aufmerkſamkeit irgend einen an der Erde liegenden Gegenſtand zu fixiren; es war der Stein, mit dem ſich Hygen die Hirnſchale zerſchmettert hatte, er war mit Blut über und über befleckt.

Voll Würde und Faſſung ſchritt die Gräfin vorwärts, ſie nahm jenen bedeutſamen Stein von der Erde, wenn auch nicht ohne geheimes Grauen auf, und ihn hoch erhebend ſprach ſie folgendes:

„Den Himmel zu ſühnen, gelobe ich, hier einen Tempel zu bauen, die unheimliche Mühle werde zur Stelle abgebrochen; ſtatt dem Rauſchen des ſchrecklichen Rades, mögen in Zukunft in dieſem Thale zum Tone der Orgeln die Geſänge frommer Gläubiger allein erſchallen!“ —

„Amen,“ riefen die Bewohner der Mühle, die ſich indeſſen im Hintergrunde verſammelt hatten und mit Feierlichkeit legte Mathilde den merkwürdigen Grundſtein in Mitte des Thales und trauernd und ſchweigend trat ſie hierauf, auf Viktor und die Zofe geſtützt, langſam den Rückweg in's nahe, verwaiſte Schloß der Grafen von Schildroth an.

Drittes Kapitel.

Nöthige Aufklärungen und Nachholungen — der Hauptgeſchichte Faden wird wieder aufgenommen.

Der Autor wünſcht, es möge die vorangeſchickte ſchauerliche Epiſode die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe der Leſer dermaßen in Anſpruch genommen haben, daß ſie erſt jetzt ſich verſucht fühlen dürften, endlich zu fragen: „Was ſoll dieſe Novelle hier?“

Täuſcht man ſich in dieſer Erwartung nicht, ſo darf man auch wagen noch um eine fernere kleine Geduld zu bitten, indem man mit dem Verſprechen los zu kommen hofft, es werde nun bald genug das bisher abgeſondert Geſtandene ſich harmoniſch zum Ganzen fügen.

Man erinnere ſich, daß Willibald wenigſtens unverletzt aus dem Strome gezogen wurde, und daß die Anweſenden daher hoffen konnten, ihn in's Leben zurückzurufen, denn der Graf war der Fluth zu ſchnell entriſſen worden, als daß man hätte annehmen dürfen, er habe jene bedeutſame Quantität Waſſers verſchluckt, welche erfoderlich iſt, einen feurigen Jüngling zu tödten. Indeſſen blieb alles Mühen lange vergebens, endlich aber fing des Unglücklichen Herz wieder an matt zu pochen, er ſchlug die Augen auf und kehrte unfreiwillig in ein ihm verhaßtes Leben zurück.

Dieſes alles war geſchehen und der kranke, gräfliche Jüngling ſelbſt ins Schloß zurückgetragen worden, während ſeine Mutter die edle Mathilde noch ohnmächtig lag und die Aerzte geboten ſtrenge, der ungemein alterirten Dame des Sohnes Rettung vorerſt noch zu verſchweigen, weil die Herren nicht grundlos fürchteten, es möchte ihr der zu plötzliche Uebergang vom höchſten Schmerz zur Freude lebensgefährlich werden.

Willibald ſowohl als auch die Gräfin verfielen beyde in eine ſchwere Krankheit; die Mutter lag in dem einen, der Sohn in dem andern Flügel des Schloſſes und die erſtere beweinte den letztern wochenlang als todt.

Endlich hub die Gräfin an ſich zu erholen und man erachtete ſie ſtark genug, die Kunde von des Sohnes Rettung nun zu vernehmen. Mathilde nahm die unverhoffte Nachricht anders auf, als man erwartet hatte: zwar leuchteten aus der Dame mattem Auge im erſten Momente, nach langer Zeit zum erſtenmale wieder helle Strahlen, ſie fuhr lebhaft und freudig auf, allein ſich beſinnend ſprach die edle Frau dann wehemüthig: „Der Unglückliche! ihm wäre beſſer doch im kühlen Kämmerlein, denn in einem Leben ohne Hoffnung und Liebe — wahrlich vorzuziehen bleibt demſelben der rettende Tod.“

Indeſſen eilte die ſelbſt noch ſehr ſchwache Gräfin ſogleich an des Sohnes Krankenlager und keine Vorſtellungen vermochten ſie von demſelben zu entfernen; eine ſorgliche Pflegerin wurde dem armen Jüngling die zartliebende Mutter.

In Mitte des ſchauerlichen und dem Leſer wohlbekannten Thales waren die Leichen des Grafen Hygenius v. Schildroth und der unglücklichen Albina dem Schooße der Mutter Erde übergeben worden.

Ein verhaßter und unheimlicher Aufenthalt erſchien jetzt dem alten Müller und ſeinem guten Gretchen ſelbſt die Wohnung der Väter, reichliche Entſchädigung hatte die edle Gräfin der kleinen Familie zugeſagt und der greiſe Müller legte ſelbſt mit Hand an, als man anhub ſeine ſtattliche Mühle abzubrechen.

Ueber dem bedeutſamen mit Blut befleckten Grundſteine und Albinas Grabe fing an ein Tempel allmählig zu erſtehen; die Kirche wurde in einem edlen und würdigen Style aufgeführt und ein junger, talentvoller deutſcher Architekt, der ſich in Italien eine ſeltne Kunſtbildung erworben hatte, leitete das Ganze.

Ungemein ſchnell ſchritt der Bau vorwärts, und deſſen ſinniger Leiter ſetzte über des Tempels kühn geſprengte Pforte Worte, welche er von dem klaſſiſchen Theognis entlehnt hatte. Die Inſchrift ſelbſt lautete alſo:

—„Θεούς αἰδοῦ καὶ δείδιθι, τοῦτο γὰρ ἄνδρα
εἴργει, μήτ ἔρδειν μήτε λέγειν ἀσεβῆ.“
(Scheue die Götter und fürchte ſie; dieſes nur wehret
So in der That, wie in Worten, frevles Beginnen dem Mann.)

Mehrere Monden waren verſtrichen, ehe Willibald das Lager meiden konnte.

Die Aerzte, ſtolz auf ihre nur zu ſehr trügliche Kunſt, nannten den jungen Grafen zwar völlig geneſen, allein ſowohl in phyſiſcher und noch viel mehr in pſychiſcher Hinſicht noch immer ungemein krank, wandelte der Jüngling vor den Augen unbefangener Beobachter umher. Er glich einem dem Grabe vorerſt entſtiegenen geiſterbleichen Schatten; ſein Schleichen mahnte an jenes gebrechlicher Greiſe. Erdfahl war des abgemagerten Antlitzes Farbe; das abgeſtorbene trübe Auge ſtierte kalt vor ſich hin, alle Geiſteskräfte und Beſinnungen ſchienen gänzlich ertödtet und vernichtet, ſelbſt die Sprachorgane; Nichts, ſelbſt nicht die freundlichen Bitten der Mutter vermochten dem Unglücklichen einen Laut abzugewinnen, er ſtellte ſich ein Todter unter Lebendigen dar und grenzenlos litt die edle Mathilde.

Am verhängnisvollen zweiten Mai des folgenden Jahres — man verſteht im neunzehenten Jahrhundert in Deutſchland gar ſchnell zu bauen — war der Gräfin Gelübde bereits gelöſt; größtentheils fertig ſtand der Tempel und ſeine hohe kühne Kuppel überragte das Thal.

Mathilde hatte den unglücklichen Tag zur Einweihung beſtimmt, vorerſt aber ſollte des unſterblichen Mozarts unnachahmliches Requiem Hygens und Albinas Schatten ſühnen; die vortreffliche Kapelle eines nahen fürſtlichen Hofes war zur Ausführung der erhabenen Todenfeier geladen und ſie erſchien.

Zum erſtenmale erſchallte dumpfes Grabgeläute aus dem tiefen Mühlengrunde, da wallte die Gräfin in tiefer Trauer und mit heimlichem Grauen dem ſchauerlichen Thale zu; an ihrer Rechten leitete Mathilde den armen, geiſteskranken Sohn, denn er pflegte ſtill und willig, aber ohne die geringſte Theilnahme je zu verrathen, überall hin zu folgen, wohin man ihn führte.

Das Requiem begann: auf der fühlenden Menſchen Herzen wird es ſeines gewichtigen Impulſes ſtets gewiß ſeyn, denn dem großen Tondichter Teutoniens

Ihm liehen Engel ihre ſüßen Töne.
Das Kolorit, die anmuthsvolle Schöne —
Sie wohnet dort im bläulichen Azur,
Die Harmonie — ſie ſchwebt in Höhen
nur! —

Die Rachegeiſter borgten ihre Schrecken; —
Um den verſtockten Sünder aufzuwecken,
Verkündeten Poſaunen das Gericht,
Doch reine Seelen — ſie erbeben nicht!

Vor Mozarts Zaubertönen ſchmolz endlich auch jene unſelige eiſige Hülle, welche des jungen Grafen Seele bisher umſchloſſen gehalten hatte; ſeit Jahr und Tag waren des Jünglings Augen trocken geblieben, aber nun entſtrömten ihnen Thränen, wohlthätige Thränen und ſie erweichten ſeinen ſtumpfen Sinn.

Der Fluch des zweiten Mai's ſchien beſchworen. Willibald begann von dieſem Tage an wieder zu fühlen, zu denken und — wenn auch nur ſparſam — zu reden, und ſeine Geſundheit kehrte nebſt friſcher und jugendlicher Kraft mit Rieſenſchritten wieder; die Erſcheinung linderte einigermaßen der Gräfin Mutter tiefen Schmerz.

Dem Geiſte der Melancholie vermochte der Jüngling freilich nimmermehr zu entfliehen, allein dieſe Melancholie war ſanfter, ſich ſelbſtbewußter Art und eine ſolche Seelenſtimmung bietet der Genüſſe viele dennoch dar, nur in dem Buſen edler für Hohes empfänglicher Seelen pflegt ſie ſich zu entwickeln.

Griechenlands Wiedergeburt hatte begonnen; das große Weltereigniß regte die denkenden und fühlenden Menſchen aller gebildeten Theile des Erdenballes mächtiglich an.

Heißer intereſſirt ſich der ſelbſt Unglückliche für anderer Leiden; mit größerem Eifer und reinerer Reſignation iſt er ſtets bereit, deren Streben nach Rettung zu unterſtützen.

Eines Tages redete Willibald die Gräfin in folgender Weiſe an: „In der Vorzeit, Mutter! nahmen brave und fromme

Ritter, hatten ſie eigene oder grauſe Sünden ihres Blutes zu ſühnen, das Kreuz und wallten nach Paläſtina; es war ein heiliges und verdienſtliches Unternehmen.“ ? ? ? ?

„Jene Zeit hat ſich erneut; in Griechenland kämpft man für Chriſti Lehre und entgeht mir deine Zuſtimmung nicht, ſteht mein Entſchluß feſt, ich ziehe zu Hellas hochherzigen Schaaren, ein frommes Glied in edlen Reigen mit Gott für Religion zu ſtreiten und das Verdienſtliche der That komme der armen Seele des Vaters zu gut, damit ſich früher ſeine gräßliche Pein im Fegefeuer löſe.“

Thränen erfüllten der frommen Mutter Augen, nach einer langen Pauſe hieß ſie den Sohn knieen, und die zarten Hände ſanft auf des ſchönen Jünglings braunes Lockenhaupt dann legend, ſprach ſie voll Salbung und Feierlichkeit:

„Zeuch hin, mein Sohn! und kämpfe für den heiligen Glauben, deine Mutter ſegnet dich im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes — Amen!“

Mit Haſt betrieb der Jüngling die Anſtalten zur vorhabenden, weiten Reiſe; endlich war der Augenblick der Trennung gekommen und es drohten die Herzen zu brechen, allein hochſinniger Charakter wohnte der Mutter wie dem Sohne bei, beyde wußten ſich zu faſſen.

Der junge Graf flog dem nächſten Hafen zu, dort ſchiffte er ſich nach Morea ein; der Name Schildroth erfüllte den Jüngling, ſo oft er ihn ausſprechen hörte, mit geheimem Grauen und er ließ ſich daher, ganz einfach, Selmar nennen.

Glücklich erreichte der jugendliche Held den Peloponnes und der Sturm auf Tripolizza gab ihm Gelegenheit, ſeine erſte kühne Waffenthat zu vollbringen: er rettete an jenem heißen Tage, wie wir bereits wiſſen, dem Mainotenfürſten, Tertullian Sarvathy das Leben.

Nun endlich, theuerſte Leſer! nahen wir uns der Situation, mit welcher dieſes Romans erſter Theil endete; Sie werden uns gerne eine Epiſode vergeben, von der ſie ſich in der Folge überzeugen ſollen, daß ſie in den Plan des Ganzen weſentlich und unumgänglich eingreift, auch werden ſie gütigſt verzeihen, daß man ſie ſo lange in Ungewißheit ließ und Selmarn nicht ſelbſt erzählen ließ, allein man ſtrebte nach Abwechslung und Neuheit. Genug! wir haben unſer Verſprechen gelößt und der Hauptgeſchichte Faden — den man nimmermehr verlieren will — iſt aufgenommen.

Nachdem in jenem von den Hetäriſten mit Sturm genommenen Tripolizza Ruhe und Ordnung wieder hergeſtellt waren, machte ſich Tertullian mit ſeinem deutſchen Lebensretter näher bekannt; man wird ſich ſonder Mühe erinnern, welcher böſe Wurm auch in des Mainotenfürſten Innern nagte, — nun aber weiß Jedermann, daß Leidensbrüder ſich ehren und enger an einander ſchließen, und ſo kam es denn, daß Selmar — ſo werden wir in der Folge den jungen Grafen von Schildroth immer nennen — unſerm Sarvathy die eigene Geſchichte bald vertraute, welche Tertullian nicht ohne Grauen vernahm; er intereſſirte ſich von nun an ungemein innig auch für dieſen Deutſchen und die jugendlichen Helden wurden innige Freunde.

Die Freifrau von Maltitz, ſeines andern deutſchen und uns wohlbekannten Freundes unglückliche Mutter, welche der Mainotenfürſt aus der brennenden Frohnveſte der Türken errettete, eine ohnehin betagte und ſehr ſchwache Dame, hatten die Gefangenſchaft und der ausgeſtandene Schreck dermaßen heftig angegriffen, daß auch ſie in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel; der edelmüthige Sarzathy nahm ſich der armen Baronin mit der Sorgfalt eines liebenden Sohnes an, indem er ſie der Pflege geſchickter Aerzte und vertrauter griechiſcher Frauen übergab und es ihr überhaupt an keinem nöthigen Bedürfniſſe fehlen ließ.

Die Geſchichte der Freifrau war kurz, aber ebenfalls ſchauerlich genug; der edelſte ihrer Söhne war nach Griechenland gezogen und hatte die Sorge für die ſchwärmeriſche und ſchwache Mutter zweien Brüdern *) überlaſſen, allein dieſe Elenden behandelten die Dame viel beſſer nicht, als

---

*) Man bittet den Leſer nimmermehr zu vergeſſen, daß es lediglich ein Roman nur iſt, den er in Händen hält.

ſeine pflichtvergeſſenen Töchter einſt den königlichen Lear. Jene wußten der Mutter ihr noch übrig Gut ebenfalls heuchleriſch abzuſchmeicheln, worauf ſich die arme Dame von ihnen mit Hohn und Verachtung behandelt ſah, ja man ließ es ihr nicht ſelten am Nothwendigſten fehlen. Eine Zeitlang ertrug die Baronin geduldig die Undankbarkeit der Kinder, allein als dieſelbe ſich immer graſſer äußerte, entſchloß ſich die Freifrau eher das Aeußerſte zu wagen, denn ſich länger noch ſothaner Schmach zu unterwerfen; ſie verkaufte ihren Schmuck, das letzte noch übrige Kleinod, und der Erlöß ſollte der kranken Schwärmerin die Mittel an die Hand geben, nach Griechenland zu reiſen, um den dritten und beſten ihrer Söhne aufzuſuchen, von dem ſie ſich mit Recht Schutz und eine würdigere Behandlung verſprechen konnte.

So gefährlich und abentheuerlich ein ſolcher Plan ſich auch darſtellen mochte, die Frau von Maltitz führte ihn dennoch aus und ſchiffte ſich ein.

Ihre Fahrt war glücklich und ſchon befand ſich das Schiff unſern Moreas Küſten, da ſah es ſich plötzlich, trotz ſeiner neutralen Flagge, von einem türkiſchen Seeräuber heftig angegriffen.

Die Barbaren blieben Sieger und die deutſche Freifrau, von der man ſich für die Folge ein gutes Löſegeld verſprechen mochte, wurde als Gefangene nach Tripolizza geſchleppt, wo es dem Fürſten Sarvathy gelang, ſie der Haft und dem ſchrecklichen Feuertode zu entreißen.

Der Leſer wird ſich noch erinnern, in welcher entſetzlichen Situation Tertullian ſeinen Freund Maltitz in jenem Dorfe hinterläſſen hatte; der Freiherr hatte Angelika ermordet und war darauf ſelbſt in einen bedauernswürdigen Zuſtand verſunken.

Sobald es nach der Einnahme von Tripolizza die dringendſten Dienſtgeſchäfte nur einigermaßen erlaubten, ritt der Mainotenfürſt zwar ſogleich hinaus zu dem kranken Freunde, allein fand er Maltitzen auch wieder ruhiger und in etwas gebeſſertem Geſundheitszuſtande, ſo machte deſſen dermalige Faſſung es doch nicht rathſam, ihn von der Mutter Anweſenheit zu unterrichten. Erſt nach mehrern Wochen hielt Tertullian den geneſenen Freiherrn für ſtark genug zur Ertragung der Kunde; Maltitz eilte zur Stelle nach Tripolizza, allein er war lediglich angekommen, um der Mutter letzten Segen zu empfahen.

In einem kühlen Olivenhaine vor den Thoren jener furchtbaren Feſte ruht nun die Aſche der frommen Dulderin.

Viertes Kapitel.

Verwandlung des Schauplatzes — Maina in Gefahr — Rettung.

Ehe Tertullian der Mainotenfürſt mit dem Freiherrn v. Maltitz an der Spitze ſeiner Braven von ſeinen Gebirgen hernieder geſtiegen wär, Theil zu nehmen an dem großen Kampfe des Geſammtvaterlandes, hatte ſeine liebliche junge Gattin, Theodora, die ehemalige leipziger Jungemagd, die Zügel der Regierung ergriffen.

Des Fürſten Bruder, der würdige Papa Nikodemus und deren Schweſter die Prinzeſſin Sophia, nunmehr verehelichte

Freifrau v. **Maltitz**, waren ebenfalls auf **Maina** zurückgeblieben.

Dieſes alles wiſſen die Leſer der **Theodora** recht wohl, allein gerade weil ſich dieſelben ſo freundlich für die hochherzige Jungfrau intereſſirten, halten wir es für höchſte Zeit nun, zu ihr uns einmal zu wenden und das Kleeblatt unſerer Helden vorerſt zu verlaſſen.

Schon als Tochter des einſtigen von den **Mainoten** angebeteten würdigen Regenten **Zanetachi Kutuphari** wurde **Theodora** von dem Volke geliebt, allein ihre eigene Großmuth, Gerechtigkeitsliebe und andere vortrefflichen Eigenſchaften befeſtigten dieſe Liebe noch ungemein.

Theodora lebte mit **Sophien** und ihrem Schwager, dem edlen Papa, im beſten Vernehmen, benutzte gern die Rathſchläge der alten und weiſen Capitanos und es gelang ihr auf dieſe Weiſe, vorerſt dem ſchwerſten aller Geſchäfte zur allgemeinen Zufriedenheit vorzuſtehen.

Dieſe günſtigen Nachrichten waren es geweſen, welche der Baron von Maltitz mehreremale, während Tertullian in Conſtantinopel weilte, aus Maina erhalten hatte, allein bald darauf änderte ſich die Lage der Dinge gar mächtiglich.

Mehrere im Peloponnes verſprengte einzelne türkiſche Haufen hatten ſich am Fuße des rieſigen Taygetus zuſammengefunden und ſich zu einem ganzen ziemlich bedeutſamen Korps gebildet, welches die Engpäſſe des Gebirges beſetzte, wodurch plötzlich alle Kommunikation der großen griechiſchen Armee mit Maina aufgehoben war.

Die diesfalſige Diſpoſition jenes türkiſchen Korps ſtellte ſich in der That nicht als unüberlegt dar.

Einmal durften dieſe Osmannen in den gewählten ſehr feſten Poſitionen des Taygetus ſo leicht nicht befürchten, von einer aus der großen helleniſchen Armee gegen ſie allenfalls entſendeten Truppenabtheilung aufgerieben zu werden, und anderſeits konnten ſie vor Angriffen im Rücken auch ſicher leben, da ihnen recht wohl bekannt war, wie ſich das Gebirgsland Maina von beinahe aller ſtreitfähigen Mannſchaft entblößt befand, auf welche Thatſache der türkiſche Heerführer ſogar die Hoffnung gründete, vielleicht gar bei einer ſich ergebenden günſtigen Gelegenheit das für die Pforte ſo hoch wichtige Maina überrumpeln und durch einen coup de main nehmen zu können.

Theodora durchſchaute ſehr wohl die Gefahr, in welcher ſie ſchwebte, und überzeugte ſich von der Nothwendigkeit, derſelben begegnen zu müſſen.

Ein das Land deckendes Obſervationskorps hinter den Defileen des Taygetus aufzuſtellen wurde von Sachkennern gerathen, allein der Ausführung einer ſolchen Maasregel ſtanden der Hinderniſſe manche entgegen. Beinahe ſämmtliche zum eigentlichen Kriegsdienſte brauchbare Mannſchaft war mit in den großen Völkerkampf gezogen, oder dahin als Ergänzung nachgeſendet worden, und Mainas gegenwärtige Bevölkerung beſtand beinahe lediglich aus Greiſen, Weibern und zarter Jugend; mit Kriegsbedürfniſſen war man ſparſam genug verſehen und die Wahl des Oberfeldherren blieb ebenfalls ſchwierig, denn alle bewährte und wackere Anführer, welche des Krückenſtockes nur noch einigermaßen hatten entbehren können, befanden ſich bei Hellas Geſammtheeren, mit der Jugend den Ruhm zu theilen.

In dieſer nicht geringen Verlegenheit fiel Theodoras ſuchendes Auge auf Andreas Archolchos; er war der Sohn eines betagten Capitanos, ein ſchöner, kräftiger und kühner junger Mann, der ſich bei verſchiedenen Kriegsvorfällen bereits nicht nur als tapferer Krieger, ſondern auch als ſehr beſonnener und glücklicher Anführer gezeigt hatte:

Gleich bei'm Beginnen der denkwürdigen griechiſchen Wiedergeburt zog auch dieſer Archolchos als Offizier eines höhern Grades unter Tertullians Panieren aus, allein ſchon in einem der erſten Gefechte bedeutſam verwundet, ſah er ſich gezwungen in die Heimath zurückzukehren und dort ſeine Heilung abzuwarten.

Andreas war geneſen und im Begriffe wieder zur Hauptarmee abzugehen hatte ihn, dieſen Entſchluß auszuführen, lediglich bis jetzt die bereits angezeigte Unterbrechung der Kommunikation abgehalten.

Dieſen Mann nun ließ Theodora zu ſich rufen und er ſah ſich von ihr in folgender Weiſe angeredet.

„Archolchos! ſprach die Fürſtin, Ihr kennt die dringende Gefahr des Vaterlandes; die Feinde haben des Taygetus Engpäſſe beſetzt, mit jedem Augenblicke müſſen wir befürchten, ſie ins Innere des Landes vordringen zu ſehen; die Klugheit gebietet, dem Feinde eine bewaffnete Macht unter einem kühnen und erprobten Führer entgegen zu ſtellen, der Führer iſt gefunden, auf Euch ſelbſt fiel meine Wahl, allein nur wenige waffenfähige Jünglinge befinden ſich dermalen auf, Maina, verſammelt ſie unter unſerer Fahne, zieht dem Feinde entgegen, Gott ſchützt die gerechte Sache; Vaterlandsliebe, Kühnheit und Muth werden die Zahl erſetzen.“

Des jungen Mannes Augen funkelten, hoch fühlte er ſich durch dieſen Antrag geehrt und voll Enthuſiasmus rief er freudig aus:

„Fürſtin! — ich werde das Unmögliche möglich zu machen ſuchen, ſo lange ich athme, ſollen jene Barbaren auch nimmermehr einen Fuß weiter vorwärts dringen, verlaßt Euch auf mich!“ — und von dannen flog Andreas mit dieſen Worten.

Des kühnen Archolchos Ruf erſcholl und blieb nicht unbeachtet, ſelbſt rüſtige Knaben ſtrömten ſeinem Paniere zu, feſt entſchloſſen zu ſterben oder zu des Vaterlandes Rettung beizutragen, und den mainotiſchen Knaben wohnen traun! mehr Gewandtheit in Führung der Waffen, entſchloſſenerer Muth und Ausdauer bei, als vielleicht ſo manchem Jünglinge überbildeter Staaten.

Muthig zog Andreas mit ſeinem kleinen, ſeltſamen und ſchnell geſtalteten Haufen der Grenze Mainas, von der

Landſeite her, dem Taygetus nämlich entgegen und freier einigermaßen wenigſtens athmete Theodora, aber nur zu ſchnell nahete der Fürſtin eine neue und zwar viel furchtbarere Gefahr.

Plötzlich zeigte ſich an des Landes ſüdlichen Küſten ein nicht unbedeutendes türkiſches Geſchwader; die bewaffneten mainotiſchen Ruderboote, deren Beſtimmung es blieb dieſe Küſten zu bewachen, wurden angegriffen und nach einer kurzen aber verzweifelten Gegenwehr geworfen oder in den Grund gebohrt und die Barbaren ſtiegen ans Land.

Man befand ſich wahrlich auf Maina nun in einer ſchrecklichen Lage; von Norden her aus den Schluchten des Taygetus drohte eine feindliche Macht, welcher unter dem zwar ſehr tapfern und erfahrenen Archolchos doch immer nur der letzte und ſchwächeſte Reſt der zarteſten mainotiſchen Jugend entgegenſtand, auf deren kräftige Ausdauer nicht mit Zuverläſſigkeit gerechnet werden konnte und aus Süden, von der Waſſerſeite her, drang eine noch ſtärkere Abtheilung türkiſcher Krieger unaufhaltſam nach dem Innern des beängſtigten Ländchens vor.

Maina ſchien unwiderbringlich verloren, denn nur Weiber und Greiſe hatte man der gelandeten Mannſchaft des osmanniſchen Geſchwaders entgegenzuſtellen, allein wir müſſen, bevor wir die Geſchichte weiter verfolgen, den gefälligen Leſer erſuchen, die im erſten Bande der Theodora enthaltene geographiſche Beſchreibung und der überhauptigen Einrichtung des Landes nachzuleſen, weil man nur dann im Stande ſeyn dürfte, das nun Folgende in der That glaubwürdig zu halten.

Die Greiſe und Weiber griffen wirklich zu den Waffen; Graf Prinz Nikodemus Sarvathy der Papa ſührte jene an; die Prinzeſſin Sophia, verehelichte v. Maltitz und die Fürſtin Theodora ſelbſt ſtellten ſich mit gezogenen Schwertern an die Spitze dieſer; die Greiſe bildeten das erſte, die Amezonen das zweite Treffen.

Muthig marſchirte dieſes ganz eigenthümliche Korps den raſch vorrückenden Barbaren entgegen und es kam in der That zur Schlacht.

Nikodemus, der würdige aber ſanfte Prieſter, deſſen Charakterzeichnung ebenfalls in der Theodora hinreichend ausgeführt wurde, war zum Feldherrn und Krieger überhaupt geradezu verdorben, er wurde geworfen und gleich darauf durch eine türkiſche Kugel getödtet, ſein ſchwacher und betagter Haufen aber vermochte nimmermehr einen neuen Angriff auszuführen; der Greiſe letzte Kräfte waren durch die nimmer gewohnten Anſtrengungen bereits erſchöpft.

Nun führte die hehre Theodora ihre Amazonenſchaar in's Feuer, allein ſo brav die Damen auch folgten, ſo mußten ſie dennoch bald genug der Feinde überlegener Stärke weichen und nur ihre beſſere Kenntniß der Gebirgswege rettete ſie vor dem ſchrecklichen Looſe, den Barbaren in die Hände zu fallen.

Zu gleicher Zeit hatte von der Landſeite her auch die junge Schaar des Andreas Archolchos einen heftigen Angriff von den Türken auszuſtehen, allein dieſſeits zeigte ſich der Kriegsgott den mainotiſchen Waffen günſtiger als Jenſeits, denn es war dem tapfern Andreas gelungen den Feind mit großem Verluſte in die Schluchten des Taygetus zurückzuwerfen, durch welche er dreimal vergebens mit wüſtehender Daranſetzung ſeiner ganzen Kraft vorzudringen ſtrebte.

Theodora hatte mit dem Reſte ihrer kleinen ſeltſamen Armee glücklich die befeſtigte Hauptſtadt des Landes, Marathoniſi nämlich erreicht, allein die Lage der Fürſtin blieb nichtsdeſtoweniger eine ungemein ſchwierige. Die gelandete zweite türkiſche Heeresabtheilung war ihr auf den Ferſen gefolgt, und machte ernſte Miene Marathoniſi augenblicklich zu berennen; den mit ſeiner kleinen Schaar an der nördlichen Grenze des Landes aufgeſtellten tapfern Archolchos konnte man nicht wagen abzurufen und ihrerſeits durfte die Fürſtin Mainas nicht hoffen, mit einer handvoll geſchlagener Greiſe und Weiber ihre Hauptſtadt lange gegen einen ungemein überlegenen und ſiegestrunkenen Feind zu behaupten, von dem, überſtieg er im Sturme die Wälle, alle nur denkbare Schrecken zu beſürchten ſtanden.

Der Hoffnung letzter Ankertau — um mich der Worte eines edlen Sängers zu bedienen — wollte reißen, da geſtaltete ein einziger Augenblick, wie in der Menſchen Leben ſo oft, Alles um; ein deus ex machina eilte zur Rettung der Bedrängten unverſehens herbei.

Aurel Tenetes, ein junger, feuriger Fürſtenſohn aus der Inſel Hydra, kreuzte mit einer kleinen ſelbſt ausgerüſteten Flotte, auf Beute lauernd, ſeit einiger Zeit bereits im Archipel.

Seinem Falkenauge war das aus dem Kanal herangeſchwommene türkiſche, nach Maina beſtimmte Geſchwader nicht entgangen und ohne von ihnen bemerkt zu werden, folgte Aurel dem Laufe der Fahrzeuge der Feinde aus wohlberechneter Ferne.

Der die Türken befehligende Bim-Paſcha hatte die große Unklugheit begangen, beinahe ſeine ganze diſponible Mannſchaft ans Land zu ſetzen, mit welcher er die Mainoten ſchlug und hitzig ins Innere des Landes verfolgte, indeſſen ſeine nur ſehr ſchwach bemannten Schiffe an der Küſte vor Anker liegen blieben.

Dieſes oder ähnliches mochte Tenetes erwartet haben, er näherte ſich zwei Tage nach der ſtatt gefundenen Schlacht Mainas ſüdlichen Küſten, begünſtiget von einem dichten Nebel, ohne daß jene wenigen ſorgloſen Türken auf ihren Schiffen die ihnen drohende Gefahr eher bemerkten, als bis ſie aus den hydriotiſchen Fahrzeugen volle Lagen des groben Geſchützes erhielten.

Ein Seegefecht begann, allein es war nur von gar kurzer Dauer. Die überraſchten etlichen Osmannen vermochten geringen Widerſtand zu leiſten, Aurel befahl zu entern und befand ſich nach wenigen Minuten im Beſitze des feindlichen Geſchwaders.

Ein treuer Bundesgenoſſe der Mainoten eilte Fürſt Tenetes, mit dem Kerne ſeiner Truppen ſich in Marſch zu ſetzen und der beängſtigten Hauptſtadt des Landes zu Hülfe zu eilen.

Die Hydrioten erreichten das Gebiet von Marathoniſſi gerade in dem Augenblicke, als die Türken einen heftigen allgemeinen Sturm auf die Veſte zu verſuchen im Begriffe ſtanden; ſchnell beſonnen gab Aurel das Zeichen zum Angriffe und die erſchrockenen Barbaren ſahen ſich im Rücken angefallen, bevor ſie zweckmäßige Maaßregeln dem unvermuthet angerückten neuen Feind entgegen ſtellen konnten. Voll Freude bemerkten die Mainoten von ihren Wällen herab, was draußen vorging; die hochherzige Theodora benutzte den günſtigen Augenblick und wagte mit ihren Amazonen einen Ausfall.

Das türkiſche Belagerungskorps befand ſich zwiſchen zwei Feuern; ein heftiges Gefecht nahm ſeinen Anfang, allein nach einigen Stunden ſchon waren die Barbaren aufs Haupt geſchlagen, und der größte Theil ihres Korps niedergemetzelt, der noch übrige Reſt ſtreckte die Waffen und nur der einzige traurige Umſtand, daß auch Fürſt Aurel Tenetes ſich unter den ſchwer Verwundeten befand, trübte die Freude der Sieger.

Fünftes Kapitel.

Weiberſchwächen.

In wahrlich wunderſamer Weiſe war Maina abermals errettet worden aus dem ſchwer dräuenden Joche der Sklaverei, rein und innig ſtieg das Dankgebet der erhabenen Fürſtin und des ihr treu ergebenen Volkes zum Himmel.

Alles hatte man jenem beherzten Hydriotenanführer aus fürſtlichem Stamme zu verdanken, allein eine feindliche Kugel war tief in des Jünglings Bruſt gedrungen und Theodora befahl in ihre eigne Burg ihn zu tragen, wo ſie ſelbſt, im Vereine mit ihrer Schwägerin Sophia, ſich der Pflege des theuren Fremden mit der größten und zarteſten Sorgfalt weihen wollte.

Viele; und dringende Staatsgeſchäfte nahmen indeſſen jetzt die Stunden der Fürſtin in Anſpruch und nothgedrungen mußte ſie Mainas ſchwer verwundeten Erretter lediglich Sophiens dankbarer Aufmerkſamkeit überlaſſen.

Nun Aurels diesfalſiges Schickſal war in der That nicht zu beklagen, er befand ſich in ungemein reizenden und ſorglichen Händen.

Der junge kypriotiſche Fürſtenſohn war ein ſehr ſchöner Mann, ſelbſt noch ſchön und ungemein intereſſant in ſeinem nunmehrigen leidenden Zuſtande; er gelangte in den erſten Wochen nur ſelten zum klaren Bewußtſein, allein geſchah es einmal, ſo ruhte ſein großes ſchwarzes Auge mit einem ganz eigenen und vielſagenden Ausdrucke auf der anmuthigen Pflegerin, deren mitleidsvolle

Theilnahme ſich auch ſchon dadurch deutlich genug ausſprach, daß ſie ſich nimmermehr von des Kranken Lager trennte.

Prinzeſſin Sophia wurde ebenfalls bereits in dem zweiten Bande der Theodora hinlänglich charakteriſirt; man ſagte unter andern von ihr, daß ſie im Gegenſatze mit Theodoren mehr eine materielle Schönheit voll üppiger Lebensluſt gelten könnte, und daß ſie einem niedlichen, bunten, kleinen Vöglein gleiche, welches munter und leichtſinnig zwitſchernd von Zweigen zu Zweigen hüpfe.

Aus dieſer Charakteriſtik geht deutlich genug hervor, daß die Dame für Eindrücke des Augenblicks zwar ungemein empfänglich, zur Aufnahme und Aufbewahrung tiefer Gefühle dagegen nicht geſchickt ſeyn mochte.

Der deutſche Freiherr war außer ihren nächſten Blutsverwandten der erſte Mann geweſen, mit welchem das muntere und leichtſinnige Mädchen in nähere Bekanntſchaft gerathen; Sophia ſah den Ritter von jedermänniglich geachtet und ſchon in der angebohrenen Weiblichkeit lag, daß der jungen Prinzeſſin es ſchmeicheln mußte, von ſolchem Mann ſich ausgezeichnet zu ſehen; doch die unerfahrene täuſchte ſich ſelbſt, ſie nahm von ihrer Seite für Liebe, was eigentlich kindliche Zuneigung nur war, die ſie in der That für den Fremden empfand, denn das Ernſte und Tiefe, wodurch ſich Maltitzens Charakter ungemein auszeichnete, war zu heterogen mit der, wenn auch anmuthigen und tändelnden Flachheit, welche das Innere des jugendlichen Mägdleins einzig und allein erfüllte, als daß eine Wahlverwandtſchaft ſich hätte darſtellen können, die zu einem ſanft erwärmenden und nimmermehr erlöſchenden Gefühl bedungen wird; neben=

bei übte der Reiz der Neuheit ſeine Macht und es bildete ſich ein Verhältniß, wie es in gleicher Lage wohl häufig entſteht, aber nur ſelten erſprießlich gedeiht.

Maltitz war überhaupt ein Mann, den nur wenige irdiſche Weiber ganz zu verſtehen und mithin auch nicht leidenſchaftlich zu lieben vermocht hätten; er war Menſchen- und Weiberkenner, allein wie alle Sterbliche nicht jedem Truge unzugänglich ſind, ſo verliehen ſeine Phantaſie und erwachende Liebe der jungen Prinzeſſin Seele Vorzüge, zu denen dieſe ſich nimmermehr empor zu ſchwingen vermocht hätte.

Es hieß nun zwar Sophia des Freiherrn Gattin, allein uns iſt bekannt, daß ſie es in der That nicht war; die junge Dame ſah ſich von einer hehren Idee mit fortgeriſſen, deren Weſen ſie gar nicht zu würdigen verſtanden hatte, und ſo kam es denn, daß der oberflächliche Eindruck, welchen der deutſche Ritter auf ſie hervorgebracht, ſich nach deſſen mondenlanger Abweſenheit von Tag zu Tag mehr in Sophiens Seele verwiſchte, ſo daß ſich die mit Maltitzen geſchloſſene Ehe ihr nach und nach wie ein Traum darſtellte. Nun in gewiſſer Hinſicht war das Verhältniß auch weiter nicht gediehen, denn die ſtrenge Hierarchie Roms ſelbſt läßt ſich ja erbitten, Bande zu löſen, deren Knoten nicht im eigentlichen Torus in der That geknüpft wurden.

In ſolcher Stimmung war die Prinzeſſin zur Pflegerin des ſchwer verwundeten Fürſtenſohnes beſtellt worden; das Mitleid, welches ſie im erſten Augenblicke für den ſchönen Hydrioten gefühlt hatte, wuchs mit jeder Stunde und man braucht gerade kein großer Pſycholog zu ſeyn, um zu wiſſen, daß Mitleid in jugendlicher weicher Mädchenbruſt nur gar zu leicht in andere Empfindungen ganz bedeutſamerer Art überzugehen pflegt.

Teneteſ erholte ſich allmählig; ſchon vermochte er wieder leiſe zu ſprechen; ach wie rührend dankte der Jüngling der reizenden Wärterin, wie innig drückte er das zarte Händchen, mit welchem unverkennbaren Intereſſe ließ er ſein ſchwarzes in Sophiens blauem Auge ruhen.

Hold erröthete die Prinzeſſin; ſtammelnd und verlegen lehnte ſie jeden Dank ab, aber in ihrem jungfräulichen Buſen entzündete ſich zugleich eine Flamme, von deren Gluth, von deren zauberiſcher Einwirkung auf des ganzen Menſchen Seyn die Unglückliche jetzt zum erſtenmale hienieden deutliche Begriffe erhielt.

Wie die jungen vornehmen Griechen alle hatte auch unſer Aurel, vor Ausbruch des allgemeinen Aufſtandes, weitläufige Reiſen in fremde Länder unternommen. Keine Hauptſtadt war im Stande geweſen den hydriotiſchen Fürſtenſohn in einem höhern Grade zu feſſeln, denn Paris, und mehrere Jahre hintereinander hatte er dort verweilt.

Wohl vermochte jenes moderne Babylon des Jünglings geſellſchaftliche Formen zu verfeinern und rauhe Ecken abzuſchleifen, allein es geſchah leider auf Koſten ſeines Herzens.

Sogenannte aimables roués bildeten Tenetens Geſellſchaft und bald genug übertraf der Schüler an liebenswürdiger Frivolität ſeine Meiſter, denn nicht minder leicht aber glühender annoch rieſelt das Blut durch jugendliche helleniſche, denn durch galliſche Adern.

Die beginnende Wiedergeburt des Vaterlandes rief unſern Aurel zwar endlich in die Heimath zurück, allein weniger enthuſiaſtiſche Anhänglichkeit an ſein hehres

Volk, als die Hoffnung durch Verſtand und Tapferkeit zu glänzen und auf den Stufen des Ruhmes ſchnell einen erhabenen Poſten zu erklimmen, ließen dieſen Hydrioten in die Schranken des Kampfes treten, denn egoiſtiſcher, aber flammender Ehrgeiz bildete einen Haupt-Grundzug ſeines Charakters, wobei aber der in Paris verfeinerte Lüſtling nimmermehr unterließ, nebenher auf des Lebens Pfade ſo viele Blümlein des Genuſſes zu pflücken, als nur immerhin angehen wollte.

Sophiens üppige jungfräuliche Schöne und anſprechende Naiveté hatten Aurels heißes Verlangen, ſelbſt ſolange ihn noch der tiefen Wunde Schmerz peinigte, mächtiglich angeregt und dieſes Verlangens Gluth ſteigerte ſich mit der Kräfte Wiederkehr zur Größe einer Rieſin.

Mit heimlichem aber innigem Vergnügen hatte Tenetes, der viel erfahrene und ſeine Weiberkenner, längſt den Eindruck bemerkt, welchen auf die reizende mainotiſche Prinzeſſin hervorzubringen ihm gelungen war, und ein gierig-liſtiger Räuber harrte er nur auf die erſte ſchickliche Gelegenheit, die anmuthige Beute zu erhaſchen.

Längſt bereits hatte ſich Aurel's Wunde geſchloſſen, allein der liſtige Hydriote ſtellte ſich noch immer ungemein kränker, als er in der That war, wohl einſehend, es würde der Wohlſtand die liebliche Pflegerin vom Lager des Geneſenden verſcheuchen.

Theodora, die hehre Fürſtin, ahndete nicht, welchen Schalk, welchen furchtbaren Störer der eigenen Ruhe ſie in dem verwundeten Retter Mainas in ihre Burg aufgenommen hatte; es wurde bereits früher bemerkt, daß die dringenden Geſchäfte des Augenblicks der Fürſtin nur ſelten erlaubten, des kranken Gaſtes Gemach zu beſuchen und ſie hielt ihn geborgen bei der Schwägerin Pflege.

Einſtens jedoch trat Theodora unverſehens zu Aurels Lager. Andreas Archolchos hatte der Gebieterin melden laſſen, wie die in den Schluchten des Taygetus ihm gegenüber liegenden Türken mit jedem Tage ſich vermehrten, ſo daß es ihm bald unmöglich werden dürfte, ihre häufigen und heftigen Angriffe alle zurückzuſchlagen und es ſtünde, wenn ihm nicht ſchleuniger Succurs würde, zu befürchten, es möchte den Barbaren abermals gelingen, in des Landes Inneres zu dringen.

Mit nicht geringem Schrecken hatte die edle Fürſtin die Botſchaft vernommen und ſie blieb entſchloſſen, raſch einem Sturme vorzubeugen, der neue furchtbare Greuel ihrem Lande zu bringen drohte.

Das bedeutſame von Tenetes befehligte hydriotiſche Korps kantonnirte noch immer unthätig in Marathoniſi und deſſen Umgegend, Theodora aber war gekommen, den kranken Gaſt zu bitten, ihr einen Theil ſeiner Truppen zur gänzlichen Vertreibung des gefährlichen Feindes aus den Schluchten des Taygetus zu borgen; die heldenmüthige fürſtliche Jungfrau ſelbſt wollte ſofort an der Spitze jener Hydrioten an die nördliche Grenze des Landes marſchiren und eine entſcheidende Schlacht den drohenden Barbaren anbieten.

Voll dankbarer Verbindlichkeit ſtellte Aurel ſeine ganze Mannſchaft zu Theodorens Diſpoſition und zwar nicht ohne geheime Freude, denn der Fürſtin Gegenwart war es geweſen, die ſeine Plane hinderte; er fürchtete der herrlichen Jungfrau klare und vernichtende Blicke.

Nach wenigen Stunden bereits tönten die Schlachthörner der Hydrioten; das Korps ſetzte ſich jubelnd nach des Landes nördlicher Gegend in Marſch und vorauf zog die muthige Fürſtin, Hetdriens weiß und blaue Fahne ſchwingend, begleitet von den frommen Wünſchen ihres Volkes.

Nun befand ſich Tenetes mit Sophien vor der Hand allein; der liſtige Verführer hatte das unerfahrene Mädchen ganz durchſchaut — mit Seufzen, ſcheinbaren Thränen, leiſen Händedrücken, halben Worten deutete er ſeines gebrochenen Herzens Zuſtand an — und es gelang ihm mehr und immer mehr die Prinzeſſin zu rühren, heftig zu bewegen, zu verwirren und das eigne Herz wurde ihr Verräther.

Endlich ging Aurel weiter, förmliche Liebeserklärungen erfolgten; nun ermannte ſich Sophia dennoch, der angeſtammten Würde eingedenk mahnte ſie den Fremdling, daß er zu der Gattin eines Andern alſo ſpreche.

Doch auch darauf war der Hydriote gefaßt: „Ganz Maina, erwiederte der Verführer, edle Sophia! weiß, daß ſie dem Namen nach nur Gattin ſind; Sie wurden überraſcht, von befangenen Verwandten überredet — Sie reichten einem düſtern über ferne Meere hergeſchwommenen Abentheurer ihre Hand — doch nichts wußte Ihr Herz davon, und nicht unauflößlich bleiben der Kirche abgedrungene Schwüre und Verbindungen, die nimmermehr vollzogen wurden.“

In zärtlicher und verführeriſcher Weiſe plauderte Aurel alſo ſtundenlang dem ſchwachen Mädchen vor. Die Prinzeſſin zürnte ſcheinbar, allein ſie lieh dem Böſewicht dennoch das Ohr und immer empfänglicher wurde ſie dem ſüßen Gifte — Genug! Einſamkeit, entgegenkommende Neigung, alle aufgebotene Künſte der feinſten Verführung verſchafften dem Schändlichen endlich den Sieg über das argloſe Mädchen.

Unglücklicher Maltitz! —

Indeſſen hatten ſich Theodora und die von ihr befehligten Hydrioten mit Andreas Archolchos vereiniget; die Türken, ſchon in der Hoffnung nach Verlauf weniger Tage vor Marathoniſis Mauern zu ſtehen, wurden wüthend in der Verſtärkung des Gegners neuen Widerſtand zu erblicken, ſie beſchloſſen Alles zu wagen und ſtürzten aus ihren Schluchten auf das vereinigte Heer der Hellenen, Rache ſchnaubend, hervor: „Im Namen des Propheten — Sieg oder Tod!“ hieß ihre Loſung.

Der Mainoten hochherzige Fürſtin und ihr Feldherr Archolchos thaten an dieſem Tage Wunder der Tapferkeit und die Hydrioten hielten ſich brav; auch dieſe Barbaren wurden aufs Haupt geſchlagen und großen Theils aufgerieben; der dem Schwerte der Hetäria mit Mühe entgangene Reſt ſich in die Schluchten der Gebirge zurück.

Eine Abtheilung muthiger Hydrioten ließ Theodora zur Deckung der Grenze des Landes und zur gänzlichen Säuberung der Defileen des Taygetus zurück; ſie ſelbſt trat mit Andreas Archolchos und ihrer Hauptmacht den Rückweg an und hielt bald darauf ihren triumphirenden Einzug zu Marathoniſi.

Unbefangen und glückwünſchend trat in ihrer Hauptſtadt der Fürſtin der geneſene Tenetes entgegen; zögernd, ſtille, mit glühenden Wangen und niedergeſchlagenen Augen nahete Sophia der Schwägerin.

Die neuſten politiſchen Ereigniſſe auf Maina hatten in der Adminiſtration und den Regierungsgeſchäften überhaupt große Verwirrungen angerichtet, auch mußte man täglich auf neue Angriffe des Feindes gefaßt ſeyn; die ſinnige Theodora beſchloß Ordnung herzuſtellen und beruhigende Maaßregeln zur Schützung des Landes zu treffen, welches um ſo eher möglich ſchien, da der treue Bundesgenoſſe Aurel Tenetes das Verſprechen leiſtete, mit ſeinen Schlachthaufen vorerſt zur Deckung des entblößten Gebirglandes auf Maina zu bleiben.

„Sitzen Männer auf dem Throne, herrſchen Frauen, und der weiblichen Regierung Seele ſind dagegen Jünglinge und Männer!“ Dieſen Satz ſtellte einſt ein weiſer Denker der Vorzeit auf und traun! es möchte der Beobachter eben nicht groß geirrt haben. Theodora ſtellte ſich als eine hochſinnige, kühne, edle und ungemein gebildete Jungfrau dar, allein ſie fühlte ſich dem ſchweren Regierungsgeſchäft dennoch nicht ganz gewachſen und ſelbſt ihre frühere

Erziehung zielte nicht auf ſothane erhabene Beſtimmung ab.

Einſt hatte die Fürſtin nichts ohne Zuziehung der greiſen Capitanos unternommen, allein ſie hub an einzuſehen, daß in kritiſchen Zeitperioden und im Drang des Augenblicks betagte Männer zu ängſtlich im Handeln ſich darſtellen und zu langſam erwägen, wodurch nicht ſelten der günſtigſte Moment ungenutzt vorüber ſtreicht, und jugendlicheren alſo auch raſchen Räthen lieh ſie nun ihr Ohr.

In Tenetes glaubte Theodora einen fähigen Staatsmann, der ſich in Gallien viele Kenntniſſe und ſchätzbare Einſichten erworben, in Archolchos dagegen einen künftigen großen Feldherrn zu erkennen; jener erſetzte vorerſt ungefähr die Stellen eines Miniſters des Innern und Auswärtigen, dieſer ſtand an der Spitze des geſammten Kriegsweſens.

Der hydriotiſche Fürſtenſohn war ein Wüſtling; Sophia hatte für ihn bereits der Neuheit Reiz verloren, die erhabenere Schönheit und der gediegenere Verſtand Theodorens regten Aurels Sinnlichkeit und Geiſt in gleich hohem Grade mächtiglich an, und er ſtrebte ſich vorerſt der Fürſtin unentbehrlich zu machen, was ihm auch ſo ziemlich gelang; die Prinzeſſin ſah ſich dagegen von Tenetes gänzlich vernachläſſiget und es mußte das betrogene Mädchen annoch ſeinen Kummer verbergen und den tiefen Gram im Innerſten ihres Buſen verſchließen; Sophia weinte im einſamen Gemache und brütete Rache, denn ſie war eine Griechin.

Auch in des feurigen Jünglings Archolchos heißer Bruſt hatte die ſtete Nähe der hehren fürſtlichen Jungfrau Theodora eine unſelige, aber nichts deſtoweniger ungemein heftige Leidenſchaft angefacht; jeder gütige Blick, jedes freundliche Wort von Seiten der Gebieterin galt ihm ein unerſetzlicher Triumph, indeß jeder Vorzug, welcher dem Hydrioten zu Theile wurde — und Aurel ſah ſich von der Fürſtin ungemein begünſtiget — den wilden Mainoten gleich einem giftigen Dolchſtoß tödlich verwundete.

Archolchos ſah in Tenetes nur einen Nebenbuhler, einen Räuber des ihm zukommenden ehrenvollen Glückes, einen für den Staat gefährlichen Mann — und voll leidenſchaftlicher Wuth haßte, dem Fremdling Untergang ſchwörend, Mainas Sohn den Hydrioten.

Jene alten Capitanos, der Fürſtin ehemalige vertraute Rathgeber, fühlten tief die ihnen in neuſter Zeit gewordene Zurückſetzung; mit Neid und ſcheelen Augen betrachteten ſie die nunmehrigen Günſtlinge, unter der Maske der Schmeichelei ſtets auf Mittel ſinnend, beyde zu ſtürzen.

So iſt kein Höflein hienieden noch ſo klein, daß an ihm Machinationen und Intriquen nicht ihr Weſen trieben.

Jener Tenetes war der klügſte der Schaar; er durchſchaute und äffte alle, arbeitete jeder noch ſo fein angelegten Mine mit überlegener Kunſt entgegen, wußte Theodorens Zutrauen von Tag zu Tag in einem höhern Grade zu gewinnen, und ſchritt mit leiſen aber nichts deſtoweniger ſichern Schritten einem hohen Ziele zu, welches zu erreichen er ſich vorgeſetzt hatte.

Die wackern Hydrioten an Mainas nördlicher Grenze waren indeſſen nicht unthätig geblieben; es gelang ihnen die Engpäſſe des Taygetus nach und nach gänzlich von Feinden zu ſäubern, und die Kommunikation nach dem Peloponnes war endlich wieder eröffnet.

Monden waren verſtrichen, ohne daß man auf Maina vom Gange der großen Angelegenheiten auch nur die geringſte Nachricht erhalten hätte und voll Sehnſucht ſah Theodora einer Bothſchaft vom geliebten Tertullian entgegen.

Endlich langte ein meinotiſcher Offizier vom helleniſchen Geſammtheere aus dem Peloponnes mit Depeſchen zu Marathoniſi an.

In Mitte ihres Hofes und mit ängſtlich klopfendem Herzen empfing die Fürſtin den Bothen; er überreichte ſeine Papiere. — Theodora öffnete haſtig, warf einen flüchtigen Blick in das Blatt und ſank ſofort mit einem laut gellenden Schrei dem ihr zunächſt ſtehenden Aurel Tenetes ohnmächtig in die Arme.

Sechstes Kapitel.

Anarchie auf Maina und deren Folgen.

Leicht mögen ſinnige Leſer ermeſſen, daß nicht eine Trauerpoſt gewöhnlicher Art im Stande ſeyn konnte, der ſonſt ſo gefaßten jungfräulichen Fürſtin die Beſinnung plötzlich ganz und gar zu rauben, und es war die Nachricht, welche **Theodora** erhalten hatte, in der That ſo beſchaffen; daß ſie ſelbſt die ſtärkſte Seele zu Boden beugen mußte.

Der nunmehrige Ober-Feldherr des mit dem helleniſchen Geſammtheere im Peloponnes vereinigten mainotiſchen Korps meldete officiell: „daß in einer großen und ſehr heftigen Schlacht, in welcher der halbe Mond Sieger geblieben, Fürſt Tertullian nebſt dem deutſchen Freiherrn v. Maltitz den Tod der Ehre erlitten hätten."

Die ſchreckliche nicht mehr zu bezweifelnde Kunde erregte in der Hauptſtadt und auf ganz Maina die höchſte Senſation, denn Tertullian des edlen Sarvathys Sohn war von der Mainoten größerem Theile aufrichtig geliebt.

Aus allen Häuſern erſchallte der laute Jammer der Weiber, ſie und die Männer zerriſſen, in des Schmerzes höchſtem Gefühle nach des Landes Sitte, ihre Kleider.

Theodora, ungemein tief gebeugt, hatte ſich unzugänglich für Jedermann in ihre Apartements verſchloſſen, und ſelbſt die Prinzeſſin Sophia war nicht ſo tief geſunken, als daß ihr die unerwartete Nachricht von des ritterlichen Maltitzens Tod nicht einige Thränen ausgepreßt hätte, doch gehörte dieſe junge Dame gerade unter diejenigen, welche zuerſt ihre Faſſung erhielten, denn die junge Wittwe hoffte, es werde der geliebte Tenetes bei der nunmehrigen Lage der Dinge ſich wieder zu ihr wenden; — wir werden ſehen, ob der Erfolg ſothane Hoffnungen rechtfertigte oder nicht.

Es vergingen Wochen, ehe die Edlen und das Volk zu Marathoniſi wieder einigermaßen zur Beſinnung gelangt waren, alsdann aber überließ man ſich verſchiedenen ungemein ernſthaften Betrachtungen.

Unaufgefodert und in aller Stille verſammelten ſich die alten Capitanos des Landes, um zu berathen, was nun für das allgemeine Beſte zu unternehmen?

Theodora, des würdigen Zanetachi Kutupharis Tochter, war als Fürſtin längſt anerkannt, ihr kam die Regentſchaft nach den Geſetzen zu, dieſes ließ ſich nicht beſtreiten — „Allein — ſo ließ ſich einer der erfahrenſten und geachtetſten Capitanos vernehmen — wenn in langer friedensſtiller Ruhe Maina ſich ſonſt gerne unter Weiberregiement fügte, ſo iſt dieſes nunmehr eine ganz andre Sache, wir leben in der verhängnisvolleſten aller Zeiten, ein einziger Misgriff, und es iſt um der Güter köſtlichſtes, um unſere Selbſtſtändigkeit nämlich, geſchehen. Theodora — ſo verfolgte der Sprecher ſeine Rede — iſt ein edles und verſtändiges Weib, aber dennoch nur ein Weib, das ſich, wie wir erfahren, von dieſem und jenem bald leiten läßt und in dieſer kritiſchen Periode muß ſich, nach meiner Meinung, ſollen wir anders nicht zu Grunde gehen, die Obergewalt in der Hand eines feſten, tapfern Mannes vereinigen und darum meine Freunde! gebt mein Rath dahin, Theodoren zu beſtimmen, ſo bald nur immer möglich, die Krone mit einem ſolchen Manne zu theilen.“

Der Antrag fand einſtimmigen Beifall; eine Deputation an die Fürſtin abzuſenden wurde beſchloſſen.

Theodora ſchauderte, als ſie hörte, was ihr zugemuthet ward: „Ihn, nur ihn habe ich geliebt, rief die Edle ſchwärmeriſch aus, keinen andern Mann können dieſe Arme je wieder liebend umfahen, ja mir graut vor dem ledigen Gedanken ſchon.“ Die beſonnenen Abgeſandten lobten ihrer Fürſtin Hochſinn, gaben aber zu bedenken, wie das Vaterland und das Gemeinbeſte Opfer und zwar ſchwere Opfer gerade vom Herrſcher mehr noch als vom Unterthan heiſche.

Die triftigen Vorſtellungen der Deputirten brachten es endlich dahin, daß die Fürſtin verſprach die Sache in Ueberlegung zu nehmen, doch war die bedungene Friſt etwas lang, indeß fand man für gut, ſich hierin ihrem Willen zu fügen.

Hochherzige Damen des höchſten Standes — die Erfahrung aller Zeiten hat des Satzes Wahrheit erwieſen — gefallen ſich häufig in der Idee, ihres Lebens Glück dem Staate zu weihen, und auch Theodora wurde, erſt ruhigern Sinnes, ſo ſehr der Gedanke auch ihr anfangs widerſtrebte, mit demſelben dennoch mehr und immer mehr vertraut.

Nach vielem reiflichen Ueberlegen und manchem ſchweren Kampfe wurde die Fürſtin in der hochwichtigen Sache endlich einig mit ſich ſelbſt, und als ſich nach Verlauf der feſt geſtellten Friſt eine Deputation ihrem Throne wieder nahete, ließ ſich die hehre Jungfrau alſo vernehmen:

„Das, was Ihr im Namen des Volkes von mir verlangt, wird, wenn ich mich in Euren Willen füge, ſelbſt die letzte Hoffnung zerſtören, daß mir einſt noch freundlich das Leben lache. Ich verabſcheue als Weib jede anderweitige Verbindung mit einem Manne, allein die Fürſtin gehört höhern Zwecken an; zwar glaubte ich, es wohne mir Kraft genug bei, die Zügel des Staates zu leiten, allein denken die Mainoten anders, haltet Ihr es zur Erhaltung des Vaterlandes für unumgänglich nöthig, einen Fürſten auf Euren Thron zu heben, wohlan ſo wählet ſelbſt den würdigſten, als Gatte gilt mir jeder Mann gleich, und derjenige den Ihr mir als den würdigſten nennt, erhalte meine Hand und theile meinen Thron.“

Bis zu'n Wolken erhoben die Abgeſandten ihre patriotiſche Gebieterin und voll Freude kehrten ſie zu ihren Brüdern zurück, Theodorens Entſchluß zu verkünden.

Die verſammelten Capitanos waren mit ſolhanem Ausgange höchlich zufrieden; der Fürſtin Wille wurde dem Volke verkündet, mit lautem Jubel aufgenommen und nach Verlauf weniger Tage bereits huben die Berathungen des Conſuls in der angeregten etwas kitzlichen Sache an.

Gar ſeltſame Machinationen zeigten ſich nun mit im Spiele und Aurel Tenetes war die Seele derſelben.

Einſt zur Herrſchaft auf der heimathlichen Inſel zu gelangen durfte dieſer Hydriote nicht hoffen, denn auch dort beſtimmt die Erſtgeburt die Erbfolge und ihm lebten noch fünf ältere Brüder; nichtsdeſtoweniger blieb der ehrſüchtige Aurel nach einer Krone ungemein lüſtern, und ſie auf Maina zu erreichen hielt er den Augenblick für den günſtigſten, welcher je nahen dürfte.

Er, der ſchlaue Fremdling ſelbſt, hatte Theodora zu dem letzten Entſchluſſe vermocht, welchen ſie den Deputirten eröffnet hatte und auf ſeine eigene Perſon die Wahl des Conſeils oder wenigſtens der Mehrzahl deſſelben zu lenken — dieſes zu bewerkſtelligen glaubte er untrügliche Mittel zu beſitzen.

Auf dem an Mainas ſüdlicher Küſte von ihm eroberten türkiſchen Geſchwader hatte Tenetes eine beträchtliche Anzahl großer mit vollen Piaſterbeuteln gefüllter Kaſten gefunden, für deren nunmehrigen und rechtmäßigen Eigenthümer er nach Kriegesgebrauch ſich ſelber erklärte.

Seine Geldkiſten öffnete nun Aurel und ſpendete mit ungemein großmüthigen Händen, um ſich Stimmen zu erkaufen, bedeutſame Summen an die Capitanos, wohl wiſſend, daß dieſe des Goldes Werth nicht minder ſcharfſinnig denn Frankfurter Großhändler zu würdigen verſtanden.

Der Hydriote handelte nicht ohne Umſicht, denn jene Capitanos hatten nun kaum, ihrer Fürſtin einen würdigen Gatten zu wählen, die Berathungen eröffnet, da hörte man bereits an allen Ecken den Namen Aurel Tenetes nennen und Gründe, welche die Wahl, ſcheinbar rechtfertigten, wußten die Hellenen in großer Menge aufzuzählen. Nichtsdeſtoweniger fand Tenetes einen wichtigen Nebenbuhler, den ~~ſcharfſinnige~~ Leſer ohne Zweifel ſchon errathen haben werden; er hieß: Andreas Archolchos.

Nicht minder ehrgeitzig, kühn, verſchmitzt und von Theodorens ſiegender Schöne und übrigen Vorzügen begeiſtert, ſtellte dieſer Andreas ſich dar.

Der Jüngling hatte freilich nicht wie Aurel Goldhauſen an ſeine Sache zu ſetzen, allein andere keineswegs verwerfliche Mittel ſeine Wünſche zu pouſſiren, ſtanden ihm zu Geboth. Außer einer edlen Geburt und ebenfalls bereits erworbener großer Verdienſte um das Vaterland hatte

Archolchos für ſich, ein Eingebohrner zu ſeyn, welches bei dem eingefleiſchten Widerwillen der Mainoten einen Fremdling, und wenn dieſer auch Grieche wäre, auf ihren Thron zu erheben, ein bedeutſamer Vorzug gelten konnte, auch waren viele der Capitanos mit Andreas nahe verwandt, welche durch ſeine Erhebung ſich ſelber vorgezogen zu ſehen, hoffen durften und nicht nur der letztern Beiſitzer ſondern auch aller echten unbeſtechlich geweſenen Patrioten Stimmen hatte Archolchos gewonnen, indeſſen ſich Tenetes jener der feilen Seelen erfreute.

Außer jenen zweien kamen anderweitige Heyraths- und Throncandidaten nicht aufs Tapet.

Die Diskuſſionen begannen und das Zünglein der Wage ſchwankte ſolange, bis man endlich zu dem Entſchluß gedieh, der

Fürſtin zwiſchen beiden kompetenten Kandidaten ſelbſt freie Wahl zu laſſen.

Mit Pracht und in Mitte ihres glänzenden Hofſtaates nahm die verwittwete fürſtliche Jungfrau Theodora, annoch in Trauerkleidern, die neue Deputation der Capitanos auf, welche erſchienen war, ihr das Ultimatum der Berathungen des Conſeils mit Feierlichkeit zu eröffnen.

Die Namen Tenetes und Archolchos waren genannt — aller Anweſenden Augen hingen an der Fürſtin Mund; groß war die Spannung und im Audienzſaale waltete momentan ſolch' tiefe Stille, daß eines Mäuschens leiſer Tritt vernehmbar geweſen wäre.

Nicht lange ſchwankte Theodora; die Kühnheit des Archolchos ſeine Augen bis zu ihr zu erheben, hatte der fürſtlichen Jungfrau Selbſtgefühl beleidiget, ſie hielt es für würdiger dem Sohne eines hydriotiſchen Fürſten denn jenem eines kleinen mainotiſchen Capitanos anzugehören und ſchnell entſchloſſen winkte ſie kaum bemerkbar und hold erröthend — es ſchien doch als wäre das Herz der reizenden Wittwe nicht gänzlich unbefangen geblieben — dem Tenetes.

Freudetrunken ließ ſich der glückliche Aurel vor der Gebieterin auf ein Knie nieder und ſie reichte ihm und zwar im Angeſicht der ganzen Verſammlung vorerſt die Hand und dann, voll holder Verſchämtheit, die blühende, unentweihte Wange zum Kuße.

Nun ertönte lauter Jubel; der Donner der Kanonen von Marathoniſis Wällen verkündete dem Volke der Herrin getroffene Wahl und dieſes Volk — der größte Theil war bereits ſchon von Aurels Agenten gewonnen — billigte und prieß der Fürſtin

Entſchluß, indeſſen der unglückliche und verſchmähte Archolchos voll Scham, Wuth und Rache im Buſen von dannen ſtürzte.

Tenetes wurde als Fürſt auf Maina ausgerufen und bald darauf feierte er ſein Beilager. Gerne hätte die hochherzige Theodora gehört, wenn der junge Gemahl wie einſt der edle Tertullian geſchworen, der Brautnacht Freuden erſt nach Vollendung der griechiſchen Wiedergeburt zu genießen, allein der lüſterne Hydriote glühete längſt vor Verlangen die anmuthige Jungfrau zu umfangen, er lachte über der Gattin ſeltſames Begehr, Theodora war ſeine angetraute Gefährtin *) und mußte

---

*) Nöthig bleibt hier zu bemerken, daß man auf Maina von dem bei uns gewöhnlichen ſogenannten Trauerjahr nichts weiß; die Wittwe kann ſich wenige Wochen nach des Gatten erfolgten Tode anderweitig vermählen, ohne daß man

ſich ergeben, wenn es ſchon bei der Rückerinnerung an den geliebten todten Tertullian nur unter Vergießung heißer Thränen — anfangs wenigſtens — geſchah.

Wir haben die Prinzeſſin Sophia vorerſt aus dem Geſichte verloren und wenden uns nun wieder zu ihr.

Des Mägdleins Wuth und Rachedurſt erreichten den höchſten Grad, als ihr die ſichere Kunde wurde, es führe der treuloſe Aurel Theodoren wirklich zum Altar.

Unzähligemal ſtand die unglückliche in Verſuchung, ſich der Schwägerin in die Arme zu werfen, ſie zu warnen und Alles zu entdecken: — hätte ſie es doch gethan, allein falſche Schaam hielt die Prinzeſſin von einem ſolchen Schritte ſtets zurück.

Sophia machte ſich, um bei der Vermählungsfeier des Meyneidigen mit der

---

darin eine Unanſtändigkeit erblickt. — Ländlich, ſittlich!

glücklichern Schwägerin, nicht Zeugin ſeyn zu dürfen, krank, und vielleicht war ſie es auch in der That. Die Betrogene verſchloß ſich in ihr einſameſtes Gemach und lebte blos ſchwarzen Racheplanen und einem furchtbaren Haſſe, den nach und nach die unſchuldsvolle Theodora mit dem ſchändlichen Aurel theilen mußte.

Niemandem fiel in allgemeinem Taumel der Freude und Luſt der Prinzeſſin Zurückgezogenheit, durch Unpäßlichkeit ohnehin entſchuldiget, auf und nur der Rachedürſtende Archolchos, der allerwärts ſeine Augen hinrichtete, wo Möglichkeit vorhanden ſchien, man werde ſeine Geſinnungen theilen, ſchöpfte Verdacht; ungemein fein und liſtig forſchte er weiter nach und ſcharfſinnig alle Umſtände kombinirend kam der Jüngling der Wahrheit ziemlich nahe.

Drei franzöſiſche Meilen von Marathoniſi entfernt, befand ſich auf einer ſteilen Felſenhöhe ein anderes kleines Städtchen mit einem ſehr feſten Schloſſe, Koliktra genannt, welches des geſundern Klimas halber einſt der Lieblings-Sommeraufenthalt von Sophiens Vater, des verſtorbenen Beys Baſilius Sarvathy geweſen war und nach dieſem Schloſſe hatte ſich die Prinzeſſin, vorgeblich dort eher Geneſung hoffend, vorerſt zurückgezogen.

Seiner Sache nun einigermaßen gewiß begab ſich Archolchos in Geheim nach Koliktra und nach einigen vergeblichen Verſuchen gelang es ihm endlich, ſich zu Sophien zu drängen.

Aehnliche Waffen hatten der Prinzeſſin wie dem jungen Feldherrn gleich tiefe und ſchmerzhafte Wunden geſchlagen, und ſchnell wiſſen Unglückliche ſich zu verſtändigen.

Nach langer Zeit zum erſtenmale wieder ſtrahlte aus des Mädchens Augen eine wilde und unedle Freude, nachdem ſich in der Perſon des kühnen und geachteten Archolchos ein rüſtiges Werkzeug zur Vollführung ihrer blutigen Racheplane angeboten hatte; Sophia lernte in dem Feldherrn bald ihre einzige verläſſige Stütze erkennen, ſie ſchloß ihm ihr ganzes Herz auf, er wurde ihr inniger Vertrauter, ſie verhies jeden beliebigen Lohn, denn das leidenſchaftlich aufgeregte Gemüth eines feurigen, beleidigten Weibes ſcheut kein Opfer mehr.

Der kühne und ſtolze Krieger foderte ohne große Umſtände der Prinzeſſin Hand, indem er mit ſehr hörbaren Gründen belegte, daß gerade eine ſothane Verbindung die Pfeile ſchaffen und ſchärfen müſſe, welche man gegen die Gegner abzuſchießen entſchloſſen blieb.

Die Krone auf dem Haupte ſchien Aurels Verſtand und bisherige Klugheit ungemein zu beengen; die großen von Alters hergebrachten Freiheiten und Rechte des mainotiſchen Volkes gefielen dem neuen Herrſcher, der ſich unverkennbar zum Despotismus hinneigte, nicht ſonderlich und gleich im Anfange ſeiner Regierung hub er an, jene Rechte und Freiheiten, trotz der edlen Theodora Bitten, tollkühn unter allerlei eiteln Vorwänden zu beſchränken, und dieſes hieß im eigentlichſten Sinne des Wortes, an's Herz den Mainoten greifen.

Man hub anfangs an nur leiſe zu murren, bald darauf aber laut Theodorens Wahl zu verfluchen; Fürſt Tenetes wurde gewarnt, vergebens! — er verließ ſich auf ſeine ihm blindlings ergebenen hydriotiſchen Schlachthaufen, und auf die jetzige Ohnmacht der Mainoten, welche er nützen zu müſſen glaubte, um das Volk auf immer dem Scepter zu unterwerfen, allein dieſes Volkes Stimmung zeigte ſich nichtsdeſtoweniger ſchwieriger von Tag zu Tag.

Sophie, das racheglühende Weib triumphirte ob dieſer Erſcheinungen, und heftig trieb ſie Archolchos an muthig in die glimmenden Flammen zu blaſen, allein der ſtolze Krieger erwiederte ſtets mit eiſerner Konſequenz: Reicht mir, Prinzeſſin! vor dem Altare die Hand, und als Mann werdet Ihr mich dann handeln ſehen.“

Lange zögerte Sophie, allein ihr Rachedurſt beſiegte endlich jede Bedenklichkeit, ſie wurde des ehezeitigen Andreas Weib; in Geheim aber nur war die Verbindung vollzogen worden.

Archolchos hielt Wort, er hub zu handeln an; er überzeugte vorerſt die ihm ergebenen und erſtaunten Capitanos, daß die Prinzeſſin Sophia Sarvathy in der That ſein eheliches Gemahl geworden und durch dieſe Verbindung glaubte er, der Eingebohrne, ein Recht erlangt zu haben, dem Fremdling Tenetes den uſurpirten Thron ſtreitig machen zu dürfen.

Das empörte Volk wurde allmählig in's Geheimniß gezogen und es jubelte im Stillen; großen Anhang hatte die Dynaſtie der Sarvathys auf Maina, bisher wenigſtens, behauptet, und Sophie war das letzte jetzt noch lebende Glied dieſer Dynaſtie; Zanetachi Kutnpharis Tochter dagegen hatte die Liebe des wankelmüthigen Haufens dadurch plötzlich verloren, daß ſie in der Perſon des Aurels einem Fremden, der Tyrannei üben wollte, die Krone aufs Haupt gedrückt hatte.

Archolchos war als ein kühner Feldherr und hochherziger Patriot bekannt und berechtigte als ſolcher zu den ſchönſten Erwartungen, man erkannte ſeine Rechte auf Mainas Thron an, die er durch ſeine Verheirathung mit der Prinzeſſin Sophia Sarvathy erlangt zu haben behauptete, die ſich aber in des Unbefangenen Augen freilich als ſehr zweideutig hätten darſtellen müſſen; man erwartete von dieſem Manne Rettung aus den ſchmählichen Feſſeln einer beginnenden Sklaverei; ihn mit Gut und Blut zu unterſtützen blieb man entſchloſſen.

Das Eiſen wußte der Emporkömmling zu ſchmieden, während es glühte; Kolliktra wurde der Sitz der Verſchwörung, die junge waffenfähige Mannſchaft verſammelte ſich um den verehrten Mann, unter dem ſie zum erſtenmale glücklich gekämpft hatte und nach Verlauf weniger Tage ſchon warf man die läſtige Maske ab; Andreas Archolchos wurde zu Kolliktra und im ganzen Lande als einziger und rechtmäßiger Bei ausgerufen.

„Es lebe die Freiheit, zu Boden mit der Tyrannei!“

Dieſe Loſung erſchallte aus dem Munde des wackern Gebirgsvolkes, von Höhen zu Höhen.

Voll Entſetzen öffnete man zu Marathoniſi erſt die Augen, als es zu ſpät bereits war; in ſeiner ſtolzen und thörichten Sicherheit hatte Tenetes jede vorläufige Warnung verlacht und auch jetzt noch verſchmähte er der tief bekümmerten Theodora Bitte, den Weg der Güte zu verſuchen. Wuth ſchäumend verſammelte Aurel ſeine Hydrioten und die wenigen ihm treu gebliebenen mainotiſchen Kapitanos mit ihren Vaſallen; raſch und unverſehens wollte er Koliktra überrumpeln und den ausgebrochenen Aufruhr noch in der Aſche erſticken.

Allein man war jenſeits auf ein ſolches Unternehmen vorbereitet, die ohnehin ſehr feſten Werke Koliktras waren in der Eile ausgebeſſert worden; Archolchos

Schaaren ſtanden von dem beſten Geiſte beſeelt unter den Waffen, mit Ungeduld die Stunde des Kampfes erwartend.

Unter den Mauern Kolliktras kam es zur Schlacht; Tenetes erlitt eine bedeutſame Niederlage und entkam mit Mühe noch nebſt dem Reſte der Seinen nach Marathoniſi.

Die Würfel waren gefallen, Bürgerblut gefloſſen!

Untröſtlich zeigte ſich Theodora, und ob ſie die Schwägerin Sophia, deren Verhältniſſe in neuſter Zeit ſie nicht hatte kennen lernen, ſchon tief verachtete, ſo klagte ſich die unglückliche Fürſtin dennoch allein als die veranlaſſende Urſache der geſchehenen und noch zu befürchtenden Greuel an.

Wohl hatte Theodorens unſelige Handlungsweiſe den furchtbaren Bürgerkrieg in's Leben gerufen, allein mehr als ſterbliches Weib hätte ſie ſeyn ſmüſſen, um die künſtlichen Schleier vorerſt alle zu durchſchauen, in welche der teufliſchen Liſt gelungen war ſie zu hüllen.

Siebentes Kapitel.

Aufklärung furchtbarer Irrungen und Schändlichkeiten — vier unglückliche Ehemänner — Fernere Folgen des Bürgerkrieges auf Maina.

Geraume Zeit noch ſand das unſeligſte aller Verhältniſſe auf Maina ſtatt; — die Partheien von Marathoniſi und Koliktra befehdeten ſich unaufhörlich mit der leidenſchaftlichſten Wuth; keiner gelang der gänzlich entſcheidende Sieg und keine wollte unterliegen.

Die gewöhnlichen Greuel der Anarchie überzogen das ſonſt ſo glückliche Ländchen in vollem Maaße, und eine gnädige Fügung der

Götter blieb es zu nennen, daß während dieſer Kataſtrophe die Osmannen keine Invaſion verſuchten, denn in einem ſolchen Falle wäre nun das ſonſt nimmer beſiegte Maina zuverläſſig verloren geweſen.

Eine höchſt unerwartete und befremdende Erſcheinung gab jenem blutigen Bürgerkriege plötzlich eine andere Wendung.

Als die güldene Sonne eines Tages ſich gerade aus des Archipels dampfendem Schooße prachtvoll erhob, ſchmettern Trommeten unfern der Mauern von Marathoniſi.

Man glaubte ſich von den Koliktranern angegriffen, die Krieger ſtürzten nach den Wällen und erſchrocken flog Theodora nach einem Fenſter, welches eine freye Ausſicht gewährte; einen Blick wagte ſie in die Ferne und mit einem lauten Schrei ſank die unglückliche Fürſtin zuſammen.

In demſelben Augenblicke trat Tenetes mit gezogenem Schwerte, aber blaß und verſtört in's Gemach; er richtete die Gattin in ſeinen Armen auf, ſie erholte ſich und erlangte Bewußtſeyn wieder.

Unverwandt ſtarrte Theodora neuerdings durch das hohe Bogenfenſter, großes Entſetzen ſprach aus ihres Antlitzes entſtellten Zügen und mit bebender Stimme fragte ſie endlich:

„Täuſchen mich meine Sinne, Aurel! oder öffnen ſich die Gräber? Schau hinaus — erblickſt du dort auf dem bäumenden Rappen die hehre Heldengeſtalt? — bei den Göttern! er iſt's — es iſt Tertullians Schatten!“ —

„Ja, rief Tenetes wild leidenſchaftlich, indem er die heftig zitternde zarte Gattin auf einem in der Nähe ſich befindenden Divan niederließ, ja ſo wahr ein Teufel in der Hölle regiert, es iſt Tertullian ſelbſt und nicht ſein Schatten; Unglückliche! du biſt zweier Männer Weib, nur einen kannſt du beſitzen, nur einer darf leben, Er oder ich — in dieſer Stunde noch ſoll das Loos, das blutig-eiſerne entſcheiden!“ —

Er ſprachs, ſchwang mit grimmigen Gebehrden den blinkenden Säbel über dem Haupte und ſtürzte wüthend, ohne der Fürſtin Antwort abzuwarten, aus dem Gemache.

Die Zugbrücken der feſten Burg Marathoniſi fielen raſſelnd nieder und Tenekes wagte ſofort an der Spitze ſeiner verläſſigen und tapfern Hydrioten einen Ausfall; Tertullian hatte ſeine kampfgewohnten Schaaren bereits geordnet, wie ein Raſender griff Aurel an, ein furchtbares Gefecht begann; das Klirren der Waffen, des Geſchützes Donner, der ſchreckliche Tumult der Streiter drangen hinauf zu Theodorens Ohren, ſie glitt hernieder vom Divan auf die Kniee, die kalten Thränen stockten auf den erbleichten Wangen — mit hoch erhobenen Armen, und starrem Blicke knieete die Fürſtin bewegungslos, ſie glich einem ſchönen Marmorbilde.

* * *

Bevor wir der Geſchichte Gang weiter verfolgen dringt ſich uns die Verpflichtung auf, dem erſtaunten Leſer höchſt nöthige Aufſchlüſſe zu ertheilen.

Der Hydriote, Aurel Tenetes, ein verworfener, aber höchſt kluger und unternehmender Intrigant verliebte ſich, wie wir wiſſen, im Verfolge ſeines Aufenthaltes zu Marathoniſi in die hehre und reizende Fürſtin Theodora, nachdem er deren Schwägerin, die Prinzeſſin Sophia zuvor verführt hatte.

Nichts in der Welt, mochten ſich beſtehende Verhältniſſe noch ſo ungünſtig darſtellen, nichts in der Welt hielt der tollkühne Tenetes für unerreichbar; er beſchloß ſich der Fürſtin Theodora und mit ihr der mainotiſchen Krone zu bemächtigen. Anrel hielt es mit dem Grundſatze; beati possidentes!" er traute ſich viel zu, und gedachte, wenn er die Fürſtin nebſt dem Throne nur erſt erworben, dieſelben behaupten zu können, möchte auch ſpäter immerhin der Betrug ruchbar werden.

Seine getreuen Hydrioten hatten die Päſſe des Taygetus beſetzt, nachdem die Türken aus denſelben vertrieben und die Kommunikation mit dem Peloponnes wieder hergeſtellt worden war.

Von nun an ließ Tenetes alle häufig vom Geſammtheer der Hellenen und von Tertullian nach Maina entſendeten Bothſchafter auffangen und einer derſelben, durch eine bedeutſame Summe gewonnen, hinterbrachte der Fürſtin jenes untergeſchobene Schreiben, welches den Tod Tertullians und Maltitzens, auf offiziellem Wege, meldete.

Aurel fürchtete Sophiens Rache, darum ließ er auch ihren Gatten ſterben, um ſie an eine ſeiner hydriotiſchen Kreaturen verkuppeln und ſich auf dieſe Weiſe der Prinzeſſin Perſon verſichern zu können. Scheiterte auch dieſer Plan, ſo wurde uns dagegen bekannt, auf welche Art und durch welche ſeine Machinationen es dem ſchändlichen Betrüger gelang, ſich des Thrones und Theodorens Hand zu bemächtigen.

Mit welch' groſser Sorgfalt Tenetes auch die Engpäſſe des Taygetus bewachen ließ, ſo konnte es dennoch nicht fehlen, daß endlich dunkle Gerüchte von den auf Maina vorgefallenen außerordentlichen Auftritten ſich im Peloponnes und bei dem helleniſchen Geſammtheere verbreiteten.

Tertullian und Maltitz vermochten freilich nicht zu enträthseln, warum keiner von den nach Maina entſendeten Boten je wiederkehrte, auch jene Gerüchte machten die Ritter ſtutzig, doch mochten ſie ihnen nimmermehr Glauben beimeſſen; denn ſie lauteten in der That gar zu ſeltſam und abentheuerlich, indeſſen mißlangen alle Verſuche, von Mainas Lage ſichere Nachrichten einzuholen und Tertullian beſchloß daher mit Genehmigung des Oberfeldherrn der Geſammtarmee, an der Spitze ſeines tapfern Mainotenkorps, und begleitet von Maltitz und Selmar, eine Expedition nach Maina zu unternehmen.

Man ſetzte ſich in Marſch und erreichte die Gebirge, welche des Landes nördliche Grenze bilden. Tertullians Maßregeln waren dermaßen klug genommen, daß es gelang, ſämmtliche hydriotiſche Poſten in den Schluchten des Taygetus zu überrumpeln;

auch nicht ein einziger entkam, um dem Gebieter Tenetes den Ueberfall zu hinterbringen.

Allein nun vernahmen Tertullian und Maltitz auch die niederdonnernde Poſt, daß ihre Gattinnen ſich anderweitig vermählt und dadurch zu einem verheerenden Bürgerkrieg die Loſung gegeben hätten.

Man erlaſſe uns die Verzweiflung der Betrogenen zu ſchildern, leicht mögen ſinnige Leſer ſich einen Begriff von dem damaligen Gemüthszuſtand der Ritter verſchaffen; ſie fühlten ſich im höchſten Grade aufgeregt, allein den Uſurpator Aurel und jenen Archolchos erwartete kein beſſeres Loos und die nächſte Folge mußte nothwendigerweiſe dem Beobachter das ſeltſame Bild von vier unglücklichen Ehemännern darſtellen, welche zuſammen den Beſitz zweier unſeliger Weiber anſprachen.

Indeſſen blieben Maltitz und Sarvathy Männer; fruchtloſe Klagen konnten hier nichts ändern, man mußte daran denken zu handeln.

Nachdem ſich Tertullian von der beſtehenden Lage der Dinge genau unterrichtet hatte, theilte er ſein unterhabendes Korps in zwei gleiche Schlachthaufen, an die Spitze des einen ſtellte er ſich ſelber, um mit demſelben gerade gegen Marathoniſi aufzubrechen, den andern übergab er dem deutſchen Freiherrn mit den Worten:

„Freund Maltitz! dir vertraue ich dieſe Braven, ziehe mit ihnen nach Kolltra hin, räche dort mit Blut deine beleidigte Ehre, ich meines Theiles werde mit Gottes Hülfe zu Marathoniſi ein Schreckengericht halten; ſtehe mir bei, edler Ritter! ſchnell einen Bürgerkrieg zu enden, der nur mein unglückliches Vaterland verwüſtet, du dem Hellas ohnehin ſchon ſo gar vieles zu danken hat!“ —

Schweigend ſchüttelten ſich hierauf die biedern Freunde noch einmal die Hände, dann ertönte das Kommandowort und beide Schlachthaufen zogen, ſich trennend, ihren verſchiedenen Beſtimmungen entgegen.

Ein forcirter Nachtmarſch brachte Tertullian vor Marathoniſis, Maltitzen vor Koliktras Mauern; beide erſchienen dort unangemeldete, aber keinesweges willkommene Gäſte.

Kämpfend haben wir den Fürſten Sarvathy bereits verlaſſen, übergeben wir ihn vorerſt ſeinem Schickſale, indem wir den deutſchen Freiherrn nun begleiten.

Der den Leſern wohlbekannte unglückliche Jüngling Selmar — eigentlich Graf v. Schildroth genannt — befand ſich bei jenem dem Baron Maltitz untergeordnetem Schlachthaufen.

Die beyden deutſchen Kavaliere waren vertraute Freunde geworden, einer kannte des andern Schickſale genau und ſie hatten ſich geſchworen, ein und daſſelbe Loos hinfüro zu theilen.

Selmar war in der neuſten Zeit in einem hitzigen Gefechte bei der helleniſchen Geſamtarmee bedeutſam verwundet worden, in einer Binde hing der gelähmte rechte Arm.

„Warum, rief der Jüngling auf dem Marſche nach Koliktra hin neben Malitzen reitend, wehemüthig aus: warum mußte gerade nun eine Türkenkugel dieſen Arm zerſchmettern, da es jetzt gälte, für dich, edler Freund! das Schwert zu ſchwingen.“

Ernſt und gefaßt erwiederte hierauf der Freiherr: „Tröſte dich, Selmar! ich bin nach dieſem Lande gezogen, mit und nicht gegen die Hellenen zu kämpfen;

fern bleibe von mir der Gedanke meine eigene Sache mit Blut zu beflecken, mein Entſchluß ſteht feſt und mein Handeln wird ihn dir von ſelbſten in wenigen Stunden bereits verkünden.“

Weitere Worte wurden nicht gewechſelt; ſchweigend zog man fürbas.

Sophiens Schrecken, als ſich Maltitz plötzlich vor Koliktra zeigte, blieb mit Theodorens Gemüthszuſtande, bei ähnlicher Veranlaſſung, nicht zu vergleichen, denn dieſer Seele war rein wie das Sonnenlicht, die Prinzeſſin aber fühlte ſich ſchuldbewußt.

So wie Tenetes machte ſich auch Archolchos bereit, die unverſehens eingetroffenen Mainoten als Feinde zu behandeln und zur Stelle anzugreifen, doch der deutſche Freiherr ſandte vorerſt Selmarn als Parlamentär nach Koliktra, und deſſen Auftrag an Archolchos lautete alſo:

„Der Baron v. Maltitz betrachtete ſich bis jetzt als einen Offizier des Staates der Mainoten; er hat, ſeiner Pflicht und Ueberzeugung gemäß, gegen Griechenlands gemeinſchaftlichen Feind gekämpft, bleibt aber feſt entſchloſſen ſich um keinen Preis in die in dieſem Staate unglücklicherweiſe indeſſen ausgebrochenen Unruhen zu miſchen. Der Freiherr fodert nichts als eine freundſchaftliche Unterredung mit dem Capitano Archolchos — denn der Titel Fürſt von Maina kömmt nur dem bereits wieder gegenwärtigen Tertullian Sarvathy zu — und deſſen vorgeblicher Gattin, wobei der Baron auf Ehre verſpricht, es möge dieſe Unterredung auch ausfallen wie ſie wolle, nimmermehr Mainoten gegen Mainoten in den Kampf zu führen.“

Archolchos fand des deutſchen Ritters Anſinnen nicht mehr, als billig und zeigte ſich ſogleich geneigt in daſſelbe einzugehen, wie ſich auch Sophia dagegen ſetzte; indeſſen war der Prinzeſſin dieſe Weigerung auch fürwahr gar nicht übel zu deuten, denn mit welcher Miene ſollte ſie wohl vor dem edlen Manne erſcheinen, deſſen Ehre ſie ſo tief und undankbar gekränkt hatte.

Maltitz verfügte ſich in Folge des getroffenen Vergleichs, bloß von ſeinem Freunde Selmar begleitet, nach Kolittra in des Capitanos Veſte und wie ſie ſich auch ſträuben mochte, Archolchos beſtand darauf, Sophia mußte bei der nun folgenden Unterredung gegenwärtig ſeyn; ſie verhüllte das Geſicht und wußte in ihrer peinlichen Lage nichts beſſeres zu thun, als zu den gewöhnlichen weiblichen Schutz- und

Trutzwaffen, zu Thränen nämlich, die Zuflucht zu nehmen.

Einen langen Blick heftete Maltitz auf die ungemein verlegene Sophia, dann aber ließ er ſich alſo vernehmen:

„Archolchos! genau bin ich von den ſchändlichen Intriguen unterrichtet, welche ſich ein elender Hydriote auf Maina zu ſpielen erlaubte; Ihr ſeyd kein Betrüger, ſondern, wie ich ſelbſt, ein Betrogener — wäre es anders, ich würdigte Euch keines Wortes. — Ein unglücklicher Irrthum machte Euch zum Gatten des mir bereits angetrauten Weibes, ich verzichte auf meine Rechte — Sophia möge wählen zwiſchen uns und freiwillig trete der Aufgegebene zurück.“

Hehren Ideen war Archolchos nie ganz unempfänglich geblieben, er willigte in des Freiherrn Vorſchlag und Sophia wurde aufgefodert, zu entſcheiden.

Nicht lange ſchwankte die Prinzeſſin, ſie warf ſich ſchluchzend in Archolchos Arme, das glühende Geſicht an deſſen Buſen verbergend; ſothane Sprache war verſtändlich genug.

Heftig wurde Maltitz, der Sohn aller Leiden, von der Scene ergriffen, er lächelte krampfhaft, indem er ſich auf Selmarn ſtützte; eine lange ungemein peinliche Pauſe erfolgte, dann aber nahm ſich der Freiherr gewaltſam zuſammen. Mit dumpfer, ſchwankender Stimme rief er aus:

„Sophia! ich verzeihe Euch — lebt wohl, — lebt glücklich wenn Ihr es könnt,“ und mit dieſen Worten ſtürzte er von Selmar gefolgt, aus dem Gemache, hinaus ins Lager zu ſeinen Mainoten.

Als die Ritter allein ſich wieder befanden, hub der Freiherr an: „Selmar: ich habe meine Rechnung mit der Welt abgeſchloſſen; es iſt ſchwer zu entſcheiden, welchem von uns beyden Schrecklicheres hienieden begegnete, folge meinem Rathe, wende auch du dein Herz von allem Irdiſchen ab, laß uns Troſt im Schooße des heiligen Glaubens ſuchen, begleite mich nach Deutſchland, ohnehin iſt dein Arm gelähmt, wir beyde ſind zum Kampf verdorben!"

„Edler Freund! erwiederte **Selmar**, du haſt in meiner Seele geleſen, beginne was du willſt, ich bleibe dein."

Durch Trommetenton ließ **Maltitz** hierauf ſeine Schaaren zuſammenrufen, er begab ſich in ihre Mitte und haranguirte ſie in folgender Weiſe:

„Freunde! gegen die Reihen der Barbaren habe ich Euch geführt, doch im greuelvollen Bürgerkrieg gedenke ich nicht Euer General zu bleiben, ich lege mein Kommando nieder und Ihr ſeyd Eurer Pflichten gegen meine Perſon quitt; nehmt meinen heißen Dank annoch für Eure bewieſene Anhänglichkeit und handelt nun nach Gutdünken und wie Ehre, Gewiſſen und Vaterlandsliebe es gebieten.“

Die wackern Reiter waren tief gerührt, ſie ſchüttelten, indem Thränen über die gebräunten Wangen rollten, dem bisherigen geliebten Führer zum Abſchied herzlich die Hände, dann löſte ſich das Korps in aller Ordnung und Stille auf, die Krieger gingen, um die lieben Ihrigen nach langer Trennung wieder aufzuſuchen.

Alſo ſah ſich Kollikra von einer drohenden Macht plötzlich eingeſchloſſen und nach Verlauf zweier Stunden, durch des deutſchen Ritters Hochſinn, auch bereits wieder entſetzt; nicht ein Tropfen koſtbaren Bürgerblutes war gefloſſen.

* * *

Wenden wir den Blick nun wieder nach dem Schlachtfelde Marathoniſi hin:

Man ſtritt mit ungemeiner Erbitterung, Leichen in Menge bedeckten bereits die Gefilde des blutigen Kampfes.

Aurel Tenetes war ein Schurke, aber keineswegs ein feiger Wicht, sein Falkenblick ſuchte den furchtbaren Nebenbuhler und auch Tertullian brannte voll heißer Begier, in Perſon auf den Räuber ſeiner Krone und ſeines geliebten Weibes zu ſtoßen.

Allein gerade, weil ſich beyde Führer emſig ſuchten, trafen ſie ſich lange nicht; endlich aber erſchien der entſcheidende Augenblick, dem Hydrioten gegenüber hielt Tertullian und kaum waren ſich die Gegner anſichtig geworden, da ſprengten ſie Wuth ſchäumend gegen einander an.

Eine Kampfſcene wie einſt im grauen Heldenalterthume ſtellte ſich nun dar.

Die übrigen Streiter hatten nur kaum erſt gewahrt, daß die Fürſten ſelber handgemein geworden, da zogen ſich, gleichſam wie auf ein verabredetes Zeichen, die Hydrioten von der einen, die Mainoten aber von der andern Seite zurück; ſie ordneten ſich von ſelbſt in lange Reigen, und blieben ohne handgreifliche Theilnahme, geſpannte Zeugen, indeß in ihrer Mitte zwei Helden um eine Krone kämpften.

Die Fürſten waren ſich an Stärke und Gewandtheit gleich, lange ſchwankte auch hier die Waage, plötzlich aber fuhr Tertullians gutes Schwert tief in Aurels Bruſt, dieſer ſank vom Pferde und hauchte im nächſten Augenblicke ſeine ſchwarze Seele aus. Mit des Führers Fall ergriff die Hydrioten ein paniſcher Schrecken, ſie flohen auf der Stelle nach Süden der Küſte zu, um Rettung auf ihren Schiffen zu ſuchen; Tertullian verbot ſie zu verfolgen, denn ſie waren Griechen doch auch, und genug des Bürgerblutes war an dieſem Tage bereits gefloſſen.

Fürſt Sarvathy ordnete nun neuerdings ſeine Schaaren und hielt, unter dem jubelnden Schmettern der Trommeten, ſeinen ſiegreichen Einzug zu Marathoniſi.

Achtes Kapitel.

Tertullians und Theodorens heroiſches Ende.

Ungemein blaß aber dennoch voll Würde, im Bewußtſeyn des eigenen hohen Werthes, trat Theodora dem todtgeglaubten Gatten entgegen; aufklärende Entſchuldigungen waren hier nicht nöthig, die Verhältniſſe rechtfertigten von ſelbſt der Fürſtin ehevoriges Benehmen und der edle Tertullian war weit entfernt die Schuldloſe mit Vorwürfen zu überhäufen, wie in einem analogen Falle gewöhnliche Männer wohl gethan hätten.

Weinend und ſtumm umfing ſich das hehre Paar; es war eine ſüß-ſchmerzliche Umarmung; verloren geglaubtes hohes Gut wieder errungen zu haben, beſeliget ungemein, allein ein ſolches Entzücken vermochte keinesweges ein gewaltſam in Tertullians Bruſt aufſteigendes, ein ungemein herbes Gefühl zu zerſtören. Jene herrliche Lilie, an deren Duft ſich der edle Sarvathy dereinſt auf den Trophäen der wiedergeborenen Hellas laben und in deren Beſitze er ſich des Olymps Wonne verſprach, jene anmuthige Blume nun hatte ein Elender bereits geknickt.

Schnell begriff die weiblich-zartfühlende Theodora des Erſtgeliebten Schmerz in ſeinem ganzen Umfange wie in deſſen feinſten Nüancen und mehr noch, ja grenzenlos ſchwer litt dabei ihr eigen Herz.

Tertullian, des anmuthigen Weibes Inneres durchſchauend, war in der Folge edel genug der Gattin ſeine eigene Verirrung mit der üppigen Arabella, deren er ſich einſt zu Konſtantinopel in Cowardices Palaſte ſchuldig gemacht, aufrichtig zu geſtehen. Zwar verzieh ihm Theodora liebreich, allein der Fürſt glaubend, durch ſothanes freies und reumüthiges Geſtändniß die hochherzige Dame zu tröſten, ſah ſich getäuſcht; einen neuen ſchmerzhaften Dolch allein hatte er in ein ungemein zart fühlendes Herz geſtoßen.

Indeſſen nicht Götter vermögen Vergangenes zu zernichten, man mußte ſich, ſo gut es gehen wollte, zu ermannen ſuchen, und in der That, das wieder vereinigte Paar hatte Faſſung nöthig, denn die allernächſte Zeitfolge brachte ihm Stürme, welche eben ſo unerwartet als heftig drohend ſich darſtellten.

Die geſchlagenen Hydrioten hatten auf ihren Schiffen die Flucht ergriffen; mit ſtürmender Hand war Mainas erwählter und rechtmäßiger Fürſt, unſer Tertullian nämlich, wieder in den Beſitz ſeiner Haupt= und Reſidenzſtadt gelangt, nichts anderes erwartend, als es würden ſeine treuen Unterthanen nun jubelnd an den Stufen ſeines Thrones ſich verſammeln, und vor allen andern Archolchos vor demſelben, als getreuer Vaſall die Kniee beugen.

Doch der edle Sarvathy mußte in dieſen gerechten Hoffnungen nur gar zu bald höchſt ſchmerzhaft getäuſcht ſich ſehen.

Einmal erwachte Anarchie gleicht jenem hundertgliederigen Ungeheuer, welchem an der Stelle eines abgeſchlagenen Auswuchſes ſogleich zehen andere wieder wachſen.

Wandelbar iſt des großen Haufens Gunſt und diejenigen, welche ſie auf Malina leiteten, ſahen durch Tertullians plötzliches Wiedererſcheinen ihre Intereſſen ſeltſam durchkreuzt und im Allgemeinen ſehr bedroht.

Des erſchlagenen Aurels wenige Anhänger fürchteten ſchwere Strafen und jene, welche es mit Archolchos gehalten hatten, glaubten, ihnen würden nun jene Belohnungen und Vorzüge entgehen, deren ſie unter dieſes neuen Herrſchers Regentſchaft theilhaftig zu werden hoffen durften.

Dieſe Betheiligten alle gehörten unter die Klaſſe der Capitanos und ſie bildeten in dieſen kritiſchen Epochen des Volkes Herz und Seele.

Archolchos benutzte die allgemeine Stimmung, denn nur ein ungewöhnlich hehrer Charakter und ſeltene Seelenſtärke vermögen ſeine bereits erworbene Krone freiwillig den Grundſätzen ſogenannter Legitimität zu opfern.

Die letzten Reſte der ehemaligen Liebe und Anhänglichkeit, welche für Tertullians Perſon ſich hier und dort im Volke noch vorfanden, wurden durch abſichtlich und ſchnell verbreitete ſchändliche Gerüchte und Verläumdungen noch vollends erſtickt, niemand achtete des ehemaligen Fürſten Befehle und Aufrufe, und eine dumpfe, Gefahr drohende Stille waltete durch das Land; einzelne Zeichen verkündeten Aufruhr und Umwälzungen.

Dieſes gewahrend hub Tertullian leidenſchaftlich an zu zürnen und zu drohen, und es blieb dieſes unſtreitig das unklugſte Benehmen, welches er einſchlagen konnte; das ohnehin ſchon aufgeregte Volk wurde erbittert, Archolchos und ſeine Kreaturen trugen Oel zum Feuer, die Empörung brach los und alle Umſtände ſchienen ſich zu Sarvathys Untergang vereiniget zu haben.

Vorerſt erhielt er die ſchriftlichen Abdankungen der beiden Ritter, welche bereits abgereißt waren, um ſich nach ihrem Vaterlande einzuſchiffen. Maltitz und Selmar wollten ſowohl ſich als Tertullianen das Schmerzliche eines Abſchiedes auf immer erſparen, hätten ſie aber ahnden können, in welche mißliche Lage ihr Freund ſogleich gerathen würde, ſicher hätten ſie ihre Abreiſe verſchoben, denn der unglückliche Fürſt verlor an den beiden tapfern deutſchen Männern ungemein kräftige Stützen.

Jene Schaaren, welche Maltitz entlaſſen hatte, wurden durch Verſprechungen und falſche Vorſpiegelungen gewonnen und ſie traten größtentheils unter die Fahnen des Uſurpators Archolchos; ſelbſt viele jener Krieger, welche ſich bei Tertullian noch in Marathoniſi befanden und die der Held im großen Freiheitskampfe auf Morea ſo oft zum Siege geführt hatte, wurden verführt; es wollten Söhne nicht gegen ihre Väter, Brüder nicht gegen Brüder kämpfen und die Deſertion aus der Hauptſtadt wurde täglich ſtärker.

Am Ende ſah ſich Sarvathy nur noch von einem ganz winzigen Häuflein Getreuer umringt, aber dieſe edlen Männer ſchwuren auch unaufgefodert einen fürchterlichen Eid, eher zu ſterben, denn den geliebten rechtmäßigen Herrſcher zu verlaſſen oder zu verrathen.

So ſtanden die Sachen, als ſich Tertui[illegible]an in Marathoniſi plötzlich durch ein von Archolchos geführtes nicht unbedeutſames vaterländiſches Heer eingeſchloſſen ſah; man hatte ihn des Herrſchens für unwürdig erklärt und foderte ihn nun auf zu abdiciren und ſein gutes Recht, dem jetzigen Günſtlinge des Volkes, dem Archolchos nämlich abzutreten.

Viele harte Schläge des Schickſals hatte der edle Fürſt mit Faſſung tragen gelernt, doch dieſem härteſten von allen ſchien er ſein Haupt beugen zu wollen; empört von der unerhörten Undankbarkeit und Treuloſigkeit der Seinigen hatte Tertullian beſchloſſen auf immer dieſe Elenden und Maina zu meiden, ſchon ergriff er die Feder um die Abdikationsakte zu unterzeichnen, da trat die hochſinnige Theodora mit der ihr angeborenen Würde vor ihn hin:

„Was willſt du beginnen, mein Gemahl, rief das heroiſche Weib begeiſtert aus, willſt du deinen Namen beflecken auf immerdar? — du biſt und bleibſt der einzige rechtmäßige Regent in dieſem Lande, keiner unwürdigen Handlung haſt du dich anzuklagen; die ſchändlichſte Niederträchtigkeit allein ſteht dir gegenüber, allein vermagſt du nicht mehr als Fürſt zu regieren, ſo ſtirb zum wenigſten ein fürſtlicher Held, bis zum letzten Augenblicke mit dem Schwerte in der Fauſt deine Krone vertheidigend, und ob du fällſt, es theilt die Gattin dein Loos, ſo wahr Gott unſern Seelen gnädig ſeyn mag.“

Tertullian ermannte ſich, ſeine angeſtammte Kraft und Kühnheit kehrten wieder, er theilte Theodorens Begeiſterung, indem er muthig ausrief: „Ja, edles Weib! du haſt Recht, noch einmal will ich dieſes Schwert erheben und mit meinen wenigen Getreuen wie ein gereizter Löwe die Schaar der Verräther angreifen; Sieg oder Tod: hieß ſtets meine Loſung, doch ernſter als nun mag ſie nie gegolten haben!“

Sogleich traf Sarvathy ſeine Anſtalten zu einem Ausfalle, ſeine Getreuen jubelten und alle hofften, Tertullian's Anblick allein werde der Verführten größten Theil zur Erkenntniß ihres Unrechts bringen, ſie würden übergehen zu den Fahnen des rechtmäßigen Herrſchers und die gute Sache den Sieg davon tragen.

So eng Archolchos Marathoniſi auch eingeſchloſſen hielt, war es dennoch einem liſtigen Boten, den die Häupter der Hetária im Peloponnes an Tertullian mit Depeſchen abgeſendet hatten, gelungen in die Veſte einzudringen und es war der Bote gerade in dem Augenblicke eingetroffen, als man den erwähnten Ausfall vorbereitete.

Der Fürſt erbrach die Briefe. Die Anführer der Hetäriſten ahndeten nicht die mißliche Lage eines ihres edelſten und tapferſten Bundesgenoſſen; ihn von dem nunmehrigen Gange der großen Angelegenheiten allein zu unterrichten, hatten ſie den Boten abgefertiget und es ſchrieben die Männer unter andern Folgendes:

„So mißlich es bei Eurem Abgange vom Hauptheere, Fürſt! auch um unſere Sache zu ſtehen ſchien, ſo viel hat ſich nun umwandelt; zur Ehre der Menſchheit und des gemeinſchaftlichen Glaubens können wir Euch verſichern, daß die Höfe von London und St. Petersburg ihre neuſten ſeltſamen politiſchen Grundſätze verändert haben; ſie haben endlich einſehen gelernt, daß unſere Unterdrückung ihnen ſelbſt nicht erſprießliche Früchte tragen möchte, wir ſehen uns von mancher Seite mit Nachdruck nun unterſtützt und ſo viel bleibt gewiß: Erringen wir auch nicht einen vollkommenern Triumph über unſere barbariſchen Unterdrücker, ſo wird es ihnen dagegen auch nimmermehr gelingen, unſere Nacken in das ehemalige ſchmähliche Joch zu beugen."

Hoch erhob Tertullian die gefalteten Hände mit dem Freudensbrief, indem er inbrünſtig ſprach:

„Dank dir, mein Gott und Herr! für dieſen letzten Troſt hienieden, und ob ich auch zu Grunde gehe, ich murre nicht, da die große heilige Sache ſiegt und im neuen Strahlenglanze Hellas ſich wieder erhebt.“

Schon ſtand des Fürſten kleine Schaar gerüſtet; Muth und unüberwindliche Entſchloſſenheit flammte aus ihren Blicken, ungeduldig harrten die Helden der Stunde des Kampfes.

Rührend und erhebend zugleich ſtellte ſich Tertullians und Theodorens letzter Abſchied dar; wie alle hohe Seelen ſchloſſen ſie hold lächelnd und ruhig ihre Rechnung mit dem dießſeits, in der ſchönen Ueberzeugung ab, es warte ihrer jenſeits ein unverſiegbarer reichlicher Erſatz.

Die Zugbrücke der feſten Burg raſſelte nieder und an der Spitze der Seinen ſtürzte hoch begeiſtert Sarvathy hinaus, dem Heere der Verräther entgegen, indeſſen — keiner der Elenden trat hinüber zu ſeinen Panieren, im Gegentheile entflammte der

Anblick des edlen tief gekränkten Fürſten nun die Wuth der Treuloſen, das Gefühl der grauſen Schuld wollten ſie im wilden Getümmel der Schlacht betäuben.

Ein ſchrecklicher, verzweiflungsvoller Kampf begann; mehr als ums hundertfache waren Archolchos Schaaren Sarvathys Häuflein überlegen, welches dicht zuſammen gedrängt theuer das eigene Leben zu erkaufen ſtrebte.

Es thürmten ſich hoch die Leichen ſeiner Getreuen um Tertullian, doch kämpfte er noch immer muthig; der verrathene Fürſt blutete bereits aus mehrern Wunden, doch er achtete ihrer nicht, und manches Opfer brachte das gute Schwert ſeiner Rache, da erhielt der Unglückliche plötzlich von rückwärts einen mächtiglichen Schlag über das entblößte Haupt und entſeelt ſank er zu Boden; von den ihrem Herren treu gebliebenen Dienern aber entkam keiner der Wuth der Empörer und erſt nachdem der letzte getödtet worden war, endete das blutige Gefecht.

Alle Männer waren aus der feſten Burg zu Marathoniſi mit Tertullian in den Kampf gezogen, und während der Schlacht auch Greiſe und Weiber entflohen; die Zugbrücke war niedergelaſſen und Theodora allein hauſete noch in den öden Mauern.

Doch es hatte die hochherzige Fürſtin geſchworen des Gemahles Tod nicht zu überleben, und die edle Gattin des bekannten ungariſchen Heroen Serini war das Vorbild, welches bei dieſem Entſchluſſe Theodoren vorſchwebte und in deſſen Geiſte ſie zu handeln bemüht war.

Hinter der Zugbrücke der Burg ſtand ein geräumiger runder Thurm, und in dieſem hatte die Fürſtin die bedeutſamen Pulvervorräthe alle anhäufen laſſen; auf den Zinnen dieſes Thurmes war ſie Zeugin des ſchrecklichen Kampfes geweſen, die hochſinnige ſah von hier aus den geliebten Gatten ſinken, doch ſie wankte nicht.

Nach geendigtem Gefechte dachte Archolchos in ſeinem ſich überhebenden Uebermuthe ſogleich daran, einen triumphirenden Einzug in die unvertheidigte Burg, den altergrauen ſteten Sitz der Fürſten auf Maina zu halten.

Schon ſchmetterten ſeine Trommeten innerhalb des Umfangs der Mauern, er ſelbſt, von den ihm ergebenſten Capitanos, den Häuptern der Verſchwörung umgeben, ſprengte nun über die Zugbrücke; jezt nahete er jenem Thurme — da warf Theodora plötzlich die in Bereitſchaft gehaltene brennende Lunte in den Pulver-Vorrath und mit einem furchtbaren Knalle, welcher ſelbſt den ziemlich entfernten Bergrieſen Taygetus in ſeinen Grundfeſten erſchütterte, flog die ſtattliche Burg in die Luft.

Der Fürſtin zarte zerriſſene Gliedmaßen fielen einzeln hernieder in die rauchende Aſche, aber auch Archolchos und gerade die Vornehmſten unter den Verräthern fanden ihren Tod in der Zerſtörung.

Starr vor Entſetzen ſtanden die übrigen Mainoten, welche der Untergang nicht erreicht hatte.

Man weiß, welch' hoher Grad von Aberglauben dem gemeinen Mann auf Maina beiwohnt, allein dieſer Aberglaube war es, welcher ihm in einer andern Sache die Augen öffnete. Man nahm nun das grauliche Ereigniß für eine Strafe des Himmels wegen des an Tertullian verübten Meyneides und Verraths und wüthete gegen wenige noch lebende Häuptlinge der Verſchwörung, allein Reue und Vergeltung kamen zu ſpät; Sarvathy und die edle Theodora waren einmal hingeopfert.

Keiner der Kapitanos wagte den erledigten Thron anzuſprechen und unter denſelben Verhältniſſen wie einſt Baſilius Sarvathy (man ſehe den Roman: Theodora die leipziger Jungemagd nach) beſtieg ihn ein kühner und freier, aber bisher in der Dunkelheit lebender junger Mann, Namens: Jakob Nyſſen.

Dieſer neue Bey ein geiſteskräftiger und gerechter Mann ſtellte die alte Ordnung der Dinge auf Maina wieder her, und befeſtigte die hergebrachten Freiheiten der Nation, allein der ſchändliche Verrath an Tertullian Sarvathy wird ſtets ein unvertilgbarer Flecken in den Annalen der anſonſt wackern Mainoten bleiben.

Auch Prinzeſſin Sophia iſt nicht mehr; ganz und gar wäre ſie des Namens Sarvathy unwerth geweſen, hätte ſie lange den Untergang ihres Hauſes und was noch mehr ſagen wollte, ihre eigene Schande überleben können.

Neuntes Kapitel.

Maltitzens und Selmars Reiſe nach Deutſchland — Rückblicke nach dem Mühlengrund der Grafen v. Schildroth — Beſuch in der öſterreichiſchen Benediktiner Abtei Mölk — Schluß.

Maltitz und Selmar hatten noch auf Maina die Kunde erhalten, es liege bei Candia ein nach Marſeille beſtimmter franzöſiſcher Kauffahrer vor Anker, welcher ſeine Reiſe mit dem nächſten günſtigen Winde anzutreten gedenke.

Die deutſchen Ritter ſetzten zur Stelle nach der genannten Inſel über und trafen glücklicherweiſe gerade ein, als der Marſeiller im Begriffe ſtand, ſeine Anker zu lichten. Die Kavaliere einigten ſich leicht mit dem Kauffahrer, gingen am Bord des Schiffes und ſtachen mit demſelben ſogleich in die See.

Keine Stürme oder anderweitige Unfälle trübten die Fahrt; unſere Ritter lebten, abgeſondert von den übrigen Paſſagieren, ſtill vor ſich und ihrem Kummer allein; der edle Maltitz rang ſichtbarlich und mit eines Helden Muth nach Faſſung und Selmar ſtörte ihn keineswegs in dem rühmlichen Beginnen, denn auch in des Jünglings Buſen waren, ſeitdem ihn Schlachtgewühl und kriegeriſches Treiben nicht mehr zerſtreuten, der ehemalige tiefe Schmerz, Wehmuth und Melancholie mit neuer Gewalt erwacht, und Wochen verſtrichen, ohne daß die Freunde zehen Worte nur gewechſelt hätten.

Man ſegelte ſtets vor dem Winde und Träumenden gleich legten die Ritter die weite Fahrt zurück; ebenſo erreichten ſie endlich Galliens Küſte.

Auf Frankreichs Boden hub Maltitz an ſich zu ermannen, er lud Selmarn zu einem weiten Spatziergange nach einer einſamen und romantiſchen Gegend ein, und ein eben ſo langes als ernſtes Zweigeſpräch kam unter den Freunden zu Stande, von deſſen Inhalt das Weſentlichſte dem Leſer mitzutheilen man ſich gedrungen ſieht.

„Es iſt wahr, Selmar! ſo ließ ſich der Freiherr vernehmen, uns naheten ſeltene und ſchreckliche Leiden; Verworfene müßten wir beide ſeyn, vermöchte das Weltgewühl uns wieder zu zerſtreuen, allein wir ſind Männer, nicht dem Leiden zu erliegen, einen Plan fürs künftige Leben zu entwerſen, kömmt uns zu; ſage mir einmal, Selmar, was hältſt du von Klöſtern?“ —

„Du haſt, rief der Jüngling aus, in meiner Seele geleſen; für Unglückliche, denen die Welt nichts mehr zu bieten vermag, bleibt keine Exiſtenz wünſchenswerther, als abgeſchloſſen in ſich ſelbſt, ohne fernere Hoffnung und Wünſche, bei angemeſſener Arbeit und brünſtigem Gebete, den Retter aus aller irdiſchen Noth in der einſamen Zelle zu erwarten und längſt dachte ich daran in irgend einem Kloſter meine Leiden zu begraben.“

„Das Kloſterleben im Allgemeinen, ſprach Maltitz weiter, ſtellt große Schattenſeiten dar und nur zu häufig ging der urſprüngliche Geiſt der Stifter in neuern Zeiten beinahe ganz und gar verloren.

Man ſah am Ende Gemeinſchaften von bornirten Menſchen, die dem Müſſiggange und Bauche lediglich fröhnend, mit weiten Bettelſäcken auf dem breiten Rücken das Land durchzogen, Finſterniß, Intoleranz und Aberglauben fördernd, den Bürger und Landmann brandſchatzten.

Es zeigten ſich Mönche noch gefährlicherer Art; ſie ſtreuten Zwietracht unter Nationen aus, gängelten mächtige Fürſten an ihren Banden, entzündeten Kriege und übten, in einen ſcheinheiligen Nimbus gehüllt, Frevel jeder, ſelbſt der ſchrecklichſten Art, ſtets nur dem heilloſen Grundſatze folgend: Jedes Mittel, führt es zum Zwecke, bleibt erlaubt.“ —

Ein wahrer Triumph der echten Philoſophie war es zu nennen, daß man ſolche Cliquen der aufzehrenden und gefährlichern Tendenz aufhob und zerſtreute, und werden Inſtitute der letztern Art hier und dort wieder errichtet und geduldet, ſo wird man zeitig genug die Ruthen fühlen, welche man ſich auf den Rücken band. Indeſſen, ich kenne eine klöſterliche Gemeinſchaft, welche ſich von jenen verächtlichen ſtets vortheilhaft unterſchied und ſelbſt noch in dieſem Augenblicke auszeichnet; es iſt der Orden des heiligen Benediktus.

Die Väter dieſes Ordens machten vorerſt die Kultur des Bodens und dann jene höhere des Geiſtes und der Wiſſenſchaften zu ihrem Hauptgeſchäfte; ſie leben anſtändig aber ſittſam und eingezogen, nimmermehr miſchten ſich die Benediktiner in politiſche Angelegenheiten; Chriſti Lehren tragen ſie rein und unverfälſcht vor, ſie arbeiten dem Aberglauben entgegen ſtatt ihn zu fördern, und gerade weil die frommen Väter Schwelgerei und Müſſigang zu allen Zeiten aus ihren Reigen verbannten, blieben ihnen auch jene elenden und kleinlichen Intriquen und Kabalen ſtets fern, welche anſonſt anderweitiges Kloſterleben karakteriſirten.

Auf einer herrlichen Höhe an den romantiſchen Geſtaden der Donau — alſo endete der Freiherr ſeine Rede — erhebt ſich noch heutigen Tages eine prachtvolle, dem heiligen Benediktus geweihte Abtei, deren fromme Väter im Geiſte des edlen Stifters wirken; dorthin, mein treuer Selmar! laß uns flüchten aus den drohenden Stürmen der Welt, dort laß uns ein Aſyl und Seelenruhe ſuchen!“ —

„Ja, mein Freund! — fiel der junge Graf ein — ich trenne mein Schickſal nimmermehr von dem deinigen, ich ziehe mit dir; unter dem ſchwarzen Kleide mögen unſere Wunden vollends verbluten, aber zuvor mußt du mich in die Heimath begleiten: meine Rechnung will ich gänzlich abſchließen mit der Welt und einmal noch die geliebte Mutter umarmen.“

Maltitz willigte in das billige Verlangen und die Kavaliere ſetzten ohne Zeitverluſt ihre Reiſe nach den Rheingegenden hin fort.

Es war ein ſchöner Herbſtmorgen als endlich die Zinnen der Schildrothiſchen Burg den Rittern aus der Ferne winkten. Die Freunde ſtiegen aus dem Wagen, denn zu Fuß und durch den verhängnißvollen ſchauerlichen Mühlengrund hin wollte Selmar den Freiherrn nach der Mutter Haus leiten.

Harmoniſches Glockengeläute hallte bald darauf den Wallern aus dem Thale entgegen.

„Was mag dieſes zu bedeuten haben? fragte der junge Graf, von bangen Ahndungen ergriffen; — es iſt weder Sonntag noch ein ander Kirchenfeſt wird heut gefeiert, und an ſolchen Tagen allein pflegt die Mutter in dem von ihr erbauten Tempel öffentlichen Gottesdienſt halten zu laſſen?“ —

Nun, erwiederte Maltitz — uns wird in einigen Augenblicken ja Aufklärung werden, und schweigend schritt man weiter.

Im Mühlenthale angelangt fand man die neu erbaute schöne Kirche eröffnet und mit einer Menschenmenge erfüllt; gleich darauf erschallten dumpfe Posaunentöne, ein prächtiger Leichenzug nahete feierlich, der alte, silbergraue Müller von seiner Tochter, dem lieblichen Gretchen geleitet, wankte weinend hinter dem Sarge her.

„Wen bestattet ihr zur Ruhe? —" fragte Selmar stammelnd einen Träger; „die edle Reichsgräfin Mathilde v. Schildroth" antwortete der Mann.

Der Jüngling erblaßte, taumelte und sank Maltitzen ohnmächtig in die Arme.

Der Zug ging vorüber; im Tempel wurde wieder Mozarts Requiem angestimmt.

Bei der bekannten herrlich furchtbaren Stelle: dies irae, dies calamitatis etc. welche Tödte zum Leben erwecken könnte, erwachte auch Selmar aus ſeiner Ohnmacht wieder; freundlich tröſtend redete ihm der Freiherr zu, allein der Unglückliche ſprach keine Sylbe, ließ ſich aber von demſelben willig in den Tempel leiten, wo er nun an der Mutter Katafalk ſelbſt wie leblos kniete.

Der Gräfin Leiche war in die Gruft geſenkt, und des Requiems letzte Töne verklangen — die ganze Verſammlung aber richtete mitleidsvoll ihre Blicke auf den jungen Grafen hin, bis Maltiz den Anweſenden bittend winkte, ſich zu entfernen; ſie gehorchten.

Lange noch ſtarrte Selmar ſchweigend vor ſich, bis ſein Auge endlich zufällig auf das unſelige Mühlenrad fiel, das einſt der unglücklichen Albina zarten Körper zerſchmettert hatte und welches die verſtorbene

Gräfin als Wahrzeichen an einer der Seitenwände des Tempels hatte befeſtigen laſſen.

Dieſer Anblick regte den Jüngling mächtiglich an, es ſtürzten häufige Thränen aus ſeinen Augen und das Rad umfangend, rief er ſchmerzhaft aus: „Warum haben dieſe Speichen nicht auch mich Unglücklichen zermalmt, ich wäre bei ihr und mir wäre wohl.“

Auf alle Weiſe ſuchte der Freiherr Selmarn zu beruhigen, es ſchien ihm endlich auch einigermaßen gelungen zu ſeyn, allein der junge Graf fiel dagegen wieder ſo ziemlich in ſeinen ehemaligen dumpfen und fühlloſen Zuſtand zurück, in welchem er vor ſeinem Zuge nach Griechenland die verſtorbene Mutter ſo ſehr betrübt hatte; nur mit dem Unterſchiede, daß ihm jetzt zuweilen lucida intervalla naheten, während denen er zuſammenhängend zu denken und anzuordnen vermochte.

Bei einer ſolchen Gelegenheit nun drückte der arme Jüngling Maltitzen ſeine Sehnſucht nach klöſterlicher Ruhe noch einmal aus, er händigte dem Freiherrn eine Vollmacht ein, wodurch derſelbe ermächtiget wurde, ſchleunigſt alle Schildrothiſchen Beſitzungen zu veräußern und für die Erhaltung des Tempels im Thale eine angemeſſene Summe bei den Gerichten zu deponiren; auch ſollte noch eine beſondere Summe, zur Gründung eines Beneficiates bei jener Kirche, verwendet werden.

Maltitz arrangirte ſowohl ſeine als auch des Freundes weltliche Geſchäfte möglichſt ſchnell, und nachdem in dieſer Beziehung alles geſchlichtet war, reißten die Kavaliere nach der öſterreichiſchen Benediktiner Abtei Mölk.

Sie eröffneten dem Abte, einem würdigen altergrauen Prieſter aufrichtig ihres Lebens Schickſale, verſprachen dem Kloſter die nicht unbedeutſamen Reſte ihres Vermögens darzubringen und baten demüthig um Aufnahme in den Orden.

„Wohl, meine Söhne! ſprach der Greis; daß Ihr dieſen Schritt ernſtlich erwogen, ſtellt ſich dar; Kandidaten Eures Gleichen, welche den Tand des nichtigen Erdenlebens bis zum Ekel erkennen gelernt haben, ſind mir ſtets die willkommenſten, denn von ihnen läßt ſich mit größerer Sicherheit erwarten, ſie würden ſich ausbilden zu rüſtigen Werkzeugen der Kirche und zu eifrigen Gärtnern im Weinberge des Herrn, darum ſey Eure Bitte gewährt!“

Selmar und Maltitz wurden ſofort eingekleidet und begannen das ſogenannte Noviziat, welches aber ungemein abzukürzen ſich der Abt bewogen fand. Die Ritter legten voll herzerhebender frommer Begeiſterung die ſtrengen, unauflößbaren Gelübde mit Feierlichkeit vor den Stufen des hohen Altars in der Kloſterkirche ab: Maltitz erhielt den Namen Auguſtin, Selmar heißt nun Damian.

Auf des jungen Grafen Seelenzuſtand übte das Kloſterleben bisher geringern Impuls, er blieb ſich gleich; — ſtets düſtern Melancholien hingegeben ſtellt ſich Vater Damian blos leidend dar; im Chore aber erbaut ſeine innige Frömmigkeit die Confratres alle.

An ſchönen Sommerabenden ſchwankt die tief gebeugte, abgemagerte und ſehr blaſſe junge Mönchsgeſtalt durch die ſchattigſten und einſamſten Laubengänge des weitläufigen Kloſtergartens, oder Selmar ſteht an der niederigen Mauer, welche dieſen Garten umfängt, und ſtarrt, bewegungslos ſtundenlang, hinunter in die Fluthen der reißenden Donau.

In dieſer Attitüde wurde mir der unglückliche Jüngling gezeigt, als ich auf einer

Reiſe ohnlängſt die Abtei Möll beſuchte und ich betrachtete mit inniger Theilnahme lange den Leidenden, denn ihn anzureden, bleibt verbeten.

Vater Auguſtin (Maltiz) hat die urſprüngliche Gediegenheit ſeines Charakters in den ſtillen Mauern wieder erlangt. Selten verläßt er ſeine kleine Zelle, und den beſchränkten Tiſch, deſſen einzige Zierde das Bild des Gekreuzigten und ein Todtenkopf bilden; aufrichtig bereut der arme Sünder den einſt an der treuloſen Angelika verübten Mord, und er leiſtet deßhalb noch täglich ſchwere Buße.

Durch ſtets und angeſtrengtes Arbeiten ſucht der edle Freiherr ſich zu zerſtreuen; er ließt die heiligen Kirchenväter voll Eifer und widmet ſich dem hehren Studium der Aſtronomie. Nichtsdeſtoweniger hebt nicht ſelten in Mitte der ernſteſten Beſchäftigungen Auguſtins tiefe Seelenwunde an heftig zu ſchmerzen, unwillkührlich greift in ſolchen Momenten die rechte Hand (man ſehe das Titelkupfer) alsdann nach des Herzens Gegend, und ſich Troſtes zu erholen wenden ſich des frommen Vaters Augen zum Bild der Jungfrau und dem Jeſuskindlein hin.

Harret aus edle Dulder! — Euch winkt die Palme des Sieges — dort wo man weder Mord, Verrath noch Untreue kennt, werdet ihr verdienten Lohn einſt finden und beneidenswerth bleibt dann Euer Loos! —

* * *

Wahr iſt es, ich mußte manchen Charakter in dieſer Fortſetzung des Romans: Theodora, die leipziger Jungemagd u. ſ. w. ſinken laſſen, den ich dort hehr und edel angelegt.

Ich arbeitete als Pſychologe und mit Bedacht; man ſchaue um ſich in der wirklichen Welt, wie manche Seele, die einſt in erhabener Glorie geſtrahlt, ſinkt nicht moraliſch hernieder zur Tiefe.

Doch beherzige man zu meiner Rechtfertigung annoch die folgenden herrlichen Sentenzen des ſinnigen Sarbiev, eines fürwahr klaſſiſchen neuern Lateiners. Die angeregte Stelle lautet:

„Esset humanis aliquod levamen
Cladibus, si res caderent eadem
Qua mora surgunt; sed humant repentes
Alta ruinae.

Nil diu felix stetit, inquieta
Urbium currunt hominumque fata:
Tatque vio horis jacuere, surgunt
Regna quot annis.

Parce crudeles, moriture Publi,
Impio Divos onerare questu,
Densa vicinis nimium vagari
Funera tectis.

Quae tibi primum dedit hora nasci,
Haec mori primum dedit. Ille longum
Vixit, aeternum sibi qui merendo
Vindicat aevum."

Zu Gunſten meiner reizenden Leſerinnen ſowohl als auch harmloſer Ignoranten füge ich noch eine Verdeutſchung der obigen Stelle bei:

„Menſchlichem Elend wär' es eine Linderung,
Sänken die Dinge wieder, wie ſie ſtiegen,
Langſam; doch oft begräbt ein ſchneller Umſturz
hohe Gebäude.
Lange beglückt ſtand nichts. Der Städt' und Menſchen
Schickungen fliegen immer auf und nieder.
Jahre bedarf ein Königreich, zu ſteigen,
Stunden, zu fallen.
Du, der du ſelber des Todes Opfer ſeyn wirſt,
Nenne darum nicht, weil die Zeit im Stillen
Menſchen und Menſchenwohnungen zerſtöret,
grauſam die Götter.

Die dich zum Leben einſt rief, jene Stunde
ruft zum Tode dich: der lebte lange,
Wer nur Verdienſt und Tugend ſich
ein ewig
Leben erworben!

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Beyer

Jussuph Pascha,

oder
Geſchichte
der an ſeinem vermeintlichen Todestage
erfolgten
Flucht Napoleon's
aus St. Helena,
dann
der geheimen Aufnahme des Ex-Kaiſers
am conſtantinopolitaniſchen Hofe,
ſeines Glaubensübertrittes
und
fernern höchſt merkwürdigen Schickſale zu
Waſſer und zu Land. Nebſt charakteriſtiſchen
Anekdoten aus der Geſchichte des gegenwärtigen
Kampfes Rußlands mit der Pforte und
wichtigen Weiſſagungen Napoleons.

Erſter Band

In demſelben Verlage erſchienen

C. W. Bruckbräu's
erotiſche Schriften.

Enthaltend:

- Der Leibpage der Königin Marie Antoinette. Ein Beitrag zur Chronique scandaleuse am Hofe Ludwigs XVI. Nach dem Franzöſiſchen. gr. 12. broſchirt.
- Die Verſchwörung in München. Eine Gallerie der intereſſanteſten Liebſchaften galanter Herren und lüſterner Damen, den Liebenden aus allen Ständen geöffnet. 2 Bde. gr. 12. eleg. broſch.
- Geheime Liebſchaften von Pariſer Hofdamen. gr. 12. elegant broſchirt.
- Mittheilungen aus den geheimen Memoiren einer deutſchen Sängerin. Ein Spiegel wunderſamer Liebesabentheuer der denkwürdigſten Perſonen unſerer Zeit, in Wien, Mailand, Rom, Neapel, Madrid, Liſſabon, Paris, London, Petersburg und Berlin. Zum Ergötzen aller Freunde reizender Theaterdamen dargeſtellt. 2 Bände. gr. 12. elegant broſchirt.
- Mittheilungen aus Amors Memoiren. gr. 12. elegant broſchirt.

So eben verläßt die Preſſe:

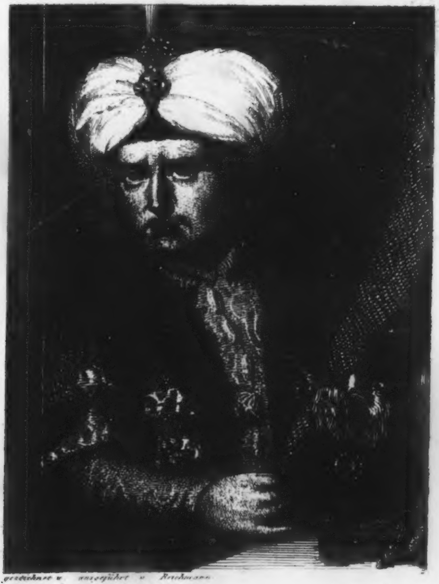
Der letzte Tag eines Verurtheilten.

Von

Victor Hugo.

Aus dem Franzöſiſchen. gr. 12. broſchirt.

(Bibl Regia)



gezeichnet u. ausgeführt v. Reichmann

Jussuph Paſcha,

oder

Geſchichte

der an ſeinem vermeintlichen Todestage
erfolgten
Flucht Napoleon's
aus Sanct Helena,
dann
der geheimen Aufnahme des Ex-Kaiſers
am conſtantinopolitaniſchen Hofe,
ſeines Glaubensübertrittes
und
fernern höchſt merkwürdigen und ſeltſamen Schickſale
zu Waſſer und zu Land.
Nebſt
charakteriſtiſchen Anekdoten aus der Geſchichte des gegenwärtigen Kampfes Rußlands mit der Pforte und wichtigen Weiſſagungen Napoleons.

Romantiſches Originalgemälde
von
Adolph v. Schaden.

> Es giebt Dinge über der Erde, von welchen unſere Politiker nichts wiſſen und nichts verſtehen. — Nicht Jeder, dem man ein Epitaphium geſetzt hat, iſt todt!
>
> Neuer Spruch im Geiſte des alten Hamlets.

Erſter Band.
Mit Napoleons Bildniß in türkiſchem Coſtüme.

Stuttgart. Gebrüder Franckh.
1829.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Vorwort.

General Buonaparte leidet gegenwärtig an einer Leberkrankheit, welche er wahrſcheinlich während ſeiner ganzen Lebenszeit nicht mehr los werden wird. Patienten dieſer Art ſind bekanntlich Hypochonder, wie denn auch die meiſten ſeiner Aeuſſerungen den Typus einer düſtern Stimmung an ſich tragen.

Die Materialien zu dieſer Geſchichte ſind mir aus einer geheimen Quelle zugekommen und mir gebührt demnach nur das geringe Verdienſt der Bearbeitung; allein um ſo ungerechter würde es ſeyn, wenn man für viele ſehr ſeltſame Meinungen und Anſichten, welche die in der Geſchichte auftretenden Perſonen äuſſern, mich verantwortlich machen wollte.

Dieſe Leute alle ſprechen eben um kein Haar beſſer oder ſchlechter, als es ihre bekannten urſprünglichen Charactere mit ſich bringen, allein häufig empörten mich die Anſichten erwähnter Leute ſelbſt, denn ich bin und bleibe mit ganzer Seele Chriſt und konſtitutioneller Staatsbürger.

Der Verfaſſer.

Inhalts-Verzeichniß.

I.

Seite:

Napoleon in übler Laune. — Der engliſche und der franzöſiſche Hahnrei. — Napoleons vermeintlicher Tod. — Der Ex-Kaiſer wird als engliſcher Cabinets-Courier beauftragt, die Kunde von ſeinem Tode nach Albion zu bringen . . 5

II.

Waſſerreiſe nach London. — Intereſſante Characteriſtik des ſchreienden Contraſtes zwiſchen der Canning'ſchen und Wellington'ſchen Politik. — Napoleon und Wellington einander gegenüber. — Napoleon als Wellingtons Geheimſchreiber . . 25

III.

Napoleons Entſchluß. — Die Flucht nach Ägypten und Begebenheiten auf derſelben 58

IV.

Napoleon findet ganz unverhofft einen ſeiner ergebenſten Diener wieder. — Höchſt ſinnreiche, vom dem Ex-Kaiſer erfundene Art, in Mitte der größten Wüſte Schätze zu vergraben, und dieſelben, ohne ſich irgend eines ſichtbaren Zeichens zu bedienen, wieder zu finden. — Die Nacht in den Pyramiden. — Der ſterbende Ägyptier und ſein Dromedar 67

Seite

V.

Napoleon als Sclavenhändler in Cairo. — Abreiſe aus dieſer Stadt, und Einſchiffung in Alexandria. — Des Helden Ankunft in Conſtantinopel. — Höchſt merkwürdige lange Unterredung Napoleons mit dem Großherrn. — Der Ex-Kaiſer liefert dem Sultan eine Skizze der Politik der meiſten europäiſchen Höfe. — Napoleon als Dichter 105

VI.

Napoleons Urtheil über den jetzt regierenden König von Bayern 148

VII.

Napoleons Unterredung mit dem Mufti. — Des Ex-Kaiſers Uebertritt zum Islam. — Napoleons Hut und Adler 158

VIII.

Der franzöſiſche Ex-Kaiſer als geheimer Tabacks-Pfeifenſtopfer des türkiſchen Großherrn. — Der Wunder- und Todtenvogel. — Beantwortung der Frage, welche Zwecke verband Napoleon mit ſeiner Reiſe nach Conſtantinopel. — Juſſuph und Mähmud ſingen ein nach einer bekannten Opernmelodie arrangirtes Duett 170

IX.

Juſſuph Paſcha wird von dem Großherrn im Serail eingeführt. — Der geheime Oberhofpfeifenſtopfer findet daſelbſt eine ehemalige ſehr berühmte franzöſiſche Schriftſtellerin, welche ihm Wahrheiten ſagt, wie er ſie von ſeinen Marſchällen, Miniſtern und Senatoren nimmermehr hörte. — Juſſuph fällt in Ohnmacht und erlaubt ſich dann eine ſehr anzügliche Bemerkung über die John Turner'ſche Cenſur. — Juſſuph nimmt ein warmes Bad und legt ſich zu Bett. 188

Juſſuph Paſcha

od.

Geſchichte der an ſeinem vermeintlichen Todes-
tage erfolgten Flucht

Napoleon's

aus St. Helena, dann der geheimen Aufnahme des
Ex-Kaiſers am conſtantinopolitaniſchen Hofe, ſeines
Glaubensübertrittes und fernern höchſt merkwür-
digen und ſeltſamen Schickſale zu Waſſer
und zu Land.

I.

Napoleon in übler Laune. — Der engliſche und der franzöſiſche Hahnrei. — Napoleons vermeintlicher Tod. — Der Ex-Kaiſer wird als engliſcher Kabinetscourier beauftragt, die Kunde von ſeinem Tode nach Albion zu bringen.

> Die Geſchichte erzählt vom König Saladin in Aegypten, daß er kurz vor ſeinem Tode ein auf eine Lanze geſtecktes Hemd öffentlich herumtragen und dabei ausrufen ließ: „Seht, das iſt Alles, was der tapfere Saladin hinterläßt.“

Napoleon lag, ſeiner Gewohnheit gemäß, in der ſchlechten Cajüte zu Longwood mit verſchränkten Armen auf ſeinem Faulbette. Bertrand hatte dem Ex-Kaiſer die ſo eben eingetroffene Londoner Morgenzeitung vorgeleſen; Graf Montholon und Las Caſas ſtanden nebenbei. Eine Pauſe erfolgte, dann ſprach Napoleon in übler Laune: „Bertrand! immer haſt Du das Gras wachſen und die Flöhe huſten hören; Las Caſas und Montholon! Ihr habt ja ſonſt ſtets guten Rath bei der Hand! Jetzt rathet und helft! Ich habe die deutſchen Magiſters nie leiden können, doch unwillkührlich fällt mir ein Gemeinplatz ein, deſſen ſich die Redacteure der deutſchen allgemeinen Zeitung ſo oft bedienten. Ja, in der That. — Der Vorabend großer Ereigniſſe, er iſt hereingebrochen. Foudrek ſchafft die Ballons her, welche mich durch die Luft tragen; laßt die Anker jener unterwäſſerigen Fahrzeuge Johnſon's *) lichten, die mich endlich flott machen ſollen!" —

---

*) Unter den vielen Biographen, welche Napoleon gefunden hat, liefert einer der neueſten folgende ſehr intereſſante Notiz: „Uebrigens weiß es nicht Jedermann, daß gegen das Lebensende Buonaparte's ein Plan zu ſeiner Ent-

Die beiden Herren ſchwiegen und ihre Geſichtszüge ſtellten Verlegenheit und etwas

---

weichung entworfen, und deſſen Ausführung iſt begonnen worden. Der berühmte Schmuggler Johnſon hatte in dieſer Abſicht ein neunzig Fuß langes Fahrzeug von hundert Tonnen in Valtervea erbaut, und demſelben dadurch eine auſſerordentliche Feſtigkeit gegeben, daß er die Schiffsplanken abwechſelnd mit und gegen Faden des Holzes gebrauchte; dabei waren die Wände gleichwohl nicht viel dicker, als die eines gewöhnlichen Fahrzeuges. Die Maſten waren ſo eingerichtet, daß ſie ſich niedernehmen und auf dem Verdeck hinlegen ließen; man konnte ohne alle Gefahr, und ſo oft man nur wollte, das Schiff mit der darauf befindlichen Mannſchaft untertauchen laſſen. Johnſon's Abſicht war, in der Nacht ſich der Inſel St. Helena zu nähern, ſein Fahrzeug daſelbſt zu ſenken, und bis zur nächſten Nacht zu verweilen, wo Buonaparte auf irgend eine Art davon in Kenntniß geſetzt, die Meeresküſte hätte gewinnen können. In dem Augenblicke, wo das geſchah, hätte er ſein Fahrzeug in die Höhe gehen laſſen, den

Anderes noch dar. Jetzt rief Napoleon barſch und unwillig aus: „Geh hin, alter Las Caſas! und reiche mir den Adler meines ehemaligen ſo wackeren zwölften leichten Infanterieregiments; er liegt dort unter faulem Holze neben dem Kamine.“

Las Caſas that, wie ihm geheißen worden war. Napoleon drückte die theure Trophäe an ſeine Bruſt und rief, indem er die Augen verdrehte, in Extaſe aus:

„Belebe dich, mein edles, hehres Thier!
Auf deinen Schwingen trag' mich fort von hier;

Gefangenen eingenommen, und wäre unter dem Schutze der Nacht abgeſegelt. Der Ex-Kaiſer ſtarb, (?) bevor der Bau des Schiffes vollendet war, und die Nachricht des Todes traf an eben dem Tage in London ein, wo man dem Schiffe einen kupfernen Boden geben wollte. Johnſon ſollte 40,000 Pfund Sterling erhalten, ſobald ſein Schiff flott wäre, unabhängig von der Belohnung, die ihm zugetheilt werden würde, wenn das Unternehmen gelänge.

Nicht bleib in dieſem ſchlechten Loch ich mehr,
Hoch durch die Lüfte trag' mich über's Meer;
Ja ſetze dort an jenem Land mich nieder,
Und ſprich: da habt Ihr'n Teufelskerl wieder,
Die weitre Sorge überlaſſe mir,
Denn du biſt zwar ein Aar, aber doch nur ein
Thier."

Es iſt ein Glück, daß denn doch nicht Alles geſchieht, was die regierenden und nicht regierenden Häupter hienieden wünſchen und befehlen, denn ſonſt wäre vollends kein Auskommen mehr. Napoleon mochte ſprechen, wie er wollte, der Adler des zwölften leichten Infanterie-Regiments blieb und war weiter nichts, als ein Stück todtes Metall.

Unter des Ex-Kaiſers Dienerſchaft befand ſich ein Stiefelputzer, der ehevor in Paris die Hofdamen friſirt hatte; der Friſeur nannte ſich Jacques Dandin und ſtammte in gerader Linie von dem bekannten „Georges Dandin! tu l'as voulu!“ des Herrn Molière ab.

Jacques hatte das Geſpräch der drei Herren, während er im Vorſaale den Stiefeln des Ex-Kaiſers neuen Glanz verlieh, belauſcht; jetzt öffnete er plötzlich die Thüre, ſtürzte vor des Kaiſers Ruhebett auf die Kniee nieder und rief, indem er ſeine Stiefelbürſte hoch erhob: „Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter Kaiſer! wenn Sie anders den Rath Ihres allerunterthänigſt treu gehorſamſten Dieners befolgen wollen, ſind Sie morgen um dieſe Zeit auf freiem Fuß und unter Segel.“ —

Mit dem ihm eigenthümlichen ſardoniſchen Lächeln erwiederte Napoleon: „Nun, es wäre ja das erſtemal nicht, daß beſſerer Rath aus dem Schädel eines Stiefelputzers hervorkeimte, als aus den oft überfüllten und oft hohlen Köpfen meiner ehemaligen Miniſter und Marſchälle. Erhebe dich

Jacques Dandin! und laß hören Deinen Plan."

Der Stiefelputzer ſtand auf und ſprach voll ſtolzen Anſtandes: „Mein Herr und Kaiſer! Sie auf freien Fuß zu bringen ſind vorerſt zwei Dinge nöthig, es müſſen nämlich zwei ehrenwerthe Männer Hahnrei's werden; ein Engländer und ein Franzoſe. Den Engländer müſſen Eure Majeſtät ſelbſt in allerhöchſt eigener Perſon zum Hahnrei machen; ich ſelbſt aber bin entſchloſſen, mit Gottes Beiſtand für König und Vaterland der franzöſiſche Hahnrei zu werden."

„Par - bleu!" — rief der Ex-Kaiſer lachend — „Jacques Dandin! Du ſprichſt dermaßen in genialen und unverſtändlichen Floskeln, wie der deutſche Magiſter Jean Paul zu Baireuth, erkläre Dich — s'il vous plait — deutlicher; dépêchez vous!"

Der Friſeur räusperte ſich und nahm mit wichtiger Miene folgendermaßen wieder das

Wort: „Eure Majeſtät mögen wiſſen, daß in unſerm Hafen dahier eine großbritanniſche Fregatte, Lord Wellington genannt, vor Anker liegt. Dieſe Fregatte geht übermorgen, wenn anders der rechte Wind weht, unter Segel. Das Schiff ſoll einen gewiſſen James Milton — der Kerl gehört zur Suite unſeres Gouverneurs, den der Teufel holen mag — an Bord nehmen. Dieſer James Milton nun iſt beſtimmt, dem eigentlichen Lord Wellington Depeſchen von Wichtigkeit zu überbringen. James iſt mein vertrauter Freund und ein höchſt dummer Kerl, nichts deſto weniger hat der Burſche das Glück, Eurer kaiſerlichen Majeſtät — in Folge eines ſeltſamen Naturſpieles — dermaſſen ähnlich zu ſehen, wie ein Ei dem andern. Nun trifft es ſich glücklicherweiſe, daß Freund James in mein liebes Weibchen, die kleine Margot aus der Provence, ganz unmenſchlich verliebt iſt und längſt damit umgeht, mir ein Paar tüchtige Hörner aufzuſetzen; ein Freundſchaftsdienſt, den ich bisher abzuwenden alle erdenkliche Vorſicht anwendete. Doch anders stehen nun die Dinge; Freund James ſoll heute die glücklichſte Nacht ſeines Lebens in meiner Margot Armen durchſchwelgen und — dieſe Nacht mit ſeinem Leben bezahlen. Man hat Mittel ehrliche Leute in die andere Welt zu befördern, ohne daß eine gewaltſame Verletzung an deren Körper zu gewahren iſt; die Herren Aerzte ſchließen in derlei Fällen gewöhnlich auf einen plötzlich erfolgten Schlagfluß oder auf einen längſt vorhanden geweſenen Herzpolyp, Magenkrebs u. dgl. — Morgen in aller Frühe heulen wir insgeſammt wie die Schloßhunde und es wird dem Herrn Gouverneur der Inſel gemeldet, es ſeyen Eure kaiſerliche Majeſtät in verwichener Nacht verſchieden; der dahin geopferte Freund James ſoll das Glück haben, allerhöchſt Dero Perſon im Tode zu repräſentiren.“

„Eh bien“ — ſprach Napoleon, indem er eine Priſe Taback nahm — „mein guter Dandin! ich geſtehe, Du würdeſt als deutſcher Romanenſchreiber Glück machen, indeſſen — des Spaßes halber — will ich denn doch hören, in welcher Art Du Deine Intrigue durchzuführen denkeſt?“

Jacques Dandin nahm ſogleich wieder das Wort und ſprach alſo: „Eure kaiſerliche Majeſtät werfen ſich, während mein Freund Milton, von des Tages ſchwerer Arbeit erſchöpft, in der kleinen Margot Arme ſchlummert, in deſſen Gewand, ſchleichen ſich zu deſſen ſchlanker Betty und ſchlafen bei ihr. Weiter“ — alſo endete der Stiefelputzer — „habe ich nicht nöthig zu ſprechen, denn längſt hat wohl der ſcharfſinnigſte aller jetzt lebenden Potentaten durchſchaut, wo ich hinaus will.“

„Du biſt ein verfluchter Kerl, Jacaues!“ rief Napoleon abermals — indem er alſo herzlich lachte, wie man den großen Mann nur ſelten lachen ſah — „doch ſage mir Schlingel! iſt denn Sir Miltons ſchlanke Betty auch hübſch?“

„Ich habe die Ehre Eure kaiſerliche Majeſtät auf Stiefelputzers Ehre zu verſichern, Madame Betty Milton gleicht — wieder in Folge eines ſeltſamen Naturſpiels — der berühmten Pariſer Opernſängerin Demoiſelle Georges, wie ein Haar dem andern.“

„Kanaille! die Du biſt!“ — rief Napoleon aus, indem er dem Stiefelputzer eine ſtrozende Geldbörſe vor die Füße warf — „voila! à boire pour vous.“

Jacques Dandin hob die Börſe auf, ſteckte ſie in die Taſche, zog einen langen Kratzfuß und trat ab.

Bertrand und Las Caſas richteten fragende Blicke auf Napoleon; der Ex-Kaiſer ſpielte, lächelnd aber ſchweigend, mit ſeiner Doſe und eine lange Pauſe erfolgte. Endlich nahm ſich Bertrand ein Herz und fragte mit leiſem Tone: „Sir, ſoll dieſer Milton ſterben?“

„Imbécille! que vous êtes — als Hulein, und der nachherige Herzog von Rovigo, dann mehrere andere Narren mich fragten: ſoll Enghien ſterben? — ſagte ich weder Ja noch Nein.“ Der Kaiſer ſprachs und zog ſich in ſein Cabinet zurück.

Eine verhängnißvolle Nacht war hereingebrochen. — Der unglücklich-glückliche Milton entſchlummerte in der That, um nie wieder zu erwachen.

Eine Stunde ſpäter ſchlüpfte ein Männchen unter die Bettdecke der ſchlafenden ſchlanken Betty Milton. Das Ebenbild der Demoiſelle Georges erwachte, kicherte und ſprach: „Ei, Männchen! Du biſt ja dieſe Nacht ganz auſſerordentlich bei Laune! hi, hi, hi — ach!“

Als noch kaum der Morgen graute, war die braune Betty in einen feſten Schlaf verſunken; das Männchen, deſſen Namen und Charakter alle Herren Polizei-Directoren der Welt, gemäß des ihnen beiwohnenden eigenthümlichen Scharfſinns, ohne weiteres Signalement, wie wir uns zu hoffen getrauen, auf der Stelle nun errathen werden, ſchlüpfte leiſe aus dem Bette, kleidete ſich an, und verließ Miltons Haus.

An demſelben Morgen waren der Gouverneur und die ſämmtlichen Herrn Commiſſaire der alliirten großen Mächte auf St. Helena ungewöhnlich früh aus ihrem ſüßen Schlummer, welchen wir eigentlich auch einen Schlaf nennen könnten, deſſen man ſich nach dem Genuſſe einiger Flaſchen baieriſchen Märzenbiers erfreut, erweckt worden. Jetzt ſtanden die Excellenzen — ihr Coſtume war für dießmal nichts weniger, als dem diplomatiſchen Ceremoniel entſprechend — vor Napoleons Leiche — der Arzt der Inſel hatte ſeine rechte Hand auf der Oberfläche des entſeelten Körpers liegen; — lange Pauſe; — endlich ſpricht der Jünger Äsculaps: „Meine hochgnädige Herrn! der Corſe iſt todt, ſo gewiß todt, als wir alle noch leben und diesesmal — ich ſchwöre es bei meiner Kunſt — wird er nicht mehr erwachen; ſagte ich es nicht immer, er leide am Magenkrebs und werde gewiß einmal ſterben?“ —

Ungemein pfiffig winkten ſich die Herrn Commiſſaire und der Herr Gouverneur einander zu. O wäre ein Hogarth gegenwärtig geweſen, mit geflügeltem Crayon die Gruppe aufzunehmen, und wären wir im Beſitze der Zeichnung! wir würden dieſelbe in Kupfer ſtechen laſſen, um durch ſie allein uns des Intereſſes des Leſepublikums zu verſichern!

Hoch ſtand die Sonne am Horizont, da vernahmen die Bewohner der Inſel St. Helena den Schall dreier Kanonenſchüſſe. „Goddam!“ ſprach die ſchlanke Betty erbleichend, „dieſe Signale gibt der abſegelnde Wellington — wäre es wirklich möglich, könnte mich der Schlingel, mein Mann, nach dieſer Nacht, ohne Abſchied verlaſſen?“ Es pochte an der Thüre — ein Jokei des Gouverneurs trat ein und ſprach: „Liebe Betty! Dein lieber Mann läßt Dich grüßen und Dir ſeine Verzweiflung ob des Umſtandes melden, daß er, ohne von Dir Abſchied zu nehmen, mit dem Wellington unter Segel gehen mußte, allein der Wind blies plötzlich günſtig, und meine Excellenz rief wie ein Unſinniger: „an Bord, an Bord, Milton! Du kannſt nicht genug eilen, denn du überbringſt Sr. Herrlichkeit dem Lord Wellington die wichtigſte Nachricht, die er je in ſeinem Leben empfangen hat.“ Schluchzend rief die arme Frau aus: „ach Gott, ach Gott! das iſt hart, gerade jetzt, als ganz unverhofft ſeine alte treffliche Laune zurückkehrte, entflieht mir der kleine Filou — wenn er doch nur noch eine einzige Nacht auf der Inſel geblieben wäre! — weißt du nicht, lieber Junge, kehrt mein Männchen bald wieder oder nicht?“ — „Das mögen nicht die Götter und vielleicht nicht einmal Seine Excellenz, unſer gnädigſter Herr Inſelgouverneur wiſſen“ — erwiederte der junge Menſch — ein blondgelockter reizender engliſcher Blondin.

„Ei nun“ — liſpelte die ſchlanke Betty — „während mein Mann abweſend iſt, wird mir die Zeit erſchrecklich lange werden, und du würdeſt mich verbinden, lieber Landsmann! wenn du die Güte haben wollteſt, mich zuweilen zu beſuchen, um mit mir ein Stündchen zu verplaudern; doch gut, daß ich daran denke, komme nicht am Tage, ſondern bei Nacht, denn du weißt wohl, die heiligen Helenienſer haben böſe Mäuler und Napoleons frommer Freund Las Caſas pflegt zu ſprechen: Der Ruf einer Strohwittwe gleiche einem venetianiſchen Spiegelglaſe, welches jeden dummen Eſels Hauch, wenn auch nur für ein paar Augenblicke, erblinden macht.“

Der blonde Junge lächelte und ſprach: „ſchöne Miß, wir wollen ſogleich in der folgenden Nacht ein Stündchen verplaudern. Erwarte mich!“

Am Abende deſſelben Tages, von welchem hier die Rede iſt, ſaßen **Bertrand** und **Las Cases** im Sopha; es dampfte vor ihnen eine Bowle Punſch und folgendes Zwiegeſpräch fand Statt.

Bertrand.

Ich kann den Geruch von denen verfluchten Zwiebeln, welche ich mir den ganzen Tag über, um Thränen zu erpreſſen, vor die Augen halten mußte, gar nicht aus der Naſe bringen. Indeſſen ich kann noch immer nicht begreifen, wie dieſer tollkühne Gedanke, die Idee eines Wahnſinnigen, ausgeführt werden konnte.

Las Caſas.

Aber alter Freund! wie ſprecht Ihr wunderlich? haben wir den Kaiſer nicht tauſend

Ideen realiſiren geſehen, welche der ſo eben ausgeführten an Tollkühnheit nicht das Geringſte nachgeben?

Bertrand.

Dem ſey nun wie ihm wolle; geſtehen muß man immerhin, ein wahrhaft kaiſerliches Herz ſchlägt dennoch in des kleinen Korporals Buſen. Wie großmüthig hat er nicht ſeine treuen Freunde, und namentlich Euch und mich bedacht!

Las Caſas.

(Ironiſch lächelnd) Habt Ihr, lieber General! habt Ihr Euer Geld ſchon in der Taſche? Denket an mich, es wird mit dieſem Ex-kaiſerlichen Teſtamente gerade ſo verfahren werden, wie mit dem Hemde des König Saladins von Egypten, von dem ich Euch oft erzählte: man wird daſſelbe zu London in miniſterielle Blätter ſetzen und ausrufen: „ſeht, das war Alles, was der tapfere Corſe hinterließ.“

Bertrand.

Dann ſoll ja gleich das heilige Donnerwetter drein ſchlagen. Ich war im Glück und Ruhm Napoleons Gefährte, ich möchte gern es auch im Unglück ſeyn, man hat darüber ſogar ein Lied gemacht, das in allen europäiſchen Bierkneipen geſungen wird und ob welchem ſchon mancher verhärtete Saufbruder Thränen der Rührung vergoß; aber wenn ich von dem Allem nichts hätte, dann ſoll ja gleich die ganze Welt wackeln, wie eine alte Wand.

Las Caſas.

Aber, lieber alter Kriegskamerad, ſprecht doch nicht ſo gemein und intereſſirt; fürwahr wenn dieſer Diskurs zur Publizität käme, die ganze Welt würde ſtaunen.

Bertrand.

Ei was da, ein tüchtiger Soldat braucht vor Allem drei Dinge, Geld, Geld, und abermals Geld, das iſt ein großer und weiſer Wahlſpruch, obwohl er derjenige eines öſterreichiſchen Generals, nämlich der des Monſieur Montecuculi war.

Las Caſas.

Nun, nun, ich wünſche von ganzem Herzen ja ſelber, man möge das Teſtament anerkennen, aber denkt nur immer an das Hemd des ägyptiſchen Königs Saladin, und noch ein Mal, Ihr werdet ſehen, dem Teſtamente unſeres Napoleons wird es gerade gehen, wie jenem Hemde.

II.

Waſſerreiſe nach London. — Intereſſante Charakteriſtik des ſchreienden Contraſtes zwiſchen der Canning'ſchen und Wellington'ſchen Politik. — Napoleon und Wellington einander gegenüber. — Napoleon als Wellingtons Geheimſchreiber.

Joas that, was dem Herrn wohl gefiel, ſo lange der Prieſter Jojada lebte. 2 Chron. 24, 2.

An einem heitern Morgen promenirte **Napoleon**, die Hände auf den Rücken gekreuzt und in Gedanken tief verſunken, auf dem Verdecke der großbritanniſchen Fregatte, genannt **Wellington**. Es befand ſich unter den Paſſagieren des Schiffes **Sir Porter**, Major unter den engliſchen Landtruppen. Dieſer **Sir Porter** war früher **Wellingtons** Adjutant im ſpaniſchen Feldzuge geweſen, hatte ſpäter auch bei Waterloo, an deſſen Seite geſtritten, aber endlich das Unglück gehabt, bei dem General in Ungnade zu fallen und endlich zu dem Regiment verſetzt zu werden, welches die Garniſon der Inſel St. Helena bildete. Hier wurde der Major von einer Leberkrankheit befallen, allein erſt nach vielem Suppliciren erhielt der arme kranke Mann endlich ſeine Entlaſſung aus dem Dienſte, mit der Erlaubniß, nach London zurückkehren zu dürfen. Seit einer Stunde bereits hatte Sir Porter den promenirenden kleinen Kabinetskourier beobachtet; endlich redete er denſelben an, und wir erlauben uns jetzt, dem geneigten Leſer das wichtigſte Fragment aus der Unterhaltung der beiden Herrn mitzutheilen:

Sir Porter.

Mein Herr! ich geſtehe Ihnen aufrichtig, Sie entwickelten in unſerem Geſpräche eine Bildung und einen Scharfſinn, wie man ſie bei einem Mann Ihres Standes wohl ſelten treffen wird, und die nicht minder auffallen müſſen, als Ihre bis zur höchſten Täuſchung reichende Aehnlichkeit mit dem verſtorbenen franzöſiſchen Ex-kaiſer.

Napoleon.

(Sarkaſtiſch lächelnd.) Mein lieber Herr Major! ich muß Sie erſuchen, eine ſolche Anſicht nicht häufig und nicht öffentlich zu äußern; die Herrlichkeiten in London wären ſonſt wohl gar im Stande, mich für den wirklichen entflohenen Napoleon zu halten und in einem eiſernen Käfig nach der Inſel zurück transportiren zu laſſen.

Sir Porter.

Beruhigen Sie ſich, mein Lieber! wären Sie wirklich Napoleon, es würde kein Menſch es Ihnen glauben, denn die Art Ihrer Flucht gehörte unter die außerordentlichſten Erſcheinungen in der Weltgeſchichte und es ſind nur Alltäglichkeit und Gemeinheit, welche das Handeln und den Glauben der jetzt lebenden Generation leiten.

Napoleon.

Von etwas Anderm, mein Herr! Sie dienten, wie ich hörte, längere Zeit in der Suite Wellingtons, und ganz ungemein würden Sie mich verbinden, möchten Sie mir eine Charakterzeichnung des großen Helden liefern, über welchen ich gar viele, und zwar ſehr verſchiedenartige Urtheile ſchon vernahm.

Sir Porter.

Gerne willfahre ich der Bitte eines geiſtreichen Mannes, aber bedenken Sie, mein lieber Kourier! daß ich von Wellington tief gekränkt worden bin, darum dürften Sie wohl ſchwerlich unbedingt der Richtigkeit meiner Anſichten vertrauen, allein Sie mögen ſothane Anſichten nach Ihrer Ankunft in London und in Geſellſchaft geiſtreicher Freunde von ſelber berichtigen. Es wäre eine zu gewagte Sache, Wellingtons Feldherrn-Talent in Zweifel ziehen zu wollen; des Mannes Ruf iſt zu feſt begründet und geſchichtlich bereits geworden, indeſſen getraue ich mir unter vier Augen nichts deſtoweniger dennoch zu behaupten, es würde Sir Wellington — nicht minder, denn der preußiſche Haudegen Blücher — ohne den Rathklinger Apotheker ſchwerlich den Doktorhut erlangt haben.

Möchten Se. Herrlichkeit auf ihren Lorbeeren ruhen, jeder engliſche Patriot und jeder ächte europäiſche Kosmopolit würde gerne dem Helden ſeinen Ruhm gönnen, indeſſen iſt es leider nach Yorik's Grammatik nur zu wahr, auch alle große Herren haben ihr Steckenpferd, welches ſie fortwährend zu reiten nicht unterlaſſen können. König Friedrich Wilhelm in Preußen ſagte: „Jeder Menſch hat ſeinen eigenen Narren; ich habe den Soldatennarren.“ Gegen dieſe Liebhaberei wäre eigentlich nichts einzuwenden, denn ihr zu unter liegen bleibt der Menſchheit Loos. Aber leider iſt Wellington nicht mehr Soldaten-, ſondern diplomatiſcher ****. Seine Manie dürfte ziemlich unſchädlich bleiben, ſo lange der große Canning lebt, denn gegen dieſes edeln Mannes Conſequenz, gegen ſeinen ſeltenen, ſeinen erhabenen und Alles überwiegenden Kopf kann eines Wellingtons Geiſt nimmermehr einen bedeutſam politiſchen Einfluß behaupten, allein Canning's Körperconſtitution iſt ſchwächlich; der Mann denkt viel und ſcharf und übertriebene geiſtige Produktion pflegt öfters, eher noch als körperliche Ausſchweifungen, den menſchlichen Lebensfaden zu kürzen, auch ſind andere Dinge noch denkbar, welche plötzlich Canning's Tod herbeiführen dürften, und Wehe, Wehe, dir Großbritannien! Wehe dir Europa! Wehe dir Welt! wenn heute Canning die Augen ſchließen ſollte! Wellingtons politiſches Syſtem würde in dieſem Falle in England vorherrſchen und viel Unheil ohne Zweifel auf einen Welttheil häufen.

Napoleon.

Was halten Sie aber von Canning's

Politik im Allgemeinen, jedoch in ſpeziellerer Angabe, als ſolche Statt gefunden?

Sir Porter.

Mein Herr, es giebt eine Brüderſchaft der Freiheit und Menſchenrechte. Sie war ſtets vorhanden, ſie lebt, aber nur wie die unſichtbare Kirche; ſie iſt zerſtreut in aller Welt; ſie hat ihre Apoſtel, Lehrer, Bekenner, Anhänger und Jünger, wenn auch ohne Tempel, Glocken und Thürme; die Donner des erhabenen Vereins erſchallen bald hier, bald dort in feierlicher, doch nicht ſchreckender Weiſe, aber nur wenige Fürſten und Könige verehren des Donners Schallen, welches dagegen häufig die Herzen der Verfolgten und Verachteten rührt, mit neuen Hoffnungen erfüllt und zur Ausdauer anſpornt.

Dieſem edeln, aber keineswegs geheimen Bunde — denn ächte Tugend und eigentliche Wahrheit verhüllen ſich nimmer — ſtrebte Canning, Europa's

Fürſten und Könige näher zu bringen. Dieſer Mann, in meinen Augen der größte unter allen Sterblichen, er wagte den rieſigen Verſuch, eine Art Moral in Europa's Politik zu bringen und nur dieſem beinahe an Göttlichkeit gränzenden Genius dürfte einigermaßen die Ausführung eines Wagniſſes glücken, welches von den größten Köpfen aller Zeiten unter die poſitiven Unmöglichkeiten gezählt wurde. Hier haben Sie nun den größten Standpunkt und die Hauptidee der Canning'ſchen Politik. Dieſer Canning iſt ein miniſterieller Prototyp, der nach Aeonen und abermaligen Aeonen ſelten mehr erreicht werden dürfte.

Napoleon.

En fin — und Wellington?

Sir Porter.

Dieſes Mannes Politik iſt unverkennbar eine gewöhnliche und gemeine, welche ſeit Jahrhunderten die Schmach und das Unglück der Menſchheit gründete. Wenn ein einziges, an ſich gutes, aber übel verſtandenes und unüberlegt angewendetes Princip einem Lande in aller Eile mehr Schaden zufügen kann, als eine Reihe unvermeidlicher Uebel, — welche Folgen kann man denn wohl von einem veralteten, an und für ſich ſchlechten Princip erwarten, welches noch überdieß ebenfalls übel verſtanden und unüberlegt ausgeführt wird? und ein ſolches Princip wird verderblicher noch, wenn es mit ausdauernder Verſtocktheit verfolgt wird. Kein Fiacre wird ſich ſchämen, lieber umzukehren, als umzuwerfen; im Leben der Höfe und der miniſteriellen Kabinette geſchieht häufig das Gegentheil und iſt der Schaden vorhanden, handeln die Herrn Miniſter wieder nur zu häufig im Geiſte der

Fiacres; nimmermehr erkennt man die eigene Thorheit, man prügelt viel lieber die Pferde, die man gleichwohl ſelber ins Loch hineingerennt hat.

Ahasverus Frötſch, ehemaliger fürſtlich ſchwarzburgiſcher Kanzler, ließ bereits im Jahre 1674 ein Buch unter dem Titel drucken: „Minister peccans, sive Tractatus de peccatis Ministrorum Principis“ und ſpäter erſchien von einem Hofrath von Leyſer in Wittenberg ein Traktat: „De veris Ministrorum Principis delictis.“ Dieſe beiden Schriftſteller haben ſich in den angeregten Werken bemühet, ſämmtliche europäiſche Miniſterial-Sünden in eine ſyſtematiſche Ordnung — wie die Londner, Pariſer und Wiener Garköche ihre Speiſezettel — zu bringen und ich will mir doch den Spaß machen, Ihnen einige Gerichte zu nennen, welche ich neulich aus jenem berüchtigten miniſteriellen Sündenzettel in meine Schreibtafel verzeichnete. Miniſterielle Sünden ſind: Erſtens wenn die Herren das Waſſer trübe machen, lediglich um im Trüben fiſchen zu können. Zweitens wenn ſie Angelegenheiten, die ſich mit leichter Mühe zu aller Partheien Zufriedenheit abmachen ließen, in weitläufige Kämpfe und Streite verwandeln. Drittens, wenn ſie, um falche Größe darzuſtellen, kleine und ſchwache Nachbarn drücken und mißhandeln. Viertens, wenn ſie auf den Landtägen den Vertretern des Volkes die Mäuler entweder mit Knebeln oder mit gebratenen Vögeln ſtopfen; fünftens, wenn ſie die Fürſten und Könige mit falſchen Vorſpiegelungen von Landesverbeſſerungen und betrüglichen Projekten hintergehen, denſelben ein Bild von des Volkes Zufriedenheit und ungemeiner Wohlfahrt vorhalten, ein Bild, welches weiter nichts iſt, als ein Beitrag, die unzähligen politiſchen *fata morgana* mit einer Nummer zu vermehren, durch welchen die Großen, leider nur gar zu häufig geblendet und betrogen werden, und wenn ſie — dieſe Herren Miniſter nämlich

— dieſe Gaukeleien alle veranſtalten, um thun zu können, was ihnen beliebt, u. ſ. w.

Zur Ehre der Menſchheit iſt es erwieſen, daß wenn Privatleute einem ihrer Diener den Auftrag geben wollen, irgend einem Quidam, der ihnen nichts zu Leid gethan, die Zähne in den Hals, oder ein paar Löcher in den Kopf zu ſchlagen, ſich unter zehn Lakaien kaum einer finden würde, der aus bloßem Gehorſam gegen ſeinen Herrn, ſich zu einer ſolchen ſträflichen und niederträchtigen Handlung gebrauchen laſſen würde. Wenn dagegen der erſte politiſche Tonangeber irgend eines großen Staates häufigen Schlages glaubt, das von ihm einmal angenommene Prinzip erfordere es, ſo bedenkt er ſich nicht einen Augenblick, das politiſche Wohl irgend eines Nachbarſtaates zu gefährden, zu untergraben, zu ſtürzen. Handelt ein ſolches großes Ungethüm wohl anders, als die ſizilianiſchen Banditen, die ſich gebrauchen laſſen, irgend Jemanden ſchützend zu begleiten, oder auch, wenn es verlangt und bezahlt wird, — zu meucheln? „Mein Herr hats befohlen.“ Dieſer Satz iſt dem Banditen Wink und Gewiſſens-Beruhigung zugleich; ganz in demſelben Geiſte, erlauben ſich die modernen politiſchen Machthaber der angeregten Art, wenn ſie unzuverbeſſerndes Unheil geſtiftet haben, mit ruhigem Achſelzucken zu ſprechen: Es hat dieſes Verfahren die von uns anerkannte, einzig für unſer Beſtes, berechnete und feſtſtehende Staatstendenz erfordert.

Ich habe Ihnen, mein lieber kleiner Kourier, nur mit ſehr wenigen, aber kühnen Pinſelſtrichen ein ſchauderhaftes, aber wahres Gemälde der europäiſchen Politik darzuſtellen verſucht, wie derſelben und zu allen Zeiten die meiſten der einflußreichſten Höfe gefröhnt haben, und möge der

Allerhöchſte die Beſtrebungen des edeln Cannings ſegnen, welche lediglich bezwecken, dem ſchreckhaften Nachtgebilde Lichtpunkte abzugewinnen und dieſelben auf immerdar feſtzuhalten.

Napoleon.

Ich hörte Ihnen mit Intereſſe zu, mein guter Major! Sie ſprechen gut, indeſſen will ich Ihnen nicht vorenthalten, es ſcheint mir doch, als hätten Sie, ein liebenswürdiger politiſcher Schwärmer, mit zu düſtern und zu ſchwarzen Farben aufgetragen. Sämmtliche politiſirende menſchenfreundliche Philoſophen haben ja denn doch von jeher in der Volksvertretung einzig und allein den politiſchen Stein der Weiſen, und das wahre Geſammtheil der Menſchheit anzuerkennen ſich beſtrebt. En fin — können Sie es läugnen — hat nun nicht ſchon beinah jedes europäiſche Krähwinkel ſeine Kammern und ſeine *Charta magna*? — was wollen Sie mehr?

Sir Porter.

Mein lieber Kourier! ich bin ein ächter brittiſcher Patriot, und es mag Sie dasjenige, was ich Ihnen nun ſagen werde, wohl ein wenig ſtaunen machen; wenn Sie mich deshalb aber für einen Ariſtokraten ſchlimmer Art halten, thun Sie mir wahrlich Unrecht. Die Grundidee der Volksvertretung hat, ich geſtehe es, ungemein Vieles für ſich, ich möchte ſie, ob es auch ſeltſam klingen mag, Poeſie der Politik nennen, aber Schade, Schade nur, daß ſothanes Syſtem ſich in der Prüfung a posteriori leider auch nur — als ein ſehr reinmenſchliches, d. i. als ein mangelhaftes bewährt.

Iſt der regierende Fürſt eines Staates Selbſtherrſcher im ganzen Sinne des Wortes und dabei ein gerechter, ein ſparſamer, ein beharrlicher und ein das eigentliche Wohl der Nation bezweckender Regent, ſo wird mit ſeinen Maaßregeln die große Maſſe des Volkes mit ihrem ſchlichten Menſchenverſtande ſtets einverſtanden ſeyn und es wollte nimmermehr verlauten, daß die Unterthanen eines *Titus*, eines heiligen König *Ludwig*, oder jene des großen Preußen *Fritz* je verlangt hätten, aus ihrer Mitte dem Regenten Sprecher (*ja wohl Sprecher*) zu ſenden. Im Lande eines Tyrannen iſt kein Statut und kein Geſetz bündig genug, wäre es auch ein konſtitutionelles, *dem leidenſchaftlichen Wütherich* die Hände zu binden; dieſe Wahrheit bleibt eine unverkennbare Ausbeute der Weltgeſchichte und in einem ſolchen Lande, glauben Sie es ſicher, werden die Herrn Abgeordnete fein wohlweislich *mit der Hand ſtets an den eigenen Kragen greifen*, bevor ſie ſprechen und dieſes an den Kragengreifen wird ſie erinnern, nur ſo zu ſprechen, wie es der ſogenannte Gottsöberſte will. Nehmen wir den Fall an, es ſtelle der Monarch einen Feig- oder Schwächling dar, ſo haben wir die *Greuel einer Miniſterial-Regierung*, und keine von gar Allen verſteht es beſſer — um uns des oberwähnten ſchwarzburgiſchen Kanzlers Worte zu bedienen — den Volksvertretern mit Knebeln oder gebratenen Vögeln die Mäuler zu ſtopfen. Was nützen denn aber um Gotteswillen koſtſpielige und nimmer enden wollende Berathungen, wenn am Ende doch ſtets geſchieht, was der Kadi will? Es fällt mir dabei plötzlich ein allerliebſter Schwank ein, der aber nichts mehr und nichts minder als reine Wahrheit iſt. Ich befand mich während meiner großen Tour durch Europa gerade in Prag, als die Stände des Königreiches zu wichtigen Berathungen einberufen worden waren. Sonnabends waren die Herrn angekommen, Sonntags machten ſie dem Herrn Statthalter der Provinz, als eigens hiezu ernanntem kaiſerlichen Hofkommiſſär ihre Aufwartung, am Montag wurden die Sitzungen eröffnet. Der Herr Hofkommiſſär hielt eine lange Rede, deren kurzer Sinn war: „Mein allergnädigſter Herr braucht nun für die beginnende

Finanz-Periode zur Deckung der Verwaltungskoſten in ſeinem lieben Königreich Böheim ſo und ſo viel Geld, und zu Eintreibung dieſer Summen iſt, wie die Hochvermögenden Herrn wiſſen. Ihre Zuſtimmung nothwendig; es ſind ſehr viele Gründe vorhanden, aus welchen wir gerade ſo viel und nicht weniger Geld haben müſſen, dixi!“ Nach dieſer ſehr geiſtreichen und ſcharfſinnigen Rede trat der Herr Hofkommiſſär ab, und die Berathungen der Herrn Abgeordneten begannen. Am Dienſtag begab ſich eine Deputation der Herrn Landſtände zu dem Hofkommiſſär und verſicherte, man habe ſich in corpore und zwar einſtimmig von dem Muß überzeugt, und daher das Soll ausgeſprochen. Man ſagte ſich bei dieſer Gelegenheit wechſelsweiſe ſehr viel Schönes und Rührendes. Am Mittwoch gaben der Herr Hofkommiſſär eine ſehr große und ſplendide Tafel, zu welcher ſämmtliche Herrn Abgeordnete gezogen wurden, und ein glänzender Ball, am Abend deſſelben Tags, beſchloß das Ganze. Am Donnerſtag machten ſich ſämmtliche

Herrn Abgeordnete wieder auf den Heimweg und es war dennoch in drei Tegen per Pauſch und Bogen die große und wichtige Landesangelegenheit abgemacht geweſen und die Herrn Prager verſicherten mir mit ſehr wichtiger Miene, es gleiche bis aufs letzte Jota ein Landtag dem andern; einer beginne und ende wie der andere.

Ich gehöre nichts weniger als unter die Freunde der öſterreichiſchen Politik, aber ſagen Sie mir doch recht aufrichtig, bringen denn unſere Herrn Abgeordneten in unſern ächtkonſtitutionellen Staaten in der Regel nach vielmonatlichen Berathungen andere Dinge zu Stande, als jene böhmiſchen Rathsherren in einer einzigen Sitzung? — in den erwähnten ächtkonſtitutionellen Kammern ſtellt neben allem Andern — wer möchte es läugnen? — nun denn doch immer und zu jeder Zeit das ſogenannte Budget ſich als das wichtigſte Berathungsobjekt dar. Dieſes Budget iſt im Ganzen nichts mehr und nichts weniger als das: „Wir brauchen Geld, und wir müſſen Geld haben!“ Der ganze Unterſchied in der Sache beſteht darin, daß die ächtkonſtitutionellen Abgeordneten, anſtatt wie die Pſeudo-konſtitutionellen Böhmacken ihr Soll gleich auf der Stelle auszuſprechen, daſſelbe erſt verlauten laſſen, wenn ſie ſich einige Mona lang geſtritten und Grobheiten geſagt habe Man ſagt nun freilich, daß eben dieſes nach langem Kampfe ausgeſprochene Soll der Herrn ächtkonſtitutionellen Abgeordneten dem Lande ſeinen großen und nothwendigen Staatskredit verleihe, allein was iſt denn die Baſis, auf welche ſich ein ſolcher Staatskredit ſtützen mag, wieder mehr oder weniger, als ein eitler Blickteri und wie ſehen wir aus, wenn die Welt einmal dahin kommt, dieſe einfache Wahrheit ganz zu durchſchauen?

Nicht nur das Weſentliche, ſondern ſelbſt das Formelle, worauf doch in der Welt ſo viel ankömmt, wenn man den Leuten Sand in die Augen streuen will, iſt von der Art, daß es gerade den nur einigermaßen unbefangenen Beobachter keineswegs blenden kann.

Die Herrn der zweiten Kammer ſchwören beim Eröffnen derſelben insgeſammt einen feierlichen Eid, alle Selbſtſucht von ſich fern zu halten und ſich unter keiner Bedingung durch kleinliche Perſonalintereſſen leiten zu laſſen. Doch eine Stunde nur ſind dieſe Schwüre verklungen, da hebt ein Prieſter an, in einer förmlichen Predigt zu beweiſen, wie nöthig es ſey, ihm ein neues Haus zu bauen, indem — incredibile dictu! es ſogar ſeiner Haushälterin, einer ſehr ſchätzbaren Perſon, ſchon mehreremale ins Bett geſchneit habe; ein Krämer verſichert, was wir ihm auch ohne Betheurungen ſehr gerne geglaubt hätten, er ſey zwar weder Philoſoph noch ſonſt etwas dergleichen, allein wenn ein anſäßiger Mann, wie er, viele Steuern und

Abgaben bezahlen müſſe, ſo könne er auch unentgeltlich Schutz und Hülfe in jeder Art von der Staatsgewalt verlangen, und es ſeye daher eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit, daß er, wenn ihn Hinz oder Kunz nicht bezahle und er dieſelbe einklage, noch zu guter letzt Gerichtskoſten bezahlen müſſe; die Gerichtskoſten möchten demnach für die Zukunft — er ſtelle darauf ſeinen förmlichen Antrag — gänzlich abgeſchafft werden, denn es wiſſe doch Jedermann, der liebe Herrgott habe auf dem Berg Sinai dem Moſes auch Geſetze gegeben, allein Moſes habe notoriſch für ſämmtliche zehn Gebote nicht einen Groſchen bezahlt, während er, der Antragſteller nämlich, neulich für eine einzige Signatur dem Stadtgericht 54 Kreuzer habe entrichten müſſen.

Jetzt tritt der Bajazzo der Kammer Auf, denn jede wohlconſtituirte Kammer muß ihren Spaßmacher haben, wie ſonſt im altpreußiſchen Heere jede Compagnie ihren Luſtigmacher hatte — und ſpricht voll komiſchen Ernſtes: Ja, mein lieber Herr College! Sie haben ganz Recht. *Moſes* hat auf dem Berg *Sinai* keine Taxen bezahlt, und ich unterſtützte daher Ihren Antrag kräftiglich, es ſollen und müſſen unſere Gerichtstaxen abgeſchafft werden; allein, der Conſequenz halber, muß ich auch darauf antragen, *daß die Herrn Spezereihändler künftighin ihren ſehr verehrten Kunden Zucker, Kaffee, Feigen, Zibeben und allerlei andere Früchte und Gewürze unentgeltlich verabfolgen laſſen müſſen, ſintemalen Jedermann weiß, daß der liebe Herrgott die Feigen und Zibeben wachſen läßt, ohne ſich dafür einen Kreuzer bezahlen zu laſſen.* Jetzt erſchallt ein jubelndes Gelächter im Saale und auf der Gallerie; der Herr Präſident brüllt ſein „*zur Ordnung, zur Ordnung, meine Herrn!*“ mit ſolch' leidenſchaftlichem Dienſteifer, daß kirſchbraune Farbe ſein Antlitz überzieht.

Endlich wird mit großer Mühe die Ruhe wieder hergeſtellt, und die Berathung fortgeſetzt. Es erhebt ſich nun ein Abgeordneter, der ſich mechaniſcher Bruchbandfabrikant nennt. Dieſer mechaniſche Mann nun verſichert, er wiſſe zwar recht wohl, daß es an Brüchen und allerlei andern Schäden im lieben Vaterlande zwar keineswegs fehle, allein ſeine Fabrike ſey ſo vortrefflich beſtellt, daß er auf ſeine Ehre als Abgeordneter ſchwören dürfe, er könne ohne des Auslandes Beihülfe ſämmtliche Bruchliebhaber befriedigen, ja, was noch mehr ſey, und gänzlich für ihn ſpräche, es befänden ſich in dieſem Augenblick ſelbſt viele Brüche in der Kammer, und er fordere die verehrten mit Brüchen behafteten Herrn Collegen hiemit auf, ſich zu erheben, und bei ihrer Ehre auszuſagen, ob er nicht ganz und gar der Mann ſey, einem vaterländiſchen Bruche, und wenn er auch noch ſo groß ſeyn ſollte, zu ſteuern, zu begegnen, und ihn nach den beſten, bis jetzt bekannten Grundſätzen zurück zu drücken? Ein Flüſtern und unterdrücktes Gelächter läßt ſich in der Kammer und auf der Gallerie abermals vernehmen, indeſſen geſchieht der Aufforderung des mechaniſchen Herrn Bruchbandsfabrikanten kein Genüge, nur der ſchon oben erwähnte Bajazzo der Kammer erhebt ſich, und will ſprechen, allein der wüthende Präſident droht ihm mit beiden geballten Fäuſten; der Spaßmacher zieht eine poſſierliche Fratze, indem er ſich wieder niederſetzt und ein allgemeines lautes Gelächter erſchallt abermals im Saale und von den Gallerien; ein Gelächter, welches der, wie ein wildes Thier brüllende Präſident mit ſeinem „zur Ordnung, zur Ordnung, meine Herrn!“ nicht mehr zu dämpfen vermag. Die Sitzung wird vertagt.

Wie wäre es, mein lieber, kleiner Kabinetskourier, wenn die Geſchichte dieſer konſtitutionellen Berathung keine Fabel wäre, ſondern wenn eine ſolche Sitzung ganz, wie ich ſie Ihnen gezeichnet habe, wirklich ſtattgefunden hätte — könnten Sie mich einen Lügner ſchelten, wenn ich kühn behaupte, es hätten die Väter des Vaterlandes ſtatt einer ernſten Berathung über der Nation Wohl, dem Pöbel eine ſcandaleuſe Farce gegeben, und was wollen Sie erwarten von einem konſtitutionellen Cyclus, in welchem ſolche oder demſelben analoge Scenen vorfallen? — Wie ſteht es um die feierlich geleiſteten Eide dieſer Männer? Die Gerichte ſind in jedem guten civiliſirten Staate beauftragt, jeden Meineidigen *ex officio* vor ihre Schranken zu fordern und ihn der Schmach entehrender Strafe zu übergeben, warum — — doch ich vergeſſe, daß die *charta magna* die Väter des Vaterlandes als unantaſtbar erklärt; ſie haben demnach ein förmliches Privilegium, nach Belieben und ungeſtraft dumme Streiche zu machen, Poſſen zu reiſſen und Eide zu brechen.

Unter allen Völkern am wenigſten wiſſen ſich die unbehülflichen Deutſchen in das parlamentariſche Verfahren zu finden. In des feurigen Franzoſen Kopf bilden ſich die Ideen ſchnell zu einem Ganzen und er trägt dieſes Ganze mit Kürze, Geſchmack und Leichtigkeit vor; der Britte denkt langſamer, aber er ſpricht nur, wenn er gedacht hat, dann ſpricht er mit Kürze und Gediegenheit ſeine Ueberzeugung aus. Der Deutſche ſteht zwiſchen Beiden; er beſitzt nicht den phlegmatiſchen Ernſt des Britten, nicht die ſchnelle Erfindung und den lebhaften Geiſt des Franzoſen, und man ſollte glauben, gerade dieſe Eigenthümlichkeit des Deutſchen würde ihn zu öffentlichen Verhandlungen am allermeiſten eignen und glückliche Reſultate hervorbringen, allein wie denn ſo mancher Satz a priori ganz vortrefflich lautet, und ſich dann, auf das Leben angewendet, als Trugſchluß geſtaltet, ſo iſt es auch hier. Keine Nation iſt mehr als dieſe Deutſchen zu der ſogenannten Klatſcherei geneigt, wie ſich denn dieſer Satz durch das Benehmen in ihren neugeſtalteten Parlamenten hinlänglich rechtfertiget. Da ſpricht eine Frau Baaſe ſtundenlang über einen unerheblichen Gegenſtand, und ſagt am Ende nichts weiter, als was ſie füglich mit zwanzig Worten hätte ſagen können. Nun folgen die Frau Baaſen Num. 2, 3, 4, 5 ꝛc., eine jede ſpricht wieder eben daſſelbe Thema wiederholt, was die ſehr verehrliche Frau Baaſe Num. 1. bereits geſagt, und ſchließt ſich am Ende der Meinung derſelben an, nun aber —

Napoleon.

Genug, mein ſehr hochgeſchätzter Herr Major, ich ſehe wo Sie hinaus wollen. Indeſſen nehmen Sie mir nicht übel, ſo viel iſt und bleibt dennoch gewiß, Sie ſind und bleiben ein eingefleiſchter Ariſtokrat und Ihre ſämmtlichen Anſichten würde unter einer gehörigen Faſſung Herr Pilat zu Wien mit Vergnügen in den öſterreichiſchen Beobachter aufnehmen. Alle Dinge haben nicht nur zwei, ſondern gar viele Seiten. Manche Einwürfe, welche Sie gegen das repräſentative Syſtem gerade zu machen beliebten, ſind wohl nicht ganz grundlos, allein manche Ihrer Anſichten ſtellt ſich dagegen auch zu leidenſchaftlich dar und hebt zu ſehr Mängel heraus, von welcher kein Inſtitut in der Welt, welches ohne Corporation nicht beſtehen kann, frei bleiben wird. Ich meines Theils bin für die Volksvertretung, doch eine Conſtitution, wie ich ſie im Sinne führe, weicht freilich hin und wieder bedeutſam von dem Geiſt der Conſtitutionen neuerer Zeiten ab. Doch davon ein andermal, die Glocke ruft uns jetzt zum Mittagsmahl in die Cajüte des Capitains.

Es böte ſich uns eine hübſche Gelegenheit dar, den Ex-Kaiſer gefährlichen Seeſtürmen auszuſetzen, den Wellington verſchlagen werden, und an eine bisher unentdeckte Inſel ſtranden zu laſſen, auf deren Thron Napoleon ſich dann ſchwänge, und als deren Lykurg er ſich mit einer neuen Strahlenglorie dann umgeben möchte. Indeſſen es liegt nicht in unſerm Plane, derlei romantiſche Coups zu nützen, denn es ſtehen uns Mittel zu Gebot, von deren Anwendung wir überzeugt ſind, ſie werden die Aufmerkſamkeit des ſinnigen Leſepublikums auf eine würdigere Weiſe in Anſpruch nehmen.

Der Ex-Kaiſer traf wohlbehalten in London ein, und gab als vermeintlicher Cabinets-Courier unverweilt ſeiner Herrlichkeit dem Lord Wellington Seine Depeſchen ab, denn da die Verwaltung der Inſel St. Helena — ſeit Napoleons Ankunft auf derſelben — in eine rein militairiſche umgewandelt worden war, ſo richteten ſich deſſen zu Folge alle Meldungen des Gouverneurs, ihrer Form nach, unmittelbar an die beſtehende höchſte Militairgewalt Alt-Englands.

Die Nachricht, welche der Courier überbracht hatte, war zu wichtig, als daß irgend Jemand im erſten Augenblicke auf die vermeintlich unbedeutende Perſon des Ueberbringers hätte reflectiren mögen, indeſſen nach einigen Tagen wurde unſer kleiner Cabinets-Courier in das Cabinet Wellingtons eingeführt, denn Se. Herrlichkeit der Lord gedachten von dem Manne, welcher in neuerer Zeit dem Gouverneur der Inſel zur Diſpoſition geſtellt war, und mehrere Monate daſelbſt hatte verharren müſſen, über Nebenumſtände mannigfaltige Aufſchlüſſe zu erhalten.

Napoleon hatte von dem Augenblicke an, als er ſeinen Fuß an Bord des Bellerophon geſetzt hatte, ſich mit Leidenſchaftlichkeit der Erlernung der engliſchen Sprache, welche ihm ohnehin nicht fremd geblieben war, befleißigt und es dadurch in der Folge auf der Inſel St. Helena zu einer großen Fertigkeit gebracht. Er drückte ſich nun in dieſer Sprache ſehr geläufig aus und da ſein

Accent fremdartig und breit klang, hielten ihn die eigentlichen Britten für einen gebornen Schottländer.

Daß Napoleon ſich Sr. Herrlichkeit gegenüber alſo fein und gelenk benahm, wie etwa der Fuchs in Geſellſchaft des Bären — man wird uns dieſes aufs Wort wohl glauben.

Es böte ſich uns hier abermals eine herrliche Gelegenheit dar, einige Seiten zu füllen und genau die Geſtalt und das Coſtume Sr. Herrlichkeit zu beſchreiben und zu erzählen wie er räuspert und ſpuckt, dann wie er ſchläft und ſpeist. Doch da Sr. Excellenz ſehr verehrliches Bildniß bereits durch Rauchtaback-Etiquetten verdientermaſſen ins Millionenfältige zu des europäiſchen Publikums wahrer Erbauung vervielfältigt worden iſt, und da über den wichtigen Artikel, das Räuspern und Spucken nämlich betreffend, die miniſteriellen Klatſchblätter genügenden Aufſchluß ertheilt haben, glauben wir uns jener Mühe überheben zu dürfen.

Se. Herrlichkeit konnten nicht genug ſtaunen ob dem Scharfſinne und der geiſtigen Bildung des kleinen Cabinet-Couriers und gaben demſelben Ihre höchſte Verwunderung deßhalb zu erkennen. Der Courier, dem Lord wahrſcheinlich zu machen, wie er zu einer höhern Bildung gelangt, als eigentlich von einem Courier zu erwarten ſtand, und einer ſelbſt noch höhern Bildung, als vor einigen Jahren der berüchtigt gewordene Courier der allerhöchſt ſeligen Königin von England entwickelt hatte, erfand ein ſinnreiches Mährchen, und daß unſer Held auch in dieſer Sphäre nimmermehr Neuling war, beweiſt die bekannte Novelle, betitelt: „der Vaterfluch," welche er einſt in Malmaſon vorgetragen hat und welche in neueſter Zeit in unſere Literatur übergegangen iſt. Se. Herrlichkeit wurden myſtificirt, wollten ein ſolches Genie nicht unter dem blanken Courierſchild verkümmern laſſen und boten demſelben eine Anſtellung in deſſen Kanzleien, welche auch angenommen wurde. Wohl hätte es ſich der nun längſt in kühler Erde auf St. Helena den ewigen Schlaf ſchlafende James Milton nimmermehr träumen laſſen, es werde einſt ſein Name auf der Liſte der Geheimſchreiber eines Wellingtons glänzen, doch alſo unerforſchlich bleiben des Schickſals Wege.

Der ſogenannte Milton ſetzte ſich von Tag zu Tag feſter in Sr. Herrlichkeit wenn auch nur geheimer Gunſt und bald fiel es unſerm witzigen kleinen Manne nicht ſchwer, in politiſche Myſterien zu dringen, deren Hauptinhalt er ſich in eigenthümlichen ſtenographiſchen Zeichen in ſeine Schreibtafel verzeichnete.

Napoleons Tod hatte — wir wiſſen es ja alle — in Europa große Senſation erregt, allein wie man es in Krähwinkel müde wird, ewig davon zu ſprechen, wenn der regierende Bürgermeiſter das Bein gebrochen hat, ebenſo treten in der europäiſchen Converſation endlich bald die wichtigſten Ereigniſſe in den Hintergrund, verdrängt von minder Wichtigem.

Dieſer Zeitpunct war eingetreten und klüglich hatte ihn der Ex-Kaiſer erwartet. Er wußte, was er wiſſen wollte, und mehr noch als dieſes. Jetzt war der Held ernſtlich bedacht, ſeine neue Laufbahn zu ebnen.

III.

Napoleons Entſchluß. — Die Flucht nach Ägypten und Begebenheiten auf derſelben.

Es ſchwimmt manch' Schifflein auf offener See,
Hehe!
Oft bringt es die Freude, oft bringt es auch Weh.
Juhe!
Man ſieht es dem Schifflein von weitem nicht an,
Ob's lenkt ein kleiner, ein großer Mann,
Auweh!

Mit verſchlungenen Armen, in Gedanken tief verſunken, ſchritt Napoleon lange in ſeinem Gemach auf und nieder; plötzlich blieb er ſtehen, ausrufend: „Nein, nein! es iſt vorbei, nimmermehr kann ich nach Frankreich zurück!“

Er fieng hierauf an auf's Neue mit langen Schritten ſein Gemach zu meſſen, dann trillerte er ſein Lieblingsliedchen:

„O Richard, o mon roi!
L'univers t'abandonne.“ —

denn ſein Entſchluß war genommen.

Es lag gerade zufällig in Londons Hafen ein Kauffahrer vor Anker, welcher mit dem erſten günſtigen Wind nach Ägypten abzuſegeln gedachte, indem er eine dahin beſtimmte Ladung europäiſcher Producte an Bord hatte. Mit dieſem Kauffahrer nun beſchloß der Ex-Kaiſer zu entfliehen; wir werden hören, was er in Ägypten zu ſchaffen hatte, und wie er ſeinen Entſchluß ausführte.

Als Wellingtons Geheimſchreiber hatte Napoleon täglich Morgens in der Frühe Sr. Herrlichkeit eine Menge Reinſchriften zu präſentiren, welche der Lord dann, ohne deren ihm bereits bekannten Inhalt näher zu prüfen, ohneweiters zu unterzeichnen pflegte. Bei einer ſolchen Gelegenheit nun unterſchob Napoleon eine an den Polizeichef Londons gerichtete ſchriftliche Weiſung, man möge dem franzöſiſchen gelehrten Naturforſcher Sir Nicolas Petit ohne Schwierigkeit Päſſe ausfertigen, indem derſelbe eine gelehrte Reiſe nach Ägypten zu unternehmen beabſichtige. Dieſe Urkunde nun trug Napoleon ſelbſt auf das Polizeibureau, deſſen Beamten er gänzlich fremd war, und indem ſich der Ex-Kaiſer für den Sir Nicolas Petit ausgab, erhielt er, auf des Lords ſchriftliche Empfehlung, ohne Anſtand die mit ſeinem eigenen Signalement verſehenen Päſſe. Mit dieſen Päſſen ging Napoleon an Bord des Kauffahrers und accordirte mit dem Schiffscapitain die Fahrt. Es blies auch bald ein günſtiger Wind; die Anker der Meerkatze — alſo nannte ſich der Kauffahrer — wurden gelichtet, der Ex-Kaiſer begab ſich in Geheim an Bord und man gieng unter Segel. Se. Herrlichkeit der Lord Wellington bedauerten das plötzliche Verſchwinden ſeines kleinen Geheimſchreibers ungemein und man vermuthete, es habe der ſogenannte James Milton ſeinen Tod in der Themſe gefunden.

Allerdings hätte Napoleon einen bei weitem kürzern Weg nehmen und bequemer reiſen können, wenn er über den Kanal geſetzt und an den franzöſiſchen Boden geſtiegen, zu Lande Trieſt gewonnen und ſich daſelbſt zu Schiffe begeben hätte, um durch das adriatiſche, joniſche und mittelländiſche Meer an die ägyptiſche Küſte zu ſchwimmen, allein der Ex-Kaiſer fürchtete auf einer ſo langen Landreiſe, vorzüglich in Frankreich, entdeckt und feſtgenommen zu werden, daher er es gerathener fand, di bei weitem längere und beſchwerlichere Fahrt auf der Meerkatze zu unternehmen, deren Beſtimmung war, durch das atlantiſche Meer hinab zu ſteuern, die Straße von Gibraltar zu paſſiren, Sicilien zu ihrer Linken liegen zu laſſen, das ganze mittelländiſche Meer ſeiner Länge nach zu durchſchneiden und endlich bei Alexandria zu landen.

Der Capitain der Meerkatze nannte ſich Sir Scott und war ein Schottländer von Geburt, ob aber ein Verwandter des berühmten Dichters, wiſſen wir nicht anzugeben. Sir Scott war ein großer Freund des Weines und hatte ſich, während die Meerkatze vor Anker lag, mehr in den Weinſchenken zu London, als an Bord ſeines Schiffes aufgehalten, die Sorge der Ladung großen Theils den Matroſen überlaſſend; ein Uebelſtand, der beinahe den Untergang der Meerkatze herbeigeführt hätte, wobei es folgendermaßen zuging: Man hatte bereits die Straße von Gibraltar paſſirt, als man, ohnfern der Küſte der Barbaresken, von einem heftigen Sturm befallen wurde. Nun aber hatte der Capitain als Ballaſt Kalkſteine eingenommen, die er an irgend einer Küſte, wo an ſolchen Steinen gänzlicher Mangel war, mit Vortheil zu verwerthen hoffen konnte. Die Steine waren mit Brettern bedeckt, welche man aber ſehr nachläßig befeſtiget hatte. Nun wurde das Schiff von einem plötzlichen Sturme überfallen, das Fahrzeug wurde heftig hin und her geworfen; die Bretterverkleidung entledigte ſich ihrer Bande, und mit einemmale kollerten die Steine zuſammt von einer Seite auf die andere, ſo, daß die Maſtbäume der Meerkatze mit der Fläche der See ſehr ſpitze Winkel bildeten, eine Lage, die ſich während des gräßlichen Sturmes als äuſſerſt gefährlich darſtellte. Capitain und Matroſen verloren den Kopf, bald hielt man ſich für unrettbar verloren und Jedermann überließ ſich den Ausbrüchen der Verzweiflung.

Napoleon war als ein vermeintlicher armer Gelehrter bisher von der Schiffsmannſchaft beinahe gänzlich überſehen geblieben, allein als nun die Gefahr zum Höchſten geſtiegen war, ſtellte ſich der Ex-Kaiſer auf der Meerkatze als der einzige Mann dar, welcher ſich ſeine volle Beſonnenheit erhalten hatte, und da er während ſeiner vielen Seereiſen einige Kenntniſſe des Techniſchen der Nautik erlangt hatte, beſchloß er noch einen letzten verzweifelten Verſuch zur Rettung des Fahrzeuges anzuwenden. Plötzlich erhob der kleine Nicolas Petit ſeine Stimme und donnerte der Mannſchaft ſeine Befehle zu, Gebrauch machend von dem Rechte, das große Geiſter ſtets über kleine üben. Die Matroſen ſtutzten einen Augenblick, aber dann gehorchten ſie den Befehlen des kleinen Paſſagiers, indem ſie deren Zweckmäßigkeit einſahen.

Wenn der Verfaſſer nicht unter die ſchriftſtelleriſchen Landtruppen gehörte, hätte er jetzt die ſchönſte Gelegenheit gefunden, ein anderer Cooper, in aller Schnelligkeit einige dutzend Taue und Spillen nach ihren techniſchen Kunſtausdrücken aufzuzählen, da ich aber in der That von der Schiffahrt nicht Vieles verſtehe, muß ich mich begnügen, lediglich zu erzählen, daß der Ex-Kaiſer an die tief zur Meeresfläche herniedergebeugten Maſte ſtarke Taue zu knüpfen befahl, an welche ſich dann an der entgegengeſetzten Seite auf das gegebene Zeichen ſämmtliche Matroſen und Paſſagiere mit ihrer ganzen Körperſchwere hängen mußten, und da glücklicher Weiſe das Toben des Sturmes auf einige Momente nachgelaſſen hatte, und die Todesangſt den Paſſagieren und Matroſen gedoppelte Körperkraft verlieh, wirkte das Mittel; man brachte die Meerkatze wieder ins Gleichgewicht und behielt, glücklicherweiſe noch Zeit übrig, die Bretter über den Ballaſt wieder zu befeſtigen, bevor das Brauſen des Sturmes mit erneuter Wuth zurückkehrte. Die Meerkatze war gerettet und von nun an betrachteten Capitain, Matroſen und Paſſagiere den kleinen Nicolas mit ganz andern Augen als zuvor.

Die Fahrt wurde nun fortgeſetzt, ohne daß man erhebliche andere Abentheuer zu beſtehen gehabt hätte und eines Morgens bekam man plötzlich Alexandria zu Geſicht. Sinnend betrachtete der Ex-Kaiſer Ägyptens Küſten, dann murmelte er vor ſich hin:

Hier hab' ich einſt gelandet, ja dort iſt der Platz,
Doch jetzt bin ich blinder — Paſſagier auf der Katz.
Mein Nam' allein er machte Welten erbeben,
Nun glaubt es Keiner, daß ich noch bin am Leben;
O Menſchheit, deine Herrlichkeit und Macht
Iſt Dunſt — und endet öfter über Nacht.

IV.

Napoleon findet ganz unverhofft einen ſeiner ergebenſten Diener wieder. — Höchſt ſinnreiche, von dem Ex-Kaiſer erfundene Art, in Mitte der größten Wüſte Schätze zu vergraben, um dieſelben, ohne ſich irgend eines ſichtbaren Zeichens zu bedienen, wieder zu finden. — Die Nacht in den Pyramiden. — Der ſterbende Ägyptier und ſein Dromedar.

Darius Hyſtaspes hatte einen Freund, Zopyrus mit Namen, der ihm bereits die ſchönſten Beweiſe ungeheuchelter Freundſchaft und Anhänglichkeit gegeben hatte. Einſtmal hielt Darius einen Granatapfel in der Hand, und ſagte: „Hätte ich ſo viele Zopyren, als dieſer Apfel Kerne hat, ſo würde ich mir keinen größern Reichthum wünſchen!“

An der Weſtſeite Ägyptens, im Ländchen Fajoume, ſtehen fünf Pyramidengruppen noch ziemlich gut erhalten.

Die Sonne ſenkte ſich bereits ziemlich hernieder gegen die weiten Gefilde Libyens, als durch den tiefen Flugſand in dieſer Gegend zwei Wanderer einherzogen. Der eine dieſer Reiſenden ſaß, in einen leichten Kaftan gekleidet, die Augen mit Staubbrillen verſehen, eine leichte lederne Mütze, nach europäiſcher Art zugeſchnitten, auf dem Kopfe, hinter dem ungeheuren Halſe eines kräftigen Dromedars, welches mit bedachtſamen, aber nichts deſto weniger langen und rüſtigen Schritten durch den tiefen Sand wadete.

Dem Dromedar zur Linken ging ein Mann von ungewöhnlicher, beinahe rieſiger Größe, deſſen Hauptfarbe ſo ziemlich die kaſtanienbraune war, und obgleich eine erkleckliche Anzahl zurückgelegter Jahre den Nacken des Kaſtanienbraunen gebeugt hatte, ſchritt der Mann, wenn ſchon ſeine Füße ohne Bekleidung waren, doch ebenfalls munter genug, neben ſeinem Thiere her.

Die beiden Reiſenden zogen ſchweigend

fürbaß, allein ſie hatten ihren Marſch offenbar nicht nach den Pyramiden hingerichtet, ſondern verfolgten im Gegentheile genau den ſich tief in die Ebene hinein erſtreckenden ſchwarzen Schlagſchatten der einen, von den Strahlen der Abendſonne beleuchteten Pyramide.

Das Männchen auf dem Dromedare ſah zuweilen ängſtlich nach ſeiner Taſchenuhr und dann wieder durch ein bei ſich führendes Fernrohr in die Ebene hinaus, während ſein Begleiter, mechaniſch und ſorglos, das Thier zuweilen zu größerer Eile antrieb.

Wohl mag es der geneigte Leſer ſchon errathen haben, daß der auf dem Dromedar ſitzende Reiſende niemand anders, als der Er-Kaiſer war; ſeinen kaſtanienbraunen Begleiter ſtellen wir dagegen als einen wackern Kopten vor, einen ſpäten Sprößling der Ureinwohner Ägyptens. Der Kopte hatte einſt vor einer Reihe von Jahren unter dem General Buonaparte gedient und war ſein treuer Anhänger und Verehrer geweſen. Einige dieſer Leute beſitzen einen eigenthümlichen Charakter, auf deſſen Verſchwiegenheit beinahe noch mehr, als oft auf jene des Grabes gerechnet werden kann. Napoleon hatte dieſen treuen Kopten zu ſeinem großen Vergnügen nun in Cairo wieder gefunden und ihn zum Begleiter auf ſeiner jetzigen Reiſe nach den Pyramiden erwählt.

Nach einer langen Pauſe nahm der Ex-Kaiſer, nachdem er abermals durch ſein Fernrohr ſchaute, plötzlich das Wort: „Tumanru! mich will es beinahe bedünken, als ob dort oben, am Ende des Schlagſchattens der Pyramide ein Mann ſich hin und her bewege.“ Der Kopte, der trotz ſeines vorgeſchrittenen Alters weit ſchärfer ſah, als ſein ehemaliger General mit dem Dollond, richtete ſeine Blicke nach der bezeichneten Gegend hin und ſprach gleichmüthig: „Ihr habt Recht, Herr Petit! es ſteht dort oben ein Mamelucke mit einem Spaten.“ „Mit einem Spaten?" — fragte der Ex-Kaiſer, ſichtbar beſtürzt, — „mein lieber Tumanru! ich geſtehe Dir, dieſer unerwartete Zeuge iſt mir ſehr unerwünſcht." „Ei nun, er iſt ja ganz allein, wir ſchlagen ihn eben ein Bischen todt," — ſo lautete des Kopten lakoniſche Antwort und die beiden Reiſenden verfolgten jetzt wieder ſchweigend und ſchneller noch als zuvor, ihre einmal genommene Richtung, jedoch ſchnallte der Kaſtanienbraune, ohne daß dadurch der Marſch unterbrochen worden wäre, zwei ſcharf geladene Feuerröhren von des Dromedars Gepäck los, überzeugte ſich von deren brauchbarem Stande und überreichte ſofort, ohne dabei eine Sylbe zu verlieren, die eine Waffe dem Ex-Kaiſer, indem er zugleich die andere unter den eigenen Arm nahm.

Nun war man nur noch ohngefähr fünfzig Schritt von dem vorgeſetzten Ziel entfernt. Napoleon war von ſeinem Thiere geſtiegen, und ſeinen treuen Tumanru an der Seite, ging er mit geſpanntem Gewehre auf den erwähnten Mamelucken raſch und muthig zu, doch auch dieſer hatte die Vorſicht nicht auſſer Acht gelaſſen, ſeinen Spaten von ſich geworfen und ebenfalls mit dem Feuerrohre eine ſchußfertige Stellung angenommen.

Nachdem man der drohenden Gegenpartei noch näher gekommen war, rief der Ex-Kaiſer barſch: „Wer biſt Du? — was verlangſt Du von uns? warum ſucheſt Du die Reiſe zweier friedlicher Männer zu hemmen?“ —

Kaum hatte Napoleon dieſe Worte ausgeſtoſſen, da warf der Mamelucke ſeine Waffen weit von ſich, indem er vor Freude mehr brüllte als ſchrie: „Ich kann mich nicht täuſchen, zu bekannt iſt mir dieſe Stimme, wäre es möglich, mein geliebter Herr und Kaiſer! Ihr lebt, Ihr lebt wirklich?“ — und in demſelben Augenblicke ſtürzte der Mamelucke auf den Ex-Kaiſer zu, warf ſich vor ihm in den Staub, umklammerte deſſen Kniee und ſchluchzte, indem ihn ſeine Rührung nicht mehr ſprechen ließ.

Eine lange Pauſe erfolgte wieder, dann ſprach Napoleon in jenem weichen Tone, wie er nur ſelten aus ſeiner Kehle erſcholl: „Ich erkenne dich, ja du biſt es, mein theurer Ruſtan! die edle natürliche Seele, welche nie eines Treubruches fähig war. Ich weiß warum du hier biſt, wir ſchreiben heute den 24. October 1824, der Zeiger meiner untrüglichen Taſchenuhr deutet auf die ſiebente Stunde und wir ſtanden vor 26 Jahren an demſelben Tag, zur ſelben Stunde, auf derſelben Stelle. Doch keine Zeit iſt mehr zu verlieren, laß uns zum Werke ſchreiten, dann ein Mehreres! — ich ſehe, noch iſt mein Glücksſtern nicht gänzlich niedergegangen, denn nur er vermochte es — das Außerordentliche — dich in dieſer Minute bei Egyptens Pyramiden alſo unverhofft mit mir zuſammenzuführen.“

Der Ex-Kaiſer wandte ſich jetzt freundlich zu dem kaſtanienbraunen Kopten, welcher, während der ganzen Scene auf ſein Feuerrohr geſtützt, einen ſcheinbar ſehr gleichgültigen Zuſchauer dargeſtellt hatte. „Tumanru!“ — ſprach Napoleon — „nehme die Lebensmittel und alles andere Erforderliche von dem Dromedare und gehe zurück zu der erſten der Pyramiden; bereite an deren rechter Ecke für uns drei ein ſolch geſchmackvolles Abendmahl, als du es vermagſt; bald folgen wir dir.“ Der Kopte that ſchweigend wie ihm geheißen worden war, und entfernte ſich.

Jetzt zog der Kaiſer wieder ſeine Taſchenuhr, ſprechend: „Ruſtan! nur noch fünf Minuten ſind uns übrig, ergreife ſchnell deinen Spaten; laß uns zum Werke ſchreiten; ich werde dir Hülfe leiſten.“ Ruſtan ſtellte ſich mit dem Grabſcheite genau an jene Stelle, auf welcher ſich jetzt der Schatten des Giebels jener ungeheuern Pyramide auf dem glänzenden Flugſande abbildete, indem er fragend und voll ſichtbarer Spannung ſeinem Kaiſer ins Antlitz ſchaute. Napoleon ſtand neben ihm, die Taſchenuhr in der Hand haltend und eine abermalige Pauſe des Schweigens erfolgte. „A présent, vite! dépêchez vous!“ — rief Monsieur Petit plötzlich, in demſelben Nu ſtieß der Mamelucke die Schaufel in den Sand und beſchäftigte ſich emſig, eine ſenkrechte tiefe Grube auszuwühlen; Napoleon aber nahm von dem nebenanſtehenden Dromedare ein zweckdienliches Inſtrument und unterſtützte mit demſelben Ruſtans Bemühungen.

Die Grube war endlich ſo tief, daß ein großer Mann bequem darin ſtehen konnte, als der Mamelucke freudig aufſchrie: „Sire! wir ſind am Ziele, ich erblicke den Kaſten,“ und in demſelben Augenblicke ſtand Ruſtan auch bereits in der Grube.

Es gelang beiden Männern nicht ſonder große Anſtrengung, einen mäßigen, aber nichtsdeſtoweniger ſchweren, eiſernen Kaſten heraufzufördern, welcher geöffnet, den Anblick einer großen Menge der koſtbarſten Edelſteine und der größeſten Goldſtücke zeigte, welche je geſchlagen worden ſeyn mochten.

Die beiden Männer waren bemüht, die Münzen und die Kleinodien in mehreren mitgebrachten Beuteln und Büchſen zu verwahren, um den Schatz auf dieſe Weiſe bequemer unter die Ladung des Dromedars verſtecken zu können, dann warfen ſie den leeren Kaſten in die Grube zurück, bedeckten dieſelbe mit Sand und machten ſich nun nach der bezeichneten Pyramide auf den Weg, um Küchenmeiſter Tumanru's Abendmahl einzunehmen. Wir laſſen die Herrn vorerſt ziehen, um dem geneigten Leſer einige Aufſchlüſſe zu ertheilen, welche wir glauben, ihm nicht länger vorenthalten zu dürfen.

Als der franzöſiſche Obergeneral Buonaparte im Oktober des Jahrs 1798 eine blutige Empörung zu Cairo glücklich gedämpft hatte, traf die Nachricht ein, daß der Bey Ibrahim bey Gazza, unterſtützt von Achmed, dem syriſchen Statthalter der Pforte, eine große neue Armee geſammelt habe. Der franzöſiſche Obergeneral beſchloß, mit einem auserleſenen Truppencorps ſogleich dieſe Armee aufzuſuchen und zu ſchlagen.

Buonaparte hatte um dieſe Zeit bereits einen großen Privatſchatz geſammelt gehabt, welcher ſich durch die anſehnlichen Geſchenke gebildet, die er von den überwundenen ägyptiſchen Großen erhalten hatte. Dieſen Schatz nun auf ſeinem abentheuerlichen Zug gen Gazza mit ſich zu führen, blieb nicht gerathen, ſintemal es keineswegs ganz unwahrſcheinlich war, daß das franzöſiſche Armeekorps durch Ibrahim's und Achmed's weit überlegene Macht zurückgedrängt und der erſtern Gepäcke eine Beute der Feinde werden könnte.

In dieſer Lage nun beſchloß der General ſeinen Schatz zu vergraben, allein dieſes im Keller eines Hauſes zu Cairo zu bewerkſtelligen, war ebenfalls unräthlich; wie leicht konnte da das Kleinod entdeckt und geraubt werden! und da verfiel der geniale Mann nun auf das folgende ſinnreiche und untrügliche Mittel, ſeinen Mammon in der Sandwüſte ſelbſt zu vergraben und ſich deſſen Wiederauffindung zu ſichern, ohne ſich dabei irgend eines ſichtbaren Zeichens zu bedienen.

Er hatte ſich am 24. October des obengenannten Jahres zu den, zwiſchen Cairo und Medun gelegenen Pyramiden-Gruppen begeben, und daſelbſt Abends 7 Uhr ſeinen Schatz genau auf derſelben Stelle eingeſenkt, auf welche hin zu dieſer Stunde die erſte jener Pyramiden ihren Schatten warf. Man braucht gerade kein Lalande zu ſeyn, um einzuſehen, daß man an demſelben Tag und zur ſelben Stunde zu jeder Zeit den Schatz wieder auffinden mußte, wenn anders die ewigen Geſetze der Nätur nicht ihren gewohnten Gang verändern würden. Nun iſt es freilich wahr, daß der Schatzgräber in Verlegenheit kommen könnte, wenn an gegebenem Tage gerade nicht die Sonne ſchiene, allein darauf iſt gut zu entgegnen, daß im Ländchen Fajoume, in welchem die Pyramiden gelegen ſind, die Sonne beinahe immer ſcheint, denn ſelbſt die ägyptiſche Regenzeit vermag in dieſer Gegend die heitern Tage nicht zu trüben.

Miniſterielle Blätter meldeten zu der Zeit, als Napoleon nach St. Helena gebracht wurde: „deſſen Leibmameluckr Ruſtan habe ſich geweigert, ſeinem Herrn ins Exil zu folgen;“ allein dieſe Blätter hatten, was ihnen öfters begegnet, gelogen; Ruſtan mußte auf des Ex-Kaiſers ausdrücklichen Befehl in Paris zurückbleiben, um dort durch kluge Kundſchafterei ſeinem Herrn, vielleicht früher oder ſpäter, in irgend einer Art nützlich werden zu können.

Nach ſeinem Siege bei Abukir (d. 25. Juli 1799) erhielt Buonaparte die Nachricht von dem gefährlichen Zuſtande der franzöſiſchen Republik, welche Nachricht ihn zur ſchleunigſten Einſchiffung nach der Heimath bewog; um aber auf den Fall ſeines plötzlichen Todes jenen bei den Pyramiden vergrabenen Schatz der Menſchheit nicht zu entziehen, vertraute der General das Geheimniß dem Ruſtan, den er in Syrien zum Gefangenen gemacht und von deſſen unbedingter Treue ſich in der Folge zu überzeugen er mehrere, als eine Gelegenheit gefunden hatte.

Nachdem der Ex-Kaiſer ſich bereits längere Zeit in St. Helena befunden hatte, meldete irgend eine Zeitung des ehemaligen kaiſerlichen Leibmamelucken Tod, allein auch dieſe Zeitung irrte; Ruſtan hatte in Paris ein Feinliebchen gefunden, ſich mit demſelben ehelich verbunden, und ſich unweit Dreux angekauft, allein des Mamelucken Ehe — deren intereſſante Geſchichte im 2ten Bändchen vorkömmt — war nicht glücklich, und Ruſtan, ohnehin ſtets gepeinigt von Sehnſucht nach ſeinem geliebten Herrn, hatte ſein Weibchen verlaſſen und ſich nach London begeben, wo er eine Gelegenheit zu finden hoffte, ſich nach St. Helena einzuſchiffen, allein bevor er noch dieſe Hoffnung in Erfüllung bringen konnte, traf die falſche offizielle Nachricht von Napoleons Tode ein, und der Mamelucke wurde dadurch, wie viele Millionen Menſchen, getäuſcht.

Jetzt kehrte Ruſtan nach Egypten zurück, um daſelbſt den Napoleoniſchen Schatz zu heben, welchen unter des Ex-Kaiſers Familie und treueſten Freunde der ehrliche Burſche zu vertheilen, feſt im Sinne hatte.

Wenn ſich Romanenſchreiber Anachronismen zu Schulden kommen laſſen, wird es gerade ſo genau nicht genommen und führte der fehlende Theil auch die Firma: „Scott;“ allein das chronologiſche Budget des Biographen und Geſchichtſchreibers muß in Ordnung ſeyn, und auch in dieſer Beziehung ſehen wir uns veranlaßt, in der Geſchwindigkeit unſere Rechnung zu legen.

Napoleon ſeegelte am 6. Mai 1821, alſo an dem Tage nach ſeinem vermeintlichen Todestage, von St. Helena ab; wenn man nun die Fahrt von dieſer Inſel nach London abrechnet; wenn man ſich erinnert, daß er mehrere Monate dem Lord Wellington als Sekretär diente; wenn man ferner bedenkt, daß eine Seereiſe von London nach Alexandrien — wo es beinahe die Hälfte eines Welttheiles unter Stürmen und Unwetter zu umſeegeln galt — keine Spazierfahrt iſt, und wenn man uns ferner Glauben beimißt, wenn wir verſichern, daß unſer Held, von dieſer letzten beſchwerlichen Seereiſe ganz erſchöpft, wieder mehrere Monate in Cairo krank darnieder lag — wird man ſich nicht wundern, daß der Ex-Kaiſer nicht früher, als am 24. Oktober 1824 bei den Pyramiden als Schatzgräber erſchien.

Die Nacht war bereits hereingebrochen, als Napoleon und Ruſtan mit dem Dromedare die Pyramide erreichten. Sie waren ſehr ermüdet und hungerig, und um ſo beſſer behagte ihnen daher Freund Tumanru's bereits fertiges Mahl. Es beſtand aus gekochtem Reis und zartem herrlichen Geflügel; denn die Hühnerzucht hat in Egypten den höchſten Grad der Vollkommenheit erreicht, und ſelbſt die berühmten Wiener-Poularden müſſen den egyptiſchen weit nachſtehen. Zum Nachtiſche wurden Datteln und Melonen aufgeſetzt; auch an Bordeaux-Wein fehlte es nicht, denn

Monsieur Petit hatte von dieſem ſeinem Lieblingsgetränke eine bedeutende Quantität durch einen reiſenden Engländer in Cairo acquirirt; Tumanru indeſſen zog vor, ſtatt des Weines, eine Bouteille ſtarken Branntwein zu ſich zu nehmen.

Napoleon und ſein Leibmameluk begaben ſich in eine wohl erhaltene Kammer im Erdgeſchoße der Pyramide, in welcher ihnen der Kopte ein bequemes Nachtlager bereitet hatte, dieſer aber wollte im Freien neben ſeinem theuern Dromedare die Nacht vollbringen.

Der Ex-Kaiſer und der Mamelucke lagen im Trockenen auf weichem trockenem Nilgraſe und in zarte orientaliſche Teppiche gehüllt, allein der Schlaf floh Beide noch und es begann folgendes Geſpräch:

Ruſtan.

Nicht wahr, Sire! wir werden nun bald wieder nach Frankreich zurückkehren?

Napoleon.

Nein mein Freund! das werden wir nicht.

Ruſtan.

(Sehr erſtaunt). Wie, wir werden nicht nach Frankreich reiſen — aber nach einiger Zeit denn doch?

Napoleon.

Schwerlich, oder nimmermehr!

Ruſtan.

Darf ich es wagen, mein allerhöchſter Herr! nach der Löſung dieſes Räthſels zu fragen?

Napoleon.

Ich würde keinem Franzoſen mehr willkommen ſeyn.

Ruſtan.

O glaubt es nicht, Sire! ich geſtehe es: nach der verlorenen Schlacht bei Belle Alliance waren viele, viele Stimmen gegen Euch, und ſelbſt viele Eurer Freunde hatten ſich damals von Euch gewendet, aber glaubet mir, die Stimmung hat ſich ſeitdem in Frankreich ungemein geändert, und es iſt dahin gekommen, daß ſelbſt mehrere Eurer älteſten und leidenſchaftlichſten Feinde ſeitdem umgeſattelt haben.

Napoleon.

(Lächelnd). Mein lieber Ruſtan! du biſt ein ehrlicher Burſche; allein du haſt mir niemals Gelegenheit gegeben, dich für einen feinen Beobachter zu halten, auch war deine Vorliebe für meine Perſon wohl zu groß, als daß du in irgend einer Weiſe die wahre öffentliche Stimmung in Paris — und Paris iſt und war in dieſer Beziehung ſtets Frankreich — hätteſt richtig beurtheilen können.

Ruſtan.

Mein Kaiſer! Ihr wißt es, ich bin unter Barbaren, als gemeiner Reitersmann, aufgewachſen, allein geſunden Menſchenverſtand habt Ihr mir nie abgeſprochen, und dann lebte ich wahrlich zu lange in der Nähe Eurer Perſon, als daß ich hätte nicht ſollen ein Fünkchen von Eurem erhabenen Genius aufnehmen. Ich lebte mehrere Jahre, nach Eurer letzten Deportation, in Paris und ich beobachtete ohne Partheilichkeit die Stimmung der Bevölkerung, und dieſe Stimmung änderte ſich von Jahr zu Jahr, und zwar zu Euern Gunſten.

Napoleon.

(Laut lachend). Nun wohlan denn, du feiner Patron! ſo ſage mir denn, was du von der Stimmung der franzöſiſchen Hauptſtadt hältſt? — Wenn deine Berichte auch meinen einmal genommenen Entſchluß nicht ändern, ſo werden ſie mir doch wenigſtens Spaß machen.

Ruſtan.

Sire! Frankreichs Volk war — die Thatſache kann nun einmal nicht geläugnet werden — durch die höchſten Aufopferungen erſchöpft. Seine ihm angeborne Eitelkeit war tief gekränkt durch den Umſtand, daß es den unbeſiegbar geglaubten Kaiſer unterliegen und daß es die verhaßten Fremden in ſeine Mauern einziehen ſah. Man verſprach der Nation, ihr würden in Zukunft gebratene Vögel in den geöffneten Mund fliegen, und für gebratene Vögel opfert der große gemeine Haufe in jedem Lande ſelbſt jenen Herrſcher auf, den es während einer langen Reihe von Jahren angebetet hat. Allein — die gebratenen Vögel blieben aus, und die Unzufriedenheit ſtellte ſich ein. Jener tapfere Theil der Nation, welcher einſt unter Euerm Adler geſiegt, ſich Ruhm und Geld erworben hatte, er wurde zwar dem bürgerlichen Leben wiedergegeben, allein er taugte für daſſelbe nicht mehr, verſank in Elend und Noth und verfehlte nicht, das Seinige dazu beizutragen, das Volk gegen die neue Regierung zu ſtimmen. Die Legion der ehemaligen Emigranten hielt ſich bei dem Wiederaufblühen der Lilie geborgen, und ſelbſt die einfältigſten Krautjunkers, welche in ihrer Jugend davon gelaufen und ſich im Auslande in Kummer und Schmach, ohne Muth und Verdienſt, als Bettler umhergetrieben hatten, — die kehrten zurück in dem feſten Vertrauen: von den Bourbonen mit den höchſten Ehrenſtellen und mit Gold überſchüttet zu werden. Der neuen Regierung hätten alle Goldgruben der Welt zu Gebote ſtehen dürfen, ſie hätte nimmermehr die unverſchämten Anforderungen dieſer unwürdigen Menſchen befriedigen können, allein Ihr wißt, die jener neuen Regierung wirklich zu Gebote ſtehenden Quellen floſſen keineswegs reichhaltig, und ſo kam es denn, daß ſelbſt viele der Ariſtokraten anfiengen, par débit den ſonſt ſo ſehr verhaßten Napoleon lobzupreiſen, nun kommen noch die Väter Jeſuiten dazu —

Napoleon.

(gähnend und den Mamelucken unterbrechend). Genug mein lieber Ruſtan, ich ehre deinen guten Willen und danke dir dafür, daß mir deine lange Rede Schlaf gemacht hat. Ich ſehe wohl, du haſt deine Beobachtungen lediglich in den Guinguetten der Hauptſtadt angeſtellt, wo einige abgedankte Grenadiere meiner alten Garde — wie ſehr bedaure ich die armen Soldaten! — bei einem Gläschen eau-de-vie ihrem Mißmuthe Luft machten; doch um die wahre Stimmung des Volks beurtheilen zu können, muß man — ach, ach, Bon soir, mon ami!

Napoleon war ſanft entſchlafen, allein der treue Mameluck wälzte ſich noch einige Stunden unruhig auf ſeinem Lager hin und her.

Des andern Tages, als der Ex-Kaiſer erwachte, ſaß Ruſtan bereits ganz angekleidet und reiſefertig, jedoch mit finſterer Miene, auf ſeinem Lager. Unſer Held lächelte und knüpfte den am vorigen Abende plötzlich verloren gegangenen Faden des Geſprächs in folgender Weiſe wieder an.

Napoleon.

Du biſt übel gelaunt Ruſtan! es hat deine Eigenliebe verletzt, daß ich geſtern nicht glauben wollte, was du mir von der Stimmung des franzöſiſchen Volkes ſagteſt. Allein glaube mir, mein werther Burſche! es iſt vorbei und ſelbſt unter den günſtigſten Verhältniſſen könnte ich dieſem Volke nie mehr werden, was ich ihm war, ſo wie es mir nie mehr werden könnte, was es mir geweſen. Ich werde mich beſtreben, jetzt meine Gedanken in einer Art auszudrücken, wie ſie deinem Faſſungs-Vermögen angemeſſen iſt, und du wirſt mich dann, mein ſehr werther Burſche! beſſer verſtehen.

Denke dir, mein lieber Ruſtan! einen Jüngling und ein Mädchen in des Lebens üppigſter Fülle und ſich liebend mit dem ganzen Feuer der verzehrenden erſten Liebe. Wenn unter dem Pärchen auch hie und da Zwieſpalt ausbricht, ja ſelbſt arger Zwieſpalt — es ſchadet nicht; ſolche Querelles ſind im

Gegentheil eher geeignet, das ſchöne Band feſter noch zuſammenzuziehen. Allein nun denke dir den Fall, daß ein böſes Geſchick, deſſen Veranlaſſung die Mädchen gerne auf Rechnung des Geliebten ſetzen, den Jüngling plötzlich von ſeiner Dulzinea reiße, daß er viele Jahre lang entfernt bleibe, und daß das Mädchen, in der Verzweiflung ihn nie wieder zu ſehen, indeſſen mit einem andern Manne gebuhlt habe — magſt du dann wohl noch glauben, wenn plötzlich der erſte Herzensgeliebte zurückkehrt, es werde ſich zwiſchen ihm und der treulos gewordenen Dirne das ungetrübte ſchöne Verhältniß von ehevor wieder herſtellen laſſen???

Nun ſiehe, mein lieber Ruſtan! die Volksgunſt iſt nichts anderes, als ein Weib und ich würde nach Frankreich zurückkehren, ganz in dem Verhältniſſe zu dem Volke ſtehend, wie jener zurückgekehrte unglückliche Jüngling zu ſeiner ehemaligen Geliebten.

Wohin ſich das Glück neigt, lieber Ruſtan, dahin neigt ſich auch die Gunſt des

Volkes. Nie erhält ſich ſein Urtheil in der Mittelſtraße. Es erhebt und ſtürzt: vergöttert und haßt, allein wenn es auch in ſeiner Laune den geſtürzten Popanz früher oder ſpäter wieder erhebt; die Strahlen ſeines ehemaligen Glanzes kehren nicht wieder und ſelbſt dieſe erhobenen Bourbonen — ſitzen ſie wohl als dieſelben Götter auf ihrem wieder errichteten Throne wie dereinſt und ehevor?

Nirgends hab' ich das vielköpfige Thier treffender bezeichnet gefunden, als in einem alten Kalender; es hieß dort von ihm:

Je fais tout, et je ne suis rien:
Je fais le mal: je fais le bien.
J'obéis toujours, quand j'ordonne:
Je reçois moins que je ne donne
En mon nom on me fait la loi.
Et quand je frappe, — c'est sur moi.

Ich hatte mich auf St. Helena ungemein an ein anmuthiges neunjähriges Mädchen, die Tochter eines Sergeanten der Garniſon von Longwood, Namens Julie attachirt, und auch das liebe Kind hing innig an mir. Einſt knüpfte ich dem Mädchen eine kleine ſilberne Uhr, an einer Kette befeſtiget, um das Hälschen und ſagte zu ihm: „bewahre mir dieſes zu Liebe;" dann nahm ich ein Federmeſſer und ſtach auf das Gehäuſe der Uhr die Worte ein: „Der Kaiſer an Julie, ſeine kleine Freundin." Das Kind war entzückt und ſein Dank kannte keine Gränzen. Nach einigen Wochen kam die Kleine wieder zu mir und ſprach: „Lieber Freund! deine Uhr freut mich gar nicht mehr, denn ich habe geſehen, meines Vaters Kapitän hat eine viel ſchönere, eine goldene Uhr und ich möchte nun durchaus auch eine ſolche haben." Ich war in der That ſchwach genug, dem Julchen auch eine goldene Uhr zu ſchenken, allein nach zwei Monaten kam das Kind wieder und ſprach ganz trotzig: „Höre Freund Napoleon! mir iſt nun auch deine ſchlechte goldene Uhr verleidet, denn ich habe geſehen, daß der Herr Gouverneur unſerer Inſel eine Uhr hat, die voll und übervoll und ganz und gar mit Brillanten beſetzt iſt; ei wenn du mich lieb haſt, ſchaffe mir doch auch ſolch eine Uhr, die eben ſo ſchön iſt, als dem Gouverneur die ſeinige.“ Ich erwiederte: „Ei Julchen! du biſt ein unartiges, ein ungenügſames, ein undankbares Kind, und kurz eine Gouvernements-Uhr vermag ich dir nicht zu ſchaffen.“ Die Kleine trennte ſich weinend von mir; ſie kam von dieſem Tag an nicht mehr in mein Haus und wenn ſie mir auf Spaziergängen zufällig begegnete, lief ſie vor mir wie vor einem wilden Thiere.

Sieh Ruſtan! wie mit dieſem Julchen, gieng es mir mit dem franzöſiſchen Volke. Ich gab ihm Alles, ich opferte ſeinem Ruhme und ſeiner Wohlfahrt mich ſelbſten, doch als ich nichts mehr zu geben hatte, bewarf es mich mit Koth.

Ruſtan.

O Sire! Eure Rede erfüllt mein Herz mit Unmuth. Es hat das Unglück Euer Auge verſchleiert und Ihr ſeht Alles, wie ich bemerke, in einem trüben Lichte. Wie es ſchlechte und edle Weiber giebt, ſo bleibt auch der Charakter der Völker verſchieden, und Frankreich, mein geliebtes zweites Vaterland, das edle Frankreich! die größte, die gebildetſte Nation der Erde, ſie kann, ſie wird nimmermehr vergeſſen, was ihr der große Napoleon geweſen, und was es ihm zu danken.

Napoleon.

(Heftig). Es iſt aus, ſag ich dir! nimmermehr kann ich dort eine Sonne glänzen und den falben Glanz eines Sternes zweiter oder dritter Größe — nimmermehr habe ich nach ihm geſtrebt. Ein Tagewerk noch will ich vollenden, ich will — — doch genug für jetzt, die Sonne geht auf; wir müſſen die Rückreiſe nach Cairo antreten und lange ſchon wird der treue Tumauru mit dem Dromedare unſer harren. Komme!

Der Exkaiſer entfernte ſich mit raſchen Schritten aus dem Gemache; langſam und mit geſenktem Haupte folgte ihm der Mamelucke.

Als Napoleon und Ruſtan aus der Pyramide hervor ins Freie traten, ſtellte ſich ihnen ein ſeltſamer Anblick dar. Der Kopte ſaß im Sande, mit dem Rücken an eine koloſſale Sphinx gelehnt. Die ſonſtige bräunlichrothe Farbe ſeines Geſichtes hatte einem abgeſtandenen widerlichen Hellroth Platz gemacht, und das Haupt war herniedergeſunken auf die Bruſt. Dicht neben dem Greiſe hatte ſich das Dromedar auf die vordern Füße niedergekauert und aus des Thieres großen ehrlichen Augen war offenbar, Beſorgniß um den geliebten treuen Führer zu leſen.

Nicht ohne Rührung betrachteten der Ex-Kaiſer und der Mamelucke einen Augenblick dieſe Gruppe, dann eilten ſie hinzu, dem erkrankten Kopten Hülfe zu leiſten. Der

Greis war ohnmächtig geworden und erſt als Ruſtan ihn unterſtützte und Napoleon ihm den Flacon, in welchem ſich eau de Cologne befand, vorhielt, erlangte Tumnuru ſein Bewußtſeyn wieder.

„Was iſt dir begegnet, armer Mann?“ — fragte unſer Held theilnehmend. Eine lange Pauſe erfolgte, dann erwiederte der alte Kopte in ganz eigenthümlicher, feierlicher, ihm ſonſt gänzlich fremd gebliebener Weiſe und in abgebrochenen Sätzen: „der Iſis*)

---

*) Iſis und Oſiris waren die Hauptgottheiten der alten Egyptier: jene ſtellte den Mond, dieſer die Sonne dar. Mit ihnen brachte man den Nil in ein ſehr nahes Verhältniß, da deſſen Ueberſchwemmung, wovon die Nahrung und der Wohlſtand der Landeseinwohner abhieng, genau mit dem Mond- und Sonnenlauf zuſammen zu hängen ſchien.

Uebrigens iſt es Thatſache, daß viele Kopten, welche dem Urſtamme entſproſſen, noch in heutigen Tagen, wenn auch nur im Gefalber Schein hat mir in vergangener Nacht verkündet, daß die Wanderung meiner Seele nahe — ſchaue dorthin — der erwachende Oſiris ruft mich.

„Großer Mann des Jahrhunderts! — klar ſchaut meine Seele — wie ſie nimmermehr geſchaut: Hienieden — groß und ſelten iſt dein Ziel — dein Gang nicht immer gut, nicht immer ſchlecht — fürchte des Geſchickes Spiel — wird der Herr ein Knecht — der Knecht ein Herr — was iſt da mehr? — Sonne ſteigt auf, Sonne ſinkt nieder — Fluth, ſie fällt ab — Fluth ſie kehrt wieder — der Geiſt und das Heil — der Weihe Theil.“

Ueberraſcht und tiefſinnend blickte Napoleon lange auf den ſterbenden Greiſen hernieder, dann ſprach er liebreich: „wackerer Tumanrn! ich verlaſſe dich nicht, ſo lange

---

heim, der uralten Religion der Aelteſtvordern huldigen.

du athmeſt; ein Kaiſer wird deine ſterbliche Hülle zu Grabe beſtatten.“

N[illegible] einer langen Pauſe liſpelte der Kopte mühſamer als zuvor und kaum noch verſtändlich: „Mag nicht ſchlafen im heißen Sand — brechend Aug iſt nach Morgen gewandt — nach Morgen richte den Blick — Meiſter kehrt ſtets nach Morgen zurück — Morgen wahrt irdiſch und himmliſches Glück — o Iſis! Oſiris — Allmacht, Allweisheit ewiglich!“ —

Hier ſtieß der Kopte noch einen leiſen Seufzer aus und ſank entſeelt in den Sand; das Dromedar ließ in demſelben Augenblick einen ſchauerlich ſeltſamen Schmerzlaut vernehmen, ſtürzte hierauf vollends in den Sand, bedeckte mit ſeinem langen Halſe die Leiche des theuern Führers, und lag alſo unbeweglich, ſelbſt wie todt.

Ergriffen betrachteten unſer Held und der Mameluck dieſe neue Gruppe lange, endlich ſprach:

Ruſtan.

Wohl ihm, er hat ausgekämpft; doch in ſeinen letzten Worten lag kein Sinn, indeſſen ſeltſamiglich hat er dennoch phantaſirt, der alte Mann.

Napoleon.

Wohl lag ein Sinn, *ein gar tiefer Sinn* in des Braunen letzten Worten, ob ich ſie wohl ſelbſt nicht ganz zu entziffern vermag und es iſt wahrlich und gewiß, daß oft ein Geiſt anderer als irdiſcher Zonen aus dem Munde der Sterbenden in ihrer letzten Stunde ſpricht. — — Doch wir wollen ihn ehren, *Tumanru's* letzten Willen; nicht ſchlafen ſoll er im heißen Sande; ruhen ſoll er in den hohen geweihten Hallen der alten Könige ſeines Volkes. Laß uns die Leiche beiſetzen in der Pyramide hier.

Der Dromedar wollte nicht laſſen von ſeinem Führer und die beiden Männer mußten den Leichnam förmlich erkämpfen von dem treuen Thiere.

Des Kopten entſeelte Hülle wurde in einer der unzähligen Hallen der Pyramide auf einer ſteinernen Bank niedergeſetzt, das Antlitz gegen Morgen gerichtet.

Jetzt befahl Napoleon ohne Zeitverluſt die Rückreiſe nach Cairo anzutreten, allein es galt keine geringe Mühe, das Laſtthier vom Platze zu bringen, auch wendete es den ganzen Tag über, während des langen Marſches, beinahe jeden Augenblick den Hals, um mit trübem Blicke nach der Pyramide zurück zu ſchauen und mehrere Tage lang verſchmähte das edle Thier, die ihm vorgeworfene Nahrung zu berühren.

V.

Napoleon als Sclavenhändler in Cairo. — Abreiſe aus dieſer Stadt, und Einſchiffung in Alexandrien. — Des Helden Ankunft in Conſtantinopel. — Höchſt merkwürdige lange Unterredung Napoleons mit dem Großherrn. — Der Ex-Kaiſer liefert dem Sultan eine Skizze der Politik der meiſten europäiſchen Höfe. — Napoleon als Dichter.

> Il faut se garder contre soi-même, prendre garde à son inclination et être toujours en garde contre son naturel. Le métier de Roi est grand, noble, et bien délicieux, quand on se sent digne de bien s'acquitter de toutes les choses, aux quelles il s'engage; mais il n'est pas exempt de peine, de fatigue, d'inquietude. L'incertitude désespère quelque fois et quand on a passé un tems raisonnable à examiner une affaire, il faut se déterminer et prendre le parti, qu'on croit le meilleur.
>
> *Louis XIV. dans ses Reflexions sur le métier du Roi.*

Napoleon kam mit ſeinem Ruſtan nach dem beſtandenen Abenteuer bei den Pyramiden glücklich wieder in Cairo an. Sein erſtes Geſchäft blieb, den Mamelucken zu des unglücklichen Tumanru's hier hinterlaſſener Familie zu ſenden, ihr den Tod des Gatten und Vaters zu melden, und ſie wahrhaft kaiſerlich beſchenken zu laſſen.

Nach dieſem vollbrachten Werke der Wohlthätigkeit miethete der Kaiſer ein großes freiſtehendes Haus, indem er ſich jetzt für einen morgenländiſchen Sclavenhändler ausgab, welche Rolle zu ſpielen ihm um ſo leichter werden mußte, indem er ſich bereits vor ſechsundzwanzig Jahren mit der Sprache und den Gebräuchen des Morgenlandes vertraut gemacht hatte und die ägyptiſche Polizei mit der helvetiſchen gemein hat, daß ſie ſich weder um Stand, noch Thun und Treiben der Fremden bekümmert, ſo lange dieſe volle Säckel haben.

Napoleon verfügte ſich nun täglich auf den weiblichen Sclavenmarkt; er kaufte aber nur die jüngſte, die reizendſte, die ſeltenſte, die pikanteſte Waare und der Ex-Kaiſer war ein feiner Kenner ſolcher Waare.

Auf dieſe Weiſe brachte unſer Held bald einen auserleſenen kleinen Harem zuſammen, und es befanden ſich in demſelben auſſer einer edlen Cirkaſſierin und ſchlanken Georgierin, eine ganz allerliebſte, niedliche, kleine Pariſerin, eine üppige Italienerin mit ſchwarzen, brennenden Augen, griechiſcher Naſe, wohllüſtig aufgeworfenem Munde und von dem üppigſten Baue; eine intereſſante, derbe Schweizerin, eine liebliche Deutſche mit kornblauen Augen, goldenen Locken, kußlichen Lippen und dem herrlichſten, zarteſten Körperbaue ꝛc.

Die europäiſchen Schönheiten waren ſämmtlich von Seeräubern aufgebracht und zum Verkauf nach Cairo geſandt worden.

Der Mamelucke Ruſtan wurde zum Oberaufſeher des Serails ernannt, klagte aber täglich und ſtündlich, daß er auf dem neuen Poſten ſeine liebe Noth habe.

Indeſſen nicht der eigenen üppigen Luſt zu fröhnen hatte ſich der Ex-Kaiſer dieſes intereſſante Serailchen beigelegt, obwohl er ſchon in demſelben nicht ungerne ſeine Abende zubrachte, und bald bei dieſer, bald bei jener der Schönen ſeine Taſſe Thee trank.

Dem Großherrn zu Conſtantinopel einen Beſuch abzuſtatten, war unſer Held längſt entſchloſſen geweſen, und dahin darf man nicht mit leerer Hand gehen. Die Mädchen alle waren für das Serail des Sultans Mahmud beſtimmt. Auſſer deſſen hatte Napoleon herrliche Pelze und Teppiche nach und nach eingekauft, auch mehrere Dolche und Damaszenerſäbel in die köſtlichſten Steine und Diamanten faſſen laſſen; zu welchem Zwecke er einige der Kleinodien verwendete, die er unlängſt bei den Pyramiden ausgegraben hatte. Gar wohl kam jetzt unſerm Helden der erhobene

Schatz zu ſtatten, denn Jedermann weiß, daß ſeine Caſſe auf St. Helena ſo ſchlecht beſtellt war, daß am Ende das Silberſervice veräuſſert werden mußte. Nun hatte Napoleon zwar freilich den ganzen letzten Reſt ſeiner Baarſchaft bei ſeiner Abreiſe von St. Helena mit ſich genommen, allein die Koſten der Fahrt von London nach Alexandrien hatten dieſe beaux restes des ehemaligen ſo ungeheuren kaiſerlichen Schatzes beinahe gänzlich verſchlungen und hätte dieſer merkwürdige Mann des Jahrhunderts die bei den Pyramiden vergrabenen Kleinodien nicht wieder gefunden, er hätte wahrlich in den ſeltſamen Fall kommen können, ein anderer Beliſar, die Mildthätigkeit des orientaliſchen Publikums in Anſpruch nehmen zu müſſen.

Einige Zeit hatte Napoleon bereits wieder in Cairo verweilt und während dieſer Zeit ſeine Mußeſtunden mit vorzüglichem Fleiß dem Studium des Korans und der Geſchichte der Osmanen gewidnict. Er hätte ſich aber jetzt gerne nach Conſtantinopel eingeſchifft, doch war die Ausführung des Vorhabens mit großen Schwierigkeiten auf jeden Fall verknüpft. Man mußte nicht nur das mittelländiſche, ſondern auch das aegeiſche Meer durchſeegeln und ſich durch die Inſelgruppen des Archipelagus durchwinden, wenn man vererſt die Dardanellen und dann Conſtantinopel glücklich erreichen wollte. Nun aber war dieſes zu jener Zeit für jedes Schiff — es mochte auch ſegeln unter welcher Flagge es wollte — eine gefährliche Aufgabe, denn leider muß man es ſchon eingeſtehen, daß die griechiſchen Geſchwader, neben dem tapfern Kampfe, den ſie für die heilige Sache ihres Vaterlandes kämpften, auch etwas arge und rückſichtsloſe Seeräuberei trieben und der Ex-Kaiſer wollte eben ſo wenig ſeinen bedeutenden Schatz der Gefahr der Plünderung ausſetzen, als es in ſeinem Plane lag, ſich in einem ſolchen Falle zu erkennen zu geben und mit den Griechen gemeinſchaftliche Sache zu machen.

Doch endlich winkte unſerm Helden die Ausſicht, ſeinen Plan mit Sicherheit realiſiren zu können.

Die Einkünfte, welche die Pforte jährlich und regelmäßig aus Ägypten bezieht, belaufen ſich auf 600,000 baare Sultaninnen, auf 36,000 Maaß Reis, 45,642 Zentner Zucker, 250 Zentner Pfeffer und große Quantitäten Gewürze anderer Art. Es lagen nun ſchon im zweiten Jahre ungeheure Vorräthe und bedeutende baare Summen, als Theile dieſes Tributs, in Cairo aufgehäuft; doch man hatte es eben wegen der vorhin berührten Unſicherheit des Meeres nicht gewagt, die Summen und Gewürzvorräthe nach Conſtantinopel zu ſenden.

Die bekannte alexandriniſche Expedition unter Ibrahim Paſcha war um dieſe Zeit bereits unter Segel und ſchon am 26. Februar 1825 im Hafen von Modon angelangt; Ibrahim verfolgte ſeine fernern Plane — Coron zu entſetzen, den Haſen von Navarino zu nehmen, um ſich dann mit dem Kapudan Paſcha gegen Miſſolunghi vereinigen zu können.

Allein bei ſeinem Auslaufen aus dem Hafen Alexandrias hatte Ibrahim daſelbſt eine ſchadhafte Fregatte und zwei Felucken zurückgelaſſen, welche vorerſt ausgebeſſert und dann der alexandriniſchen Expedition folgen ſollten. Gegen das Ende des Jahres 1825 befanden ſich jene Fahrzeuge in der That im Stande auszulaufen, allein da Ägyptens Vicekönig, Paſcha Mehemed Ali, in Erfahrung gebracht hatte, daß ſich nun ſämmtliche griechiſche Fahrzeuge nach der weſtlichen Küſte Moreas gewendet hätten, um den ſchwer bedrängten Landsleuten Hülfe zu bringen, und demnach die Fahrt durch das ägeiſche Meer und den Archipelagus ganz frei ſey, beſchloß er, dieſen günſtigen Augenblick zu benutzen, den längſt bereit liegenden Tribut der Pforte auf Transportſchiffe bringen und dieſelben durch die im Hafen Alexandria's vor Anker liegenden bewaffneten Fahrzeuge nach Conſtantinopel escortiren zu laſſen.

Napoleon hatte nur erſt dieſe Thatſache erfahren, als er beſchloß, ſich die Gelegenheit zu Nutzen zu machen. Er ſtellte ſich als Sclavenhändler dem Vice-König vor und bat, da ſeine Waare insgeſammt für den Harem des Großherrn beſtimmt ſey, mit derſelben an Bord der im Hafen von Alexandria vor Anker liegenden und nach Conſtantinopel beſtimmten Eskadre gehen zu dürfen. Der Vice-König beſah, in Begleitung ſeines Sohnes, des Prinzen Abbim Bei, des Ex-Kaiſers Sclavinnen, allein leider fand die ſchöne Italienerin vor den Augen Sr. Hoheit des Vice-Königs ſelbſt, und die kleine Pariſerin vor jenen des Prinzen Abbim Gnade und Napoleon konnte, zu ſeinem großen Verdruße, ſchon nicht anders, als die beiden Mädchen den hohen Herrſchaften überlaſſen, für welche Bereitwilligkeit er aber auch einen ſchriftlichen gemeſſenen Befehl des Vice-Königs an den Befehlshader der bei Alexandria vor Anker liegenden Eskadre erhielt, wodurch dem Letztern aufgegeben wurde, den Sclavenhändler mit seiner Waare an Bord zu nehmen und wohlbehalten nach Constantinopel zu bringen.

Im Beſitze dieſer Ordre reiste der Ex-Kaiſer mit Ruſtan, ſeinen ihm noch übrig gebliebenen Mädchen und ſämmtlichem Gepäcke auf der Stelle nach Alexandria ab, ſtellte ſich dem Befehlshaber der kleinen Eskadre, welche gerade im Begriff ſtand die Anker zu lichten, vor, und nachdem unſer Held auch die Gunſt dieſes befehligenden türkiſchen Seekapitains durch ein anſehnliches Geſchenk gewonnen hatte, wurde er willig mit allen den Seinigen an Bord genommen und die ganze Eskadre ging wenige Tage darauf unter Segel.

Die Reiſe nach Conſtantinopel machte ſich ungewöhnlich ſchnell und glücklich. —

Napoleon befand ſich demnach im Jahre 1826 in der Hauptſtadt der Osmanen; allein hier angekommen, mußte unſer Held bald die Erfahrung machen, daß es für einen Mann ohne ausgezeichneten Rang und große Titel nicht minder ſchwierig bleibt, bei einem türkiſchen Monarchen, als bei andern zu einer Privataudienz zu gelangen.

Unſer vorgeblicher Sclavenhändler wurde mit ſeinem Geſuche an den Reis-Effendi gewieſen. Dieſer verlangte vor Allem die Sclavinnen, ſo wie die für den Großherrn beſtimmten Geſchenke zu ſchauen; die türkiſche Excellenz ſtaunte zwar nicht wenig ob der ſeltenen Schönheit der erſteren und der großen Koſtbarkeit der letztern, allein nichts deſto weniger wußte der Effendi unter allerlei Vorwänden die Wünſche des Sclavenhändlers zu verzögern, und erſt nachdem Napoleon dieſe ſchönſte und anmuthsvollſte aller ſeiner Mädchen, die Deutſche nämlich, nebſt einem köſtlichen Säbel und Dolch der Excellenz überlaſſen hatte, machte dieſelbe endlich Anſtalt, den Großherrn von der ſeltenen Waare des angekommenen Sclavenhändlers zu unterrichten und deſſen Neugier zu reitzen.

Im Monate März wurde dem Ex-Kaiſer ein Tag feſtgeſetzt, an welchem er das Glück haben ſollte, ſeine Schönheiten dem zweiten Mahmud vorzuſtellen und demſelben ſeine Geſchenke zu überreichen. Des Großherrn Aufmerkſamkeit wurde ſogleich rege; er ſprach zu unſerm Helden ſehr freundlich: „Beim Bart des Propheten! Deine Mädchen, Du Hund! ſind ſo ſchön, als mein Auge je welche geſehen und Deine Geſchenke ſind koſtbarer, als mir ſie je der Geſandte irgend eines der mächtigſten europäiſchen Hundefürſten überreicht hat. Ich glaube es nimmermehr — Du biſt kein Sclavenhändler.“

„Dein Scharfſinn, großmächtigſter Kaiſer aller Kaiſer“ — erwiederte unſer Held im orientaliſchem Geſchmack — „übertrifft, gleichſam wie die Sonne alle Sterne, die Weisheit aller Sterblichen, welche leben und je gelebt haben. Dein Blick, dem nichts auf dieſer Welt zu entgehen vermag, hat Dich nicht getäuſcht. Ich bin kein Sclavenhändler und ich bediente mich dieſes Gewandes lediglich, um des Glückes theilhaftig werden zu können, von Deinen Pantoffeln Allerhöchſter! den Staub zu küſſen. Ich habe Dir ein hochwichtiges politiſches Geheimniß zu entdecken."

Mahmuds Neugierde war durch dieſe ganze Scene aufs Höchſte geſpannt worden. Nach einem kurzen Nachdenken drehte er ſich auf dem Abſatze und trat mit den Worten: „Nun folge mir, Du Hund!" in ſein Kabinet.

Als ſich der Großherr mit unſerm Helden allein ſah, fragte er neugierig und ſchnell: „Nun, ſeltſame Beſtie! wer biſt Du? — was willſt Du?" —

„Ich bin Napoleon Buonaparte, ehemaliger Kaiſer der Franzoſen,“ lautete die Antwort.

Der Großherr fuhr entſetzt zurück, und blieb einige Minuten wie erſtarrt ſtehen; endlich ermannte er ſich, und rief ergrimmt aus: „Beim Barte des Propheten! Du betrügeriſcher Hund! ſollſt mir deine Frechheit theuer bezahlen; welcher dummen Lüge unterfängſt Du Dich; weißt Du nicht, daß Napoleon Buonaparte vor fünf Jahren ſchon geſtorben iſt.“

„So glaubt alle Welt,“ — verſetzte der Ex-Kaiſer, — „allein ich bin dennoch der wahre Napoleon,“ und hiemit erzählte unſer Held die Geſchichte ſeiner Flucht und ſeiner anderweitigen, nach derſelben beſtandenen Abenteuer, wie wir ſie bereits kennen gelernt haben.

„Bei Mahomed's Grabe! ſeltſam, wunderſeltſam!“ rief Mahmud aus, nachdem unſer Held ſeine Erzählung geendet hatte.

Tiefſinnend ſchritt der Großherr ſchweigend längere Zeit im Gemache auf und nieder, dann, wie von einem glücklichen Gedanken plötzlich erleuchtet, öffnete er haſtig ein ſchönes, ſchwarzes, mit Gold ausgelegtes Käſtchen von Ebenholz, welches in einer Niſche des Gemaches ſtand. Es befanden ſich in dieſem Käſtchen mehrere Papiere; Mahmud kramte unter denſelben und plötzlich ein ſtarkes Memoire hervorziehend, rief er freudig aus: „Aha, ich habe es gefunden — nun ſoll ſich ſchnell entdecken, ob Du wirklich Napoleon oder nur ein gemeiner Betrüger biſt; im erſtern Fall ſey mir hoch willkommen, im andern zappelſt Du nach wenigen Minuten am Spieſe. Hier," — fuhr Mahmud lebhaft redend fort, — „befinden ſich Schreibmaterialien, wirf ſchnell einige Worte in franzöſiſcher Sprache aufs Papier."

Unſer Held ergriff die türkiſche Feder und ſchrieb:

> „Il n'y a point de milieu pour les ambitieux entre un Trône, et un précipice.
> (*Tibère Discours polit.*")

Haſtig riß der Großherr das Blatt an ſich und nachdem er einen aufmerkſamen Blick darauf geworfen, rief er aus: „Wahrhaftig, es ſind dieſelben Züge, doch gänzliche Ueberzeugung muß ich haben. Höre! kurz bevor Napoleon die Inſel Elba verließ, kamen auf ſichern Wegen dieſe Depeſchen von ihm zur Pforte. Es ſind Papiere von höchſter Wichtigkeit und wie Napoleon ſelbſt ausdrücklich bemerkt, hat er Alles eigenhändig geſchrieben. Niemand auſſer mir und dem Kaiſer kann um den Inhalt dieſer Memoires wiſſen, und wenn Du mir daher dieſen Inhalt mündlich wiederholen kannſt, unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß die romantiſche Geſchichte deiner Flucht eine wahre geweſen." Lächelnd erwiederte unſer Held:

„Ich habe Urſache auf mein gutes Gedächtniß etwas ſtolz zu ſeyn. Recht wohl erinnere ich mich der Anträge, welche ich dazumal der hohen Pforte machte und ich will verſuchen, ob mir mein Gedächtniß ſo treu geblieben, daß ich ſelbſt das Detail jenes Memoires werde mündlich wiederholen können;“ — und nun hub der Ex-Kaiſer ſogleich an, jene damals gemachten Anträge mit Pathos zu deklamiren, und der Sultan, welcher das Manuscript in der Hand hielt, bemerkte zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, daß der merkwürdige Mann des Jahrhunderts nun beinahe mündlich dieſelben Worte wiederholte, die er vor circa eilf Jahren niedergeſchrieben hatte.

Der Ex-Kaiſer hatte noch lange nicht geendet, da ließ Mahmud plötzlich die Depeſchen aus den Händen fallen, breitete weit die Arme aus und rief: „Es unterliegt keinem Zweifel mehr — Du biſt es, großer Mann! Du biſt wirklich Napoleon — an mein Herz, Herr Bruder!“

Die beiden Herrn umarmten ſich dermaſſen zärtlich, wie regierende Fürſten ſich in der That zuweilen zu umarmen pflegen. Nachher nöthigte der Sultan ſeinen Freund, neben ihm auf Polſtern Platz zu nehmen. Mahmud's vertrauteſter Diener, ein Taubſtummer, mußte Kaffee, Sorbet und Confituren ſerviren, auch Pfeifen reichen, und es machte ſich ſofort zwiſchen beiden Herren folgende merkwürdige Converſation:

Mahmud.

Mein lieber Bruder! mich freut es ungemein, daß Du Dich in meinen Schutz begeben. Jedenfalls ſey überzeugt Du wirſt auf eine edle und Deiner würdige Weiſe behandelt werden, im auffallenden Gegenſatze zu jener Schändlichkeit, welche Dir die großbritanniſchen Schweine bewieſen haben. Welche Rolle Du ſpielen willſt — es wird lediglich auf Dich ankommen. Daß Du für jetzt ein ſtrenges Incognito zu behaupten wünſchen mägſt, leuchtet mir deutlich ein und rechne, lieber Bruder! auch in dieſem Falle ganz und gar auf meine Discretion. —

Du findeſt mich in einem Augenblick, in welchem ſich die hohe Pforte in einiger Verlegenheit befindet und eine politiſche Kriſis ſcheint zu nahen.

Die Geſandten der europäiſchen Mächte haben mir den Kopf niemals ſo warm gemacht als gerade jetzt.

Vor einigen Tagen iſt ein neuer engliſcher Botſchafter, genannt Stratford-Canning, hier angekommen. Dieſes engliſche Schwein hat auf ſeiner Hieherreiſe mit dem griechiſchen Rebellenhunde Maurocordatos eine Zuſammenkunft gehabt und beläſtigt mich unaufhörlich mit Interceſſionen zu Gunſten der griechiſchen Spitzbuben; Frankreich und Preußen unterſtützen die dringenden Fürſprachen und dieſe meine Verlegenheit wird noch durch das Ultimatum vermehrt, welches Menciaky, der Geſchäftsträger der ruſſiſchen Bären, im Namen ſeines Hofes übergeben hat und auf deſſen Beantwortung er peremtoriſch dringt. Dieſe nordiſchen Lümmel beſtehen auf dem Status quo vom Jahre 1820 in den Fürſtenthümern Moldau und Wallachei, ferner auf unverzüglicher Abſendung türkiſcher Commiſſaire, nach einem von mir zu beſtimmenden Orte, um die diesfälligen Einleitungen mit ruſſiſchen Commiſſarien zu treffen. Einige von mir mit Recht in Haft gehaltene ſerviſche Hunde, welche ſich Deputirte nannten, ſoll ich ungeſäumt auf freien Fuß ſtellen, und ihren dummen Beſchwerden abhelfen. Innerhalb ſechs Wochen will der dumme Kerl, der Menciaky, eine genügende Antwort von mir, ſonſt, ſpricht er, ſey er angewieſen, mit ſeinem Gefolge Conſtantinopel zu verlaſſen und ſich nach Beſſarabien zu begeben, in welche Provinz auch bereits ein bedeutendes ruſſiſches Armeecorps, mich einzuſchüchtern, eingerückt iſt und am allermeiſten ärgert mich, daß nun auch die öſterreichiſchen Hunde, die doch ſonſt 'noch immer meine beſten Freunde waren, dieſesmal die Anträge der nordiſchen Eisbären unterſtützen; erſt geſtern war das Schwein, den ſie Internunzius nennen, bei mir und ſchwatzte ein Langes und Breites darüber, daß ich dieſem verfluchten Ultimatum der Ruſſen durchaus genügen ſolle und müſſe.

Halbmond! Mahomed! Hagel! Donnerwetter! — bin ich Herr in meinem Hauſe oder bin ichs nicht? — hab ich das Recht, empörte Hunde, welche meine rechtmäßigen Unterthanen ſind, zu Paaren zu treiben oder nicht? — welches Recht haben die andern Hunde, ſich in dieſe Angelegenheiten zu miſchen? — ich bin Oberherr der Moldau und Wallachei und wer darf ſich vermeſſen, mir vorzuſchreiben, wie es in mir untergebenen Provinzen gehalten werden ſoll oder nicht? — —

Jetzt hab ichs ſatt; ich will einmal wieder ganz Türke ſeyn. Die Schweine, dieſe Botſchafter, laß ich in die ſieben Thürme werfen, dann pflanze ich die heilige Fahne des Propheten auf und nun ſollen ſie ankommen, dieſe Hunde alle. Sprich ſelbſt, Herr Bruder! hab ich Recht oder nicht, oder möchteſt Du mir Anderes rathen? —

Napoleon.

Ich rathe Dir, theuerſter Freund! wie Joas, der König in Israel, dem König Amazia in Juda bei einer ähnlichen Gelegenheit rieth.

Mahmud.

Nun, und was rieth denn jenes dem andern Schweine? —

Napoleon.

Joas ſprach dazumal zu Amazia: „Bleibe daheim, warum ringeſt du nach Unglück, daß du falleſt und Juda mit dir?“

Mahmud.

Und alſo kannſt Du, der hochherzige Krieger, dem *kühnen Mahmud* rathen? —

Napoleon.

Höre mich, Herr Bruder! und laſſe Dich nicht hinreiſſen in wild bewegter Leidenſchaft; gedenke, daß der Coran den Zorn das Uebel aller Uebel nennt. Viele Hunde ſind des Haſen Tod, doch gelingt es dem Haſen, einen Hund nach dem andern zu ermüden, ſo bleibt er Sieger, womit ich aber keineswegs *die hohe Pforte mit einem Haſen* verglichen haben will. Die europäiſchen Cabinete thun ſich gar viel auf ihre Schlauheit zu gute; ſchlage ſie mit ihren eigenen Waffen, ſey noch ſchlauer als ſie — *es wird ſich dieſe Aufgabe als die allerſchwerſte gerade nicht darſtellen.* Was die Interceſſionen in der griechiſchen Angelegenheit betrifft, ſo höre mit freundlicher Miene Alles an, was ſie Dir ſagen und täuſche mit halben und zweideutigen Hoffnungen die Narren, mit Hoffnungen, welche Du nimmermehr zu halten gedenkſt. Es geht im Felde der Politik wie beinahe allerwärts: wer Zeit gewinnt, hat Vieles, ja oft ſogar Alles gewonnen, darum rathe ich Dir ferner, laſſe durch den Reis-Effendi dem Herrn von Menciaky auf ſein eingereichtes Ultimatum ſagen: „daß die Pforte keine Antwort ertheilen könne, bevor ſie ſich nicht mit ihren Alliirten über die wichtigen Forderungen Rußlands berathen habe.

Mahmud.

Aber in Mahomeds Namen — der Menciaky weiß ja ſelbſt, daß die übrigen Schweine täglich in mich dringen, dem Ultimatum zu genügen? —

Napoleon.

Schadet nichts, Herr Bruder! 's iſt ein politiſcher Kniff, der ſeine Wirkung thun wird und denke nur immer an das: Zeit gewonnen, Vieles gewonnen!

Mahmud.

Schon recht, aber ſie werden ſich dabei nicht begnügen?

Napoleon.

Nun denn, wenn Du ſie nicht mehr länger am Narrenſeile herumführen kannſt, ſo geſtehe dem Menciaky alle ſeine Forderungen insgeſammt und feierlichſt zu. Was ſchadet es denn; laß die ſerviſchen Deputirten laufen und ſende Commiſſarien ab; im Weſentlichen kannſt Du ja noch immer thun und laſſen, was Du willſt. Allein Du haſt den Schein gerettet und abermals Zeit gewonnen.

Mahmud.

Ich ſehe wohl, Herr Bruder! Du biſt ganz der capitale Kerl, für den ich Dich ſtets hielt, aber jetzt erweiſe mir noch einen ſehr großen Dienſt: Wie iſt in der That und Wahrheit die Politik ſämmtlicher europäiſcher Höfe hinſichtlich der Pforte beſchaffen, und was hab ich von jedem Einzelnen zu fürchten, oder zu hoffen? —

Napoleon.

Mit Vergnügen und nach beſtem Willen und Wiſſen werde ich Deinem Anſinnen, Herr Bruder! zu entſprechen ſuchen. Indeſſen wirſt Du es natürlich finden, daß ich meine politiſchen Skizzirungen bei einem Lande beginne, das meinem Herzen ſtets am nächſten lag und mir auch jetzt noch nicht gleichgültig geworden iſt.

Dem franzöſiſchen Volke hat unverkennbar in allen Zeiten ein hoher und poetiſcher Geiſt der Ritterlichkeit und des wahren uneigennützigen Biederſinns beigewohnt, der es ſich bei jeder

Gelegenheit zur heiligſten Pflicht machte, dem Unterdrückten zu Hülfe zu eilen. Darum lieh das edle Gallien einſt ſeinen mächtigen Arm jenem Guſtav, der für die Unabhängigkeit einer Welt focht, jenen Naſſaus und endlich den hochherzigen Verfechtern der nordamerikaniſchen Freiheit. Sollte nun auch vielleicht die jetzige Regierung ins Geheim in der Art, wie Du, mein ſehr verehrter Herr Bruder! die Griechen zu behandeln beliebſt, in der That nichts anderes ſehen, als die nicht zu tadelnde Aufrechthaltung legitimer Gerechtſame, ſo werden doch andere Empfindungen die gerade erwähnten unterdrücken müſſen. Abgeſehen ſelbſt davon, daß Frankreich bei Befreiung Griechenlands von Deinem Joche in der That Intereſſen zu erringen hätte, die ſo ganz recht eigentlich diejenigen ſeiner einzig wahren und eigenthümlichen Staatstendenz wären, muß man auch bedenken, daß die Erinnerung der jüngſten Vorzeit bei der herrſchenden Dynaſtie doch nicht ganz erlöſchen zu wollen ſcheint und ich möchte daher nicht dafür gut ſtehen, ob die jetzige Regierung nicht gerne eine Gelegenheit ergreifen wird, ſich zugleich den Geſammtbeifall der Nation zu ſichern und anderwärts eine ungeduldige, nach Thaten dürſtende Armee zu beſchäftigen — das heißt, ich halte es nicht für unmöglich, ja ſelbſt für wahrſcheinlich, es dürfte die franzöſiſche Regierung ſich früher oder ſpäter zu militairiſchen Expeditionen, dem ſchwerbedrängten Griechenland beizuſtehen, entſchließen.

Ruhig, lieber Bruder! die Sache wird ſo ſchlimm nicht werden, als Du vielleicht fürchteſt. Halbheit charakteriſirt jenes Miniſterium; immer fremdem Impulſe weichend kömmt man jetzt dort ſchwer zu einem Entſchluſſe und iſt es ja einmal der Fall, geht es mit der Ausführung langſam und träge genug, und was bliebe da viel zu fürchten von militairiſchen Expeditionen, geleitet von einer ſolchen höchſten Gewalt? — — —

Unter den militairiſchen Anführern Frankreichs ſind jene Teufelskerls auch ſelten geworden, deren Namen allein ſonſt den Feind erbeben machten. Stellte man Emigranten an die Spitze einer ſolchen Expedition, je nun, es ſind verſteinerte Helden, um kein Haar klüger, als vor einigen dreißig Jahren, da ſie aus dem Vaterlande flohen. — Anführer aus meiner Schule — die bringen nur ein halbes Herz zur Sache, haben überdieß die Feldherrnroutine verloren und — zu Wohlſtand gelangt — ziehen ſie vor, im bequemen Lehnſtuhle am wärmenden Kamine zu ſitzen, die meiſten von ihnen ſchreckt — ſo weit iſt es gekommen — der bloße Name: Held.

Mahmud.

Du haſt ſo ganz Unrecht nicht, mein Bruder! die Franzoſen ſind es auch nicht, deren zu nehmende Maaßregeln ich am meiſten fürchte, aber jene engliſchen Schweine und die wilden ruſſiſchen Bären?

Napoleon.

(Lächelnd.) Was jene Britten betrifft, ſtellen ſie ſich, lieber Bruder! allerdings als Deine gefährlichſten und mächtigſten Feinde dar, aber nur in ſo fern als Deine Intereſſen die ihrigen durchkreuzen, im entgegengeſetzten Fall kannſt Du gerade von ihnen auf den kräftigſten Schutz rechnen. Die Wiener haben eine komiſche Theaterperſonage, welche ſie — wenn ich nicht irre — Staberle nennen. Dieſer Staberle weist jede ihm nicht vortheilhafte Anerbietung mit den Worten: „Wenn ich nur Etwas davon hätte!“ zurück, und wenn Monſieur Staberle bei irgend einer Sache ſeinen Vortheil gewahrt, iſt er in der Wahl jener Mittel, welche zum Zwecke führen können, eben nicht ſehr gewiſſenhaft. Dieſer Staberle nun bleibt das treue Bild des Weſentlichen der großbritanniſchen Politik, und wenn auch die Politik aller Staaten über das: „wenn ich nur etwas davon hätte!“ nur gar zu gerne und ſehr ernſte Betrachtungen anſtellt, ſo behält doch keine Puiſſance dieſen egoiſtiſchen Refrain alſo konſequent in den Augen als die engliſche.

Herren zur See wollen dieſe Britten ſeyn. Dieſer iſt und bleibt — ſie haben allerdings ihre Staatstendenz richtig aufgefaßt — ihr erſter Grundſatz, und dieſen Grundſatz mit Conſequenz durchzuführen, würden ſie Welten opfern. Jede nur einigermaſſen bedeutſame Flagge, welche in irgend einem Ocean weht, iſt den Britten ein Gräuel, und glaube mir, lieber Bruder! wenn in Mitte des Friedens Albion eine ſchickliche Gelegenheit findet, Deine Geſammtflotte mit einem Male zu verbrennen oder in den Grund zu bohren, vollbringt ſie das Werk und ſchließt mit Dir am Tage darauf einen Freundſchaftsbund auf ewige Zeiten.

Englands Politik iſt ſtereotyp — das Hauptprincip darf nimmermehr aus den Augen verloren werden, das Ruder mag nun in den Händen eines Whig oder eines Tory, eines Fox oder eines Pitt, eines Mannes wie Canning oder ſeines Nachfolgers ſeyn. Nichtsdeſtoweniger gebricht es dieſer Politik keineswegs an Schlauheit und ſie weiß nur zu häufig die ſuperklugen Diplomaten anderer Staaten am politiſchen Schlepptaue zu ihren eigenen Zwecken hinzuziehen und zwar ſolche Staaten, deren natürliche Intereſſen den ihrigen geradezu entgegengeſetzt ſind.

Im Intereſſe Frankreichs liegt es, daß Griechenland ſtark und unabhängig ſey, daß ſich an dem Geſtade des mittelländiſchen Meeres eine Nation erhebe, mit der es nützliche Verbindungen eingehen kann, eine Nation, die, lange beſchäftigt, ihre Trümmer wieder aufzurichten, ſich daran gewöhne, die Producte franzöſiſcher Induſtrie zu verbrauchen und die mit Gallien durch das doppelte Band der Dankbarkeit und des mercantiliſchen Intereſſes verbunden werden möge *).

England dagegen iſt es, das im Beſitze von Gibraltar, Malta, Corfu, im mittelländiſchen Meere herrſcht, das faſt den ganzen levantiſchen Handel treibt, und welches ſtets dagegen ſeyn muß, daß ſich eine Macht erheben ſoll, die in der Folge einigermaſſen mit ihm rivaliſiren könnte. England will, daß die griechiſche Nation ſchwach und beſtandlos bleibe, um ſie zu beſchützen, wie es Corfu beſchützt, um dadurch eine Colonie mehr zu haben. Das Loos der engliſchen Colonien aber iſt bekanntermaſſen alſo er-

---

*) Der geneigte Leſer wird bemerkt haben, daß in einigen wenigen Beziehungen Napoleons Ideen hinſichtlich der franzöſiſchen und engliſchen Politik genau mit denjenigen zuſammentreffen, welche viel ſpäter — nämlich am 6. Februar 1828 — der wirklich ſehr ſcharfſinnige General Lamarque in dem geheimen Comité in Paris zu Tage gefördert hat.

bärmlich, daß ich glaube, lieber Bruder! die Griechen würden beſſer noch fahren, ſich neuerdings Deinem ſanften Joche zu ſchmiegen.

Mahmud.

Es ſind große Wahrheiten, mein Bruder! die Du mir hier offenbareſt und ich werde ſie, wie die Sätze des Korans, treu in meinem Gedächtniſſe bewahren. Aber die ruſſiſchen Eisbären?

Napoleon.

Rußlands Wünſche müſſen ſich mit jenen Frankreichs in der angeregten Beziehung vereinigen. Uebrigens weißt Du ohnehin, daß die Ruſſen längſt mit der Moldau und Wallachei liebäugeln und ſie zu beſitzen eine große Parthie entrieren werden. Die Herrn werden heute oder morgen den Pruth überſchreiten und in Deine Länder den Krieg ſpielen; mit denen, Herr Bruder! ſollſt und mußt du raufen, darum geht mein Rath dahin: halte dir die übrigen Hunde vom Leibe, um ſo leichter wirſt du mit dieſem einzelnen fertig werden. Die deutſchen Magiſters faſeln viel von dem übermächtigen ruſſiſchen Koloſſe, der, nach ihrer Meinung, über Nacht einmal den ganzen europäiſchen Continent verſchlingen ſoll. Glaube mir, Herr Bruder! die Hern werden ſich Zeit laſſen, und es wird mit dem Verſchlingen ſo ſchnell nicht gehen. Ich habe den Kaiſer Alexander kennen lernen und ich hege Achtung vor dieſem Manne; neben vielen großen Schwachheiten, die ihm beiwohnen, bleibt er dennoch ein großer Fürſt, doch laß dieſes Haupt fallen — und ein dunkles Gerücht iſt mir zugekommen, es ſey bereits gefallen — dann ſchreitet die Nation ſchnell um ein Jahrhundert wieder zurück, doch davon ein andermal. Laß die Herrn nur den Pruth überſchreiten; wir werden mit ihnen fertig werden!

Mahmud.

Ich halte es beinah für überflüßig, dein Urtheil über Oeſterreichs Geſinnungen zu erforſchen. Du kennſt ja deinen Schwiegervater, er iſt gar ein gutes Mandel, und ich muß es geſtehen, ſein Kabinet — es hat mir allerdings Verbindlichkeiten — bezeigt ſich dankbar gegen die hohe Pforte, denn wenn wir im Jahre 1805 und im Jahre 1809, als du dich, Herr Bruder, in Wien befandeſt, und bei einigen andern Gelegenheiten noch, gewollt hätten, wir hätten den Herrn Oeſterreichern ein böſes Spiel machen können.

Napoleon.

(Hohnlachend). Dankbarkeit vom Hauſe Oeſterreich? hahaha! ich las — pour passer le temps — auf Elba eine ins Franzöſiſche übertragene Tragödie von einem deutſchen Magiſter, der ſich *Monsieur Schül-*

ler nennt und der Held des Trauerſpiels war Wallenſtein. Par-bleu! ein tüchtiger Kumpan — ſein Geiſt war dem meinen verwandt! — En fin! bei jenem Wallenſtein frägt auch ein öſterreichiſcher Feldherr: „Dankbarkeit vom Hauſe Oeſterreich?“ — „o ja“ — ſprach der Offizier — ich kenne das: „Der Kaiſer giebt ein lahmes Roß oder ein leichtes goldenes Gnadenkettlein — Wallenſtein lohnt beſſer.“

Traun, Herr Bruder! hier iſt ein Schluß — wie ihn die deutſchen Magiſters nennen — ein Schluß de minimo ad extremum ganz à sa place.

Oeſterreichs Politik ſtellt ſich zwar verſteckter, aber nichtsdeſtoweniger in der eigenthümlichen Wirklichkeit heilloſer noch dar, als die engliſche. Zwanzig gute Köpfe etwa werden ans Staatsruder geſtellt — die ganze Nation aber ſoll dumm bleiben —

blitz-hagel-viehdumm — dieſes iſt vorherrſchendes Staatsprincip. Dankbarkeit vom Hauſe Oeſterreich??? — — hahaha! muß noch einmal lachen. Dieſe Narren dort glauben, ihnen ſtehe die ganze Welt zu Gebote, daher auch das: a, e, i, o, u, *) über der kaiſerlichen Burgpforte zu Wien.

Nun die Herrn haben von mir manche Lektion erhalten, welche das a, e, i, o, u geradezu Lügen ſtrafte und doch laſſen ſie von der Marotte nun und nimmermehr. Oeſterreichs nächſter Nachbar zu ſeyn, bleibt auf keinen Fall ein erwünſchtes Loos. Die Baiern können davon ein Liedchen ſingen. Die Fürſten dieſes wackern Ländchens haben das Haus Oeſterreich unzählige Mal gerettet und wie wurde ihnen gelohnt?? — — Maximilian Emanuel, Churfürſt

---

*) Soll nach bekannter Auslegung heißen: „*Austriæ est imperare orbi universo.*“

von Baiern, entſetzte im Jahre 1683 Wien; er errang den Oeſterreichern die wichtigſten Siege in Ungarn gegen Euch und dann am Rheine gegen die Franzoſen. Zum ſchuldigen Danke erklärten die Habsburger den baieriſchen Fürſten in die Acht und ſchleppten ſeine Söhne in die Gefangenſchaft. Der unglückliche Max Emanuel mußte indeſſen ſein eigenes Land meiden; der Kern der tapfern baieriſchen männlichen Jugend, welcher ſich empörte gegen die Tyrannen, wurde verrathen und in der Nähe der Hauptſtadt München ſchändlich gemordet auf den Ebenen Sendlings. Dank vom Hauſe Oeſterreich? hahaha! alle ihre Nachbarn möchten ſie verſchlingen und zwar um jeden Preis, wenn ſie nur könnten. Muß immer lachen, wenn ich daran denke, welche in der That höchſt poſſirliche Schnurre mir einſt mein ehemaliger Geſandte zu Wien, der Graf N—e erzählte. Der bekannte ſächſiſche Hofnarr Baron von K—a befand ſich einſt an der Tafel der M. T.; es war die Rede von türkiſchen Angelegenheiten und M. T. äußerte: ſie würde Alles daran ſetzen, wenn ſie bewirken könnte, die ganze türkiſche Nation in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zu führen. Nach aufgehobener Tafel unterhielt ſich M. T. in einem Fenſter des Speiſeſaales mit dem luſtigen Baron K—a. Der ſächſiſche Edelmann fragte: „aber wenn J. K. M. für den Preis, eine Nacht in des türkiſchen Großherrn Armen zu liegen, alle Osmanen katholiſch machen könnten, möchten J. K. M. dieſen Preis wirklich verdienen?

M. T. erröthete ein wenig, erwiederte aber ſchnell: „ja für ſolch' heiligen Zweck wüßt' ich in der That nicht, ob — — — der Baron K—a lachte laut auf und murmelte in den Bart: „*la catin est la, mais* — die Türkei fehlt!"

Indeſſen, verehrteſter Herr Bruder! glaube du mir, du biſt den Oeſterreichern ein tauſendmal lieberer Nachbar noch, als der Ruſſe, und ſie mißgönnen dieſem auf jeden Fall den Beſitz der Moldau und Wallachei. Mögen die übrigen europäiſchen Mächte Oeſterreich noch ſo dringend in dieſer Zeit zu einer Coalition gegen dich einladen — ich verwette meinen Kopf darauf: Metter wird ſtets ſprechen: Nicht! und es müßte dir gar ſchlimm ergehen, wenn Metter einſt — in der Hoffnung von deinem doch nicht mehr zu rettendem Lande auch noch ein Stück davon zu reißen — endlich dennoch ſpräche: „Ja!!!“

Mahmud.

Freund Buonaparte! du biſt ein verfluchter Kerl — du haſt mir eine Blende von den Augen genommen, dafür danke ich dir, doch horch — hörſt du.

Napoleon.

Ich vernehme ein Jodeln, das mich an dasjenige der Gebrüder **Rainer** aus dem **Zillerthal in Tyrol** gemahnet; auch die deutſchen Schornſteinfeger jodeln in ähnlicher Art, wenn ſie nach vollbrachter Arbeit an ſchönen Sommertagen auf dem Rande der Schornſteine ſitzen und ſich von der Sonne beſcheinen laſſen.

Mahmud.

Du irrſt — es rufen die Diener der Moſchee hernieder von den **Minarets** zum Gebete, und wir müſſen daher für heute unſere Unterhaltung enden, denn ich darf nicht in der Moſchee fehlen. Jeder Monarch in dieſen Zeiten, der weiß, wo **Barthel** den Moſt holt, muß ſich als ein frommer Mann dem Volke darſtellen. Wir Türken ſind gar nicht ſo dumm als Ihr glaubt. Ich weiß recht wohl, daß eure ſpitzfindigen Politiker ſtets prophezeihen: die hohe Pforte werde in dieſem politiſchen Drama die Zeche bezahlen und daß ſie unaufhörlich die Worte Montesquieu's auf uns anwenden: „Quand les sauvages de la Louisiane veulent avoir un fruit, ils coupent l'arbre au pied, et cueillent le fruit; voila le Gouvernement despotique.“ — Die Narren! wir hüten uns einen Baum zu fällen, ſo lange er noch die geringſte Ausbeute verſpricht, allein dürre Stämme, welche ihm im Wege ſtehen, kappt auch der weiſe Mann. Apropos! zum Islam — mußt du übertreten, Herr Bruder!

Napoleon.

Das verſteht ſich ohnehin, aber das ſage ich dir gleich — beſchneiden laſſe ich mich nicht.

Mahmud.

Das wird ſich finden, mache die Geſchichte mit meinem Mufti aus; er iſt ein kluger und ſehr gebildeter Mann. Geſtern hat er mir eine Scene aus Voltaire's Zaire ins Türkiſche überſetzt und mir dadurch eine halbe Stunde recht angenehm vertrieben. Noch Eines Herr Bruder! bevor wir ſcheiden: „Ich habe einem mächtigen europäiſchen regierenden Fürſten in politiſchen Angelegenheiten nun ſchon dreimal im Privatwege geſchrieben und nimmermehr eine Antwort erhalten — das ärgert mich, was ſoll ich thun, um den unartigen Fürſten wieder zu ärgern?

Napoleon.

Mach es wie ich, Herr Bruder! — Vor vielen Jahren ſchrieb ich auch mehreremal einem in Ruhe verſetzten Könige, der ſich dazumal in Warſchau aufhielt. Die Majeſtät hielt nicht für gut zu antworten, da ſandte ich derſelben folgendes Gedicht:

„Wo Einer zieht den Filz vor'm Andern ab,
„Sey der nun Ritter oder ſey er Knapp,

Gelts ihm zur Ehre oder Hohn,
Ei — danken muß er dennoch ſchon!
Und ſchreib' ich n' Fehd- oder Minnebrief,
Schreib ich gerade oder ſchreib ich ſchief,
Antworten muß der Andre ſchon
Und ſitz' Er auch auf einem Thron —
Wenn er nicht hält die Regel,
Iſt und bleibt er ein F —

VI.

Napoleons Urtheil über den jetzt regierenden König von Baiern.

> „Oft beurtheilt die Nachwelt die Fürſten viel richtiger als es durch die Zeitgenoſſen geſchehen; ſo lernt man den Werth eines Auguſt nicht durch Virgil und Horaz, ſondern durch die Annalen eines Dio, Tacitus und Sueton erkennen.“
>
> Johannes Müller.

Nach einigen Tagen fand zwiſchen dem Großherrn und dem Ex-Kaiſer abermals eine intereſſante Unterredung Statt, welche wir hiemit dem geneigten Leſer mittheilen:

Mahmud.

Sage mir doch, Herr Bruder! welche Bewandtniß hat es denn mit einem ſogenannten baieriſchen Volke und deſſen Fürſten, deren du in unſerm neulichen Geſpräche gedachteſt? Es iſt mir aus Morea neulich die Nachricht zugekommen, daß der jetzt regierende baieriſche König einigen ſeiner Offiziere die Erlaubniß ertheilt haben ſoll, den aufrühreriſchen Griechenbunden als Anführer zu dienen, und ein gewiſſer Oberſtlieutenant Heidegger ſoll unter dieſen Offizieren ſich vorzüglich durch ſeine militäriſchen Talente und durch ſeinen Eifer für die griechiſche Sache auszeichnen.

Napoleon.

Dieſe Baiern, mein ſehr verehrlicher Herr Bruder! bilden gerade kein ganz großes Volk, allein auf ſie paſſen die Worte des Tacitus, mit welchen er ungemein treffend eine kleine, aber edle Nation charakteriſirt, im eigentlichen Sinne:

„Parva gens sed ingente virtute!“

Baiern zählt nur ungefähr vier Millionen Einwohner, allein dieſem Volke, dem älteſten deutſchen, wohnt ächter Nationalſinn bei, wie ich ihn bei keiner andern teutoniſchen Völkerſchaft gefunden habe, und dieſer Umſtand — verbunden mit der geographiſchen Lage des Landes, zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, dann die durch die Geſchichte erwieſene Thatſache, daß die angränzenden kleinern deutſchen Länder, als Würtemberg, Baden, Sachſen u. ſ. w. beinahe ſtets jene Parthei ergreifen, zu welchem ſich das tapfere Baiern wendet — verleihen dem Lande eine bedeutſame europäiſch-politiſche Wichtigkeit, und ich reflektirte mit Recht unter allen meinen ehemaligen Rheinbündlern ſtets am meiſten auf Baiern.

Der jetzige König dieſes Landes, welcher ohnlängſt den durch den Tod ſeines Vaters erledigt gewordenen Thron beſtieg, heißt: Ludwig Karl Auguſt, und ich kenne ihn recht wohl, obwohl ich eben nicht rühmen könnte, daß wir die beſten Freunde geweſen. Dieſer König war noch als Kronprinz einmal bei mir in Paris, und ich wollte ihn mit einer Prinzeſſin meiner Dynaſtie verbinden, allein zu meinem nicht geringen Erſtaunen erwiederte mir der Prinz mit großer Ruhe: „er werde ſich, wenn er heirathen wolle, ohne meine Beihülfe eine Braut zu ſuchen wiſſen.“ Etwas Aehnliches zu äußern hatte bisher, mir gegenüber, kein deutſcher Fürſt gewagt, ich ſchenkte nun jenem Ludwig eine größere Aufmerkſamkeit und gelangte bald zu der feſten Ueberzeugung: ihm wohne eine ſeltene Genialität und ein feſter, zum Herrſchen gemachter, mit einem Worte, ein wahrhaft königlicher Charakter bei, allein gerade dieſe Charaktere waren es nicht, welche ich an meinen Bundesgenoſſen liebte, und ich würde, wäre ich nicht früher ſelbſt geſtürzt worden, Alles daran gewendet haben, die einſtige Thronbeſteigung dieſes Fürſten zu hintertreiben.

Das Leben des König Ludwig's von Baiern als Kronprinz mahnte mich immer an jenes des großen preußiſchen Fritz, im gleichen Verhältniſſe. Wie einſt dieſer Friedrich, eben nicht außerordentlich beachtet, in Rheinsfels, — alſo lebte Ludwig in einer baieriſchen Provinzialſtadt, lediglich den Muſen und den Wiſſenſchaften, allein dabei beobachtete er genau und mit großer Umſicht die Mängel der Regierung ſeines Vaterlandes.

Geiſtreicher Schriftſteller und Dichter, wie einſt Friedrich, iſt auch Ludwig; ich weiß, daß er noch als Kronprinz jene unübertroffenen Geſchichtsbücher des Herodotus aus Halikarnaß, welche die neun Muſen betitelt ſind, meiſterhaft in die eigene Mutterſprache übertragen hat.

Wie einſt Friedrich, verſchmähte Ludwig direkten Antheil an der Regierung zu nehmen; denn wer ſo recht eigentlich zum Herrſchen geboren iſt, der will ſelbſt, er will allein, oder gar nicht herrſchen.

Es iſt eine allgemeine politiſche Meinung, welche man hegt, daß in der Regel ſolche Regenten, welche ſehr jung zur Regierung gelangen, ſich furchtſam benehmen und zu wenig Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten ſetzen, und daher leicht ein Spielball ihrer Miniſter werden. Im entgegengeſetzten Falle aber ſollen die Fürſten zuweilen ſich ſelber zu ſehr vertrauen und unempfänglich für guten Rath bleiben. Dem ſey nun, wie ihm wolle, regieren bleibt das Schwerſte unter allen Geſchäften, und ich halte dafür, es ſey der reife Mann geſchickter zu ſothanem Geſchäfte, dann der unbärtige Knabe.

Als reifer Mann ergriff Ludwig von Baiern die Zügel der Regierung und er that es mit einer Energie, welche die Aufmerkſamkeit Europa's erregte, denn die Völker dieſes Welttheiles haben verlernt, Könige von ächtem Schrot und Korn ſelber und mit Weisheit herrſchen zu ſehen.

Den höchſt zerrütteten Haushalt zu ordnen, den überhand genommenen Greueln einer unſeligen Büreaukratie zu ſteuern, dem Kerne der Nation, den beinahe allerwärts unterdrückten Landbauern auf die Beine zu helfen; den Handel und

Induſtrie zu beleben; die intenſive Kraft des Landes zu mehren; ſeine Sicherheit nach Außen zu mehr zu feſtigen; Künſte und Wiſſenſchaften zu heben — dahin geht Ludwigs Hauptſtreben. Gerecht und beharrlich heißt ſein Wahlſpruch; man kennt bisher kein Beiſpiel, daß er denſelben verletzt hat, und die Konſtitution, welche er beſchworen, blieb ihm heilig.

Jede reife und ſelbſtſtändige Nation wird und muß ſolchen Fürſten innig verehren und lieben; eine Nation, welche anders thäte, wäre gerade eines ſolchen Königs unwerth.

Indeſſen ſehe ich voraus, dieſer weiſe Baiernkönig wird ſich auch Feinde und Verläumder erziehen, denn jene feilen Kreaturen — fruges consumere nati! — ſind allerwärts Legio und für ſolche freilich paßt eines Ludwigs Herrſcherthum nicht!

Mahmud.

Mein lieber Herr Bruder! beim Barte des Propheten ſey es geſchworen, ich bin ganz froh, daß dieſes Baiernfürſten Staaten nicht an die meinigen gränzen; der Herr Ludwig könnte mir ſaubere Sprünge machen.

Napoleon.

Ja, daß die Staatsgrundſätze eines ſolchen Fürſten mit deinem Syſteme, Herzensbrüderchen! Nichts gemein haben, dafür möchte ich ſelbſt einſtehen.

Mahmud.

Wir müſſen uns für heute trennen, mein Mufti erwartet dich zu dieſer Stunde, denn ein Türke mußt du nun einmal in aller Eile werden, ſonſt kann und mag ich kein rechtes Herz zu dir faſſen.

Napoleon.

Eh-bien mon ami! embrassez moi. — Wenn du mich wieder ſiehſt, bin ich Mahomedaner ſo gut als einer in deinen Staaten lebt. Dormez bien!

VII.

Napoleon's Unterredung mit dem Mufti. — Des Ex-Kaiſers Uebertritt zum Jslam. — Napoleons Hut und Adler.

Si fortuna valet, fies de *Rhetore* Consul:
Si valet haec eadem, fies *de consule* Rhetor!"
Juvenal Sat. 7.

Napoleon machte ſeinen Beſuch beim Mufti und wurde bei dieſer hochwichtigen Perſon des türkiſchen Reiches ungemein höflich aufgenommen.

Der Mufti kannte nicht nur bereits das Anliegen, ſondern auch den wahren Namen und Stand des Er-Kaiſers. Er und der Großherr allein ſollten um das Geheimniß wiſſen — das lag im Plane.

Nachdem unſer Held neben dem Mufti auf Polſtern Platz genommen und in hergebrachter türkiſcher Weiſe mit Kaffe und Tabak bedient worden war, fieng der Pabſt der Osmanen an — denn die geiſtlichen Herren hören ſich allerwärts ſelber ſehr gerne ſprechen — ſich höchſt weitläufig über die Vorzüge des Islams auszulaſſen; doch unſer Held unterbrach den geſchwätzigen Alten, wie folgt:

Napoleon.

Mein lieber hochwürdiger Herr! verſchonen Sie mich gefälligſt mit den Dogmen Ihres Mahomedanism. Glauben Sie mir nur, ich habe öfters, und zwar zuletzt in Egypten, den Koran mit großer Aufmerkſamkeit geleſen; ich habe ſeine Lehren auch ſchätzen gelernt, denn er iſt ein für andere Verhältniſſe glücklich umgewandelte Auflage unſerer ſogenannten heiligen Schriften, welche dem Jehova und Jeſus Chriſtus fröhnen. Genug, Sie wiſſen es ja: ich bin feſt entſchloſſen, Türke zu werden, allein einige Rückſprachen haben wir vorerſt dennoch zu nehmen. Ihr Mahomed verbietet den Genuß des Weines, ich bin kein Trunkenbold, allein ich werde älter, bin nicht mehr im Stande, einer neuen Diätetik mich zu unterwerfen; eine halbe Flaſche Bordeaux per Tag müſſen Sie mir zugeſtehen.

Mufti.

Mein Freund! trinkt, wenn es Euch gefällig iſt, zehn Flaſchen Wein jeden Tag, oder jede Stunde, jedoch bei verſchloſſenen Thüren und niemals einen Tropfen in Gegenwart eines turkomaniſchen Plebejers. Alle große Geſetzgeber, Moſes ſowohl als

Mahomed, beabſichtigten bei derlei religiöſen Verboten das Klima und ſolche Verbote beſtehen lediglich für Viehmenſchen, welche im Genuſſe kein Maaß und kein Ziel kennen. Der gebildete und kluge Mann verſteht unter jeder Zone ſich zu mäßigen; er iſt ſein eigener Arzt und ißt und trinkt, was und ſo viel ihm nach ſeinen gemachten Beobachtungen frucktet.

Napoleon.

Eh-bien! mais — noch andere Dinge zu bereden. Ich habe in einer etwas ungewöhnlichen Lebens-carrière phyſiſche Leiden ſo ziemlich verachten lernen, doch der Gedanke an eure verfluchte Beſchneidung verwandelt meine korſiſche in eine Gänſehaut, und ich möchte Euer Hochwürden, wenn es nur einigermaßen zu machen möglich wäre, daher erſuchen —

Mufti.

Warum denn ſo viele Umſtände, mein

lieber Buonaparte! ich ſtelle Euch ein unbeſchnittenes Zeugniß aus, daß Ihr wirklich beſchnitten und ein ſolches Zeugniß gilt in der Türkei gerade ſo viel, als ein falſcher Taufſchein, der allenfalls für eine Hand voll Sechsbätzner von einem ehrwürdigen ******* — — — — erkauft wurde.

Napoleon.

In der That, mein ſehr hochverehrter und hochwürdigſter Mufti! ich finde Sie viel traitabler, als ich hoffen konnte.

Mufti.

Voyez vous! Ihr ſtolzen chriſtlichen Europäer verkennt uns und unſere Religion fortwährend.

Mahomed war ein wirklich großer Mann und richtig hatte er ſeine Zeit und die Bedürfniſſe der Menſchen, unter welchen er lebte, aufgefaßt. Er wurde Stifter einer neuen Religion, welche in der That ſeine entarteten Zeitgenoſſen der Einfalt der alten Patriarchenzeit wieder näher rückte und der Menſchheit würdige Begriffe gewährte, von Welt und Zukunft und von dem, was ſie, um glücklich zu leben, glauben, hoffen und vollbringen müſſe, denn in Arabien ſtellte ſich zu des großen Mannes Zeiten der abſurdeſte Aberglauben als vorherrſchend dar, die jüdiſche Religion trug, wie heutigen Tages noch den Typus der feigherzigſten Engherzigkeit an ihrer Stirne und was die Mängel der chriſtlichen Lehren betrifft, will ich dieſelben aus geziemender Gaſtfreundſchaftlichkeit lieber ganz mit Stillſchweigen umgehen, weil Sie, mein lieber Freund Buonaparte! in dieſem Augenblicke noch Chriſt ſind und es auch wahrſcheinlich im Geheim ſtets bleiben werden, wenn Sie es anders je im eigentlichſten Begriffe geweſen ſind.

Die Elemente unſerer Nation ſind im Allgemeinen ganz und gar dieſelben, wie jene

Eurer hochciviliſirten Regionen. O ja, es leben unter uns erſtaunlich viele Eſel, welche den Koran mehr fürchten, als unſere Polizei, die doch auch keineswegs eine ſchlecht geregelte iſt; wir haben auch viele verrückte Schwärmer, denjenigen vergleichbar, welche im hochtrabenden tollen Pathos in Euern Morgen- und Abendblättern wahnſinnige Sonnette an die heilige Jungfrau und den heiligen Sebaſtian abdrucken laſſen, doch auch in unſerer ſchönen Zone leben wahrhafte Weiſe — ob ihre Zahl ſchon auch größer nicht ſeyn mag, als bei Euch — und glaubet mir, mein ſehr verehrungswürdiger Freund! in Betreff der hierarchiſchen Taktik nehme ich es mit meinem Herrn Bruder in Rom geradezu auf, kann jener Herr Bruder aus Rückſichten und für baare Gebühr einem chriſtkatholiſchen Magen erlauben, am geheiligten Feſttage Ochſenfleiſch zu verzehren, ſo glaube ich dagegen Mahomed's Manen nicht zu ſehr zu kränken, wenn ich einem kaiſerlichen Apoſtaten ein halb Loth Menſchenfleiſch ſchenke, welches eigentlich dem turkomaniſchen Vitzlibutzli zum Opfer fallen ſollte.

Napoleon.

Mein lieber Mufti! ich fange an vor Ihrem Geiſte meine Segel zu ſtreichen. Mein Vetter, der Kardinal Feſch — es war doch auch ein kluges Wort mit ihm zu ſprechen — allein alſo tolerant wie Sie — war er nicht. Indeſſen um uns kurz zu faſſen, denn ich ſehe, was die Kleriſei und ihre Anſichten betrifft, ſind wir einverſtanden — ſage ich Ihnen nun kurz und gut, ich bin und bleibe von dieſem Augenblicke an ein Türke mit Seel und Leib, mit Gut und Blut immerhin und ewiglich. Bedarf es einer Eidesformel? ich unterwerfe mich derſelben in jeder Art; nur nicht viele Umſtände, machen Sie die Sache fein kurz ab und ſäuberlich.

Mufti.

Laßt es gut ſeyn, Corſe! wir glauben Euch, wir ſind Eurer gewiß. Wenn ich, der ſeidenen Schnur oder dem Spieße zu entfliehen, mich aus der Türkei nach Euern civiliſirten Staaten retten müßte, ich würde ein Chriſt werden, und allenfalls ein Franziskaner in M — — —, nicht ſchlechter und nicht beſſer, als Ihr heute ein Türke geworden.

Napoleon wurde, ohne daß übrigens viele Zeugen gegenwärtig geweſen wären, in der Moſchee der Sultanin Valide zu Konſtantinopel dem Islam geweihet, jedoch bitten wir den geneigten Leſer, uns mit der Beſchreibung der bei dieſer Handlung ſtattgefundenen Ceremonien zu verſchonen.

Ein ſonderbares Gefühl beſchlich unſern Helden, als er ſich nun, nach vollendeter Ceremonie, allein in ſeinem Gemache befand; denn erſt jetzt ja war er Türke im engſten Sinne des Wortes.

In einer Niſche des Gemachs lag der Adler des ehemaligen ſo wackern zwölften leichten Infanterie-Regiments und neben dieſem Adler ſein kleiner Generalshut, denn beide hatte der Ex-Kaiſer, als ſeine theuerſten Reliquien, von St. Helena mitgenommen.

Man möchte uns zwar einwerfen, jenen berühmten Hut habe nach der Schlacht bei Waterloo der preußiſche Haudegen Blücher erbeutet, allein wir ſind eines Beſſern berichtet. Wie der Jäger in einem für ihn ungünſtigen Augenblicke dem verfolgenden Raubthiere den beſten Köder hinwirft, um ſich ſelbſt zu retten, alſo Napoleon bei Waterloo. Blücher erbeutete einen

Wagen und einen falſchen Hut, der Kaiſer aber behielt ſeinen Kopf, ſeinen rechten Hut und den Heldenmuth.

Lange betrachtete unſer Held den Hut und den Adler; der letztere ſenkte trauernd das Haupt; ſein rechter Fittig war zerbrochen, und der linke hieng ſchlaff hernieder.

Die Vergangenheit rollte ſich wie eine Bilderkarte vor des Ex-Kaiſers innerer Beſchauung ab und klar, in ihren feinſten Nuancen ſelbſt, ſtand ſie vor ihm. Hätte der große Mann noch einmal dieſe Vergangenheit zu durchleben gehabt, es würde ſo Manches ſich anders geſtaltet haben, doch jetzt endete Napoleon ſeine tiefſinnigen Betrachtungen damit, daß er, wehmüthig lächelnd, wieder ſein Lieblingsliedchen:

O Richard, o mon roi!
L'univers t'abandonne

trillerte und ſofort die Gardine über ſeine theuern Reliquien rollen ließ, um dieſelbe vielleicht nie mehr zu lüften.

Bei den Großen ändern ſich:
Entweder das Glück;
oder der Charakter;
oder ihre Werke.

Sie haben alle drei zugleich Stand gehalten.

VIII.

Der franzoſiſche Ex-Kaiſer als geheimer Ober-Hof-Tabakspfeifenſtopfer des türkiſchen Großherrn. — Der Wunder- und Todtenvogel. — Beantwortung der Frage: welche Zwecke verband Napoleon mit ſeiner Reiſe nach Konſtantinopel? — Juſſuph und Mahmud ſingen ein nach einer bekannten Opernmelodie arrangirtes Duett.

> Si nous voulons former un établissement durable, ne songeons donc point à le rendre éternel. Pour réussir il ne faut pas tenter l'impossible, ni se flatter de donner à l'ouvrage des hommes une solidité, que les choses humaines ne comportent pas. Le corps politique aussi que le corps d'homme commence à mourir dés sa naissance, et porte en lui-même les causes de sa destruction.
>
> *Rousseau du Contract social.*

Napoleon erhielt bei ſeinem Uebertritt zum Islam den Namen Juſſuph und der

Großherr ernannte ihn zu ſeinem geheimen Obertabaks-Pfeifenſtopfer.

Es giebt am türkiſchen Hofe zwei Ober-Tabaks-Pfeifenſtopfer, einen europäiſchen und einen aſiatiſchen; ihr Amt gehört unter die erſten Hofchargen; ſie haben den Rang eines Bim-Paſcha; jedoch hat der europäiſche Pfeifenſtopfer — und mit dieſer Würde ſah ſich Napoleon bekleidet — den Vorrang vor dem aſiatiſchen, denn Aſien gelangt nur zur Dienſtleiſtung, wenn Europa die Pfeifen verſtopft hat.

Außer dem Mufti und dem zweiten Mahmud wußte durchaus Niemand, daß der neue europäiſche Oberpfeifenſtopfer ein Apoſtat ſey, denn dieſe Herrn ſind in der Türkei viel weniger, als in Frankreich und Deutſchland geachtet und der Großherr wollte ſeinen Herrn Bruder nicht vor dem ganzen Hofe gebrandmarkt ſehen.

Niemand wußte anders, als daß Juſſuph, der neue Günſtling, als Sklavenhändler vor des Großherrn Augen Gnade gefunden und es fällt in der Türkei durchaus nicht auf, wenn plötzlich der ſogenannte gemeine Mann eine bedeutende Staatswürde erhält, denn die Türken ſind der Meinung, man könne durch Talent und angebornen Muth zu hohen Würden berufen ſeyn, und ſollte man auch einen Waſſerträger Vater nennen müſſen. Man muß eben dabei denken, daß ſothane Grundſätze nur rohe Barbaren hegen können.

* * *

Man würde ſehr irren, wenn man glauben wollte, ein türkiſcher geheimer Hofpfeifenſtopfer müſſe in der That die Tabakspfeifen ſeines hohen Gebieters ſtopfen und in Ordnung halten, denn dieſes iſt eben ſo wenig ſein Geſchäft, als die Schlüſſel, welche deutſche und franzöſiſche Kammerherren auf der rechten oder linken Hüfte tragen, die Thüren in den Palläſten ihrer Könige und Fürſten öffnen; allein die Würde eines geheimen europäiſchen Hofpfeifenſtopfers iſt deshalb von hoher Bedeutſamkeit, weil derſelbe nach der türkiſchen Hof-Etiquette das Recht hat, zu jeder Stunde des Tages unangemeldet in das Gemach des Großherrn zu treten.

Bald nach unſeres Helden Anſtellung am türkiſchen Hofe beſchäftigte ein ſeltſames Ereigniß nicht nur die Aufmerkſamkeit dieſes Hofes, ſondern ſelbſt jene ſämmtlicher Bewohner der großen Hauptſtadt.

Es ließ ſich nämlich um dieſe Zeit ein ſeltſames Thier bald in einem, bald in dem andern Stadtviertel Konſtantinopels ſehen, welches Thier das Publikum einen Wunder- und Todten-Vogel *) nannte.

---

*) Es iſt mir ſelbſt eine Abbildung dieſes Wundervogels zu Handen gekommen, welche an-

Dieſer Vogel hatte die Geſtalt eines Faſans, ſein Schnabel war der eines welſchen Hahnes und der übrige Kopf, ſo wie die Ohren, glichen dem einer gewöhnlichen Maus, die Augen ſtellten ſich ſchwarz und groß, der Hals aber kurz und dick dar, und quer über dem Schnabel lag eine ſchwarze und häßliche hochaufgeſchwollene Fleiſch-Naſe. Vier Flügel bedeckten des Vogels Leib, an demſelben anliegend, jedoch von einander abgeſondert.

---

geblich zu Stuttgart in Kupfer geſtochen worden iſt. Unter dem Bilde waren folgende ſehr rührende Verſe zu leſen:

„Seht dieſen Vogel, der ſich in Geſtalt des Pfauen
Mit einem langen Schweif ſechs Fuß- und eine Kron',
Als Todtenvogel ließ mit Todtenköpfen ſchauen, —
Bedeut' nichts anders als den Sturz des Fürſten der Welt,
Er ſteht nicht mehr ſo feſt, er fängt ſchon an zu hinken,
Und läßt, gleichwie ein Pfau, die ſtolzen Federn ſinken."

Zwiſchen den zwei mittlern Flügeln des Thieres bemerkte man ein großes ſchwarzes Kreuz und darüber einen Todtenkopf. Der ganze übrige Leib zeigte keine Federn, ſondern ſchien mit feinem hellblauen Genueſerſammet überzogen zu ſeyn. Des Thieres Schweif glich ganz jenem eines Pfauen, nur mit dem Unterſchiede, daß es ſtatt der Spiegel über und über mit Todtenköpfen bedeckt war, wobei noch merkwürdig blieb, daß der Wundervogel auf ſechs Füßen ſtand, welche, unten breit und ſchwarz, den Füßen einer Ente ähnelten; die zwei vorderſten Füße waren hoch und groß, die zweiten etwas kürzer und die dritten am allerkürzeſten.

Des Wundervogels Sang klang ungemein reizend und das Auffallendſte bei der Sache blieb, daß das Thier mit viel größerer Deutlichkeit, als deren ſich die deutſchen Opernſängerinnen befleißen, beſtändig ein deutſches Lied ſang, welches anhebt: „O du lieber Auguſtin, s' Geld iſt hin, Alles iſt hin.“

Die Erſcheinung erfüllte, übrigens den größten Theil des türkiſchen Volkes mit Entſetzen, denn dieſes Volk iſt bekanntlich etwas abergläubiſch, ja beinahe abergläubiſcher noch, als die Bewohner eines gewiſſen Landes ſind, welches man hier nicht nennen will.

Der conſtantinopolitaniſche Pöbel — und wenn ich ſage Pöbel, ſchreibt Swift, meine ich damit nicht den gemeinen Mann allein — ſchloß von der Erſcheinung des geheimnißvollen öfters erwähnten Todten- und Wundervogels auf den Untergang des Reiches und Glaubens der Osmanen.

Der ſehr gebildete Großherr theilte keineswegs den ſchnöden Aberglauben ſeiner Unterthanen, allein ihn beunruhigte deshalb der Wundervogel nicht minder, weil er ſehr gut bemerkte, daß das räthſelhafte Thier ſelbſt ſeine tapferſten Krieger entmuthigte. Mahmud vertraute ſich wie immer ſeinem ſehr geliebten europäiſchen Oberhof-Pfeifenſtopfer an und es machte ſich unter beiden Herrn abermals folgende Converſation:

Juſſuph.

Beruhige dich, Herr Bruder! — (Napoleon mußte auf des Großherrn ausdrückliches Verlangen unter vier Augen den ehemaligen cordialen Ton ſtets noch beibehalten) — die Sache wird beſſer gehen, als du denkſt; indeſſen ich dir gleichwohl nicht vorenthalten kann, daß auch mich einmal eine ähnliche Vogelgeſchichte ungemein genirte. Als ich nämlich während des Rückzuges aus Rußland im Jahre 1812 es für gut fand, meiner ſich allmählig und langſam zurückziehenden Armee vorauszueilen, umgab unaufhörlich ein großer Schwarm abſcheulich krächzender Raben meinen Schlitten und dieſer Schwarm wurde angeführt durch einen ſchwarzen, ungemein großen Vogel von ganz ungewöhnlicher Bildung, und leider war es dieſer verfluchte Cortege, welche meine bereits ſchon entmuthigten Krieger noch mehr entmuthigte.

Ein deutſcher Magiſter benutzte dieſe Thatſache und fertigte folgendes Epigramm:

„Als Napoleon aus Rußland floh,
Waren Vieh und Menſchen froh;
Nur die Raben ſchrien ſich heiſer:
Komm bald wieder großer Kaiſer!“

Ich muß aufrichtig geſtehen, daß unter den vielen tauſenden witzloſen und erbärmlichen Epigrammen, welche in allen Sprachen und zu allen Zeiten auf mich geſchmiedet wurden, dieſes unter die Wenigen gehörte, das auf mich einigen Eindruck machte, denn in dem:

„Nur die Raben ſchrie'n ſich heiſer:
Komm bald wieder großer Kaiſer!“

liegt in der That eine Grauen erregende Ironie.

Mais — das Erſcheinen meiner damaligen Raben, ſo wie das jetzige des ſogenannten Wundervogels bleibt nichts anderes, als ein freilich nicht gerade angenehmer Zufall, und der Verſtändige wird darinnen auch nichts Anderes erſchauen, und du kannſt dir, Herr Bruder, bei der Sache trefflich aus der Verlegenheit helfen: Laß deine Prieſter und Schriftgelehrten dem Volke ſagen, es habe dieſen Vogel ohne allen Zweifel der heilige Prophet ſelbſt zum Troſt der Gläubigen geſendet, und es ſey ja ſonnenklar, daß das Erſcheinen des Thieres das Verderben aller Chriſtenhunde bedeute, indem der Todtenvogel in der Zunge eines chriſtlichen Volkes ein Lied des Verderbens ſinge, und hätte der heilige Prophet ſeine theuern Gläubigen warnen und nicht tröſten wollen, ſo hätte er auf jeden Fall den Vogel müſſen in türkiſcher Sprache ſingen laſſen. Uebrigens Herr Bruder! rathe ich dir annoch, beauftrage einige deiner geſchickteſten und vertrauteſten Bogenſchützen, den ſechsbeinigen Kerl ganz in der Stille auf die Seite zu ſchaffen, denn es ergeht dem Volke bei ſolchen Erſcheinungen gerade wie bei andern, auf welche die Worte paſſen: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“

Mahmud.

Du haſt mir einen vortrefflichen Rath ertheilt, und ich werde ihn in allen ſeinen Theilen benützen.

Juſſuph.

Ueberhaupt, Herr Bruder! muß ich dir ſagen, daß ich nach vielen angeſtellten politiſchen Betrachtungen zu der Hoffnung gelangt bin, es ſtehe dein Staat jetzt im Begriff, ſich mit Rieſenſchritten dem Zuſtande ſeiner höchſten Blüthe zu nahen.

Mahmud.

Nun — die Gründe, welche dieſe Hoffnungen erweckten, wäre ich begierig zu vernehmen.

Juſſuph.

Höre mich aufmerkſam an, Herr Bruder! — Alles hat auf Erden geblüht, was blühen konnte; jedes zu ſeiner Zeit und in ſeinem Kreiſe: es hat abgeblühet und wird wieder blühen, wenn ſeine Zeit kömmt.

Die Geſchichte zeigt uns bei dem Looſe der Reiche, wie bei den Menſchen, Kindheit, Jugend, Mannheit und Alterthum; eine Spur von ewiger Dauer zeigt ſich nirgend.

Die Idee von einer ewigen Dauer der Staaten konnte nur von ſolchen Philoſophen gebilligt werden, die, indem ſie die Gemeinſchaft aller Dinge wieder hervorſuchten, nicht Bürger eines Staats, ſondern Weltbürger heißen wollten, und entweder aus thörichtem Stolze, oder aus Gewöhnung an metaphyſiſche Abſtraktionen, oder ſich beim ſchmerzlichen Gefühle der gemeinſchaftlichen Schwäche einen elenden Troſt zu verſchaffen, ein Vaterland erträumten, das erſt mit dem Untergange der ganzen Schöpfung ebenfalls zu Grunde gehen ſollte.

Die politiſchen Schreiberlinge haben oft den Satz wiederholt:

Aſien iſt geweſen, Europa iſt,
Amerika wird werden.

Wohl! Europa iſt, allein es hat ſeinen Culminations-Punct erreicht, wie mir däucht.

Das Verderben der Staaten — ſchrieb der ſcharfſinnige Kauniz — rühre daher, wenn das Centrum des Selbſterhaltungs-Syſtems verloren gehe und nun gibt es in Europa wohl mehrere Staaten, deren dießfallſiges Centrum bedeutend wankt, welcher Fall am erſten dann eintritt, wenn ſolche Länder, welche die Natur aller ihrer Verhältniſſe zum engſten Bunde aufferdert, den Bund nur zum Scheine ſchließen und anderwärts auf alle Weiſe gegen einander intriguiren, welches wieder die unberechenbare ſchlimme Folge nach ſich zieht, daß

Zwieſpalte im Innern der Staaten entſtehen, wie man neulich an den in Europa ſo vielfach entſtandenen Conſpirationen jeder Form wahrnehmen konnte und es geht am Ende aus Allem hervor, daß gar kein gemeinſchaftliches europäiſches Intereſſe vorhanden iſt.

Europa erhielt von mir ſtarke Lectionen und erſt, als ſeine Noth zum allerhöchſten ſtieg, verbanden ſich alle Mächte gegen mich und zwar nun einmal im vollen Ernſte. Ich hätte nie geglaubt, daß es dahin kommen würde, ſonſt wäre ich nie zu Grunde gegangen. Nun hätte man allerdings zu der Ueberzeugung gelangen ſollen, jetzt werde Europa das Centrum ſeines Selbſterhaltungs-Syſtems für immer fixiren — allein es hat damit keine große Noth, und deßhalb wäre es zwar merkwürdig, aber, dennoch nicht unmöglich, wenn nun Du, mein Herzensbruder! jetzt meine Rolle übernehmen und zum andern Mal Europa zum Nachdenken bringen ſollteſt, denn was die Türkei betrifft, habe ich dieſelbe nie zu Europa gerechnet. Ihr ſeyd nur ſo gleichſam hereingeſchneit; Ihr habt Euern Culminationspunct noch lange nicht erreicht, allein Ihr könnt dahin gelangen, weil Ihr das Centrum des Selbſterhaltungs-Syſtems ſtets mit eiſerner Conſequenz feſtzuhalten wißt, und dieſer iſt auch der einzige, aber ein ungemein wichtiger Vorzug Eurer Politik.

Die verrückten Dichter und andere unzählige Phantaſten haben mich oft die Zuchtruthe Europas genannt; jetzt vielleicht könnte ich eine ſolche in einer andern Beziehung wieder werden, wenn Du nämlich in dieſen Angelegenheiten meinen Rathſchlägen folgen wollteſt und in der Hoffnung, dieſes zu bezwecken, habe ich mich in Deine Arme geworfen, denn ich wußte ſtets, was ich wollte, und warum ich nach dieſem und durchaus nicht nach Anderem ſtrebe — bleibt meine Sache.

Luſtig wäre es beim Barte unſeres Propheten, wenn eine alte deutſche Prophezeihung in Erfüllung ginge, welche lautet:

„Wenn man ſchreibt achtzehnhundert zwanzig und neun,
Sauſen der Moslems Schlachtroſſe aus dem Rhein,“

und nicht minder poſſierlich bliebe es in der That, wenn der Halbmond eher noch auf irgend einem Stephan oder Münſter, als das Kreuz auf der Sophienkirche glänzte.

Mahmud.

Menſch! der Teufel möge dem wilden Hochfluge Deiner Ideen folgen; nein — ſolche kühne Erwartungen getraute ich nimmermehr zu hegen; ich wäre um die Mittel zur Ausführung verlegen; gibt es denn überhaupt Mittel, welche hier zum Zwecke führen könnten? —

Juſſuph und Mahmud.

Duett.

Juſſuph (ſingend).

Es gibt nicht nur eins, weiß vielleicht wohl zwei,
Es gibt nicht nur drei, weiß vielleicht auch vier. —

Mahmud.

Ich weiß dennoch keins, weiß noch minder zwei,
Weiß auch keine drei, weiß auch keine vier. —

Juſſuph.

Ich kenne auch vier, kenn' vielleicht auch fünf,
Kenn' vielleicht gar ſechs oder ſieben; —
Biſt doch ſonſt fein g'rieben,
Denk a Biſſl nach, denk a Biſſl nach —

Mahmud.

I denk ſchon nach.
Aber mir fällt's nit ein, wie halt des Ding könnt
ſeyn —.
Herzallerliebſt's Schatzerl! ach laß nicht von mir.

Juſſuph.

Ich laß nicht von Dir.

Beide.

Lalala lalala lalala lalala lalala lalala lalala.

(Sie tanzen ſingend und Arm in Arm aus der Thüre des Gemachs).

IX.

Juſſuph Paſcha wird von dem Großherrn im Serail eingeführt. — Der geheime Oberhofpfeifenſtopfer findet daſelbſt eine ehemalige ſehr berühmte franzöſiſche Schriftſtellerin, welche ihm Wahrheiten ſagt, wie er ſie von ſeinen Marſchällen, Miniſtern und Senatoren nimmermehr hörte. — Juſſuph fällt in Ohnmacht und erlaubt ſich dann eine ſehr anzügliche Bemerkung über die John Turner'ſche Senfkur. Juſſuph nimmt ein warmes Bad und legt ſich zu Bette.

> In wie fern iſt es möglich, die Moral des Privatlebens bei der Regierung der Staaten zu beobachten! Eine genugthuende Antwort dieſer Frage, ſagt Garve, iſt über meinem Horizont. Je mehr ich mich mit derſelben beſchäftige, deſto mehr Schwierigkeiten ſehe ich von allen Seiten.
>
> Phil. Anmerk.

Um ſeinem entſchiedenen Günſtling, dem europäiſchen Oberhofpfeifenſtopfer, die ſeltenſte

Auszeichnung angedeihen zu laſſen, führte der zweite Mahmud denſelben in ſein großherrliches Serail ein.

Dort angekommen, ſprach der Großſultan: „Juſſuph! ich werde Dich jetzt mit einer meiner Odalisken bekannt machen, welche ſich durch ihren glänzenden Verſtand auszeichnet. Wir nennen dieſe Odaliske „die weiſe Fatime“ und ſie iſt Deine Landsmännin, eine geborne Franzöſin.

Auf einen Wink Mahmuds wurde unſer Juſſuph durch einen Verſchnittenen in eines der Frauengemächer geführt, und dort eingetreten erblickte er eine zwar nicht mehr junge, aber dennoch wohlgewachſene und intereſſante Dame, welche ſich nun langſam und voll edlen Anſtandes aus ihrem Divan erhob.

Der Oberhofpfeifenſtopfer und die Odaliske betrachteten ſich wechſelweiſe mit unverkennbarem hohen Staunen, dann rief die weiſe Fatime plötzlich aus: „Wäre es möglich, Napoleon Buonaparte! Sie leben?“

„Und Sie, die längſt todtgeglaubte Frau von Staël-Holnſtein, meine liebenswürdige Feindin, muß ich unter den Lebenden als Odaliske wiederfinden?“ fragte dagegen Juſſuph.

Man nahm auf den Polſtern Platz und unſer Held theilte der Frau Baronin in gedrängter Kürze die Geſchichte ſeiner Flucht aus St. Helena mit.

Dieſes Vertrauen von Seite des Ex-Kaiſers belohnte Frau von Staël mit dem ihrigen. „Mit wenigen Worten,“ — ſprach die Baronin, — „kann ich Ihnen das Räthſel löſen, wie ich in meine gegenwärtige entehrende und unglückliche Lage gerieth. Sie wiſſen, Sire! daß ich zuletzt in ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſen mit dem berühmten Herrn von Schlegel lebte. Nun iſt dieſer Herr von Schlegel ein in der That ſehr wackerer und ganz vorzüglich ausgezeichneter deutſcher Gelehrter, allein dieſe biedern deutſchen Männer können, ſo in der Freundſchaft, wie in der Liebe, nimmermehr ein Ende finden. Herr von Schlegel machte mir Langeweile, allein ich ſchätzte ihn zu ſehr, als daß ich mich hätte entſchließen können, ihm den Abſchied zu geben. Ich ſtellte mich daher krank, ließ bald darauf durch eine vertraute Kammerfrau und meinen ebenſo vertrauten Bedienten die Nachricht von meinem Tode verbreiten, und — wie einſt die Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel zu Petersburg — ſtatt meiner einen mit Steinen beſchwerten Sarg beerdigen. Ich reiste hierauf unter fremdem Namen nach Marſeille, denn eine Seereiſe ſollte einige Abwechslung in die Einförmigkeit meines Lebens bringen. Dem guten Herrn von Schlegel ließ ich als Vermächtniß einige meiner fertigen Manuſcripte zurück, mit deren Durchſicht, Feilung und Herausgabe er ſich hoffentlich über meinen Tod getröſtet haben wird. Das Schiff, an deſſen Bord ich mich begeben hatte, wurde unglücklicher Weiſe von türkiſchen Seeräubern aufgebracht, und ſo gelangte ich endlich als Odaliske in den großherrlichen Harem.

Napoleon.

Tröſten Sie Sich, Madame! Sie werden gefunden haben, daß es ſich unter dieſen Türken nicht ſo ſchlimm lebt, als man in unſerer ſogenannten civiliſirten Welt dafür hält. Indeſſen um auf ein anderes Thema zu kommen — Sie haben Sich, Frau Baronin! öfters gar ſtark in Ihren Schriften gegen meine Perſon herausgelaſſen. Jetzt fallen alle ehemaligen Rückſichten von ſelber weg — ſprechen Sie frei: war es Ihnen mit

Ihrem Tadel ſo immer und ganz unbedingt Ernſt?

Frau von Staël.

Es war, bei Gott! es war! — Großes haben Sie, Sire! als Krieger und Eroberer vollbracht. Sie werden als ſolcher unſterblich bleiben; allein Frankreichs und der Menſchheit Unglück nenne ich es, daß Sie von Haus aus ein unverbeſſerlicher Egoiſt und ein rachedürſtender Mann waren. Man kann groß als Feldherr, und klein, ſehr klein als Menſch ſeyn; Ihrer Selbſtſucht und Rache opferten Sie das Wohl der Nationen und alles Erſprießliche, was für Frankreich geſchah, vollendeten Sie nicht dieſem Lande, ſondern Ihrer eigenen Perſon zu Liebe. Um ſich ſelbſt mit der Strahlenglorie zu umgeben, mußten Sie natürlicher Weiſe einem Lande Größe und Achtung erringen, deſſen Haupt Sie Sich nannten; allein dafür auch raubten Sie dieſem Lande ſeine moraliſche und politiſche Freiheit.

Ja Sire! Sie, der ſich der Wiederherſteller der einzigen und wahren Freiheit und der hehren Menſchenrechte nannte, brachten die ſogenannte hohe Polizei, welche eine recht niedrige in der Wirklichkeit iſt, zu einem ſchauderhaften Grade der Vollkommenheit, welche ſelbſt die Freiheit des einzelnen Gedanken gefährdete.

Napoleon (heftig).

Weib! das verſtehſt Du nicht — jene hohe Polizei war zu meiner Erhaltung ein durchaus nothwendiges, ein nicht zu vermeidendes Uebel; es lag in meiner Macht, ſchnell wieder gut zu machen, wo durch ſie weſentlich geſchadet werden konnte. Schon Richelieu ſagte: Die Moral heiligt jede Zerſtörung, weil die Politik unſterblich und die Macht der Wiedergeburt in ihren eigenen Händen iſt.

Frau von Staël.

Da haben wir ja den vollendeten Egoiſten! — alſo damit auf deinen Kaiſermantel kein Stäubchen fallen, und der Glanz Deiner Krone durch keinen Hauch auf einen Augenblick getrübt werden möchte, mußte die Freiheit vieler Millionen zu Grabe getragen werden, und mußten jene unzähligen Ströme Blutes fließen?? — jener Richelieu war ein Elender, wie Du es biſt; war es auch zu Deiner Erhaltung nöthig, einen Enghien und Palm hinzumorden? — elendes Rachegefühl bewog Dich zu dieſen Schandthaten, welche ſich als nimmermehr zu tilgende Flecken in Deiner Regierungsgeſchichte darſtellen, und welche Schandthaten ſelbſt die blinden Verehrer Deiner Perſon wohl zu übertünchen, aber nicht zu vertheidigen vermögen. Nicht nur gefühlloſer Mörder, haſt Du auch höchſt unweiſe gehandelt, denn durch dieſe Schandthaten haſt Du, wie nimmermehr zuvor, die Heere der Feder gegen Dich in Bewegung geſetzt, und Du weißt es ſelbſt, die Macht der Feder iſt furchtbarer und ſchädlicher oft, als jene des Schwertes.

Glaube mir, ich ahne es, warum Du Dich dieſen Türken in die Arme geworfen: mit Deinem Geiſte willſt Du ihre Operationen leiten und Rache nehmen an der geſammten Chriſtenheit, doch Ungeheuer! frohlocke nicht zu früh, denn erhaben ſteht das heilige Kreuz. Der Chriſtenheit Zutrauen in ihren einigen wahren Gott wird ſie nicht zu Schanden werden laſſen.

Sie rufen ihn mit freud'gen Blicken
Und halten feſt an ſeinem Wort!
Die Hölle kann ſie nicht berücken
Durch Aberwitz und Meuchelmord;

Und was auch rings in Trümmer geht,
Sie wiſſen's, daß ſein Wort beſteht.

Napoleon (ſardoniſch lächelnd).

An ſchönen und exaltirten Floskeln, meine liebe Frau Baronin! hat es Ihnen nimmermehr gefehlt, allein ſagen Sie mir doch einmal, wodurch ſoll denn eigentlich ein Weltbeherrſcher die Völker glücklich machen?

Frau von Staël.

Das hohe Geheimniß liegt in der Stelle einer Ode Ramlers, eines großen zu früh vergeſſenen deutſchen Dichters, verborgen, und die angeregte Stelle *) lautet alſo:

Concordia! — durch dich rollt jede Sphäre!
Und wo dein Fuß ein Land betrat,

---

*) Man findet ſie in der Ode XXIV.

Da zeichneten volkreiche Städte, Tänze, Chöre
Der Jungfrau'n deinen Pfad.

— — — — — — — — — — — —

Zu dir erheben aus zerſtörten Städten,
Zu dir auf Trümmern um den Strand,
Zu dir auf Saaten, die des Roſſes Huf zertreten,
Die Völker Mund und Hand.

Allein für ſolche Wahrheiten freilich haſt und hatteſt Du nie Sinn, denn Du warſt ein grauſamer Tyrann.

Napoleon.

Mit dieſem Worte verbinden ſich ſehr relative Begriffe. — Belehren Sie mich doch gefälligſt, meine überkluge Frau Baronin! wie muß denn eigentlich ein Weſen beſchaffen ſeyn, welches Sie mit dem Titel: Tyrann zu beehren belieben?

Frau von Staël.

Spotte nur, Du ſollſt dennoch erbeben

vor dem Bilde der treuen Wahrheit, welches ich Dir vorzuhalten im Begriffe ſtehe.

Ein Fürſt, der im Gefühle ſeiner großen Macht allein dem Triebe ſeiner Leidenſchaften gehorcht, und des Landes wahres Wohl den Intereſſen ſeiner eigenen Perſon opfert, ſich über alles Völkerrecht hinweg ſetzt und dem ein Hang zur Grauſamkeit beiwohnt, iſt ein Tyrann.

Ein ſolches Ungethüm macht ſich zum Centralpunct des Staates und er wähnt, das Volk ſey nur für ihn, nicht er für das Volk vorhanden, das er als Mittel nur zum Zweck betrachtet. Tragen auch wirklich die Handlungen des umſichtigſten Tyrannen das Gepräge der Conſequenz an ſich, wird deſſen ungeachtet der ſelbſtſüchtige Herrſcher nie mit ſich ſelber einig ſeyn. Heute iſt er unerſättlicher Harpax; morgen verſchwenderiſcher Nero und im andern Augenblicke ſchleudert er im wilden Grimme, ein anderer **Zeus**, ſeine Donnerkeule um ſich. Er heuchelt Großmuth, Uneigennützigkeit und jede andere erdenkliche Tugend, allein nur darum, um die Welt zu blenden, und unzählige Menſchen zu gewinnen, die ihm in der Folge als lediglich Werkzeuge zur Erreichung ſeiner entſetzlichen Zwecke dienen müſſen und dieſe Zwecke zu erreichen, iſt einem tyranniſchen Uſurpator kein Mittel zu kleinlich, keine Verſtellung zu niederträchtig; mit Drohungen ſchreckt er die Dummköpfe, mit glatten und wohlberechneten Worten die Klügern und mit den herrlichſten Vorſätzen den biedern Patrioten, er ſucht die Hochachtung redlicher Männer, ungeachtet er ſie in ſeinem Innern haßt und verachtet; er blendet das Volk mit Wohlthaten und ſcheinbar großen Opfern von ſeiner Seite, welche es ihm mit wucheriſchen Zinſen vergelten muß, denn er verfügt über die Ehre, über das Vermögen und Blut ſeiner Unterthanen, ſofort mit der kälteſten Willkühr.

Zum höhern Hof- und Staatsdienſt ſucht

der Tyrann jene ihm blindlings ergebene Creaturen zu fördern, welche ihm, wenn ſie ſich halten wollen, knechtiſche Ehrfurcht zollen müſſen, und unwürdig, über freie Seelen zu herrſchen, fürchtet er den Muth des wahrhaft Tugendhaften. Geſetze, Verträge, aus der graueſten Zeit ſtammende, heilige Privilegien und die Rechte der Menſchen überhaupt, verhöhnt ſolch unſeliger Regent; nur ſeiner willkührlichen Herrſcherſtimme ſoll und muß im ganzen Lande gehorcht werden, und als Rebellen werden alle diejenigen erklärt, welche nicht kaltblütig ihr Vaterland unterdrücken helfen wollen. Gerade weil der Deſpot keinen Richter über ſich kennt, gehorcht er für ſeine Perſon keinem Geſetze, es möge auch Namen haben, wie es immer wolle; *ſein verſteinertes Herz* bildet ſich endlich aus der Tyrannei ein Syſtem und weit entfernt, die Schändlichkeit ſothaner Handlungsweiſe zu ahnden, triumphirt er im Geheim *ob der von ihm zur höchſten Potenz hinauf geſchraubten Kunſt, die Menſchheit zu erniedrigen.*

Das gräßliche Bild, Napoleon Buonaparte, — alſo endete Frau von Staël ihre leidenſchaftliche Rede — welches ich Dir vorgehalten, es iſt Dein treues Conterfei.

Juſſuph hatte ſich längſt ſchon entfärbt, jetzt ſank er, indem er vergebens aus der beengten Bruſt Odem zu ſchöpfen ſtrebte, ohnmächtig in ſeine Polſter zurück. Dieſes gewahr werdend erſchrack die Odaliske; ſie riß heftig an der Klingelſchnur, und ein Dutzend verſchnittener Sclaven ſtürzte ins Gemach und auch der Großherr ſelbſt eilte, nach erhaltener Nachricht, mit ſeinem Hofleibarzte herbei, um ſeinem geliebten europäiſchen Oberpfeifenſtopfer Hülfe zu leiſten.

Der Hofleibarzt, ein verſchnittener Italiener, bot ſeine ganze Kunſt auf, allein erſt nach vielen Bemühungen gelang es ihm, den Patienten wieder zum Bewußtſeyn zu bringen.

Nachdem ſich Juſſuph Paſcha wieder ziemlich erholt zu haben ſchien, fragte der Arzt mit ſorglicher Miene: „Nahen Dir öfters ſolche bedenkliche Anfälle, erhabenſter Oberpfeifenſtopfer?“

„Selten,“ — erwiederte der Ex-Kaiſer, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob und eine Priſe Taback nahm.

„Ich würde Dir rathen,“ — nahm der Arzt wieder das Wort, — „die ohnlängſt von einem brittiſchen Arzte, der ſich John Turner nennt, erfundene neue Heilungstheorie zu erproben und Dich der weißen Senfkur zu unterwerfen.“

„Mein lieber Hofleibarzt!“ — rief Juſſuph unwillig aus, — „mit dieſen Narrheiten bleib mir vom Leibe, denn:

Senf gehört zum Fleiſch — das wiſſen wir!
D'rum Freunde! nehmen für und für —
Weißen Senf als Medizin
Schöpſe auch ſo gerne hin.

Mit dieſen Worten verbeugte ſich Juſſuph ziemlich kalt gegen die Frau von Staël und verließ mit den Worten: „Je vous salue Madame!“ das Gemach.

Der zweite Mahmud ſprach: „Ei, ei, mein lieber Oberpfeifenſtopfer, Deine Unterhaltung mit meiner Odaliske muß von ſehr erſchöpfender Art geweſen ſeyn, daß ſie eine Ohnmacht zur Folge hatte. Weißt Du was, ich ſchenke Dir die weiſe Fatime, Du kannſt ſie morgen nach Deinem Harem holen laſſen.“

„Mahomed bewahre mich vor dieſem Weibe,“ — rief der Ex-Kaiſer ſchnell aus,

— „lieber möchte ich den Teufel, als ſie in meinem Hauſe haben.“

Juſſuph fühlte ſich ſehr erſchöpft, als er in ſeinem Palaſte angekommen war, und ſetzte ſich ſogleich in ein warmes Bad. Nach einer halben Stunde aus der Wanne ſteigend, ſprach unſer Held: „Ein heftiger Schauer hat mich heute ergriffen, ich fühle noch ſeine Folgen; ſey ſo gut, lieber Ruſtan, und frottire mich ein Viertelſtündchen.“

Der Mamelucke that, wie ihm geheißen worden war, dann begab ſich der Oberpfeifenſtopfer zu Bett, nahm ein Gericht gekochten Reis, ſo wie eine halbe Flaſche Bordeaux zu ſich und entſchlief ſanft.

Auch der Autor begiebt ſich vor der Hand zur Ruhe, und zweifelt nicht, es werde gegenwärtige Lectüre auch des geneigten Leſers Schlummer befördern.

Qui bene bibit, bene dormit et qui bene dormit non peccat.

Ende des erſten Bandes.

Folgende
empfehlenswerthe Werke
ſind bei
GEBRÜDER FRANCKH
in Stuttgart
erſchienen.

Der Staatsminiſter.

oder

geheime Memoiren über Napoleon,

das Conſulat, das Kaiſerreich und die Reſtauration.

Ans Licht gebracht
von
Bourrienne.

Aus dem Franzöſiſchen. gr. 8. broſch.

Das Werk, das wir hier ankündigen, gehört zu den wenigen, die ihr Titel beſſer empfiehlt, als geſchraubte Lobeserhebung. Im Verlauf der letzten drei Jahrzehnte dürfte keines erſchienen ſeyn, das eine bedeutendere Maſſe geſchichtlicher Urkunden, intereſſanter Aufſchlüſſe neuer Thatſachen darböte. Die Vergleichung einer Staatsumwälzung mit einem großen Drama, wobei man die mannigfaltigſten Decorationen an ſich vorüber gehen ſieht, ohne die geheimen Kräfte zu kennen, die ſie in Bewegung ſetzen, iſt zwar nicht neu, aber ſehr treffend. Bourrienne's Memoiren geſtatten dem Leſer einen Blick hinter die Couliſſe.

Bourrienne hat den Napoleon im Collegium gefunden, und verließ ihn erſt nach ſeiner Thronbeſteigung, wo ſeine Geſchichte, von nun an der Öffentlichkeit angehörend, auch die ſeines Landes wurde. Bis auf dieſe Zeit beſtand zwiſchen Beiden ein ſo inniges Freundſchaftsverhältniß, daß keinem von ihnen ein Gedanke des andern unbekannt bleiben konnte.

Den Werth einer ſolchen Schilderung, die mit den Jugendjahren in der Schule zu Brienne beginnt und mit dem Sturz des kaiſerlichen Thrones endigt, brauchen wir nicht näher auseinander zu ſetzen.

Geſchichte
Rußlands und Peters des Großen.

Von

General Grafen von Ségur,

Verfaſſer der „Geſchichte Napoleons und der großen Armee im Jahre 1812.“

gr. 8. elegant broſchirt.

Der Legationsſekretär,

oder

die Kabalen geheimer Katholiken und Jeſuiten in Deutſchland.

Eine höchſt merkwürdige

fürſtliche Bekehrungsgeſchichte

des Jahres 1825, worin der Uebertritt des Herzogs und der Herzogin von Anhalt-Köthen zur katholiſchen Kirche, die ruſſiſche Verſchwörung u.ſ.w. von einem Jeſuiten prophezeiht worden.

Aus den Papieren des in Paris vergifteten Legationsſekretärs S*** und aus mündlichen Ueberlieferungen herausgegeben

von

Doktor Eichmann.

gr. 8. elegant broſchirt.

Während wir in einem Nachbarlande die hierarchiſche Verbindung, die zwei Jahrhunderte lang in der Stille die Höfe beherrſchte, die Wiſſenſchaft leitete und der Abſcheu aller Gutdenkenden war, wieder neu aufleben ſehen, iſt es da wohl nicht an der Zeit, auch auf unſer Vaterland einige forſchende Blicke zu werfen? Wir finden bei dieſer Betrachtung dann leider, daß dieſes Gift von unſern Nachbarn auch uns mitgetheilt worden iſt: wie wichtig muß daher eine Schrift, wie dieſe, ſeyn, welche den innern Zuſammenhang vieler politiſchen Begebenheiten mit religiöſem Fanatismus, die Fäden, womit viele Feinde des Wahren und Rechten in verſchiedenen Ländern und Wirkungskreiſen ſich verknüpfen, welche die Grundſätze und Maximen einer alles, was ſie berührt, vergiftenden Macht nachweiſt und in ein helles Licht ſetzt. Jedem dem Licht und Recht am Herzen liegt, wird es vom höchſten Intereſſe ſeyn, eine Darſtellung zu finden, wo nicht mehr wie bisher die Macht der Finſterniß gar nicht bemerkt und nur für ein Hirngeſpinſt gehalten worden iſt. In der von uns angezeigten Schrift hat Wahrheit und Begeiſterung, edle Geiſtesfreiheit die Feder geführt, ſo daß wir hoffen, dieſelbe werde keinen kleinen Beitrag zur Aufklärung unſerer jetzigen vielbewegten Zeit abgeben.

Aus dem Leben und den Memoiren
eines
ehemaligen Galeerenſclaven (Vidocq)
welcher,
nachdem er Komödiant, Soldat, Seeoffizier, Räuber,
Spieler, Schleichhändler, Galeerenſclave war,
endlich
Chef der Pariſer Geheimen-Polizei
unter Napoleon ſowohl, als unter den Bourbonen
bis zum Jahre 1827 wurde.
Aus dem Franzöſiſchen. Acht Bände.
gr. 8. broſchirt.

Dieſe Memoiren ſind eine beiſpielloſe Erſcheinung in den litterariſchen Jahrbüchern Europa's, ein wahrer Schatz von Menſchenkunde, woraus Staatsmänner wie Philoſophen ihre Erfahrungen bereichern können. Man kann ſie mit Recht über alle ſeit zehn Jahren in Europa erſchienenen Memoiren ſtellen.

Aus dem
Leben und den Memoiren
einer
# weiblichen Caſanova,
wie ſie es ſelbſt in Paris im Jahre 1827
niedergeſchrieben,
oder
Bekenntniſſe einer ſchönen Frau,
Erinnerungen, Anekdoten und geheime Liebesgeſchichten von den ausgezeichnetſten Perſonen, welche zur Zeit der franzöſiſchen Republik, des Conſulats und des Kaiſerreichs in Europa geglänzt haben.
8 Bde.

Nicht leicht hat in Deutſchland ein Werk in neueſter Zeit mehr Aufſehen gemacht, als die „Memoiren des Caſanova." Wir bieten den Freunden ſolcher Lectüre in dieſem Werk ein Seitenſtück zu dieſen Memoiren dar, indem die Verfaſſerin, aus einer der vornehmſten und reichſten Familien des niederländiſchen Adels entſproſſen, nicht minder intereſſante Bekenntniſſe und Begebenheiten erzählt, als jener berühmte Abenteurer; dieſe Begebenheiten ſind aber um ſo intereſſanter, da ſolche in unſerer Zeit durchlebt, und namentlich die Helden der Revolution und des franzöſiſchen Kaiſerreichs keine unbedeutende Rolle darin ſpielen. Männer, wie Moreau, Ney, Grouchy, Talma, Talleyrand, und viele Fürſten und Diplomatiker, deren Namen man aus dieſem Werke ſelbſt kennen lernen mag, ſchmachteten in den Feſſeln dieſer weiblichen Caſanova, welche mit Anmuth und voll Zauber ihre Verirrungen der Welt erzählt. Neben einer unterhaltenden Lectüre hat das Werk noch das Empfehlenswerthe, daß es manche neue Anekdoten und Begebenheiten aus den letzten dreißig Jahren mittheilt, und deßwegen auch als geſchichtlicher Beitrag nicht ohne Intereſſe iſt.

Deutſchland

oder

Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen.

Vier Bände. gr. 8.

Wir glauben nicht unpartheiiſcher dieſes Werk, welches mit dem vierten Bande nun geſchloſſen iſt, anzeigen zu können, als wenn wir das nachfolgende Urtheil über die frühern Bände, welches von einem Unbekannten im „Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen" erſchien, hier mitzutheilen. Es heißt nämlich: „Der Verfaſſer gehört, wie aus Allem hervorgeht, zu den Wenigen, die Studium und Leben zu einer großen Univerſalität des Geiſtes erhoben hat, zu den Wenigen, die nicht altern, deren Geiſt, obgleich in einem Frühling ganz anderer Zeiten erwacht, dennoch für die Blüthen unſerer Tage die reinſte Empfänglichkeit beſitzt. Der ſprudelnde Humor, der überall hervorbricht, erinnert in ſeiner, oft alle Dämme überfluthenden Fülle häufig an Jean Paul. Doch er iſt ein ganz anderer, eigenthümlicher, denn er kennt nicht das Wemüthig-Kränkelnde, von dem der jenes größten aller Humoriſten nicht ganz freizuſprechen iſt, ſondern er iſt kerngeſund, und kann in ſeiner Kraft nur dem Lüſtling nicht behagen, der erſt ſich ſündhaft gemacht hat, und dann die Natur ſelbſt dafür hält, oder den affectirten, überfeinerten Männlein, denen der Anblick Alles rein Menſchlichen Convulſionen zuzieht. Dabei offenbart ſich in dem ganzen Werke eine Freimüthigkeit, die zu den ſelteneren Erſcheinungen in unſerer Literatur gezählt werden mag, und die Darſtellung iſt ſo ungemein lebendig, daß man oft vergißt, in einem Buche zu leſen, ſondern in Geſellſchaft eines gelehrten und muntern Mentors alle die Dinge, die uns erzählt werden, mit eigenen Augen zu ſehen glaubt. Es iſt natürlich, daß die Anſichten, die ein Buch von ſolchen Eigenſchaften über Kunſt und Literatur, Volkseigenthümlichkeit und Ortsmerkwürdigkeit, Geſchichte und Politik enthält — alles Gegenſtände, zu deren Betrachtung eine Wanderung durch unſer Vaterland den reichſten Stoff darbietet, und bei denen ſich unſer Verfaſſer mit beſonderer Liebe verweilt, — es iſt natürlich, ſage iſt, daß dieſe Anſichten die belehrendſte und anziehendſte Unterhaltung gewähren müſſen.“

Polen
und
König Johann Sobiesky.
Von
N. A. v. Salvandy.
Aus dem Franzöſiſchen. 2 Bände.

Das ſchwarze Buch,
oder
die enthüllte geheime Polizei
des franzöſiſchen Miniſteriums.
Aus dem Franzöſiſchen.
Zwei Theile.

Der Eſel und der Jeſuit.
Zwei Bände.

Die Jeſuiten und die Revolution.

Auch unter dem Titel:

Memoiren eines jungen Jeſuiten,

oder

die Verſchwörung von Montrouge.

Durch Thatſachen enthüllt vom Abbé Marcet de la Roche-Arnaud.

Aus dem Franzöſiſchen. 8.

Was auch bisher in öffentlichen Blättern, oder durch Werke über dieſe gefährliche Geſellſchaft bekannt wurde, ſo zeigt uns nichts den Abgrund, an dem wir ſtehen, deutlicher, als das hier angezeigte Werk.

Von einem jungen Jeſuiten, der in die geheimſten Intriguen eingeweiht und der aus Abſcheu vor der furchtbaren Heuchelei und dem Mord, die ihm gepredigt wurden, aus der Geſellſchaft trat, erfahren wir Dinge, wovor einem die Haut ſchaudern muß; nicht allein Miniſter, hohe Militärs und die hohe Geiſtlichkeit, nein bis zu den Thronen ſelbſt greift dieſes Gift um ſich, und mehr als Einen Fürſtenmord neueſter Zeit gibt der Verfaſſer dieſer Geſellſchaft Schuld, kurz man muß das Abſcheuliche durch das Werk ſelbſt kennen lernen, um einzuſehen, daß es an der Zeit iſt, den Kopf dieſer Hyder zu zertreten.

Oeſtreichs Einfluß auf Deutſchland.

Von der Reformation
bis zu den Revolutionen unſerer Zeit.

Von

Dr. J. F. V. Schneller,

ordentl. öffentl. Profeſſor der Philoſophie und Geſchichte
zu Freiburg.

2 Bände. gr. 8. geheftet.

Dieſes von dem geſammten literariſchen Publikum ſo ſehnſuchtsvoll erwartete, ſchon im Converſationslexikon beſprochene, Werk iſt endlich erſchienen, und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben. Der allgemein hochverehrte und verdienſtvolle Herr Verfaſſer verließ in Oeſterreich ſeinen 20jährigen Aufenthaltsort, ſeine Exiſtenz und ſeine Familie, um ein Werk zu Tage fördern zu können, worin er mit tiefer Sachkenntniß, mit Einſicht und Gelehrſamkeit die Wahrheit darſtellt, mit Freimuth und ohne Schminke, aber auch ohne Uebertreibung. Der literariſche Ruf des Hrn. Verf. iſt ſo ſehr gegründet, ſeine Einſichten und ſeine Gelehrſamkeit ſo tief bewährt, und ſeine freimüthige, unpartheiiſche Darſtellung ſo allgemein bekannt, daß wir nichts Weiteres hinzuzufügen brauchen, um dieſes höchſt intereſſante Buch zu empfehlen. Obgleich ein ſelbſtſtändiges Werk, wird es doch zugleich den 5ten Thl. der öſterreichiſchen Staatengeſchichte (Graz bei Miller) bilden, und dieſes Werk des geiſtreichen und gelehrten Hrn. Verf. ergänzen und beendigen.

Der letzte Tag eines Verurtheilten.

Von

Victor Hugo.

gr. 12. broſch.

Die in Frankreich üblichen Gerichtsformen flüchtiger andeutend, zeichnet der Verfaſſer obiger Blätter mit den prächtigen Farben der Wahrheit den Drang der Gefühle und Empfindungen in der Bruſt eines zum Tode Verurtheilten, und läßt an dem geiſtigen Auge des ergriffenen Leſers die ſchauerliche Stufenleiter der quälenden Angſt ſeiner letzten Stunden vorüber gehen. Die Wehmuth, die aus dem Ganzen ergreifend ſpricht, ſtimmt zu ernſter Betrachtung, und die philanthropiſche Sentenz der Schrift läßt uns hoffen, daß wir mit derſelben jedem Gebildeten eine willkommne Gabe bieten.

Die deutſche Literatur.

Von

Dr. Wolfgang Menzel.

2 Bde. gr. 12. elegant broſch.

Dieſes Werk enthält eine ausführliche Schilderung von dem gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Literatur in ihrem ganzen Umfang und Zuſammenhang. In den erſten Abſchnitten behandelt der Verfaſſer das Allgemeine dieſer Literatur, ihre materielle Maſſe, ihren deutſchen Nationalcharakter, der ſie von der Literatur anderer Völker unterſcheidet, den Einfluß, den ſie von der alten Schulgelehrſamkeit und von der fremden Literatur empfangen hat und alles, was zum literariſchen Verkehr gehört, als Druck, Buchhandel, Nachdruck, Schriftſtellerhandwerk, Cenſur ꝛc. Sodann werden die einzelnen Fächer der Literatur der Reihe nach durchgegangen und der Verfaſſer gibt eine charakteriſirende Ueberſicht über die geſchichtliche Entwicklung, Tendenz und Parteiung einer jeden. Im erſten Bande werden die Theologie und alles, was in das Gebiet der Religion einſchlägt, die Philoſophie, die Philologie, die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften und die Erziehung, im zweiten Bande die Naturwiſſenſchaften, Kunſt, Poeſie und Critik abgehandelt. In einem großen Ueberblick wird die ganze Literatur als ein Spiegel des geiſtigen Lebens, der jetzt herrſchenden Bildung, ihre Entwicklung, Richtung und Parteiung dargeſtellt. Noch iſt kein Werk erſchienen, welches die neue Literatur in dieſem Zuſammenhang überblickt, und ihren Character ſo ſtark bezeichnet hatte. Zugleich dürfte die Freimüthigkeit, mit welcher der Verfaſſer ſich ausſpricht, und die Unparteilichkeit, womit er die einander entgegengeſetzten Parteien in allen literariſchen Gebieten beurtheilt, zu einer ſeltenen Erſcheinung in unſerer Zeit gehören.

Mittheilungen
aus
Amor's Memoiren.
gr. 12. elegant broſchirt.

Der Leibpage
der
Königin Marie Antoinette.
Ein Beitrag
zur
Chronique scandaleuse am Hofe Ludwig XVI.
Nach dem Franzöſiſchen herausgegeben
von
Friedr. Wilhelm Bruckbräu.
3 Bde. gr. 12. geheftet.

Wenige Werke in unſerer Literatur werden einen ſo glänzenden Erfolg für ſich haben wie vorliegendes. Der Held des Werkes, zur Zeit Ludwigs XVI. unter dem Namen der ſchöne Page bekannt, kann in der vollen Bedeutung des Worts ein Glückskind genannt werden! — Man ſieht aus dem Werke, daß ſein Charakter ein Gemiſch von dem eines Roué's, ſo wie von dem eines jener liederlichen Edelleute, welche an den kleinen Abendtafeln Ludwig XV. und endlich von dem eines jener ſyſtematiſch und bedachten Verführer der großen Zirkel unter der Regierung Ludwig XVI. an ſich trägt, mit einem Wort er iſt für unſere Zeit höchſt originell zu nennen.

Bei der Aufzählung ſeiner Eroberungen und Liebesintriguen lernen wir neben den erſten Damen des franzöſiſchen Hofes und der Pariſer eleganten Welt auch unerfahrne Landadeliche, gewandte Coquetten, naive Landmädchen und endlich das ganze weibliche Perſonal der italieniſchen Oper kennen. Alles figurirt hier nach einander und oft auf derſelben Linie.

Durch das Beißende ſeines Styls, durch den Reiz und die Verſchiedenheit ſeiner Gemälde, welche frivol ohne niedrig, voll üppiger Enthüllungen, ohne je in ſchamloſe Zeichnung auszuarten, ſind, wird das Werk mit Recht über die Memoiren des Caſanova geſtellt.

Mittheilungen
aus den
geheimen Memoiren
einer
# deutſchen Sängerin.
Ein Spiegel
wunderſamer Liebesabentheuer der denkwürdigſten
Perſonen unſerer Zeit, in Wien, Mailand, Rom,
Neapel, Madrid, Liſſabon, Paris, London, Petersburg
und Berlin, zum Ergötzen aller Freunde
reizender Theaterdamen aufgeſtellt
von
Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Zwei Bände. gr. 12. Elegant brochirt.

Wenn die Leſewelt in dieſem intereſſanten Werke einen Roman zu finden glaubt, ſo würde ſie ſich ſehr irren, indem die darin erzählten Thatſachen ſich wirklich zugetragen haben ſollen. Auch wird dem Leſer unſchwer zu errathen ſeyn, wer die handelnden Perſonen ſind, obgleich der geiſtreiche Herausgeber dieſer Memoiren, welcher erſt kürzlich im Geiſte Boccacios ein Werk: die Verſchwörung in München herausgab, keine beſtimmte Perſon unter der reizenden Sängerin Roſa, der Hauptheldin des Werkes, verſtanden wiſſen will. Schlagender Witz, unübertreffliche Charakterzeichnung der handelnden Perſonen, und die Aufdeckung einer Menge bisher unbekannter Begebniſſe auf der Opern-, Welt- und Hofbühne ſtempeln dieſes Buch zu einem der intereſſanteſten und originellſten der neueſten deutſchen Literatur.

Die Verſchwörung in München.

Eine Gallerie
der
intereſſanteſten Liebſchaften galanter Herren und lüſterner Damen, den Liebenden aus allen Ständen
geöffnet
von
Friedr. Wilh. Bruckbräu.
2 Bde. gr. 12. eleg. broſch.

Schon als Original-Werk, das gegen die bisher in ihrer Art einzigen Memoiren der Franzoſen und — wie wir glauben — nicht ohne gegründete Hoffnung auf die ihm zuzuerkennende Meiſterſchaft in die Schranken tritt, müßte der vorliegende Novellen-Cyclus die Aufmerkſamkeit des Literaturfreundes auf ſich lenken. Dabei aber ſind leichte, fließende Darſtellung, treffender Witz, gewinnendes Raiſonnement, anziehende Verwicklung und Löſung des geſchichtlichen Fadens, und kräftige Zeichnung gut erfundener und gut gehaltener Charaktere, dem Leſer gewiß eine willkommene Zugabe. Die Hauptingredienz aber, die dem Ganzen das höchſte Intereſſe verleiht, iſt die tiefe, auf der Hochſchule der Liebe gewonnene Kenntniß des weiblichen Herzens, wodurch der Verfaſſer beurkundet, daß er den Schlüſſel zu dieſem Labyrinthe gefunden hat, und daß jener Satz: „des Weibes Herz iſt ein unergründlich Ding“ — durchaus kein Axiom ſey.

Geheime Liebſchaften

von

Pariſer Hofdamen.

Herausgegeben
von
Friedr. Wilh. Bruckbräu.
gr. 8. elegant broſchirt.

Ohne durch nackte Darſtellung üppiger Scenen die Sinnlichkeit reizen zu wollen, gibt die vorliegende Schrift eine treue Schilderung des franzöſiſchen Hoflebens in den frivolen Zeiten Ludwigs XV., und läßt, indem ſie das künſtliche Gewebe der an jenem Hofe geſpielten Intriguen offen darlegt, zugleich auch Blicke in die Urſachen thun, welche für die franzöſiſche Staatsumwälzung vorbereitet wurden.

Der kaiſerliche Baſtard.

Aus den Memoiren
des
Oberſten Duvar,
natürlichem Sohne des Kaiſers Napoleon.
Aus dem Franzöſiſchen.

Aus der ganzen Art, wie dieſe Schrift durchaus gehalten iſt, wird mehr als wahrſcheinlich, daß die Data, die der hiſtoriſchen Expoſition zu Grunde liegen, nicht erfunden, ſondern der Geſchichte entnommen ſind, und wem es nicht blos um glänzende Darſtellung, ſondern auch um hiſtoriſche Wahrheit zu thun iſt, der wird ſich gewiß durch obiges Werk angeſprochen fühlen, indem er den größten Mann unſers Jahrhunderts in demſelben von einer neuen Seite kennen lernt.

Adeline
oder
Erziehung durch Welt und Schickſal.
Roman in vier Büchern.

Bei der durchaus moraliſchen Tendenz dieſer Schrift hält ſie ſich fern von der ſeichten Frivolität, an der unſer Zeitalter kränkelt und hat vor andern Werken der Art den entſchiedenen Vorzug, daß ſie jenen Grundton nie unbeachtet läßt, ohne dabei in den Kanzelton zu verfallen. Dabei hat die zarte Frauenhand, welche das Ganze entſtehen ließ, die vorherrſchende moraliſche Idee mit dem ſinnig geordneten Faden der Geſchichte ſo zu verweben und das Angenehme mit dem Nützlichen ſo kunſtreich zu verbinden gewußt, daß wir nicht blos Eltern und Erziehern, ſondern auch ſolchen, die blos Unterhaltung ſuchen, hier eine willkommene Gabe zu bieten hoffen, und daher mit Recht dieſe zarte Dichterin den gefeierten Namen einer Schopenhauer, Pichler und Ther. Huber an die Seite ſetzen zu dürfen glauben.

Der dritte Theil
der
Memoiren des Satan.

Enthält:

Der Teufel in München, und der gefallene Engel.

Phantaſie und Erzählung,
begründet im Leben der neueſten Zeit.

Herausgegeben von
Wit, genannt v. Dörring.

gr. 12. elegant broſchirt.

Die zwei erſten Theile dieſes Werkes haben ein ſo unerwartetes, aber nicht unverdientes Glück in der literariſchen Welt gemacht, daß kaum ein Jahr verfloß, als ſchon eine neue Auflage davon nöthig wurde. Da der Tod inzwiſchen den erſten Herausgeber von ſeinem thätigen Leben abrief, ſo iſt einiger Stillſtand bei dem Erſcheinen dieſes Bandes eingetreten, doch konnte dieß dem Werke nur von großem Gewinn ſeyn, indem wir in Herrn Wit genannt von Dörring einen ſo genialen Fortſetzer erhielten, daß wir verſichern können, man werde dieſen Band mit demſelben bekannten Witz und Geiſt, der die frühern Bände ſchon auszeichnete, geſchrieben finden, das zu ſeiner Empfehlung nichts weiter bedarf, als daß man ſolches lieſt.

Jussuph Pascha,

oder

Geſchichte

der an ſeinem vermeintlichen Todestage

erfolgten

Flucht Napoleon's

aus St. Helena,

dann

der geheimen Aufnahme des Ex-Kaiſers

am conſtantinopolitaniſchen Hofe,

ſeines Glaubensübertrittes

und

fernern höchſt merkwürdigen Schickſale zu Waſſer und zu Land. Nebſt charakteriſtiſchen Anekdoten aus der Geſchichte des gegenwärtigen Kampfes Rußlands mit der Pforte und wichtigen Weiſſagungen Napoleons.

Zweiter Band.

Ex
Bibl. Regia
Berolin.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I.

Der geheime Oberpfeifenſtopfer ſchmaucht eine Pfeife Tabak und läßt ſich von dem Mamelucken Ruſtan deſſen Eheſtandsgeſchichte erzählen . . 5

II.

Klägliches Ende der Frau von Staël-Holſtein. — Nachwehen. — Der geheime europäiſche Oberpfeifenſtopfer ſteigt in Rang und Würde. — Tod des Mufti. — Abermalige ſehr wichtige Unterredung des Großherrn mit Juſſuphen. — Ein

Seite
paar vertraute Worte über die in Akierman zu ſchließenden Konventionen und über die unter dieſen Umſtänden zu ergreiſenden Maßregeln in der Wallachei. — Charakteriſtik des türkiſchen Divans. 21

III.

Eine literariſche Exzellenz wird für eine diplomatiſche gehalten und erhält in Folge dieſer Verwechslung hundert und fünfzig Karbatſchſtreiche auf die Fußſohlen. — Die geprügelte Exzellenz wird aufgefordert, Napoleons Regententhum kritiſch zu beleuchten und entſpricht dieſem Anſinnen in ganz unerwarteter Art 36

IV.

Juſſuph Paſchas höchſt merkwürdige Rede im Divan, worin mit ſteter Hinweiſung auf die Geſchichte der Osmanen bedeutſame Staatsreformen vorgeſchlagen werden 51

V.

Förmliche Einführung des regulären Militärs. — Aufruhr der Janitſcharen und ſchauderhafte blutige Scenen; Juſſuph Paſcha als Held dieſer Tage. — Der Großherr bleibt Sieger. — Juſſuphs Aeußerung über militäriſche Stockprügel.

Seite

— Intereſſante Anekdote von einem franzöſiſchen Janitſcharen; das neue Lied, das neue Lied — vom verlornen Strumpfe zu Lauterbach . . . 72

VI.

Napoleon Buonaparte zum andern Male als Schwiegerſohn eines Kaiſers. — Philoſophie einer vierzehnjährigen türkiſchen Ehefrau 93

VII.

Juſſuph Paſcha's vielleicht zu hartes Urtheil über Lord Cochrane und den General Church . 123

VIII.

Der neue britiſche Botſchafter Ribeaupierre in Conſtantinopel. — Wichtige Unterredung des Großherrn mit Juſſuph Paſcha über den Pacifikationsvertrag der drei großen Mächte: England, Rußland und Frankreich. — Juſſuph würdiget Spanien, Portugal und Preußen nach dem Beſtande ihrer dermaligen Verhältniſſe . . . 138

IX.

Große Seeſchlacht bei Navarin. — Juſſuph Paſcha rettet dem Großherrn durch einen wohlberechneten

Seite
Theatercoup das größte und herrlichſte ſeiner Linienſchiffe aus der allgemeinen Zerſtörung. — Reminiſcenz an Eugen Beauharnais 165

X.

Einige ganz eigenthümliche Ideen Napoleon Buonapartes über Erziehung ſolcher Kinder, welche für den Thron beſtimmt bleiben. — Wiegenlied des kleinen Mahomed Napoleon . . 187

XI.

Juſſuph Paſcha prophezeiht alle Fehler, welche ſich die Ruſſen in ihrem jüngſten Feldzuge gegen die Pforte haben in der That zu Schulden kommen laſſen. — Skizzen eines türkiſchen Operationsplanes. — Der Held der Geſchichte begibt ſich abermals zur Ruhe 201

Juſſuph Paſcha

oder

Geſchichte der an ſeinem vermeintlichen Todestage erfolgten Flucht

Napoleon's

aus St. Helena, dann der geheimen Aufnahme des
Ex-Kaiſers am conſtantinopolitaniſchen Hofe, ſeines
Glaubensübertrittes und fernern höchſt merkwürdigen und ſeltſamen Schickſale zu Waſſer
und zu Land.

I

Der geheime Oberhofpfeifenſtopfer ſchmaucht eine Pfeife Taback und läßt ſich von dem Mamelucken Ruſtan deſſen Eheſtandsgeſchichte erzählen.

Bin halt ein armer Ehemann,
Wie viele Männer ſind.
Schwäbiſches Volkslied.

Unſer Juſſuph lag, etwas unpäßlich, im Divan und ſchmauchte aus ſeiner vier Klafter langen türkiſchen Pfeifenröhre Taback.

Napoleon fröhnte nimmermehr dieſer rüden und abſcheulichen Gewohnheit — alſo wird manche vornehme reizende Leſerin, das niedliche Stumpfnäschen ein bischen rümpfend, ausrufen — allein wir erwiedern: amica Josepha, amica Ludovica, sed magis amica veritas! — Napoleon rauchte dennoch Taback.

Der unglückliche Voltaire — wir nennen den Mann mit Recht unglücklich, weil er ein Gottesläſterer war, denn nur im Glauben iſt Glück, Segen und Heil zu finden — der unglückliche Voltaire — alſo ſagen wir noch einmal — ließ ſich auf dem Sterbebette, in herkömmlicher chriſtkatholiſcher Weiſe, die heiligen Sacramente reichen; es machten ſich ſeine unglücklichen Freunde, welche ſämmtlich arge Gottesläſterer waren, über den Philoſophen luſtig, allein dieſer ſprach: „Hätte es das Schickſal gefügt, daß ich auf der Inſel Siam ſterben müßte, ſo würde ich in meinen letzten Augenblicken den Schweif einer Kuh in den Händen halten, weil die Herrn Siameser in dem Erfaſſen des Kuhſchweifes bekanntlich die Seelenrettung aufgefunden zu haben glauben.“

Aehnlichen Grundſätzen hatte Buonaparte ſtets gehuldigt, und darum ſchmauchte er nun Taback, wie es auch einem geheimen Oberhofpfeifenſtopfer in der Türkei von Rechtswegen zukömmt.

Der Leibmameluke kniete an der Erde, emſig beſchäftigt, ſeines Herrn Pfeifenkopf zu entzünden; da ſprach Juſſuph: „Höre Ruſtan! Du haſt mir einmal geſagt, Du ſeyeſt — als ich nach den bekannten hundert Tagen für gut fand, mich zu ſeiſiren — in Dreur verehelicht geweſen? Noch immer biſt Du mir die Geſchichte Deines Eheſtandes ſchuldig und ich bin nun gerade gelaunt dieſelbe anzuhören, darum laſſe Dich dort auf jenen Polſter nieder und beginne!“

Es gehorchte der Leibmameluke dem Befehle, fieng aber vorerſt an heftig zu weinen, und als nach geraumer Zeit ſeine Thränenquelle verſiegte, hub er endlich an, ſich in folgender Weiſe vernehmen zu laſſen:

„Als ich mich von Ihnen, mein theuerſter Gebieter! getrennt ſah, umfieng mich, in Mitte des geräuſchvollen Paris, die gräßlichſte lange Weile, und ich erprobte dazumal an mir ſelber die Wahrheit des alten Satzes, daß wir Männer nie mehr geneigt ſind uns zu verlieben, als wenn wir, unbeſchäftigt, von Langeweile geplagt werden.

Der Gegenſtand meiner Zärtlichkeit hieß Adele. Das Mädchen zählte kaum zwanzig Jahre und war die Tochter einer Huiſſier-Wittwe. Adele war ſchön, wie ein junger Maimorgen und ſchlank gewachſen, wie eine Palme. Ihre Haut war reiner und weißer, und ihr Haar heller, als man es gewöhnlich bei Franzöſinnen findet; das große kaſtanienbraune Auge blickte mild und dennoch ſeelenvoll. Ich verliebte mich ganz ſterblich in das Mädchen und bald geſtand mir auch Adele Liebe. Die Kleine erſchien mir ein ſeltenes Muſter der Sittſamkeit und Tugend, und nicht die allergeringſte Freiheit durfte ich mir zugeſtehen. Auch eine große Frömmigkeit zeigte die Geliebte, denn ſie beſuchte täglich verſchiedene Kirchen und ich durfte nicht wagen, ſie bei ſolchen Gängen zu begleiten, oder ihr auch nur nachzuſchleichen.

Ich hatte indeſſen ein kleines Landgut in der Gegend des Städtchens Dreux angekauft, und warb nun um der Geliebten Hand, welche mir auch zugeſtanden wurde.

Unſere Verbindung wurde noch zu Paris in aller Stille vollzogen, dann reiste ich mit der jungen Gattin nach meinem kleinen Landſitze bei Dreux und die Schwiegermutter begleitete uns. Gleich im Anfange meiner Ehe machte ich die unerfreuliche Bemerkung, daß Adelens Sanftmuth nur eine Scheintugend geweſen, denn das Weibchen entwickelte großen Eigenſinn und wurde dabei von ihrer Mutter auf's kräftigſte unterſtützt. Wollte ich zuweilen ſprechen, fielen beide Weiber über mich her, überhäuften mich mit Grobheiten und ſchalten mich einen rohen afrikaniſchen Barbaren. Ich liebte meine Ruhe und gab nach, allein zu Hauſe wenig Vergnügen findend, widmete ich mich angelegentlich der Landwirthſchaft und verlebte meine Zeit größten Theils im Garten, auf den Feldern, oder im Forſte.

Meine Damen hatten, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, Bekanntſchaft mit einem jungen Rechtsgelehrten, welcher ſich Monſieur Paccard nannte, geſchloſſen. Dieſer Paccard hielt ſich bald genug nur zu häufig in meinem Hauſe auf, und that mit Adelen ſehr ſchön. Wohl juckte mir zuweilen die Stirne, allein ich hatte Sie, Sire! oft ſagen hören: „Es kleide Eiferſucht den klugen Mann ſchlecht,“ und ich beſtrebte mich daher, dieſe in mir erkeimende Leidenſchaft zu unterdrücken, und mir ein blindes Vertrauen in die unerſchütterliche Tugend meiner jungen Gattin zu eigen zu machen.

Alſo hatte ich länger als zwei Jahre in einer kinderloſen, gerade nicht ganz glücklichen, doch auch nicht ganz unglücklichen Ehe vegetirt, da erhielt ich plötzlich aus Paris einen anonymen Brief, folgenden weſentlichen Inhalts:

„Eine auserleſene Geſellſchaft alter Anhänger Napoleons hat ſich in Paris zur Befreiung des Kaiſers vereinigt. Nicht darf der edle Ruſtan, Napoleons treueſter Diener, in dieſem ſchönen Bunde fehlen, und derſelbe wird hiemit eingeladen, ſich unverzüglich nach der Hauptſtadt zu verfügen. Im Café aux mille colonnes wird ein Verſchworner ſich dem Herrn Leibmamelucken zu erkennen geben und denſelben im Triumphe in den Zirkel der Erwählten führen.“

Dieſer ſeltſame Brief brachte mich in die freudigſte Spannung und ich beſchloß unter irgend einem glaubwürdigen Vorwand zur Stelle nach Paris zu reiſen. Adele ſuchte zwar meinen Entſchluß durch einige Einwendungen zu bekämpfen, allein da ſie ſah, daß ich unerſchütterlich blieb, ergab ſie ſich endlich in ihr Schickſal, zerdrückte mit den kleinen Fingerchen in den ſchönen Augen ein paar Thränen, umarmte mich zum Abſchied auf's zärtlichſte und nöthigte mir das Verſprechen ab, möglichſt bald nach Hauſe zurück zu kehren.

In Paris angekommen, trat im Café aux mille colonnes auch wirklich ein junger Mann an mich heran, und flüſterte mir ins Ohr, daß er als Abgeſandter der Verſchwornen beauftragt ſey, mich ins Comité tricolore einzuführen, wobei der Abgeſandte meine Hand erfaßte und mich von dannen führte.

Der Comité tricolore verſammelte ſich regelmäßig zweimal die Woche, Abends in der Vorſtadt St. Antoine, in einer eigens dazu gemietheten Stube einer wenig berühmten Braſſerie.

Der Comité beſtand aus vielen jungen Leuten, welche unverkennbar ein ziemlich lockeres Leben führten. Bei den Verſammlungen wurde viel getrunken und geplaudert. Man beſchäftigte ſich auch in der That mit Planen, welche Ihre Befreiung von der Inſel St. Helena, Sire! bezwecken ſollten, allein alle dieſe Plane klangen — ich konnte es mir ſelbſt nicht verbergen — ſehr chimärenhaft und ſtellten ſich meinem geſunden Menſchenverſtande als unausführbar dar. Nebenbei wurde auch ungemein ſyſtematiſch auf meine Caſſe ſpeculirt und ich mußte mehrere Male nicht ganz unerhebliche Summen unter dem Vorwand beiſteuern, es ſeyen dieſe Geldbeiträge der Mitglieder zum Betriebe der guten Sache erforderlich.

Ich erhielt von meinem, auf dem Landgütchen bei Dreux zurückgelaſſenen jungen Weibchen von Zeit zu Zeit die zärtlichſten

Briefe. Vierzehn Monate hatte ich nun fortwährend in Paris zugebracht, allein nun enttäuſchte ich mich ſelbſt, denn ich durchſchaute ganz klar, daß dieſer Comité tricolore nimmermehr die Befreiung Eurer Majeſtät erzwecken werde, und daß die Geſellſchaft überhaupt nichts anderes beabſichtige, als ehrliche und unbefangene Männer in ihre Netze zu verwickeln, um dieſelben dann nach Herzensluſt prellen zu können.

Zu dieſer gerade angeregten Erkenntniß kam noch eine andere Urſache, welche mir anrieth, die Hauptſtadt bald möglichſt zu verlaſſen. Ich wurde nämlich von einem frühern Bekannten, einem argen Trunkenbold, als er eben berauſcht war, auf eine eben ſo ſeltſame als empfindliche Art beleidigt. Der Burſche nannte mich mehrere Male einen Coeu, indem er beifügte: „Du biſt der einfältigſte Menſch, den ich mir denken kann, und Deine Adele war die ſchlaueſte und verbuhlteſte aller Griſetten in Paris, was doch viel ſagen will. Wenn Du

Thor glaubteſt, Dein Schätzchen liege auf den Knieen in der Kirche der heiligen Väter Auguſtiner, oder in einem andern Gotteshauſe, lag das gute Kind inzwiſchen in den Armen des Prinzen C. oder des Grafen von A.

Eine ſolche entſetzliche Ehrenkränkung auf Koſten meines geliebten Weibchens machte mich wüthend; ich forderte den Trunkenbold zum Zweikampfe, und hatte das Unglück ihn ſchwer zu verwunden. Die Geſetze hinſichtlich der Duelle waren nur erſt ohnlängſt erneuert und verſchärft worden, und meine Freunde riethen mir daher, vorerſt ganz in der Stille die Hauptſtadt zu verlaſſen, und mich nach meinem kleinen Landgute bei **Dreux** zu begeben, wohin man mir zeitig genug Kunde zu ſenden verſprach, wenn der Sicherheit meiner Perſon Gefahr drohen würde.

Ich meldete durch ein Briefchen **Adelen** meine bevorſtehende Ankunft und reiste auch in der That ab.

Ich war nur noch kaum zehn Lieues von Dreux entfernt, als mir aus der Thüre eines Poſthauſes der Freund meiner Familie, jener oben erwähnte Monſieur Paccard, entgegen trat..

Die Züge des jungen Gelehrten ſtellten ſich etwas verſtört dar, und er begrüßte mich leiſe und ſtammelnd.

Ich fragte nun ſelbſt ſehr erſchrocken: „Was iſt Ihnen, Paccard! es iſt doch meiner lieben Adele nichts Schlimmes begegnet?“

„Ach ja wohl, ſehr Schlimmes,“ — erwiederte der Rechtsgelehrte mit niedergeſchlagenen Augen.

„Um Gotteswillen,“ — ſchrie ich nun ganz auſſer mir — „iſt meine geliebte Gattin krank, oder am Ende wohl gar todt? — Enden Sie ſchnell dieſe Pein — geben Sie mir Gewißheit und ſollte es auch die ſchrecklichſte ſeyn!"

„Nun denn," — liſpelte **Paccard** — „ſo wiſſen Sie denn: **Adele** iſt vor drei Tagen von einem geſunden Knaben entbunden worden."

Ich ſtand wie vom Donner gerührt, denn ſeit vierzehn Monaten ja hatte ich meine Frau mit keinem Auge geſehen und in ſchrecklicher Wuth wollte ich aufbrauſen, doch — wer hat ſie je ergründet, die Räthſel des menſchlichen Herzens? — plötzlich beſann ich mich eines Andern; ich ſagte mir ſelbſt, die Schmach des Weibes öffentlich zu verkünden, heiſſe nichts Anderes, als die eigene Schande bekennen, und: „Il faut faire bonne mine à mauvais jeu." Oft hatte ich die presence d'esprit der Franzoſen in dergleichen Fällen rühmen hören; ich war naturaliſirter Franzoſe und wollte daher der geprieſenen Eheſtands-Toleranz meines zweiten Vaterlandes Ehre machen. Nach einer langen

Pauſe, während welcher mich mein junger Hausfreund ängſtlich beobachtet hatte, ſprach ich endlich, ein gleichgültiges Lächeln erzwingend und mit ſcheinbarer großer Ruhe: „Ih nun, das Unglück läßt ſich ertragen; — die Zeit trifft genau zu; — ich war während jenen vierzehn Monaten, als man mich abweſend glaubte, einmal einige Tage incognito bei Adelen.“

Jetzt warf ſich Paccard an meine Bruſt, indem er höchſt freudig, aber auch unbeſonnen genug ausrief: „Vous ètez Cocu, mais — un bon enfant.“ Doch nun war es um meine erheuchelte Ruhe geſchehen; die Binde fiel von meinen Augen und ich durchſchaute klar, daß dieſer ſogenannte Hausfreund und kein anderer meine Ehre geſchändet. Der wilde Sinn des Afrikaners erwachte, ich riß einen Dolch, den ich ſtets verborgen unter der Weſte auf der Bruſt trug, aus der Scheide, und wollte mich mit demſelben ſo eben mit den Worten: „Ha Elender! nicht ungeſtraft ſollſt Du mich verhöhnen," auf den Rechtsgelehrten werfen, als ich mich plötzlich rückwärts von ſtarken Armen gepackt und zurückgehalten fühlte. Es hatten ſich nämlich mir von hinten ganz unbemerkt zwei rüſtige Einwohner des Städtchen Dreux genaht, welche Monſieur Paccard's Freunde waren, und die dieſer als Secours mitgebracht hatte und dieſe Männer verhinderten eine That, welche mir nimmermehr Segen gebracht haben dürfte.

Als man mich einigermaſſen beſänftiget hatte, nahm der Rechtsgelehrte in folgender Weiſe wieder das Wort: „Ruſtan! nehmt guten Rath an — wenn Ihr fortfahrt, Euch wie ein unbändiges Thier zu benehmen, rufe ich ein paar Gensd'armen zu Hülfe, welche meines Winkes dort in der Poſtſtube harren, und denuncire Euch als Hochverräther und Verletzer des Duell-Mandates, denn die Beweiſe liegen in meiner Hand, daß Ihr in Paris Mitglied des ſogenannten Comité tricolore geweſen, und daß Ihr im Zweikampfe Euern Gegner tödtlich verletzt habt. Kann es wohl wünſchenswerth für Euch ſeyn," — alſo fuhr der Rechtsgelehrte angelegentlich ſprechend fort — „fürder mit einem Weibe zu leben, die Euch nicht liebt und nimmermehr geliebt hat? — überlaſſe mir dieſe treuloſe Adele nebſt Eurem Landgütchen, für welches ich Euch, nach einen billigen Maaßſtabe, den Kaufſchilling baar erlegen will, und ziehet ſofort im Frieden von dannen, wohin Ihr wollt."

Anfangs ſpreitzte ich mich freilich einigermaſſen gegen dieſe Vorſchläge, allein ich gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß dieſe Vorſchläge bei der einmal ſtattfindenden Lage der Dinge gerade nicht die ſchlimmſten für mich waren, und am Ende verkaufte ich auch wirklich dem ſaubern jungen Hausfreund für eine ſehr mäßige Summe meine liegende und fahrende Habe, ſteckte mein Geld ein, und eilte, ohne vorher die liebe fromme Adele noch geſehen zu haben, mit Poſtpferden nach Calais, wo ich mich nach London einſchiffte und von dort meine Waſſerreiſe nach Ägypten antrat.

„Das Übrige, mein Kaiſer und Herr,“ — alſo endete der Mamelucke ſeine tragiſch=komiſche Eheſtandgeſchichte — „wiſſen Sie Alles ſelbſt. Nach einer langen Reihe von Jahren ließ mich ein günſtiger Zufall meinen mir ſtets unvergeßlich gebliebenen Gebieter bei den Pyramiden in Ägypten wiederfinden, allein viel zu ſpät für mein treues, ſehnſuchterfülltes Herz.“

„Ih nun,“ — alſo nahm jetzt unſer Juſſuph lächelnd das Wort, — „Il vaut mieux venir trop tard - que jamais. Uebrigens, mein lieber Ruſtan! iſt es das ſchlimmſte Loos noch lange nicht, was Dich betroffen; es wurde Dir die Ehre zu Theil, unter die gekrönten Häupter dieſer Erde aufgenommen zu werden und bei ſolch einmal geſchehenen Dingen läßt ſich eben nicht Vieles ſagen, doch erinnere ich mich dabei unwillkührlich eines naiven ſchwäbi=

ſchen Liedchens, welches ich im Jahre 1809 im Bivouac einen würtembergiſchen ſogenannten ſchwarzen Jäger ſingen hörte und deſſen Refrain lautete:

Biſt halt ein armer Ehemann,
Wie viele Männer ſind.

II.

Klägliches Ende der Frau von Staël-Holſtein. — Nachholungen. — Der geheime europäiſche Oberhofpfeifenſtopfer ſteigt in Rang und Würde. — Tod des Mufti. — Abermalige ſehr wichtige Unterredung des Großherrn mit Juſſuphen. — Ein paar vertraute Worte über die in Akiermann zu ſchließenden Conventionen, und über die unter dieſen Umſtänden zu ergreifenden Maaßregeln in der Wallachei. — Characteriſtik des türkiſchen Divans.

Zu Conventionen gehören: Gemeinſames Intereſſe; wechſelſeitiger aufrichtiger Sinn; Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten im ſtrengſten Sinne des Wortes; Beſtändigkeit und Ausdauer! — Dieſe ſind die Anforderungen der Moral und des Völkerrechts, allein die Politik kennt eigenthümliche Auswege, durch welche die Anforderungen ſcheinbar befriedigt, und im Weſentlichen dennoch umgangen werden.

Dem zweiten Mahmud hatte die Ohnmacht ſeines Oberhofpfeifenſtopfers, welche denſelben beim Beſuche im Serail und im Gemache der weiſen Fatime ſo ganz plötzlich befallen hatte, allerlei Verdacht erregt, und da ſich Juſſuph des andern Tages noch ſehr unpäßlich befand, ſtattete ihm der Großherr einen Beſuch ab und drang ſo lange in ihn, bis der Ex-Kaiſer geſtand, die ſogenannte weiſe Fatime — Frau von Staël-Holnſtein nämlich — habe ihn, als er noch Frankreichs Thron inne gehabt, ſehr genau gekannt, und bei dem geſtrigen Beſuche ſogleich wieder erkannt.

Nach dieſer erhaltenen Notiz rief der Groß-ſultan ſogleich einen ſeiner vertrauteſten Diener ins Gemach und flüſterte demſelben leiſe ins Ohr, worauf ſich der Diener ſchleunigſt entfernte.

Unſere beide Herrn ſprachen länger als eine Stunde über nicht ſehr erhebliche Dinge, da kehrte der vorher erwähnte Diener in's Gemach zurück und erſtattete Mahmuden einen geheimen Rapport.

Als er, der Großſultan, dieſen Rapport vernommen, und der Bothe ſich wieder entfernt hatte, rief jener lachend aus: „Denke einmal Juſſuph! ſo eben erhalte ich aus dem Seraile die Nachricht, daß eine meiner Odalisken, welche wir die weiſe Fatime nannten, plötzlich an einem Anfalle von Engbrüſtigkeit verſtorben ſey.“

„An einem Anfalle von Engbrüſtigkeit?“ — fragte Juſſuph ſtutzend — „hm — ich verſtehe, und bedaure die arme Frau, doch ſie hat ſelbſt ihr Schickſal herbeigeführt. Frau von Staël-Holſtein war die Tochter des ehemaligen ſehr berühmten Finanzminiſters Jacques Necker, eines gebornen Brandenburgers und es liegt nun einmal in der Natur der Brandenburger, daß ſie gern die Leute necken. Die weiſe Fatime hatte die Untugend von ihrem Vater ererbt und neckte mich durch ihre ſuperkluge Schriften in mannigfaltiger Weiſe. Hätte die Dame ihr Intereſſe verſtanden, und daſſelbe mit dem meinigen vereint, ſo würde ich ſie wahrſcheinlich mit einem meiner intereſſanten und intereſſirten Herzoge ehelich verbunden haben und als ſolche Herzogin wäre die geiſtreiche Schriftſtellerin vielleicht nicht an ſolch plötzlicher Engbrüſtigkeit verſtorben. Indeſſen Herzensbrüderchen! es lag das Geheimniß unter den feſten Riegeln und Schlöſſern Deines Serails, Du hätteſt, meines Bedünkens, dem armen Weibe die Engbrüſtigkeit vor der Hand erlaſſen können.“

„Freund!“ — erwiederte der Sultan kalt und ernſt — „keine Riegel und Schlöſſer in der Welt ſind feſt und ſtark genug, die Zunge eines Weibes zu wahren. Nur ich und der Mufti dürfen wiſſen, wer Du biſt, und jeden Andern, der Dich erkennen ſollte, ihn wird plötzliche Engbrüſtigkeit tödten; er wird ſterben, wie die weiſe Fatime ſtarb. Lebe wohl für heute und pflege Deiner Geſundheit. Bald ſehen wir uns wieder — der Großſultan ſprach's und verließ voll ſtolzen Anſtandes das Gemach.

Einige Nachholungen bleiben nunmehr unerläßlich.

Juſſuph war bereits, bald nach beendigtem Beiramsfeſte (1826), zum Paſcha von zwei Roßſchweifen, zum Mitgliede des Divans und zum Kadiasker von Anatolien ernannt worden, jedoch ſollte er, wie es der dießfallſige Ferman ausſprach, ſeine bisherige Function, als erſter Hofpfeifenſtopfer, nach wie vor fortſetzen. Indeſſen erfuhr unſer Held um dieſe Zeit auch den Schmerz, daß ſein vertrauteſter Freund, einer der angeſehenſten Männer aus der Claſſe der Ulemas, nämlich der tolerante Mufti, Arabſade-Effendi, in dem hohen Alter von 107 Jahren, mit Tod abging. Dieſer Mufti war lächelnd und mit der den ächten Philoſophen noch in den letzten Augenblicken ſeines Lebens bezeichnenden Ruhe geſtorben.

Mehrere Unterredungen, welche zwiſchen Juſſuph Paſcha und dem Großherrn ſtattgefunden, und die insgeſammt eine allgemeine Reform des türkiſchen Staates behandelten, umgehen wir vor der Hand mit Stillſchweigen, weil wir glauben, dieſem wichtigen Gegenſtande ein eigenes Kapitel widmen zu müſſen. Nur im Allgemeinen bemerken wir vorerſt, daß der zweite Mahmud ganz in Geheim ſich bereits mit dem Plane der Aufhebung des Janitſcharen-Corps und der Errichtung eines regulären Heeres nach europäiſcher Weiſe beſchäftigte; doch da wir auch darauf und zwar ſpezieller zur Sprache kommen werden ziehen wir vor, eine wichtige Unterredung der beiden Freunde, welche einen andern Gegenſtand betraf, mitzutheilen.

Mahmud.

Ich habe nun, lieber Herzensbruder! Deinen Rath befolgt, und Akjerman als den Ort beſtimmt, wohin ich Commiſſarien ſchicken will, um mit ruſſiſchen Abgeſandten über die Verhältniſſe in der Moldau und Wallachei zu verhandeln.

Ich habe zu dieſem wichtigen Geſchäfte zwei tüchtige und pfiffige Burſche, nämlich den Hadi und Ibrahim Effendi erleſen und das ruſſiſche Cabinet hat mir angezeigt, daß es, ſeinerſeits, einen Grafen Woronzow und einen gewiſſen Herrn v. Ribeaupierre, der ein ganz verfluchter Kerl ſeyn ſoll, nach Akjerman ſenden will. Allein wie ſehr ich auch bisher mit der wirklichen Abſendung meiner Commiſſaire, nach deinem weitern Rathe, zögerte, ſo will das Ding nun nicht mehr gehen. Endlich wird das Rendez-vous der wechſelſeitigen Commiſſaire in Akjerman denn doch zu Stande kommen müſſen. Ich ſehe voraus, die Kerls werden mir den Dolch an die Kehle ſetzen und auf buchſtäbliche Erfüllung ihres verdammten Ultimatums bringen, und wie dann?

Juſſuph.

Da hilft nun einmal nichts, Herr Bruder! Du mußt für dieſesmal dich ſchon bequemen, ein bischen in den bittern Apfel einzubeißen, indeſſen giebt es ja noch genug Mittel, dieſes Einbeißen zu verzögern, und wenn wir endlich nach ungemein langwierigen Unterhandlungen ihr Ultimatum in optima forma annehmen, ſo haben wir wenigſtens indeſſen Zeit gewonnen, unſere reguläre Armee zu organiſiren, und wir können überhaupt dabei nur gewinnen und nicht verlieren. Bis zur Rückgabe der von Rußland vorläufig zugeſagten ſieben Feſtungen werden ſicher mehrere Monate verſtreichen und die Unterhandlungen in Akjerman während dieſer Zeit fortgeſetzt werden, wodurch der Vortheil offenbar auf unſeret Seite iſt, indem unſere Gegner durch Jahrelange Erhaltung zahlreicher Armeen ſchon groſſe

Lücken in ihren Finanzen gefunden haben müſſen und noch ferner finden werden.

Reiche du dieſen Ruſſen, in Mahomeds Namen! immerhin den Finger, Herr Bruder! und denke an meine Worte, ſie werden ſogleich nach der Hand zu greifen ſtreben. Geſtehſt du ihnen ihre Forderungen hinſichtlich der Wallachei u. ſ. w. zu, dann werden ſie wieder das alte Lied, die Pacification Griechenlands betreffend, zu ſingen anfangen; die Erfüllung der Akierman'ſchen Convention wird zu einer ſogenannten ſecondairen Berückſichtigung herabſinken und wir haben ſodann unſere Leutchen, wo wir ſie haben wollen und dadurch, daß wir in dieſe vermiſchten Verhandlungen eine allgemeine Verwirrung bringen, entziehen wir dem Gegner mit unſerer Hand auch den Finger und es muß der Triumph unſerer Politik bleiben, daß wir dieſe ſuperklugen europäiſchen Politiker insgeſammt über den Löffel barbieren.

Mahmud.

Das iſt Alles recht ſchön und gut, Herr Bruder! allein einige harte Opfer werde ich den ungläubigen Schweinen dennoch bringen müſſen, und dieſe Nothwendigkeit kann mich für den Augenblick immerhin in drückende Verlegenheiten bringen. So werde ich mich vor der Hand wenigſtens gezwungen ſehen, die Beſchli's aus der Wallachei zurückzuziehen, dem dortigen Hoſpodar freiern Spielraum zu gönnen und die willkührlichen großen Gelderpreſſungen in dieſem Lande einzuſtellen; doch eben hier liegt der Hund begraben: ich brauche gerade in dieſem Zeitpunkte Geld, vieles Geld und bin auf ein ſolches Defizit nichts weniger, als gefaßt.

Juſſuph.

Welche Summen, Herr Bruder! würdeſt du dir getrauen für den Augenblick aus der Wallachei wieder zu erpreſſen?

Mahmud.

Zum wenigſten dreimalhunderttauſend Piaſter.

Juſſuph.

Hé bien — laß das Ding vor der Hand gut ſeyn, haben wir auch die Akjerman'ſche Convention wirklich unterzeichnet; wir wollen dennoch ſchon Rath ſchaffen, indem wir in dieſem Falle mittelſt des an deinem Hofe ſich als Geißel befindlichen Sohnes des Hoſpodars, Wechſel auf den cher Papa, in Belauf von dreimalhunderttauſend Piaſter treſſiren, und der Herr Vater wird und muß bezahlen, aus Furcht, man möchte den Herrn Sohn ein bischen am Halſe kitzeln. Auf dieſe Art kommen wir zu unſerm Gelde, ob ſo, oder ſo — dieſes gilt am Ende gleichviel! — Siehſt du mein lieber Herr Bruder! dieſes iſt ein gar fein erſonnener Ausweg, um die Räumung der Fürſtenthümer gewiſſermaßen, und wie man es nennt, illuſoriſch zu machen und jene Erpreſſungen fortzuſetzen, durch welche unſere, unter den jetzigen Umſtänden allerdings bedeutende Ausgaben beſtritten werden können. Wir geben der Sache den Schein einer Privat-Angelegenheit und in eine ſolche darf ſich die Politik durchaus nicht miſchen.

Mahmud.

Höre einmal, Herr Bruder! deine illuſoriſchen Rezepte gefallen mir ungemein, verſchreibe mir bald mehrere, denn meine ſchwache Geſundheit bedarf deren. A propos, ich habe dich nicht umſonſt zum Mitgliede meines hohen Divan ernannt: Du haſt mir verſprochen, in dieſem meinem Senate nächſtens eine große und wichtige Rede zu halten, welche den erſten Anſtoß zu meiner vorhabenden allgemeinen Staats-Reform geben ſoll. Wie iſt es, wird es damit bald einmal werden?

Juſſuph.

Piano, Herr Bruder! — Staats-Reformen, welche man aus dem Aermel ſchüttelt, ſind auch darnach, ich könnte manches Beiſpiel anführen, doch laſſen wir das, denn — exempla sunt odiosa! geſtatte mir noch eine kurze Friſt und ſchildere mir ehevor — denn du mußt ihn doch am beſten kennen — deinen Divan.

Mahmud.

Man macht ſich, mein lieber Freund! von meinem Divan in Europa gewöhnlich ganz falſche Begriffe. Als ein Corpus betrachtet, ſtellt ſich dieſer Divan ein ungelenkſames Vieh dar, welches, nach der Art eines ſolchen ſtörriſchen Thieres, nicht aus ſeiner Stellung zu bringen iſt. Geht man indeſſen zu den Einzelnheiten über, entdeckt man dennoch in dem Corpus manchen ziemlich hellſehenden Kopf, welchem die Natur das Talent der Staatskunſt und deſſen Anwendung keineswegs verſagt hat. Einer unſerer neueſten vaterländiſchen Dichter, der ſich, dem Vernehmen zufolge, nach einem deutſchen gebildet haben ſoll, ſagte irgendwo ungemein treffend von einem Kollegium: „ſieht man ſie einzeln, ſind ſie klug und verſtändig! ſind ſie in corpore, gleich wird ein Dummkopf daraus!“ und dieſer Satz läßt ſich auch ganz füglich auf meinen Divan anwenden. Die hierin anſcheinend liegende Anomalie iſt leicht erklärt, wenn man bedenkt, wo der Divan ſein Weſen und Wirken treibt. Ich bin ein Deſpot und will und mag nichts anders ſeyn; es ſoll in meinen Staaten Jedermann wiſſen und es nimmermehr vergeſſen, daß ſein Kopf ſogleich blutend in den Sand rollt, wenn er ſich herausnimmt, anders denken zu wollen, als ich denke. Wenn die fremden Cabinette meinen Divan einſchüchtern wollen, und ich ſpreche: „das ſind nichts als leere Drohungen, die keinen Hund aus dem Ofen locken,“ ſo muß mein ganzer Dvian im Poſaunenton mir nachrufen: „allerdings, nichts als leere Drohungen, die keinen alten noch jüngen Hund, und ſelbſt keine Hündin aus dem Ofen locken.“

Doch was gebe ich mir auch viele Mühe, dir, mein Herzensbrüderchen! die Eigenthümlichkeiten meines Divans zu zergliedern; erinnere dich nur gefälligſt, was dein ſogenannter geſetzgebender Körper und dein Senat waren; ziehe ferner in Erwägung, welchen Impulſen die Staatsräthe der meiſten europäiſchen Kabinette folgen, dann weißt du auch, zu welcher Gattung der Thiere der türkiſche Divan gehört. Haſt du mich verſtanden?

Juſſuph.

(Indem er unwillkürlich mit der rechten Hand an den Kopf greift). O ja — du ſprichſt eine zu deutliche Sprache, welche unmöglich mißverſtanden werden kann.

Mahmud.

Bon! ich ermahne dich noch einmal, die Rede, mit welcher du im Divan debütiren ſollſt, baldmöglichſt einzuſtudiren, und nun für heute — Adieu!

III.

Eine litterariſche Excellenz wird für eine diplomatiſche gehalten und erhält in Folge dieſer Verwechſelung hundert und fünfzig Karbatſchſtreiche auf die Fußſohlen. — Die geprügelte Exzellenz wird aufgefordert, Napoleon's Regententhum kritiſch zu beleuchten und entſpricht dieſem Anſinnen in ganz unerwarteter Art.

> An ſeinen langen Ohren erkennt man auf den erſten Augenblick den Eſel; — die Zunge verräth den Thoren, doch der blutdürſtende Tiger verbirgt, ſo lange es möglich, ſeine entſetzlichen Klauen.

Juſſuph Paſcha hatte als Amtswohnung einen, der berühmten Sophien-Moſchee gegenüber belegenen, kaiſerlichen Pallaſt inne.

Dieſe Moſchee iſt ein alter griechiſcher Tempel, welcher unter Juſtinian Anthemius von Tralles, mit Hülfe Iſidors von Milet, erbaut wurde; er hat die Form eines griechiſchen Kreuzes, iſt 270 Fuß lang von Weſten nach Oſten, und 240 breit von Norden nach Süden. Davor ſind zwei Vorhallen; neun eherne Thore führen in die Moſchee, wo der ſehr abgeplattete Hauptdom und die Gallerie um denſelben, die aus 67 Säulen beſteht, worunter acht porphyrne aus dem Sonnentempel zu Rom, und ſechs von grünem Jaſpis aus dem Dianentempel zu Epheſus. Das Pflaſter aus Moſaik von Porphyr und antikem Glas iſt durchaus mit reichen Teppichen bedeckt. Die vier Minarets bei dieſer Moſchee hängen nicht damit zuſammen, und ſind durch ihre kühne Bauart merkwürdig.

Die alte Sophienkirche bleibt der vorzüglichſte Gegenſtand der Bewunderung aller, das ehemalige Byzanz beſuchenden Fremden.

Eines Tages bemerkte Juſſuph-Paſcha aus ſeinem Fenſter einen dicken, kleinen Mann, in eleganter fränkiſcher Kleidung, welchen kleine Schweinsaugen und eine Mops-Phyſiognomie auszeichneten und der durch einen ſogenannten Augenſiecher eines der ehernen Thore des Sophientempels mit unverkennbar hohem Intereſſe beäugte.

„Parbleu! er iſt es! ſo wahr Gott meiner Seele gnädig ſeyn wolle“ — rief der Ex-Kaiſer aus — dann wandte er ſich zu ſeinem neben ihm ſtehenden Leibmameluckeu und ſprach:

„Ruſtan, du ſiehſt hier, dort drüben an der Pforte der Sophien-Moſchee, den Kleinen ſtehen, gehe ſogleich hinüber und frage ihn, wer er ſey, doch nimm zwei von den mir untergeordneten Topſchi's *) mit.

---

*) So heißen eigentlich die Kanoniere in der Türkei, welche aber nach Aufhebung der Janitſcharen deren ehemalige Dienſtleiſtungen übernehmen mußten.

dir, welche den Fremden anhalten und nicht von der Stelle laſſen ſollen, bis du mir Rapport erſtattet haſt. Dépêchez vous!

Der Leibmamelucke gieng und nach wenigen Minuten zurückkehrend, berichtete er: „Sire! der Kleine drüben ſpricht, er ſey eine Excellenz, doch unſere Topſchi's haben ihn ſchon am Bändel, der kommt uns nimmer aus.“

„Eine Erzellenz?“ — ſchrie hohnlachend der Paſcha laut auf — „ja, ja, er iſt es und es hat mich auch dieſesmal mein ſcharfes Auge nicht betrogen. Nun warte Erzellenz! dich wollen wir verſohlen, daß du Zeit deines Lebens daran denken ſollſt. O Rache, du biſt und bleibſt ſüß! — Ruſtan, laſſe mir ſogleich den dicken Kleinen von dort drüben durch die Topſchi's in den innern Hof meines Pallaſtes führen und ihm dort 150 Karbatſchſtreiche auf die Fußſohlen reichen und zwar aus dem Salze, du verſtehſt mich ſchon.“

Bald darauf hörte man die fremde Exzellenz, welche ganz furchtbar geprügelt wurde, jämmerlich ſchreien. Wie Muſik klang das Wehklagen des Unglücklichen in Juſſuph's Ohren, welcher während der ganzen Exekution mit kurzen, aber ſchnellen Schritten in ſeinen Gemächern auf und nieder ſchritt und ſich, mit teufeliſchem Lächeln, fortwährend die Hände rieb.

Nach Verlauf einer halben Stunde meldete der Leibmamelucke: „es habe die fremde Exzellenz ihre Doſis richtig in Empfang genommen." Nun wohlan denn — befahl der Ex-Kaiſer — bringt den Kleinen jetzt zu mir.

Die geprügelte Excellenz konnte nicht mehr gehen, und wurde daher von den Topſchi's herbeigeſchleppt.

Als ſich Juſſuph mit dem Fremden allein befand, fragte er ihn barſch und mit wildem Blicke: „Doest thou know me, miserable? *)

---

*) Kennſt du mich, Elender!?

Der Geprügelte verſtand zu Napoleon's großem Erſtaunen kein Wort engliſch, jedoch radebrechte er das Franzöſiſche ſo ziemlich, und es entſpann ſich in dieſer Sprache folgendes Zweigeſpräch:

Juſſuph.

Armer Mann! deine auffallende Ähnlichkeit mit einem gewiſſen Sir Hudſon Lowe hat dir eine grobe und unverdiente Mißhandlung zugezogen, welche ich nach Kräften wieder gut zu machen ſtreben werde. Aber warum nannteſt du dich auch eine Excellenz?

Der Fremde.

Geſtrenger Herr Paſcha! dieſes ehrenvolle Prädikat gebührt uns mit vollem Fug und Recht. Wir ſind der Hofrath S........ aus D....., leſender Profeſſor und unwürdiger Prorektor an der deutſchen Hochſchule zu — — — — und nebenbei erſter Kritikus verſchiedener Literaturblätter. . . .

. . . .

. . . .

. . . . . . Faſſe ich jetzt in dieſem Augenblicke alle meine literariſchen Sünden zuſammen, ſo kann ich dieß ſo eben empfangene Prügeldiner nur als ein mir mit Recht gebührendes anſehen, doch ſoll es mich für die Folge beſtimmen, wenn ich ſolche Talente, die mich hintanſetzen, gerade nicht würdigen werde, ſie wenigſtens nicht ferner zu ſchmähen, und dadurch mich vor der Welt lächerlich zu machen.

Juſſuph.

(Lächelnd.) Ah ha! eine literariſche Excellenz alſo?

Der Fremde.

Aufzuwarten, ſtrenger Herr Paſcha! wir ſind eine literariſch-archäologiſch-dermalen auf einer großen gelehrten Reiſe begriffene Excellenza. (!)

Juſſuph.

Nun denn meine liebe, gelehrte, literariſch-archäologiſche Excellenza! laſſen

Sie ſich gefälligſt dort auf jenem weichen Polſter nieder und vergeſſen Sie bei einer Flaſche Bordeaux, welche wir nun zuſammen leeren wollen, ſo gut als möglich die erhaltene Prügelſuppe, denn ich muß Ihnen ja wohl zu trinken geben, indem ein altes Sprüchwort ſagt:

„Wer mich ſpeiſet ohne Trank,
Dem erzeig' ich wenig Dank.“

Der Fremde.

(Indem er in die Polſter fällt.) Ach Gott, ach Gott! meine Fußſohlen!

Juſſuph.

Poſſen! Sie ſind ein deutſcher Philoſoph, und als ſolcher müſſen Sie jedoch wiſſen, daß Schmerz= ſowohl als Wolluſt=Gefühl nichts als Einbildung iſt. Denken Sie, daß Sie, Nicht=Sie, und daß Ihre Fußſohlen nicht Ihre Fußſohlen ſind, ſo hat der ganze Teufel ein Ende. Buvez donc.

Doch um von etwas Anderem zu reden: Sie kommen geradewegs aus Deutſchland, ſpricht man dort auch zuweilen von dem verſtorbenen Napoleon Buonaparte?

Der Fremde.

Der Uſurpator iſt todt und allerwärts vergeſſen bereits. Alles endet hienieden, nur der Ruhm eines tüchtigen Litteraten und Kritikers endet nun und nimmermehr. Wir leben nach Jahrtauſenden noch.

Juſſuph.

(Lachend). Nun ja, einen guten Magen haben die Herren zum wenigſten und dieſer bleibt die erſte Vorbedingung zu einem langen Leben. Doch ſagen Sie mir, meine liebe Exzellenz! was halten denn Sie von dem ehemaligen Regententhum des vorhin erwähnten Napoleon?

Der Fremde.

Napoleons Streben ging dahin, eine Univerſal-Monarchie zu gründen und eine ſolche Idee nenne ich erhaben, lobenswerth, denn wo viele Herren ſind, ſind viele Quäler — darum ſollen alle Völker, deren Sprache, Sitte und Glauben ſich verwandt bleiben, wie nur einen Gott, alſo auch nur einen Fürſten über ſich erkennen und Alles, was darüber — iſt vom Uebel! alſo denke ich und alſo denken viele deutſche Gelehrte, wir wollten die erhabene Idee auch realiſiren, ſämmtliche deutſche Fürſten ermorden und den bucklichten H. v. W. als alleinigen König Deutſchlands auf den neu zu errichtenden Thron erheben, allein unſere Bemühungen fanden aus dem Grunde geringe Anerkennung und noch ſchlechteren Lohn, weil die deutſchen Völker noch immer gar zu weit von eigentlicher Mündigkeit entfernt ſind.

Napoleon verſtand ſich nicht auf's univerſelle Regieren, er hätte beherzigen ſollen, was Traſibulos von Milet einſt dem

Periander ſchrieb, als dieſer zum Thron von Korinth berufen wurde.

Diogenes hat uns Traſibulus merkwürdigen Brief im Original aufbehalten und er lautet im Weſentlichen alſo: „Du ließeſt mich, mein guter Periander! über die ſchwere Kunſt zu regieren, um Rath fragen. Mein beſtgemeinter Rath iſt aber von der Art, daß er durch den Mund eines Dritten uns Beiden gefährlich werden könnte. Ich habe mich daher begnügt, deinen Geſandten auf ein zur Aerndte reifes Feld zu führen, und indem er mir folgte, ſchlug ich ſtillſchweigend die Aehren ab, welche über die andern emporragten; wobei ich ihm auftrug, dir wieder zu erzählen, was er geſehen hätte. Die ſinnbildliche Vorſtellung geht dich an, o Periander! willſt du deinen Thron behaupten, ſo räume Alles aus dem Wege, was dir Beſorgniß machen kann, Freund oder Feind ohne Unterſchied. Es giebt keine

Freunde für den, der regieren will.“

Sehen Sie, geſtrenger Herr Paſcha, dieſes kleine Brieſchen enthält das ganze große Geheimniß, durch deſſen Erkennung und Befolgung man einzig und allein zur Univerſal-Herrſchaft gelangen kann.

Napoleon handelte unweiſe und ſeinem eigentlichen Zwecke ganz zuwider, indem er die eroberten Länder nicht ſeinem directen, ſondern nur einem indirecten Einfluß unterwarf und indem er die größte Feindin einer Univerſal-Monarchie, das Feudalweſen nämlich, nicht ganz und gar in den Staub trat. Der Bauer darf und ſoll nur einem Herrſcher unterthan ſeyn und im Schweiße ſeines Angeſichts ſich nur für dieſen allein abrackern. Wenn die Grundbeſitzenden deutſchen Barone Faſtnachtshühner ſpeiſen wollen, ſollen ſie dieſelben kaufen und wenn ſie kein Geld haben, ſollen ſie arbeiten, eben ſo gut als der Grundbeſitzende Bauer.

Hätte, mein hochzuverehrender Herr Paſcha, Napoleon im Geiſte dieſer Lehren gehandelt — beim Styx! er hätte das ſchwere Problem gelöst und in der That eine Univerſal-Monarchie gegründet.

Juſſuph.

Menſch! vorhin that es mir leid, daß ich dir hundert fünfzig Streiche aufzählen ließ, nun aber bedaure ich, daß dir nicht ſogleich fünfhundert gegeben wurden, denn der Tod eines Reformators deiner Denkungsart würde dem freundlichen Genius der Menſchheit ein Lächeln abnöthigen. Ich habe die Jakobiner niemals leiden können; ſie haben ſich in der franzöſiſchen Revolution als Bluthunde gezeigt, doch Gott bewahre das arme Deutſchland vor einer ſolchen Unglücksperiode, denn Menſchen deiner Art — und ich weiß es, viel deutſche Magiſters und Studenten gleichen dir auf's Haar — würden wie raſende Tiger in den Eingeweiden des Mutterlandes wüthen.

Du biſt einer der neumodiſchen politiſchen Neuerer und Parforce-Glücklichmacher, allein ich halte jeden Einzelnen von Euch für das Wohl der Menſchheit gefährlicher, als eine ganze Räuberbande und mich ärgert nur, daß ich mit dir Schuften eine Bouteille Wein geleert habe. Allez vous en — Canaille!

Erſchrocken raffte ſich die literariſche Exzellenz zuſammen und drückte ſich ſchleunigſt aus dem Gemache, ganz in der Art einer Katze, welche ſich in der heißen Aſche verbrannt hat und dann mit eingezogenen Pfoten von dannen ſchleicht.

IV.

Juſſuph Paſcha's höchſt merkwürdige Rede im Divan, worin mit ſteter Hinweiſung auf die Geſchichte der Osmanen bedeutſame Staatsreformen vorgeſchlagen werden.

> Kotys, König von Thrazien, ſagte nach der großen Schlacht bei Leuktra zu den Thebanern: „Reißende Bäche werden oft größer als die Flüſſe; allein ihre Größe erhält ſich nicht ſo lange.“

Unſer Held wurde, nachdem ſeine Geſundheit einigermaßen wieder hergeſtellt war, als neues Mitglied in den großen Divan der hohen Pforte eingeführt und ſah ſich daſelbſt, als bekannter erſter Günſtling des Großſultan, mit vorzüglicher Auszeichnung aufgenommen.

Juſſuph bat um's Wort und erhielt dasſelbe. Er beſtieg hierauf die Tribune des Divans und hielt folgende Rede:

Meine Herren!

Betrachten Sie mich gefälligſt heute nicht als ein Mitglied des Divans, ſondern vielmehr lediglich als Organ und förmlich authoriſirten Abgeſandten unſeres großmächtigſten und allerdurchlauchtigſten Gebieters, des Großherrn.

Der weiſe zweite Mahmud iſt nach langen und reiflichen Ueberlegungen zu der unerſchütterlichen Ueberzeugung gelangt, daß die Rettung ſeines Reiches nur durch eine allgemeine, ſich auf alle Theile des Staats-Haushaltes erſtreckende Reform bezweckt werden kann.

Alle ehemaligen Grundſätze müſſen zuſammenſtürzen und aus deren Ruinen wird ſich ein Phönix erheben, der Sie und alle Unterthanen der Türkei nach einer nimmermehr geahneten Roſenoaſe tragen dürfte, in welcher unaufhörlich Ambra und Moſchus duften und wo in blinkenden Cryſtallgeſchirren die lieblichſten Houris Nektar fredenzen.

Ein ungläubiger Hund zu Genf, der ſich Lullin-Chateauvieux nennt, hat ohnlängſt in franzöſiſcher Sprache ein Werk unter dem Titel: „Considérations sur l'état actuel de la Grèce etc.“ herausgegeben, in welchem, in ganz unübertrefflicher Weiſe und mit hinreißender Wahrheit, der gegenwärtige Stand unſeres Staates geſchildert iſt und da des benannten ungläubigen Hundes ausgeſprochene Ideen ganz mit denen erhabenen des Großherrn und jenen meiner Wenigkeit zuſammentreffen, habe ich das darauf Bezug habende Fragment in die türkiſche Sprache überſetzt, und nehme mir die Freiheit, Sie gehorſamſt zu erſuchen, mir erlauben zu wollen, Ihnen meine Ueberſetzung vortragen zu dürfen? —

Die Mitglieder des Divans wackelten bejahend mit den dicken fetten Köpfen, worauf **Juſſuph** eine Pergament-Rolle aus dem Gürtel zog und folgende wichtige Stelle ablas:

„Zehn Jahrhunderte dauerte der Kampf zwiſchen Moslem und Chriſten. Endlich hörte er auf, und es entſtand eine Art des Lebens in jenen Gegenden, die aus der Ermattung und Ueberzeugung hervorging, der Kampf ſey unnütz zwiſchen zwei ſich faſt gleichen Kräften. Dieß ſahen die zwei ſtreitenden Nationen ein, beſtimmten die Gränzen ihrer Herrſchaft und beſchränkten ſich darauf. Seit vier Jahrhunderten beſchäftigten ſich die europäiſchen Völker mit ihrer eigenen Entwikkelung und Vervollkommnung, und Alles lag ihnen näher am Herzen, als die Bekämpfung der mahomedaniſchen Stämme. Dieſe blieben daher ruhig in ihren Beſitzungen, und legten nach und nach in dem Element des Friedens den feindlichen Charakter ab, und mit ihm verloren ſie die barbariſche Kraft, wodurch ſie früher fürchterlich waren. Wohl verloren die Moslemſtämme ihre kriegeriſche Stärke und ihren Muth, ſie nahmen dafür aber nicht europäiſche Wiſſenſchaften, Künſte und Bildung an. Ich habe oft ſagen hören, ihre Barbarei ſey Folge ihrer Religion. Ich glaube, das iſt irrig, und man hat dabei eine Wirkung für die Urſache genommen. Die wilde Abneigung dieſer Völker vor aller Kultur kommt nicht von der Religion, ſondern daher, daß die ſchöne Religion ſolchen barbariſchen Völkern in die Hände fiel. Erinnere man ſich doch, *daß Muhamets Anhänger nicht immer ſo waren, wie heutzutage.* Ja, in den erſten Jahrhunderten ihres Daſeyns waren gerade nur ſie gebildet; und die Chriſten ſchienen in Barbarei und Rohheit verſunken. Nur bei den Moslemvölkern, nur am Hofe der Kaliphen erhielt ſich noch die Bildung, als das römiſche Reich verfallen war; dort ward ſie in mancher Beziehung durch neue wiſſenſchaftliche Forſchung noch vermehrt. Als die Kreuzfahrer nach Paläſtina kamen, fanden ſie dort gebildetere Völker, als ſie ſelbſt waren, und Saladin ſtand bei Weitem höher, als Gottfrieds von Bouillon Paladine. Aus dieſen Kriegen, aus dem Orient kam zum zweitenmale Licht über den Weſten. Von da brachten die Kreuzfahrer die Künſte nach Europa, und in ihr eigenes Weſen und in ihren Umgang war dort eine Bildung gedrungen, die ſie vorher nicht kannten. Aber dieſe orientaliſche Kultur verlor ſich, kurz nach dem Einfall der Türken, welcher der Völkerwanderung und den Barbaren im Occident gleicht. Wie dieſe zerſtörten ſie das Kalifen-Reich, gaben den unterjochten Völkern ihre Sitten, ſtatt beſſere von ihnen anzunehmen, und als ſie erſt Herren im Lande waren, zwangen ſie ſeine Bewohner, auch die Rohheit ſich eigen zu machen, die ſie aus der Wüſte mitgebracht hatten, woher ſie kamen. Die Verhältniſſe und Verbindungen, welche im Laufe eines langen Friedens zwiſchen ihnen und den Chriſten angeknüpft wurden, waren ihnen von gar keinem Nutzen. Die Türken ſind lediglich nur verdutzte Zuſchauer der ungeheuern Fortſchritte geblieben, welche indeſſen die europäiſche Civiliſation gemacht hat. Im ſichern Vertrauen auf ihre ehemalige, aber vergangene Kraft und ihre gegenwärtige Unwiſſenheit, haben ſie immer darauf gerechnet, daß man ſich vor ihrer Macht ſcheuen werde, bemerkten aber nicht, daß dieſe immer geringer wurde, je mehr der Einfluß der Kultur auf der andern Seite ſtieg. Dieſer Friedenszuſtand mit den Türken war auch den abendländiſchen Völkern ſehr angenehm und nützlich, ſo lange ihre Civiliſation nach einer andern Gegend des Erdballs, nach Weſten, ihre Richtung hatte. Man muß ihnen auch laſſen, daß ſie die Gränzen des türkiſchen Reiches ſorgfältig geehrt haben; ja ein Schatte dieſer Verehrung und Scheu vertheidigt noch heute das türkiſche Land. Aber die abendländiſche Civiliſation iſt bereits bis zu den türkiſchen Gränzen vorgedrungen, und wenn ſie da einen Damm findet, ſo wird ſie ſteigen, bis ſie überfluthet. Durchaus nothwendig wäre dieß eben nicht, aber jeder Tag führt die Zeit näher herbei, und es wird in Odeſſa kein Stein gelegt, ohne daß er einen Riß in die Mauern von Konſtantinopel mache. Die Pforte hat endlich das Gefahrvolle ihrer Lage zwiſchen der engliſchen Herrſchaft in Indien und dem ſüdlichen Rußland erkannt. Sie hat es erkannt, als eine bisher rein-orientaliſche Frage ſich auf einmal in eine europäiſche verwandelte, und als man den Friedensbund und die beſtehenden Verhältniſſe durch Interceſſion für die Griechen über den Haufen warf. Sie hat wohl eingeſehen, daß nun, wo der Waffenſtillſtand zwiſchen den zwei Welten und den zwei Religionen gebrochen iſt, der Bruch nur mit der Vernichtung der Pforte aufhören wird. Als ſie nun fühlte, daß ſie mit der Macht der Unkultur und der Barbarei ſolch' heftigem Stoß nicht widerſtehen könne, ſcheint ſie ſich endlich zur Civiliſation wenden zu wollen, um von ihr neue Kräfte zu borgen. Dieſer Gedanke ging weder vom Sultan, noch vom Divan aus. Er gehört einem der Menſchen an, die von Zeit zu

Zeit erſcheinen als große Ausnahme von ihren Völkern und Zeiten. Der Gedanke ging vom Vicekönig von Aegypten aus, der ihn ſchon vor fünfzehn Jahren hatte, ehe noch die Umſtände dringend darauf hinwieſen. Er hatte die Umſtände vorhergeſehen. Er ahnete, ſein Volk und ſeine Religion würden unter der Macht der chriſtlichen Civiliſation erliegen, wenn er nicht, wie **Peter der Große**, die ganze Kraft ſeines Genie's und ſeiner Willensmacht anwendete, um ſein Volk ſo abzurichten, daß die neue Civiliſation ihm nur eine Handlung des Gehorſams ſcheine. Da dieß Beiſpiel einigen günſtigen Erfolg hatte, ſo glaubte die Pforte, es eben ſo im ganzen Umfang ihres Reichs machen zu müſſen, um in den Kräften der Civiliſation ihr Heil und ihre Rettung zu finden. Man kann nicht verkennen, daß ihre Ideen an ſich ſehr richtig ſind. Aber ſie kommen zu ſpät. Ein Jahrhundert früher hätten ſich in der Türkei wohl eben ſo raſch die National- und Landeskräfte entwickeln können, wie in Rußland. Auf gleichem Wege wäre die Civiliſation eingeführt worden, derſelbe Zweck herrſchte dabei vor: Mittel und Gegenſtand wären faſt dieſelben geweſen. Die Erfahrung lehrt uns, daß die Civiliſation auf zwei Wegen kömmt. Bisweilen entſteht ſie von ſelbſt aus dem moraliſchen Bedürfniß einer Nation. Dann folgt ſie in ihrer Entwicklung dem Stufengang ihrer Bedürfniſſe, ſie ſchreitet ihnen aber nie vor. Dagegen kann eine höhere Gewalt auch den moraliſchen Bedürfniſſen eines Volks voreilen, und ihnen mit Gewalt die Formen, und ſo zu ſagen, das Materielle der Civiliſation aufdringen. Dann findet das umgekehrte Verhältniß ſtatt. Der tägliche Gebrauch dieſer Formen erweckt endlich intellecktuelle Bedürfniſſe, je mehr die Erziehung der Nation fortſchreitet, und die Völker immer mehr zu neuen Ideen hinaufſteigen. Es iſt alſo an ſich nicht unmöglicher, die Türkei zu civiliſiren, als Rußland civiliſirt ward. Die Erſcheinung könnte ſtatt finden. Ihre Unternehmung allein eröffnet eine unendlich weite, eine erſtaunenswerthe Ausſicht. Aber wird ſie glücken? Dazu gehört das glücklichſte Zuſammentreffen günſtiger Umſtände. Zuerſt müßte das Glück einen Mann an die Spitze des Volks ſtellen, und unter ihm Männer, die den gegebenen Impuls leiten und fördern könnten. Vor Allem aber müßten die äußern Verhältniſſe des Staates lange genug beunruhigend bleiben, um das begonnene Werk nicht wieder einſchlafen zu laſſen, und doch dürften ihn keine Ereigniſſe zu heftig rütteln und das Werk im Beginnen ſtören. Solch' günſtiges Zuſammentreffen der Umſtände iſt ſehr unwahrſcheinlich. Um Völker auf dem Wege der Disciplin zu civiliſiren, dazu gehört vor Allem Zeit. Sollen ſie kämpfen, ſo iſt es nicht genug, ſie in Reihe und Glied zu ſtellen. Ein gewiſſer Verbindungsgeiſt muß ihnen den Vortheil dieſer geraden Stellung eingeben; denn nur dadurch werden ſie lernen, ſich dicht an einander zu halten. Eine Regierung muß alle Hülfsquellen der Civiliſation und ihrer Berechnungen entwickeln können, um darin die Kraft zu finden, welche in ihnen wohnt. Der Drang der Ereigniſſe wird der Pforte nicht Ruhe und Zeit genug gönnen, um ihr kaum begonnenes Werk zu vollenden. Denn ſie hat nur die arge Wahl zwiſchen zwei Aeußerſten, entweder nachgeben den hohen Mächten, in deren Händen Griechenlands Rettung liegt, und die deſſen Befreiung jetzt fordern; dadurch aber erkennt ſich die Pforte für beſiegt, und verliert bei ihrer Nation allen Einfluß, den ſie für ihr Civiliſations- und Regenerationswerk ſo nothwendig bedürfte: oder Widerſtand leiſten, und ſich in einen Krieg einlaſſen, deſſen Ende ſie ganz abhängig von Rußland machen wird, die andern Mächte mögen thun, was ſie wollen, um dieß zu verhüten. Freilich hat die Pforte in dieſem Augenblick auf einen dritten Ausweg gedacht; ſie will nämlich die Griechen unterwerfen, bevor ſie genöthigt iſt, den europäiſchen Mächten zu antworten. Aber auch damit kommt ſie zu ſpät. Freilich iſt Athens Fall ein ſchreckliches Ereigniß. Aber deſſen Folgen werden doch für die Nation nicht ſo traurig ſeyn, als Viele fürchten. Für das Erſte werden die Türken ihren Vortheil nicht gleich und ſchnell genug benutzen. Der

Hauptgrund aller tröſtenden Hoffnung liegt aber darin, die hohen Mächte haben ſich nun einmal ſchon zur Rettung des Landes verbunden, und ſo lange noch Eine Fahne auf den Ruinen Griechenlands weht, ſo lange da noch ein Kreuz ſteht, fordert die Ehre von ihnen, daß ſie dem Land ſeine Freiheit geben.“

Nachdem Juſſuph Paſcha die Ableſung vorſtehender Stelle beendiget hatte, ſteckte er ſeine Pergamentrolle wieder zu ſich und fuhr fort, den Divan alſo zu haranguiren:

„Meine Herren! wohl habe ich bemerkt, daß mancher Ausdruck in dem von mir ſo eben verleſenen Fragmente Ihre vaterländiſche Gefühle ſchwer verletzt hat, allein um ein veraltetes, bösartiges Geſchwür zu beſeitigen, muß man kühn und rückſichtslos das Meſſer handhaben, lieber zu tief, als zu ſeichte ſchneiden und darum legte ich jenes unglaublichen Hundes des Lullin-Chateauvieux dreiſte Behauptungen zum Grunde vieler Vorſchläge, welche Sie mehr noch, als jenes Fragment befremden dürften, das zwar harte, aber dennoch große Wahrheiten darſtellt.

Iſt es wohl zu läugnen, daß viele ehemalige Vorzüge unſerer Nation längſt dahin ſind, ohne daß wir anderwärts mit den Fortſchritten des übrigen cultivirten Europa gleichen Schritt gehalten hätten? — Kann irgend ein nur halbweg gebildeter Muſelmann verkennen, daß unſeres großen Propheten Lehren keinesweges Barbarei, ſondern gerade im Gegentheile die höchſte Geiſtesbildung beabſichtigen? — allein in einigen andern Punkten iſt der unglaubliche Hund Lullin nichts deſto weniger ſchlecht genug berichtiget: der Gedanke, endlich durch einen Gewaltſtreich in der plötzlichen Civiliſation des Reiches Heil und Rettung zu ſuchen, blieb — um nur einen einzelnen Irrthum des Genſers zu berühren — längſt die Achſe, um welche ſich ſämmtliche Lieblingsideen unſeres allerdurchlauchtigſten und großmächtigſten Sultans drehten und es bedurfte dazu wahrlich keines Impulſes von Seite des ägyptiſchen Vicekönigs.

Wir ſind keineswegs zu ſpät daran, denn wenn man heute eingeſteht, daß man geſtern ſich geirrt hat, liefert dieſes lediglich den Beweis, daß man heute klüger iſt, als man geſtern geweſen, und zu ſpät macht ein Staat mit der Klugheit nie den Anfang; ſie kann in Stunden die Fehler vergangener Jahrhunderte nicht ungeſchehen machen, allein ſie kann doch wenigſtens für die Folge den ſchädlichen Einfluß, welche dieſe Fehler übten, beſeitigen.

Jetzt oder nie muß geſchehen, was leider längſtens geſchehen hätte ſollen.

Unſer allergnädigſter Großherr iſt entſchloſſen, keinen Tag länger mehr mit der Ausführung ſeiner erhabenen Ideen zu zaudern; denn Alles, was bisher geſchehen, hält er gar nicht der Rede werth: der Großmächtigſte will ſiegen, oder aber untergehen, allein er wird nicht untergehen, denn verläugnen wir es uns nicht, meine Herren, unſer zweiter Mahmud iſt ein ganz anderer Mann, als der zwar kluge, aber dennoch etwas ſchwache Selim III. und der ſtets zu leidenſchaftlich bewegte Muſtapha Beiraktar waren.

Ja, Freunde! — nicht zu oft kann ich es Ihnen wiederholen — die Würfel müſſen fallen, alle alten Grundſätze des Reiches müſſen in ihren Grundpfeilern erſchüttert werden und zuſammenſtürzen. Ein feſter Sinn und eine unerſchütterliche Ausdauer müſſen alle Hinderniſſe beſeitigen; eine allgemeinere Reform noch müſſen Militär und Civil erſt jetzt erfahren und dann nur kann eine neue Aera für das ottomaniſche Reich beginnen.

Die Janitſcharen bilden einen Staat im Staate, leider waren ſie Jahrhunderte lang die eigentlichen Herren des Reichs und dieſes Inſtitut iſt das wichtigſte Hinderniß, welches nimmermehr eine höhere Ausbildung des Staates, die nun unerläßliche Vorbedingung unſerer fernern Exiſtenz geworden iſt, aufkommen ließ.

Dieſe Janitſcharen ſollen und müſſen fallen, nothwendige Opfer des allgemeinen Beſten. Mit blitzſchneller Energie muß gehandelt werden — es darf das Volk nicht zum Nachdenken, nicht zum Odem gelangen. — Ein neues Gewicht muß das ottomaniſche Reich in Europa's politiſcher Wagſchale bilden; es muß nach höherm Vorrange ſtreben, als es je beſeſſen, und den es nur erſt dann verloren, als Tapferkeit, die zweite Tugend des Soldaten und blinder Gehorſam die erſte geworden waren. Unſere Nachbarn werden uns nicht mehr Bedingungen verſchreiben können, die größtentheils nur halb oder gar nicht gerecht waren, weil eben die Gründe des Stärkern nicht immer die beſten ſind.

Uebrigens iſt es leider ſchon einmal ſo und es wird ewig alſo bleiben: *ein Schreckensſyſtem muß jede erſprießliche allgemeine Reformation eines Staates einleiten*, *doch möge man ein ſolches Syſtem in gelinderem Ausdrucke:*

„Reinigungs-Syſtem“ nennen. Niemand, von dem man nur einigermaßen annehmen kann, er ſey gegen die neuen Einrichtungen, und wäre er auch noch ſo hochgeſtellt, darf dem Schwerte des Henkers entrinnen.

Allein wir müſſen uns in jeder Hinſicht den Inſtituten des gebildeten Europa's nicht nur nähern, ſondern wir müſſen ſie und deren Humanität auch zu übertreffen ſtreben. — Die barbariſche Konfiscation werde zur Stelle abgeſchafft. — Zweckmäßige Lehranſtalten müſſen eingeführt und das Medizinal- und Bauweſen nach vernünftigen Grundſätzen geordnet werden. — Ein ſolches Inſtitut, unter welchem man gegenwärtig einen civiliſirten Staat verſteht, kann nicht beſtehen, ohne eine ſogenannte hohe und niedrige Polizei: ihre Anſtalten müſſen das Abbrennen ganzer Quartiere der Hauptſtadt für immer verhindern und die entſetzlichen Folgen des Peſtübels ſo viel als möglich zu beſeitigen ſuchen und in den Straßen unſeres Konſtantinopels wird wie in allen Hauptſtädten Europa's hinfüro eine Beleuchtung ſtatt finden, welche ſelbſt die Nacht in Tag umwandelt. — Unſere Münzen ſollen konkurriren mit den beſthaltigſten und geſchmackvolleſten des Auslandes, allein nimmermehr wollen wir uns herniederlaſſen zur Fabrizirung lumpichter Papiergulden, durch welche unſere Nachbarn, die Herren Oeſterreicher, den Wohlſtand vieler tauſenden Familien ge- und zerſtört haben. — Ein Steuerſyſtem müſſen wir einführen, welches alle bisher beſtehenden europäiſchen in ſeinen Urgrundſätzen bei weitem übertrifft, und dieſe Aufgabe iſt bei weitem die ſchwerſte nicht, welche wir uns vorgeſetzt haben, denn unſere Herrn Nachbarn insgeſammt ziehen ehrlichen Leuten das Fell über die Ohren und wir gedenken den Unterthanen das Fell zu belaſſen und uns mit ihrem Schweis und ihrem Fette zu begnügen.

Doch nun genug, meine Herren! es iſt nicht der Ort und die Zeit, mich hier ins Detail der bevorſtehenden Reformation einzulaſſen. Der Mufti und die Ulemas ſind bereits für dieſelbe gewonnen und wenn Ihnen, meine Herren! anders Ihre Köpfe lieb ſind, ſo ſchwören Sie mir, ohne Zaudern, mit Gut und Blut Alles beizutragen, was die von unſerm allergnädigſten Sultan beabſichtigte Reformation in irgend einer Art fördern und unterſtützen kann.“

Wie durch einen Drathzug geleitet, erhoben ſich ſämmtliche Divans-Mitglieder, indem ſie laut und zu wiederholtenmalen ſchrien: „wir ſchwören, wir ſchwören, wir ſchwören!

Juſſuph Paſcha lächelte, nahm eine Priſe Tabak, machte eine tiefe Verbeugung und ſprach: „meine lieben Herrn Collegen! ich habe die Ehre, Ihnen den beſten Appetit zum Mittagsſpeiſen zu wünſchen und mich Ihrer fernern Gewogenheit zu empfehlen" — mit dieſen Worten verließ der Er-Kaiſer den Saal und begab ſich zum Großherrn, um demſelben Rapport zu erſtatten.

V.

Förmliche Einführung des regulären Militärs. — Aufruhr der Janitſcharen und ſchauderhafte blutige Scenen; Juſſuph Paſcha als Held dieſer Tage. — Der Großherr bleibt Sieger. — Juſſuphs Aeußerung über militäriſche Stockprügel. — Intereſſante Anekdote von einem franzöſiſchen Janitſcharen; das neue Lied, das neue Lied — vom verlorenen Strumpfe zu Lauterbach.

> Voila le commencement de là fin.
> *Talleyrand.*

Nisàme baschladi askeri dschedid
Haideré [*]) muschabigdir her jigid.
Taifei Ifrèndsch kesdilèr fimid
Öldilár Jalim chairan. Ibtidà.

Jedi Kiral doidi bu schedschàati
Bu dèwr felek — dé chosch metàneti
Chaufé tebdil eiledi her kes firés eti
Her tahtgàh sabsè schadan. Ibtidà.

---

[*]) Haider heißt eigentlich der Löwe, nicht der Bär, und iſt der Beiname Ali's.

In deutſcher Ueberſetzung:

In Ordnung kam das neue Heer,
Ein jeder Jüngling war ein Bär,
Die Franken ſind von Hoffnung leer (!)
Sie gaben ſelbſt die gute Lehr. Anfang!

Den ſieben Königen *) werde klar,
Die Tapferkeit, der Muth ſey wahr,
Mit ihren Planen war es gar; (!)
Die Throne [illegible] (!! —) Anfang.

Stelle aus einem Gedichte des verſtorbenen Mufti
[illegible] Effendi.

Längſt hatte der zweite Mahmud, wie ſchon weiter oben erwähnt wurde, die Einführung des regulirten Militärs, im Verein mit Juſſuph beſchloſſen, und die nöthigen Vorkehrungen und Vorarbeiten waren beendiget, doch nur der greiſe, weiſe Mufti wußte allein um das wichtige Staats-Geheimniß.

Als aber Juſſuph Paſcha in den erſten Tagen des Monats Juni 1826 im Divan jene wichtige und der Welt bisher unbekannt gebliebene Rede gehalten hatte, welche wir ſo

---

*) Unter den ſieben Königen verſteht der Mufti vermuthlich die Kaiſer von Rußland und Oeſterreich, die Könige von England, Frankreich, Spanien, Portugal und Preußen.

eben mitgetheilt haben, wurde nicht länger mit der Ausführung des großen Werkes gezaudert.

Der darüber erſchienene Chatti-Scherif des Sultans griff zwar vorerſt die alten Privilegien der Janitſcharen keineswegs an und es wurde in erwähnter Urkunde nur vorzüglich darauf aufmerkſam gemacht, daß die neue Organiſation eigentlich ſchon urſprünglich vor der Entſtehung der Janitſcharen unter dem Namen der Saimens (ſtehende Truppen) bei der türkiſchen Armee eingeführt geweſen, und deßhalb der Religion des Propheten und den Geſetzen des Reichs nicht entgegen ſey, auch wurde zugleich um den Namen des unter dem dritten Selim ſo ſehr verhaßt geweſenen Nizen-Gedid gänzlich zu verbannen, bei Todesſtrafe verboten, dieſes Wort in der Folge auszuſprechen.

Der Großherr ertheilte der erſten Waffengattung der zu errichtenden Truppen den bedeutungsvollen Namen Chankiar bigendi —

welches ſo viel bedeutet, als: den Kaiſer — oder auch Blutmacher, was im Türkiſchen durch daſſelbe Wort ausgedrückt wird; die zweite Waffengattung erhielt den Namen Tarlichú asle — (auf Deutſch:) geübte Mannſchaft; — eine dritte Truppengattung aber nannte man Eschkindſchi, oder Anläufer. Die neuen Linientruppen ſollten roth und blau gekleidet werden, mit Ausnahme der kaiſerlichen Garden, oder der erſten Truppengattung, welcher man kanariengelbe Röcke und Fußbekleidungen von derſelben Farbe anfertigen ließ. „Denn,“ ſprach Juſſuph: „bei Errichtung eines Heeres bleiben bunte und geſchmackvolle Uniformen keineswegs Nebenſache; es ergreifen im übrigen Europa Tauſende die Waffen, ohne zum Kriegsweſen irgend einen Beruf in ſich zu verſpüren, allein die ſchimmernde Jacke zieht die Narren unwiderſtehlich an ſich und an ſolchen Narren wird es auch in der Türkei nicht fehlen, denn im Weſentlichen ſpricht ſich die der Menſchheit angeborne Thorheit unter denſelben Formen aus und zwar allerwärts, wo nur der

Himmel thaut und Deſpotie ſich ein Neſtchen baut.“

Man erwartete bei der Errichtung der neuen Truppen von Seite der wilden Janitſcharen unruhige Auftritte und man hatte ſich darauf gefaßt gemacht, allein es ſchien Anfangs Alles ruhig vorübergehen zu wollen, und da ſich in Erwartung eines höhern Soldes ſelbſt viele Janitſcharen freiwillig in die Liſten der neuen Miliz eintragen ließen, ſchmeichelten ſich viele türkiſche Gewalthaber mit der Hoffnung, daß dieſe tief in die Sitten der Nation eingreifende Veränderung ohne Blutvergießungen bewerkſtelliget werden würde; nur Juſſuph Paſcha war anderer Meinung, indem er unaufhörlich ſprach: „ſeyd auf Eurer Hut, ihr Leute, und verſäumt, in des Propheten Namen, keine Vorſichtsmaßregeln, denn die veralterte Geſellſchaft gemahnt mich an den gereizten tückiſchen Tiger, welcher lauernd im Hinterhalt liegen bleibt, bis er ſich die erwünſchteſte Gelegenheit auserſehen hat, voll entſetzlicher Wuth hervor und auf den verhaßten Gegner zu ſtürzen.“

Nur zu bald zeigte es ſich, daß unſer Held, auch jetzt wieder, ein weiſer Prophete, geſprochen habe.

Schon in der Nacht vom 14ten auf den 15ten Juni kam der Aufſtand der Janitſcharen zum vollen Ausbruche.

In Mitte dieſer Nacht griffen unzählige Schwärme betrunkener Janitſcharen mehrere Palläſte ſolcher türkiſchen Großen an, von welchen es bekannt war, daß ſie die neuen Einrichtungen vorzüglich begünſtiget hatten. Sothane Matadore mußten mit ihren Familien fliehen und ihre Hotels waren der Plünderung und Zerſtörung der Aufrührer überlaſſen, welche auſſer deſſen noch in mehreren Quartieren der Stadt die ſchändlichſten Greuel verübten.

Am 15ten Juni mit Tagesanbruch vereinigten ſich unzählige Horden Janitſcharen auf dem durch ihre weitläufigen Kaſernen eingeſchloſſenen Platze Etmeidan. Sie hatten ihre Keſſel dahin gebracht und ließen allerwärts ausrufen, „es ſolle zur Stelle jeder Janitſchar ſich auf dem allgemeinen Sammelplatze einfinden.“

Auf die erſte Nachricht von dem Ausbruche des furchtbar drohenden allgemeinen Aufſtandes hatte ſich der Großherr, in Begleitung ſeines geheimen europäiſchen Oberhofpfeifenſtopfers, ſogleich ins Serail begeben, wo ſich nach und nach ſeine ſämmtlichen treuen Großbeamten ebenfalls einfanden.

Auf Juſſuphs dringenden Rath ließ Mahmud jetzt ſogleich die heilige Fahne des Propheten vor der Moſchee Sultan Ohmeds aufpflanzen und durch öffentliche Ausrufer in allen Quartieren der Hauptſtädt die ächten Muſelmänner auffordern, ſich bewaffnet unter Mahomeds Fahne zu ſtellen. Zahlloſe begeiſterte Männer ſtrömten nun aus allen Gegenden zuſammen.

Ermuthigt durch die Entſchloſſenheit des Sultans und durch die hohe Ruhe, durch die Zuverſichtlichkeit und das unverkennbare kriegeriſche Feuer des geheimen Oberhofpfeifenſtopfers ſchwuren Alle auf's Feierlichſte, den Thron mit ihrem letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen.

Unſerm Helden wurde von dem Großherrn der Oberbefehl anvertraut. Sogleich ſchwang ſich Juſſuph auf ſeinen arabiſchen Streithengſt, zog mit blitzenden Augen den Damaszener, ordnete ſchnell die Schaaren, traf mit Umſicht alle erforderlichen Dispoſitionen und ſofort bewegte ſich der Zug raſch und ſchweigend gegen den Sammelplatz der Aufrührer.

Die Janitſcharen zogen ſich von dem Etmeïdan zurück in ihre Kaſernen. Juſſuph ließ durch Kanonen- und Kartätſchen-Schüſſe die Thore des Revolutionsplatzes ſprengen und drang mit ſeinen tapfern Schaaren unaufhaltſam in denſelben ein.

Nun erfolgte ein furchtbares Gemetzel und ein grauſiges gnadenloſes Morden in und bei den Kaſernen ſelbſt, und als Juſſuph dieſe am Ende in Brand ſtecken ließ, führte er dadurch ſchnell den entſcheidendſten Sieg auf ſeine Seite, wie er dieſes in ſeinem thatenvollen Leben durch ſchnelle und gerade den Augenblick ergreifende Coups ſo oft gethan.

In wenigen Stunden war das Schickſal des Tages und das Loos der Janitſcharen entſchieden.

Alſo endete der erſte und wichtigſte jener Hauptſchläge, welche die Herrſchaft der Janitſcharen brachen, die nur zu lang — man konnte ſich die Wahrheit nicht länger verläugnen — die eigentlichen deſpotiſchen Herren des türkiſchen Reiches und ſeiner Krone geweſen waren.

Dem beſonnenen Muthe unſeres Juſſuphs hatte zwar der Großherr größtentheils den ſchnellen Sieg zu danken, allein auch Mahmud hatte ſich als Held gezeigt und überall mit dem Säbel in der Fauſt ſelbſt Hand an's Werk gelegt und dieſe perſönliche hohe Tapferkeit gerade hatte ihm eine unzählige Menge Herzen jener ſeiner kriegeriſchen Unterthanen gewonnen, welche zwiſchen der Scylla und Charybdis bisher noch geſchwankt hatten.

Der Großherr hatte durch die Abſchaffung der Janitſcharen gezeigt, was allerwärts ein entſchloſſener Fürſt in wenigen Stunden vermag, wenn er das Glück ſeiner durch eine Körperſchaft — ſey ſie auch in politiſcher oder moraliſcher Hinſicht noch ſo mächtig — unterdrückten Unterthanen aufrichtig will.

Wir begnügen uns übrigens hier einen ganz kurzen hiſtoriſchen Résumé des ſo oft viel weitläufiger beſchriebenen wichtigen Aufruhres der Janitſcharen geliefert zu haben und auch dieſen Résumé — obwohl man in ſothaner

Form zuweilen auch Bekanntes gerne hinzunehmen pflegt — würden wir dem geneigten Leſer erlaſſen haben, wenn jener Aufruhr nicht zu ſehr in unſere Geſchichte eingriffe.

Mit Aufführung mehrerer andern von den Janitſcharen unterſuchten Umwälzungen der neuen Einrichtungen, ſo wie mit der Schilderung der großen dabei ſtatt gefundenen Feuersbrünſte, welche bedeutende Theile Konſtantinopels in die Aſche legten, wollen wir uns um ſo weniger befaſſen, weil dieſe Thatſachen entweder noch in jedes gebildeten Leſers friſchem Andenken leben, oder aber in frühern Jahrgängen guter europäiſcher Zeitungen nachgeleſen werden können, zu welchem Behufe wir aber mit gutem Gewiſſen weder den öſterreichiſchen Beobachter noch den Spectateur oriental empfehlen können, denn die Herrn Redactoren jener letzten Zeitſchriften ſind unſere Herrn Collegen, das heißt, Romanſchreiber nur, doch minder wohlmeinende ohne Zweifel, als wir uns zu ſeyn ſchmeicheln.

Mehr wird man den geneigten Leſer verbinden wenn man nun zur Mittheilung etlicher bisher gänzlich unbekannt gebliebener Anecdoten aus jener Blutzeit Conſtantinopels ſchreitet, welche viel Intereſſantes darzuſtellen ſcheinen.

Das Volk, von den einflußreichen Ulemas und durch die von der Regierung herbeigeführte große Herabſetzung der Lebensmittel gewonnen, ſah nicht nur mit Gleichgültigkeit der ihm früher ſo ſehr verhaßt geweſenen Organiſation des regulirten Militärs, und den in Folge derſelben ſtattgefundenen zahlloſen und ſchrecklichen Hinrichtungen aller Art zu, ſondern es rief ſelbſt dem ſiegreichen Sultan, als er ſich am 22. Juni in der Frühe mit Juſſuphen, der ſein ſteter Begleiter blieb, in die Moſchee Achmeds begab, laut jubelnd entgegen: „Gott ſegne unſern

Padiſchah, der uns von der Geißel der Janitſcharen befreite.“

„Was ſagſt Du dazu?“ — flüſterte Mahmud fragend unſerm Helden ins Ohr.

Fein lächelnd erwiederte Juſſuph: „was Befehle nicht zu Wege bringen, das kann ein einzelnes Beiſpiel der Großen. — Cäſar vermochte ſeine Schaaren nicht zu bereden, an den heiligen Hain von Marſeille Hand anzulegen, bis er endlich ſelbſt die Axt ergriff und die erſte heilige Eiche fällte. — Hätte Dein Vorfahr, der dritte Selim vor achtzehn Jahren, wie einſt Cäſar, und wie Du, mein Herr Bruder! vor ſieben Tagen gethan und die Axt ſogleich ſelbſt ergriffen, ſo hätte er uns wahrſcheinlich tüchtig vorgearbeitet und uns bei weitem weniger Arbeit hinterlaſſen, als der Fall nun wirklich iſt.“

Indeſſen hatte der Sultan, mit ſämmtlichen Großen ſeines Reichs, unter dem Schutze der heiligen Fahne des Propheten, im erſten Hofe der Serails proviſoriſch den Regierungsſitz unter Zelten aufgeſchlagen, und unaufhaltſam verfolgte er den errungenen Sieg über die Janitſcharen.

Während an die Ufer der Gärten des Serails zahlloſe Leichen geköpfter Janitſcharen von der See ausgeworfen wurden, unterrichteten europäiſche und ägyptiſche Offiziere in den Höfen dieſes nämlichen Pallaſtes die neuen Soldaten in den Waffenübungen und Juſſuph Paſcha blieb die Seele des Ganzen.

Eines Tages trat der Sultan nach einer ſo eben vollzogenen Muſterung der neuen Truppen in das Zelt unſers Helden und ſprach:

„Ich bin begierig, Herr Bruder, über irgend eine Maaßregel Deine Meinung zu hören, welche mir ſo eben vorgeſchlagen werden iſt. Einer der Offiziere, welche mir der Vicekönig von Ägypten zur Abrichtung meiner neuen Truppen geſendet hat und welcher Offizier ſogar einmal als Hauptmann in einem öſterreichiſchen Freicorps gedient hat, rathet mir, bei meinen neuen Truppen vor allem Andern die Stockprügel einzuführen. Der Mann bediente ſich dabei eines gar ſeltſamen Vergleiches; er meinte nämlich: die Stockprügel ſeyen bei einer neu zu errichtenden Armee daſſelbe, was bei den Chriſtenhunden bei der Taufe eines neugebornen Kindes die Pathen. Ein Chriſtenknabe kann ohne Pathen durchaus nicht über die Taufe gehoben werden — verſicherte jener Offizier — allein iſt der Knabe erſt zum Mann herangereiſt, kümmern ſich die Pathen in der Regel wenig mehr um ihn und er ſich nicht um ſie. Alſo die Stockprügel bei einer Armee, ſie ſeyen — ſchwört mein Gewährsmann hoch und theuer — bei Errichtung eines regulären Heeres durchaus unentbehrlich; wäre die Armee erſtarkt und zur Mündigkeit gelangt, könne man die unartigen Taufpathen allenfalls wohl entfernen, allein er — der Öſterreicher nämlich — müſſe nach ſeiner feſten Ueberzeugung und nach Pflichten ſeines Gewiſſens für die Beibehaltung der koſtbaren Stockprügel bis ans Ende der Welt ſtimmen.“

Juſſuph.

Alſo einfältig konnte nur ein ehemaliger öſterreichiſcher Offizier ſprechen. Dieſe ſchändliche und entehrende Strafe iſt meines Wiſſens längſt in den meiſten europäiſchen Heeren abgeſchafft und die Stockprügel ſtehen nur noch in Oeſterreich in vollem Anſehen. Wenn der Oberſt eines öſterreichiſchen Regiments einen Corporal creirt, ſo geſchieht dieſes mit den merkwürdigen Worten: „Geh er holter hin und ſchneid er ſich einen Hoſelſtecken.“

Hunde ſoll man prügeln, aber nicht Menſchen. Man nennt den Soldatenſtand zwar mit Recht den Stand der Ehre; dem Krieger Ehre einzuflößen muß demnach der erſte

Zweck bleiben, allein, Herr Bruder, glaubſt Du dieſen erhabenen Zweck dadurch zu erreichen, wenn Du Deine Soldaten zum Vieh herabwürdigeſt?" —— Hm, hm — brummte Mahmud in den Bart — indem er das Zelt verließ. Allein die Stockprügel ſchmeichelten nun einmal zu ſehr dem türkiſchen Sinne und ſie wurden gegen Juſſuphs Rath bei den neuen regulären Truppen eingeführt.

Sogleich nach dem gedämpften Aufruhre der Janitſcharen wurde in dem zweiten Hofe des Serails ein militäriſches Blutgericht — Epurationscommiſſion — errichtet, welches täglich und zwar aufs ſtrengſte von früh Morgens bis ſpät Abends ſein ſchreckliches Amt verwaltete. Vor dieſem Gerichte wurden alle mit den Zeichen eines Janitſcharen annoch ausgeſtattete und auf den Straßen Conſtantinopels aufgegriffene Türken, welche kein

Zeugniß eines Imans, daß ſie ſich der Einführung der europäiſchen Disciplin nicht widerſetzten, beibringen konnten, entweder erdroſſelt oder enthauptet.

Juſſuph-Paſcha war eines Tages ſtummer Zuſchauer dieſer Exekutionen, als ſo eben ein uralter ehrwürdiger und mit einem ſchneeweißen langen Barte ausgeſtatteter Janitſchar den Todesſtreich empfangen ſollte. Kläglich rief in der Todesangſt der unglückliche alte Mann:

Ayez pitié de moi — je meurs innocent — j'ai tout ignoré — je suis né et élévé dans le Palais de l'ambassade française du temps de Monsieur de Vergennes — j'y étais pendant longtems Portier; non obstant que je sois inscrit comme janissaire j'entends peu la langue turque.

Sogleich fiel Juſſuph dem Topſchi, welcher ſo eben ausgeholt hatte, des alten Janitſcharen Haupt vom Rumpf zu trennen, in den Arm und es begab ſich in der That, daß der Unglückliche wahrgeſprochen hatte. Der Janitſchar hieß Redſchib, und ſchon ſein Vater war der franzöſiſchen Geſandtſchaft beigegeben geweſen, allein ſehr früh verſtorben und unſer Redſchib war daher im franzöſiſchen Geſandtſchafts-Pallaſt geboren und erzogen. Zur Zeit des Herrn Vergennes hatte er daſelbſt die Dienſte eines Thürhüters verſehen und ſpäter war Redſchib der öſterreichiſchen Internuntiatur beigegeben worden. Da es nun Grundſatz der öſterreichiſchen Botſchafter iſt, eingeborne Türken ohne dringendes Erforderniß nicht in ihre Paläſte einzulaſſen, ſo ging es demnach ganz natürlich zu, daß der Janitſchar wohl franzöſiſch und öſterreichiſch-deutſch ſprach, allein von der türkiſchen Sprache ſelbſt wenig nur verſtand.

Auf Verwendung des Oberhofpfeifenſtopfers wurde dem franzöſiſch-deutſchen Janitſcharen das Leben geſchenkt, worüber der alte ſchwache Mann in eine ſolch übermäßige

Freude gerieth, daß er wie ein Kind auf einem Fuße im Hofe des Serails herumhüpfte, indem er ein ganz neues, ungemeinſinnreiches ſüddeutſches Liedchen ſang, welches neben andern wichtigen Depeſchen ohnlängſt ein Courier nach Pera gebracht hatte.

Das Liedchen lautete in rein öſterreichiſcher Mundart alſo:

Z'Lautabach hab i mein Strumpf valorn,
Ohne Strumpf gehn i net hoam, net hoam —
Gehn i holt wieda nach Lautabach,
Kaf ma an Strumpf zu dem oan.

Z'Lautabach hab i mein Herz valorn,
Ohne Herz kann i net lebn, net lebn —
Muas i bald wieda nach Lautabach
S'Diendl ſoll's ſeine mir geb'n.

Z'Lautabach hab i wohl nir valorn,
Strumpf und Herz hat ſie mir gſtohln, ja gſtohln,
Gehn i als Schirg glei nach Lautabach.
Muas ma des Dendal dort holn.

Z'Lautabach wia bei uns hengt ma d'Diab,
Sogt da Vowalta und i, ja i,
Gehn i halt wieda nach Lautabach,
Heng den kloan Spitzbuam an mi.

Dibl oi ă dibl doi ă du liă dibl oi ă i o jaŭ dibl ă, dibl oi ă dibl oi ă du liă dibl oi ă i duli dibl oi dibl oi dibl oi dibl oi ă.

VI.

Napoleon Buonaparte zum andern Male als Schwiegerſohn eines Kaiſers. — Philoſophie einer vierzehnjährigen türkiſchen Ehefrau.

Mit ſeinem Kerker wird es innig vertraut,
Das Vöglein, das nimmer die Fluren geſchaut;
Und fliegt es zum grünen Thal auch nieder,
Am Abend kehrt es von ſelber wieder:
Sonſt tödten das zarte die Fröſte der Nacht,
Bevor noch die glühende Sonne erwacht.

Undankbarkeit lag nicht in **Mahmuds** Charakter; er wollte die treuen und ungemein wichtigen Dienſte, welche ihm Juſſuph-Paſcha in dem ſo ſehr verhängnißvollen Kampfe am 15. Juni erwieſen hatte, auf eine, in der Türkei ganz unerhörte Art, das heißt: mit der Hand ſeiner geliebteſten vierzehnjährigen Tochter, Zoraide, belohnen.

Unſer Held ſtutzte, als er von der ihm zugedachten Ehre erfuhr, denn abgeſehen davon, daß er ſchon einmal in dem Glücke, eines Kaiſers Schwiegerſohn zu heiſſen, ein gar ſtarkes Haar gefunden hatte, kam dabei noch Manches in Betrachtung zu ziehen.

Die meiſten türkiſchen Großen erſchrecken, wenn der Großherr auf den Gedanken kommt, ſie mit der Hand der einen oder andern ſeiner Prinzeſſinnen Töchter zu beglücken, denn man muß in einem ſolchen Falle, als erkieſener Schwiegerſohn, dem Kaiſer der Türkei nicht nur ungemein koſtbare Geſchenke ſpenden, ſondern auch der Gattin aus kaiſerlichem Geblüt einen dermaſſen glänzenden Hofſtaat halten, daß derſelben mehr koſtet, dann der Unterhalt eines zahlreichen und prächtigen Harems und eines Marſtalles obendrein.

Was nun die Koſten betraf, darüber hätte ſich Juſſuph kein graues Haar wachſen laſſen, denn er beſaß der Schätze anſehnliche, und vermochte dieſelben in ſeiner Stellung in der Folge ins Unermeßliche zu vermehren, allein einem in Conſtantinopel allgemein herrſchenden Gerüchte zu Folge, ſollte Prinzeſſin Zeraide ungemein häßlich, bösartig und jähzornig ſeyn; Eigenſchaften, welche freilich einen Bräutigam in spe nicht ſehr aufzumuntern vermögen.

Wie erwähntes Gerücht in der Hauptſtadt der Türkei hatte entſtehen können, ließ ſich kaum begreifen, ſintemalen Jedermann weiß, wie ſchwer überhaupt der Eintritt in das Innere des Serails, oder vielmehr in den Harem deſſelben zu erringen iſt, denn das Serail und der Harem des Großherrn ſind

— ſo oft man auch einen und denſelben Begriff mit einander verbindet — dennoch ganz verſchiedene Dinge. Das Serail iſt ein ungeheures Gebäude und bildet, im eigentlichſten Sinne des Wortes, eine nicht ganz unbedeutende Stadt von mehreren tauſenden Hofdienern und Hofhandwerkern jeder Art, dann unzähligen Leibwachen bewohnt; der Harem aber iſt ein eigenes, ſtreng abgeſchloſſenes Quartier in jenem Gebäude, bewohnt von den Odalisken des Sultans, aber der Großherr allein hat in dieſes ſorgfältig bewachte Quartier freien Aus- und Eingang, indeſſen alle übrige Bewohner des Heiligthums, ſelbſt die Verſchnittenen nicht ausgenommen, von allem Verkehr mit der äuſſern Welt abgeſchnitten ſind.

Es iſt ein bekanntes und häufig herrſchendes Vorurtheil; man glaubt Prinzeſſinnen müſſen häßlich ſeyn, indeſſen es in dieſem höchſten Damenſtande verhältnißmäßig doch eben ſo viele edle Perlen der reinſten

Schönheit gibt, als in dem Geſchlechte überhaupt, dem auch ſie angehören.

Man erinnert ſich bei dieſem Chapitre unwillkührlich an eines der edelſten und älteſten europäiſchen Fürſtenhäuſer, welches viele und die herrlichſten Blüthen himmliſchen Frauenthums trieb, welche als Zierden mächtiger Throne geglänzt haben und glänzen werden:

Das Incarnat der friſchen, ſanften Roſen,
Ja — auf Auguſtens Wangen ſah man's koſen;
Begeiſtert rief der Heros, als er ihr genaht:
Sie iſt im Götterhain — der köſtlichſte Granat.

Die duftig-güldne Frucht der Heſperiden
Es bracht' Eliſe ſie — aus ihrem Süden,
Und Ihren Reizen huldigt nun der Nord;
Die Anmuth ſiegt — ſie ſiegt an jedem Ort."

Wie Sand an der Elbe blumenreichem Rand,
Blühen Schönheiten im ſächſiſchen Land;
Nur der Grazien Fürſtin — erſchaut war ſie noch nie,
Da ſtieg hernieder zum deutſchen Florenz— Amélie.

Dieſer kleinen Epiſode halber, welche ich mir ſo eben erlaubte, glaube ich nicht nöthig zu haben, um Nachſicht bitten zu müſſen, indem mir die feſte Ueberzeugung beiwohnt, ſie werde die Herzen gar vieler Leſer ungemein freundlich anregen.

Abermals wurde Juſſuph Paſcha in das Serail, aber nun unter großen Feierlichkeiten eingeführt; denn heute ſollte er zum erſtenmal ſeine Braut erſchaun.

Auſſerordentlich überraſcht trat unſer Held zwei Schritte zurück, als er **Zoraiden** erblickte, denn, ſtatt des erwarteten häßlichen Ungethüms, ſtand vor ihm eine herrlich entſproſſene Jungfrau, ausgeſtattet mit den friſchen und üppigſten Reizen des Orients, allein dieſe Reize umſchwebte unverkennbar der ächte, zarte, verſchämte Liebreiz eines fein gebildeten unentweihten europäiſchen Mädchens.

Doch nicht durch die ſeltene Anmuth der Geſtalt allein bezauberte die Prinzeſſin. **Napoleon** war der erſte Mann, den ſie, auſſer ihrem Vater, je geſehen; ſie erwiederte daher des Ex-Kaiſers ungemein verbindliche und ehrfurchtsvolle Anreden hocherröthend und mit zitternder Stimme, allein der Sinn ihrer Worte verrieth nichts deſto weniger Geiſt und die feinſte Bildung.

Der geneigte Leſer wird ſtaunen, darum ſehen wir uns bemüßiget, weiter auszuholen.

Jedermann kennt die Weiſe, in welcher vornehme Weiber in den Harems der Türken erzogen werden. Sie ſtehen Morgens auf, nehmen ein köſtlich duftendes Kräuterbad, kleiden ſich mit Sorgfalt an, frühſtücken, legen ſich in den Sopha, falten die ſchönen kleinen runden Hände, und drehen den Daumen der rechten Hand um jenen der linken *), ſo lange, bis die erſehnte Stunde ſchlägt, zu welcher die Sclavinnen das Mittagsbrod ſerviren. Nach aufgehobener Tafel werden zur Abwechslung abermals einige Stunden verſchlafen, dann wieder ins Bad geſtiegen; man macht aufs neue Toilette, parfümirt ſich, legt ſich wieder in den Divan — der Daume der rechten Hand beginnt ſeine abermalige Tour um jenen der linken, allenfalls ſchmaucht auch die Gnädige ein

---

*) An dieſem geiſtreichen Daumenſpiele ſollen zuweilen ganz andere Leute, als türkiſche Odalisken, und zwar in dem fein gebildeten Europa Gefallen finden.

Anmerk. d. Herausgebers.

Pfeifchen Tabak, trinkt einen Becher Sorbet, ſpeist zu Nacht, legt ſich nieder und erwacht, um in gleicher Weiſe den intereſſanten Lebenslauf mit dem beginnenden Tage fortzuſetzen.

Daß Mahmud kein Türke gewöhnlichen Schlages iſt, wer möchte daran zweifeln? — Er hatte von Jugend an die Barbarei und Geiſtesſtumpfheit ſeines Volkes erkannt und verabſcheut; er hatte ſich mit der Cultur des gebildeten Europas bekannt und in derſelben große Fortſchritte gemacht. Auch unter eines Moslims Kaftan ſchlägt ein väterlich Herz und dieſem väterlichen Herzen that es wehe, daß ſein hoffnungsvollſtes und geliebteſtes Kind nur, eine elende Pflanze, vegetiren ſollte.

Es gehörte zu den Lieblingsvergnügungen des Großherrn, in ſeinen Erholungsſtunden die kleine Zoraide zu unterrichten, ſie Leſen und Schreiben zu lernen und des Mädchens empfänglichen Geiſt auszubilden.

Obwohl das Geſetz den Weibern die Lectüre des Korans verbietet, erhielt ihn Zoraide dennoch in die Hand, und europäiſche Sclavinnen mußten der Prinzeſſin Unterricht in Muſik, im Zeichnen und in den feinſten weiblichen Handarbeiten geben, und nimmermehr fand ſich eine gelehrigere Schülerin.

Als Frau von Staël-Holnſtein unglücklicherweiſe in den Harem des Großherrn gerieth und der Scharfblick Mahmud's gar bald die hohe und feine Geiſtesbildung dieſer Abendländerin erkannt hatte, beſtimmte er ſie zur täglichen Geſellſchafterin der Prinzeſſin Tochter und die unglückliche Dame ſchloß ſich mit ganzer Seele an das hoffnungsvolle, ſanfte und liebenswürdige Mädchen an.

Von Frau von Staël erlernte Zoraide in ſehr kurzer Zeit die franzöſiſche Sprache und die Prinzeſſin fand an der Literatur Galliens ſolch großen Geſchmack, daß der Buchhändler Collin *) zu Odeſſa alle Schriften älterer, neuer und der neueſten franzöſiſchen Schriftſteller ins Serail nach Konſtantinopel ſenden mußte; eine wahrlich merkwürdige Thatſache! —

Die eheliche Verbindung zwiſchen dem europäiſchen geheimen Oberhofpfeifenſtopfer und der Zoraide wurde nach türkiſcher Manier vollzogen und die Prinzeſſin unter den herkömmlichen Feierlichkeiten in Juſſuphs Harem eingeführt.

---

*) In der Buchhandlung des Franzoſen Collin zu Odeſſa findet man die neueſten franzöſiſchen, italieniſchen und deutſchen Werke ſtets vorräthig; auch erſcheint in deſſen Verlage ein Journal unter dem Titel: „**Le messager de la Russie méridionale.**“

Täglich lernte Napoleon das vortreffliche Herz und den hehren Geiſt ſeiner jungen Gattin mehr kennen und höher ſchätzen. Das liebenswürdige Weib ſtellte ſich als ein Lichtpunkt in des Eroberers keineswegs glücklichem Leben dar und an Zoraidens Bruſt vergaß er oft der glücklichen Stunden, die ihm einſt in Joſephinens und Luiſens Armen wie Sekunden dahingeſchwunden.

Um dem Leſer einen deutlichern Begriff von Zoraidens Denkweiſe zu ſchaffen, theilen wir folgendes trauliche Geſpräch der beiden türkiſchen Eheleutchen nun mit:

Juſſuph.

Meine liebe Zoraide! Du hätteſt wahrlich ein beſſeres Loos verdient, als in einem Harem zu verſchmachten, aber ach, Geliebte! es ſteht nicht in meiner Macht, deinen Kerker zu öffnen.

Zoraide.

Ich preiſe das Geſchick, daß du dieſes nicht vermagſt, mein theurer und geliebter Freund!

Juſſuph.

Wie kannſt du alſo ſprechen, **Zoraide**! erkläre dich deutlicher.

Zoraide.

Ich habe außer meinem Vater und Dir, lieber **Juſſuph**! in meinem Leben keinen andern Mann geſehen, allein du weißt es, die Odaliske **Fatime** hat mich mit der franzöſiſchen Sprache und deren Literatur genau bekannt gemacht und dieſer Bekanntſchaft verdanke ich meine deutlichen Begriffe von dem Thun und Treiben des ſogenannten kultivirten Europa's. Ich geſtehe dir aufrichtig, obwohl du es mir nie eingeſtanden, daß ich dennoch längſt zu der Ueberzeugung gelangt bin, du ſeyeſt kein geborner Moslim, ſondern ein fränkiſcher Renegat, doch du biſt als ſolcher mir nicht weniger werth. Ich will dir nun bekennen, warum ich, ohnerachtet meiner Bekanntſchaft mit deiner Welt, das Loos der vornehmen türkiſchen Weiber bei weitem jenem der fein gebildeten europäiſchen vorziehe.

Ich habe viel von der Eiferſucht geleſen, eine Leidenſchaft, welche das Leben eurer Weiber vergiftet. Uns kann eine ſolche Leidenſchaft nimmermehr nahen. Wir wiſſen es recht gut, und ſind von Jugend auf daran gewohnt, uns darein zu finden, daß etliche Jahre im Eheſtand verlebt und oft ein einziges Wochenbett die vorzüglichſten unſerer Reize dahin welken macht, während der Mann in ſeiner vollen ſtrotzenden Kraft bis an die Gränze des Greiſenalters hinaus ſtolz dahin ſchreitet und wir ſind nicht einfältig genug, es ihm zu verargen, wenn er, im Gefühle ſeiner ungefährdeten Kraft, fortwährend auf ſeinem Lebenspfade zur Rechten und zur Linken halb erſchloſſene friſch duftende Roſenknoſpen bricht, und die erſtgebrochene Roſe fühlt ſich glücklich genug, wenn der Fürſt der Schöpfung ſie nicht ganz und gar verächtlich von ſich wirft.

Das gebildete türkiſche Weib — ich behaupte es kühn — bewahrt den rechten Begriff der Liebe, denn die ächte und edle Liebe des Weibes iſt nichts anderes, als Hingebung und Reſignation.

Es iſt uns ſo wenig, als euern Europäerinnen, geſtattet, den Gefährten des Lebens ſelbſt zu wählen, allein der Mann, an deſſen Hand uns das Geſchick kettet — er möge nun beſchaffen ſeyn, wie er immer wolle — bleibt ſtets unſer Abgott, weil es uns unmöglich gemacht iſt, Vergleichungen anzuſtellen.

In unſern Ehen ſind Streite und Zänkereien eine ganz unerhörte Sache, denn wir wiſſen recht wohl, wenn wir launiſch oder unartig ſind, kehrt uns der Mann ſchweigend den Rücken, läßt hinter ſich die Thüre verſchließen und beſucht eine freundlichere ſeiner Gattinnen und wir bleiben dabei der alleinverlierende Theil.

Eben weil wir mit den Männern nicht unaufhörlich zuſammenleben und dieſe uns nur ſehen, wenn der Trieb ihres Herzens ſie zu uns führt — bleibt man ſich ewig neu und intereſſant; man will ſich in jenen wenigen Stunden nur von der glänzenden Seite zeigen, und ſo lernt man die wechſelſeitigen Fehler nimmermehr kennen.

Alte Weiber und Jungfrauen ſind in euern Zirkeln, wenn auch unbilligerweiſe, ein Gegenſtand des Geſpöttes und der Verachtung, jedoch dieſem traurigen Looſe entgehen wir, denn nahet uns das Alter mit ſeinen Gebrechen allen, lernen wir erſt mit ganzer Seele den hohen Werth der von Jugend auf gewohnten Einſamkeit erkennen.

Wenn wir Kinder gebären, trennt man uns ſogleich von den Neugebornen; das Mutterherz blutet, allein wir müſſen uns, und wenn das Herz uns bräche, dem traurigen Zwange unterwerfen. Niemand verwehrt euern feinen und hochgebildeten Damen, ihren Mutterpflichten zu genügen, allein dieſe modernen Barbarinnen überlaſſen freiwillig ihre zarten, armen Säuglinge den Brüſten fremder, nur zu oft verworfener Dirnen, um in die Schauſpielhäuſer laufen und auf Tanzſälen ſich die Schwindſucht an den Hals tollen zu können.

(Plötzlich erröthete Zoraide über und über; die ſchönen langen ſeidenen Augenwimpern ſenkten ſich hernieder, und dann fuhr das liebenswürdige junge Weib mit ungewiſſer Stimme und leiſe alſo redend fort:) Mein geliebter Freund, ich glaube dir nicht länger verbergen zu dürfen, daß — —

(Sprache ſtockt; ſie und verbirgt ſanft vor ſich hin weinend das ſchöne Köpfchen an des Gatten Bruſt.)

Juſſuph.

(Mit glänzenden Augen und ſehr lebhaft.) Wie, meine theuerſte Zoraide! — darf ich deine Worte deuten, wie ich es wünſche, fühlſt du dich Mutter? —

Zoraide.

(Kaum vernehmlich.) So iſt es.

Juſſuph.

Göttliches Weib! du machſt mich zum Glücklichſten der Sterblichen. Verlange in dieſem ſchönen Augenblicke, was du willſt, verlange mein Leben und es ſey dir gegeben.

Zoraide.

(Indem ſie ſich mit Würde erhebt.) Ja, mein Gemahl! ich wage jetzt wirklich eine große Bitte an dich. Verſprich mir, dich über die barbariſchen Gebräuche unſerer Harems in dem einen Punkte nur hinwegzuſetzen und mich dereinſt nicht zu trennen von dem holden Weſen, das ich unter meinem Herzen trage.

Juſſuph.

(Feierlich und mit erhobner Rechten.) Beim Barte des Propheten ſey es geſchworen, ich werde deine Bitte erfüllen. Aber nun genug, Zoraide! es taugt in deinem Zuſtande durchaus nicht, wenn man ſich zu ſehr, und zu lange ſentimentalen Gefühlen überläßt. Drum ſetze dich nun wieder neben mich und nun von etwas Anderm! — Du berührteſt vorher unſere Schauſpiele und Bälle, und ſolche zu beſuchen, um deine Neugierde zu befriedigen — dazu hätteſt du doch gewiß Luſt?

Zoraide.

„Mein Freund! ich habe in den Pariſer Modejournalen, welche uns Monſieur Collin aus Odeſſa regelmäßig zuſendet, oft genug Abbildungen eurer Damen im glänzenden Ballkoſtüme zu betrachten Gelegenheit gehabt, allein ich muß bekennen, daß ich die Bilder nie ohne zu erröthen erſchauen konnte. Wie iſt es möglich, daß ein Weib, in deren Buſen nur noch ein Funke von Zucht und Scham lodert, in einem ſolchen Aufzuge öffentlich erſcheinen kann und gehört nicht die vollendeteſte Unverſchämtheit der frechſten Dirne dazu, alle ihre geheimen Reize entblößt Tauſenden zur Schau zu ſtellen? — ich, meines Theiles, würde den Tod der Nothwendigkeit vorziehen, mich in einem ſogenannten modernen Ballkoſtüme zeigen zu müſſen.

„Ueberhaupt kann ich deine Landsmänninnen nicht begreifen. Eure Schriftſteller radotiren unaufhörlich von dem hohen, zarten und weiblichen Sinn dieſer Europäerinnen und doch unternehmen dieſelben eine Menge Dinge, von welchen durchaus nicht abzuſehen iſt, in welcher Art ſich dieſelben mit dem hohen Sinne zarter Weiblichkeit vereinigen ließen.

Ich habe mir ſagen laſſen, daß eure vornehmſten Damen Parforce-Jagden mitmachen und mit Huſaren und Dragonern in die Wette reiten. Neulich habe ich eine Anekdote geleſen, welche von einer allgemein geachteten Lady erzählt wurde. Dieſe Dame ritt ſpazieren, allein das wilde Pferd gewann die Oberhand und ging durch; nun ſchnallte ſich die Dame vom Sattel los und warf ſich vom Pferde, allein ſie fiel dermaßen unglücklich, daß ihr die langen Röcke über den Kopf zuſammenſchlugen, in welche ſie ſich ſo ſehr verwickelte, daß ſie hätte nicht zu Rechte kommen können, wenn nicht der Reitknecht zu ihrer Hülfe herbeigeeilt wäre. Als die Lady wieder auf den Beinen ſtand, wandte ſie ſich lachend an den Diener und fragte ihn: Georges! haſt du nicht meine Contenance bewundert?

Gott bewahre mich und jedes züchtige Weib und ſittſame Mädchen vor ſolcher Contenance, vor dieſen Vergnügungen und vor jener Lebensweiſe überhaupt und heute, mein geliebter Juſſuph! wenn du mich zwingen würdeſt, aus meinem Harem, den ihr Europäer Gefängniß zu nennen beliebt, hinauszutreten in eure ſogenannte große und fein gebildete Welt, ich würde jeden Augenblick gerne und freiwillig in meinen Kerker zurückkehren.

Juſſuph.

(Lächelnd.) Du biſt eine ſinnige und liebenswürdige Moraliſtin, Zoraide! doch deine Anſichten ſind nichts weniger als neu. Gegen alle dieſe von dir gerügten Uebelſtände eifern unſere Philoſophen und Prieſter täglich noch, allein es gehört gerade zu den allerärgſten Übelſtänden, daß es der gute Ton unſerer großen Welt erfordert, ſich über Religion und Philoſophie luſtig zu machen.

Doch halt, Zoraide! gerade zur rechten Stunde fällt mir ein, dich über etwas zu befragen, worüber ich längſt deine Meinung erforſchen wollte. Du biſt zu ſehr vertraut mit der neueſten Literatur, als daß du nicht Vieles und oft von Napoleon Buonaparte, dem Ex-Kaiſer der Franzoſen geleſen haben ſollteſt, welcher nach dem Ausſpruch vieler Schriftſteller unzähliges Elend auf die Menſchheit gehäuft haben ſoll. Was hältſt denn du von dieſem Manne? —

Zoraide.

(Mit leidenſchaftlichem Feuer und glänzenden Augen ſich erhebend.) Oft und viel habe ich über dieſen Mann mit der unglücklichen Fatime geſtritten. Nicht ohne Fehl, wie jeder andere

Sterbliche, mag jener Held geweſen ſeyn, allein in menſchlicher Kraft und begabt mit beinahe göttlichem Geiſte erhob er ſich über alle ſeine Zeitgenoſſen. Des Starken ſtarker Wille gebot Millionen und hatte er Unheil geſtiftet, ſo wog die Saat des Großen, Edlen und Schönen, welche er mit verſchwenderiſcher Hand ausgeſtreut, hunderttauſendfach das angerichtete Uebel auf. Ich glaube, daß in des ſchwachen, reizbaren, aber beſſern Weibes Buſen mehr Empfänglichkeit zur Anerkennung wahrer Größe und heroiſcher Tugend ſich vorfindet, als in der kalten Bruſt egoiſtiſcher Männer, und durch mich ſelbſt iſt mir oft die Thatſache klar geworden, daß mein ganzes Geſchlecht ſich vorzugsweiſe ſo ſehr für den großen Mann des Jahrhunderts intereſſirte, den ſelbſt das fürchterlichſte Unglück nicht zu beugen vermochte; ja, ich geſtehe dir aufrichtig ein, Juſſuph! Napoleon war der einzige Mann, den ich oft im Geheim von Angeſicht zu Angeſicht zu erſchauen wünſchte. Vor dem Titelblatte eines meiner franzöſiſchen Bücher befindet ſich ein wohlgetroffenes Bildniß des Helden; oft Stundenlang betrachtete ich dieſes Bild, meine Augen verſchlangen ſeine Züge und ſey es nun lediglich Spiel meiner lebhaften Phantaſie, oder aber Wirklichkeit: in deiner freundlich ernſten Miene glaubte ich die Züge meines Lieblingshelden wieder zu finden.

Juſſuph.

(Raſch aufſpringend und nicht ohne Bewegung.) Ja, mein geliebtes Weib! du verdienſt es, das Geheimniß zu theilen und treu wird es deine treue Bruſt bewahren. Ich bin Napoleon — ewig dein Napoleon.

Zoraide wechſelte ſchnell und mehreremale die Farbe, indem ſie heftig zitterte, dann ſtürzte ſie mit einem lauten Freudenſchrei plötzlich vor dem Ex-Kaiſer nieder, umfing ſchluchzend deſſen Knie, und drückte dieſelben mit leidenſchaftlicher Kraft an ihren keuſchen Buſen.

Auch Napoleon ſtand tief gerührt; ein paar Thränen zitterten in des Helden Augen, endlich aber ermannte er ſich, hob liebreich ſein reizendes Weibchen von dem Boden auf und legte daſſelbe mit zärtlicher Sorgfalt in den Divan, worauf er ſchnell das Gemach verließ, um der ſehr angegriffenen Zoraide Ruhe zu gönnen.

Als des andern Tages Juſſuph Paſcha ſeinen Harem wieder betrat, fand er die geliebte junge Gattin etwas erſchöpft auf dem Divan liegen. Eine intereſſante Bläſſe hatte des Weibchens holdes Antlitz überzogen, allein feurig blickte das große ſchöne Auge mit einem unausſprechlichen Gemiſche tiefer Ehrfurcht und der innigſten Zärtlichkeit unſerm glücklichen Helden entgegen, welcher ſich der jungen Gattin nahte und ſie liebevoll auf die Stirne küßte.

Dann ergriff Napoleon eine in der Nähe liegende Mandoline, und reichte ſie der Gemahlin mit den Worten: Hier, liebe **Zoraide**, nehme dein Inſtrument und ſpiele mir ein Liedchen; die Muſik wird den Aufruhr deiner Gefühle etwas mildern.

Die Odaliſke empfing ſchweigend die Mandoline und ſang nach einem ausdrucksvollen Präludio, indem ihre Augen fortwährend in Thränen ſchwammen, ihre eigene folgende Dichtung:

Was dir bleibt, wenn deine Säulen brechen,
Wenn des Iſlams Stimme trügt?
Wenn er nicht vermag die Schmach zu rächen,
Welche dir das Schickſal zugefügt? —
Wenn umſonſt in königlicher Rache,
In der Schlacht dein kühner Flammberg ſtürmt? —
Wenn er für des Moſlems heil'ge Sache
Fruchtlos Leichen über Leichen thürmt? —

Was dir bleibt, wenn nicht der Schlei'r kann fallen,
Der den Genius verhüllt,
Wenn die Schreckensſtimm' nicht darf erſchallen,
Wenn der große Plan nicht wird erfüllt?
Was dir bleibt, wenn du mußt ſcheinbar ſchlafen
In des Todes ſtiller Gruft,
Wenn dich nimmermehr zum grauſen Strafen
Jener blut'ge Racheengel ruft? —

Wohl! — dir bleibt dein Ruhm, dein großer Namen,
Denn du warſt — Napoleon!
Du — der erſte Stern im Heldenrahmen,
Du der Weisheit und des Glückes Sohn!
In dir bleibt ein ew'ges hehres Leben,
Nein, du ſtirbſt in keiner Zeit,
Und der Klio Bücher werden heben,
Dich erheben prangend hoch und weit.

Was dir bleibt, o theurer Freund! hienieden,
Glaub's — dir bleibt des Weibes Schmerz,
Und von dir getrennt, von dir geſchieden,
Ewig ſchlägt für dich des Weibes Herz.
Ach, von dir getrennt, für dich verloren,
Schlagen dir der Herzen viel,

Schickſalsmann! denn du biſt auserkoren,
Als der Liebe, als des Haſſes Ziel! —

Zoraide hatte geendet und ſank nun an des Gatten Bruſt und in ſeine ſie erwartende Arme. Eine lange Pauſe beredten Schweigens fand ſtatt und dann — — — — doch genug! eine Gardine falle nun über die Scene.

Uebrigens glauben wir nicht ganz unpaſſend dieſes Kapitel mit der Stelle eines alten Liedes ſchließen zu können, welche Stelle uns gerade beifällt und alſo lautet:

Es kam ein Reiſender zurück,
Zurück aus der Türkei;
Wie lobte der der Männer Glück,
Wie wünſchte der ſich oft zurück,
Zurück in die Türkei!

Meine ſehr geneigten und verehrlichen Herrn Leſer! ich möchte nicht meinen Kopf darauf verwetten, ob nicht der eine oder der andere loſe Schalk unter Ihnen hier ganz leiſe, damit es die anweſende geliebte Frau Gemahlin nicht hört, in den Bart brummen dürfte:

Ein Türke möcht' ich ſeyn!

VII.

Juſſuf Paſcha's vielleicht zu hartes Urtheil über Lord Cochrane und den General Church.

Das Loos des Mannes, der es wagt, für das Recht der Menſchheit aufzutreten, iſt eben nicht einladend. Er wird entweder das Opfer der Uebermacht, oder des Wankelmuthes der Völker.

Macrob. in aul. pol.

Eines Tages, als der Oberhof-Pfeifenſtopfer in das Kabinet des Großherrn trat, fand er dieſen in ganz ungewöhnlich übler Laune.

„Es vereinigt ſich doch Alles“ — rief der zweite Mahmud unſerm Helden entgegen — „der Pforte Widerwärtigkeiten zu bereiten und Hinderniſſe in den Weg zu legen. Es ſind von Ibrahim-Paſcha aus Morea Depeſchen eingelaufen, welche mir der Reis-Effendi, meinen Zorn fürchtend, nur zu lange verheimlicht hat. Da iſt nun wieder wie vom Himmel herabgeſchneiet, mit mehreren wohlausgerüſteten Fahrzeugen, ein engliſches Schwein, den ſie Lord Cochrane nennen, in den Gewäſſern des Archipelagus erſchienen. Die griechiſchen Hunde ſollen ihn zum Großadmiral ihrer Flotte ernannt haben und der Burſche wird uns viel zu ſchaffen machen. Bei Samos erließ er einen Aufruf voll dummer Prahlereien an die Einwohner dieſer Inſel. In Griechenland hat er unter den aufrühreriſchen Hunden, die ſich zum Glücke unter ſich ſelbſt entzweit hatten, Einigkeit geſtiftet, dann wandte er ſich gegen die Citadelle von Athen, um die Belagerung aufzuheben und, von dem General Church unterſtützt, den berüchtigten Fabvier zu befreien; dort machten ſie einige hundert Türken nieder, allein einige Tage darauf lief das verrückte Schwein, jener Cochrane nämlich, mit der ganzen griechiſchen Armee vor unſern Tapfern davon und ſchiffte ſich ein, um auf Alexandria eine Expedition zu unternehmen und vereint mit dem Hunde Canaris die frühern Verſuche des Letztern zu erneuern; allein dort ſollen ſie, unverbürgten Gerüchten zufolge, ſchlecht weggekommen ſeyn. Die eingeſendeten Berichte ſtellen ſich überhaupt ſehr verworren dar und in der ganzen Handelsweiſe dieſes Cochrane liegt etwas Räthſelhaftes, denn erringt er auf der einen Seite Vortheile, und fürchtet man nun, er werde dieſelben mit Kraft verfolgen, ſo verſchwindet er wieder zur Stelle, ohne daß man weiß, wo er geblieben. Indeſſen machen mir dieſe Hiobspoſten den Kopf doch gewaltig warm.

Juſſuph.

Nun, und was gedenkſt du zu beſchließen?

Mahmud.

Der Reis-Effendi hat bereits das Schwein, den engliſchen Botſchafter zur Rede geſtellt, allein dieſer ſchwört hoch und theuer: Cochrane's Treiben ſey eine Privatunternehmung, an welcher ſeine Regierung durchaus keinen Theil habe. Allein dieſe Verſicherung erſcheint ganz unglaublich, und der Teufel mag den Schwüren dieſer treuloſen ungläubigen Hunde vertrauen.

Juſſuph.

Du möchteſt doch vielleicht irren, Herr Bruder! denn du kennſt die Verfaſſung Englands viel zu wenig. Die Freiheit der Privatleute, ſelbſt in ſolchen wichtigen Dingen, zu denken und zu handeln wie ſie wollen, geht dort ſehr weit; indeſſen in andern conſtitutionellen europäiſchen Staaten nicht ſelten die Staatsgewalt glaubt, ſich ſogleich allen Ernſtes einmiſchen zu müſſen, wenn in Bierkneipen betrunkene Keſſelflicker, oder junge überſpannte Studenten ſich etwas vorlaut vernehmen laſſen.

Mahmud.

Iſt denn dieſer Lord Cochrane bekannt?

Juſſuph.

Ich hatte während meines letzten Aufenthaltes in London Gelegenheit, aus ziemlich reiner Quelle Notizen zu ſchöpfen, welche hinreichend waren, dieſen Mann richtig zu beurtheilen.

Cochrane trat ſehr früh in den Dienſt der königlichen Marine Englands. Er diente Anfangs in Amerika, und in der Bai von Biscaya, wurde Lieutenant und erhob ſich ſchnell, von Stufe zu Stufe, bis zum Grade eines Capitains. Cochrane zeigte ſich bald als ein Offizier, geneigt die allerverwegenſten und tollkühnſten Coups auszuführen und alle ſeine, ans Abentheuerliche gränzende Unternehmungen krönte ein ſeltenes, ein unbegreifliches Glück, um welches er wahrlich zu beneiden bleibt. Seine erſte kühne That, welche Aufſehen erregte, unternahm er im Jahre 1801, wo er auf der Höhe von Barcellona die ſpaniſche Brigantine El-Gamo angriff, enterte und wegnahm. Später befehligte er die Pallas, ein Schiff von 32 Kanonen, mit welchem Fahrzeug er drei franzöſiſche Schiffe, ungefähr gleichen Ranges, nöthigte, auf den Strand zu laufen. Im Jahre 1806 verſuchte er eine tollkühne Landung auf einer der franzöſiſchen Küſten und richtete großen Schaden an, auch nahm er gleich darauf eine franzöſiſche Fregatte.

Bald darauf erhielt er das Kommando über die Imperieuſe, eine Fregatte von vierzig Kanonen unter Callingwood, der dazumal den Hafen von Cadix blokirte. Im Jahre 1808 nahm Cochrane das Schloß Mongal und die Feſtung Roſes; eine ſeiner glänzendſten Waffenthaten aber blieb die Zerſtörung der auf der großen Rhede von Rochefort ſtationirten franzöſiſchen Flotte, deren Ausführung ins Reich der Romantik ſtreift und beinahe als unglaubbar erſcheint, denn Cochrane ließ auf leere Fäſſer fünfzehnhundert Pulvertonnen legen und darüber drei bis vierhundert geladene Bomben mit Brandröhren und zwei bis dreitauſend Granaten. Dieſe fürchterliche Maſchine führte der Raſende in eigener Perſon, weil ihm Niemand folgen wollte, in die feindliche Schiffslinie, legte Feuer an und entfloh ſchleunigſt in einer Schaluppe und ein wahres Wunder nur rettete ſein Leben. Die Zerſtörung, welche Cochrane's Höllenmaſchine unter der franzöſiſchen Flotte anrichtete, war, in Verbindung mit dem tollkühnen Angriffe der Imperieuſe, fürchterlich. Die Franzoſen verloren drei Linienſchiffe und der Reſt ihrer Flotte ward entweder übel zugerichtet, oder genöthiget, auf den Strand zu laufen. Cochrane wurde zum Ritter des Bathordens ernannt und begab ſich nach London, um dort die Triumphe zu genießen, welche ihm bereitet wurden.

Ich ſehe deine Stirne ſich in Falten legen, lieber Schwiegerpapa! doch nur getroſt, fürchte nicht zu viel von dieſem tollkühnen Abentheurer. Kein Licht ohne Schatten! — auch Achill hatte ſeine verwundbaren Seiten und du weißt, auch dem africaniſchen Leuen iſt anzukommen, wenn man es anzufangen weiß.

Der gefeierte Seeheld Cochrane iſt ein ſchmutziger Jude, und eine Goldtonne gilt ihm mehr, als ein ganzer Lorbeerenwald.

Um ſich durch gemeine Schwindeleien zu bereichern, verbreitete er, der gefeierte Seeheld, im Februar 1814 die falſche Nachricht von meinem Tode. Die Börſenkommittee verfolgte ihn und klagte ihn als den Verbreiter eines falſchen Gerüchtes auf groben Betrug an. Die Sache wurde unterſucht; die ſaubere jüdiſche Herrlichkeit überwieſen und verurtheilt, eine Strafe von 1000 Pf.

Sterlinge zu bezahlen, ein Jahr Gefangenſchaft in der Kingsbench auszuhalten und zu guterletzt auf öffentlicher Straße an den Pranger geſtellt zu werden.

Seine Herrlichkeit wurde unter den gewöhnlichen Förmlichkeiten aus dem Bathorden ausgeſtoßen, deſſen Wappenſchild aus der Kapelle Heinrich's VII. weggenommen und unter dem Portal dieſer Kapelle von dem Wappenkönige des Ordens mit Füßen getreten.

Einem Mann, dem Aehnliches wiederfahren wäre, hätte in allen übrigen Staaten Europa's kein ****d mehr an *****t, allein in dem vorurtheilsfreien edlen Alt-England nimmt man es damit ſo genau nicht.

Cochrane ſaß nun im Gefängniſſe, allein eines Tages entwiſchte er und erſchien als entſprungener Gefangener, um im löblichen

Unterhauſe ſeinen Eid als Abgeordneter von Weſtmünſter zu leiſten, welche Feierlichkeit der Kerkermeiſter unterbrach, indem er in die Verſammlung drang, den ſchwörenden Herrn Lord beim Kragen erfaßte und ins Gefängniß zurückſchleppte.

Uebrigens ſchämte ſich Se. Herrlichkeit nicht, unter ſeinen Landsleuten, um die ihm auferlegte Geldſtrafe von 1000 Pfund erlegen zu können, eine Sammlung veranſtalten zu laſſen, wobei aber ausdrücklich beſtimmt war, daß keine der mildthätigen Seelen mehr als einen Pence beitragen ſollte. Der Plan war gut ausgedacht, denn des Spaßes halber warfen manche Köchin und mancher Stiefelputzer ihren Pfennig in die Büchſe und ſo kam die Summe ſchnell zuſammen. Dagegen ſtimmte die großmüthige Herrlichkeit am Tage ihrer Befreiung gegen die vorgeſchlagene Vermehrung des Jahrgehaltes für den Herzog von Cumberland, und da durch einen ſonderbaren Zufall gerade die Stimmen getheilt waren, gab Cochrane's Votum den Ausſchlag.

Uebrigens wollte es Sr. Herrlichkeit nicht mehr recht in Alt-England leiden und plötzlich gab er das Ferſengeld, um den Independenten von Südamerika als Admiral zu dienen, und ſich an die Spitze ihrer Flotte von Chili zu ſtellen.

Aus dieſer ganz kurzen biographiſchen Skizze, lieber Schwiegerpapa! kannſt du ganz leicht entnehmen, daß Sir Cochrane bei all ſeinen Talenten und Verdienſten dennoch nichts weiteres, als ein unbeſonnener Romanenprinz iſt, dem es nur darum zu thun iſt, viel Spektakel anzurichten, um die Leute von ſich reden zu machen und nebenbei ein ſchönes Sümmchen Geld zu verdienen. Wahrſcheinlich lockten die Herrlichkeit große Verſprechungen und wohl auch Vorſchüſſe von

Seite der proviſoriſchen griechiſchen Regierung und ihrer europäiſchen Hülfsfreunde.

Gieb Acht, es geht mit der Cochraneſchen Expedition gerade ſo, wie bei dem Hornberger Scheibenſchießen und der Herr Lord iſt einem flackernden Irrlichte zu vergleichen; welches, ehe man es ſich verſieht, erlöſcht, ohne eine Spur zu hinterlaſſen.

Mahmud.

Wie gieng es denn aber bei jenem Scheibenſchießen, deſſen du gerade erwähnteſt?

Juſſuph.

Die Herren Hornberger hatten nur eine einzige Scheibe; dieſe fiel auf den erſten Schuß zur Erde, gieng in Trümmern, und ſomit hatte der Spaß, bevor er eigentlich recht begonnen, ein Ende.

Mahmud.

Die Fürbitte des Propheten möge Alles zum Beſten wenden; wenigſtens haſt du vor der Hand, ſehr theurer Schwiegerſohn! meine Seele mit Troſt erfüllt. Kannſt du mir aber nicht auch Nachricht über ein anderes Chriſtenſchwein geben, welches ſich Church nennt und gegenwärtig als General auf Morea die Landmacht der Griechen kommandirt?

Juſſuph.

Einer ſolch bedeutſamen frühern Celebrität wie Cochrane erfreut ſich Sir Church wenigſtens nicht und wahrſcheinlich blieben ſeine Verdienſte im Stillen; man weiß nichts weiteres, als daß Church bei der engliſchen Landmacht gedient, es aber nicht weiter, als zum Range eines Capitäns gebracht hat, und er gehört unter die große Anzahl jener Offiziere, welche, nachdem ſie in der Heimath Schiffbruch erlitten, ihr

Heil in Griechenland verſucht haben. Uebrigens, lieber Schwiegerpapa, muß ich immer auf meinen alten Rath zurückkommen, kümmere du dich vor der Hand nicht ſo ſehr um den Kriegsſchauplatz in Griechenland und wende nun deine vorzüglichſte Aufmerkſamkeit auf die Vorbereitungen des Kampfes mit Rußland, den du, wie ich dir ja immer ſagte, ſchwerlich wirſt vermeiden können. Sie haben dir in dieſem Herrn von Ribeaupierre einen gar ſchlauen und zähen Kunden geſchickt, der dir, denke du an mich, noch viel zu ſchaffen machen wird.

Mahmud.

Ach, lieber Schwiegerſohn! das ſind kitzliche und wichtige Sachen, über die wir uns Morgen einmal ausführlich beſprechen wollen, denn jetzt muß ich meine neue Uniform anprobiren, die ich zum heutigen großen Manövre meiner regulirten Truppen anziehen will. Apropos! wie kommſt du denn mit Zoraide zurechte?

Juſſuph.

Sie iſt ein Engel.

Mahmud.

Tant mieux pour vous!

VIII.

Der neue ruſſiſche Botſchafter Ribeaupierre in Conſtantinopel. — Wichtige Unterredung des Großherrn mit Juſſuph Paſcha über den Pacificationsvertrag der drei großen Mächte: England, Rußland und Frankreich. — Juſſuph würdigt Spanien, Portugall und Preußen nach dem Beſtande ihrer dermaligen Verhältniſſe.

> **Tu potes unanimes armare in prælia fratres,**
> **Atque odiis versare domos: tu verbera tectis,**
> **Funestasque inferre faces: tibi nomina mille**
> **Mille nocendi artes –**
> ***Virgil. Lib. VII. 335.***

Herr von Ribeaupierre war, nachdem er als erſter ruſſiſcher Commiſſär bekanntlich viele Monate in Akjerman hingehalten worden, bis die hohe Pforte endlich Rußlands Forderungen hinſichtlich der Angelegenheiten der Moldau und Wallachei zugeſtanden, an die Stelle des Herrn von Minciaki zum Botſchafter ſeines Hofes bei der hohen Pforte ernannt worden und bereits im Monat Februar 1827 in Konſtantinopel eingetroffen.

Von nun an hatte Herr von Ribeaupierre beinahe täglich lange direkte Conferenzen mit dem Reis-Effendi, oder indirekte mit deſſen Dragoman, allein der Großherr hatte vor der Hand einen beinahe unbeſiegbaren Widerwillen gegen das ruſſiſche Kabinet gefaßt und ließ lange den Reis-Effendi gewähren, ohne ihn um die nunmehrigen Anträge des Herrn von Ribeaupierre zu befragen. Endlich aber glaubte der türkiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten nicht länger ſchweigen zu dürfen und ertheilte demnach ſeinem Herrn Rußlands und der übrigen Höfe abermalige und ſehr wichtige Noten nach ihrem ganzen weſentlichen Inhalte mit, worauf zwiſchen dem Sultane und ſeinem Günſtlinge die folgende ſehr wichtige Unterredung Statt fand.

Mahmud.

Lieber Schwiegerſohn, du biſt und bleibſt ein wahrer Prophet. Es iſt Alles, wie du es vorhergeſagt, pünktlich eingetroffen und kaum habe ich dieſen ruſſiſchen Schweinen den Finger gereicht, ſo wollen ſie nun wirklich ſchon nach meinen beiden Händen greifen und das alte dumme Lied, die Pacification Griechenlands betreffend, iſt nun bereits kräftiger als jemals wieder angeſtimmt. Frankreich, England und Rußland zugleich haben in einer officiellen Note vom 16. Auguſt mir neuerdings ihre unerbetene Vermittelung angeboten, um dem Kriege mit Griechenland ein Ende zu machen. Sie ſchlugen der hohen Pforte einen Waffenſtillſtand vor, durch welchen alle Feindſeligkeiten gegen die Griechen ſuspendirt werden ſollen, und die Schweine hatten dabei die Frechheit zu erklären, daß eine neue Weigerung, eine ausweichende oder unzureichende Antwort, ja ſelbſt ein gänzliches Schweigen von meiner Seite ihre Höfe in die Nothwendigkeit verſetzen würde, zu denjenigen Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen, welche ſie für geeignet halten würden, einem Zuſtande der Dinge ein Ende zu machen, welcher nach ihrer kecken und dummen Aeußerung mit der Sicherheit des Handels im Allgemeinen und mit der vollkommenen Ruhe Europa's unvereinbar geworden ſey.

Dieſer Ribeaupierre iſt ein gar ganz hartnäckiger Patron und mit dem Minciaki war doch noch eher auszukommen. Vor einigen Tagen machte der Dragoman des ruſſiſchen Schweines im Namen deſſelben meinem Reis-Effendi folgende ſeltſame Aeußerung: „L'intervention se fera ou par cinq puissances, ou par trois, ou par deux, *ou par une*.

Juſſuph.

Dieſe Worte, lieber Schwiegerpapa! waren von großer Bedeutſamkeit, und du kannſt aus dieſer merkwürdigen Aeußerung von ſelbſt und gar leichtiglich den Stand der Politik der übrigen europäiſchen Mächte in Bezug auf die Höfe von Berlin und Wien erkennen. Allein die Hauptfrage bleibt nun, was willſt du den drei vereinigten Mächten auf ihre allerdings ſehr wichtige Note, die Pacification Griechenlands betreffend, erwiedern?

Mahmud.

Ich will über dieſen Gegenſtand vorerſt deinen Rath vernehmen, mein ſehr theurer Schwiegerſohn!

Juſſuph.

Nun denn, ich rathe dir, durch den Reis-Effendi den vereinigten Mächten erklären zu laſſen, du würdeſt dich nie und nimmermehr auf einen Pacificationsvertrag hinſichtlich der Griechen einlaſſen, und es möchten demnach die hohen Mächte ihre diesfallſige Note als einen Wechſel betrachten, welcher nicht acceptirt werden könne. Die hohe Pforte muß eine impoſante Stellung annehmen und dein ganzes Benehmen darauf hindeuten, daß du keineswegs einen offenen Bruch zu ſcheuen haſt, ſondern durch einen ſolchen vielmehr deine ganze Nation zu elektriſiren hoffeſt. Der Reis-Effendi muß in deinem Namen frank und frei erklären, die Zeit ſey gekommen, wo der Pforte nichts anderes übrig bliebe, als Hand ans Werk zu legen, um die diplomatiſchen Winkelzüge durch männliches Auftreten in ihrem ganzen Lichte kennen zu lernen. Die Pforte wiſſe recht wohl, was ſie wolle; doch was dieſe beläſtigende Vermittelung eigentlich beabſichtige, wäre vielleicht in dem Rath der Vermittler ſelbſt noch unbekannt. Die Oeffnung der ſieben Thürme werde das Problem löſen und dein Charakter bürge dafür, daß ſie geöffnet werden würden.

Voll Energie und Conſequenz ſuche du nur vorerſt die Herren einzuſchüchtern, das Uebrige wird ſich finden.

Ich wiederhole dir noch einmal, es wird und muß dahin kommen, daß wir mit den Ruſſen raufen. Doch laſſe dieſe Ruſſen nur erſt den Pruth überſchreiten, laſſe ſie immerhin anfangs zu Land einige unbedeutende Vortheile gegen deine Truppen erkämpfen, und du wirſt ſehen, es erwacht zur Stelle die Eiferſucht der verbündeten chriſtlichen Mächte, und vorzüglich Englands; dieſe Hunde werden dann aufhören dich zu hetzen und unſer Zweck iſt erreicht, denn **ein** Hund führt nimmermehr des Haſen Tod herbei; Allah wird fernerhin die Gebete erhören, welche wir Rechtgläubigen an jedem unſerer Feiertage an ihn richten. *)

---

*) An jedem ihrer hohen Feſttage ſchließen die

Mahmud.

Dein Rath, mein herzallerliebſter Schwiegerſohn! ſtrömt aus der Quelle der Weisheit und der Prophet hat dich zu meinem und der Rechtgläubigen Beiſtande geſendet. Alles ſoll geſchehen, wie du es verlangt.

Vor geraumer Zeit bereits haſt du mir ein richtiges Gemälde von dem Zuſtande mehrerer meiner Feinde entworfen, doch du haſt einige dieſer Feinde dazumal gänzlich mit Stillſchweigen umgangen und ich bitte dich, das Verſäumte nun nachzuholen. Der

---

Türken in den Moſcheen ihre Andacht mit folgendem Gebete: „Allmächtiger Gott! wir bitten dich, daß du die Chriſten von der Eintracht entfernt halten und den Unfrieden, Zwietracht und Eiferſucht unter ihnen ferner noch anſchüren mögeſt. Erhöre uns Allah!" vid. omnino Adam Nachenmoser Tom. II. Mem. Lect. sub anno 1588.

Geſandte Preußens, ein Baron von Miltiz, erhebt in der neueſten Zeit auch das Haupt und dringt angelegentlich und unaufhörlich in meinen Reis-Effendi, die Pacification der drei großen Mächte anzunehmen. Was glaubſt du lieber Schwiegerſohn, inwiefern habe ich dieſes Preußen, dann Spanien und Portugal zu fürchten?

Juſſuph.

Wären Spanien und Portugal noch immer, was ſie dereinſt geweſen, nämlich kräftige und ſelbſtſtändige Mächte, deren Flotten durch Zahl und ausgezeichnete Geſchicklichkeit im Seeweſen überhaupt zu imponiren vermöchten, dann wären dieſe für uns gefährliche Feinde; doch damit hat es ein Ende: Gott, der Allmächtige hat die Herrſcher dieſer Länder, zu deren größtem Unglücke, mit unverbeſſerlicher Verſtocktheit beſtraft und die Kraft beider Nationen iſt auf lange Zeit hinaus als gebrochen, ihr Nationalwohlſtand als vernichtet anzuſehen; dieſe Länder ſind mit ſich ſelbſt und ihren mündig gewordenen Kolonien im Weſten zu ſehr beſchäftiget, als daß ſie nur daran denken dürften, ſich in die Angelegenheiten des Orients miſchen zu wollen. Spanien und Portugal ſtehen im Begriffe, in ſich ſelbſt zu zerfallen, denn die Strafe, welche ihnen die Vorſehung für die von ihren Altvordern verübten Greuel in der neuen Welt aufzulegen beſchloſſen zu haben ſcheint, will offenbar ſich ihrer Vollendung nahen, und Nemeſis bedient ſich hiezu zweier königlicher Werkzeuge. Jener ſiebente Ferdinand ſowohl als dieſer ſogenannte abſolute Michel ſind Blutmenſchen und Meineidige, welche einſt vor Gottes Richterſtuhl ſchwere Rechenſchaft werden zu beſtehen haben.

Mahmud.

Und Preußen?

Zuſſuph.

Ein Staat im höhern und bedeutenderen Sinne kann nur ſeyn, was eine See hat, das heißt: ein Land, welches zu großem Nationalwohlſtande gelangen und in politiſcher Hinſicht kräftig imponiren will, muß an das Meer grenzen, um die Erzeugniſſe ſeines Bodens und ſeiner Induſtrie ſelbſt im Großen und in erſter Hand verſchließen zu können und ſeinen Worten durch bewaffnete Flotten in jenen Ländern Nachdruck zu geben, von welchen es zu weit entfernt iſt, um ſie mit ſeinem Arme erreichen zu können.

Nun hat Preußen zwar eine See, nämlich — das **baltiſche Meer**, allein dieſes Salzwaſſer iſt doch nicht ſo recht ein eigentliches, wie es denn auch wirklich erwieſen bleibt, daß das Waſſer der Oſtſee leichter und kühler iſt, als das Waſſer des Oceans: das Waſſer anderer Meere hält $^{9}/_{30}$, jenes der Oſtſee nur $^{1}/_{30}$ Salz. Es giebt im baltiſchen Meere weder Ebbe noch Fluth und ſeine größte Tiefe beträgt nur fünfzehn bis zwanzig Klaftern, an manchen Stellen kaum halb ſo viel.

Wäre Preußen mit ſeinem Seehandel auf die Küſten des baltiſchen Meeres, von welchen die ruſſiſche und ſchwediſche die vorzüglichſten, beſchränkt, ſo würde dieſer ſein Handel gerade nie zu einer ausgezeichneten Erheblichkeit gelangen können, ſintemalen jene Länder großentheils ſich derſelben Naturprodukte erfreuen, und ihre Induſtrie immer mehr fortſchreitet und mit der preußiſchen wetteifert. Preußen hat dieſe Wahrheit auch längſt erkannt, allein da die Natur ihm aus der Oſtſee glücklicherweiſe durch den Sund einen Ausweg in andere Weltmeere eröffnet, hat es nun angefangen, dieſen Umſtand zu benützen, und ſeine Seefahrer handeln nun bereits nach Südamerika und nach China ſelbſt.

Uebrigens bleibt Preußen im Allgemeinen nichts weniger als ein reicher Staat und ſein höchſter Wohlſtand wird ſtets nur durch künſtliche Spekulationen herbeigeführt werden können; nach vielen erlittenen Stürmen iſt ſeine intenſive Kraft noch lange nicht genug erſtarkt, als daß es im Stande wäre, bedeutſame Kriegsflotten auszurüſten und in die See laufen zu laſſen; wir haben von dieſer Seite, wie ich glaube, von ihm vor der Hand nichts zu befürchten, nichts deſtoweniger rathe ich dir, lieber Schwiegerpapa! dieſen Staat nicht zu gering zu achten. — Höre mit Aufmerkſamkeit, was ich dir darüber zu eröffnen im Begriffe ſtehe.

Preußens Selbſtbewußtſeyn hatte einen hohen Grad erreicht, allein ſein Stolz, das Heer nämlich, war durch zu lange Waffenruhe erſchlafft, und überdieß weit hinter der Zeit zurückgeblieben — da wurde es gedemüthigt. — Während jenen Kataſtrophen, welche meine Wenigkeit über Welten herbeigeführt, hat vielleicht keiner mehr als der preußiſche gelitten, allein obwohl er mir in der Folge großen Schaden zufügte und ich nimmermehr gut auf ihn zu ſprechen war — muß ich nun bei gänzlich erkaltetem Blute, zur Steuer der Wahrheit, nichts deſtoweniger dennoch eingeſtehen: kein Staat erhob ſich in der Folge energiſcher, conſequenter und wurdevoller aus ſeiner Schmach, dann der preußiſche, und ich glaube, daß bei ſeinem unübertrefflichen nunmehrigen Staatshaushalte Preußen bald, und vielleicht wohl früher wie jeder andere Staat, die Spuren der Verheerung vertilgt haben wird, welche meine Stürme über Europa brachten.

Kein Staat iſt mehr und ſchneller zur Selbſterkenntniß gekommen, als dieſer preußiſche und aufrichtiger bemüht geweſen, ſeine alten Scharten auszuwetzen, eingefleiſchte Vorurtheile zu beſiegen, und alle ſeine Haupt- und Nebeninſtitute genau und aufs Pünktlichſte den ſtrengen Anforderungen einer raſch vorgeſchrittenen andern Zeit anzupaſſen.

Preußen iſt ſtets ein militäriſcher Staat im ganzen Umfange des damit verbundenen Begriffs geweſen und die ihm erſprießliche und richtig aufgefaßte Tendenz erheiſcht, daß Preußen Alles daran ſetzen muß, wieder zu bleiben, was es ehevor geweſen. Es kann vernünftigerweiſe nur ſtreben, als Kontinentalmacht ſich auf einem reſpektabeln Fuß zu erhalten; der Verſuch, ſich eine Seemacht bedeutenden Ranges bilden zu wollen — wäre ein ſchlechtverſtandener Ehrgeiz, würde unnütz die Kräfte des Landes zerſplittern und dieſe Macht vielleicht zum andern Mal an den Rand des Verderbens führen, dem es nur vorerſt entronnen.

Keine europäiſche Kontinentalmacht kann

ſich mit Fug und Recht eines beſſer organiſirten Heerweſens rühmen, als Preußen; ohne das Mark des Landes in Anſpruch zu nehmen, ſtellt es beim erſten Trompetenklang wenigſtens 300,000 vortrefflich armirter, gekleideter und geübter Krieger ins Land, denn ſeine Landwehren ſind etwas anderes, als man gewöhnlich darunter zu verſtehen gewöhnt iſt, ja gerade dieſe Landwehren bilden den eigentlichen Kern ſeiner Armee und viele Staaten könnten jetzt in dieſer Beziehung von Preußen lernen.

Es iſt ein großer politiſcher Irrthum, wenn man Preußen zu ſehr abhängig von Rußland wähnt und dieſer Irrthum beruht lediglich auf einer Ueberſchätzung des zweiten Reiches und einer Unkenntniß des Ranges, den Preußen als vorzüglichſt organiſirte europäiſche Heeresmacht einnimmt und dieſer Rang iſt wahrlich nicht zweiter, ſondern erſter Potenz, und dieſer Vorzug iſt wieder ganz natürlicherweiſe die Urſache, daß Preußen größern Impuls auf die verbündeten Mächte übt, als es urſprünglich nach ſeiner Seelenzahl und dem Länderumfange üben könnte.

Die deutſchen politiſirenden Magiſters haben es Preußen ſo oft und ſehr zum Vorwurf gemacht, daß es ſich in der neueſten Zeit eines Herzogthumes Sachſens bemächtigte und die eingefleiſchten ſächſiſchen Patrioten ſind ſo weit gegangen, das: Ein Reichsthaler auf den preußiſchen Münzen, nach einer neuen Lehrart, in das: „Ein Reich ſtahl Er!“ zu umwandeln. Ein ſolcher bitterer Spott iſt weiter nichts, als die Ausgeburt unbilligen und kleinlichen Nationalhaſſes.

In Folge regelmäßiger Friedensſchlüſſe neun Provinzen zu acquiriren, wenn man ehevor viele alte zu verlieren, das Unglück hatte, iſt eine geſetzmäßige, eine der Könige werthe Handlung: „Le besoin de s'agrandir est *une suite du besoin de se conserver!*“ — ſchrieb im Jahre 1796 ein Italiener an *Mr. Lacretelle* und der Welſche hatte — bei des Propheten Barte! nicht unrecht.

Was ſeine innern Verhältniſſe betrifft, kann Preußen als Muſterſtaat gelten. Die Staatsſchulden ſind regulirt und werden allmählig nach einem herrlichen und tiefdurchdachten Plane getilgt, daher auch der große Staatskredit und der achtungeinflößende Cours der Staatspapiere. Die Communalſchulden vermindern ſich mit jedem Jahr und können bei fortwährendem Frieden bald genug abgetragen werden, und es hat ſich demnach die preußiſche Finanz-Wirthſchaft als ganz vorzüglich zweckmäßig, und den Verhältniſſen angemeſſen, erprobt, wobei merkwürdig bleibt, daß wenn auch Sparſamkeit die hervorſpringendſte Tendenz war, darunter niemals Gerechtigkeit und Billigkeit gefährdet wurden. Niemals hat Preußen bei Ausgaben, welche der Vortheil oder die Würde des Staates erforderten, in kleinlicher Weiſe geknauſert, und ſelbſt nicht in den drangvollſten Zeiten.

Preußens hohe Polizei bildet geradezu einen Gegenſatz zu der öſterreichiſchen, denn wenn es in Oeſterreich — wie ich dem Herrn Schwiegerpapa ſchon früher auseinander zu ſetzen die Ehre hatte — feſtſtehender Grundſatz bleibt, den großen Haufen dumm, blitzhagelviehdumm zu erhalten, ſo iſt dagegen Volksbildung ein Hauptſtreben der preußiſchen Regierung. Wie ſein militäriſches, ſtellt ſich ſein Federheer als ein ganz vorzügliches dar, und wie löblich auch der Süden wetteifern mag, er iſt in dieſer Beziehung immer noch weit hinter dem Norden zurückgeblieben, und dieſe unumſtößliche Thatſache bildet Preußens phyſiſches und moraliſches Uebergewicht.

Man hat es in der neueſten Zeit Preußen oft zum Vorwurfe gemacht, daß es ſeinen Ländern noch immer keine allgemeine Konſtitution gegeben, doch ich glaube, daß es dabei nicht am guten Willen gefehlt hat, allein die Eigenthümlichkeiten ſeiner verſchiedenen Provinzen ſtellen ſich zu heterogen dar, als daß es klug und erſprießlich ſeyn könnte, durch einen zu gewagten Handſtreich Alles zuſammen unter einem Hute zu vereinigen.

Das Prinzip der preußiſchen Regierung iſt unverkennbar rein konſtitutionell, reiner konſtitutionell vielleicht, als jenes mancher Staaten, welche ſich mit vollen Backen ihrer Charta magna, welche in der Wirklichkeit oft nur eine *charta parva* iſt, rühmen; die ihm fehlenden konſtitutionellen Formen wird Preußen zu ſeiner Zeit zu erſetzen wiſſen; dafür bürgen ſeine Rechtlichkeit und ſein gegebenes Wort.

Mahmud.

Für dieſe Notizen, mein lieber Herr Schwiegerſohn! werde ich dir als wohlverdientes Geſchenk heute noch einen Zobelpelz und *ein paar neue Pantoffel* einhändigen laſſen, auch werde ich meinem Reis-Effendi zur Stelle auftragen, den Herrn von *Miltitz* mit größerer Aufmerkſamkeit zu behandeln, als bisher geſchehen.

Es waren mehrere Wochen, nachdem das vorſtehende Geſpräch Statt gefunden hatte, verfloſſen, als der Großherr eines Tages zu unſerm Helden mit brennendem Kopfe, und vielen Depeſchen in der Hand, ins Gemach trat und ſich alſo vernehmen ließ:

Mahmud.

Nun mein ganz charmanter Herr Schwiegerſohn! ich habe deinem Rathe gefolgt und neulich mit Hartnäckigkeit die Pacificatlons-Anträge der drei Mächte zurückgewieſen — jetzt haben wir die Beſcheerung. So eben habe ich durch einen Tataren Depeſchen von Ibrahim-Paſcha erhalten. Meine große Flotte liegt im Hafen von Navarin vor Anker, blokirt von dem engliſchen Geſchwader unter Sir Eduard Codrington und der franzöſiſchen Flotte unter Admiral Rigny. Die beiden Seeoffiziere haben dem Ibrahim erklärt, ſie hätten von ihren Souveränen den Befehl erhalten, einen faktiſchen Waffenſtillſtand einzuführen, und die Streitkräfte, die ſich widerſetzen würden, zu vernichten. Wie nun?

Juſſuph.

Und was erwiederte Ibrahim den Admiralen?

Mahmud.

Seiner Pflicht eingedenk ſagte er ihnen:

„Er ſey Diener der Pforte; er habe Befehl, den Krieg in Morea nachdrücklich fortzuſetzen und durch einen entſcheidenden Angriff auf Hydra zu beendigen; er ſey in keiner Art berechtiget, den ihm gemachten Mittheilungen das Ohr zu leihen, oder eigenmächtig einen Entſchluß darüber zu ergreifen, indeſſen mache er ſich anheiſchig, bis zur Rückkunft der an mich abzuſendenden Kouriere den Hafen von Navarin nicht zu verlaſſen, ſo hart es auch in dem Augenblicke für ihn ſey, ſich aufgehalten zu ſehen, denn ſeine Expedition, wie ſie hier vor Anker liege, wäre doch unverkennbar ſo ſtark, daß ihr die Griechen zu widerſtehen nicht vermögen würden.“

Ein nichtsdeſtoweniger gemachter kluger Verſuch von Seite des Ibrahim, mit ſeiner Flotte aus dem Hafen von Navarin zu entwiſchen, mißlang gänzlich, und was das Schlimmſte bei der Sache bleibt, ſo erwartet man, glaubwürdigen Nachrichten zu Folge, auch mit jedem Tage das Eintreffen der ruſſiſchen Flotte bei Navarin. Ich frage dich noch einmal, was iſt nun zu beginnen?

Juſſuph.

Nun, nun, Herr Schwiegerpapa! unſere Lage ſtellt ſich ſo gar ſchlimm noch nicht dar. Die ägyptiſch-türkiſche Flotte zählt ja denn doch bei Weitem mehr, als hundert wohlausgerüſteter Fahrzeuge. Wenn ſie mit Klugheit befehliget wird und mit Tapferkeit ſtreitet, vermag ſie es in der That, den Flotten der drei vereinigten Mächte die Spitze zu bieten, denn ſie hat ja ſchon in ihrer Stellung einen bedeutenden Vortheil vor ſich. Sie bleibe halbmondförmig poſtirt im Hafen von Navarin vor Anker liegen, und erwarte daſelbſt das Einlaufen der Feinde. Du weißt, der Eingang in den Hafen iſt ſehr ſchmal, und wenn die feindlichen Flotten eingelaufen, ſey es die Sorge deines Admirals, dieſen Eingang zu verrammeln und mit ſeinen überlegenen

Streitkräften die Fahrzeuge der Gegner alle polypenartig und von allen Seiten zu umarmen, denn wenn die Unſrigen fechten wie Männer, kann es immer ſo weit nicht gefehlt ſeyn.

Mahmud.

Das lautet Alles recht ſchön, lieber Schwiegerſohn! allein in das Talent des Kommandanten meiner Flotte habe ich eben nicht Urſache das größte Zutrauen zu ſetzen, und Ibrahim-Paſcha iſt ein tüchtiger Nauſeegen zu Lande, verſteht aber von dem Seedienſte wenig oder nichts; ich ſehe es voraus, er wird befürchten, ſich zu compromittiren und an dem Seegefechte gar keinen Antheil nehmen.

Ich habe zwei herrlich ausgerüſtete und zum Auslaufen jeden Augenblick bereite Fregatten, wie du weißt, vor Anker liegen. Jetzt beweiſe, daß du es aufrichtig mit mir und meinem Dienſte meinſt. Der Wind weht günſtig; ich will dich mit unumſchränkten Vollmachten verſehen, begieb dich zur Stelle an Bord der Fregatten und eile, *Navarin* zu erreichen, denn mir ſagt es eine geheime Ahnung, es drohet dort großes Unglück und nur ein zeitiges Eintreffen, dein Glück und hoher Genius allein werden vermögen, es vielleicht abzuwenden.

Juſſuph.

Auch mir ahnet nichts Gutes, denn die Proben, welche ich von euerer Gewandtheit im großen Seekriege bisher geſehen habe, ſind eben nicht die aufmunterndſten. Indeſſen ich ſelbſt bin kein Seeoffizier, allein um dir ein Zeichen meiner unbedingten Ergebenheit zu geben, will ich zur Stelle nach *Navarin* ſegeln und es möge der heilige Prophet bei Gott fürbitten, daß ich dort vor dem Thorſchluſſe eintreffen möge.

Nach einem rührenden Abſchied von der hochſchwangern Zoraide ging unſer Held am früheſten Morgen des folgenden Tages mit günſtigem Winde unter Segel.

IX.

Große Seeſchlacht bei Navarin. — Juſſuph-Paſcha rettet dem Großherrn durch einen wohlberechneten Theater-Coup das größte und herrlichſte ſeiner Linienſchiffe aus der allgemeinen Zerſtörung. — Reminiſcenz an Eugen Beauharnais.

Perikles gab den Athenienſern folgenden Rath:

„Maritimae civitati et reipublicae satis est, etiam dum terra invaditur, si maris imperium retineant; terram autem, et agros suos facile patiuntur, modo se de imperio maris deiici patiantur.“ — Das Motto der Seepolitik heißt: [illegible] jedes Ungemach, ſollten auch Reiche und Staaten zu Grunde gehen. — Das Meer zu beherrſchen iſt wahrlich eine große Sache, denn wer die See hat, hat das Ganze, ſoll Pompejus geſagt haben. — — —

Die Genueſer, behauptet Dumont, ſagen, wenn ſie ſich einen guten Morgen wünſchen: Quadagno signore! memento lucri.

Juſſuph-Paſcha's nunmehrige Seereiſe gehörte nicht unter die ſchnellſten, aber auch nicht unter die unglücklichſten. Er befand ſich mit ſeinen beiden Fregatten bereits am 20. October 1827 in den joniſchen Gewäſſern und nur noch einige Seemeilen von dem Hafen von Navarin entfernt, allein der Wind blies ihm nicht ganz günſtig.

An demſelben Tage gegen drei Uhr Nachmittags vernahm unſer Held heftigen Kanonendonner und es war nun nicht mehr zu zweifeln, ein ſeltſames Geſchick hatte ihn gerade am Tage der Entſcheidung in die Nähe des Hafens von Navarin gebracht.

Napoleon's kriegeriſcher Ungeſtüm, ſeine heroiſche Kampfluſt erwachten; er ließ alle Segel beiſetzen, allein vergebens, nur langſam nahten die Fregatten ihrem Ziele.

Der ſchrecklichſte Kanonendonner war fortwährend bis Abends gegen ſieben Uhr zu vernehmen und erſt um halb neun Uhr gelang es unſerm Helden, den Eingang des Hafens zu erreichen. Eine engliſche Brigg und eine franzöſiſche Korvette bewachten von außen dieſen Eingang, allein Juſſuph-Paſcha forcirte denſelben, fand wenig Widerſtand und lief ſofort in den Hafen ſelber ein.

Ein trauriger Anblick ſtellte ſich Juſſuphen nun dar.

Die türkiſche Macht hatte ſich vor der Schlacht in einer hufeiſenförmigen Richtung, der Geſtalt der Bay folgend, in dreifacher Linie vor Anker gelegt gehabt.

Als die Flotten der vereinigten Mächte gegen Mittag nach einander, und ſo ſchnell als möglich in den Hafen einliefen, fiel von Seite der egyptiſch-türkiſchen Armada — man weiß nicht mit Vorbedacht, oder aus Zufall — der erſte Schuß, und bald war der Kampf allgemein.

Ein ſchauderhaft furchtbares Schauſpiel wurde nun aufgeführt. Man ſtelle ſich ein paar hundert Kriegsſchiffe von jeder Größe vor, die in einem engen Meerbuſen in dreifacher Linie auf einander Feuermaſſen ſtrömen; dann allerwärts gräulichen Brand, undurchdringliche ſchwarze Wolken, vom Pulverdampfe erzeugt und nun mit jedem Augenblicke hier und dort die ſchrecklichſten Exploſionen!

Um fünf Uhr Abends war die erſte Linie der Türken zerſtört, die Linienſchiffe und Fregatten zertrümmert, in Grund gebohrt, angezündet und für die Alliirten der Sieg ſo gut als entſchieden.

Als Juſſuph, wie ſchon erwähnt, Abends neun Uhr mit ſeinen beiden Fregatten in den Hafen einlief, hatte ſich die zerſtörte türkiſche Flotte an die Küſte zurückgezogen; die meiſten Fahrzeuge ſtanden in Flammen, bald flog hier, bald dort, wenn das Feuer die

Pulverkammern ergriff, ein Schiff in die Luft, und die Mannſchaft ſuchte ſich in Booten ans Land zu retten. Nur ein einziges großes, ſchönes türkiſches Linienſchiff lag abgeſondert und unverſehrt noch vor Anker, und der langen brennenden Linie der zerſtörten türkiſchen Flotte durften ſich die Fahrzeuge der verbündeten Mächte, ihrer eigenen Sicherheit halber, nicht zu nahen wagen, und ſie hatten dazu um ſo weniger Luſt, da ihnen nach ihrer Meinung das unzerſtört gebliebene große türkiſche Linienſchiff ohnehin nicht entgehen konnte.

Das Erſcheinen zweier wohlausgerüſteter türkiſcher Fregatten, Abends um neun Uhr, brachte die franzöſiſche Flotte, auf deren Linie, um ſie zu durchbrechen, Juſſuph zuſteuerte, aufs Neue in allgemeine Bewegung und er ſah ſeine beiden Fahrzeuge aufs Heftigſte und von allen Seiten angegriffen; allein unſer Held manövrirte kühn und glücklich und es gelang ihm ſich durchzuſchlagen und das öfters erwähnte große türkiſche Linienſchiff zu erreichen, indem dieſes Wagniß eine plötzlich eingetretene ſchwarze Gewitternacht glücklicherweiſe unterſtützte.

Juſſuph Paſcha legte an den Seiten des türkiſchen Linienſchiffes mit ſeinen beiden Fahrzeugen bei, und begab ſich ſogleich an Bord des erſtern, mit deſſen Kapitän er eine lange und wichtige Unterredung hatte.

Nach dem nur zu geräuſchvollen Tage waltete eine tiefe Stille im Hafen, doch nach Mitternacht brach ein Hochgewitter los; Blitze durchzuckten die Luft und furchtbar grollte der Donner.

Jn Mitte dieſes Unwetters vernahm man plötzlich drei ungeheure Kanonenſchläge und mit dem dritten ſtand das türkiſche Linienſchiff von oben bis unten in allen Tauen und Maſten durch ſogenanntes bengaliſches hellblaues Theaterfeuer erleuchtet, in feenartiger Strahlenglorie.

Das große Linienſchiff ſteuerte geradezu, indem ihm die beiden Fregatten Juſſuphs folgten, auf die Mitte des franzöſiſchen Geſchwaders zu.

Auf dem Hauptmaſte des Feuerſchiffes war in koloſſaler Form die aufgeſteckte dreifarbige Nationalflagge zu erſchauen. In Mitte des Verdeckes ſtand Napoleon Buonaparte, gekleidet wie ehemals in den Tagen ſeines Glückes, in die hellgrüne Uniform der italieniſchen Armee, ſein bekanntes Dreimaſterchen auf dem Haupte, mit verſchränkten Armen, vorgeſetztem rechten Fuße, in der ihm eigenthümlichen Haltung und Ruhe und hinter ihm erhob ein Offizier den ehemals ſo ſiegreichen Adler des Kaiſerthums.

An beiden Seiten des Verdeckes ſtand in Doppelreihen ein Bataillon, gekleidet in die Uniform der kaiſerlichen alten Garde.

Die würdigen Veteranen trugen das Gewehr im Arm, wie ſie wohl ſonſt pflegten, wenn ſie in heldenmüthiger Gelaſſenheit, gemeſſenen Schrittes, den verwüſtenden Feuerſchlünden des Feindes entgegen giengen. Eine herrliche Janitſcharenmuſik erklang und von ihr begleitet ſtimmten nun einige hundert ſonore Männerſtimmen die Marſeiller Hymne an:

Allons enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé etc.

Wer wüßte es nicht — und wäre es auch nur aus den Werken Coopers und anderer neuer Seeromantiker — daß die Schiffsleute aller Nationen die abergläubigſten Leute von der Welt ſind, und daß nicht nur jeder außerordentliche, ſondern oft ſelbſt der unbedeutendſte Vorfall dieſem Aberglauben die volleſte Nahrung giebt?

Man wird ſich daher keineswegs wundern, wenn wir verſichern, daß das ſeltſam erleuchtete türkiſche Linienſchiff von den franzöſiſchen Matroſen und Seeſoldaten für ein überirdiſches gehalten wurde und daß es mit den ihm folgenden Fregatten ungehindert durch die Mitte der franzöſiſchen Flotte ſegelte. Wohl mochten mehrere gänzlich vorurtheilsfreie Offiziere — welche die Kriegsliſt durchſchauten — ſchelten, toben und zum Angriff ermuntern. Es blieb Alles vergebens, denn ſo ſtreng die Subordination auch auf den Kriegsſchiffen gehandhabt wird, die Furcht vor Geiſtern und den hartnäckigſten Aberglauben vermag ſie dennoch nicht zu beſiegen.

Ein paniſcher Schrecken hatte die franzöſiſche Schiffsmannſchaft ergriffen; wie vom Donner gerührt ſtanden Alle und nur leiſe und mit zitternden Stimmen hörte man hier und dort murmeln: Es iſt ein Geiſterſchiff und hat den verſtorbenen kleinen Korporal mit den erſchlagenen Grenadieren der alten Garde an Bord.

Vor dem Eingang des Hafens ſtieß Juſſuph Paſcha mit ſeinen drei Schiffen auf vier bedeutſame engliſche Fahrzeuge.

Schon brannte das bengaliſche Theaterfeuer auf den Maſten und in den Tauen des türkiſchen Linienſchiffes matter, allein das Halbdunkel, in welche dadurch die Erſcheinung geſtellt wurde, ließ dieſelbe nur um ſo gräulicher erſcheinen und derſelbe paniſche Schrecken, wie vorhin die franzöſiſchen, erfaßte nun auch die noch mehr abergläubiſchen engliſchen Seeleute; vergebens riefen auch hier mehrere wackere Offiziere, fluchend und ſcheltend, zum Angriff; Niemand gehorchte, und man vernahm nichts, als den allgemeinen Schreckensruf der Matroſen und Marineſoldaten:

„It is Hell's ferry with Buonaparts spirit on board! *)

Zum größten Glück ſchwellte in dieſem Augenblicke ein ſich plötzlich erhebender friſcher Wind aus Nordweſt Juſſuph's Segel und trieb ſeine Schiffe mit Blitzesſchnelle aus dem Bereiche der Feinde dem mittelländiſchen Meere entgegen.

Uebrigens dürfte es kaum erforderlich ſeyn, die glücklich ausgeführte Kriegsliſt näher zu beleuchten.

Juſſuph hatte ſchon früher mehrere ſich in türkiſchen Dienſten befindliche Franzoſen

---

*) Es iſt ein Höllenſchiff, und führt Buonaparte's Geiſt an Bord.

in ein Muſtercorps vereiniget und ihnen die Uniform der alten Garde anfertigen laſſen, um durch ein modernes Manöuvre dieſes Trüppleins eines Tages ſeinem Schwiegervater eine angenehme Ueberraſchung zu bereiten. Nun hatte unſer Held dieſes türkiſch-franzöſiſche Korps vor der nach Navarin von ihm zu unternehmenden Expedition ſchnell an Bord einer ſeiner Fregatten gehen laſſen und mit dieſer alten Pſeudo-Garde führte Juſſuph — auf den ihm wohlbekannten Aberglauben der Seeleute fußend — glücklich den erzählten Theatercoup aus.

Ich — der Autor nämlich — kann mir an den Fingern abzählen, daß hier mancher kalte, aber mir deshalb nicht minder verehrliche Leſer fragen wird: „Aber warum haben wir denn von der ganzen abſonderlichen Geſchichte nichts im öſterreichiſchen Beobachter geleſen? — Meine ſehr geneigte Gönner! ich kann darauf nur erwiedern, daß Sie im öſterreichiſchen Beobachter ſchon Manches werden geleſen haben, was nimmermehr geſchehen iſt, und daß es Sie daher nicht befremden darf, wenn im entgegengeſetzten Falle Herr Pilat *) öſters

---

*) Ich habe, beiläufig bemerkt, die Ehre, den Herrn Pilat ſeit langer Zeit zu kennen, da wir vor circa dreißig Jahren die lateiniſche Schule zu Augsburg, genannt: „*Ad sanctum Martinum*“ gemeinſchaftlich beſuchten und unter dem ſtrengen Regimente des alten Magiſter Ströbel ſchmachteten. Dazumal kam es uns freilich noch nicht in den Sinn, dereinſtens treffliche öſterreichiſche Beobachtungen und freiſinnige politiſche Romane zu ſchreiben. Uebrigens muß ich, zur Steuer der Wahrheit, bemerken, daß ich ſchon dazumal ein ſehr vorlauter, viel plaudernder Knabe war, dem, wie heute noch, das Herz ſtets auf der Zunge ſaß. Freund Pilat dagegen ſtellte ſich ſchon in der Jugendzeit als ein altkluger und ſchweigſamer Junge dar.

Gaben wir Schüler tolle Streiche an,

für gut hält, Ihnen nicht zu erzählen, was ſich wirklich ereignet hat. Dixi! —

Juſſuph Paſcha erreichte dieſesmal in ſehr kurzer Zeit und glücklich mit ſeinen drei Fahrzeugen den conſtantinopolitaniſchen Hafen. Er war der Erſte, welcher die Hiobspoſt von der zerſtörten ägyptiſch-türkiſchen Flotte dem Großherrn hinterbrachte.

„Tela provisa minus nocent!“ —

ſpricht der Lateiner, und Mahmud hatte — wie wir früher ſchon gehört haben —

---

was nicht ſelten geſchah, mußte ich häufig die Zeche bezahlen. Pilat kam nie in dieſen Fall, denn zur Intrigue war er geboren.

Habe ich Wahrheit geſprochen, öſterreichiſcher Beobachter! oder nicht? was?

ſich nimmermehr Vieles von den Leiſtungen ſeiner großen Flotte zu Navarin verſprochen, indeſſen auf eine ſolche Schreckensnachricht war der Großherr dennoch nicht gefaßt geweſen.

Mahmud iſt ein Orientale, und wilder und raſcher ſtrömt das Blut durch die Adern der Morgen- als durch jene der Abendländer.

Furchtbar ſtellten ſich des leidenſchaftlich bewegten Fürſten Zorn und Schmerz dar; er zuckte wie ein wildes, reißendes Thier und an das: „*redde legiones meas!*“ welches jener alterthümliche Kaiſer ſeinem geſchlagenen Feldherrn zurief, gemahnend — ſchrie der Sultan unaufhörlich:

„Pfeifenſtopfer! geheimer europäiſcher Oberpfeifenſtopfer! von dir verlange ich meine Flotte, meine große, herrliche, ſchöne Flotte — dich habe ich abgeſendet, ſie zu retten; ſchaffe mir meine Flotte wieder!“

Juſſuph that, wie unter ſolchen Umſtänden alle kluge fürſtliche Günſtlinge zu thun pflegen: er zuckte die Achſeln, nahm eine Priſe Tabak, ſchwieg und ſuchte aus der Nähe des Sultans zu kommen, um eine beſſere Laune deſſelben abzuwarten.

Es nahte Mahmuden auch in der That, bald genug, die erwartete beſſere Laune, und er ſah in ſolcher ein, daß Juſſuph unter den einmal beſtandenen Umſtänden immerhin noch Großes gethan, indem er wenigſtens, wie durch Zauberei, der hohen Pforte ein ſchönes, großes Linienſchiff und zwei Fregatten, welche ohne ihn unwiederbringlich verloren geweſen wären, gerettet hatte.

Zu dieſer Ueberzeugung gelangt, begab ſich der Großherr zu unſerm Helden, warf ſich an deſſen Bruſt und ſprach tief gerührt: „Schwiegerſohn! verzeihe mir, ich habe dir unbillige Vorwürfe gemacht, allein nun ſehe ich ein, daß ich dir Dank ſchuldig bin, und daß du, im engſten Sinne des Worts, mein Freund biſt.“

„Der Name Freund!“ — erwiederte Juſſuph ſehr ernſt — „iſt ein großes Wort, Herr Schwiegerpapa! und die Deutſchen ſagen, man müſſe mit einem Manne wenigſtens einen Scheffel Salz verzehrt haben, ehe man vermöge, ſich von ſeiner wahren Freundſchaft zu überzeugen, und ein alter franzöſiſcher Dichter ruft: ungemein treffend, aus:

„Chacun se dit ami,
Mais fou — qui se repose,
Rien n'est plus commun, que le nom,
Rien n'est plus rare que la chose!“

Ich, meinestheils, habe in meinem thatenreichen Leben nur einen einzigen wahren Freund gefunden, der unter allen Umſtänden die Farbe hielt.“

Mahmud.

Und wie nannte ſich dieſer Phönix?

Juſſuph.

Er hieß: Eugen Beauharnais, und war mein Stiefſohn. — Von ihm konnte ich ſagen, wie bei jenem großen Dichter der herrliche Feldherr Wallenſtein von ſeinem Max Piccolomini: Ja den Eugen

Ich hatte ihn gehalten und getragen
Von Kindesbeinen an —

denn als er zum erſten Male zu mir kam, mich um den Degen ſeines edeln Vaters, der unverdienterweiſe ein blutiges Opfer der Revolution gefallen, zu bitten, war er nur erſt ein liebenswürdiger zehnjähriger Knabe.

Ein Liebesnetz hatt' ich um ihn geſponnen,
Zerreißen konnt er's nicht — er war an mich
Geknüpft mit jedem zarten Seelenbande,
Mit jeder heil'gen Feſſel der Natur,
Die Menſchen an einander ketten kann.

Ich habe viele Tauſend reich gemacht,
Mit Ländereien ſie beſchenkt, belohnt,
Mit Ehrenſtellen — ihn hab' ich geliebt,
Mein Herz, mich ſelber hatt' ich ihm ergeben,
Sie Alle waren Fremdlinge, er war
Das Kind des Hauſes. —

Mahmud.

Und er alſo blieb dir treu?

Juſſuph.

Er war und blieb mir treu. Als mir das falſche Glück den Rücken wandte, und Alle, Alle mich verließen, die ich mit Huld und Schätzen überhäuft, da blieb mir mein Eugen; er wäre mir, hätt' ich's nur zugegeben, in die Verbannung ſelbſt gefolgt. Er war der edelſte der Menſchen; ſein Herz, es kannte keinen Trug und Falſch und ſelbſt die Feinde ſahen ſich gezwungen, ihn hoch zu achten. Gar treffend nannte ihn Rußlands Alexander anders nie, dann: „*Modèle des princes.*“

Ach! — auch Eugen — er iſt vor mir dahingegangen in's Land, aus welchem Keiner wiederkehrt; es drücke ſanft die Erde ſeine Aſche, denn er war in des Wortes ganzem Sinne — *chevalier sans peur et sans reproche*.

Mahmud.

Sey mir, mein lieber Schwiegerſohn! was jener Eugen dir geweſen.

Juſſuph.

Dein wahrer Freund zu ſeyn, dahin geht mein Streben.

— (Zärtliche Umarmung.) —

Mahmud.

Die Rückerinnerung an jenen **Engen** hat dich tief bewegt. Von etwas Anderm nun. Meine **Zoraide** hat dir einen Sohn geboren — ich wünſche Glück.

Juſſuph.

Ich danke dir. Glaub mir, es hat mich das Ereigniß hoch entzückt.

Mahmud.

Zum Vizekönig irgend einer meiner herrlichſten Provinzen ernenn' ich deinen neugebornen Jungen auf der Stelle.

Juſſuph.

Laß das, lieber Schwiegervater! es taugt wahrhaftig nicht, die Knaben in der Wiege ſchon zu krönen. Ich machte mich der Schwachheit bei meinem Erſtgebornen theilhaſtig, allein bevor noch kaum der arme Junge ſtammeln konnte, fiel ihm die Königskron', die phantaſtiſche, vom Haupt, und gegen einen magern böhm'ſchen Herzogshut mußt er ſie vertauſchen. Wenn er's vermag, erring' der Mann ſich Kronen; der Fallhut ſchickt für Kindeshaupt ſich beſſer.

Mahmud.

Nun, wie es dir gefällt, mon cher Gendre! für heut' leb wohl — à revoir!

X.

Einige ganz eigenthümliche Ideen Napoleon Buonaparte's über Erziehung ſolcher Kinder, welche für Throne beſtimmt bleiben. — Wiegenlied des kleinen Mahomed-Napoleon.

Sie ſollen Alles lernen. Wer durch's Leben
Sich friſch will ſchlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüſtet ſeyn.

Schiller's Wilhelm Tell.

Als Napoleon — denn ſeiner Gattin gegenüber war er ſtets ganz Er ſelbſt, darum führt man in dieſer Geſellſchaft ihn auch nicht als Paſcha, ſondern als ihn ſelbſt auf — von Navarin zurückgekehrt, zum erſten Male wieder ſeinen Harem beſuchte, trat ihm die anmuthige Zoraide mit einem allerliebſten dicken und fetten Jungen auf dem Arm entgegen.

Der exkaiſerliche Kleine hatte bei der heiligen Beſchneidung den Namen: „Mahomed Napoleon" erhalten, doch blieb der zweite Name ein Geheimniß, und in Zoraidens Gemächern allein hieß der kleine, dicke Knabe nicht anders — als: zuckerſüßes Napoleonchen!

Napoleon junior ſaß eines Tages auf einem Teppiche an der Erde und ſpielte mit einem Granatapfel; Napoleon senior aber und die liebreizende Zoraide hatten in einem Divane Platz genommen und es machte ſich folgendes Geſpräch:

Zoraide.

Oft, mein ſüßer Herzensfreund! habe ich geleſen: man müſſe frühe das Stämmchen pflegen, wenn es zum tüchtigen Stamme heranwachſen ſolle, darum gedenke ich auch frühe genug an die Bildung unſers Mahomed-Napoleon Hand anzulegen, denn zu einer wichtigen Beſtimmung iſt er geboren; meinem Vater lebt kein Sohn und nach unſern Geſetzen iſt demnach Mahomed-Napoleon berufen, den türkiſchen Kaiſerthron dereinſt zu beſteigen. Es gilt einen regierenden Fürſten zu bilden und wie ſoll ich es beginnen, das ſchwere Geſchäft?

Napoleon.

Höre aufmerkſam, meine liebliche Zoraide! auf das, was ich Dir nun ſagen werde. Vor Allem mache unſern Kleinen, wenn er hinlänglich herangereift, mit dem Koran bekannt, denn ein bischen Religion müſſen künftige Regenten haben.

Den Unterthanen wird warm um's Herz, wenn ſie ihren König ſich tief vor der Gottheit beugen ſehen. Ludwig XIV. von Frankreich gewann ſehr dadurch, daß er ſeinem Enkel, dem fünften Philipp von Spanien, nach der unglücklichen Schlacht bei Ramelies unterm 29. Mai 1716 *) die folgenden Worte ſchrieb:

„Nous n'avons pas été heureux en Flandre. — Il faut se soumettre aux jugemens de Dieu; et croire que si nous profitons de disgraces qu'il nous envoie, elles nous procureront des biens solides et éternels.“

Alle kluge Regenten haben ſich der Kirche gebeugt und werden ſich ihr zu allen Zeiten beugen.

Zoraide.

Bon! der kleine Mahomed-Napoleon

---

*) Mémoir. polit. et milit. de Louis XIV. p. Millot T. III. p. 283.

ſoll — den Koran buchſtabiren — doch, was weiter?

Napoleon.

Dann gewöhne unſern Kleinen vorerſt daran — zu rechter Zeit zu eſſen.

Zoraide.

Zu rechter Zeit zu eſſen? — ich verſtehe Dich nicht, mein Freund!

Napoleon.

Salomon ſagt: *) — „Wohl dem Lande! deſſen Fürſten zu rechter Zeit eſſen.“

Um den höchſt ſeltſam klingenden Satz gehörig zu verſtehen, magſt Du, meine ſehr verehrliche Gemahlin! eine Schilderung

---

*) Prediger 16, 17.

eines Hofes leſen, deſſen König, Philipp V. in Spanien, höchſt unordentlich gegeſſen, geſchlafen und gearbeitet hat. Ich werde Dir morgen das Buch *) durch einen meinen Verſchnittenen ſenden. — Die angeregte Stelle lautet alſo:

„On se plaignait aussi dans le palais de la maniere de vivre de ce prince, qui ne sentoit pas encore, que son rang même d'avoir l'assujettir à une vie reglée et uniforme. — Il ne se couchoit qu'à heures, et donnoit l'ordre pour 7. heures du matin, quoiqu'il se levât beaucoup plus tard.

Le Despacho — ou conseil du cabinet — devoit se tenir à neuf; mais le Cardinal, le Président, le secrétaire attendoient quelque jusqu'à onze, malgré les affaires, dont ils étoient accablés. Le souper était toujours commandé pour huit heures; on

---

*) Mémoir. polit. et milit. de Louis XIV. par Millot T. II. p. 55.

soupait presque toujours trois heures après. — Les Ministres espagnols n'osaient répresenter au Monarque, ni la perte de temps, ni le chagrin des domestiques. — Le président de Castille pria Louville de s'en charger et d'assaisonner son avis avec bien du miel. Celuici ne reussissant pas toujours, écrivit combien il seroit utile que Louis XIV. recommanda à son petit fils de régler toutes les heures, comme il le faisoit lui-même. Cet avis etoit important et ne fut negligé.“

Zoraide.

Bon! — unſer kleiner Mahomed ſoll zu rechter Zeit eſſen — doch, was weiter? —

Napoleon.

Vor Allem entferne Schmeichler von dem heranwachſenden Söhnchen, denn ſie ſind die gefährlichſten Feinde künftiger Fürſten. Ludwig XIV. ſchrieb unterm 3. Dezember

1700 ſeinem Enkel, dem jungen König Philipp V. in Spanien:

„Ne préférez pas ceux, qui vous flatterons le plus; éstimez ceux, qui pour le bien hazarderont de vous deplaire; ce sont la vos veritables amis.“

Hätte der König wirklich geglaubt, was er hier geſchrieben, hätte er dieſes Umſtandes allein halber den Ehrentitel: „der Große“ verdient. Aber leider glichen ſothane ſchöne Lehren nur zu häufig Scanderbeg's berühmtem Schwerte; ſein Arm gehörte eben zu der Waffe.

Es gab einmal einen Fürſten, welcher nicht minder ſchöne Briefe ſchrieb, als jener vierzehnte Ludwig, allein ein Fremder fragte einſt: „Wer hat das Ohr des Fürſten?“ — die Antwort lautete: „Sein Kammerdiener.“ „Wer hat aber das andere Ohr?“ — fragte der

Fremde wieder — da hieß es aber: „Unſer allergnädigſter Herr hat nur ein Ohr!“

Zoraide.

Bon! ich will Sorge tragen über die Ohren des kleinen Mahomed — doch was weiter?

Napoleon.

Gewöhne den Kleinen an regelmäßige, ernſte und ſeinem künftigen Berufe entſprechende Beſchäftigungen.

Manchen Regenten kann man nichts weniger, als Unthätigkeit zur Laſt legen; ſie verrichten allerlei, nur nicht was ſie ſollten. Sie dirigiren Opern; exerzieren; ſchießen den Bauern die Fenſter ein; fabriziren Siegellack und wechſeln unaufhörlich mit derlei Spielereien. Spielend durften ſie nur lernen, ſpielend war ihre Erziehung, ſo ſpielen ſie denn auch mit Geſchäften und Pflichten, — mit ihrer Gnade, ihren Worten und Verſprechungen, mit ihrer ganzen Regierung — mais mon dieu! Geſpielt iſt nicht regiert!

Zoraide.

Bon! — der kleine Mahomed ſoll nicht Siegellack fabriciren — doch was weiter? —

Napoleon.

Gewöhne ferner den Jungen zur Sparſamkeit, ſie bleibt der Regenten erſprießlichſte Tugend. Der Fürſten übertriebener Großmuth erfreuen ſich in der Regel meiſt nur Unwürdige und ihre Verſchwendung verzehrt des Landes Mark.

Der im Jahre 1737 verſtorbene Herzog und Marſchall von Eſtrées hatte die großmüthige Gewohnheit, an ſeinem jedesmaligen Geburtstage Alles, was ihm von ſeinen Revenüen übrig geblieben, an ſeine Dienerſchaft zu verſchenken. Hingegen hinterließen der Herzog fünf Millionen Schulden; — wer möchte einem ſolchen Haushalte das Syſtematiſche ſtreitig machen?

Mit den weichherzigen und gar zu guten Regenten iſt im Grunde am allerſchlimmſten zu Rechte zu kommen. Einmal, weil bei ſchwachem Verſtande und obgleich trefflichem Herzen, gewöhnlich hartnäckiger Eigenſinn ſich vorfindet und dann, weil ſothane Fürſten den Einflüſterungen derjenigen, deren Intereſſe es erfordert, alles Gute zu verhindern, ein leider nur zu offenes Ohr leihen.

Ueberhaupt erſparen die regierenden Fürſten dem denkenden Publikum die Kritik — durch ihre eigene Handlungen; man ſucht in der Regel vorzugsweiſe immer bei dieſen Herren die guten Seiten heraus zu finden, man zwingt ſich oft, von ihnen gut zu denken und häufig macht ſich der Rechtliche Vorwürfe, ſie zu ſtreng beurtheilt zu haben; allein plötzlich machen ſie dann wieder dermaſſen *u*** **r**** und ſtellen ſich ſo ganz in ihrer wahren Geſtalt dar, daß man nicht anders kann, als ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Zoraide.

Mon très cher ami! nehme es mir nicht übel, allein deine Zunge iſt ſcharf — doch was weiter?

Napoleon.

Zoraidchen! nehme es mir nicht übel, doch jetzt muß ich Dich bitten, mir mit Deinem ewigen: „Nun was weiter?“

vom Halſe zu bleiben, ich denke, ich habe mehr als genug geſagt; alſo nur ein Paar Worte noch: Eines tüchtigen Selbſtherrſchers Streben muß unaufhörlich dahin gerichtet ſeyn, ſich ſelber zwiſchen Dürfen und Können eine Scheidelinie zu ziehen; denn nicht mehr zu wollen, als man kann, macht den Unterſchied zwiſchen dem Weiſen und dem Thoren.

Freibleiben muß das Wort in einem wahrhaft conſtitutionellen, das heißt: in einem wackern Staate — und ich, meines Theils, denke wie der Abt von Choiſi. — Als dieſer würdige Prieſter an der Geſchichte Carls VI. von Frankreich arbeitete, fragte ihn der junge Herzog von Burgund: *)

„Aber wie werden Sie es machen, um zu

---

*) **Anecdotes literaires. T. II. p. 380.**

ſagen, daß dieſer König ein Narr war?“ —

„Gnädigſter Herr!“ — erwiederte lächelnd der ehrliche, gelehrte Abt — „ich werde mich kurz faſſen und werde ſagen:

„Er war ein Narr!“

Als einige Tage ſpäter Napoleon wieder ſeine türkiſche Gemahlin beſuchte, ergriff dieſe die Mandoline, ſprechend: „Vernimm, o ſüßer Freund! das Wiegenlied, welches ich — wie ich hoffe, ganz in Deinem Sinne — für unſern kleinen Mahomed-Napoleon gedichtet.“

Zoraide intonirte ſofort den folgenden, in einer ſehr freien türkiſchen Versart verfaßten Geſang:

Mahomed-Napoleons Wiegenlied.

Erſtarke, erſtarke, mein liebliches Kind!
Bewahr' dich der Himmel vor Stürmen und Wind!
O ſtrebe mein Söhnchen! — o ſtreb' nicht nach Kronen,
Bedenke, daß Fürſten und Könige frohnen,
Nur frohnen — dem grauſen, dem ſchrecklichen Wahn,
Daß nimmer die Sorgen ſie ſchlafen je lahn! —

Es ſchenk' dir der Himmel ein redliches Herz,
Nicht zu viel Freude, nicht zu viel Schmerz;
Die Freude erzeuget zu ſtolzen Muth,
Der Schmerzen zu viele — ſie thun auch nicht gut;
Ein freundliches Hüttchen, ein zärtliches Weib
Genügen dem Weiſen — zum Zeitvertreib.

Der Himmel verleih' dir Würde und Kraft,
Denn ohne die Beiden wird nichts erſchafft,
Was wirklich dem Manne — Ehre gewähret,
Und ſich als Mannwerk uns offen bewähret!

Vor Allem, o Herzchen! — als feſteſten Hort,
Betrachte — das einmal gegebene Wort.
Ein Wortbruch, ein kleiner, zerſtöret das Glück,
Und nimmer und nimmer kehrt Ruhe zurück.
Erſtarke, erſtarke, mein herziges Kind!
Bewahr' dich der Himmel vor Stürmen und Wind! —

„Bravissimo — mia cara!“ ſprach Napoleon senior, küßte Zoraide zärtlich auf die Stirne und ſetzte ſich, um einen Teller italieniſchen Salat zu leeren und ein Glas Bordeaux zu trinken.

Napoleon junior ſaß, wie neulich, auf einem Teppiche, ſpielte mit ſeinem Granatapfel und rief unaufhörlich, ungemein anmuthig lächelnd: „Ta, ta — la, la!“

Arm in Arm ſchaute unſer Pärchen auf

den Kleinen hernieder, und was ſie empfanden? —

Es fühlt es nur, wenn holde Kleine lachen,
Die junge Mutter nur — die bei'm Erwachen,
Als dieſes Lebens ſchönſte, höchſte Luſt
Den Säugling drückt — an ihre Schwanenbruſt.

XI.

Juſſuph Paſcha prophezeibt alle Fehler, welche ſich die Ruſſen in ihrem jüngſten Feldzuge gegen die Pforte haben in der That zu Schulden kommen laſſen. — Skizzen eines türkiſchen Operationsplans. — Der Held der Geſchichte begibt ſich abermals zur Ruhe.

Lyſander war der erſte, der, als er ſeine politiſche Rolle in Kleinaſien ſpielte, den Krieg, gegen Lykurgs Anordnungen, zu einer von der Tapferkeit unabhängigen Kunſt machte, wobei alles auf Argliſt und Verſtellung ankam. — Da ihm einer ſeiner Offiziere vorſtellte, wie unwürdig dieſes Syſtem für einen Nachkommen des Herkules ſich darſtelle, erwiederte Lyſander: „Bah, wenn der Kluge mit der Löwenhaut nicht ausreicht, muß er ſich des Fuchsbalges bedienen.“

Mit gerunzelter Stirne, einen großen Pack Depeſchen unter dem Arme, trat der Großherr eines Morgens wieder in Juſſuphs Gemach und es entſpann ſich ſogleich folgende Unterhaltung:

Mahmud.

Nun haben wir den Teufel, Herr Schwiegerſohn! die ruſſiſchen Schweine ziehen in Beſſarabien bedeutſame Verſtärkungen an ſich; Ribeaupierre, der Flegel, wird alle Tage gröber und gieb Acht, ehe wir es uns verſehen, gehen die Lümmel über den Pruth und ſpielen den Krieg in mein Gebiet.

Juſſuph.

Wie benehmen ſich dabei die andern Mächte?

Mahmud.

Der Franzoſe ziemlich patzig; doch mit dem Oeſterreicher bin ich zufrieden. Der

Engländer ziehet, ſeit dem der Teufel bei Navarin meine Flotte geholt hat, auch wieder gelindere Saiten auf, und der Preuße begnügt ſich, mir allerlei guten Rath zu ertheilen, den ich bei einem Ohr hinein und beim andern wieder herauslaſſe.

Juſſuph.

Geht Alles ſchon recht, Herr Schwiegerpapa! und wie ich es Euch längſtens vorausgeſagt habe: Die Mächte werden ſich nun und nimmermehr gegen dich vereinigen und nur eine ſolche ernſte Allianz allein könnte dir den Untergang bringen. Die Gelehrten und Diplomaten haben dieſe große Wahrheit vor vielen Jahrhunderten ſchon erkannt, aber klüger ſind ſie ſeitdem deßhalb dennoch nicht geworden.

Ein gewiſſer gelehrter Knaſterbart, Sorantius in Ottomanno cap. 67. läßt ſich ungemein treffend alſo vernehmen:

„Schon **Mahomed** hat nichts mehr als ein dauerhaftes Bündniß gefürchtet, welches ſämmtliche chriſtliche Fürſten einſt gegen ihn ſchließen könnten und ganz vorzüglich ein Bündniß der Oeſterreicher mit den Moskowitern“ und noch deutlicher erweiſet die Gefahr und den wahrſcheinlichen Untergang, welchen ein ſolches Bündniß deinen Landen herbeiführen würde, **Philippus Hornius** in dem zweiten Theile ſeines Thesauri Politici, fol. 50. §. 51.

Ich muß nur lachen, daß ſich die chriſtlichen Botſchafter an deinem Hofe ſo ſehr die Köpfe zerbrechen und dennoch nie ein vernünftiges Reſultat erzwecken. Der Janitſchar, welcher ſich in Dienſten bei dem öſterreichiſchen Internuntius befindet und dem ich während der Schreckensperiode das Leben rettete, hat mir neulich ein altes deutſches Büchlein, welches er wahrſcheinlich aus der Bibliothek ſeines kaiſerlich königlichen Gebieters wegſtipitzt hat, zum Präſent gemacht.

Das angeregte Buch führt folgenden Titel:

„Neue und accurate Vorſtellung des großen Ottomanniſchen Reichs, nebſt Vorſchlägen, wie die chriſtlichen Potentaten eine Liga zu deſſen Ruin unter ſich bilden könnten. Communicirt von Siegreich Türkenfeind. Nürnberg bei J. L. Buggel. Anno 1717.“

Ich verſtehe zwar nicht ſehr gut Deutſch, allein doch ſo viel, daß ich mich überzeugen konnte, es würde um dich und dein Land gar ſchlimm ausſehen, wenn die europäiſchen Diplomaten ihre langen Naſen in Buggels Türkenfeind ſtecken und deſſen ſehr kluge Rathſchläge beherzigen möchten.

Indeſſen, lieber Schwiegerpapa! laß dir keine grauen Haare wachſen, mit jenen Ruſſen allein wollen wir vor der Hand ſchon fertig werden, jedoch wäre ich ruſſiſcher

Generaliſſimus, ich wollte dir dennoch ein Räthſel aufzulöſen geben, welches dir gewaltige Schwulitäten verurſachen ſollte.

Mahmud.

Nun und wenn du ruſſiſcher Kaiſer wäreſt, wie denn eigentlich wärdeſt du in dieſem Augenblicke gegen mich deine kriegeriſchen Operationen beginnen?

Juſſuph.

Mon ami! wenn man mit einem Gegner zu thun hat, muß man nicht darnach trachten, ihm ein Loch in den Kopf zu ſchlagen, oder den Arm aus dem Gelenke zu drehen, oder aber ein Bein zu verrenken — des ächten und tüchtigen Feldherrn Hauptſtreben muß lediglich dahin gehen, mit einem einzigen kräftigen Herzſtoße den Feind zu Boden zu ſtrecken.

Das Herz eines jeden Landes bleibt die Hauptſtadt, und darum wandte ich meine Streitkräfte in allen meinen Feldzügen immer vorerſt nach den Hauptſtädten der Feinde. Alle eigentliche militäriſchen Genies thaten desgleichen, und als ich im Jahr 1812 gen Moskau marſchirte, führte ich blos einen Plan aus, welchen der ſchwediſche Alexander, Carl XII., bereits zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu realiſiren im Begriffe ſtand, denn jener kühne Carl beabſichtigte durchaus nichts Anderes, als mit ſeinem Heere durch die Steppen der Ukräne gegen Moskau vorzudringen. Am 8. Julius 1709 verließ den Helden bei Pultawa ſein Glück und wohl hat man Recht zu ſprechen, für ihn ſey dieſes Pultawa geworden, was einſtens Pharſalus für den Pompejus.

Deine Flotte, Herr Schwiegerpapa! iſt dahin und wäre ich ruſſiſcher Kaiſer, ich verſammelte nicht nur ſchleunigſt eine ungeheure

Streitkraft in Beſſarabien, ſondern meine ſämmtlichen Kriegs- und Transportſchiffe im Hafen und auf der Rhede von Odeſſa.

Allerdings würde ich ein Armeekorps den Pruth überſchreiten laſſen, allein dieſes wäre nichts weiter, als eine falſche Demonſtration, um dich irre zu leiten; aber an einem ſchönen Morgen, wenn der Wind günſtig blieſe, ſollte meine ungemein zahlreiche Armee auf meinen Schiffen plötzlich herabſchwimmen gegen Süden durchs ſchwarze Meer.

An der öſtlichen Küſte deiner Länder würde ich an einem ſchicklichen Punkte ernſthafte Miene machen, zu landen, und würde ganz ruhig abwarten, bis alle deine disponiblen Truppen ſich auf dem bedrohten Punkte verſammelt hätten, und wäre dieſes geſchehen, lichtete ich meine Anker bei abermals günſtigem Winde, verfolgte meine Richtung nach Süden, forcirte die Straße von Konſtantinopel, nähme deine Hauptſtadt und ließe mir in deinem Serail in Mitte deiner anmuthigen Weiber ein Déjeuner à la fourchette ſerviren.

Mahmud.

Da müßt ich auch dabei ſeyn, Herr Schwiegerſohn! ich machte es eben wie Roſtopſchin in Moskau, das heißt, wenn du es nicht übel nehmen willſt, ich würde dir mein herrliches Konſtantinopel vor der Naſe wegbrennen und dir zu deinem Gabelfrühſtücke ein allerliebſtes Feuerchen anſtecken.

Juſſuph.

Herzliebſter Herr Schwiegerpapa! nehm es mir nicht übel, du biſt ein kleiner Dalk, wie die Oeſterreicher zu ſprechen pflegen. Der Brand in Moskau mußte mich freilich in Verlegenheit ſetzen, weil ich nichts zu nagen, noch zu beißen hatte, und deßhalb in Rußland nicht Winterquartier machen konnte. Doch brennteſt du mir Konſtantinopel weg, ich fragte nicht mehr darnach, als der König von England nach ſeinen Schulden.

Auf meiner Flotte befänden ſich hinlänglicher Mundvorrath und alle erforderlichen Utenſilien, um auf den Ruinen deiner Hauptſtadt ſich in größter Schnelligkeit eine militäriſche Colonie erheben zu laſſen. Durch einen herzhaften Handſtreich nähme ich die Dardanellen, wäre Herr des Meeres von Marmora und des Bosporus und mithin des Orients.

Mahmud.

Ja, ja, Herr Schwiegerſohn! Plane machen kann ein jeder Narr, aber bedenke nur, was würden die Herrn Engländer dazu ſagen, wenn du plötzlich in ſo ganz ſchneller und ungewöhnlicher Weiſe deine Macht ausbreiten würdeſt?

Juſſuph.

Da eben, Herr Schwiegerpapa, liegt der Hund begraben, und ich muß dir nur gratuliren, daß er nirgend anders, als gerade hier begraben liegt. Jetzt kommen wir wieder aufs alte Lied zurück und zwar auf ein Lied, das in deinen Ohren ſtets angenehm erklingen wird. So lange dieſe unglücklich aufgefaßte politiſche Eiferſucht fortdauern wird, ſo lange — ſage ich dir zum tauſendſten Male — kann keine Koalition zwiſchen den chriſtlichen Mächten gegen dich zu Stande kommen und ſo lange dieſes nicht geſchieht, ſind und bleiben wir geborgen.

Mahmud.

Hier iſt aber überhaupt gar nicht die Rede davon, was du thun würdeſt, wenn du ruſſiſcher Kaiſer wäreſt; du biſt ja nicht ruſſiſcher Kaiſer und wirſt es zu meinem großen

Glücke in den nächſten ſechs Wochen auch nicht werden. Jetzt kömmt es darauf an, die Plane der Feinde zu durchſchauen und denſelben mit Weisheit und Kraft zu begegnen?

Juſſuph.

Um den Operationsplan dieſer Ruſſen für den bevorſtehenden Feldzug zu durchſchauen — dazu reicht ein rein menſchlicher Sinn hin. Denke an mich, Schwiegerpapa! ſie werden mit einer unzulänglichen Macht über den Pruth gehen und ihre Haupttendenz wird ſich darauf richten, einige deiner Donaufeſtungen zu nehmen. Wir können uns nichts Beßres wünſchen — Ihr Türken ſeyd Mauernſoldaten und werdet ſicherlich kräftigen Widerſtand leiſten. Eure Feſtungen zu umgehen und tiefer in das Innere des Landes einzudringen, werden die Herrn Ruſſen wohl bleiben laſſen, denn wären ſie wirklich ſo blitzhageldumm, dieſes zu thun, ſo pflanzen wir die heilige Fahne des Propheten auf, veranſtalten eine allgemeine Volksbewaffnung und verleſen ſind jene nordiſchen Hunde.

Ich kenne meine Leute: die Ruſſen eſſen gern und viel, allein ſie ſorgen nur von dem einen auf den andern Tag und ſicher laſſen ſie die große Regel unbeachtet, welche allen in der Türkei kriegführenden Völkern Sorantius in Ottomanno cap. 34. gibt und welche alſo lautet: „Commeatus cura prima et diligentissima omnium belli ducum esse debet, sine cujus subsidio exercitus diu sustentari atque haberi non potest:“ und das heißt auf gut Türkiſch nicht anders als: Ein Feldherr, der nicht für die Magen und Brandtweinflaſchen ſeiner Soldaten ſorgt, iſt ein Dummkopf, und bereits geſchlagen, bevor er ſtreitet.

Eine andere von allen großen und ſinnreichen Diplomaten allgemein anerkannte Wahrheit bleibt es ferner: daß es in der Regel kalt zu werden pflegt, wenn der

Schnee vom Himmel darnieder fällt — und dann dürfte es ſich leicht fügen, daß die ausgehungerten und durch Krankheiten eines ihnen fremden Himmels dünn gewordenen Herrn Ruſſen ihrem erſten glorreichen Feldzuge gegen dich, durch eine ſogenannte freiwillige retrograde Heeresbewegung hinter die Ufer des Pruth, die Krone aufſetzen möchten.

Ueberhaupt, Herr Schwiegerpapa! glaube mir immerhin — die Ruſſen könnten dir nur erſt dann ein bischen gefährlich werden, wenn dieſelben mit ſolchen ungeheuren Streitkräften auf dem Kriegsſchauplatze auftreten ſollten, daß ſie im Stande wären, deinen Armeen nicht nur in doppelter, ſondern in zehn- und zwölffacher Fronte die Spitze zu bieten, und wenn die feindliche Landmacht ferner eine tüchtige Flotte im ſchwarzen Meere durch eine ſtets offen erhaltene Communikation unterſtützte. — Doch bis es dahin kömmt, ſind eine Menge Conſtellationen denkbar, welche ſich zu unſern Gunſten am politiſchen Horizonte erheben dürften.

Folge du mir und dirigire ohne Zeitverluſt tüchtige Heeresmaſſen, welche die feſten Punkte an der Donau beſetzen müſſen, an den Ort ihrer vorläufigen Beſtimmung und laß' im übrigen Gott einen guten Mann ſeyn.

Mahmud.

Gedenkſt du, lieber Schwiegerſohn, im bevorſtehenden Feldzuge das Kommando über eine meiner Armeen zu übernehmen? —

Juſſuph.

Hm — ich werde mich lieber als Amateur zum Heere begeben, oder allenfalls als eine Art Unterkommandant mich in einen der feſten Plätze werfen. Nähme ich zu lebhaften und offenen Antheil am Kampfe, könnte meine Perſon in allerlei erdenklichen Embarras kommen und dieß wollen wir vor der Hand zu vermeiden ſuchen.

Mahmud.

Nun, wie du willſt — Freundchen! aber warum ſchneidet der Herr Schwiegerſohn plötzlich ſo ganz abſcheuliche Geſichter?

Juſſuph.

Weiß der Teufel, woher es kömmt, aber jede, ſelbſt die leiſeſte Erinnerung an den ruſſiſchen Feldzug verurſacht mir ſtets Bauchgrimmen. (Laut ſchreiend:) Teufel! ſo zwick, zwick und zwick wieder. Daran biſt du Schuld mit deinem unaufhörlichen Politiſiren — Hole den Herrn Schwiegervater der Henker! — (er läuft davon.)

Mahmud.

(Ihm verwunderungsvoll nachſehend.) Schau' man einmal, wie dem Hahne der Kamm ſchwillt!

Napoleon Buonaparte rannte ſpornſtreichs in ſeinen Harem und ließ ſich von Zoraidchen erhitzte Backſteine, in Servieten gewickelt, auf den Bauch legen, der Ex-Kaiſer ſelbſt aber legte ſich in des liebreizenden Weibchens Arme und ihm wurde bald beſſer; er entſchlummerte ſanft und ſelig.

Meinen ſehr geneigten Leſern und Ihnen, ſehr edle Herren Rezenſenten! ertheile ich den unterthänigen Rath, wenn es Sie irgendwo jucken oder zwicken ſollte, erhitzte Backſteine auf die leidende Stelle und ſich ſelbſten in die Arme eines ſchönen jungen Weibes zu legen, und denken Sie an den Schaden — der ſich aber nimmer herausnimmt, zu ſpotten — das Mittelchen wird helfen, denn — Probatum est.

Ende des zweiten Bandes.

Folgende
# empfehlenswerthe Werke
ſind bei
GEBRÜDER FRANCKH
in Stuttgart
erſchienen.

Der Jude.
Deutſches Sittengemälde
aus der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.
Von
C. Spindler.
Zweite Auflage.
3 Bände. 12. elegant broſchirt.

Wir übergeben mit großem Vergnügen der deutſchen Leſewelt die in einem Zeitraum von zwei Jahren nöthig gewordene zweite Auflage des vortrefflichen Werkes des Herrn Verfaſſers, der durch ſeine früheren Romane ſchon die Liebe des Publikums ſich erworben hat. Hohes Intereſſe einer weit verzweigten Handlung, Originalität in der Ausführung — eine umfaſſende treue Schilderung des mittelalterlichen Lebens und Seyns, wie des Judenthums jener Zeit, überraſchende Situationen und Charaktere, Sprache und Zugehör ſind ſo wahr und lebendig geſchildert, daß wir mit Recht dieſen Roman den beſten unſeres Volkes an die Seite ſetzen zu dürfen glauben.

Der Jeſuit.

Sitten- und Charakter-Gemälde
aus den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

C. Spindler.

Drei Bände. 12. eleg. broſchirt.

„Was Schiller in der dramatiſchen Poeſie uns Teutſchen iſt, das ſoll — nach dem Urtheile eines geiſtreichen Rezenſenten in den Blättern für litterariſche Unterhaltung — uns Spindler in der Romanenliteratur werden! — " Wie ſehr dieſer ausgezeichnet originelle Dichter den hohen Ruf, den er ſich in ſo kurzer Zeit errungen, verdient, davon wird das oben angezeigte Werk einen neuen Beweis liefern. — In einer ſo vielbewegten Zeit, wo der Jeſuitenorden eine ſo traurig berühmte Rolle ſpielt, mag es doppelt anziehend ſeyn, ein mit Meiſterhand entworfenes Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert vor unſern Augen aufgerollt zu ſehen, in welchem Charaktere, Sitten und Örtlichkeit mit derſelben Virtuoſität, ja wir möchten ſagen, noch vollkommener geſchildert ſind, als es der Dichter in ſeinem früheren Sittengemälde „der Jude" gethan hat.

Druck und Papier des Werks ſind von der Art, daß es ſich mit dem ſchönſten typographiſchen Product des Auslandes meſſen darf.

Kettenglieder.

Von

C. Spindler.

Drei Theile. gr. 12. eleg. broſch.

Der Verfaſſer des „Baſtards", des „Juden," des „Jeſuiten" u. ſ. w. gibt hier eine Sammlung ſeiner zerſtreuten Erzählungen. Wer ihn aus ſeinen größern Dichtungen kennt und liebgewonnen hat, wird in dieſen theils ernſten, theils heitern Zeichnungen, jenes reiche Leben, jene treffliche Charakterzeichnung der Zeit und der Perſonen, welche ſeine größern Werke zu den trefflichſten Erzeugniſſen unſerer ſchöngeiſtigen Literatur ſtempeln, wieder finden, und ihn auch in dieſer neuen Sphäre ſeines Talents, als einen Liebling der Leſewelt, begrüßen.

Lichtenſtein.

Romantiſche Sage
aus der würtemberg'ſchen Geſchichte.

Von

Wilhelm Hauff.

3 Thle. gr. 12. elegant broſch.

Es möchte für das deutſche Publikum von nicht geringem Intereſſe ſeyn, zu ſehen, wie der Herausgeber der ſo großes Aufſehen erregenden „Memoiren des Satan“, der Verfaſſer des witzigen „Mannes im Monde“, einen hiſtoriſchen Stoff zu einem Roman benützte. Wir glauben ſagen zu dürfen, daß dieſer Roman, indem er ſich in der vaterländiſchen Geſchichte, auf vaterländiſchem Boden bewegt, indem er geſchichtliche Charaktere auf die anziehendſte Weiſe ſchildert, mit Recht den hiſtoriſchen Romanen der neueſten Lieblingsdichter an die Seite geſetzt werden kann und ſich die Liebe des Publikums in einem hohen Grade verdienen wird.

Novellen

von

Wilhelm Hauff.

Drei Bände.

gr. Duodez. elegant broſchirt.

Inhalt:

1r Thl.: Die Bettlerin von Pont des Arts. — Othello.
2r Thl.: Jud Süß. — Die Sängerin.
3r Thl.: Die letzten Ritter von Marienburg. — Das Bild des Kaiſers.

Wir bieten hier der gebildeten Leſewelt in einen Novellenkranz geflochten, die Erzeugniſſe eines liebenswürdigen Geiſtes, der leider zu frühe für die Poeſie und das Leben durch den Tod entriſſen wurde. — Wer die geſellſchaftlichen Sitten in eleganter, anziehender Form, verbunden mit höherer pſychologiſcher Wahrheit und Tiefe geſchildert zu ſehen wünſcht, der wird durch dieſe Lectüre aufs Anziehendſte befriedigt werden und nicht ohne hohen Genuß von dem Werke ſcheiden. Ein ſatyriſcher Brief über die Kunſt, Novellen zu dichten, dient dem erſten Bande zur Einleitung.

Phantaſien und Skizzen.

Von

Wilhelm Hauff.

gr. 12. elegant broſchirt.

Dieſe kleine Sammlung, welche aus einem Theile von Wilhelm Hauff's poetiſchem Nachlaſſe und aus einigen in verſchiedenen Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätzen von ſeiner Hand zuſammengetragen iſt, ſoll denjenigen, die den jungen Dichter liebgewonnen, ſo lange er unter uns lebte, und denen nach ſeinem zu frühen Tode die frühreifen Früchte ſeines Talents noch theurer geworden ſind, freundlich ſein Andenken zurückrufen. Mögen ſie alle, welchen Hauff als Menſch und Dichter etwas war, bei dieſer Gabe ſeiner in Liebe gedenken!

Phantaſien
im
Bremer Rathskeller.

Ein Herbſtgeſchenk für Freunde des Weins.

Von Wilhelm Hauff.

8. geheftet.

So merkwürdig dieſes Büchlein nach Form und Inhalt iſt, ſo ſcheint doch ſein Schickſal beinahe noch glänzender und merkwürdiger zu ſeyn. Selten oder nie geſchah es, daß kritiſche Zeitſchriften ihre Blicke auf Dichtungen warfen, die in Tageblättern geleſen werden: aber kaum las man im Berliner Converſationsblatte dieſe Phantaſien, als ſie auch ſogleich in mehreren Journalen als etwas Außergewöhnliches geſchildert wurden, und es genügt uns anzuführen, was die gediegenen Blätter für literariſche Unterhaltung darüber ausſprechen: „der Verfaſſer habe ſich in dieſen Phantaſien als ächten deutſchen Dichter bewährt.“ Für Freunde des Weins möchten ſie noch eine beſonders angenehme Gabe ſeyn, indem ſie gleich einem ſchönen Geſang, den Genuß eines vollen Bechers erhöhen.

Der ewige Jude.

Eine hiſtoriſche Novelle der Vorzeit.

Herausgegeben
von

Ludwig Storch.

Nach dem Engliſchen. Drei Theile.

Es war ein kühner Gedanke des Verfaſſers, uns aus der gewohnten Welt unſerer hiſtoriſchen Romane herauszureißen, und uns zurückzuführen in die wunderbare vielgeſtaltige Zeit der tiefſten Erniedrigung des Volkes Gottes, der raſch aufſtrebenden Chriſtenreligion, und des Kampfes roher Gewalten gegen beide. Der Verfaſſer führt faſt kunſtlos die ſchönſten und ergreifendſten Scenen ein; ſein Styl iſt ſehr einfach und dem Alter, dem Charakter, der Würde des Gegenſtandes angemeſſen; ſeine Sprache iſt ſehr edel, die Beſchreibung der Naturſchönheiten vorzüglich ergreifend. Trotz jener Einfachheit wird die Scene oft großartig wie im Löwenkampfe, im Brande von Rom unter Nero, in der Erſtürmung der Burg Jeruſalem, und wir fühlen uns an die einfache Größe eines David und der Propheten erinnert; man ergreife das Buch, um das Werk zu bewundern!

Zilla.

Romantiſches Gemälde
aus der
Geſchichte Jeruſalems.
Nach dem Engliſchen
des
Verfaſſers von Brambletye-Houſe ꝛc.
bearbeitet
von
A. Ludwig.
Vier Theile.

Der Verfaſſer von Brambletye-Houſe, Walter Scotts — nicht Nachahmer, ſondern Nebenbuhler, erfreut die Leſewelt hie mit einem neuen Werke, deſſen geſchichtlicher Hintergrund die Zeit des Antonius und Herodes M. bildet, und worin er den Schauplatz theils nach Jeruſalem, theils nach Rom verlegt hat. Sorgfältiges Eindringen in den Geiſt und die Geſchichte jener Zeit hat den Verfaſſer treffende, ächt antike Charaktere zeichnen laſſen, und wir glauben, das deutſche Publikum werde uns Dank dafür wiſſen, daß es ſich in der Uebertragung dieſes Meiſterwerks jene intereſſante Zeit in einem anziehenden Gewande näher gebracht ſieht.

Canning und die Liberalen.

Ein Seitenſtück
zu
Villele und der Despotismus.
2 Bde. gr. 12. broſchirt.

Der große Streit zwiſchen Liberalismus und Servilismus beſchäftigt im jetzigen Zeitpunkt die ganze civiliſirte Welt. Ob der Thron Alles ſey und das Volk neben ihm zu nichte werden ſoll, das iſt die Frage, über die die Stimmführer der Nationen in Wort und Schrift ſich vernehmen laſſen, und wegen der wir an manchen Orten die Waffen ergreifen ſahen und noch ſehen. An den Stufen des Thrones ſelbſt ſprach ſich ein Mann für die, die Vorrechte des Thrones beſchränkende Anſicht aus. Canning war es, der Europa damit überraſchte. Wie Europa dem neuen Vertheidiger einer edleren politiſchen Denkart zujauchzte, der die Macht beſaß, dieſer Denkart Einfluß zu verſchaffen, wie um den großen Mann ſich alle Gleichdenkenden ſammelten und wie ihn plötzlich, begriffen, in den ſchnellſten Schritten die ſchwere, verwickelte Frage zu löſen, ohne weder den Thron noch das Volk tödtlich zu verwunden, der Tod wegraffte, — darüber wird ſich Jeder zur Genüge in dieſem Werke belehrt finden. Es braucht daher keiner weiteren Empfehlung deſſelben, da der große Gegenſtand, würdig behandelt, ſich ſelbſt empfiehlt.

Villele und der Despotismus.

Ein Gegenſtück
zu
Canning und die Liberalen.

2 Bde. gr. 12. broſchirt.

Die Macht hat von jeher Talente gefunden, die ſie ſtützten; die Geſchichte zeigt uns in deren Folge bald große und weiſe, bald nur kluge und verſchlagene Staatsmänner. Unter den letztern nimmt der berühmte Villele, als die höchſte Stütze der abſoluten Macht, einen bedeutenden Rang ein. An Klugheit, aber auch an unbekümmerter Gleichgültigkeit in der Wahl ſeiner Mittel ſteht er einem Richelieu, einem Louvois in der Geſchichte ſeines Vaterlandes würdig zur Seite. Wir ſehen in dieſem Werke den verzweifelten Kampf des Despotismus gegen die öffentliche Meinung und die Volksmacht; wir ſehen das gefährlichſte und ſchleichendſte aller Werkzeuge, die Jeſuiten, in ſeiner ganzen Furchtbarkeit, ſobald es ſeine Macht mit der Staatsgewalt verbindet; wir ſehen, was Hofränke, Verläumdungen, Weiber und Alles, womit die Willkür auf heimlichen Wegen ſchleichend wirkt, in der Hand eines Mannes vermögen, der ſeinen Zweck ſo gut kennt und die Triebfedern, die zu demſelben zuſammenſpielen, ſo liſtig zu verdecken weiß. Es konnte demnach die ganze Darſtellung der ſogenannten reagirenden Kräfte unſerer Zeit von keinem andern Mittelpunkte aus als von dieſem, mit ſchärferen und vollſtändigeren Zügen gezeichnet werden; und jeder Leſer, der dieſe Kräfte genau kennen zu lernen wünſcht, wird durch dieſe Schrift ſeine Hoffnungen nicht betrogen finden.

Die Nordamerikaner,

geſchildert
von
einem reiſenden Junggeſellen.
Aus dem Engliſchen
des
Amerikaner Cooper.
4 Bände. gr. 8. elegant broſchirt.

Wohl hat Amerika ſchon eine lange Reihe von Jahren die Aufmerkſamkeit Europa's auf ſich gelenkt, und dieſe namentlich in den jüngſten Jahrzehenden zur Bewunderung geſteigert. Allein vielleicht eben daher, daß die letztere mehr der Phantaſie angehört, mag es kommen, daß wir uns bisher mit allgemeinen Vorſtellungen begnügt haben, und dieſer weſtliche Theil der Erdkugel uns bisher, wenn wir aufrichtig ſeyn wollen, im Grunde noch ein ziemlich unbekanntes Land geblieben iſt.

Wenn ſich nun aber ein Alcides aufgemacht und die goldenen Aepfel der Erkenntniß aus dieſem Garten der Heſperiden geholt, wen ſollte nicht gelüſten, von dieſer geſunden, wenn auch nicht den Gaumen kitzelnden Frucht zu koſten? Und ſetzen wir noch hinzu, daß Cooper, deſſen gewaltiger Geiſt aus allen ſeinen Dichtungen weht, und über deſſen ruhige, beſonnene Beobachtungsgabe und Gewandtheit in der Darſtellung nur Eine Stimme herrſcht, daß Cooper es iſt, der, wie ſonſt der Phantaſie, ſo dießmal dem Verſtande, friſche, kräftige Nahrung reicht, ſo glauben wir Alles geſagt zu haben, was dieſem Werke, dem intereſſanteſten ſeit Amerika's Befreiung, zur Empfehlung dienen kann.

Napoleon's Ehrentempel.

Ein Cyclus

der

vorzüglichern über den Kaiſer Napoleon und ſeiner
Zeit erſchienenen

Memoiren, Biographien und Anekdoten.

Das großartige Drama der franzöſiſchen Staatsumwälzung und der Hauptheld deſſelben, Napoleon Bonaparte, ſind bisher Gegenſtand mannichfaltiger, ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit geweſen, und je mehr jene vielbewegte Zeit in diejenige Perſpektive zurücktritt, welche erforderlich iſt, um einen ruhigen, klaren Überblick zu geſtatten, kurz, je mehr ſie Eigenthum der Geſchichtsforſchung wird, um ſo gehaltvoller, klaſſiſcher ſind die Werke, welche dieſe Zeit zum Gegenſtande haben.

Aber — ſey es, daß die Reihe der Erſcheinungen, welche jene denkwürdigen Jahrzehende an uns vorübergeführt haben, und noch zu nahe ſteht, ſey es, daß der Rieſengeiſt, der allwaltend jene Zeit belebte, zu vielgeſtaltig iſt, um in ſeinen Höhen und Tiefen von Einem ganz erfaßt und gezeichnet werden zu können — es ergibt ſich bei unbefangenem Urtheile, daß die Schriften über jene Zeit, bei all ihren einzelnen Vorzügen doch nur in ihrer Totalität, als umfaſſend und erſchöpfend betrachtet werden können.

Wenn aber dem Gebildeten Alles daran liegen muß, das Meteor völlig kennen zu lernen, das leuchtend am politiſchen Himmel unſerer Erdhälfte hinzog, bis es am ſüdlichen Ocean verſank, wenn es groß iſt mit großen Männern Umgang zu pflegen, ſo glauben wir einem Bedürfniſſe unſerer Zeit entgegen zu kommen, wenn wir die Mittel an die Hand geben, einen umfaſſenden Blick in den Geiſt und die Zeit des Koryphäen unſers Jahrhunderts thun zu können.

Wir beabſichtigen daher, eine Sammlung der über Napoleon und ſeine Zeit im Auslande erſchienenen geſchichtlichen Werke, Memoiren, Biographien und Anekdoten in guten, lesbaren Ueberſetzungen zu veranſtalten, wobei natürlich blos das Intereſſanteſte aufgenommen, und überhaupt der Stoff mit Umſicht gewählt werden ſoll.

Den Anfang machen die vortrefflichen

Denkwürdigkeiten
des
Herzogs von Rovigo,
ehemaligem Polizeiminiſter des Kaiſers Napoleon,
wovon ſchon zwölf Bändchen erſchienen.

1) Die Memoiren von Fleury de Chabeulon, Cabinetsſekretärs Napoleons. 2) Die Manuſcripte des Baron Fain vom Jahre 1812, 1813, 1814. 3) Die Memoiren des Polizeiminiſters Fouché, Herzogs von Otranto. 4) Napoleon in der Verbannung, oder die Stimme von St. Helena, von Dr. O'Meare. 5) Tagebuch von St. Helena von Las Caſes. (Dieſes ausgezeichnete Werk erſcheint in einer Bearbeitung mit Hinweglaſſung der, zu häufig vorkommenden Wiederholungen). 6) Denkwürdigkeiten über die letzten Tage Napoleons von Dr. Antommarchi. 7) Denkwürdigkeiten des General Rapp. 8) Denkwürdigkeiten des Staaatsraths Thibaudeau. 9) Denkwürdigkeiten Carnots. 10) Erinnerungen über Napoleon, ſeine Familie und ſeinen Hof. 11) Denkwürdigkeiten über den Prinzen Le Brün, Herzog von Piacenza. 12) Geſchichte des Eugen Beauharnois, Herzogs von Leuchtenberg, ehemaligen Vicekönig von Italien, von General Vaudoncourt.

Bei dem hohen Intereſſe, das eine ſolche Unternehmung haben muß, glauben wir an der Unterſtützung des Publikums, das wir zur gefälligen Subſcription einladen, nicht zweifeln zu dürfen, und gelänge es, das Werk in recht viele tauſend Hände zu bringen, ſo wäre unſer ſchönſter Lohn, den Manen Napoleons ein Denkmal geſetzt zu haben, zu dem wallfahrten alle die da Weisheit ſuchen!

Alle, welche die Begebenheiten unſerer vielbewegten Zeit treu und wahr geſchildert finden wollen, werden an dieſem Werke lernen, beſonders aber machen wir jene Braven der Rheinbundstruppen darauf aufmerkſam, welche von ihrem großen Kaiſer oft zum Siege geführt, jene großen Begebenheiten, deren Zeuge und Mitwerber ſie größtentheils waren, im Schatten des Friedens und der Ruhe noch einmal durchleben können.

Chronik von Canongate

von

Sir Walter Scott.

A. d. Engliſchen.
2 Bände. gr. 12. broſchirt.

Hat dieſes Werk an ſich ſchon deßwegen ungemein viel Anziehendes, weil der Dichter hier ſeine ganze Kunſt entfaltet, auch Stoffe, die zu den untergeordneten gehören, mit ſolcher Wahrheit und Treue zu bearbeiten, daß ſie die Aufmerkſamkeit feſſeln müſſen, ſo wird es dadurch unſchätzbar, daß der große Unbekannte hier über ſeine Lebensverhältniſſe und ſein Schriftſtellerthum Aufſchlüſſe giebt, die er der gerechten Neugierde des Publicums nicht länger vorenthalten zu dürfen glaubt.

Das ſchöne Mädchen von Perth.

Von

Sir Walter Scott.

Aus dem Engliſchen.
gr. 12. drei Bände. broſchirt.

Wenn man angefangen hat, gegen die Schöpfungen des Genius, dem längſt ſchon und mit

Recht unter den Romantikern unſerer Zeit die Meiſterſchaft zuerkannt worden iſt, gleichgültiger zu werden und zwar wohl nur deßwegen, weil ſie den Reiz der Neuheit mit der Zeit verlieren mußten, ohne darum an innerem Werth abzunehmen, ſo muß dieſes Werk diejenigen, die ſich jener Ungerechtigkeit ſchuldig gemacht haben, gewiß verſtummen machen, denn in der Wahl des Gegenſtandes ſowohl als in der Ausführung deſſelben hat der große Britte die Vorzüge ſeiner bisherigen Dichtungen hier zu vereinigen gewußt, daß wir zuverſichtlich behaupten zu dürfen glauben, dieſes Werk werde eine neue Epoche ſeines Dichterruhmes begründen.

Karl der Kühne,

oder

die Tochter des Rebels.

Hiſtoriſche Novelle

von

Walter Scott.

3 Bände. gr. 12. eleg. broſch.

Der große ſchottiſche Genius beſchenkt die Welt hier wieder mit einem neuen Werke. Schon der Hauptheld deſſelben iſt von ſo großem Intereſſe, daß wir zu dem Lobe dieſer ausgezeichnet intereſſanten Novelle nichts weiter zu ſagen haben, als daß man darin auf keine gedehnte oder breite Ausmalung und Beſchreibung ſtößet, was wohl zuweilen in frühern Werken dieſes großen Dichters der Fall war. Friſche des Geiſtes, eine den Leſer fortwährend in der größten Spannung erhaltende Handlung, voll Charakter und Leben ſind die Hauptvorzüge dieſes Meiſterwerks.

Memoiren eines Hoflaquaien.

Herausgegeben

von

O. L. B. Wolff.

Jussuph Pascha,

oder

Geſchichte

der an ſeinem vermeintlichen Todestage
erfolgten

Flucht Napoleon's

aus St. Helena,
dann
der geheimen Aufnahme des Ex-Kaiſers
am conſtantinopolitaniſchen Hofe,
ſeines Glaubensübertrittes
und
fernern höchſt merkwürdigen Schickſale zu Waſſer und zu Land. Nebſt charakteriſtiſchen Anekdoten aus der Geſchichte des gegenwärtigen Kampfes Rußlands mit der Pforte und wichtigen Weiſſagungen Napoleons.

Dritter Band.

Ex
Bibl. Regia
Berolin.

In unſerm Verlage ſind ſo eben erſchienen:

Adeline
oder
Erziehung durch Welt und Schickſal.
Roman in vier Büchern.

Der ewige Jude.
Eine
hiſtoriſche Novelle der Vorzeit.
Herausgegeben
von
Ludwig Storch.
Nach dem Engliſchen. Drei Theile.

Der todte Eſel
und
die guillotinirte Frau.
Ein Charaktergemälde.
Aus dem Franzöſiſchen.

Der Patriot.
Ein komiſcher Roman
von
Friedrich Seibold.

Die
Weiſſagung der Libuſſa.
Hiſtoriſches Gemälde
aus
dem neunten Jahrhundert.
Von
Ludwig Bechſtein.

1310 6929

Jussuph Pascha,

oder

Geſchichte

der an ſeinem vermeintlichen Todestage

erfolgten

Flucht Napoleon's

aus Sanct Helena,

dann

der geheimen Aufnahme des Ex-Kaiſers

am conſtantinopolitaniſchen Hofe,

ſeines Glaubensübertrittes

und

fernern höchſt merkwürdigen und ſeltſamen Schickſale

zu Waſſer und zu Land.

Nebſt

charakteriſtiſchen Anekdoten aus der Geſchichte des gegenwärtigen Kampfes Rußlands mit der Pforte und wichtigen Weiſſagungen Napoleons.

Romantiſches Originalgemälde

von

Adolph v. Schaden.

> Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
> Das Schlachtroß ſteigt und die Trompeten klingen.

Dritter Band.

Stuttgart. Gebrüder Franckh.
1829.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalts-Verzeichniß.

I.

Seite.

Huſſein Paſcha und Juſſuph Paſcha, oder welcher von beiden iſt der wahre Napoleón? — Embargo. — Definitive Erklärungen, welche die drei großen verbündeten Mächte dem türkiſchen Cabinete nach der Cataſtrophe bei Návarin abgaben. — Merkwürdige Aeuſſerungen des Grafen Guilleminot und eines andern Botſchafters. — Maaßregeln, welche die hohe Pforte auf Juſſuph Paſcha's Rath ergreift, um ihren Vertheidigungskrieg gegen Rußland vorzubereiten. — Unterredung Juſſuph's mit dem Großherrn über ſothane Gegenſtände. — Abreiſe der drei großmächtigen Botſchafter 1

II.

Juſſuphs Paſchas Anſichten über die chriſtliche Kirche und über deren getrennte Genoſſen insbeſondere 12

III.

Seite.

Rußland erklärt der hohen Pforte den Krieg. — Die ruſſiſche Armee überſchreitet den Pruth. — Erſte Vorfälle auf dem Kriegsſchauplatze. — Abermalige wichtige Unterredung des Großherrn mit Juſſuph. — Des Helden Abſchied von Zoraide. — Juſſuph Paſcha's Abreiſe nach Varna 36

IV.

Juſſuph Paſcha's Ankunft in Varna. — Vertheidigungs-Anſtalten. — Anfang und Fortſetzung der Belagerung. — Anekdoten 52

V.

Fortſetzung der Vertheidigungsgeſchichte Varna's — Auszug eines merkwürdigen und wichtigen Schreibens, welches Juſſuph Paſcha an den Großherrn erließ 80

VI.

Napoleon's Traumgeſicht. — Frau v. Staël-Holſtein als Geiſt 89

VII.

Varna's Fall. — Juſſuph Paſcha's Entfernung vom Kriegsſchauplatze und Ankunft zu

Seite.
Odeſſa. — Rückkehr des Leibmamelucken aus Conſtantinopel 104

VIII.

Juſſuph Paſcha's Thun und Treiben in Odeſſa. — Der Held der Geſchichte macht Bekanntſchaft mit dem Buchhändler Collin. — Allgemeine Anſichten des marchand d'esprit über den nunmehrigen Stand der europäiſchen Literatur und des Buchhandels 120

IX.

Napoleon ſchreibt ein für Chriſten und Heiden beſtimmtes Gebetbuch. — Gebet eines Feldherrn, Schriftſtellers und Buchhändlers 139

X.

Das franzöſiſche Theater. — Der Diener zweier Herren. — Juſſuph Paſcha findet ganz unvermuthet unter den franzöſiſchen Schauſpielern einen alten guten Bekannten wieder 164

XI.

Königs-Gebet 180

XII.

Madame Harnais als Agnes Sorel . . . 189

Seite.

XIII.

Napoleons und Joſephinens eigentliches Wiederſehen nach langer Trennung. — Joſephinens Geſchichte. — Auch die ehemalige Kaiſerin der Franzoſen würdigt ihres Gemahls Regentenleben 200

XIV.

Des Leibmamelucken Ruſtan Hochzeit. — Joſephine bereitet dem Paſcha eine höchſt zartſinnige und angenehme Ueberraſchung. — Juſſuph's philoſophiſches Stillleben im Kreiſe ſeiner Lieben. — Juſſuph Paſcha's vermeintlicher Tod. — Schluß der Geſchichte . 298

Juſſuph Paſcha

oder

Geſchichte der an ſeinem vermeintlichen Todestage erfolgten Flucht

Napoleon's

aus St. Helena, dann der geheimen Aufnahme des
Ex-Kaiſers am conſtantinopolitaniſchen Hofe, ſeines
Glaubensübertrittes und fernern höchſt merkwürdigen und ſeltſamen Schickſale zu Waſſer
und zu Land.

I.

Huſſein Paſcha und Juſſuph Paſcha, oder welcher von Beiden iſt der wahre Napoleon? — Embargo. — Definitive Erklärungen, welche die drei großen verbündeten Mächte dem türkiſchen Kabinete nach der Kataſtrophe bei Navarin abgeben. — Merkwürdige Aeuſſerungen des Grafen Guilleminot und eines andern Botſchafters. — Maßregeln, welche die hohe Pforte auf Juſſuph Paſcha's Rath ergreift, um ihren Vertheidigungskrieg gegen Rußland vorzubereiten. — Unterredung Juſſuphs mit dem Großherrn über ſothane Gegenſtände. — Abreiſe der drei großmächtigen Botſchafter.

Schon Machiavell rieth: „Mit Klugheit ein Barbar zu ſeyn.“

Geraume Zeit, bevor wir daran dachten, der Leſewelt dieſe wahrhaften Begebenheiten alle mit der gewiſſenhafteſten Treue mitzutheilen, verbreitete ſich in ganz Europa ein Gerücht: es lebe Napoleon immer noch und nun zwar als Paſcha in der Türkei.

Wie nun größtentheils, ſo auch dieſesmal; eine Thatſache, wenn auch noch ſo geheim ausgeführt, nämlich des Exkaiſers Flucht aus St. Helena, hatte das Gerücht ins Daſeyn gerufen; indeſſen die Leute hatten läuten hören, ohne zu wiſſen wo, und deſſen zu Folge ergab es ſich, daß eine Buchhändlerſpeculation ſogleich den ächten und als Türken gewiß und wahrhaftiglich geborenen Paſcha Huſſein zum franzöſiſchen Uſurpator umſtempelte.

Nichts deſto weniger behaupten wir mit jener großen Sicherheit, welche nur die feſteſte Ueberzeugung gewähren kann:

Nicht Huſſein, ſondern Juſſuph iſt der wahre, heutiges Tags noch lebende Napoleon.

Läge nicht hiſtoriſche Gewißheit in unſerer Hand, wir würden keineswegs die Feder ergriffen haben, welche ſich nimmermehr zu Buchhändlerſpeculationen, ſondern höchſtens zu bedeutſamen literariſchen Calcüls der erſten Potenz herleihen möchte.

Nach dieſer in Kürze vorausgeſchickten, aber nöthig gewordenen Notiz nehmen wir nun den Faden der eigentlichen Geſchichte ohne Zeitverluſt wieder auf.

Wenn auch nun kältern Blutes, fühlte der Großherr nichts deſto weniger immer noch im tiefſten Grunde der Seele die Beleidigung, welche ſeine Flagge bei Navarin erfahren, und empfindlich blieb des Selbſtherrſchers nicht geringer Stolz gekränkt.

Gleich im erſten Augenblicke wurde das Embargo auf die europäiſchen Schiffe ohne Ausnahme gelegt, jedoch den Geſandten der, den Pacifikations-Vorſchlägen nicht beigetretenen Mächte dabei erklärt, daß man dieſe Maßregeln nur aus dem Grunde auch auf die Fahrzeuge ihrer Souverains und deren Unterthanen ausdehnen müſſe, um den Getreidebedarf für die Hauptſtadt zu ſichern. Gleichzeitig mit dem Embargo war der Befehl ertheilt, den Botſchaftern der drei Mächte keine Tataren zur Begleitung ihrer Couriere und Depeſchen mehr zu bewilligen.

Allein dabei blieb der Großherr nicht ſtehen, ſondern er ließ auch durch den Reis-Effendi von den Botſchaftern der drei Mächte, in einem ziemlich hochtrabenden Tone bedeutſame Entſchädigungen jeder Art für ſeine bei Navarin zerſtörte Flotte fordern und zugleich von ihnen verlangen, die griechiſche Frage für immer fallen zu laſſen.

Bekanntlich wurden dieſe Anforderungen geraden Weges und allen Ernſtes von den Botſchaftern der vereinigten großen drei Mächte zurückgewieſen, allein nun war der Teufel ledig!

So fein ſich die Diplomatie auch in manchen ihrer unzähligen Sphären bewegen mag, ſo wird uns dennoch kein wahrheitsliebender Diplomate, wenn es anders einen ſolchen gibt, Lügen ſtrafen können, wenn wir behaupten, daß die politiſche Unterhandlungskunſt — und oft nicht allein in der Türkei — ſich zuweilen dermaßen vergeſſen kann, daß man ſie der diplomatiſchen Grobheit beſchuldigen möchte, und man glaubt vielleicht, früher es noch mit groben Federn und groben Zungen verſuchen zu müſſen, ehe man das eigentliche grobe Geſchütz zu Felde führt.

Die höchſten türkiſchen Beamten hatten von nun an mit den Botſchaftern der drei großen Mächte oder deren Dragomanen häufige und lange Unterredungen, welche Unterredungen man auch mit Fug und Recht hätte langweilig nennen können, ſintemal Alles, was zum hundertſten und tauſendſten Male geſagt wird, den Stempel der Langweiligkeit an ſich trägt und an den intereſſanten Umgang der alten Weiber gemahnt.

Ohne nun den geneigten Leſer in das Detail des diplomatiſchen Alten-Weiber-Geſprächſels einführen zu wollen, kann man doch nicht umhin, einiger Redensarten zu erwähnen, welche den Charakter origineller Energie unverkennbar an ſich trugen.

Bei einer ſtürmiſchen Sitzung, welche zwiſchen dem Reis-Effendi und den Botſchaftern der drei großen Mächte eines Tages Statt fand, und in welcher die Diplomatie mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Ränken ſtets wieder die alten Forderungen auf's Tapet brachte, ſich aber auch immer in der alten hergebrachten Weiſe zurückgewieſen ſah, erhob ſich plötzlich Graf Guilleminot, der franzöſiſche Miniſter, von ſeinem Sitze, indem er dem Reis-Effendi mit würdevollem Nachdrucke ſagte:

„Monsieur! chacune des puissances est assez forte pour vous écraser.“

Jetzt ſprang auch Herr von Ribeaupierre auf und rief unwillig dem türkiſchen Premierminiſter zu:

„Vous voulez la guerre, vous aurez la guerre!“

Des Reis-Effendi orientaliſche ſchön-männliche Phyſiognomie verfinſterte ſich und es erfolgte eine raſche, unbemerkt gebliebene Bewegung ſeiner Rechten nach der Gegend des Gürtels zu, in welchem die Herren Türken ihre Dolche ſtecken haben, allein ſchnell ermannte ſich der Premierminiſter der Osmanen wieder; ſeine Stirne glättete ſich; er lächelte ungemein freundlich; verbeugte ſich tief und höchſt verbindlich gegen die fremden Botſchafter, und die Sitzung war für dieſen Tag aufgehoben. Welche Diplomatie — wagt man unterthänigſt zu fragen — trug hier den Sieg davon? — welcher von jenen Herren war der Klügſte?? —

Uebrigens wurden nun inzwiſchen alle von Juſſuph Paſcha ertheilten Rathſchläge auf des Großherrn Befehl ſchleunigſt ausgeführt.

Alle feſten Plätze an der Donau wurden

mit hinlänglichen, und ſelbſt beinahe mit überflüſſigen Kriegsbedürfniſſen verſehen, und die hohe Pforte nahm ſich die kleine Freiheit, in Ermangelung hinlänglichen eigenen Geſchützes, die den europäiſchen Kauffahrern zugehörigen Kanonen in Beſchlag zu nehmen und nach Adrianopel abführen zu laſſen.

Ein Artilleriepark von 200 Kanonen wurde nach Siliſtria und mehr als 600 Munitionswägen nach Ruſtſchuck geſendet.

Für alle Feſtungen und Forts an der Donau wurden neue Kommandanten ernannt, welche ſchnell nach ihrer neuen Beſtimmung abzureiſen hatten.

An die Paſcha's ſämmtlicher Provinzen des Reichs erging der geſchärfte Befehl, nicht nur ſchleunigſt ihre vorſchriftmäßigen Truppenkontingente zu ſtellen, ſondern ſelbſt ein allgemeines Aufgebot anzuordnen und in der Moldau und Wallachei wurden, um die Anhäufung groſser Kriegsvorräthe zu erzwecken, bedeutſame Requiſitionen ausgeſchrieben.

Nachdem Alles ſo weit gediehen war, fand zwiſchen dem Groſsherrn und unſerm Helden folgendes Geſpräch ſtatt:

Mahmud.

Lieber Schwiegerſohn! es iſt nun mit den Hunden, welche ſich Botſchafter der drei groſsen Mächte nennen, ſchon wieder durchaus und ganz und gar kein Auskommen mehr; ſie ſetzen mir mit ihren verfluchten Pacifikations-Verträgen bis auf's Blut zu, und drohen, wenn ich nicht bald darauf eingehen ſollte, ſammt und ſonders abzureiſen.

Juſſuph.

Wer A geſagt hat, muſs auch B ſagen;

wenn es nicht mehr anders seyn kann, müſſen wir die Herren, in Mahomeds Namen, ziehen laſſen, jedoch zuvor jede Liſt anwenden, ſie ſo lange als möglich hier zurück zu halten; reiche dieſen ſuperklugen Diplomaten einmal wieder auf einen Augenblick deinen kleinen Finger — hebe das auf ſämmtliche europäiſche Schiffe gelegte Embargo auf.

Mahmud.

Es ſoll heute noch geſchehen. Aber mir iſt doch zuweilen bei der ganzen Geſchichte nicht wohl zu Muthe; es wäre ſchlimm, wenn alle zugleich über mich herfallen würden.

Juſſuph.

Wie oft noch muß ich es dir wiederholen, Schwiegerpapa! — Sie werden nicht! Bei'm Barte des Propheten! — Sie werden nicht! Mit Rußland allein bereite dich vor, in nächſter Zeit zu raufen. Ich habe dir ſchon neulich mit einigen flüchtigen Grundzügen deinen Operationsplan für den kommenden Feldzug vorgezeichnet und du haſt nicht verſäumt, die dir angerathenen Maßregeln mit großer und kluger Behendigkeit zu nehmen, doch höre mich nun aufmerkſam an, ich will dir noch einige meiner Ideen über das einmal angeregte Chapitre mittheilen.

Mahmud.

Nun, ſo laß hören.

Juſſuph.

Es iſt zwar nichts weiter als eine Expeditionsarmee, welche dich feindlich bedroht und im Begriffe ſteht, den Pruth überſchreitend, den Krieg in dein Land zu ſpielen. Indeſſen wer den Krieg im ſeinem eigenen Lande und zu deſſen Vertheidigung führt, findet daſelbſt Hülfsquellen, die dem Feinde ſtets verſchloſſen bleiben. Vor Allem, theurer Schwiegerpapa! vergiß es nun und nimmermehr, daß bei den ſtatt findenden Verhältniſſen es ein Hauptſyſtem der hohen Pforte bleiben muß — den Angriffskrieg zu vermeiden.

Der Haemus und Balkan bilden die Bollwerke, welche dem Feinde das Vordringen bis zu deiner Hauptſtadt ungemein erſchweren. Nichts deſto weniger muß man beim Defenſiv- wie beim Offenſiv-Kriege einen feſten Hauptpunkt haben, von welchem aus man alle Bewegungen dirigirt und der als Stützpunkt unſerer Operationen dient. Du kannſt dazu keinen zweckmäßigeren Ort als Schiumla wählen, welcher Platz wahrſcheinlich in der Folge geſchickt ſeyn wird, das eigentliche Centrum deiner Poſitionen auszufüllen.

Methode und Vorſicht müſſen deinen Vertheidigungskrieg charakteriſiren; du mußt kriegen wie einſt Fabius.

Mahmud.

Ich hörte nie den Namen. Wer war der Fabius und in welcher Art führte er ſeine Kriege? —

Juſſuph.

Quintus Fabius Maximus Verrucoſus, genannt Cunctator, der Zauderer, welchen Beinamen er ſich im andern puniſchen Kriege durch ſein kluges Vermeiden der Schlachten erwarb, war einer der größten Feldherrn Roms, und rettete ſein

Vaterland, als es nach der unglücklichen Schlacht am See Traſimen verloren ſchien.

Hannibal war eben im Begriffe, mit ſeinem ſiegreichen Heere nach Rom zu marſchiren, als der Senat mit unumſchränkten Vollmachten, an der Spitze des Heeres, den Fabius Maximus dem Karthaginenſer entgegen ſandte.

Der römiſche Feldherr hatte beſchloſſen, jede offene Schlacht zu vermeiden, aber alle Bewegungen des Feindes zu beobachten, ſeine weiteren Fortſchritte durch Liſt und Klugheit zu hemmen und durch Abſchneidung aller Zufuhren und Lebensmittel ihn dermaßen zu ſchwächen, daß er endlich von ſelbſt in einem von Karthago ſo entfernten Lande, wie Italien, zu Grunde gehen müßte. Dieſen Plan mit Conſequenz verfolgend, hing ſich Fabius Maximus an Hannibals Ferſen, ſuchte immer die Anhöhen zu behaupten, und den Feind in beſtändiger Bewegung zu erhalten und zu ermüden.

Hannibal, welcher des Gegners Abſicht allerdings durchſchaute, verſuchte alles Mögliche, ihn zur offenen Feldſchlacht zu verleiten. Er ließ ihm einſt ſagen: „Iſt Fabius in der That ein ſolch tapferer und talentvoller Feldherr, wie er uns glauben machen will, ſteige er mit ſeinem Heere in die Ebenen hernieder und nehme die Schlacht an, die ich ihm biete.“

Fabius aber erwiederte, ſinnig genug: „Iſt Hannibal in der That der große Feldherr, wie er ſich einbildet, ſo zwingt er mich, die dargebotene Schlacht anzunehmen.“ — Endlich nöthigte der Römer durch dieſes unwandelbare Zögern den Karthagienſer, ſeinen Rückzug anzutreten.

Mahmud.

Halbmond! Hagel! Donnerwetter! dein

Fabius, Herr Schwiegerſohn! iſt mein Mann; ich will ihn im bevorſtehenden Feldzuge gegen dieſe ruſſiſchen Bären nachahmen und der Fabius der Osmannen werden.

Juſſuph.

Du wirſt nicht Urſache finden, dieſen klugen Entſchluß je zu bereuen. — Der Sommer wird in dieſer Weiſe dahin gehen, ohne daß deine Feinde bedeutſame Vortheile errungen haben dürften, und ein Winterfeldzug in einem Lande wie deine Türkei muß einer Expeditions-Armee ſchwierig und verderblich werden, wenn anders ein ſolcher Winterfeldzug auch nur ausführbar wäre. Der Frühling und die freie Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meere müſſen von ruſſiſcher Seite abgewartet werden, ehe davon die Rede ſeyn kann, die Offenſive wieder zu ergreifen, und wer weiß, ob auch nicht in einem zweiten Sommer-Feldzuge dir das beibehaltene Syſtem à la Fabius vortrefflich zu Statten kommen dürfte???—

Damit endigte für dießesmal die Unterredung der beiden Herrn.

Allein ſo viele Mühe ſich die türkiſche Politik auch geben mochte, die drei Botſchafter hinzuhalten, verlangten dieſe denn doch endlich, nachdem die Erklärungen des Reis-Effendi auf ihre bekannte Note vom 10. November 1827, die Pacifikation Griechenlands betreffend, und die nachherige Konferenz vom 24. keine Annahme ihrer Vorſchläge erwarten ließen — durch eine gemeinſchaftliche Note ihre Päſſe, und wie der ſchlaue Reis-Effendi die Sache auch immer zu drehen und zu wenden ſuchte — es erfolgte denn doch in der erſten Hälfte des Monates Dezember desſelben Jahres die Abreiſe der drei Herrn.

II.

Juſſuph Paſcha's Anſichten über die chriſtliche Kirche überhaupt und über deren getrennte Genoſſen insbeſondere.

> Wer in der Geſchichte der Vorzeit den Gängen der Vorſehung nachſpürt, dem werden ſie für die Folgezeit nicht ſo verwickelt ſcheinen.

Mahmud.

Längſt, mein ſehr verehrter Schwiegerſohn, wollte ich von Dir Aufſchluß erbitten, über eine Sache, über welche ich ſchon manchen gelehrten Iman, Ulema und ſelbſt den Mufti befragt; — allein ich konnte aus dieſer Männer Antworten nimmermehr klug werden. Ueber das Weſentliche des Chriſtenthums wohnen mir allerdings Begriffe bei, wenn ich zwar wohl nicht weiß, ob es die rechten ſeyn mögen. — Es leben in meinen Staaten viele Chriſten, allein was mich an dieſen Leuten ganz und gar irre macht, ſie nennen ſich alle Chriſten und theilen ſich dennoch in Factionen, welche ſich untereinander nicht ſelten heftiger noch anfeinden, als Moslems und Franken, — wodurch entſtanden dieſe Factionen; durch welche Eigenthümlichkeiten unterſcheiden ſie ſich? — Sprich frei von der Leber weg, vergiß meinetwegen auch ganz und gar, daß Du nun dem Islam angehörſt — es wird mich wenig geniren — wir kennen uns.

Juſſuph.

Na, Schwiegerpapa! Du bringſt mich da

nicht ſchlecht in die Dinte. Ich war von Jugend auf Soldat — allein darum eben bin ich der geſetzten Aufgabe nicht gewachſen. Sprechen wir von Etwas-Anderm, wenn es beliebt.

Mahmud.

Papperlapapp! ich laß' Dich nun einmal nicht aus. Ein Mann Deiner Art kann über Alles urtheilen; Du ſollſt mir Rede ſtehen, und wäre es möglich, daß Du Verrücktes ſprechen könnteſt — je nun, was würde es ſchaden, ſind wir doch unter uns; Niemand kann uns belauſchen, und gelangen doch ſelbſt viele Tollheiten zur Oeffentlichkeit.

Juſſuph.

Nun denn, ſo höre mich aufmerkſam an und prüfe meine Worte — aufdringen will ich Dir übrigens meine Ueberzeugung keineswegs.

Ein gewiſſer deutſcher Magiſter, vor welchem ich große Achtung hege, wenn ich mich auch nicht ſogleich auf ſeinen Namen beſinnen kann, rief einſtens aus:

Zwei Kräfte ſind es, die den Menſchen lenken,
Sie leiten ihn bald ſüd- bald nordwärts;
Natur gab ihm Verſtand, um recht zu denken,
Um recht zu handeln gab ſie ihm das Herz.
Und zwei ſo ſchwachen Kräften unterthänig,
Wie ſchwer wird oft dem Sterblichen das Ziel!
Ach der Verſtand hienieden weiß ſo wenig
Und ach, das Herz wünſcht, ahnet, glaubt ſo viel!
Im Wahn, der Wahrheit ſelber nachzufliegen,
Jagt oft der Geiſt nach einer Wolke blos;
Im Wahn, der Tugend ſelbſt im Arm zu liegen,
Liegt oft das Herz dem Laſter in dem Schoos.
Und ſind nicht dieſe Führer auf den Wegen
Des Glücks oft mit ſich ſelbſt im Widerſpruch?
Iſt nicht oft das, was die Vernunft als Segen
Erkennt und billigt, der Empfindung Fluch?

Kann uns ein Licht, das jedes Wölkchen
trübet,
Wohl zeigen, wo die helle Wahrheit
ſey?
Bleibt ein Gefühl, das auch den Irrthum liebet,
Wohl ſtets der reinen, wahren Tugend
treu?

En-fin! das Reſultat aller dieſer ſchönen und ſinnigen Reflexionen blieb folgendes:

„Nur da, wo die Vernunft mit ihren Blößen
Nicht hinreicht — fängt das Reich des Glaubens an.“

Da nun aber erwieſenermaßen die menſchliche Vernunft zu allen Zeiten mehr Blößen darſtellte, als das frivolſte Pariſer Freudenmädchen, oder was noch mehr ſagen will, die *******ſche Staatsverfaſſung, ſo konnte es nicht fehlen, daß zeitig genug ſich die Menſchheit an den ſogenannten Glauben hielt, allein derſelbe flüchtete ſich nicht allein unter die Aegide religiöſer, ſondern auch philoſophiſcher Syſteme, denn hier wie dort glauben Viele, was der Eine lehrt.

Wenn man nun aber das unendliche Regiſter alles deſſen, was die Menſchen vom Anbeginn an in feſteſte Ueberzeugung glaubten, auch nur mit flüchtigen Blicken durchläuft, weiß man in der That nicht, ob man lachen, ob weinen ſoll, wie es denn auch wirklich einſtens eine lachende und eine weinende Schule gab, und unter andern Formen noch heutigen Tages gibt.

Die Stoa reichte ihren Zöglingen keinen Troſt für die Zukunft; ſie ſtählte das Herz gegen jede zarte Empfindung, beſonders gegen das Mitgefühl mit den Bruderleiden, da ſie eigenen Schmerz verläugnen lehrte. Wollte den echten Stoiker das Gefühl übermannen, bildete er ſich ein, ein Kohlrabiſtengel oder ein Stück Holz zu ſeyn — wahrhaft ein erhebender Glæuben!

Epikurs Schüler mißverſtanden den Lehrer ganz und gar, hielten ſinnliche Luſt für das höchſte Gut und wälzten ſich, echte Schweine, im Kothe.

Die Peripatetiker und Akademiker forſchten nicht mehr nach Wahrheit, ſondern wetteiferten in Spitzfindigkeiten der Lehre, unbekümmert um Weisheit und Tugend. Sie waren im Stande, tagelang darüber zu diſputiren, ob ein vor ihnen ſtehender Eſel ein wirklicher Eſel und etwa nicht ein Philoſoph ſey; die Thorheit der Alten ſcheint zuweilen ſich auf die Akademiker unſerer Zeit vererbt zu haben.

Jedes griechiſche Krähwinkel hatte

ſeine aufgeblähten Marktſchreier und ſo wie den Ziegenbock charakteriſirte der lange Bart — den Philoſophen.

Doch jene Philoſophie war nicht minder eitel als der Götzendienſt.

Griechen und Römer lebten ohne Hoffnung, denn ſie lebten ohne Gott und es ſuchte die ſtolze, bluttriefende Roma die Erinnerung an der Vernichtung Schrecken durch Thorheiten und Laſter zu betäuben.

Da erbarmte ſich Gott der erbärmlichen Menſchheit und ſchenkte ihr, als köſtlichſtes Kleinod — das Chriſtenthum, jenes auf den reinſten religiöſen und ſittlichen Geſinnungen beruhendes, nimmermehr zu erſchütterndes Leben; jene Lehre, welche das kälteſte Herz erwärmt und in allen ihren Theilen ſo klar, übereinſtimmend und überzeugend ſich darſtellt, daß ſie auch dem ſchärfſten menſchlichen Verſtande, wenn er nur geſund iſt, keinen, auch den geringſten Zweifel nicht übrig läßt.

Euer Koran iſt eine elende nachahmende Rhapſodie ohne Originalität, Ordnung und Verbindung; überfüllt von Widerſprüchen, Abgeſchmacktheiten und Anachronismen.

Unſer neues Teſtament bleibt das Buch der ewigen Wahrheit und der reinſten Klarheit; es ſtrahlet als nimmer zu verkennender hehrer Abglanz der Göttlichkeit.

Mahmud.

Aber die Factionen — die Spaltungen unter Euch?? —

Juſſuph.

Hat der Herr Schwiegerpapa in ſeiner Jugend conjugiren gelernt?

Mahmud.

Welche Frage! — mein Hofmeiſter, der gelehrte Ulema Mehmed, hat mir mit dem verfluchten Conjugiren manche böſe Stunde gemacht. Bröders und Mozins Grammatik habe ich durchgepeitſcht.

Juſſuph.

En-fin! die Spaltung der chriſtlichen Kirche rührt lediglich daher, weil ihre Jünger das Präſens nicht mit dem Futuro in Einklang zu bringen verſtanden.

Mahmud.

Beim Barte des Propheten — das iſt mir zu rund.

Juſſuph.

Attendez! — die chriſtliche Religion ſtützt ſich auf ein heiliges Geheimniß, welches alle ihre Bekenner ohne Unterſchied ehren und anbeten, wenn in ſeinem ganzen Umfange ein göttlicher Geiſt auch ſchon es zu faſſen nur vermag: Das heilige bedeutungsvollſte Myſterium — es iſt, es war und es wird ſeyn in alle Ewigkeit; — allein nun warfen Einige den Grundſatz auf: „Es iſt“ — die Andern: „Es wird“ — und beide Theile haben Recht, doch darüber entſtand ein Streit, der nun ſeit Jahrhunderten ſchon währt; Ströme Blutes floßen ob des Streites; Städte wurden eingeäſchert, Provinzen zerſtört; zerrüttet der Wohlſtand ganzer Reiche — und wie im Großen erzeugte in den Familienkreiſen der grauſe Streit — Greuel jeder Art. C'est tout!

Mahmud.

Das iſt ſeltſam, doch ich verſtehe Dich nur halb.

Juſſuph.

Paſſe der Herr Schwiegervater auf, ein Beiſpiel wird die Sache klarer machen. Es iſt dem Herrn Schwiegervater wohl bekannt, daß auch von des Islams Anbeginn in demſelben eine Spaltung waltet.

Die Schiiten, die Perſer nämlich und die Golcondaneſer, ehren den Ali beinahe mehr noch als den Mahomed, mehr alſo den Schüler, als den Meiſter. Der Alkoran gilt denſelben allein als Regel. Ihr Türken, Sunniten oder Rechtgläubige, ehret zwar den Alkoran nicht minder als Eure Gegner, allein daneben achtet ihr die mündlichen Lehren Mahomeds auch hoch, welche durch Tradition auf Euch gekommen und von den Schiiten eben nicht ſehr hoch geſchätzt werden.

In der Hauptſache ſind indeſſen Schiiten und Sunniten einverſtanden, allein einer

Nebenſache, einer Kleinigkeit halber, feindet Ihr Euch an, des unauslöſchlichſten Haſſes voll.

Voila mon très cher beau-père! Eure Spaltung gleicht der chriſtlichen auf ein Haar.

Mahmud.

Schwiegerſohn! Oberpfeifenſtopfer! mir geht eine Fackel auf, und heller iſt es mir in dieſem Augenblicke, als in jener Schreckensnacht, da wir die aufrühreriſchen Hunde, die Janitſcharen, bändigten und die halbe Hauptſtadt in Flammen ſtand. Weißt Du, was ich denke? —

Juſſuph.

Ich bin begierig, es zu erfahren.

Mahmud.

Glaube mir, unſere Köpfe ſind vernagelt

— Türken und Chriſten, alle zuſammen ſind vernagelt.

Juſſuph.

C'est bien possible mon ami!

III.

Rußland erklärt der hohen Pforte den Krieg. — Die ruſſiſche Armee überſchreitet den Pruth. — Erſte Vorfälle auf dem Kriegsſchauplatze. Abermalige wichtige Unterredung des Großherrn mit Juſſuph. — Des Helden Abſchied von Zoraiden. — Juſſuph Paſchas Abreiſe nach Varna.

Frohlocket nicht —
Denn eiferſüchtig ſind des Schickſals Mächte,
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte:
Den Samen legen wir in ihre Hände,
Ob Nichts, ob Weizen aufgeht — lehrt das Ende.

Gegen Ende des Monats März 1828 kam der Pforte auf offiziellem Wege der Entſchluß des ruſſiſchen Kaiſers zu, ſeine Armeen gegen das türkiſche Gebiet führen zu wollen, um die vermeintlichen von der hohen Pforte erfahrenen Beeinträchtigungen zu rächen.

Der Großherr nahm die Nachricht mit einer Gelaſſenheit und Ruhe hin, welche deutlich zeigten, daß ihn die Erklärung des ruſſiſchen Hofes nicht überraſchte.

Das bald darauf erſchienene ruſſiſche Manifeſt gegen die Pforte war vom 14. April datirt.

Im Mai überſchritten die Ruſſen bekanntlich den Pruth. — Sie beſetzten ſofort die Ufer des Sereth, nahmen Gallatz durch einen Handſtreich und ſchickten ſich an, Braila zu berennen.

Nachdem dieſe eben nicht ſehr erfreulichen Kunden in Conſtantinopel eingetroffen waren, ließ der Großherr ſogleich unſern Helden zu ſich rufen und es entſpann ſich zwiſchen beiden Herren wieder folgendes Geſpräch:

Mahmud.

Jetzt wird es Ernſt. Der Teufel iſt an der Donau los. Wie ſieht es nun aus, geheimer Oberhofpfeifenſtopfer! mit uns Beiden? — Du haſt mir neulich verſprochen, unter meinem Paniere kämpfen zu wollen? —

Juſſuph.

Ich bin Willens, mein Wort zu halten; nur erſuche ich den Herrn Schwiegerpapa wiederholt, mir vorerſt nur ein untergeordnetes Commando anzuvertrauen. Wichtige Gründe motiviren dieſe Bitte.

Mahmud.

Sage mir, Schwiegerſohn! hältſt Du die Veſte Varna für einen wichtigen Punkt, und biſt Du der Meinung, es würden die Ruſſen darauf ein vorzügliches Augenmerk richten?

Juſſuph.

Die Ruſſen müßten durchaus vom Kriegshandwerke nichts verſtehen, wenn ſie Varna unbeachtet ließen, denn im bevorſtehenden Feldzuge wird die Feſtung ſich allerdings als ein Object von der höchſten Wichtigkeit darſtellen.

Es dürfte Varna vielleicht, und keineswegs unwahrſcheinlich eine der Herzwurzeln aller wechſelſeitigen Operationen werden.

Vieles wird von der Erhaltung oder dem Verluſte der Feſte abhängen. Durch ihren Beſitz würde die Stellung der Ruſſen eine nun erſt imposante Stellung gewinnen. Da ſie durch die Leichtigkeit der freien Communikation mit Odeſſa, rückſichtlich aller ihrer Bedürfniſſe, geſichert wären, könnten ſie entweder ihre Poſitionen während des Winters beibehalten, oder nach Gefallen die Offenſive fortſetzen. Im erſtern Falle haben ſie Zeit genug, ihre Verſtärkungen abzuwarten, für den zweiten denkbaren Fall aber darf nicht auſſer Acht gelaſſen werden, daß ſie nur etwa zehn Tagreiſen von Conſtantinopel entfernt, und Herren des Littorals ſeyn würden, ſo daß an mehreren Punkten Flotillen anlanden und ihnen Proviant, Munition, Artillerie und alle mobilen Kriegsbedürfniſſe, wie ſie immer Namen haben mögen, zuführen dürften.

Ferner könnten die Ruſſen, in dem als möglich angenommenen Fall, indem ſie ſich längs des Meeres hinzögen, bis wo der Balkan ſeinen rauhen Charakter verliert, ſich in die Ebenen des Beckens von Adrianopel werfen und gegen die Hauptſtadt anrücken, während eine an den benachbarten Ufern des thraziſchen Bosphorus bewerkſtelligte Landung die Aufmerkſamkeit der zum Schutze Conſtantinopels aufgeſtellten Streitkräfte theilen, und zugleich alle bloß gegen Seeangriffe gerichteten Vertheidigungen der Meerenge nutzlos machen würde.

Die Einwendungen gegen einen ſolchen kühnen Marſch fallen mit der Einnahme von Varna.

Die Schwierigkeit der Subſiſtenz wäre gehoben durch die Freiheit des Meeres.

Die numeriſche Kraft der Angriffscolonne würde geſteigert werden durch Landungen, deren Zweck wäre, aus Beſſarabien und der Krimm Verſtärkungen herbeizuſchaffen; die durch den ſchlechten Zuſtand der Wege herbeigeführten Verlegenheiten wären vermindert durch die Beihülfe der Flotillen, welche längs der Küſte hinſteuern und Geſchütz und Gepäck weiter ſchaffen müßten.

Solche kühne Manöuvres von Seite der Ruſſen würden ſich überdieß noch rechtfertigen durch die Unmöglichkeit, in der wir in Folge des angenommenen Vertheidigungsſyſtems uns befinden möchten, unſere Hauptkräfte zum Schutze der Hauptſtadt zuſammenziehen zu können, denn dieſe Kräfte, vereinzelt in den feſten Plätzen der Donau, oder konzentrirt in den Linien von Schumla, könnten durchaus nicht ſo ſchnell vereiniget werden, um ſich der hereinbrechenden Fluth mit Nachdruck zu widerſetzen, auch —

Mahmud.

(Ihn unterbrechend). Nimm es mir nicht übel, lieber Schwiegerſohn! allein für dieſes Mal klingen deine Vorausſetzungen doch etwas zu überſpannt und romanhaft, man ſollte meinen, du hätteſt dieſelben geradezu aus dem Meſſager des Chambres entlehnt. So hitzig und ſchnell erſchließt man meine hohe Pforte nicht — dafür ſage ich gut. Zudem hat es die Erfahrung erwieſen, daß Varna eine harte Nuß iſt, welche man nicht ſo im Vorbeigehen aufzuknacken vermag. Im Jahr 1440 drang Huniad, Woiwode von Siebenbürgen, nachdem er unſere Völker aus Servien und Bulgarien vertrieben hatte, bis an den Hämus vor und Amurath II. gab nun Alles, was ſein tapferes Heer an der linken Seite der Donau früher erobert hatte, dem ungariſchen König Ladislaus II. im Frieden zu Szegedin zurück. Der Pabſt wollte jedoch dieſen feierlich beſchworenen Frieden nicht gelten laſſen. Durch deſſen Legaten und durch die Hoffnung zum Beiſtande der Polen, Servier und Griechen verleitet, erneuerte der König Ladislaus II. die Feindſeligkeiten. Auf Veranſtaltung des Papſtes war die Meerenge von Conſtantinopel durch eine Flotte venetianiſcher, genueſiſcher und niederländiſcher Schiffe beſetzt. Um auf ihre Unterſtützung rechnen zu können, ſtellte ſich Ladislaus an der Küſte des ſchwarzen Meeres, im Angeſichte der Stadt

Varna auf. Jetzt nahte Amurath, welcher voll neuen Muthes die Herrſcherzügel wieder ergriffen hatte, aus Magneſia in Kleinaſien kommend, dem Orte Gallipoli.

Huniads Rathe folgend, wagte Ladislaus II. den Sultan anzugreifen.

Amuraths Schlachthaufen ward eine Stange, an welcher die Szegediner von den Feinden gebrochene Friedensurkunde hieng, vorgetragen. Racheſchnaubend und tollkühn fochten die Türken; nichtsdeſtoweniger mußten ſie zweimal dem Waffenglücke der Chriſten weichen, doch endlich wechſelte Mavors ſeine Laune. Ladislaus wurde verwundet, Huniad gefangen und den vollſtändigſten Sieg errang der Halbmond unter Varnas Mauern; was vor mehr als dreihundert Jahren geſchah, kann mit des Himmels Beiſtande ſich in unſern Tagen wiederholen.

Ich halte Varna für einen wichtigen Platz, doch keineswegs für allzuwichtig, als mir der Herr Schwiegerſohn vorhin einbilden wollte. Ich habe den Kapudan-Paſcha, doch lediglich des Scheins halber, zum Kommandanten der Veſte ernannt; du mein lieber Oberhofpfeifenſtopfer! ſollſt als Unterkommandant, wenn es dir anders genehm iſt, dem Kapudan-Paſcha beigegeben werden, doch ein geheimer Hati-Scherif wird es dem Kapudan-Paſcha zur Pflicht machen, ſich unbedingt — deinen Anordnungen zu fügen.

Juſſuph.

Der Herr Schwiegerpapa kömmt meinen Wünſchen zuvor, ich werde mich anſchicken, unverzüglich nach meinem Poſten abzugehen, denn es drängt die verhängnißſchwangere Zeit.

Mahmud.

Schön — und um dem Herrn Schwiegerſohn einen Beweis meiner ganz beſondern und ausgezeichneten Gnade zu geben, ernenne ich denſelben hiemit zum Großhalbmond meines erſten Hausordens; die Dekorationen des Ordensgrades werden heute noch dem Herrn Schwiegerſohn eingehändiget werden.

Juſſuph.

Danke für die mir erwieſene Ehre, hätte aber unterbleiben können.

Mahmud.

Ei, ei — was ſoll ich von dem Herrn Schwiegerſohn denken? Welche auffallende Kälte für ſolch ungemeine Auszeichnung, nach welcher die vornehmſten Großen meines Hofes oft Zeitlebens vergebens ſtreben!

Juſſuph.

Laſſe ſich der Herr Schwiegervater nicht irre machen. Was die Orden und ähnliche Auszeichnungen betrifft, halte ich es für meine Person ganz und gar mit einem gewiſſen Monſieur Hagedorn, einem längſt verſtorbenen deutſchen Magiſter; dieſer Monſieur Hagedorn rief bei irgend einer Gelegenheit aus:

„Der Geiſt, durch welchen Cato groß geworden,
Fährt in kein Band — und ruht auf keinem
Orden.“

Mahmud.

Der Herr Schwiegerſohn citirt zum öftern deutſche Magiſters — ſind dieſelben denn gar ſo ſehr kluge Leute?

Hm — in den Siebziger, Achtziger und Neunziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts lebten und ſchrieben in Deutſchland wirklich viele Magiſters, vor deren ausgezeichneten Talente" und geſunden

Anſichten ich hohe Achtung hege, allein die Race iſt ſeitdem nicht beſſer geworden und wirkt auch heutiges Tages in Teutonien ſchon mancher achtbare Gelehrte noch, ſo ſtellt die Mehrzahl dieſer Herren ſich dagegen entweder als geiſtbefangen oder geradezu verändert dar.

Mahmud.

Ei, ei — ſchau, ſchau!

Juſſuph.

Jetzt lebe der Herr Schwiegervater vor der Hand recht wohl, ich muß Anſtalten zu meiner Abreiſe treffen. A revoir. — (Geht ab).

Mahmud.

(Ihm nachſehend, lächelnd). Ein wahrer Teufelsbraten iſt er, mein geheimer Oberpfeifenſtopfer.

Wenn wir gleich Juſſuphs liebreizende junge Gattin, die kaiſerliche Zoraide, als eine ungemein reizbare Dame geſchildert haben, müſſen wir jetzt denn doch, zur Steuer der Wahrheit, eingeſtehen, daß ſie die Nachricht von des geliebten Gemahls naher Abreiſe zur Armee mit großer Standhaftigkeit vernahm — eine Standhaftigkeit, welche an einer türkiſchen Dame um ſo mehr Bewunderung verdient, ſintemalen einer ſolchen ganz und gar die Ausſicht auf den Troſt eines wackern Hausfreundes, während des Gatten Abweſenheit, fehlt.

Zoraide äußerte bei dieſer Gelegenheit ſo Manches, was ihrem Verſtande und Scharfſinn zur größten Ehre gereichte. Unter Anderm ſprach die Anmuthigſte:

„Nicht wie jene Spartanerin, geliebter Napoleon! rufe ich dir zu: Kehre mit oder auf dem Schilde zurück!

„Denn dieſe Abſchiedsermahnung an einen

tapfern Krieger, gehört, nach meiner Meinung, unter die alterthümlichen Büchſen, welche man lediglich bewundert, weil ſie aus der graueſten Vorzeit ſtammen.

„Man kann fechten wie ein Mann, ja ſelbſt wie ein Held, und dennoch im Gefechte den Schild, oder den Degen verlieren; allein nur ein Narr wird ob ſolchem unbedeutſamen Verluſt, der des andern Tags durch den Waffenſchmied wieder erſetzt werden kann, ſein Leben opfern, welches dem Vaterlande bei tauſend andern Gelegenheiten noch die erſprießlichſten Dienſte zu leiſten vermag.

„Ich meines Theils, theuerſter Freund! flehe jetzt, in der Stunde des Scheidens, lediglich: Gebiete deinem ſeltenen Geiſte, das wahre Beſte des neuen Vaterlandes nach Möglichkeit zu fördern und bewahre dein Herz dem treuen Weibe und deinem hoffnungsvollen Söhnchen.“

Bewegt drückte Juſſuph Paſcha noch einmal Zoraiden und den kleinen Mahomed Napoleon an die Bruſt, allein des andern Tages ſchon gieng der Held, an Bord einer Fregatte, mit günſtigem Winde unter Segel, um baldmöglichſt Varna zu erreichen.

IV.

Juſſuph Paſcha's Ankunft in Varna. — Vertheidigungsanſtalten. — Einſchließung der Feſtung. — Anfang und Fortſetzung der Belagerung. — Anekdoten.

> Es giebt Staatsmänner, Admirale, Generale und noch andere Leute, welche jeden Auftrag, deſſen Ausführung Vortheile verſpricht, unbedingt übernehmen, ohne erſt zu prüfen, ob ihre Kräfte auch dem Geſchäfte gewachſen oder nicht. — Die Sache mag nun gelingen oder mißlingen; das Eine rührt ſolche Menſchen nicht vielmehr, als das Andere, wenn nur ſie es ſind, deren Namen oben an ſteht, ſo wie des Rectors Magnificus Name an den Hochſchulen bei jenen öffentlichen Diſputationen, von deren Inhalt dem Herrn Rector häufig keine Silbe bekannt worden iſt.

Juſſuph Paſcha's diesmalige Seereiſe war kurz und glücklich; wohlbehalten erreichte er die Veſte Varna.

Längſt ſchon hatte der Großherr eine bedeutſame Garniſon in die Feſtung geworfen und dem Kapudan-Paſcha mit unbeſchränkten Vollmachten und vollen Beuteln den Oberbefehl übertragen.

Unſer Held hoffte daher mit vollem Rechte, den Platz in der beſten Verfaſſung und gänzlich vorbereitet zu finden, einer langen Belagerung trotzen zu können, aber wie erſchrak Juſſuph, als ihn der erſte Anblick geradezu vom entſchiedenſten Gegentheile überzeugte!

Die Werke der Feſtung befanden ſich in dem erbärmlichſten Zuſtande; ſie waren ſogar häufig ganz und gar zerfallen. Grobes Geſchütze war zwar in großer Anzahl vorhanden, allein daſſelbe ſtellte ebenfalls keineswegs eine Verfaſſung dar, wie ſie unerläßlich iſt, wenn man die Ankunft des Feindes mit jedem Tag erwarten muß; an Mundvorräthen fehlte es beinahe gänzlich und unter der Beſatzung herrſchte Indisciplin und ein elender Geiſt.

Der Kapudan-Paſcha war ein Greis und ganz von der Art jener Leute, wie ſie das dieſem Kapitel vorſtehende Motto ſehr treffend charakteriſirt. Wie der Mann zu ſolch' hohen Würden und wichtigen Aemtern gelangt ſeyn mochte, weiß man nicht anzugeben, noch weniger kann eine ſolche Thatſache in der Türkei befremden, da ja — leider nur gar zu häufig — Analoges ſelbſt in dem gebildeten Europa vorkömmt.

Als Varna's Oberbefehlshaber den geheimen Hati-Scherif des Sultans durchlauſen hatte, welcher ihn ganz und gar von dem neuen Unterbefehlshaber abhängig machte, legte ſich Kapudan-Paſcha's Stirne allerdings in Runzeln, allein es half nichts — denn in der Türkei läßt es ſich kein, auch nicht der vornehmſte Staatsbeamte, in den Sinn kommen, dem Willen des kaiſerlichen Alleinherrſchers zu widerſtreben, oder demſelben zuwider zu handeln, *) und dann — war es ja dem Oberbefehlshaber vorzüglich um den Titel und Schein zu thun; beide blieben unangetaſtet und ſo fanden ſich denn Se. Excellenz der Kapudan-Paſcha am Ende gutwillig darein, das Denken und die eigentlichen Mühen und Laſten auf die Schultern eines Andern übertragen zu ſehen; es kommen dergleichen gutmüthige Reſignationen wohl auch anderwärts vor.

Rüſtig legte Juſſuph Paſcha nun auch in der ihm eigenthümlichen Weiſe Hand ans Werk. Es wurde raſtlos, und zwar Tag und Nacht, an Herſtellung der Baſtionen und anderer Feſtungswerke gearbeitet; Mundvor-

---

*) Es verſteht ſich wohl ohnehin, daß hier nicht von den Paſcha's die Rede ſeyn könne, welche als Statthalter entfernter Provinzen ſich zuweilen unabhängig zu machen ſtreben.

rath und Schlachtvieh wurden in Hülle und Fülle durch freilich etwas gewaltſame Mittel herbeigeſchafft und Magazine angelegt; das Geſchütz wurde in Stand geſetzt und die Garniſon der ſtrengſten militäriſchen Disciplin unterworfen.

Anfangs ſtutzten die türkiſchen Krieger zwar ob der ungewohnten und energiſchen Maßregeln, welche ſie den neuen Unterkommandanten der Feſtung ergreifen ſahen, allein Juſſuph Paſcha ſetzte auch jetzt wieder ſeinen Willen, vermöge des alten Rechtes, durch, welches große Geiſter ſtets über kleine behaupten und wie immer von den Soldaten, ſah er ſich nun auch von den Barbaren in kurzer Zeit gefürchtet nicht nur, ſondern ſelbſt hochgeachtet und geliebt, denn nimmermehr ſchätzt irgend Jemand richtiger den Werth oder Unwerth des Offiziers — als der gemeine Söldner gerade.

Noch lange nicht waren die nothwendigſten Arbeiten alle beendigt und die erforderlichen Vorkehrungen getroffen, da erblickte man in den letzten Tagen des Monats Juni (1828) von den Zinnen der Feſtung ein ruſſiſches im Marſche begriffenes Armeecorps, welches ſich gegen Mittag Varna's nächſten Umgebungen näherte.

Das feindliche Korps, über welches der Generaladjutant Suchtelen den Oberbefehl führte, war nicht ſtark und mußte ſich vorerſt lediglich darauf beſchränken, die Veſte zu obſerviren — doch bald genug ſollten wichtige Ereigniſſe die augenblickliche Waffenruhe in dieſer Gegend unterbrechen.

Es kann nicht in unſerm Plane liegen, hier eine Geſchichte jenes Feldzugs zu liefern und wir müſſen daher den wißbegierigen und nicht hinlänglich unterrichteten Leſer abermal an die Zeitungen verweiſen, wobei wir aber auch pflichtſchuldigſt und zwar zum andern

Male vor den romantiſch-politiſchen Relationen des öſterreichiſchen Beobachters warnen.

Unſers Theils muß man ſich darauf beſchränken, die Ereigniſſe des erwähnten Feldzuges nur inſofern zu berühren, als bei denſelben unmittelbar der Held der Geſchichte betheiligt war.

Juſſuph Paſcha unternahm mit dem Kern der ihm ſehr ergebenen Beſatzung häufige und ſehr kühne Ausfälle, durch welche er dem Feinde großen Abbruch zufügte; allein dieſe Ausfälle wurden in dem Maße ſchwieriger, in welchem ſich nach und nach das Korps der Belagerer vermehrte.

Ruſſiſcher Seits wurde der Generaladjutant Suchtelen von dem General Uſchakow im Kommando vor Varna abgelöst. Juſſuph Paſcha brachte auch dieſem Generale eine tüchtige Schlappe bei, allein gegen Ende Juli nahte ſich dem Belagerungskorps eine bedeutſame Verſtärkung unter dem Fürſten Menzikow, welcher nun den Oberbefehl übernehmen ſollte.

Durch ein ungemein kühnes, aber wohl berechnetes Manöuvre ſuchte Juſſuph Paſcha die vorläufige Vereinigung Menzikows mit Uſchakow zu verhindern. Zu dieſem Ende ſchlich ſich Juſſuph mit einem ziemlich ſtarken Korps zur Nachtzeit aus der Feſtung, umgieng glücklich Uſchakows Stellung und beſetzte eine Reihe bewachſener Anhöhen, die ſich bis aus Meer ausdehnen, mit Infanterie, Reiterei und Artillerie.

Dieſe Stellung gewährte den Türken große Vortheile; man vermochte Menzikows nahendes Korps in die Flanke zu nehmen, und von Uſchakow war wenig zu fürchten, da er nicht wohl wagen durfte, ſeine Stellung zu verlaſſen, wenn er nicht riskiren wollte, durch einen zweiten Ausfall der Beſatzung im Rücken angegriffen zu werden und in ein Doppelfeuer zu gerathen.

Das Gefecht begann und versprach unſerm Helden den glücklichſten Erfolg; allein unglücklicherweiſe hatte ſich es der Kapudan-Paſcha, eiferſüchtig auf das Kriegsglück ſeines Unterbefehlshabers, nicht nehmen laſſen, der Expedition beizuwohnen. Doch als der Sieg auf Momente ein wenig nur wanken zu wollen ſchien, ergriff den blödſinnigen ſchwachen Greiſen ein paniſcher Schrecken; er gab plötzlich das Ferſengeld.

Dieſes hohe, aber um ſo ſchlimmere Beiſpiel ſteckte die Türken an; vergebens donnerte Juſſuph's Stimme — die Elenden liefen in wilder Unordnung der Feſtung zu und ließen viele Todte und alles Geſchütze zurück.

Dieſes traurige Ereigniß entmuthigte die Beſatzung, während die Ruſſen die um dieſe Zeit erfolgte Ankunft ihres Kaiſers ermuthigte.

Eine ruſſiſche Flotte unter dem Admiral Greigh, zwanzig Segel ſtark, worunter ſich acht Linienſchiffe, fünf Fregatten und drei Bombenſchiffe befanden, blockirte jetzt auch den Hafen Varna's und in der Feſtung ſelbſt fieng bereits einiger Mangel an fühlbar zu werden.

Bei ſolcher Lage der Dinge begab ſich Juſſuph eines Morgens in des Kapudan-Paſcha's Pallaſt, um mit dem Oberbefehlshaber, der Form halber, Raths zu pflegen.

Mit dem Alkoran in den Händen trat der Admiral unſerm Helden entgegen, ſprechend: „Herr Kamerad! wenn dieſer hier nicht helfen und rathen kann, dann ſind wir verleſen, denn ich bin mit menſchlichen Hülfsquellen zu Ende; ich weiß keinen Rath!"

Juſſuph verlor die Geduld; mürriſch rief er aus: „Schwachſinniger Alter! was ſoll uns jetzt deines Buches todter Buchſtabe? Alte Weiber, welche das Gewiſſen drückt, flüchten zu ihm; allein der wackere Krieger hilft ſich ſelbſt, verzweifelt nimmer und baut bis zum letzten Augenblick die Hoffnung auf ſein gutes Schwerdt!"

Es nahm der Kapudan-Paſcha die Pille hin, wie die Großen häufig pflegen, wenn ſie bereits bis an die Ohren in der Patſche ſitzen und unwillkührlich ſich zugeſtehen müſſen, daß ihr Geiſt der ſchwächere und jener des Subalternen der ſtärkere ſey.

Nil novi sub sole! — der Alkoran jenes Kapudan-Paſcha führt uns hier eine andere wahre und höchſt poſſirliche Anekdote in's Gedächtniß zurück.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erſchien plötzlich ein bedeutſames o——s Heer vor den verſchloſſenen Thoren M—s, der Hauptſtadt eines Landes, deſſen Fürſt unlängſt erklärt hatte, vor der Hand neutral bleiben zu wollen.

Obwohl nun ſich beinahe die ganze Waffenmacht des neutralen Fürſten in ſeiner Hauptſtadt verſammelt befand, ſo blieb dieſelbe in keiner Weiſe den o—— Heerhaufen gewachſen und im Gefühl ihrer großen Uebermacht, zeigten die Herrn O—r—r eben nicht große Luſt, die ——ſche Neutralität zu reſpectiren.

In dieſer Verlegenheit begab ſich der berühmte, hochherzige Britte, Graf Chr. — auch

N—d genannt, welcher dazumal als General im —ſchen Heere diente, zum Grafen E. M., —ſchen Obergeneral der Cavalerie und Infanterie (!) und Gouverneur der Hauptſtadt.

Schweigend ergriff Graf E. M. den Engländer bei der Hand, und führte ihn ins Schlafkabinet, wo unter einem Marienbild ein Lämpchen brannte. „Herr Camerad!“ — ließ ſich E. M. nun vernehmen — „die da iſt die Schutzpatronin von unſerm Landel; verlangen Sie halt von ihr die Ordres, wenn die nichts weiß — ich weiß ein für alle Mal und immer — nichts.“

N—d zuckte die Achſeln, ſetzte ſich zu Pferde und ritt zur Stelle hinaus ins v——ſche Lager. Durch kluges und energiſches Benehmen verſtand der muthige und geiſtreiche Britte dem Obergeneral der O—r—r zu imponiren und zum wirklichen Abzug zu bewegen.

Als nun R—d nach M— zum Gouverneur zurückgekehrt war, um demſelben zu rapportiren, ſchloß dieſer den Engländer in die Arme, indem er ausrief: „Na, ſehen Sie Herr Camerad! hab' ich es Ihnen nicht gleich geſagt, die da drinnen werde uns nicht im **** ſitzen laſſen.“

Da wir ſchon einmal im Zuge ſind, wollen wir nun ſogleich verſprochener Maßen auch einige Anekdoten aus dem nunmehrigen Kampfe Rußlands mit der hohen Pforte zum Beſten geben.

So ſehr unſern Juſſuph die Barbarei und Rohheit häufig empörte, mit welcher die Türken ihre Kriege zu führen pflegen, fand er doch nichtsdeſtoweniger auch zuweilen Gelegenheit, Zeuge von Scenen zu ſeyn, welche bewieſen, daß Hochſinn und Gefühl nicht allen Gliedern jener wilden Horden ganz und gar fremd geblieben.

Bei einem Ausfalle, den unſer Held eines Tages aus der Feſtung Varna wagte, ſtand ein regulirtes Bataillon der türkiſchen leichten Infanterie beim Beginnen des Treffens am Rande eines Hügels, einen Moment unthätig, mit „Gewehr beim Fuß“ auf Befehl zum Angriff harrend.

Vor der Fronte des Bataillons plänkelten Spahis mit ruſſiſchen Uhlanen; plötzlich ſinkt ein Spahi von einer feindlichen Piſtolenkugel getroffen, vom Pferde — und in demſelben Augenblicke läßt ſich ein gellender Doppelſchmerzruf in den Reihen des türkiſchen Infanterie-Bataillons vernehmen. Dieſer Ruf entwand ſich aus der beengten Bruſt zweier Schützen, Brüder des gefallenen Reiters.

Die Brüder baten um Erlaubniß, den

Getödteten beerdigen zu dürfen und erhielten dieſelbe. In vollem Laufe ſtürzten die Schützen nun zu der Leiche ihres älteſten Bruders, bedeckten dieſelbe mit Küſſen und Thränen, welche reichlicher noch floſſen, als auf der Bruſt des Gefallenen ein Talisman, das Heiligthum der Familie, gefunden wurde.

In Ermangelung anderer Werkzeuge eröffnen die Schützen vermittelſt ihrer Bajonnette und Hände dem Heldenbruder eine Grube, doch kaum nur iſt die Leiche mit Erde leicht bedeckt, da erſchallen die Hörner, das Bataillon hat den ſehnlich erwarteten Befehl zum Angriff endlich erhalten.

Unſre Schützen eilen in die Reihen des Bataillons zurück und voll Begierde den gefallenen Bruder zu rächen, hören ſie — beim Angriffe in zerſtreuter Ordnung — nicht auf den Ruf ihres Offiziers und ſtürzen tollkühn in die Reihen der Feinde — doch plötzlich wird der eine Schütze von einem ruſſiſchen Uhlanen mit der Lanze durchbohrt und zu gleicher Zeit der andere von einer feindlichen Kugel getroffen.

Arm in Arm wanken die Schützen zurück auf den Grabhügel des zehn Minuten früher von ihnen beerdigten Bruders; Mund an Mund — Bruſt an Bruſt verſchieden die Krieger und — in einer und derſelben Grube ruhen nun die drei Heldenbrüder.

Juſſuph Paſcha hatte in einer finſtern Nacht mit einer Truppe erleſener Krieger die Feſtung verlaſſen, um die Poſitionen der Belagerer zu recognoſciren. Glücklich erreichte unſer Held eine mit dichtem Geſträuche bewachſene Anhöhe. Man legte ſich hier in Hinterhalt, um das Erſcheinen des Monds abzuwarten, bei deſſen Lichte man ſofort leicht die Stellungen der Feinde hätte überſchauen können.

Allein es dauerte nicht lange, da nahte ein ruſſiſches Kavallerie-Detaſchement, geführt von einem Lieutenant, an deſſen Seite ſich ein Wachtmeiſter befand.

Der Wachtmeiſter rieth ſeinem Offiziere, ſich der waldbewachſenen Anhöhen mit Vorſicht zu nahen, um in keinen Hinterhalt zu fallen und es erachtete es der kluge und lang gediente Unteroffizier für zweckdienlich, eine Vorhut und Seitenpatrouillen abzuſenden. Allein der kommandirende Offizier hieß den Untergebenen ſchweigen und nannte ihn noch obendrein einen Dummkopf und ſchnöden Feigling. Dem mit den Seinigen im Gebüſche lauernden Juſſuph war von dem Geſpräche keine Sylbe entgangen.

Indeſſen war das feindliche Detaſchement in dem Walddéfilé angekommen, zu deſſen beiden Seiten unſer Held mit ſeinen Türken in Hinterhalt lag.

Auf ein gegebenes Zeichen ſtürzten die Moslems hervor und nach einem kurzen Gefechte waren die unvorbereiteten Ruſſen übermannt. Juſſuph Paſcha befahl die gefangenen und verwundeten Feinde nachzuführen und zog ſich nach vollendeter Recognoſcirung glücklich in die Feſtung zurück.

Man hatte, nachdem das Gefecht beendiget war, den Anführer des ruſſiſchen Kavalleriedetaſchements, den oben erwähnten Lieutenant, ohnmächtig an der Erde liegend gefunden und ihn für ſchwer verwundet haltend, mit nach Varna getragen. Des andern Tages aber war zu Jedermanns Erſtaunen der ruſſiſche Offizier friſch und geſund auf den Beinen; er wurde zu dem Unterbefehlshaber der Veſte geführt und es entſpann ſich folgendes Geſpräch:

Juſſuph.

Wie heißen Sie?

Ruſſiſcher Offizier.

Rhungo Jahrr?

Juſſuph.

Wie — Narr? nun da ſtammen Sie in der That von einer alten und ungemein berühmten Familie ab?

Ruſſiſcher Offizier.

Sie haben mich mißverſtanden, Herr Kommandant! ich heiße Rhungo Jahrr, haben Sie nie von mir gehört?

Juſſuph.

Kann mich eines ſolchen Glückes nicht rühmen.

Ruſſiſcher Offizier.

Meinen berühmten Namen kennt in dem gebildeten Europa jedes Kind. Viele merkwürdige Fahrten und außerordentliche Abenteuer habe ich beſtanden. Ich bin eigentlich ein Oſtfrieſe, litt in meiner Jugend an der engliſchen Krankheit und war ein Simpel, dann wurde ich Polizeidiener an der Meeresküſte, reiste aber endlich nach Kopenhagen, um Maler zu werden, allein ich hatte dazu kein Talent, ließ mich als Philhellene enrolliren, bekam aber von den groben Griechen Prügel und reiste hierauf nach Deutſchland, wo ich beim Theater mein Glück probirte, allein ſchändlichen Kabalen unterliegen mußte. Verzweiflungsvoll nahm ich Dienſte in der ruſſiſchen Armee und avancirte ohnlängſt zum Lieutenant. Hiemit haben Sie den résumé meiner Lebensgeſchichte, welche ein junger, gemüthlicher und talentvoller Dichter, Herr Harro Harring ausführlicher beſchrieben und in dem berühmten Verlage des münchener Buchhändler Sauer hat drucken laſſen.

Juſſuph.

Herr Sauer mag ſich wohl in Acht

nehmen, daß ihm die Waare nicht ſauer wird. Allein wie iſt mir denn; Sie wurden ja vergangene Nacht bewußtlos vom Schlachtfeld getragen — man hielt Sie für ſchwer verwundet?

Ruſſiſcher Offizier.

Zu außerordentlichen Schickſalen bin ich nun einmal beſtimmt. Ich gab, kurz bevor der gnädige Herr Paſcha geruhten, mich und mein Detaſchement zu überfallen, meinem Wachtmeiſter einen Verweis, und dieſer ſchändliche Menſch, Rache glühend, reichte mir im Getümmel des Streites eine dermaßen furchtbare Ohrfeige, daß ich betäubt vom Schlachtroſſe ſank. Ich bitte gehorſamſt, dieſen Frevel rächen und den groben Ruſſen ein wenig todtſchießen laſſen zu wollen.

Juſſuph.

Dieſer grobe Ruſſe iſt ein tüchtiger Burſche, Sie aber ſind ein bemitleidenswerther Schwächling, der hinter den Ofen mehr als in die Feldſchlacht taugt. Sie erhalten hiemit volle Freiheit, ins ruſſiſche Feldlager zurückzukehren, denn Feinde Ihrer Art werden nimmermehr gefährlich.

Eines Tags, bevor noch Varna eingeſchloſſen war, ließ ſich ein Fremder bei Juſſuph melden. Der Beſuch wurde angenommen und folgende Unterhaltung fand Statt:

Juſſuph.

Wer ſind Sie? — was verlangen Sie von mir?

Fremder.

Ich heiße Jules Bollé und nenne mich ſelbſt: Chevalier. Den Oeſterreichern, den Baiern und endlich der griechiſchen Sache habe ich gedient. Dann ſchrieb ich in Süddeutſchland eine welſche und in Paris eine deutſche Zeitung; allein die Sache wollte nicht ſo recht gehen — es kömmt eben davon, weil das ganze deutſche, ſo wie das franzöſiſche Publikum dermalen nur von ſeichten und ſtumpfen Köpfen konſtituirt iſt, welche wahrhafte Genialität nicht zu faſſen vermögen. Jetzt bin ich hieher gereist, um die Fortuna unter dem halben Monde zu erfaſſen.

Juſſuph.

Ich bedaure, mein ſehr verehrter Herr Chevalier, daß ich von Ihrem großmüthigen Anerbieten keinen Gebrauch machen kann, mais — um aufrichtig zu ſeyn: Leute, welche ohne ſehr triftige Gründe, welche ſich nur ſelten entſchuldigen laſſen, heute dieſer, morgen jener, und übermorgen einer dritten Sache dienen, pflegt man hienieden, und zwar nicht mit Unrecht, charakterloſe Abenteurer zu nennen, und dann ſind unglückliche Feder- in der Regel auch, nur erbärmliche Kriegshelden.

Fremder.

Mein Herr Kommandant! ich reiſe ſtehenden Fußes nach Conſtantinopel *) und denoucire Sie dem Großherrn.

---

*) Den neueſten Nachrichten zufolge hat Herr von Bolls in der That vor den Augen des Großherrn mehr Gnade, denn vor jenen des Juſſuph Paſcha gefunden, denn dieſer ehemalige baieriſche Huſaren-Oberlieutenant iſt nun zum Exerzier- und Lehrmeiſter, und zugleich zum Chef des Generalſtabs Sr. Hoheit ernannt worden. Auch wird Herr v. B. den Seraskier auf einer Reiſe nach Kara-Burum begleiten, um den Bau der dortigen Feſtungsarbeiten zu leiten.

Juſſuph.

Comme vous voulez Monsieur Bollé! mais à présent — allez vous en.

Bei einem der unzähligen Ausfälle, welche Juſſuph Paſcha, während Varna's Belagerung, aus der Feſtung unternahm, hatte ſich ein junger türkiſcher Offizier ungemein feig und elend benommen.

Unſer Held befahl den Wicht in Feſſeln zu ſchlagen und ließ ihn ſofort vorführen. Elender! — herrſchte Juſſuph den Unglücklichen an — kennſt du die Strafe desjenigen, der in niederträchtiger Weiſe die Paniere des halben Mondes verläßt?

Der bebende junge Mann ſtürzte auf die Kniee nieder, indem er ausrief: Verzeihe Paſcha! meines Geſchlechtes Schwachheit; ich bin kein Mann, ich bin Weib.

Zur Stelle befahl Juſſuph das räthſelhafte Geſchöpf zu unterſuchen, allein es fand ſich, daß nur Verzweiflung dem Offizier die Lüge ausgepreßt hatte, denn dem Geſchlechte nach war er Mann.

Jetzt gerieth unſer Held in Zorn. Wohlan denn, Erbärmlicher! — gebot Juſſuph — es ſoll ſeyn wie du geſprochen haſt; die Mannheit, deren du nicht werth biſt, ſollſt du zur Stelle verlieren — und verſchnitten wurde der unglückliche, herzloſe junge Offizier.

Die Strafe war hart, allein ſie läßt ſich in militäriſcher Hinſicht, des nöthigen Beiſpiels halber und in einem hart bedrängten, belagerten Platze vollkommen rechtfertigen.

Allein wenn in einer ehemaligen großen Armee, deren Gemeine ein engliſcher Carricaturiſt mit Löwen-, die Offiziere mit Eselsköpfen und endlich die P. * G. ohne Köpfe abbildete, alle Befehlshaber kaſtrirt worden wären, welche ihre Schuldigkeit nicht thaten — wie möchte es um die Nachkommenſchaft ſo manches hochgräflichen, hochfreiherrlichen und ehrſamen ſpießbürgerlichen Geſchlechtes dort ausſehen?

V.

Fortſetzung der Vertheidigungsgeſchichte Varna's. — Auszug eines merkwürdigen und wichtigen Schreibens, welches Juſſuph Paſcha an den Großherrn erließ.

Raſtlos muß er ein flüchtig Ziel verfolgen,
Dann erſt genießt er ſeines Lebens recht
Wenn er ſich's jeden Tag auf's Neu erbeutet.

Mit jedem Tag geſtaltete ſich die Lage der Beſatzung Varna's ſchwieriger. Der Mangel wurde drückender; die Muthloſigkeit des Oberbefehlshabers ſteckte viele Offiziere an. Zwiſchen dem Kapudan-Paſcha und Juſſuph hatte ſich eine nicht mehr zu verkennende Spannung gebildet; die Muthigen und Charakterfeſten hielten es zwar mit dem Unterbefehlshaber, allein die Schwachen ſchloſſen ſich inniger an den Kapudan-Paſcha an, und die Zahl der letztern zeigte ſich als die bedeutendere.

Die zahlreichen Vortheile und Reſſourcen, welche der Belagerungsarmee zu Gebote ſtanden, mehrten ſich fortwährend, indeſſen ſich die Widerſtandsmittel der Beſatzung immer ſchleuniger minderten, wie aus denen in Kürze nun nachzutragenden Relationen zu erſehen ſeyn wird. Gefahren und Schwierigkeiten waren ſtets das Element geweſen, welches Napoleons Natur am meiſten zuſagte, und darum vermochte kein auch noch ſo trauriges Ereigniß, auch jetzt nicht, ihn zu beugen; die Seele der hartnäckigen Vertheidigung, welche Varna noch immer den unaufhörlichen Stürmen und Anſtrengungen der Ruſſen entgegenſetzte. — war und blieb unſer Held.

Nach jenem oben berührten, für die türkiſchen Waffen unglücklichen Gefechte hatte ſich zu Ende Juli (1828) Fürſt Menzikow ohne Anſtand mit dem General Uſchakow vereiniget und der Erſtere übernahm nun das Kommando über die Belagerungsarmee.

Mit beinahe unglaublicher Schnelligkeit ließ Menzikow auf den von ſeinen Truppen beſetzten und Varna gegenüberliegenden Anhöhen fünf Redouten anlegen, welche den Raum zwiſchen dem Meere und der bis an den Golf reichenden Ebene deckten, dann wurde auch noch eine ſechste Redoute am Ufer des Golfs ſelbſt aufgeführt und dadurch die ruſſiſche Blokadelinie gegen Norden gänzlich geſchloſſen.

Am 7. Auguſt Morgens wagte Juſſuph Paſcha einen allgemeinen Ausfall, um die Ruſſen aus ihrer Gefahr drohenden Stellung zu vertreiben; nach einem mörderiſchen Gefechte aber, das bis zu Sonnenuntergang dauerte, mußte unſer Held weichen und ſich mit großem Verluſte in die Feſtung zurückziehen.

An demſelben Tage begannen eine ruſſiſche Fregatte und eine Bombarde Varna zu beſchießen und das Unternehmen wurde, troß des lebhaften Feuers des Platzes, mit Erfolg fortgeſetzt.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Auguſt ſendete der Admiral Greigh Schaluppen ab, um ſich der kleinen bei der Feſtung liegenden türkiſchen Flotille zu bemächtigen. Begünſtigt von einer pechſchwarzen Nacht ſchwamm das ruſſiſche Geſchwader ſeinem Ziele entgegen, hielt ſich hart an das Ufer vom Kap Galata, ſchiffte durch den Golf, und drang, als es die türkiſche Flotille umſchifft hatte, ſchnell gegen dieſelbe vor.

Die türkiſchen Seeleute bemerkten das Manövre der ruſſiſchen Schaluppen erſt, als ſie nur noch einen halben Flintenſchuß weit von ihnen entfernt waren; mit einem lauten Hurrah griffen die Ruſſen an, bemächtigten ſich in wenigen Augenblicken der türkiſchen Fahrzeuge und führten ſie, trotz des furchtbaren Feuers aus der Feſtung im Schlepptaue zu ihrer Flotte.

Am 9. Auguſt wagte Juſſuph abermals einen verzweifelten Ausfall, er ſtürmte viermal die Hauptſtellung der Feinde, allein die Türken, theils muthlos gemacht durch viele vergebliche Anſtrengungen, theils entkräftet durch Hunger, wurden ſtets geworfen und mußten ſich gegen Abend mit großem Verluſte wieder in die Feſtung zurückziehen, obwohl der ruſſiſche Oberbefehlshaber, Fürſt Menzikow, ſelbſt verwundet worden war.

Uebrigens ſetzten die Ruſſen ihre Belagerungsarbeiten mit der größten Thätigkeit fort.

Am 26. Auguſt war die Hauptſappe bis auf 80 Toiſen von der Feſtung vorwärts getrieben und eine neue Batterie von fünf großen Mörſern errichtet, welche unaufhaltbares Verderben nach Varna ſchleuderten.

Des andern Tages gelang es den Ruſſen ſogar die Contreapprochen der Türken mit dem Bajonnette einzunehmen; die Belagerten zeigten herzhaften Widerſtand und verloren ungemein viele Leute.

Am 29. Auguſt übernahm der General-Adjutant Graf Woronzow den Oberbefehl über die ruſſiſchen Belagerungskorps. Ein abermaliger Ausfall der Türken am 31. Auguſt fiel dermaßen unglücklich aus, daß die Ruſſen neben vielem Geſchütz u. ſ. w. fünf Fahnen von den Moslems erbeuteten.

Alſo mißlich ſtanden die Verhältniſſe, als Juſſuph Paſcha beſchloß, ſeinen Leibmamelucken, den treuen Ruſtan, als Kurier mit wichtigen Depeſchen an den Hof des Großherrn nach Konſtantinopel zu ſenden, und wir ſtehen nun im Begriffe, dem geneigten Leſer ein intereſſantes Fragment aus dem langen Schreiben mitzutheilen, welches unſer Held an den zweiten Mahmud bei dieſer Gelegenheit erließ:

— — — — — Nach dem Allem, mein theurer Schwiegervater! was ich dir nun, der Wahrheit getreu, berichtet habe, wirſt du ſelbſt einſehen, daß es unmöglich iſt, lange noch Varna unter den gegenwärtigen Umſtänden zu behaupten. Indeſſen glaube ich dir in das Gedächtniß zurückführen zu müſſen, was ich dir einſt über die Wichtigkeit des Platzes ſagte, und obwohl nun aufs Genaueſte mit den Eigenthümlichkeiten ſeiner Lage und übrigen Verhältniſſen bekannt, konnte ich dennoch meine damaligen Anſichten keineswegs ändern.

Indeſſen von dir allein hängt es ab, die Feſtung zu retten, denn in deiner Macht ſteht es, uns Entſatz zu ſenden.

Nur kaum einen und einen halben Tagmarſch von hier ſteht das ſtarke und ausgeruhte Armeekorps des Omer Vrione; er kann ſeine Stellung ohne Nachtheil für das Ganze verlaſſen, ſende ihn zu unſerer Hülfe, und bald werden wir Luft haben.

Es liegen — ich weiß es aus guter Quelle — jetzt in Konſtantinopels Häfen viele und unter denſelben Schiffe des erſten Ranges, ausgerüſtet und unthätig vor Anker. Detaſchire dieſe Flotte ſchleunigſt ins ſchwarze Meer und an unſere Küſte. Die ruſſiſche Flotte unter Greigh iſt nichts weniger als ſtark, leicht wird es deinem großen Geſchwader werden, ſie wenigſtens auf Momente zum Weichen zu bringen, um uns mit Munition und Mundvorrath verſehen zu können.

Vier bis fünf Wochen werde ich, ſo traurig auch die Lage der Beſatzung ſich jetzt ſchon darſtellt, den Platz noch zu halten ſuchen, allein nahet bis dahin kein Erſatz — bei'm Barte des Propheten! — dann muß Varna fallen; ich ſelbſt werde keinen Tag dann mehr zaudern, den Platz an die Ruſſen abzutreten.

Oft hat man mich einen Blutmenſchen genannt. Ich bin es nicht und war es nie! — Der tapfere Krieger ſtreitet, ſo lange noch ein Funke Hoffnung zum Siege vorhanden, allein iſt dieſer letzte Funke erloſchen, dann bleibt es nicht mehr Tollheit, ſondern Dummheit und Grauſamkeit, zwecklos das Leben Tauſender zu opfern.

Damals, als ich abdankte, ſtand noch eine rüſtige zum Streit bereitete Armee hinter der Loire; ich konnte mich an ihre Spitze ſtellen, allein mir wohnte die feſte Ueberzeugung bei, es wäre fruchtlos, und zwecklos Blut zu vergießen — habe ich nimmermehr geliebt.

Was übrigens gegenwärtigen Feldzug im Allgemeinen betrifft, ſteht deine Sache keineswegs ſo ſchlimm, als es vielleicht das Anſehen haben mag.

Die ruſſiſche Armee hat bis jetzt durchaus nicht das Große und Ausserordentliche geleiſtet, was die Welt von ihrer Zahl, ihrer Mannszucht, ihrem Muthe, der Erfahrung, den Talenten und der Tapferkeit ihrer Anführer erwartet hat.

Varna iſt und bleibt eine wichtige Feſtung, allein dennoch nicht wichtig genug, als daß es ſich in ſtrategiſcher Hinſicht rechtfertigen ließe, daß die ruſſiſchen Befehlshaber beinahe alle ihre Bemühungen und Kräfte, auf dieſen einzelnen Platz gerichtet haben, der nun doch ſchon geraume Zeit widerſteht, dem Feinde großen Abbruch zufügt und alle ſeine anderweitigen Operationen hemmt.

Die Verſtärkungen, welche die feindliche Armee in der neueſten Zeit erhält, mögen kaum hinreichen, die Lücken auszufüllen, die durch die Belagerungen von Braila, Varna, Siliſtria, durch die eben für die ruſſiſchen Waffen nicht ganz glücklichen Kämpfe bei Schumla, die häufigen Einfälle aus dem Lager von Widdin und der Feſtung Giurgevo, welche die Operationslinie der Armee häufig bloßgeſtellt haben und durch viele anſteckende Krankheiten entſtanden ſind.

Die Eroberung Varna's würde im Anfange des Feldzuges für die Feinde von bei weitem größern Nutzen und vorzüglicherer Wichtigkeit geweſen ſeyn, denn jetzt. Sie würde die Verproviantirungen aller Art geſichert und den Marſch der Ruſſen, unterſtützt durch ihre Eſcadre, nach Adrianopel ausführbar gemacht haben. Ein allerdings kühnes Manövre, welches den Feind aber auch zu großen Reſultaten hätte führen müſſen.

Zu unſerm größten Glücke iſt nun die Jahreszeit nahe, in welcher die Schiffahrt im ſchwarzen Meere unſicher, gefährlich und faſt unmöglich wird.

Wollte der Feind bis zum Mittelpunkt von Thracien vorrücken, ohne auf eine ſichere Unterſtützung von Seite ſeiner Flottille rechnen zu können, und unſere im Lager von Schumla und Widdin befindliche Macht, dann die Beſatzungen von Rutſchuck, Siliſtria und Giurgevo hinter ſich laſſen — würde eine ſolche Tollheit wahrſcheinlich ſeinen Untergang herbeiführen.

Die Ruſſen ſcheinen ſich auf einen Winterfeldzug vorbereiten zu wollen. Ein ſolcher Feldzug aber kann, wenn ſich deine Truppen, mein lieber Schwiegervater, nicht gar über den Hämus zurückwerfen laſſen, nur in dem Donauthale ſtatt finden.

Doch genug für heute! Noch ein Mal — ſende uns ſchleunigſt das Nöthigſte von allem Geſchütz- und Magenfutter, und wir werden kämpfen wie Männer; ein anderes Saragoſſa ſoll Varna darſtellen!

Würde es gegen alles Verhoffen und die Wahrſcheinlichkeit meines Calcüls dennoch früher oder ſpäter zum Aergſten kommen, dann folge meinem frühern Rathe und pflanze die heilige Fahne des Propheten auf.

Wenn es erſt dahin wird gekommen ſeyn, daß die ruſſiſche Macht die muſelmänniſche Nation und den ganzen Islam zu bekämpfen hat, dann wird dieſe Macht zu ihrem größten Nachtheile einſehen lernen, ſie habe ſich ungemein getäuſcht, da ſie wähnte, im Kampfe mit der ottomanniſchen Armee einen leichten Sieg davon zu tragen.

Allein — merke wohl — das angeregte Mittel muß ultima ratio bleiben; es darf kaum in deinem zweiten, vielleicht erſt im dritten oder gar vierten Feldzuge gegen die Ruſſen angewendet werden.

Nun lebe wohl! — der Prophet erleuchte des Herrn Schwiegervaters Verſtand und es nehme der Geiſt des heiligen Mannes den Herrn Schwiegervater in ſeinen beſondern Schutz.

VI.

Napoleons Traumgeſicht. — Frau von Staël-Holnſtein als Geiſt.

Ihr Könige und Herrſcher!
Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit
Aus ſeiner Höhle, wo er ſchläft, denn einmal
Erwacht bezähmt er ſpät ſich wieder! Enkel
Erzeugt er ſich, ein eiſernes Geſchlecht;
Fortzündet an dem Brande ſich der Brand.

Schillers Johanna.

Unſer Held fühlte ſich durch langes Schreiben, während deſſen er keine Erfriſchungen zu ſich genommen hatte, ungemein erſchöpft;

nun die Arbeit endlich geleiſtet war, ſchlürfte er eine Taſſe Bouillon, ſetzte eine halbe Flaſche Bordeaux darauf, legte ſich zur Ruhe und entſchlummerte.

Ein ſeltſames Traumgeſicht feſſelte die nimmermehr ruhende, lebhafte Phantaſie des Schlafenden.

In Mitte der Schlacht glaubte Napoleon ſich verſetzt. Sein Genius durchſchaute ſchnell die auffallendſten Fehler, welche der Feldherr der Feinde ſich zu Schulden kommen ließ; er machte ſich dieſe Fehler in gewohnter Weiſe zu Nutzen, dirigirte aufs Zweckmäßigſte ſeine Angriffsmaſſen und bald war die Fahne der Chriſten zum Weichen gebracht und der vollſtändigſte Sieg dem halben Monde errungen.

Allein jetzt verdunkelte ſich allmählig mehr und mehr das erſte Gebild, und dichte Wolken verſchlangen am Ende das Ganze — aber aus dieſer ſchwarzen Wolken unſicherm Chaos erhob ſich eine geiſterbleiche weibliche Geſtalt, gehüllt in blendend weiße Gewänder und in ihrer Rechten haltend ein gigantiſches ſchwarzes Kreuz.

Schaudernd erkannte in der geſpenſtigen Geſtalt Napoleon die längſt ſchon im Serail in Konſtantinopel an Engbrüſtigkeit verſtorbene Frau v. Staël-Holnſtein.

Aus der Ferne ertönte dumpfer Poſaunenſchall gräulich und Schauder erregend, als ob er riefe zum letzten Gericht in das Thal Joſaphat und als dieſe Töne endlich verklangen, erhob die geſpenſtige Frau ihre Stimme, welche unbeſchreiblich ſchrecklich und keineswegs menſchlich ſich vernehmen ließ und ſprach:

Wie Tauſende haſt du mich hingemordet,
Verderben bringt und Tod ſtets deine Näh';
Von deinem Hauch erſtirbt — das friſche Leben,
Des Greiſen letzte Stund beſchleuniget dein Tritt.

Du mußteſt oft die Wahrheit von mir hören,
Als ich in ird'ſchen Kreiſen noch geſchwebt —
Und nun verklärt — es bleibet mir vergönnet
Zu foltern noch einmal dein eiſern Herz.

Zur Geißel hat die Vorſicht dich erleſen,
Zur Zuchtruth ſelbſt des menſchlichen Geſchlechts —
Und die Beſtimmung haſt du treu erfüllet,
Zu der einſt Götterzorn, Unſel'ger! dich berief.

Das heil'ge hohe Kreuz begann zu ſiegen,
Ein chriſtlich Volk erhob ſich aus der Sclaverei;

Des Heidenfürſten Herz fing an zu beben,
Doch nicht verſöhnet war die Gottheit noch,
Ihr Strafgericht gar vollends zu erfüllen,
Berief ſie dich — der Menſchheit höchſte Pein:
Noch einmal muß der Funk' durch dich erglimmen;
Die Flamm' der Zwietracht und des blut'gen Kriegs —
Sie lodert jetzt durch deinen Rath, durch deine Mittel;
Ja ſie iſt angefacht durch deinen Odem,
Der Gift und Peſt noch ſtets ins Daſeyn rief.

Doch ewig nicht vermag ein Gott zu zürnen,
Unendlich gießet die Barmherzigkeit
Des Troſtes linde Tropfen in die Wunden,
Die zu der Menſchheit eig'nem Wohl und Heil

Des hohen Richters ſchwere Hand geſchlagen,
Geſchlagen, weil es unerläßlich blieb.

Der Schrecken Faden, den du lang geſponnen,
Er hat ſich um das Rad der Zeit gelegt;
Verhängnißvoll iſt abgelaufen nun der Knäul,
Von Neuem nicht wird er ſich mehr geſtalten:
Zu Ende iſt dein Reich — zu End' dein Walten!

O traue nicht den höll'ſchen Truggeſtalten,
Geſchaffen ſind ſie nur zu deinem Untergang:
Die finſtern Mächte wollen deine Seele greifen,
Damit du zu des Himmels Licht nicht mögeſt reifen.

Zum letzten Mal ich bin dir nur genahet,
Vernimm' der wahren Freundin geiſtig Wort:

Denn Jenſeits gibt es keine Feindſchaft, keine Rache,
Sie iſt und bleibt des ſchwachen Ird'ſchen kleine Sache.

Du! — Korſe du! ſchließ deine Rechnung mit dem Himmel,
Zieh' dich zurück aus dieſem ſündigen Getümmel:
Unendlich iſt des Gottesmenſchen Gnade,
Und wie du auch geſündet und gefrevelt haſt —
Auch dir erſprießet Heil — aus jenen blut'gen Wunden,
Durch welche alle armen Sünder einſt geſunden:
Verſchließ dein Ohr der Hölle Rath mit Muth,
Dann deine Schuld wird ſühnen Chriſti Blut!

Zwei derbe Fäuſte ſchüttelten jetzt den Exkaiſer; er erwachte und vor ihm ſtand jener franzöſiſch-türkiſch-öſterreichiſche Janitſchar, dem er während der Schreckenszeit zu Conſtantinopel das Leben gerettet hatte, und welcher nun, während Ruſtans Abweſenheit, bei unſerm Helden die Dienſte eines Kämmerlings verſah.

„Ei, ei“ — alſo ließ ſich der Pſeudo-Oeſterreicher vernehmen — „Eur Gnoden ſchwitzen holter wie a Schweinernes Brotel; es müſſen Eur Gnoden gor 'n böſen Traum gehobt hoben, oder hot Eur Gnoden etwa im Schlaf die Trud drückt?“

„Ja wohl eine Trude“ — erwiederte Napoleon ſich vollends ermunternd — „mit einem beleidigten Weibe und einer Schriftſtellerin zumal, iſt ſelbſt nach dem Tode kein Auskommen.“

„Aha“ — rief der Janitſchar pfiffig lachend — „ſind wir in dem Spital krank! alſo von anem Weibsbild hot's Eur Gnoden traumt; ja dös ſind holter freilich gar böſe Träum;

as i no jung g'weſt bin, hots mer holter a immer von den Weibsbildern traumt. Einsmol — "

„Du biſt ein Eſel — packe dich!" — ſchrie unſer Held jetzt unwirſch, und der ehemalige Portier des Herrn von Vergennes zog ſich ſchweigend und demüthig zurück — Napoleon aber maß noch geraume Zeit mit auf den Rücken gekreuzten Händen, tief ſinnend und mit kurzen haſtigen Schritten, ſein Gemach.

VII.

Varna's Fall. — Juſſuph Paſcha's Entfernung vom Kriegsſchauplatze und Ankunft zu Odeſſa. — Rückkehr des Leibmamelucken aus Conſtantinopel.

> Als dem Prinzen Eugen, nach dem Entſatze von Turin, der Schweiß von allen Seiten herabfloß, ſagte ihm, in Gegenwart des ganzen Generalſtabs, ein graubärtiger Veteran: „Che Schiàvo siete voi della vostra fortuna!“ — Eugen erzählt dieſe Anekdote ſelbſt. Tom. 14. —

Mit jedem Tage ſah Juſſuph-Paſcha der vom Großherrn erbetenen Verſtärkung und der Zufuhr von Lebensmitteln und Munition, allein ſtets vergebens, entgegen.

Die Angriffsarbeiten der Belagerer waren indeſſen mit faſt beiſpielloſer Schnelligkeit und Kühnheit vorwärts getrieben worden.

Die Noth in der Feſtung ſelbſt war zum Höchſten geſtiegen, und als nun die von unſerm Helden dem Großherrn geſetzte Friſt zu Ende gelaufen, ohne daß ſich Entſatz oder die erwartete Zufuhr blicken ließ, und ſich überdieß im Hauptwalle eine große, nicht mehr herzuſtellende Breſche befand, theilte Juſſuph-Paſcha, treu ſeinem Grundſatze, nicht fruchtlos Blut zu vergießen, dem Oberbefehlshaber den Entſchluß mit, den Platz zu übergeben.

Der unmännliche Kapudan-Paſcha hatte im Geheim längſt die Uebergabe der Veſte zwar gewünſcht, allein ihm bangte — vor der ſeidenen Schnur.

„Lächelnd ſprach Juſſuph: Dir gelten der Schein und das Leben der Güter höchſte, nun wohlan! Deine Götzen ſollen geborgen bleiben. Wähle Dir 300 Mann aus der Beſatzung und ziehe Dich vorerſt in die Citadelle zurück; das Uebrige wird ſich finden.“

◆

Der Kapudan-Paſcha that, wie ihm geheißen worden war, und unſer Held begab ſich ſofort (am 10. Oktober) mit einem Trompeter ins Feldlager der Ruſſen.

In Woronzows Zelt hatte Juſſuph-Paſcha eine lange geheime Unterredung mit dem Kaiſer Nikolaus ſelbſt, von deren Inhalt nichts kund geworden iſt.

Des andern Tages kapitulirte Varna und die Beſatzung gab ſich kriegsgefangen. Dem Kapudan-Paſcha wurde mit ſeinen 300 Kriegern freier Abzug nach dem Armeekorps des Omer Brione vergönnt. Der mächtige Selbſtherrſcher aller Reuſſen bewilligte dem ehemaligen Oberbefehlshaber der Feſtung dieſen Abzug unter der Bedingung, daß er ſeinen Weg über Parawady nehme, oder ſich nach Burgas einſchiffe.

Am 11. Oktober gegen Mittag kamen Deputirte der Stadt Varna und baten um die Erlaubniß, dem Kaiſer die Schlüſſel derſelben in tiefſter Unterthänigkeit überreichen zu dürfen. Nikolaus empfieng die willkommene Deputation auf der Höhe des Telegraphenberges.

Varna wurde ſofort von den ruſſiſchen Truppen beſetzt und ein lebhaftes Kanonenfeuer von allen Schiffen verkündete und begleitete dieß Ereigniß.

Zur Stelle beſuchte der Kaiſer alle Belagerungsarbeiten und beobachtete mit Aufmerkſamkeit die Beſchaffenheit der Schwierigkeiten, welche ſeine Truppen, ſeit dem Anfang ihrer Operationen gegen Varna, hauptſächlich aber während der letzten Tage der Belagerung, zu überwinden gehabt hatten.

Sehr ermüdet und in Schweiß gebadet ſuchte Nikolaus, am Abende erſt, und trotz des glücklichen Tages, nicht in beſter Laune, das für ihn indeſſen hergeſtellte Quartier in der Stadt und auch ihm hätte man zurufen können: „Che Schiàvo siete voi della vostra fortuna!“

Die ruſſiſche Fregatte Paris brachte unſern Juſſuph-Paſcha nach Odeſſa, wo er wohlbehalten anlangte.

Es wurde dem Paſcha ein geräumiges kaiſerliches Gebäude zur Wohnung überlaſſen, und ihm zu ſeinem Unterhalte eine erkleckliche Summe ausgeſetzt.

Unſer Held ſah ſich von den ruſſiſchen Großbeamten und Offizieren ungemein ausgezeichnet und die europäiſchen Diplomaten bewunderten des türkiſchen Befehlshabers Scharfſinn und glänzenden Verſtand, aber wen ſie eigentlich vor ſich hatten, ahneten ſie freilich nicht.

Es gefiel ſich Juſſuph in Odeſſa ziemlich. Dieſe wichtige Handelsſtadt des ſüdlichen europäiſchen Rußlands war vor dem Jahre 1796 nichts weiter, als eine aus etlichen Hütten beſtehende kleine Niederlaſſung geweſen. Das jetzige Odeſſa iſt unter der zweiten Catharina erbaut worden, welche hier auch einen trefflichen und geräumigen Hafen anlegen ließ.

Die junge Stadt erhob ſich unter ihrem thätigen und ſinnigen Gouverneur, dem Herzog von Richelieu — von 1803 bis 1814 — ſchnell zu einer hohen Stufe des Glanzes und des Wohlſtandes.

Odeſſa liegt an einer Bucht des ſchwarzen Meeres in einer fruchtbaren, weiten Ebene, zwiſchen den Mündungen des Dnieſter und Dnieper; ſie bildet ein längliches, nach dem Hafen zu abdachendes Viereck, iſt geſchmackvoll erbaut und hat gerade, breite und gut gepflaſterte Straßen, die das geſchäftige Gewühl einer Handelsſtadt in den mannigfaltigſten und bunteſten Gruppen darſtellen.

Noch in dieſem Augenblicke iſt die Stadt in ſteter und bedeutſamer Aufnahme begriffen; ſie hat ſchöne öffentliche Plätze und zählte bereits im Jahre 1826, 2000 hübſche, durchaus von Steinen aufgeführte Häuſer, und ſieben herrliche Gottestempel, unter welchen die griechiſche Cathedrale die vorzüglichſte; andere ausgezeichnete Gebäude ſind: die Admiralität, das Zollhaus, das Hoſpital, die Börſe, die weitläufigen aus ſechzehn Gebäuden beſtehende Kaſernen und das ſchöne große Schauſpielhaus, in welchem abwechſelnd ruſſiſche und franzöſiſche Tragödien und Luſtſpiele, dann zuweilen kleine italieniſche Opern gegeben werden.

Auſſerdeſſen hat Odeſſa mehrere trefflich eingerichtete Lehranſtalten, ein förmliches Lyceum, Unteroffizierstöchter-, Schifffahrts- und Handelsſchulen und einen herrlichen botaniſchen Garten.

Die Zahl der Einwohner beträgt nach einer der neueſten Nummern des messager de la Russie méridionale, deſſen ſchon früher erwähnt wurde, gegen 50,000, wovon nicht ganz die Hälfte Ruſſen, dann viele Griechen, Deutſche, Franzoſen, Polen, Armenier und Juden; die Umgegend wird von ſchwäbiſchen, bulgariſchen, polniſchen und armeniſchen Anſiedlern bewohnt.

„Im geſelligen Leben herrſcht eine nachahmungswerthe Freiheit. Die Lebensmittel ſind wohlfeil.

Der herrliche Freihafen kann mehr als 300 Schiffe faſſen — und ſehr geräumig auch iſt der Bazar.

Ferner giebt es in Odeſſa Manufakturen und Fabriken in Wolle, Seide, Taback, und Seife; große Brauereien und Brennereien, Schiffswerften u. ſ. w. Der Hauptverkehr von Odeſſa iſt der Handel, der allgemeinſte Ausfuhrartikel ukrainiſches Korn. Die Kaufleute treiben ihre Geſchäfte entweder auf eigene Rechnung oder in Commiſſion. Der Weizen wird nach der Türkei, Italien, Frankreich, Spanien und England ausgeführt. Trieſt, Livorno, Marſeille, Barcelona und London ſind die Hauptplätze, mit denen Odeſſa in directer Verbindung ſteht. Die übrigen aus der Ukraine kommenden Ausfuhrartikel beſtehen, aber erſt in neueſter Zeit, in Flachs, Bauholz, Talg, und Rindshäuten.

Die bedeutendſten Einfuhrsgegenſtände ſind Colonialwaaren und Fabrikate aller Art und man findet engliſche und franzöſiſche Luxuswaaren, beſonders in den glänzenden Boutiquen des herrlichen Bazars und der ſchönen Straße Richelieu in verſchwenderiſchem Ueberfluſſe.

Die Staffettenpoſt macht den Weg von Odeſſa nach Petersburg nun in acht Tagen.

Wir hoffen nicht dadurch das Mißvergnügen des geneigten Leſers erregt zu haben, daß wir mit wenigen Pinſelſtrichen das Bild der Stadt entworfen haben, in welcher zu wohnen Juſſuph Paſcha ſich vor der Hand veranlaßt ſah. Lernt doch Jedermann gerne genauer den entfernten Ort kennen, in welchem ihm befreundete Bekannte ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben; auch darf man ſich, ohne alle Prahlerei, wohl ſchmeicheln, über einige Verhältniſſe, und zwar namentlich über Odeſſa's Population, richtigere Aufſchlüſſe gegeben zu haben, als ſie in bisher vorhandenen Werken zu finden ſeyn dürften.

Unſer Held hatte nur erſt in Odeſſa ſich einigermaſſen eingerichtet und etliche Wochen daſelbſt gehaust, als ſich der Leibmamelucke Ruſtan, von Conſtantinopel zurückgekehrt, wieder zu dem Gebieter fand.

Die Nachrichten, welche der treue Diener überbrachte, lauteten eben nicht ſehr erbaulich.

Der Sultan gerieth, als er von der Übergabe der Veſte Varna unterrichtet worden war, in heftigen Zorn, und die Maßregeln, welche er ſofort nahm, charakteriſirten einmal wieder ſo recht eigentlich den beſinnungsloſen Barbaren, welchem es nimmermehr gänzlich gelingen will, die übernommene Rolle europäiſcher Bildung mit Conſequenz durchzuführen.

Der bisherige Großvezier Mehmed Selim Paſcha, welchem man zur Laſt legte, nicht mit gehörigem Nachdruck zur Entſetzung Varna's die Anſtalten getroffen zu haben, wurde abgeſetzt und nach Gallipoli verwieſen. Zu ſeinem Nachfolger wurde der uns wohlbekannte Ex-Oberbefehlshaber der Feſtung Varna, nämlich der altersſchwache bisherige Kapudan Paſcha, Izzet Mehmed Paſcha, ernannt, und ihm zugleich mit dem Reichsinſiegel alle Schätze, Kleinodien und ſogar das Feldgeräthe des abgeſetzten Großveziers übergeben, um einen beſſern Gebrauch als ſein Vorgänger davon zu machen.

Juſſuph Paſcha, deſſen ſogenannter Verrath in den Augen ſeines Schwiegervaters zur Beſchleunigung der Kataſtrophe bei Varna am meiſten beigetragen hatte — wurde in die Acht erklärt und ſein ſämmtliches Beſitzthum zum Beſten des Staatsſchatzes confiscirt.

Alſo — nämlich nach dem Scheine lediglich — pflegen barbariſche Fürſten zu lohnen und zu ſtrafen.

Mit jenem philoſophiſchen Gleichmuthe, welchen unſer Held, wenn auch nicht immer, aber doch zuweilen offenbarte, und mit dem ihm ſo eigenthümlichen ſardoniſchen Lächeln — nahm er die niederſchlagenden Kunden auf, indem er ſich begnügte zu ſprechen:

„Ich habe nun einmal kein Glück mit meinen kaiſerlichen Schwiegervätern, doch was konnte ich mehr von jenem heidniſchen erwarten, hat mich ja doch ſelbſt der chriſtliche, als mir Fortuna den Rücken wandte — abandonnirt!“

So ſtrenge übrigens Zoraide, das liebreizende Weib, bewacht wurde, war es ihr doch gelungen, dem Ruſtan ein Briefchen für ihren Gemahl zuſtecken zu laſſen.

Die ſinnige Mahomedanerin ſchrieb:

„Mein theuerer Herr und geliebteſter Gemahl!

Der wuthentbrannte Vater und alle rechtgläubigen Moslems, die ſteten Echos des Deſpoten, fluchen Dir und Deinem Namen. Dieſe kurzſichtigen Barbaren vermögen eben nicht einen Mann Deiner Art zu begreifen. Willſt Du es ihnen verargen? — Wurdeſt Du doch häufig von der ſogenannten civiliſirten Welt verkannt und Dein großartiges eigenthümliches Weſen nur ſelten nach ſeinem ganzen Werthe erkannt und geſchätzt.

Ein Herz, mein geliebter Seelenfreund! iſt Dir geblieben, das Herz Deiner ewig treuen Zoraide, denn bei dieſem Herzen haſt Du nichts, das Geringſte nicht verloren. Ich überſchütte das mir ſo theure Pfand Deiner Liebe, den herrlich heranwachſenden kleinen Mahomed Napoleon abwechslungsweiſe mit meinen Küſſen und mit meinen Thränen.

Ich ſinne Tag und Nacht auf Mittel zu entfliehen und zu meinem Gemahl zu eilen. Ein türkiſches Weib will aus ihrem Harem entfliehen? wirſt Du, um meinen Verſtand bangend, ausrufen vielleicht? — doch verzage nicht, die wahrhafte und edle Liebe des Weibes kennt keine Unmöglichkeiten, wenn es darauf ankömmt, den verlorenen Seelenfreund wieder zu finden.“

Ein herrliches Weib, dieſe Zoraide! — rief Juſſuph aus, indem er ſorgfältig das Pergamentblatt in des Herzens Gegend verwahrte.

VIII.

Juſſuph Paſcha's Thun und Treiben in Odeſſa. — Der Held der Geſchichte macht Bekanntſchaft mit dem Buchhändler Collin. — Allgemeine Anſichten des marchand d'esprit über den nunmehrigen Stand der europäiſchen Literatur und des Buchhandels.

Ein Deutſcher war der ſchönſten Kunſt Erfinder,
Die für die Weisheit je der Geiſt erſann,
Und ſeine goldbegier'gen Kindeskinder
Vernichteten, was er für ſie gethan.
Wie lange wird zur Schande unſrer Väter
Noch deutſcher Schmutz die deutſche Kunſt
entweihn?? —

Stelle aus dem Gedicht: „die Buchdruckerkunſt.“

Der Held gewöhnlichen Schlages weiß nichts mehr zu verrichten, wenn er erſt das Schwert in die Scheide geſteckt.

Unſere roth-, weiß- und blauhoſigten Generale ähnlichen Schlages retten ſich, wenn ſie plötzlich ihrem regen Thatenleben entriſſen werden, an den grünen Tiſch, an Pharo-Würfel und rouge et noir-Banken, oder aber in die Arme verworfener Maitreſſen; eine Behauptung, welche mit gewichtigen Beiſpielen belegt werden könnte, die man aber hier lieber mit Stillſchweigen umgeht. Indeſſen — die Eiſenbraut höherer Potenz iſt mit der güldenen Lyra innig verwandt, und darum ſuchte Napoleon nun in den Schooßen der ernſten Wiſſenſchaften und der anmuthigen Muſen Beſchäftigung und Erholung, nachdem er ſich, nach mannigfaltigem wildem Treiben, zurückgezogen in die beneidenswerthe Ruhe eines unabhängigen Privatlebens.

Wir haben ſchon früher des franzöſiſchen Buchhändlers Collin erwähnt, der ſich ſeit Jahren in Odeſſa angeſiedelt hat und in deſſen Gewölbe alle intereſſanten Novitäten der franzöſiſchen, italieniſchen und deutſchen Literatur ſtets vorräthig zu finden ſind.

Unſer Held gehörte bald unter die vorzüglichſten Kunden des marchand d'esprit, wie Voltaire die Buchhändler witzig genug nennt. Monſieur Collin war ein ſolch gebildeter, billiger, artiger, thätiger Mann, wie man deren im ehrenwerthen Stande der Buchhändler mehrere findet, allein wie ſie leider! nicht alle ſind.

Gerne unterhielt ſich unſer Held, und zwar oft und lange mit dem Buchhändler und wir können der Verſuchung nicht widerſtehen, hier vorerſt ein Pröbchen ſeiner Converſationen mitzutheilen, wie ſie ſich zwiſchen dieſen beiden Herren nicht ſelten bildeten:

Juſſuph.

Hören Sie, Collin! — Sie werden bemerkt haben, daß ich, obwohl dem Schooße der Barbarei entſproſſen, dennoch Geſchmack an der Geſammt-Literatur des gebildeten Europa gefunden. Allein in neuern Zeiten fehlte mir Gelegenheit und Muße, in der Beziehung mit der Zeit fortzuſchreiten. Sie ſenden mir große Päcke Novitäten, die ich, nicht ohne Intereſſe und Neugier, durchblättere, indeſſen ich geſtehe aufrichtig, oft werde ich ganz irre, entweder an mir ſelbſt, oder aber an der Celebrität der neueſten Literatur. Sagen Sie mir doch, wie denken Sie über den Stand und das Weſen der jetzigen Literatur des vorzugsweiſe freier gebildeten Europa?

Collin.

Ach gnädiger Paſcha! was muthen Sie mir zu? — wie könnte ich mich unterfangen, über ſolch hochwichtigen Gegenſtand mir ein Urtheil zu erlauben — ich bin Geſchäftsmann allein kein competenter Critikus und kein Gelehrter.

Juſſuph.

Ei, was da — Ihr literariſche Empiriker urtheilt oft tauſendmal richtiger, als die übergelahrten Mitglieder der Akademien. Wenn man aufgefordert wird, ſoll und darf man ſprechen; ſchreien doch genug, Gelbſchnäbel unaufgefordert ſtets immer in ein und derſelben, langweiligen Weiſe und bedenken Sie, mein Herr! wenn Sie irgend befürchten, über die Schnur zu hauen, wir ſtehen ja hier in einem ſtillen, verſchwiegenen Krebsgewölbe und keineswegs vor dem rückſichtsloſen Richterſtuhle einer unverſchämten Kritik. En avant, Monsieur Collin!

Collin.

Nun denn, ich habe mich im Voraus verwährt; wenn ich nicht ſpreche, wie es gefällt, und wie man es gerne hört, fällt die Schuld auf den, der mich gewiſſermaſſen zu ſprechen zwingt.

Man nannte das verfloſſene Jahrhundert, und wie mich däucht mit Unrecht, das philoſophiſche — doch mit größerem Fug und Recht könnte man das laufende, das mit Kopf und Herz raſtlos dahin und davon rennende Säculum, das encyklopädiſche nennen.

Ei ja, die Vorſtellung, alle Wiſſenſchaften, in ſo fern ſie aus einem Prinzip abgeleitet, untereinander im Zuſammenhange gedacht werden können, in einen einzigen großen Cyclus zu faſſen, in welchem alle Puncte ununterbrochen aneinander ſchließen — ich geſtehe es, die Ausführung einer ſolchen Idee iſt erhaben und erſprießlich ſelbſt für den ſyſtematiſch ausgebildeten und vollendeten Gelehrten und der behutſame Einfluß zweckmäßiger, kleinerer und practiſcher Encyklopädien auf Verbreitung literariſcher Cultur im großen geſellſchaftlichen Leben läßt ſich nicht verkennen.

Uebrigens iſt die angeregte Idee keineswegs eine neue, denn wir haben bereits von J. L. Vives aus Valencia eine keineswegs ungelungene Encyklopädie vom Jahre 1528 — 1533, und zwiſchen Vives und dem Brockhaus'ſchen nur zu häufig einſeitigem, intolerantem und parteilichem, dann dem rheiniſchen Congregations-Klatſch-Lexikon unſerer Zeiten ſtehen encyklopädiſche Legionen.

Das möchte Alles ſeyn — allein daß man in unſern ſturmbewegten und ſeichten Zeiten den Inbegriff des geiſtigen Lebens durch Converſationslexikone erringen glauben zu können vermeint, das iſt ein Uebel, ein großes, entſetzliches Uebel.

Daß dieſes allgemein verbreitete Uebel ſelbſt auf die rein wiſſenſchaftliche Literatur den nachtheiligſten Impuls üben muß, bleibt à posteriori erwieſen.

Wir haben in ganz Europa bereits ſchriftſtellende Juriſten, Theologen und Mediciner, welche nimmermehr vermögen, den lateiniſchen Hund nur aus dem Ofen zu locken.

Als nächſte Folge ſtellt ſich dar, daß unter hundert modern-abſtract-gelehrten Geiſtesproducten uns aus wenigſtens neunzig und ſieben das Kupfer der erbärmlichen Scheidemünze entgegen ſchillert, welches der Herr Verfaſſer dem Zöllner für die Freiheit gereicht, ſich auf der von ihm erwählten literariſchen Eſelsbrücke nach Luſt und Gefallen umher tummeln zu dürfen.

Der Mangel klaſſiſcher Bildung ſpricht ſich aber nicht allein in der Sphäre der ſtreng-abſtracten Wiſſenſchaften nur aus, er wird ſelbſt in jener der poetiſchen Literatur ungemein fühlbar; denn obwohl es gleich wahr bleibt, daß es hier vorzüglich auf Erfindung, Gefühl und Einbildungskraft ankömmt, kann man doch die Behauptung wagen, es werde im Beſitze aller dieſer Qualitäten der Dichter nimmermehr im Stande ſeyn, wahrhaft Großes und Schönes zu ſchaffen, wenn ihm nicht vergönnt iſt, ſeinen Geſchmack in der klaſſiſchen Urquelle der unerreichten Sänger des Alterthums unmittelbar zu läutern und zu ſtärken.

Auf freilich ſehr ſeltene, jugendliche, aber eigentliche Dichtertalente, welche vermögen zu ſchwelgen an der Ur-Hippocrene, auf ſolche allein paſſen, wenn man an die hehre Muſe ſelber denkt, die durch ihre markige Wahrheit nicht nur tiefergreifende, ſondern auch feſt überzeugende Worte:

„Und faßt ihn dein Arm, und befeuert ihn dein Kuß,
So ſtrömet ihr ſtammelnd im feurigen Guß,
Wie Flamme mit Flamme zuſammen:

Da reißt er dir ringend den Gürtel entzwei
Und wohnet in *männlicher Fülle* dir bei,
Und ſchenket zu Kindern dir *Flammen.*

Dagegen kann man freilich mit eben ſo großem Rechte, ich möchte ſagen *Millionen Dichterlingen*, — zu welcher bedeutſamen lyriſchen Armee *Deutſchland allein durch ſeine unzähligen Almanache ſchon* ein erkleckliches Contingent ſtellt — alſo *Dichterlingen*, ſagen wir, die ein paar Jugendjahre *auf der Eſelbank* eines kleinen Gymnaſiums verſchlafen, und dann in reiferen Jahren ihren Kupferpfenning ehrlich und treu entrichtet haben, um ſich auf der *encyclopädiſchen Eſelsbrücke* herumtreiben zu dürfen — immer noch die *göttliche Muſe* vermeinend — zurufen:

„Doch Jeglichem, der *eine Metze* dich glaubt,
Und geil, *mit Gewalt*, die Umarmungen raubt,
Dem — lohneſt den Frevel du bitter;

Er windet ſich kraftlos und ſtillet an dir
Die ſchnöde, ſich ſelbſt überlegene Gier,
Und zeuget ſich — Krüppel und Zwitter."

Ach gnädigſter Herr Paſcha! die Krüppel und Zwitter — treten allerwärts, leider nur zu häufig, als der Menſchheit Fluch ins Leben, denn es giebt nicht nur literariſche — es gibt ſelbſt ********e, diplomatiſche, martialiſche, miniſterielle, artiſtiſche, akademiſche, weltbürgerliche und allerlei andere Krüppel und Zwitter.

Doch es läßt ſich nun einmal nicht verhehlen, in keiner Region erkeimen die Krüppel und Zwitter in der That pilzenartiger, denn in der berührten literariſchen gerade. Reißt man Klio, die erhabenſte Fürſtin, von ihrem hohen Throne, um ſie in eine geſchmückte und mit eitlen Flittern bedeckte Romanprinzeſſin zu umwandeln, ſo kann ein ſolches Verfahren denn doch nichts anderes als einen Krüppel und Zwitter erzeugen, wenn auch das Zeugungsgeſchäft immerhin in höchſter genialer Art, ob von einem großen Beamten, oder aber von einem kleinen Unbekannten und zu der ganzen Welt höchſter Bewunderung vollbracht werden möge.

Juſſuph.

Freund Collin! es ſcheint mir denn doch, daß Sie ſich von Ihrem urſprünglichen Thema zu weit verirren. Warum denn lernen jetzt die Jungens nicht mehr ſo gut, wie dereinſt Latein?

Collin.

In Frankreich trug in neueſten Zeiten Napoleon Schuld, daß —

Juſſuph.

(Den Buchhändler lebhaft unterbrechend) Was haben Sie mit dem ſeligen Napoleon zu ſchaffen? Dieſes Chapitre intereſſirt mich ganz vorzüglich.

Collin.

Der franzöſiſche Kaiſer begünſtigte lediglich die polytechniſche Bildung der Jugend, und gefährdete dadurch die klaſſiſche.

Juſſuph.

Ei, Napoleon wollte ſich Krieger und keine Magiſters erziehen.

Collin.

Davon rede ich ja eben, allein — inter arma silent leges — artes et scientiae.

Die ſchwerfälligen und dennoch alles Fremde nachahmenden Deutſchen gefielen ſich in unſerm Jahrhunderte, in jeder Sphäre eine gewiſſe, ihrem Charakter durchaus nicht zuſagende Leichtigkeit und Oberflächlichkeit zu affektiren, welche ſich bis auf ihre Erziehungsweiſe ausdehnte. Sie lehrten ihre Säuglinge nach ortho-epo-graphiſchen Methoden buchſtabiren; zehnjährigen Knaben wurde Technologie, Völker- und Menſchenkunde, und was weiß ich, was Alles beigebracht: in omnibus aliquid et in toto nil! allein die Sprachen der Alten blieben der lieben, ſelbſt zum Gelehrtenſtand beſtimmten Jugend — *terra incognita.* Nur ſeit Kurzem kommen die Herren Deutſchen endlich von ihren pädagogiſchen Irrthümern zurück.

Baiern, jetzt in vielfacher Beziehung ein Muſterſtaat, iſt auch hierin mit einem großen Beiſpiele vorgegangen und ſteht im Begriffe, ſeine gelehrten Schulen ganz und gar zu reformiren. Ein Glied der hiezu niedergeſetzten Commiſſion, ein wackerer Magiſter, der ſich Friedrich Thierſch nennt, hat einen Reſumé im Druck erſcheinen laſſen, in welchem die in's Leben zu tretende Reformen genau angegeben und motivirt ſind. Ich habe dieſe Abhandlung nebſt mehrern andern Novitäten geſtern von Brody aus erhalten. Vernehmen Sie, gnädiger Paſcha! nur einige wenige Worte, welche Thierſch: „über das Mangelhafte in den bisherigen Methoden des lateiniſchen Unterrichts“ ausſpricht; es ſind güldene, beherzigungswerthe und durch ihre tiefe Wahrheit ergreifende Worte: hören Sie! — Der Buchhändler nahm ein gedrucktes Heft zur Hand und las aus demſelben folgende Stelle ab:

„Nächſt dem ſpäten Anfange und „der ſchwachen Stundenzahl des „Lateiniſchen iſt die mangelhafte Me„thode als Grund eines mangelhaf„ten Erfolges zu bezeichnen.

„Wir haben faſt überall den Stand je„ner Männer verloren, welche, ohne An-

„ſpruch auf höhere Lehrſtellen, ſich genügen
„ließen, den Knaben ihr Lebenlang die lateiniſche
„Grammatik zu lehren, und die zu
„ihr gehörigen Hülfsbücher mit ihnen durchzuarbeiten.
„Unſere Elementar-Lehrer heißen
„Profeſſoren, ohne es zu ſeyn. Sie
„trachten deshalb ſo bald als möglich, aus
„den untern Claſſen aufzuſteigen, um Profeſſoren
„zu werden, und ſo iſt dieſer
„wichtige Theil, die Grundlage des ganzen
„gelehrten Unterrichts, einem beſtändigen
„Verſuchen und Wechſeln der Perſonen und
„Methoden ausgeſetzt. Außer der Unſicherheit
„und Verwirrung, welche dadurch in
„die Schule kömmt und Einführungen eines
„feſten Ganges unmöglich macht, ſind auch
„jene vorübergehende Lehrer nicht im Stande,
„den Grad von Genauigkeit, techniſcher Sicherheit
„und Virtuoſität in Kenntniß und
„Vortrag der Anfangsgründe der alten Sprachen
„zu erlangen, welcher durchaus nothwendig
„iſt, um Genauigkeit und Fertigkeit
„in die Erlernung derſelben zu bringen„

„ſondern überhaupt den jugendlichen Geiſt „an Genauigkeit der Auffaſſung, „Sicherheit der Aufbewahrung und „Gewandtheit der Anwendung zu „gewöhnen, worin der eigentliche und „wahre Grund aller geiſtigen Erſtarkung und Kraft für die Zukunft gelegt „wird“

Dieſe und viele ungemein kräftige Reflexionen, welche Sie, gnädiger Paſcha! in der Abhandlung des Herrn Fr. Thierſch, welche ich Ihnen zuſenden will und die eine genauere Durchſicht verdient, von ſelbſten auffinden werden, — reſultiren in Deutſchland nun ohne allen Zweifel in der klaſſiſchen Unterrichtsmethode ein gänzliches Zurückkehren zum Syſteme der Altvordern, denn Leſſing hatte in der That ſo ganz Unrecht nicht, als er behauptete: Es ſeye nicht alles Neue gut, und das Gute nur ſelten neu.

Juſſuph.

Ich bin in dem Fache, über welches wir uns unterhalten, nicht bewandert genug, um als kompetenter Beurtheiler auftreten zu können; jedoch will es mich bedünken, Monſieur Collin ſpreche nicht ohne Sachkenntniß — indeſſen ich bin kein Liebhaber von großen Weitläufigkeiten und Sie würden mich dazu verbinden, wenn Sie Ihr überhauptiges Urtheil über Litteratur und Buchhandel gleichſam in nuce faſſen und daſſelbe durch eine kurze, einzelne Kraftſentenz gefällig ausſprechen wollten.

Collin.

Faſſen Eure Gnaden Dero Verlangen ebenfalls in wenige Worte und fragen Sie:

Wenn zwei Groſchen nur die Bücher gelten,
Breitet ſich der Geiſt dann durch die Welten??

Juſſuph.

Und wenn ich nun alſo fragen möchte, wie würden Sie antworten?

Collin.

Ich würde, ohne mich lange zu beſinnen, erwiedern:

Wenn die Lumpen ſtehen ſchlecht im Preiß,
Stellt ſich lumpig dar — der Muſen Kreis.

Juſſuph.

Wird ſich Euer Elend neigen,
Wenn die Bücherpreiſe ſteigen?

Collin.

Ach wir werden dann erſt froh,
Zahlt man Gold — für leeres Stroh.

Juſſuph.

Ha, ha, ha! gut gegeben! — doch horchen Sie, Janitſcharenmuſik und Drommetenerklingen. Die Herrn Ruſſen feiern zum hundert und neunundneunzigſten Male den Fall des gänzlich entkräftet und ausgehungert geweſenen Varna. Nun laſſen wir den Leutchen ihren Spaß — chacun à son gout! Sie ſind ein nationaliſirter Koſake und als ſolcher müſſen Sie billigermaßen hundert Precent mehr Patriotismus entwickeln, als ein Eingeborner, wenn Sie anders Ihren Vortheil einſehen. Sie müſſen zum Frühſtück Stutenmilch nehmen und beim Te Deum pro patria mitſingen bis zum Heiſerwerden; darum will ich Sie nicht länger durch meine Gegenwart hindern, dieſen heiligen Pflichten zu genügen. Je vous salue monsieur Collin! à revoir.

IX.

Napoleon ſchreibt ein für Chriſten und Heiden beſtimmtes Gebetbuch. — Gebet eines Feldherrn, Schriftſtellers und Buchhändlers.

> Ich glaube daß die eine Art zu dienen,
> Mehr als die andere gefallen kann;
> Allein ich weiß, du hörest den Braminen,
> So gut als wie den frommen Chriſten an.
>
> A. Blumauer.

Juſſuph.

Sicher ahnen und errathen Sie nicht, mein lieber Monſieur Collin! welche Angelegenheit mich heute zu Ihnen führt. Indeſſen ich liebe es nicht, die Neugierde der Leute zu lange auf die Folter zu ſpannen und ich will Ihnen daher ohne weitere Umſchweife eröffnen, daß ich ſo eben, pour passer le temps — ein für Chriſten und Heiden beſtimmtes Gebet- und Erbauungsbuch ſchreibe, deſſen Verlag ich Ihnen hiemit anbiete.

Collin.

(Lachend). Aha! ich merke ſchon, der gnädige Herr Paſcha wollen goldener päpſtlicher Spornritter werden, nun es wird ſo ſchwer nicht halten, man hat Beiſpiele — indeſſen ein Gebetbuch für Chriſten und Heiden? hm, die Idee iſt ſo übel nicht, das Werk könnte Abſatz finden, giebt es doch ſelbſt unter den Chriſten Heiden in Menge! — Ueberhaupt Gebetbücher, faule Rechenknechte, Kochbücher und Anweiſungen, Flöhe, Wanzen und allerlei anderes Ungeziefer zu vertreiben, ſind nicht zu verachtende Verlagsartikel und machen in dieſer Zeit beinahe noch am meiſten Glück. Doch welchen Titel führt das Gebetbuch? denn auf den Titel kömmt Alles an!

Juſſuph.

Mein Erbauungsbuch führt den Titel:

Der Teufel
iſt eine
ſtinkende Beſtie!
Als Gegenſtück
zu
Eckartshauſens:
Gott iſt die reinſte Liebe!

Collin.

Der Teufel eine ſtinkende Beſtie? — mein gnädiger Paſcha! das iſt zu toll! ſehen Sie mich an, ich muß blaß geworden ſeyn bis in den Mund — es hat mich ordentlich über den ganzen Körper kalt überlaufen.

Juſſuph.

Nun was iſt denn dabei weiter? — haben Sie jemals gehört, daß der Teufel gut riecht, oder haben Sie ſich vielleicht ſchon etwa ſelbſt an der Beſtie Wohlgeruch ergötzt? —

Collin.

Keineswegs; allein die Idee iſt einmal zu groß und zu bizarr — mein gnädiger Paſcha! es geht nicht, alſo darf man dem lieben Publikum denn doch nicht kommen.

Juſſuph.

Ihr ſeyd fürwahr ſeltſame Leute, Ihr

marchands d'esprit! — Beinahe kommt Ihr mir vor wie die lieben unſchuldigen Kindelein, welche immer die Erzählung recht ſchauderhafter Mährchen verlangen und wenn man ihnen willfahrt, ſich fürchten und hinter den Ofen verſtecken. — Ihr dagegen wollt durch originelle Titel und Ideen Aufſehen erregen und des Publikums Aufmerkſamkeit feſſeln, allein wird Euch einmal etwas recht originell Kühnes geboten, dann verliert Ihr den Muth. Noch einmal, was bleibt denn im Weſentlichen gegen meinen Gebetbuchstitel zu erinnern. Daß Gott die reinſte Liebe iſt — gegen dieſe heilige Wahrheit kann und mag Niemand auftreten, allein jeder Satz muß einen Gegenſatz haben, und mein Gegenſatz iſt, ſelbſt ſtreng logiſch genommen, ziemlich richtig gefaßt, auch ließe ſich ſelbſt aus den heiligen Schriften durch mehr wohl denn hundert Stellen unwiderſprechbar nachweiſen, daß der Herr Teufel bei jeder ſchicklichen Gelegenheit als Beſtie deklarirt wurde, und die Begriffe, welche ſich mit Beſtie und Geſtank verbinden, bleiben denn doch in einem hohen Grade Synonyme.

Es läßt ſich nun einmal nicht anders machen. „La verda est verd!“ ſpricht der Hiſpanier, und das heißt: die Wahrheit ſchmecket bitter und klingt etwas kraß in den Ohren, allein dafür können die Jünger der Wahrheit nicht.

Ihr Herren wäret nicht abgeneigt, dem Teufel Gevatterdienſte zu erweiſen; allein geſchmünkt und im Flügelkleide, maskirt als ein liebenswürdiges Teufelchen, ſoll die Beſtie ſich darſtellen.

Collin.

Nur eine kleine zweckmäßige Abänderung des in Frage ſtehenden Titels würde dem Unternehmen ſelbſt gerade nicht ſchaden,

z. B. „*der Teufel iſt ein argliſtiger Schalk!*“

Juſſuph.

Ha, ha, ha! eine allerliebſte, eine in der That naive Abänderung. Was ſagte ich gerade? — *da haben wir ja ſchon das Flügelkleid und die Maskerade.* Doch, lieber Collin! abſtrahiren wir vor der Hand von dieſer Materie, wir werden uns ja wohl noch verſtändigen. Ich habe bereits für mein Werk einige Artikel ſkizzirt und bringe hiemit dieſe Probearbeiten, um Ihnen eine richtige Ueberſicht des Ganzen zu verſchaffen. Für heute haben Sie wohl genug, ein andermal mehr von der Sache.

Unſer Held legte etliche Blättchen auf das Buchhändler-Schreibepult und entfernte ſich. — Monſieur Collin nahm ſogleich die Manuſcripte zur Hand und las mit großem und immer ſteigendem Intereſſe des Paſcha's Probearbeiten, welche wir nun auch dem ergebenſten Leſer mitzutheilen hier nicht verfehlt haben wollen:

Gebet eines Feldherrn.

„Allerhöchſter göttlicher Generaliſſimus!

Man pflegt im gewöhnlichen Leben zu ſprechen: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand!“ — allein der Satz muß doch nicht ſo ganz unbedingt richtig ſeyn, denn du haſt mich zwar zu einem hohen Kommando — was doch auch eine Art Amt iſt — erhoben, allein ich gerathe hinſichtlich des Verſtandes zuweilen — denn ich mag doch nicht ſagen: häufig — in gar arge Verlegenheit.

Du weißt, ich bin einem hochadeligen Geſchlechte entſproſſen und habe in meiner Jugend blutwenig, oder richtiger geſprochen — gar nichts gelernt.

Da dieſes nun einmal ſo und nicht anders iſt, ſo geruhen Ew. göttliche Excellenz wenigſtens und allergnädigſt mir jenen geſunden Menſchenverſtand zu bewahren, deſſen ich mich einſt als Cadet und Fähnrich erfreute, und der ſich höchſt ſeltſamiglicherweiſe ſeit jener Zeit verloren zu haben ſcheint, ſeit ein Federhut mein Haupt ziert.

Sende mir, Allmächtiger! ein paar deiner überflüſſigen Engel, welche bei mir Adjutantendienſte verrichten mögen, allein ich flehe — kommandire fein genügſame, geſchickte, demüthige und verſchwiegene Engel, welche mich der zu kleinlichen Nebengeſchäfte überheben ſollen; unterdieſe dienſtliche Bagatellen zähle ich: das Entwerfen der Operationsplane, das Dirigiren der Marſchkolonnen, die erbärmlichen Sorgen für die Subſiſtenz, zweckmäßige Armirung, Remontirung und Bekleidung des Heers, dann alle die andern geringfügigen Allotria.

Bewahre mich, o Herr! vor Dünkel und Eitelkeit, welche zuweilen Erbſünden kommandirender Generale ſeyn ſollen. Namentlich bewahre mich vor Generalſtabs-Offizieren, welche ſtets bereit ſind, dem Gebieter das Weihrauchfaß der niedrigſten Schmeichelei an den Kopf zu werfen und ihm dadurch den Verſtand verrücken, wenn ſie ſeine Lebensgeſchichte in die Zeitgenoſſen einrücken laſſen und dem kommandirenden Satrapen Talente andichten, die er nie gehabt und Verdienſte, deren er ſich nie theilhaftig gemacht.

Behüten mich Ew. göttliche Excellenz in denkbaren Kriegen der Zukunft vor einigen kleinen unliebſamen Irrthümern, welche ich mir in den heiligen und unheiligen Kämpfen der Vorzeit ſoll haben zu Schulden kommen laſſen. Unter dieſe Irrthümer gehörten, wie mir einige ſchriftſtellernde ausländiſche, ſogenannte militäriſche Gelehrten, die ich durchaus nicht leiden kann, auf den Hals zu ſagten: das Ueberſehen und Nichtbeſetzen einiger elenden ſogenannten Defiléen, welche die Sicherheit meiner Stellungen gefährdet haben ſollen, dann das Verwechſeln der Himmelsgegenden und des rechten und linken Ufers der Ströme. Uebrigens habe ich mich nach jenen Fatalitäten nach Möglichkeit vorgeſehen: mein Reitknecht, ein ſehr gewandter Burſche, hat den ſtrengſten Auftrag erhalten, aufmerkſam auf alle Defiléen zu achten, und es mir ſogleich anzuzeigen, wenn er in irgend einem Winkel eines entdeckt, auch trage ich für und für ſeit der ***** Geſchichte einen

Compaß in der linken Hoſentaſche, doch was will das Alles ſagen, wo du nicht biſt und dein göttlicher Geiſt! dort verfallen die Sterblichen nun ein für alle Mal in allerlei Eſeleien und Dummheiten.

Wende, allmächtiger Generaliſſimus! meinen Sinn von dem Dinge, welches man in der gewöhnlichen Soldatenſprache: „Kamaſchenknöpferei" nennt und die in nichts Anderem beſteht, als daß man die gemeinen Canaillen und Subaltern-Offiziere unnöthigerweiſe ein Bischen ſchulet, fuchſet, chikanirt und cujonirt. Ich geſtehe reumüthig ein, daß ich bis jetzt der Kamaſchenknöpferei etwas zugethan blieb, allein ich ſehe nun ein, daß dabei nicht viel herauskömmt, denn es wäre mir doch nicht ganz angenehm, wenn meine Armeekorps meinen berühmten Namen verfluchten in alle Ewigkeit, denn die Soldaten fluchen ohnehin gar zu gerne, obwohl ich — der Hagel und das polniſche Donnerwetter ſollen drein ſchlagen — das Fluchen durchaus nicht leiden kann.

Du weißt es, göttlicher Generaliſſimus! ich habe kein Geld, denn es wollte, trotz meiner ſchönen Revenüen, nie welches bei mir haften, behüte und bewahre mich ferner vor Geld, Geldeswerth und neuen Dotationen, denn Reichthümer verderben die Generale; ſie verlieren, im Beſitze derſelben, allen Muth und alle Schneide, wie man bei den franzöſiſchen Marſchällen geſehen hat, auch kommen reiche Leute leicht in die Verſuchung, ſich mit Agiotiren, Wechſelreitereien und allerlei andern Jüdeleien, welche ſie oft nicht einmal verſtehen, abzugeben, und wodurch am Ende ein kommandirender General ganz abſcheulich kompromittirt werden kann; auch ſteht ja geſchrieben: Laſſe, was deines Amtes nicht iſt!

Verdamme mich, o göttlicher Generaliſſimus! in deinem Zorn nicht unter die Pantoffelherrſchaft Ihrer Excellenz meiner Frau Gemahlin, ſintemalen: „ein demüthiger Pantoffelheld wenig tauget in das Feld!“

Ich möchte noch allerlei erbitten, deſſen bin ich mir bewußt, allein es fällt mir nur nicht gleich Alles ein, denn das Gedächtniß eines alten Generals wird täglich ſchwächer, weil ihm ſtets die Denkübung gebrach — darum flehe ich, verleihe mir per Pauſch und Bogen Alles, was einem Feldherrn erſprießlich werden kann, und meinetwegen auch noch ein Bischen mehr.

Erhöre mich, göttlicher Generaliſſimus! ich könnte es wagen ſogar, dich: Herr Kamerad' zu nennen, denn trotz deiner göttlichen Natur kommt es erſt noch darauf an, wer von uns Beiden ſich um das Vaterland größere Verdienſte erworben und weſſen Bruſt mehrere Orden zieren — doch eitel bin ich nicht, und wir wollen es daher auch ſo gar genau nicht nehmen.“

Gebet eines Buchhändlers.

An den lieben Herregott.

Firma: Vater, Sohn und Geiſt im Himmel.

Ew. göttliche Hochedeln

wollen allergnädigſt herniederblicken von dero allerhöchſtem Throne auf mich armen Sünder, und meine große Nöthen und erhören mein Flehen und erfüllen meine ergebenſte Bitten.

Ich habe es weit gebracht auf der irdiſchen Welt, weiter als irgend je ein Buchhändler; ich habe Aemter, Rang und Titel — und was am Ende doch mehr als dieſes Alles ſagen will, große Schätze erworben. Ich bin ungefähr im Löſchpapier-Handel, was der *Baron von Rothſchild in Geld-Negocen* iſt, und man nannte mich daher auch früher nur den *papierenen Napoleon*, denn ich herrſchte in aller Welt.

Indeſſen in der neueſten Zeit wurde meine Allerweltsherrſchaft gewaltig gefährdet, denn viele andere Buchhändler fragen nicht mehr nach derſelben und erdreiſten ſich ſogar, wie z. B. die Gebrüder Franckh zu Stuttgart, ebenfalls im großartigen Maßſtabe, nur etwas glücklicher, als ich — Vater und Sohn! — zu ſpekuliren.

Ew. göttliche Hochedlen ſind allweiſe, darum werden dieſelbe auch directe und indirecte heilſame Monopole nicht zu Schanden werden laſſen und ſich meiner, Ihres lieben und Getreuen, allerhuldvolleſt annehmen.

Ich verlange nicht viel und es koſtet Ew. göttlichen Hochedlen keinen Kreuzer, wenn dieſelben meine demüthige Bitte erfüllen wollen. — Es will mit vielen der jetzt lebenden Schriften nicht mehr recht fort, darum geruhe eine hochedle Gottheit, mir die verklärten Schatten eines Homer, Herodot, Horaz, Virgil, Salſuſt, Terenz, Livius und wie die alten Knaſterbärte alle heißen mögen, zu ſenden; auch mit den abgeſchiedenen Seelen einiger paſſabler neuern wollte ich mich allenfalls begnügen — etwa mit dem Shakespeare, Calderon und Schiller; doch vor Allem muß ich gehorſamſt bitten, den königlichen Genius des alten preußiſchen Fritz zu kommandiren und ſämmtliche dieſe Schatten anzuweiſen, hienieden wieder angelangt, für meinen Verlag fleißig zu ſchreiben.

Ich bitte die Schatten in dichte Wolken einzuhüllen, daß ſie keiner Kleider bedürfen, denn ich heitze allen meinen Leuten ohnehin tüchtig ein, auch mit Nektar und Ambroſia dürften die Reiſenden hinlänglich verſehen werden, denn ich kenne die Herren, ſie haben ſtets Hunger und noch mehr Durſt, allein ſolche hohe Honorare kann ich nun und nimmermehr bezahlen, denn die Zeiten ſind einmal jetzt gar zu ſchlecht.

Was aber den verklärten Schatten des Preußenkönigs betrifft, bedarf derſelbe weder einer verhüllenden Wolke noch des Mundvorrathes, denn königliche Autoren ſind die allerbeſten und es kömmt mit denſelben Unſereins keines Falles, in Verlegenheit.

Ich werde mir die Ehre geben, Ew. göttliche Hochedeln einige auf Velin abgezogene Exemplare von den Werken, welche die ſeligen Geiſter ausarbeiten werden, gehorſamſt zuzuſenden, gewiß eine *copiosa redemptio!* denn ich drucke nicht nur alle, ſelbſt die Anklebeſeiten, ſondern auch die Umſchläge, über und über voll und werde auch für recht eigentliche Schmutztitel inbeſonders ſorgen.

Gebet eines Schriftſtellers.

Father of All! in every Age,
In every Clime ador'd.
By Saint, by Savage, and by Sage,
Jehovah, Jove or Lord!

Du weißt es, Herr Zebaoth! Ich folge meinem eigentlichen Berufe, denn ich ſchreibe nicht des Zeitvertreibes oder gar der Ehre halber, ich ſchreibe nicht aus Laune, nicht aus Eitelkeit, ſondern — ums Geld.

Indeſſen es geht mir ſchlimm, mir fehlen oft Verleger und wagt es ein Mal der eine oder andere mit mir, ſchlägt er die Hände über dem Kopfe zuſammen, und ich darf ſobald nicht wieder kommen.

Du, ohne deſſen Willen kein Sperling, bei uns genannt: Spatz — und die Spatzen gerade entwickeln doch vielen ſchriftſtelleriſchen Sinn der Art, wie er heutiges Tages anſpricht — vom Dache fällt, verlaſſe mich Armen nicht und gewähre mir eine einzige kleine Bitte.

Verleihe mir die Zungen deiner ehemaligen zwölf Apoſtel, ich ſage der zwölf Apoſtel, denn des Judas Zunge, welche ihren Herrn, Lehrer und Meiſter verrieth, hat insbeſonders ſchon manchem Schriftſtellerlein und Dichterlingt dunkler Bekanntſchaft die erſprießlichſten Dienſte geleiſtet. Beſchenke mich ferner mit der Feder des Evangeliſten Lukas und es müßte ſeltſam ſeyn, wenn es in der Folge nicht beſſer gienge.

Halte mich Allmächtiger! nicht für ſo ſchwarzen Herzens, als es den Schein haben dürfte, denn bei jedem Sterblichen ſtellen ſich auch gute Seiten dar.

Ich habe mich den Satyren geweiht,

doch mich immer der häufig und allgemein jetzt herrſchenden Gemeinheit ſchuldig gemacht und mir perſonelle und mit Händen zu greifende Anſpielungen erlaubt.

Juvenal war doch auch ein Satyricus, aber man hat nie gehört, daß er je ſolche Miſère entwickelte.

Laſſe mich mit Erfolg die Thorheit geißeln, aber behüte mich vor der kleinlichen Jämmerlichkeit, einen einzelnen Thoren auf's Korn zu nehmen; es verlohnte ſich wahrlich der Mühe nicht.

Wenn du Herr Zebaoth! meine Bitten erhörſt, will ich lobpreiſen und anbeten deine Werke, allein in entgegengeſetztem Falle ſey auf deiner Huth. Ich würde deinen Sonnen ihren blendenden Glanz ſtreitig machen und deiner ſogenannten keuſchen Luna ſelbſt die Maske der Tugend mit kühner Fauſt vom Antlitze reißen. Dixi!

Einige Tage ſpäter trat Juſſuph Paſcha wieder in den Buchladen, ſprechend:

Nun mon ami! haben Sie die Probeblättchen geleſen? — wie ſind Sie zufrieden?

Collin.

Sie führen eine etwas kühne Sprache — indeſſen ein ſchriftſtellernder Paſcha kann ſich derlei erlauben; wären Sie geiſtlicher Autor — möchte ich nicht gerathen haben, in ſolcher Weiſe zu ſchreiben.

Juſſuph.

Es ſind nur unbedeutende humoriſtiſche Stoßſeufzerlein, welche ich Ihnen zu leſen gab, doch wird mein opus auch Aufſätze bedeutſamerer Art und in ernſtem und würdigem Style abgefaßt geben, z. B. das Gebet eines regierenden Fürſten und jenes eines wirklich dirigirenden Premierminiſters. Nicht wahr, Sie werden entriren?

Collin.

Verrons!

Ob die beiden Herren ſich des Verlages halber dennoch einigten, weiß man nicht und es wird darüber wahrſcheinlich nächſte Oſtern das allgemeine litterariſche Sündenregiſter Aufſchluß ertheilen.

X.

Das franzöſiſche Theater. — Der Diener zweier Herren. — Juſſuph Paſcha findet ganz unvermuthet unter den franzöſiſchen Schauſpielern einen guten alten Bekannten wieder.

> Reineke verwirrte ſich
> In die ihm gelegten Stricke,
> Und, wiewohl er ſelbſt entwich,
> Ließ er doch den Schwanz zurück!
>
> Fr. v. Hagedorn.

Seit ſich das Hauptquartier, der Generalſtab, die Trains, Magazine u. dgl. des Haupt-Reſervekorps der in der Türkei operirenden ruſſiſchen Armee in Odeſſa befanden, ſtellte die Stadt noch einen bedeutſam beſuchtern Sammelplatz des regeſten Lebens dar als ehevor.

Dieſe für ſeine Abſichten günſtige Conſtellation der Dinge hatte einen ehemaligen Pariſer Mimen, den Monſieur Pierre Collin veranlaßt, ſein Glück mit einer franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft in Odeſſa zu verſuchen und unterſtützt durch das Anſehen, die Bekanntſchaften und Fonds ſeines Bruders, des Buchhändlers, gelangen Monſieur Pierre's Geſchäfte beinahe noch über Erwartungen.

Dem gebildeten geneigten Leſer iſt erinnerlich, daß Napoleon ſtets ein Freund der Melpomene ſowohl als Thaliens geweſen, allein eine leichte Unpäßlichkeit hatte ihn jetzt verhindert, Monſieur Pierre's erſten Darſtellungen beizuwohnen, indeſſen wieder geneſen, verfehlte unſer Held nicht, ſogleich das franzöſiſche Theater zu beſuchen.

Man gab an dieſem Abende gerade das bekannte alte, aber gute Luſtſpiel: „Der Diener zweier Herren“ und ein Monſieur Michon trat als Truffaldino oder Doppeldiener auf.

Geſtalt, Stimme und Manieren dieſes Schauſpielers mahnten Juſſuph mit unwiderſtehlicher Gewalt an die Vergangenheit; er wußte, dieſen Mann oft geſehen, oft geſprochen und ſicher genauer mit ihm verkehrt zu haben, allein wie unſer Held auch ſinnen mochte, er konnte ſich nicht an das Wie und Wo, noch an den Namen des dramatiſchen Künſtlers erinnern, den er aber in einer ganz andern Eigenſchaft gekannt zu haben vermeinte.

Im Verfolge des Luſtſpiels ſtellte die Bühne einen Vorſaal im Gaſthofe, mit einer Hinter- und zwei Seitenthüren, vor und Truffaldino befand ſich in großer Verlegenheit, ſeine beiden Herren zu gleicher Zeit beim

Mittagtiſche zu bedienen, welche, keiner von dem andern wiſſend, in den getrennten Stuben, zu welchen die Seitenthüren führten, wohnten.

Monſieur Pierre, welcher zugleich bei ſeiner Truppe die Dienſte eines Regiſſeurs verſah, hatte die eine der Seitenthüren mit den drei verhängnißvollen Farben der ehemaligen franzöſiſchen National-Kokarde übertünchen laſſen, indeſſen auf der andern Thüre, deutlich abgebildet, ſich drei große weiße Lilien darſtellten. Das Publikum faßte ſogleich die eigentliche Pointe des witzigen Einfalles auf und applaudirte ungeſtümm.

In dieſem Momente nun kam unſer Held plötzlich über die Perſönlichkeit des Schauſpielers Michon mit ſich ſelbſt in's Klare. Er wandte ſich zu dem in der Loge ſtehenden Leibmamelucken und raunte demſelben ins

Ohr: „Ruſtan! wenn ich es nicht ganz gewiß wüßte, daß der General Ney, der ehemalige Herzog von Elchingen und Fürſt von der Moskwa in Paris todt geſchoſſen worden wäre, ich würde darauf ſchwören, es ſey dieſer Diener beider Herren Niemand anders als der General ſelber.“

In der That Sire! — erwiederte Ruſtan eben ſo leiſe — die Aehnlichkeit iſt frappant genug.

Noch während der Darſtellung mußte der Leibmameluck ſich auf die Bühne begeben und den Schauſpieler Michon, im Namen unſeres Helden, zum Soupé laden. Monſieur Michon ſtutzte zwar ein wenig ob der Einladung des Türken-Paſcha, allein es dürfen in ſolchen Angelegenheiten ſich Heiden, Juden und Chriſten dreiſt an jeden auch noch ſo hoch geſtellten Mimen wenden und ſicher ſeyn, keinen Refus zu erhalten.

Nach beendigter Darſtellung war Juſſuph nach Hauſe gefahren, und mit ſeinen gewöhnlichen kurzen Schritten die Dielen des Speiſeſaales meſſend, erwartete er ſeinen Gaſt.

Es ließ Monſieur Michon auch nicht lange auf ſich warten; er wurde nach Verlauf eines halben Stündchens ſchon gemeldet und hatte dermaßen geeilet, daß noch Spuren der nicht ganz getilgten Schminke auf ſeinen Wangen ſichtbar geblieben waren.

„Haben Sie nie in der franzöſiſchen Armee gedient?“ — fragte Napoleon raſch den eintretenden Schauſpieler.

Michon hatte nur erſt den Ton dieſer Stimme vernommen und einen ſcharfen Blick auf unſern Helden geworfen, da ſtürzte er ſogleich mit dem Ausrufe: „Jeſus Marie! Ew. Majeſtät leben und ſind nicht am Magenkrebſe auf St. Helena geſtorben?“ zu des Paſcha Füßen, indem er deſſen Kniee umklammerte und ſie mit Küſſen bedeckte.

„Unglücklicher!“ — erwiederte Juſſuph ernſt — „nenne mich nimmermehr, wie du mich ſo eben genannt, denn ich lebe im ſtrengſten Incognito und es haben allerwärts die Wände Ohren. Aber wie iſt mir, es verlautete doch in allen öffentlichen Blättern, du ſeyeſt am 7. December im Jahr 1815 erſchoſſen worden?

Ney.

Ich wurde erſchoſſen und nicht erſchoſſen, wie man will. Ich werde indeſſen mich beehren, nun ſogleich in Kürze, aber der Wahrheit gemäß meine ſeltſame Geſchichte mitzutheilen.

Ich hielt mich nach der zweiten Rückkehr der Bourbons zu Aurillac in Oberauvergne einige Zeit glücklich verborgen, allein der mit Diamanten beſetzte Säbel, mein theuerſtes Kleinod, weil es ein Geſchenk von Ihnen noch war, Sire! — dieſelbe Waffe, welche im heißen Kampfe ſo oft mein Leben beſchützt hatte, verrieth mich. Ich wurde verhaftet, nach Paris gebracht, vor ein Kriegsgericht geſtellt und als ſogenannter Hochverräther zum Tode verurtheilt.

Der Oberſt Gabier von der königlichen Garde wurde beſtimmt, das Grenadierbataillon zu befehligen, in deſſen Viereck ich erſchoſſen werden ſollte, und die ganze Execution überhaupt zu leiten.

Gabier war im Jahr 1794, als ich mich bereits als erſter Adjutant beim General Kleber befand, noch gemeiner Soldat geweſen; ich zog den Mann aus dem Staube hervor, denn durch meine Vermittlung allein wurde er zum Offizier befördert und als ich ſelbſt ſchon im Jahr 1796 in die Stelle eines Brigadegenerals vorgerückt war, ernannte ich jenen Gabier zu meinem Adjutanten.

Dieſer Offizier blieb von nun an mein unzertrennlicher Gefährte und ich behandelte ihn mehr als Bruder und Freund, denn als meinen Untergebenen. Gabier leiſtete mir in der Schlacht bei Neuwied (im J. 1796) gute Dienſte, fiel aber auch bald darauf mit mir bei Diersdorf in öſterreichiſche Kriegsgefangenſchaft und erſt im Jahre 1798 wurden wir ausgewechſelt. Am Rhein (1799) bei Hohenlinden, bei Elchingen (1805) bei Jena, in Spanien (1808) in Rußland, bei Dennewitz, Leipzig, Hanau, Brienne, Montmirail, Craonne, und Chalons ſur Marne focht Gabier an meiner Seite und als ich mich endlich, wenn freilich nur zum Schein, den Bourbons unterwarf, die Pairswürde und den Oberbefehl über die geſammte königliche Reiterei erlangte, verwandte ich meinen ganzen Einfluß, um meinem ehemaligen Adjutanten eine vortheilhafte Anſtellung in der neu gebildeten Armee zu verſchaffen. Der Mann war nicht undankbar. Er wußte ſich, als mein Urtheil geſprochen war, das Kommando über die zur Execution beſtimmte Mannſchaft zu verſchaffen und ſich insgeheim zur Nachtszeit in meinen Kerker zu ſchleichen, wo wir gemeinſchaftlich einen Plan zu meiner Rettung ſchmiedeten, welcher auch glücklich vollführt wurde.

An dem zur Execution beſtimmten Tage ließ ſich Morgens in aller Frühe Gabier bei Sr. Majeſtät dem Könige Ludwig XVIII. melden, um ſich dem Monarchen wegen einer wichtigen und unverſchieblichen Angelegenheit zu Füßen zu werfen. Der Oberſt erhielt die verlangte Audienz, erklärte dem Könige, wie viele Verbindlichkeiten er von ſeiner Jugend an mir gehabt habe und wie ſchmerzhaft es nun für ihn ſey, denjenigen, der ſtets ſein Wohlthäter geweſen, zum Tode befördern zu müſſen.

Der König, ein gar guter Mann, wie er war, zeigte ſich gerührt und wollte ſogleich die Ausführung der Execution einem andern Staabsoffizier übertragen; doch dieſe allerhöchſte Gnade verbat **Gabier** dringend unter dem Vorwande: eine ſolche Abnahme des ihm ein Mal anvertrauten Kommando würde ihn in den Augen aller ſeiner Kameraden ungemein erniedrigen und ſeine militäriſche Ehre ſogar gefährden, dagegen flehte der Offizier, man möge ihm, wenn durch Blut die Schuld geſühnt, meinen Leichnam überlaſſen und erlauben, denſelben in aller Stille, aber dennoch herkömmlicherweiſe in geweihtem Erdreiche begraben zu dürfen und der gütige Monarch willfahrte dieſer Bitte.

Nachdem Alles ſo weit gediehen, wußte **Gabier** die Stunde der Hinrichtung unter allerlei von ihm herbeigeführten Hinderniſſen bis auf den ſpäten Abend hinauszudehnen. Endlich wurde ich aus meinem Kerker auf dem weit vor der Stadt gelegenen zu der Execution beſtimmten Platz in aller Stille in einem dicht verſchloſſenen Wagen hinausgeführt, und es fieng bereits an zu dämmern, als ich die Stelle der Beſtimmung erreichte. Nur wenige Zuſchauer waren vorhanden, denn mein ehemaliger Adjutant hatte gefliſſentlich das Gerücht verbreiten laſſen, es ſeye die Execution für's Erſte aufgeſchoben worden.

Ich wurde ins Carré geführt. Gabier zeigte ſich ungemein dienſteifrig; er ſelbſt lud die Gewehre der Grenadiere, welche beſtimmt waren, mich zu fuſilliren, allein er lud — blind.

Nun wollte man mir die Augen verbinden — allein ich verweigerte es. Das Zeichen wurde gegeben; die Schüſſe fielen; ich ſtürzte lautlos zu Boden und war mit Blut bedeckt, allein nicht mit eigenem, ſondern mit Ochſenblut, welches ich in einen Darm gefaßt, in der Hand verborgen gehalten und im Fallen über das Geſicht ausgegoſſen hatte. Sogleich ließ Gabier nun meinen vermeintlichen Leichnam mit Mänteln bedecken, nachdem er ſich ſchon früher durch ein königliches Kabinetsbillet als Eigenthümer deſſelben legitimirt hatte. Die wenigen Zuſchauer wurden zerſtreut, und der Oberſt befahl dem ihm im Dienſte zunächſt ſtehenden Offizier, das Bataillon nach Paris zurück in die Kaſernen zu führen.

Die Soldateska war abmarſchirt, der Platz leer und die Nacht bereits hereingebrochen. Nichtsdeſtoweniger unberufene Lauſcher fürchtend, ſpielte ich die Rolle des Erſchoſſenen nach wie vor. Mit Hülfe eines vertrauten Dieners hob mich Gabier in einen Wagen und man jagte mit verhängten Zügeln von dannen.

Vorerſt hielt ich mich nun in meines ehemaligen Adjutanten Wohnung verſteckt; meine Freunde, Verwandte und meine eigene Familie beweinten mich und ich durfte es nicht wagen, ihre Thränen zu ſtillen, da ich dem Oberſten darauf mein Ehrenwort hatte geben müſſen.

Gabier verſchaffte mir einen auf den reiſenden Schauſpieler Michon ausgeſtellten Passe-port und da mein ganzes anſehnliches Vermögen confiſcirt worden war, theilte die redliche Seele ſeine freilich kleine Kaſſe mit mir.

Ich verließ Paris und Frankreich, und als meine Baarſchaft zu Ende gieng, ergriff ich den Stand, welchen mir mein Paß zu erwählen gleichſam einen Wink gab. Ich fand mich in der dramatiſchen Kunſt bald ſo ziemlich zurecht: denn mehr oder weniger Sire' waren die meiſten Ihrer Marſchälle und berühmten Generale Komödianten! Per varios casus — gelangte ich endlich mit der Truppe des Monſieur Pierre Collin hieher nach Odeſſa.

Juſſuph.

Ihr Daſeyn haben Sie gerettet, unglücklicher Freund! aber o Himmel, welch ein Daſeyn — nun ich werde ſehen, was für Sie zu thun.

Rey.

Alle Wetter auch! über mir ſelbſt hätte ich beinahe vergeſſen — — — doch nein, ich will ſchweigen. Sire! es harret Ihrer in dieſer Stadt noch eine ſeltſame Ueberraſchung. Wir ſtellen morgen eine berühmte aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche übertragene Tragödie, betitelt: „*Jeanne d'Arc*“ dar — ich rathe Ihnen, faſſen Sie die Künſtlerin genau ins Auge, welche die Agnes Sorel agirt.

Juſſuph.

(Lächelnd.) Ich ahne — die Georges wird in Paris Schiffbruch, welcher ihr längſtens drohte, gelitten und durch das Schickſal nach Odeſſa auf Eure Bühne verſchlagen worden ſeyn. Nun mein lieber Rey! die Gegenwart der Dame dürfte mich eben nicht außerordentlich und angenehm überraſchen, damit iſt's vorbei, und man läßt ſich nicht gerne an eine Sottiſe erinnern, deren man ſich dereinſt ſchuldig machte.

Ney.

Nun ich ſage nichts weiter — es wäre eine Sottiſe von meiner Seite.

Juſſuph.

Eh bien — ſetzen wir uns um zu ſoupiren, und trinken wir ein Glas zur Feier der Erinnerung verfloſſener glorreicher Zeiten, nachher erzähle ich Ihnen, wie es mir ſeit jener Zeit ergangen, als wir uns zum letzten Male geſehen.

XI.

Königs-Gebet.

Fortior est, qui se, quam qui fortissima vincit
Moenia; nec virtus altius ire potest.

Wenn die Marchands d'esprit Schriftner ihrer Bekanntſchaft in einer anſprechenden Arbeit begriffen wiſſen, pflegen jene Herren zuweilen von einer kleinen, wohl verzeihlichen Neugierde erfaßt zu werden, und alſo erging es auch unſerm Freunde Collin.

Der Buchhändler ſprach wenige Tage ſpäter, als ihm „der Teufel eine ſtinkende

Beſtie“ zum Verlage angeboten worden war, in dem Pallaſte unſeres Helden ein, und es machte ſich nach den gewöhnlichen wechſelſeitigen Bekomplimentirungen wieder die Unterhaltung in folgender Weiſe:

Collin.

Der gnädige Paſcha beliebten vor einigen Tagen des Gebetes eines regierenden Fürſten zu erwähnen, welches Euer Gnaden, ich weiß nicht, ſchon gedichtet haben oder dichten wollten?

Juſſuph.

Ganz recht, eine ſolche Dichtung iſt auch bereits aus meiner Feder gefloſſen; wollen Sie mit dem Machwerke nähere Bekanntſchaft ſchließen?

Collin.

Ich freilich wohl — indeſſen wage ich vorerſt zu fragen: bleibt das Gebet für einen guten oder böſen Regenten beſtimmt?

Juſſuph.

Seltſame Frage! — betet denn je ein böſer Fürſt?

Collin.

Man will aber doch wiſſen —

Juſſuph. (Ihn unterbrechend.)

Ei was, wenn ein Tyrann, um das Volk zu blenden, ſich nach ächter Heuchler Art, ein Mal im erhabenen Dome auf die Kniee wirft, heiße ich das Beginnen nicht beten, ſondern ich nenne es: freveln, ſündigen, Gott verſuchen.

„Als ich das in Rede ſtehende Gedicht, ohne Begeiſterung nicht, dichtete — dachte ich mir einen thätigen, herrlichen, für alles Erhabene und Gute empfänglichen Monarchen, der nach des Tages ſchwer empfundener Laſt in ſeinem einſamen Cabinete den Drang, das Herz zu Gott zu erheben, lebhaft fühlte und in wahrer Andacht und Demuth, wie ſie dem Chriſten ziemt, ſolchem Verlangen genügte.

Wer alſo betet im Geiſte der Wahrheit und im Sinne des Erlöſers, dem nahet ſicher und gewiß, von dem Allerhöchſten geſendet, der Engel des Troſtes mit dem Labetrank, welcher Erſtarkung zum neuen Kampfe gewährt.

Collin.

Ei, ei — Euer Gnaden reizen meine Neugierde gewaltig.

Juſſuph.

Nun denn, ſo hören Sie!

Des berühmten Talma ehemaliger und gelehriger Schüler nahm eine impoſante aber dennoch bildliche Stellung, und deklamirte mit dem ganzen feierlichen und bekannten Pathos der franzöſiſchen Schule folgende Dichtung:

Königs-Gebet.

Du! vor deſſen Thron der Glanz der Kronen
Und des Purpurs blutig Roth erbleicht,
Der nur nach Verdienſt verſteht zu lohnen,
Deſſen Straf' kein Sterblicher entweicht!

Vor Dir, Gottheit! beug' ich mich im Staube,
Schöpfer! meine feſte Zuverſicht!
Zu Dir wendet ſich — des Königs Glaube,
Ach! den Flehenden verſtoße nicht.

Auf mich haſt Du ſchwere Laſt geladen,
Sie zu tragen auch verleih' mir Kraft;
Theile zwiſchen Volk und mir die Gnaden,
Durch die Landeswohlfahrt wird erſchafft.

Laß vorerſt nur — mich die Männer finden,
Die zum Staatesdienſt ſo recht geſchickt;

Laß' mich Roſen um das Schlachtſchwert winden,
Wenn des Sieges Göttin freundlich nickt.

Beſſer doch! — bewahre mir den Frieden,
Denn des Landes Mark — es wird verzehrt,
Leider ſelbſt auch in gerechten Kriegen,
Jede Ordnung wird durch ſie verkehrt.

Gieße Du das nöth'ge Selbſtvertrauen
In mein oft ſo ſchwer bewegtes Herz,
Doch an mir den Dünkel zu erſchauen —
Meinem Volk erſpare dieſen Schmerz!

Nach der oft zu kühnen Willkühr lenken,
Gerne Scepter ſich und Hermelin;
Auch die große Karte läßt ſich renken,
Drum erleuchte Du des Fürſten Sinn.

Laß' mich nicht das blanke Geld vergeuden,
Doch bewahre mich vor ſchnödem Geiz;
Laß' mich „das zu Viel, zu Wenig" meiden,
Meiden der Verführung bunten Reiz.

Laß' mich immer feſt und weiſe handeln,
Was auch Welt, was ſpäte Nachwelt ſpricht:
Billigſt Du, Gerechter! nur mein Wandeln,
Jenes Urtheil dann berührt mich nicht.

Laſſe Abends, wie am frühen Morgen,
Laß' mich meiden ſtets den böſen Schein:
Für das Wort und nicht für's Beiſpiel
ſorgen —
Solches Thun macht Fürſten ring und klein.

Wer dem Staate dient — verdient zu leben,
Zeig' mir Du den rechten Maßſtab an,
Die Gehalte weiſe zu vergeben,
Und dem Dienſt zu lohnen — nicht dem
Mann.

Vor der Schwäche mögſt Du mich bewahren,
Selbſt zu ſpenden mehr dem rüden Knecht,
Der beſtimmt, die Pferde einzufahren,
Als dem Mann, der ſpricht dem Volke
Recht.

Meinen Geiſt, mein Herz laß' Du er-
ſtarken,
Solch' Gebet ſchließt alle andre ein:
Jede Schwäche weiſ' von meinen Marken,
Laß' mich feſt, gerecht und weiſe ſeyn!

Collin.

(Indem er eine Priſe zur Naſe führt.) — Na, das Ding läßt ſich hören; ein wahrhaft weiſer, frommer und chriſtlicher Monarch kann es nicht übel deuten, wenn man ſolch' Gebet ihm anrathet, und einen, der es nicht wäre, findet man in unſern Zeiten nicht, wenn man den neueſten genealogiſchen Kalender von Anfang bis zum Ende durchblättert. — Allein Euer Gnaden haben auch ein miniſterielles Gebet verſprochen? — —

Juſſuph.

Das miniſterielle Gebet trage ich Ihnen einmal bei einer andern Gelegenheit vor. Jetzt deutet der Uhrzeiger auf die ſiebente Stunde und Ihr Bruder hat für dieſen Abend Jeanne d'Arc angekündiget: das Stück intereſſirt mich und ich möchte auch nicht gerne um eine einzige Scene kommen. — (Indem er die Saalthüre öffnet, hinausrufend:) „Vorfahren!“

Adieu indeſſen, mein charmanteſter Monſieur Collin!

XII.

Madame Harnais als Agnes Sorel.

> Die hohe Malerin Natur iſt nimmermehr übertroffen worden und ſelbſt nicht durch die höchſt geſteigerte Kunſt, Mimik genannt, durch Mienen und Geberden die Gefühle der Seele auszudrücken, oder richtiger geſprochen — zu erheucheln.
>
> [illegible]

Unter der Truppe des Monſieur Pierre Collin zu Odeſſa befand ſich eine Actrice, welche ſich Madame Harnais nannte. Dieſe Harnais war nicht mehr jung, allein ſie erfreute ſich eines angenehmen ſonoren Organs und ſtellte eine hohe, wohl gebildete Geſtalt dar.

Es gibt Schauſpieler und Schauſpielerinnen — doch ihre Zahl iſt bei weitem die kleinere — welche ſich auf den Brettern mit einer ſolch' hohen Natürlichkeit und Freiheit bewegen und denen der feinſte Anſtand der höchſten Stände in der menſchlichen Geſellſchaft ſo ganz zu eigen geworden iſt, daß der ſinnige Beobachter durchaus nicht zu der Ueberzeugung gelangen kann, es ſey dieſes Alles den Leutchen lediglich eingelernt, allein den erwähnten Mimen einer höhern Weihe iſt der natürliche Anſtand, die Freiheit der Haltung und Bewegung, dann jetzt das Zarte und dann das wirklich Ergreifende im Ausdrucke auch in der That nichts weniger als eingelernt, denn ſo Etwas läßt ſich überhaupt gar nicht einlernen.

Auch Madame Harnais war keine eingelernte Schauſpielerin. Ihr fielen gewöhnlich ſogenannte Anſtandsrollen zu, und ſie gab das Würdevolle der edelſten weiblichen Natur mit einer Wahrheit, welche ihr ſtets den rauſchendſten Beifall zuwege brachte und der um ſo freigebiger gezollt wurde, da Dame Harnais auch durch ihr Privatleben allgemeine Achtung eingeflößt hatte, indem ſie gänzlich zurückgezogen lebte, und in dieſer Beziehung ſich vor den übrigen Gliedern der Bühne ſehr zu ihrem eigenen Vortheile auszeichnete.

Heute in Schillers ins Franzöſiſche übertragener Jungfrau von Orleans war Madame Harnais als Agnes Sorel aufgeführt.

Juſſuph Paſcha ſaß in ſeiner zunächſt an der Bühne belegenen Loge, eine Mademoiſelle Boudé, vor wenigen Tagen erſt dem Wochenbette entſtiegen, hatte, als franzöſiſche Jungfrau, mit dem berühmten Monologe:

„Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triſten,
Ihr traulich ſtillen Thäler lebet wohl! u. ſ. w."

den Prolog der Dichtung glücklich zu Ende geführt und es begann nun die eigentliche Tragödie.

Der Baſtard von Orleans hatte dem königlichen ſiebenten Karl bereits die vorſchriftmäßigen Grobheiten geſagt, die Rathsherrn von Orleans waren von Seiner Majeſtät — wie es ſolch' hölzernen Deputirten von Rechtswegen zu begegnen pflegt — mit leeren Händen abgefertiget worden, — da trat Harnais-Sorel mit dem ihr eigenthümlichen wahrhaft kaiſerlichen Anſtande, mit dem Schmuckkäſtchen in den Händen, auf die Bühne.

Kaum hatte ſich Harnais-Sorel dem Proſcenio genähert, da entfuhr dem türkiſchen Paſcha in ſeiner Loge unwillkührlich ein Schrei, von welchem nicht abgenommen werden konnte, ob Schmerz oder Freude, Erſtaunen oder Unwille ihn erpreßt haben mochten.

In demſelben Momente wendete ſich Harnais-Sorels Blick nach der bezeichneten Loge, der Strahl ihres großen ſchönen Auges fiel zufällig gerade in den Brennpunkt der ſie anſtarrenden Augen des Paſcha, den ſie in Odeſſa nun zum erſten Male von Angeſicht zu Angeſicht erſchaute, da entwand ſich Madame's Bruſt ein tiefer Seufzer; das Schmuckkäſtchen entglitt ihren Händen und fiel zur Erde; Madame fing an zu wanken und wäre zuverläſſig geſunken, hätten ſie nicht ſogleich, den Unfall wahrnehmend, Se. Majeſtät **Karl VII.** und der **Baſtard von Orleans** mit zuvorkommender Galanterie unterſtützt.

Komiſche und tragiſche Erſchütterungen jeder denkbaren Art offenbaren ſich übrigens in Schauſpielhäuſern zu häufig, als daß das Publikum je mehr beſonders darauf reflektiren möchte.

Das Benehmen der Harnais-Sorel auf der Bühne fiel nicht im Geringſten auf, denn es war ſo ziemlich der theatraliſchen Situation des Augenblickes angemeſſen, und was den Schrei des Paſcha betraf, erzählte man des andern Tages in den Caffeehäuſern der Seeſtadt: es leide Juſſuph am Podagra, und ein heftiger Stich in den kranken Beinen habe ihm geſtern im Theater den plötzlichen und unwillkührlichen Schmerzruf entriſſen.

Madame Harnais-Sorel hatte ſich indeſſen mit Aufbietung aller Kraft zuſammengenommen, allein ſie rief die erſten Worte, welche ſie zu ſagen hatte: „Mein theurer König!“ mit ſolch' wild leidenſchaftlichem Affekte, daß die ganze Verſammlung zuſammenſchauerte.

Hatte ſich die Harnais, von der erſten Eröffnung der franzöſiſchen Bühne zu Odeſſa an gerechnet, ſchon als die ausgezeichnetſte Schauſpielerin bewährt, ſchien ſie ſich heute ſelbſt übertreffen zu wollen und in ganz eigenthümlicher genialer Art ihre Partie aufgefaßt zu haben; ganz und gar dem einmal herkömmlichen Pathos der franzöſiſchen Schule entſagend, gab ſie nichtsdeſtoweniger ihre Rolle mit einer Wahrheit, daß Jedermänniglich vergaß, im Schauſpielhauſe zu ſitzen und man ſich ganz ungewöhnlich ergriffen fühlte.

Nicht lauter Applaus, allein die tiefeſte Stille — der ſchönſte Lohn und die herrlichſte Anerkennung der Kunſt — würdigten der Dame einziges Spiel.

Bei vielen Stellen wendete ſich die Harnais-Sorel unmittelbar an den der Bühne zunächſt ſitzenden Juſſuph ausdrücklich, allein mit ſolcher feinen Zartheit, daß es, unſern Helden ausgenommen, Niemand wahrnahm.

— — — „Laß mich dir
„Ein edles Beiſpiel der Entſagung geben!"

„Den ſtolzen Krieger ſtürzt ſein eignes Glück!"

„O mußt ich dieſen Tag des Jammers ſchauen!"
„Der Herrſcher muß in die Verbannung zieh'n,
„Der Sohn auswandern aus des Vaters Hauſe
„Und ſeine Wiege mit dem Rücken ſchauen.
„O angenehmes Land, das wir verlaſſen,
„Nie werden freudig wir dich mehr betreten."

„Der Frauen Treue gilt noch hohen Preis,
„Doch auf dem Markte wird ſie nicht geſehen."

„Ich weine nicht, ich zittre nicht für dich,
„Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken!"

— — — „Sein edles Herz
„Dem Ruhm nur offen und der Heldentugend,
„Es glüht für jedes heilige Gefühl,
„O es war ſchön, von einem Helden ſich geliebt
„Zu ſehn — es iſt noch ſchöner, ihn zu lieben!"

„Er iſt der Angebetete, ihm jauchzt das Volk,
„Ihn ſegnet es, ihm ſtreut es Blumen noch!"

Dieſe Worte mit unbeſchreiblicher Rührung an Juſſuphen gerichtet, erſchütterten unſern Helden ſo ſehr, daß er ſich endlich der Thränen nicht mehr zu erwehren vermochte, und ſelbſt über die braunen hagern Wangen Ruſtan's, welcher wie immer hinter des Gebieters Stuhl ſtand, rieſelten große Tropfen hernieder.

Das Trauerſpiel war endlich beendigt; Alle ſtrömten den Ausgängen zu.

Halb betäubt warf ſich der Paſcha in den Wagen. In ſeinem Pallaſte angekommen, fand er den bereits harrenden Herzog von

Elchingen, welcher, eigentlich Komiker, in dem Stücke des verfloſſenen Abends nur eine Nebenpartie auszufüllen und deſſen zu Folge vermocht hatte, ſich zeitig loszumachen.

„Reden Sie, Ney!“ — rief unſer Held dem Diener zweier Herren haſtig entgegen — „wäre es möglich — dieſe Harnais, iſt ſie wirklich die ehemalige Kaiſerin Joſephine, meine längſt todt geglaubte Gattin???“ —

„Sie iſt es, Sire!“ — erwiederte Ney mit Beſtimmtheit.

Nach einer langen Pauſe rief der Paſcha wieder aus: „Nein, in der That zu ſeltſame Abentheuer hat das Geſchick mir aufbewahrt; würde einſt mein Geſchichtſchreiber ſie der Nachwelt erzählen, nimmermehr würde man ihm Glauben beimeſſen. Doch hören Sie, Ney! Morgen in der Frühe, ſobald es der Anſtand erlaubt, verfügen Sie ſich zu Madame Harnais und erbitten Sie von der Dame die Beſtimmung der Stunde, in welcher ſie geneigt ſeyn dürfte, den Beſuch des kriegsgefangenen Paſcha zu empfangen.“

Der Diener zweier Herren verbeugte ſich ſchweigend und ging.

Schlaflos vollbrachte unſer Held die dieſem Abende folgende Nacht.

XIII.

Napoleons und Joſephinens eigentliches Wiederſehen nach langer Trennung. — Joſephinens Geſchichte. — Auch die ehemalige Kaiſerin der Franzoſen würdiget ihres Gemahles Regentenleben.

> Ich habe wenig
> Gethan — Ich habe deinen edlern Theil
> Nicht retten können.
>
> Schrewsbury.

Mit den Worten: „Sire! Ihr Beſuch iſt der Dame Harnais zu jeder

Stunde angenehm und willkommen," — trat Ney des andern Tages um die Mittagsſtunde in Juſſuphs Gemach.

Unſer Held hatte den Boten längſt erwartet und ſogleich nach deſſen Ankunft ließ der Paſcha anſpannen und fuhr hinaus in den Hafen, wo der Veſte gegenüber Madame Harnais ein kleines aber reinliches, auf einer vorſpringenden Spitze an der Südſeite der Bai belegenes Landhaus in der Nähe des Leuchtthurmes bewohnte.

Für Männer gewöhnlichen Schlages wird es ſtets eine bedenkliche Sache bleiben, nach vieljähriger Trennung eine ehemalige Geliebte gewöhnlichen Schlages wieder zu beſuchen. Stellten die zarten Gliedmaßen des Schätzchens ehedem üppige Rundung dar, ſo iſt vielleicht nun eine Magerkeit der Art eingetreten, daß wir in Verſuchung kommen, an den vorſpringenden Winkeln der ſpitzen Knochen unſern Hut aufzuhängen; glänzte im Gegenſatze aber dereinſt die Herzensgebieterin eine ätheriſche ſchlanke Lichtgeſtalt, watſchelt uns jetzt, nicht unwahrſcheinlich, ein quabliches Weſen entgegen, deren Embonpoint jenem einer bayeriſchen Bierbrauerin gleicht. Die Holde lächelt nun, öffnet den Mund — o Jerum! die ehemalige dicht geſchloſſene Doppelreihe glänzender kleiner Perlenzähne — nun mahnet ſie, hinſichtlich der Farbe und Geſtalt, an die verfallene Mauer einer alten Veſte und verſchiedene Breſchen werden ſichtbar; das Schätzchen von ehedem blickt uns freundlich an; o Jerum! o Jerum! — das ehemalige verſengende Feuer der Augen gleicht nun dem matten wäſſerigten Strahl der Sterne, deren Glanz ſich vergeblich beſtrebt, eine vorſtehende Nebelwolke zu durchdringen; der Arm, das Haar, der Fuß, der Nacken, der Buſen — — o Jerum, o Jerum und noch zehntauſendmal Jerum und Wehe! — doch warum näher noch ausführen ein ohnehin unerfreuliches Gemälde; wer wüßte es nicht: Sic transit gloria — des körperlichen, weiblichen Liebreizes!

Grollen Sie mir nicht, würdige Leserin! welche nun vielleicht ſchöne, blühende Enkelinnen umgaukeln, in deren jugendlichem Aufblühen Sie die eigenen Reize wieder erkennen — denn weibliche Anmuth hat mit Frankreichs König gemein, daß ſie nimmermehr ſtirbt; — wenn ich etwas leichtfertig den Tempel der Natur geöffnet habe, um in das Innere einen etwas niederſchlagenden Blick zu geſtatten, geht es denn uns armen Männern um ein Haar beſſer, als Ihnen?

Der bunte, ſüße Schmetterling, der leichtfüßige Adonis von Einſt — dreißig Jahre ſpäter trollt er einher, ein ſchwerfälliger, unbehülflicher, brummender Bär, oder ein höckerigtes Cameel, oder aber ein hagerer, langfüßigter und langhalſigter, vielleicht gar einſeitiger Strauß und die pommade pour les moustaches et les favoris vermag bei Männern eben ſo wenig diverſe Defecte zu cachiren, als der pariſer rouge die zarte, jungfräuliche Röthe zu erſetzen, welche vor Olims Zeiten auf den Wangen der Matrone thronte; Suum cuique et sapientisat!

Wie manche Matrone, nahm ſich Madame Harnais auf der Bühne noch ganz anders aus als im Boudoir; Joſephine hatte ſehr und im Verhältniſſe bei weitem mehr gealtert als Napoleon. Doch nicht gelangte das erhabene Paar zu analogen, unzarten Reflexionen, wie ſie ehevor angedeutet wurden, als es ſich nun im eigentlichſten Verſtande, nach vieljähriger Trennung wieder ſah, denn jenes Begegnen im Theater am vorigen Abende konnte denn doch nicht — ein eigentliches Wiederſehen gelten.

Im engſten heiligſten Sinne des Wortes war Joſephine ſtets Napoleons Freundin, er der hochherzigen Frau Freund geblieben und die Freundſchaft hehrer Seelen hat für bedeutſamere irdiſche Mängel und Gebrechen keine Augen, als die phyſiſchen ſind.

Man flog ſich in die Arme; man hielt ſich lange, lange in beredter Schweigſamkeit innig umarmt; es floßen ſanft die milden Thränen der Rührung und Freude.

Madame Harnais verließ, weil Juſſuph-Paſcha darum bat, zur Stelle die

Bühne, denn Napoleons leiſeſter Wunſch galt ſtets Joſephinen ein Befehl, den ſie freudig erfüllte.

Freund und Freundin verlebten von nun an ſchöne Stunden, in welchen ſo Manches zur Sprache kam, von welchem wir das Eine und Andere, vorzüglich Intereſſante, mitzutheilen gedenken.

Unſer Held erzählte Joſephine die Geſchichte ſeines Lebens ſeit der Flucht von St. Helena, ganz der Wahrheit [illegible], und wer Belieben trägt, dieſe Geſchichte zu andern Male einzunehmen und unſer Buch noch einmal zu leſen — hat unſer Mühen überſchwenglich belohnt.

Auch Joſephine theilte mit, wie es ihr ſeit des Exkaiſers Verbannung ergangen, und obwohl die Abentheuer der Dame eben nicht Außerordentliches darſtellen, ſo glauben wir deren Erzählung dem Leſer dennoch nicht vorenthalten zu dürfen. Es ließ ſich die erhabene Frau alſo vernehmen:

Ich wußte Dich, mein theurer Freund! an der Seite einer Andern glücklich; dein heißeſter Wunſch, einen leiblichen Thronerben zu beſitzen, war erfüllt und ich lebte — zufrieden.

Es neigte ſich der Stern — Deines Glückes und dahin waren meine Ruhe, meine Reſignation und Zufriedenheit.

Es huldigten mir die Monarchen der Fremden — vorzüglich Kaiſer Alexander — zu Paris in ausgezeichneter Weiſe, doch wahrlich ſothane Huldigungen vermochten nicht den Balſam des Troſtes in mein wundes Herz zu gießen, und es machte mir einzig und allein das Bewußtſeyn die Galanterien der Fürſten erträglich, daß dieſelben der ehemaligen Gattin Napoleons galten, denn die verſtändigen Monarchen mußten dennoch Deinem Talente Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und die Hoheit eines Genius anerkennen, den ſie ſtets Urſache gehabt hatten zu fürchten und deſſen eigene Schöpfungen ſie nachzuahmen endlich dennoch klug genug wurden.

Mehr aber kränkten mich die Chikanen, Erniedrigungen und Verläumdungen, welche mir die elenden und kleinlichen Höflinge des neu hergeſtellten Königthums, die mir ſelbſt die Zurückgezogenheit auf meinem Landſitze mißgönnten, allerwärts bereiteten, denn ſelbſt die Wohlthaten, welche ich, dem Trieb meines Herzens folgend, ſpendete, mußten Stoff leihen, Pfeile des unverdienten Spottes auf mich zu ſchleudern und öffentlich warf man mir vor, ich zehre von geſtohlenem Fette und meine Almoſen trügen den Charakter jener bekannten des heiligen Criſpin an ſich.

Nicht vermochten mein Stolz und der mir angeborne Hochſinn ſolche Miſère zu ertragen. Ich ſchützte eine Reiſe nach einem Landgute in der Provinz vor, ließ ſpäter das Gerücht von meinem plötzlich erfolgten Ableben in der Hauptſtadt verbreiten und war — entflohen.

Von meinen Schätzen hatte ich nur die Summe mitgenommen, welche ich einſt als Demoiselle Tascher de la Pagerie dem Herrn von Beauharnois zugebracht hatte, welche dieſer keineswegs verſchwendete, und die in der Folge wieder auf mich überging, da Du, theuerſter Herzensfreund! ſtets und unter allen Umſtänden verſchmähteſt, von Deiner Gattin Privatvermögen Gebrauch zu machen.

Ich ſchweige von den Kreuz- und Querzügen, welche ich nach meiner Flucht durch die Welt machte, und führe nur an, daß ich, zu ſehr wie ſtets der menſchlichen Rechtlichkeit vertrauend, mein ganzes Vermögen bei einem Kaufmann niederlegte, welcher mich zu gewinnen verſtanden hatte. Allein mein Banquier machte nach wenigen Jahren Krida und ich wurde eine Bettlerin.

Nach dieſem neuen ſchweren Unglücksfalle verſuchte ich durch weibliche feine Handarbeiten die wenigen zu meiner Subſiſtenz erforderlichen Mittel herbeizuſchaffen, allein meine Augen waren ſchwach geworden und bald mußte ich dem gewählten Erwerbe entſagen.

Meine Verlegenheit wurde dringend, ich hatte mir zugeſchworen, lieber zu ſterben, als mein Incognito zu brechen und ſo gerieth ich denn endlich zu einer kleinen wandernden franzöſiſchen Bühne. Ich entfaltete ein ziemliches dramatiſches Talent und wurde in der Folge von Monſieur Collin für Odeſſa gewonnen.

Als Agnes Sorel habe ich, wie Du, geliebter Freund! weißt, zum letzten Male die Bretter betreten; in dieſer Rolle erkannte ich in dem türkiſchen Paſcha den längſt todt geglaubten Gatten auf den erſten Blick — es war ein Schickſalswink, die Rolle jenes Abends für immerdar beizubehalten; ja Napoleon! ſo lange ich lebe, will ich mich, wenn Du es wünſcheſt, mich nicht mehr von Dir trennen und Dir ſtets ſeyn und bleiben, was jene Sorel dem ſiebenten Karl war."

Unſer Held ermuthigte in ungemein verbindlicher und galanter Weiſe Joſephine, den ſo eben geäuſſerten Entſchluß unter allen Zeitumſtänden fein feſt zu halten.

Eines Tages machte ſich zwiſchen Freund und Freundin eine Converſation anderer und zwar intereſſanterer Art, welche wir uns nun beehren dem geneigten Leſer hier mitzutheilen:

Napoleon.

Seit meinem Sturze vom Kaiſerthrone, geliebte Joſéphine! habe ich ſo manche Kritik über mein ehemaliges Regententhum hören und leſen müſſen, allein begierig bleibe ich, nun auch Dein Urtheil zu vernehmen. — Sprich frei und ohne Scheu Deine Gedanken aus, denn meine Heftigkeit von ehedem iſt dahin; in der That ich habe einſehen gelernt, daß dieſe berührte ehemalige Heftigkeit mir viel und oft geſchadet hat, allein ſchon De Lille ſagte ungemein richtig: „Mäßigung und Herrſchſucht vertragen ſich nicht. — Wenn eine große Idee aus der erhitzten Phantaſien eines glücklichen Heroen erkeimt, berathet und unterſucht er nicht lange, ſondern er — handelt.“

Joſephine.

Dein Unglück, Napoleon! war es, daß Du vom Anbeginn Deiner glänzenden Laufbahn ſtets mehr die Hoffnung, als den Genuß geliebt haſt.

Eine althiſtoriſche Anecdote wird klarer machen, wie ich die Sache meine und es iſt dieſelbe, welche Boileau in ſeiner Epitre I. au roi — die Epiſtel iſt bekanntlich an Ludwig XIV. gerichtet — erzählt.

König Pyrrhus ſehnte ſich ungemein nach Italiens Eroberung.

Sein Freund Cineas fragte beſcheiden: „Und wenn wir Italien erobert haben, was werden wir dann beginnen?“ —

„Grenzt denn nicht,“ antwortete Pyrrhus, „Sicilien, dieſe herrliche und reich bevölkerte Inſel an Italien? wir werden ſie nehmen!“

„Und wenn wir nun auch Sicilien erobert haben?“ — fragte Cineas wieder.

„Dann ſetzen wir“ — rief der König mit blitzenden Augen aus — „nach Afrika und Karthago über, auch dieſe müſſen unſer ſeyn!“ —

„Und wenn wir endlich Alles erobert haben?“

„Dann wollen wir“ — erwiederte der König — „eſſen, trinken, uns amuſiren und der Ruhe pflegen.“

„Was hindert uns denn, jetzt dieſes

zuthun?" — ſprach hierauf ſarkaſtiſch lächelnd Cineas — „alle Mittel liegen ja bereits ſchon in unſern Händen. Muß man denn dazu durch Schweiß und Blut, durch tauſend Gefahren, durch fremdes und eigenes Unglück gelangen???" — —

O mein Herr und Freund! vermagſt Du es zu leugnen, iſt das Bild jenes alterthümlichen Königs Pyrrhus nicht Zug für Zug Dein eigenes? —

Erſt ſtrebteſt Du nach einem militäriſchen Commando bloß, dann nach der Conſularwürde und endlich erreichte Deine kühne Rechte die Kaiſerkrone ſelbſt.

Auch Du warſt zu dem Allen durch Schweiß und Blut, durch tauſend Gefahren, durch fremdes und eigenes Unglück gelangt. Allein nimmermehr dachteſt Du daran, das Errungene endlich einmal zu genießen, und fortgeriſſen von ſteter Unerſättlichkeit, ſtrebteſt Du nur, wie einſt Pyrrhus, den Erdball zu unterjochen. Dein Ende, unglücklicher Freund! war von der Art, wie es nicht anders ſeyn konnte. Du kannteſt und liebteſt die Weltgeſchichte, warum wurdeſt Du nicht gewarnt durch das ſtets ewig ſich wiederholende Geſchick der Eroberer? — une prosperité continuée a toujours été suspecte!, — Der kleine Aeſop pflegte zu ſagen: „Die Allmacht ermüdet und vernichtet endlich die großen Geſchirre, um aus deren Trümmern neue zu bilden.“

Napoleon.

Dieſe Floskeln und Sentenzen lauten insgeſammt gar ſchön und erbaulich, allein es hatten mich meine Legionen auf die ſchwindelnde Höhe erhoben, für ſie und für meine Erhaltung bedurfte ich der Kriege, nicht Uebermuth ließ ſie mich führen. Wie hätte ich dieſe unzähligen Legionen, wie dieſe wilden, beuteſüchtigen Krieger beſchwichtigen, wie ſie beſchäftigen ſollen? — gefallen wäre ich, hätte ich ihnen Ruhe gegönnt, früher noch durch ſie, ehe mich das Schickſal in anderer Geſtalt ereilte.

Joſephine.

Ich kenne dieſe Einrede, welche du erfinden, dich und dein eigen Gewiſſen zu beſchwichtigen, allein nichts deſto weniger hält ſie nicht Stich vor dem Richterſtuhle der Erfahrung und ſcharfſinnigen Prüfung. — Dem Tiger und dem Leuen, obwohl auch ſie ſich zähmen laſſen, mögen Blutdurſt angeboren ſeyn, nicht ſo dem wenn auch verhärteten Menſchen. Hätteſt du jene würdige Veteranen den ſanften und ſtillen Gewerben und Künſten des Friedens wiedergegeben, es wäre deiner Siege herrlichſter und unſterblichſter geweſen. Du hätteſt es gekonnt, denn

— „das Leben, Freund!
Hat Reize, die der Krieger nie gekannt. — Er hat
Des ſchönen Lebens öde Küſte nur
Wie ein umirrend Räubervolk befahren,
Das in ſein dumpfig=enges Schiff gepreßt
Im wilden Meer mit wüſten Sitten hauſet,
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den innern Thälern Köſtliches
Das Land verbirgt, o! davon — davon iſt
Auf ſeiner wilden Fahrt ihm nichts erſchienen.
Sag ſelbſt: was iſt des Kriegers Ziel und Preis?
Die ſchönſte Zeit der Jugend flieht dahin,
Zu bald nur fängt der Körper an zu ſiechen,
Und Herz und Geiſt — ſie bleiben unerquickt,

Es gibt ein andres Glück und andre Freuden,
Die ſelbſt der ſchlichte Sinn gar ſchnell begreift,
Dir, treuer Freund! ſind ſie nicht fremd geblieben.
Dem großen Trieb, dem prächtig ſchaffenden,
Als Kaiſer haſt du auch genüget ihm,
Ja du haſt fürſtlich jede Kunſt ermuntert,
Gebäude und erhab'ne Brücken aufgeführt,
Und kühn gekämpfet mit dem Element;
Den Fluß geleitet und den Fels geſprengt,
Auch dem Gewerb die breite Straß' gebahnet,
Und wenn, ob dem Getrieb', dem emſigen,
Der Feldherr ſelbſt das blut'ge Werk vergaß,
Warum nicht auch der ihm ergeb'ne Söldner?
Denn der Geiſt, den man ſieht im Feldherrn leben,
Reiſſet gewaltig, wie Windesweben
Auch den unterſten Reiter mit. —

(Lächelnd:) Verzeihe, daß ich dich in ſolcher Weiſe haranguire, allein ich war geraume Zeit Theaterprinzeſſin und die Spuren der dramatiſchen Carrière verwiſchen ſich in der Folge nur langſam und ſchwer. Es liegt in jenen Worten, ob es auch poetiſche ſind, tiefer Sinn und heilige Wahrheit verborgen, denn ſie hauchen den Geiſt Fr. v. Schillers, deſſelben deutſchen Dichters, deſſen Jeanne d'Arc neulich dich in ungewöhnlicher Weiſe bewegte.

Napoleon.

(Mit einem Seufzer:) Was hilft es, wenn ich dir, meine treue Joſephine, auch eingeſtehe, daß deine Anſichten und des deutſchen Magiſters die ſeinigen eben nicht ganz und gar falſche ſeyn mögen. Die Ueberzeugung käme doch auf jeden Fall zu ſpät. Deine ſanften Bitten, vorgebracht zu gelezener Stunde, haben, ich geſtehe es, mich in der Vorzeit öfters vor Thorheit bewahrt und manche begangene Sünde in ihren Folgen unſchädlicher gemacht; allein hätteſt du wirklich auch dazumal ſchon über jenen hochwichtigen Gegenſtand muthig und kühn, wie heute, zu mir geſprochen, es hätte dennoch nicht geholfen, denn glaube mir: „der Eroberer ſieht im raſchen Laufe ſeiner Fortſchritte die Säule nicht, worauf mit deutlichen Buchſtaben geſchrieben ſteht: „Bis hieher!“ und er, dem die Welt zu enge wird, weiß am Ende ſelbſt ſeinen letzten Zweck nicht.

Nichts deſto weniger haſt du große Verdienſte um mich, denn oft — ich bekenne es noch einmal — biſt du ein ſühnender Engel zwiſchen mich und den Dämon meiner heftigen Leidenſchaften getreten.

Joſephine.

Ich habe wenig gethan,

Ich habe deinen edlern Theil nicht retten können.“

XIV.

Des Leibmamelucken Ruſtan Hochzeit. — Joſephine bereitet dem Paſcha eine höchſt zartſinnige und angenehme Ueberraſchung. — Juſſuphs philoſophiſches Stillleben im Kreiſe ſeiner Lieben. — Juſſuph Paſcha's vermeintlicher Tod. — Schluß der Geſchichte.

Und wenn alle Säulen brechen
Ein Etwas lebt, ein Etwas ſtrebt,
Ein Etwas doch
Den Sterblichen zu heben,
Zu heben über Sterne hoch!

Es ſind nicht die gemeinen Triebe,
Die ſelbſt das Thier auch fühlt,
Wenn es wühlt; —
Nein, edler ſind Gefühle,
Der Gefühle viele,
Aus denen Troſt ſich mild geſtaltet;
Wenn noch ſo wild das Schickſal waltet! —

Und jene ſel'ge, heil'ge Triebe?
Der Menſchheit Genius
Verkündet ihren Namen,
Ja, lächelnd ruft er aus:
Freundſchaft! — Liebe!

Unſer Held durchblätterte einſt, auf dem Divan liegend, einen großen Pack franzöſiſcher Zeitungen und Journale, welche ihm Tages zuvor der Buchhändler, Monſieur Collin, geſendet, als er plötzlich dem zufällig gerade im Gemache beſchäftigten Leibmamelucken zurief: „Je vous plains, mon pauvre ami!“ — deine Gattin in Dreux iſt geſtorben und du wirſt in dieſem Blatte hier aufgefordert, den Gerichten deinen gegenwärtigen Aufenthalt anzuzeigen, indem dir deine ſelige Ehehälfte in ihrem letzten Willen ein kleines Legat ausgeſetzt hat.

Ruſtan.

Iſt mein Ehekreuz wirklich todt, gnädigſter Herr! kann man ſich ganz und gar und feſt darauf verlaſſen? wenn es nur nicht eine bloße Ohnmacht war, aus welcher der liebe Schatz am Ende wieder erwacht iſt!

Napoleon.

Deine Frau iſt wirklich todt und bereits begraben, denn die Gerichte pflegen allerwärts mit dergleichen Ausſchreibungen ſich nicht ſehr zu beeilen: — (indem er dem Mamelucken ein Zeitungsblatt hinreicht) — doch lies ſelbſt, wenn es dir gefällt.

Ruſtan.

(Indem er auf einem Beine im Gemache umhertanzt:) Juheiſa Juhe! Nun Gott ſchenke meiner Alten die ewige Ruhe und das ewige Licht erleuchte die *Treuloſe* im Himmel, denn auf Erden war kein gutes Haar an ihr. Das Legat ſoll der Teufel holen, ich verlange es nicht, weil nur die Alte geſtorben iſt. Juheiſa, Juhe! jetzt kann ich mein liebes Zinzerl [*]) heirathen, und der Pabſt darf nicht „Miau!“ dazu ſagen, denn gnädigſter Herr! Sie wiſſen es ja wohl, wenn wir auch Türken heiſſen, ſind wir doch insgeheim nach wie vor gute katholiſche Chriſten geblieben, und ich hätte mir ein Gewiſſen daraus gemacht, ein zweites Weib zu nehmen, bevor die erſte nicht vom ewigen Lichte erleuchtet geweſen.

Napoleon.

Menſch! welchen Unſinn plauderſt du durcheinander, biſt du wahnſinnig?

---

[*]) Zinzerl bedeutet bei den katholiſchen Schwaben ſo viel als der Name: „Creſcentia.“

Ruſtan.

Ach ne, gnädigſter Herr! der **Ruſtan** iſt kein Narr, aber verliebt iſt der **Ruſtan** bis über die Ohren.

Napoleon.

Du alter Thor, noch verliebt? — nun erſt beklage ich dich in vollem Ernſte. Doch welche iſt denn die Glückliche, die dir den Kopf verrückt noch in deinen alten Tagen?

Ruſtan.

Verzeihen Euer Gnaden — der **Ruſtan** iſt nicht alt; vierzig Jahre und etliche Sommer drüber, was wollte denn das ſagen? Wer mein Schätzchen iſt? ach, gnädigſter Herr!

Es iſt ein Mädchen aus Schwaben,
Schwarzbraun iſt ſein Geſicht;
Der Frankenmädchen Gaben
Beſitzt es freilich nicht —

allein mein Zinzerl iſt nichts deſto weniger ein gar zu lieber Narr, ſo ſüß und manierlich, daß man ſie anbeißen möchte wie einen ſaftigen, reifen Granatapfel, und ein Paar Augen hat die Zinzerl im Kopfe, na, gnädigſter Herr! Sie glauben's nicht, aber die Augen ſind rabenſchwarz und funkeln nicht anders als wie der Karfunkelſtein ſelber, und ihr Brüſtchen —

Napoleon.

Nun ich glaube an die Reize deiner Geliebten. Aber wie heißt ſie? — wo wohnt ſie? — wie haſt du ſie kennen lernen? —

und welche ſind des Mädchens Verhältniſſe?

Ruſtan.

Schauen Sie, gnädigſter Herr! mein Schätzchen iſt die Tochter eines wackern Landmannes aus der, eine kleine Stunde von hier entfernten, ſchwäbiſchen Kolonie: „Neukaufbeuren" *) genannt, und alle Tage,

---

*) Schon oben wurde erwähnt, daß Odeſſa's Umgegend von ſchwäbiſchen, polniſchen, und armeniſchen Anſiedlern bewohnt wird. Die Lage der polniſchen, bulgariſchen und armeniſchen Koloniſten ſtellt ſich bis jetzt noch ſo mißlich dar, daß viele ihr Eigenthum verlaſſen, um in der Stadt für Tagelohn zu arbeiten. Die ſchwäbiſche Kolonie: „Neukaufbeuren" dagegen wurde urſprünglich von Allgäuern gegründet, ihre

früh Morgens ſchon, habe ich die Freude, ſie zu ſehen, denn ſie bringt uns den Rahm zu unſerm Kaffee. Mein Mädchen heißt: „Zinzerl Gutermann,“ iſt zu Kaufbeuren im bairiſchen Schwaben geboren und ſtammt aus keiner gemeinen Familie, denn ihre Großtante von väterlicher Seite war an einen geheimen Staatsrath in Koblenz *) verheirathet und eine gar

---

Bewohner verſehen Odeſſa mit Rahm, Milch, Butter, Käſe, Gemüſen und dergl. und befinden ſich dabei ſo wohl, wie die Neuſchöneberger bei Berlin, die Hütteldorfer bei Wien und die Schwabinger und Sendlinger bei München.

*) Die berühmte Schriftſtellerin, Sophie la Roche, eine geborene Gutermann und Gattin des churtrieriſchen geheimen Staatsraths La Roche hatte in der That zu Kauf-

kluge Frau, denn ſie hat ſogar Bücher geſchrieben, welche beſſer ſeyn ſollen, als diejenigen, welche die Weiber in unſern Tagen fabriziren. Mein Zinzerl iſt ein gar kluges Mädchen, und ich glaube, wenn ſie nur möchte, könnte ſie auch Bücher ſchreiben, um kein Haar beſſer und ſchlechter, als andere Weiber ſie täglich zur Welt bringen, allein Zinzerl iſt des Dafürhaltens, es zieme einem Mädchen mehr, Strümpfe zu ſtricken, Hemden zu flicken, zu kochen und Butter zu machen, als einfältige Bücher zu ſchreiben.

---

beuren im Allgau, den 6ten Dezemb. 1731 zum erſten Male das Licht der Welt erblickt. Sie ſtarb am 18. Februar 1807. — Im Jahr 1806 gab die geiſtreiche Dame ihr letztes Werk: „Meluſinens Sommerabende" heraus, zu welchem ihr geliebter Jugendfreund, Wieland, eine ſehr intereſſante Vorrede geliefert hat.

Ganz arm iſt die Zinzerl auch nicht. Ich kann Ihnen, gnädigſter Herr! die Ausſtattung meiner Geliebten an den Fingern herzählen:

(Er ſingt: *)

Was bringt denn mein Schatzerl für a Heirathgut???
A Nadl, 'n Faden, 'n Fingerhut;
Vier hölzerne Seſſel, 'n nußbraunen Tiſch,
'N Hafen, (Topf) a Schüſſel, 'n Flederwiſch:
An's Halſerl a Kreuz'l, ſo groß wie a Floh,
A zwiſchenes Sack'l und drinn halt a Stroh;

---

*) Dieſer freilich gänzlich kunſtloſe aber naive Sang iſt einem alten bairiſchen (oberländiſchen) Liede nachgebildet, welches im Auslande wohl ſchwerlich ſehr bekannt ſeyn dürfte.

A rothes Korſet'l (Schnürleibchen) zwei neue paar Schuh,
A Kalb'l, 'n Hammel und gar noch a Kuh.

Doch das iſt mein Schatzerl's ſein Alles noch nit,
A Bettlad — kriegt es noch obendrein mit,
Neun Ell'n in der Läng und ſieb'n in der Breit,
Bequem halt — nit z'eng und nit zweit;
D'Frau Mutter gibt's Spinnrad'l und Flachs,
Der Herr Vater die Bienen und's Wachs.

Und weil man halt Kinder kriegt auch in der Ehe'n,
Hat ſich mein Schatzerl mit Spielzeug verſeh'n:
Für'n Sepp'l a Trommel, für'n Fritz'l a Schwerdt,
Ja Alles und Alles, was a Kindl begehrt:
Für's Hannerl a Docken (Puppe) gar ſauber und neu,
Für den Micherl — a Dutzend Soldaten von Blei. —

Napoleon.

(Den Mamelucken unterbrechend und lachend:) Nun das läßt ſich hören; Euch kann es nicht wohl fehlen, denn Ihr habt an Alles gedacht. Uebrigens mußt du mir erlauben, mein lieber Ruſtan! zu Zinzerls Ausſtattung noch das Eine und Andere beizufügen, denn ich bin noch nicht arm und geizig genug geworden, als daß ich nicht im Stande wäre, den Wohlſtand meines älteſten und treueſten Dieners feſt zu gründen.

Ruſtan.

Mein theuerſter, gnädigſter Gebieter! unwillkührlich fallen mir die ſchönen Worte bei, die ich unlängſt im Collin'ſchen Theater in einem rührenden Trauerſpiel vernahm:

Ja, du mußt immer geben und beglücken!
Was dank' ich dir nicht Alles — o! was ſprech' ich
Nicht Alles aus in dieſem theuren Namen Napoleon!
Zeitlebens ſoll ich ein Gefangner ſeyn
Von dieſem Namen — darin blühen ſoll
Mir jedes Glück und jede ſchöne Hoffnung —
Feſt, wie in einem feſten Zauberring, hält
Das Schickſal mich gebannt in dieſem Namen.

Napoleon.

(Lächelnd:) Ei ſehet da der Liebe Wunder! ſie läßt gar Geſchmack einen Mamelucken finden an der Dichtkunſt duft'gen Blüthen. — Aber höre Ruſtan! deine Zinzerl und du — auf eine große Nachkommenſchaft habt ihr gerechnet; Waffen und Trommeln angeſchafft, für ein noch nicht vorhandenes Heer, gerade wie dereinſt mein Herr Bruder, der K.....v — — — und deine Soldaten von Blei mahnen mich vollends an weiland die deutſche Reichsarmee. Wenn du die Rechnung nur nicht ohne den Wirth gemacht haſt und ſich ſein auch les descendans richtig einſtellen.

Ruſtan.

Tragen Euer Gnaden keine Sorgen, die bleiben ſicher nicht aus, denn es hat der Wirth bereits gerechnet; meinen Kopf wollt' ich verwetten, der Seppl iſt ſchon unter Wegen, und der Fritz'l, die Hanne und's Micherl folgen nach.

Napoleon.

Ja wenn die Sachen alſo ſtehen, dann, mein lieber Ruſtan! ſtarb deine erſte Frau freilich zu gelegener Stunde, da du nun einmal die marotte haſt, hinſichtlich der Mariagen nicht den osmanniſchen Gebräuchen zu huldigen. Eh bien — wir müſſen daran denken, die charmante Zinzerl Gutermann in Ehren unter die Mameluckenhaube zu bringen und ich werde darüber mit Joſephinen ſprechen, welche ohnehin ſtets deine protectrice geweſen.

Ruſtan küßte nun dem gnädigen Gebieter dankbar die Hand und zog ſich zurück.

Unſer Held hatte indeſſen von Odeſſa aus noch ein Mal an den zweiten Mahmud geſchrieben, und Varnas Uebergabe nicht nur mit Gründen der geſunden Vernunft vertheidigt, ſondern auch wichtige Originalbelege beigelegt, welche in der That ſehr geeignet waren, die Handlungsweiſe des ehemaligen einflußreichen Unterkommandanten der Feſtung zu rechtfertigen.

Des Großſultans erſter und heftigſter Zorn war indeſſen verraucht und ſey es nun, daß die eben berührte gediegene, ſchriftliche Verantwortung Juſſuph-Paſchas, oder aber Zoraidens unausgeſetzte Fürſprache es veranlaßten, genug der Großherr gab Befehl, ſeinem ſich in ruſſiſcher Kriegsgefangenſchaft befindlichen geheimen Oberhofpfeifenſtopfer deſſen Privatſchätze und Harem ausfolgen zu laſſen; eine Thatſache, welche auch die öffentlichen Blätter angezeigt haben.

Seine in Conſtantinopel rückgelaſſenen Schätze, ſo wie die Kebsweiber wurden dieſem zufolge unſerem Helden, unter ruſſiſcher Garantie, richtig nach Odeſſa überantwortet, allein der Paſcha würdigte weder die einen noch die andern eines Blickes, denn ſeines liebenden Herzens edelſte Schätze — die anmuthige Zoraide und der kleine Mahomed Napoleon — waren nicht mitgeſendet worden, und ſelbſt Joſephinens zartſinnige und unwandelbare Freundſchaft vermochte nicht ganz den Paſcha für die Schmerzen zu entſchädigen, welche ihm die lange Trennung von ſeinen türkiſchen Lieben und die Ungewißheit über deren Schickſal verurſachten.

In einer Entfernung von ungefähr einer Stunde, öſtlich von Odeſſa, bedeckt das herrlichſte Laubholz ein ſich in ſanfter Aufdachung vom Meere an erhebendes weites Amphitheater und maleriſch zerſtreut in dieſem lieblichen Haine, in welchem eine Menge klarer Quellen ſprudeln und deſſen dunkelgrüne Matten nach allen Richtungen hin, ſilbernen Fäden gleich, lautere Bächlein durchſchneiden — erheben ſich die reinlichen und freundlichen Häuſer der ſchwäbiſchen Anſiedler, welche zuſammen ein großes Dorf bilden, „Neukaufbeuren“ genannt.

In Mitte der Anſiedelung befindet ſich ein ebener, großer, runder, mit hohen Platanen und wilden Granatbäumen umfangener Platz, auf welchem ſich die ehrlichen Allgauer häufig, nach des Tages ſchweren Mühen und bei feierlichen Gelegenheiten, durch Tanzen zu ergötzen pflegen.

Ungewöhnlich und fröhlich erſchallten eines Tages, von dem eben erwähnten Tanzplatze her, der Dudelſack, die Hörner und Schalmeien durch den ſtillen Hain. Neukaufbeurens rüſtige Jünglinge und liebreizende Jungfrauen drehten ſich heute im Sonntagsputze und mit Blumenſträußern auf den Hüten und in den Haaren, laut jubelnd, in wirbelnden Kreiſen, denn des Leibmamelucken Ruſtan Vermählung mit Zinzerl Gutermann wurde feſtlich gefeiert.

Napoleon und Joſephine wohnten herablaſſend dem Hochzeitfeſte ihrer Schützlinge bei. Der Ex-Kaiſer hatte für ſeinen reuen Diener bereits einen der ſchönſten Maierhöfe in Neukaufbeuren angekauft nd deſſen Ställe mit herrlichem Hornvieh us der Ukraine verſehen laſſen; die Braut ber war von Joſephinen, welche ſich etzt „Madame Taſcher" nannte, großmühig ausgeſtattet worden.

Zinzerl Gutermann ſtellte in der That ne flinke, derbe, ſchwarzbraune und ſchwarzugige, ganz hübſche Allgauerdirne dar, ineſſen zählte das Mädchen dennoch bereits wanzig und ſieben Sommer und das Altererhältniß zwiſchen Bräutigam und Braut erdiente demnach kein auffallend unaſſendes genannt zu werden.

Ruſtan hatte ſich in das bildliche Koüme eines ſchwäbiſchen Bauerburſchen georfen, welches den ſonnverbrannten Afrikaer nichts weniger als übel kleidete. Des räutigams Munterkeit grenzte an Ausgelaſſenheit und ſelbſt unſer düſterer Held mußte unwillkürlich lachen, als er ſeinen ehemaligen Leibmamelucken den carrikirten und höchſt poſſirlichen Nationaltanz der Schwaben, die ſogenannten ſieben Sprünge, vollziehen ſah.

Gen Weſten neigte ſich die Sonne mehr und mehr — da lud Joſephine unſern Helden zu einem Spaziergange ein und unbemerkt verließ das erhabene Paar die rauſchende fröhliche Geſellſchaft.

Man wandelte dahin unter hohen Laubgängen am Ufer des Meeres und bald verlor man die rauhen Töne der etwas unzarten Hochzeitmuſik ganz und gar aus den Ohren.

Herrlich war der Abend. Aromatiſch dufteten Kräuter und Pflanzen; ein linder, kühlender Wind wehte von der See her und Nachtigallen und andere liebliche Singvöglein flöteten harmoniſch in den hohen und dichtbelaubten Wipfeln der majeſtätiſch ſich erhebenden Buchen.

Schwermüthig und ſchweigend wallte Napoleon durch den Hain und nicht in ſeinem tiefen Sinnen ſtören wollte ihn die Freundin.

Immer wild ſchöner und romantiſcher geſtaltete ſich die Gegend; jetzt hatte man ein Thal betreten, über deſſen hohe mit Epheu bedeckte Felswände ſich hundertjährige Eichen zuſammenneigten und alſo gleichſam einen ungeheuern laubigten Dom bildeten.

Eine Silberquelle rieſelte leiſe und melancholiſch murmelnd, von einer der bemoosten und dunkel begrünten Felswände hernieder; ſie ergoß ihren glänzenden Nektar in ein Becken, über welches ſich hohe üppige wilde Roſen- und Jasmingeſträuche neigten.

Hieher hatte Joſephine des Freundes Schritte gelenkt. — Plötzlich erklangen bebende Saitentöne aus dem Roſengebüſche, einer volltönigen Mandoline entlockt. Napoleon ſtutzte und ſchaute befremdet nach Joſephinen; ſie lächelte und ſchwieg. Eine ungemein reine, aber zitternde weibliche Stimme ertönte nun; man vernahm die Worte:

Es naht der lang erſehnte Augenblick,
Das ſchönſte Glück — es kehrt mir nun zurück: —
Es nahet der Geliebte —

„Himmel; welche Stimme!“ — rief unſer Held aus, indem er ins Roſengebüſch ſtürzte — und ſchamhaft, reizender als je, trat — Zoraide ihm entgegen, die zarten Arme öffnend, und mit einem Schrei des

Entzückens ſtürzte Napoleon in jene herrlich runden Arme, die ſanft ihn umſchlangen, an die hochwallende Schwanenbruſt des ſchönſten aller Weiber im Orient.

Ein derber, herrlicher, roſenwangigter Bube umſchlang mit den kräftigen Aermchen des Heroen Kniee und laut und unaufhörlich jubelte der Kleine: **Mon cher papa! regardez donc — ton petit Mahomed est là! —**

In ſtürmiſcher Freude erfaßte Napoleon den Knaben, hoch ihn erhebend und krampfhaft lange an das eigene Herz preſſend, dann ſetzte er den Jungen wieder nieder und eilte aufs Neue an Zoraidens Bruſt.

Leidvoll und freudvoll — betrachtete das glücklich-unglückliche Weib, Joſephine, die rührende Gruppe und große Thränentropfen rollten über ihre Wangen.

Endlich faßte ſich die Kaiſerin — ſie ergriff den kleinen Mahomed beim Händchen und führte den Knaben bei Seite, um mit ihm zu ſchäkern, Roſen und Vergißmeinnicht zu brechen. — Joſephinens Thränen netzten unaufhörlich die Knoſpen und der Kleine fragte theilnehmend: „Warum weinſt du, liebe Frau?“ — „Es iſt nichts, mein Kind!“ erwiederte Madame, ſchmerzhaft lächelnd: „Ich begieße deine Blumen!“

Arm in Arm ſanken Napoleon und Zoraide auf eine Moosbank im Roſengebüſche; es verſchlangen ſich die Lippen der Liebenden — des jungen, reizenden Weibes Auge ruhte glühend in des Gatten flammendem Auge; inniger und feſter umwanden ſich die Arme; die Nachtigall klagte ſanfter und rührender im nahen Gebüſche; die Quelle rieſelte leiſer und aus weiter Ferne — wie denn die Ironie ſich immer gerne zum Höchſten und Erhabenen miſcht

— ertönte unaufhörlich ein lachendes: „Guck, Guck! — hi, hi — Guck, Guck!"

„Wie kam Zoraide plötzlich in den romantiſchen Hain bei Neukaufbeuren?" dieſe billige Frage des geneigten Leſers zu beantworten bleibt vorerſt nun unſere erſte Pflicht.

Des Sultans Tochter hatte endlich dem Vater die Erlaubniß abgedrungen, ſich nach Odeſſa zu ihrem Gatten begeben zu dürfen, doch hatte Zoraide verſprechen müſſen, den Gemahl zur Rückkehr nach Conſtantinopel zu bewegen, denn der wieder zur Beſinnung gelangte Mahmud vermißte recht empfindlich die weiſen Rathſchläge ſeines Oberhofpfeifenſtopfers und der Großherr erklärte ſich bereit, den Ruſſen für Juſſuph-Paſcha's Loslaſſung aus der Kriegsgefangenſchaft jedes auch noch ſo hohe Löſegeld zu bezahlen.

Uebrigens verſchmähte Zoraide, voll edlen weiblichen Stolzes, ſich mit des Gatten Harem einzuſchiffen; ſie reisle mit ihrem eigenen Gefolge nach Odeſſa, und in dieſer Stadt angelangt, führte ein glückliches Ungefähr ſie vorerſt mit Joſephinen zuſammen. Die beiden Damen gaben ſich, eine der andern, zu erkennen, und gemeinſchaftlich verabredeten ſie nun den Plan, den geliebten Heroen in der ſo eben erzählten Art zu überraſchen.

Höchſt angenehm bildete ſich nun Napoleons Lebensweiſe.

Er bewohnte mit Zoraiden und Joſephinen den ſchönen ihm vom Kaiſer Nikolaus zu Odeſſa eingeräumten Pallaſt. Joſephinens Verhältniß zu Zoraiden ſtellte ſich als jenes einer erfahrenen und weiſen Mutter zu einer heißgeliebten Tochter dar, auch übernahm die ſinnige und edle Ex-Kaiſerin die Sorge der erſten Erziehung ihres Lieblings, des kleinen Mahomed Napoleon.

Die Weiber des Harems wurden entlaſſen, und nur einige betagte und vertraute Odalisken zu Joſephinens und Zoraidens Bedienung beibehalten. Zoraide trat aus freiem Willen und voll rührender Erbauung zur katholiſchen Religion über. Godefroi Santoir, ein würdiger Vater Jeſuit, ertheilte der Sultanstochter Unterricht in den erhabenen Lehren Chriſti, und nachdem der Pater, kraft der ſeinem Orden ſchon durch die Päpſte Paul III. und Julius III. gewordenen außerordentlichen Vorrechte, die Bande gelöst hatte, welche den Ex-Kaiſer und Joſephinen und M. L. gefeſſelt hielten, vermählte er Zoraiden mit Napoleon nach der in der chriſt-katholiſchen Kirche herkömmlichen Weiſe, nachdem zuvor noch aus bewegenden Gründen dem Ex-Kaiſer die große Sünde erlaſſen worden war, deren er ſich durch ſeinen ſcheinbaren Uebertritt zum Islam ſchuldig gemacht hatte.

Auch der ehemalige Marſchall Ney hatte längſt die Bühne verlaſſen, denn unſer Held hatte ihn zu ſeinem maréchal du palais ernannt, und Ney diente nun nur noch einem Herren, demjenigen nämlich, dem er, wenn auch in Geheim, ſtets Treue bewahrt hatte.

Ruſtan ließ es ſich nicht nehmen, nach wie vor bei dem angebeteten Gebieter Kämmerlingsdienſte zu verſehen. Jeden Morgen hatte der Mameluck das Vergnügen, ſein Zinzerl zu küſſen, wenn ſie den Milchrahm in die Stadt brachte und Abends, wenn man ſeiner Dienſte im Pallaſte nicht mehr bedurfte, ſchlich Ruſtan hinaus nach Neukaufbeuren, um zur Wirthſchaft und zum Zinzerl zu gehen.

Des Herrn von Vergennes ehemaliger Portier, jener alte, uns wohlbekannte, franzöſiſch-türkiſch-öſterreichiſche Janitſchar, war ſeinem urſprünglichen Berufe wieder gegeben. Als Juſſuph-Paſcha's Thürſteher ſtolzirte er nun, geſchmückt mit einer reichen Bandoulière, einem betreßten Hute und großem Haarbeutel, ein dickes, langes, ſpaniſches, mit ungeheurem ſilbernem Knopfe verſehenes Rohr in den Händen haltend, im vollen Selbſtgefühle ſeiner erhabenen Würde, vor den Pforten des Pallaſtes auf und nieder.

Entfremdet den wirren Verhältniſſen der Politik und der ganzen äuſſern Welt lebte Napoleon ſelbſt, ein echter Philoſoph, lediglich — der Liebe, der Freundſchaft, den Vaterpflichten und den Wiſſenſchaften.

Niemand ahnete, was in dem Pallaſte des gefangenen Paſcha vorging. Juſſuph war ſelten im Publikum ſichtbar, nur zuweilen beſuchte er Collins franzöſiſches Theater, allein nach Neukaufbeuren wurden häufig Excurſionen beliebt und Wanderungen ins romantiſche Waldthal zur klaren Silberquelle nach dem Roſengebüſche angeſtellt.

Hier nach einem genußreichen Tage geſtand die liebreizende Zoraide, das ſchamerglühende Antlitz an des Gatten Bruſt bergend, daß ſie zum andern Male ſich Mutter fühle.

Im Heimfahren leuchtete die Freude aus Napoleons Augen; Joſephine ahnete die Urſache und fragte lächelnd:

„Dites-moi un peu mon ami! une eternité de gloire vaut-elle un jour de bonheur?“ —

„Non, non, non — partant non Madame!“ — erwiederte der Ex-Kaiſer raſch und lebhaft.

Eines Morgens erregte eine ſeltſame und unerwartete Erſcheinung die Aufmerkſamkeit der Bewohner Odeſſa's.

Juſſuph-Paſcha's Pallaſt war verſchloſſen, der alte Thürhüter verſchwunden, alle Gardinen hinter den Fenſtern waren niedergelaſſen und die Jalouſien zugezogen.

Bald blieb kein Zweifel mehr übrig, daß Juſſuph-Paſcha mit ſeinem ganzen Hofſtaate plötzlich verſchwunden.

Es wurde die Nachricht verbreitet, der Paſcha ſey, vom Schlagfluſſe getroffen, geſtorben und ſein Leichnam, der letzten Anordnung zufolge, ſogleich nach deſſen Erkalten nach Conſtantinopel abgeführt worden.

Oeffentliche Blätter haben die Kunde von Juſſuphens Tod durch die Welt verbreitet, allein ſothane Kunde war abermals nichts anders als eine Lüge und eines Beſſern ſind wir berichtet: Juſſuph-Paſcha lebt in dieſem Augenblicke noch und befindet ſich friſch und geſund, gleich dem friſcheſten Fiſche im Gewäſſer.

Wohin unſer Held ſich gewendet? — Ob nach Conſtantinopel, nach St. Petersburg, wohl gar nach Paris oder anderswohin? — —

Ob er dereinſt auf der großen Weltenbühne öffentlich wieder auftreten wird, als Juſſuph-Paſcha, als Napoleon oder in irgend einer andern Geſtalt?

Wenn der geneigte Leſer dieſe ſehr verzeihlichen Fragen an uns ſtellt, ſind wir gezwungen zu antworten, wie einſt jene Schuljungen, als ihr Lehrer ſie fragte, wie hoch der Berg Sinai ſey? —

Und was erwiederten die guten Kinder?

Sie ſchrieen insgeſammt und **deutlich**:

„Man weiß es nicht!“

Ende des dritten und letzten Bandes.

1906.10843

10370

oder

Das große Loos.

Humoriſtiſche Novelle

von

A. von Schaden,

Verfaſſer des Doppelgänger, des Vielgeprüften, Graf Wallerſee
und des Zeitgeiſtes.

Gera,
Heinſius'ſche Verlagsbuchhandlung.

1840.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

LEIH-BIBLIOTHEK
in
Düsseldorf
C.H.BEYER & CO.

1.

„Man iſt und bleibt ein Stümper in der göttlichen Meßkunde," brummte der Profeſſor, auf die vielfältigen mit rother Dinte bezeichneten Pudel in meinem Hefte deutend.

„Man iſt nicht werth, dem edlen Altmeiſter Archimedes, in deſſen Fußtapfen man treten will, die Sandalen (denn damals trug man keine ſolche närriſche Stiefeln mit ellenlangen Spitzen," unterbrach er ſich ſelbſt, vermuthlich auf die meinigen, die nach der damaligen Mode wie ein Dolch ausliefen, ſatyriſch deutend), „die Sandalen," wiederholte er, „aufzulöſen, um ſo weniger aber ſein Nachfolger zu werden, kurz," ſchloß er den Strafſermon, „man hat ſo lange Stubenarreſt, bis man folgende **Exempla** zu meiner Befriedigung aufgelöſt hat." Mit dieſen Worten ſtellte ſich der Peiniger an die gewaltige Tafel, und unter ſeinen langen dürren Fingern wuchſen jetzt eine Menge Zauberformeln hervor, die ſelbſt Fauſt, der gewaltige Magus des Nordens, aufzulöſen Bedenken getragen haben würde.

Mir ward, während ich die verwünſchten $x^{\square} + \mathfrak{y} - d^3 - e^{\square}$ in mein Memorial eintragen mußte, wie obenbenanntem Magus, als Mephiſtophiles mit ſeiner diaboliſchen Stimme: **Fauste, Fauste, praepara te!** ankündigte. Der heiße Angſtſchweiß ſtand mir auf der Stirn, als ich endlich die hölliſchen Signaturen, deren Entzifferung ich beginnen ſollte, auf das Papier geworfen hatte, und ſah jetzt ſtill ergrimmt und rathlos auf die Unzahl der Hieroglyphen, als der, welcher allein ſie löſen konnte, hinausgerufen ward und nicht wiederkehrte.

Ich war der Verzweiflung nahe, denn heute ſollte die von unſern Oberen verſtattete ſolenne Schlittenfahrt ſtattfinden, und Abends folgte dem Feſte ein geſchloſſener Ball, wozu wir alle Lehrer mit ihren Familien eingeladen. Das ganze Gymnaſium war auf den Füßen, um ſämmtliche bockſteife Roſinanten zu requiriren, welche durch freudiges Wiehern kund gaben, daß ſie ihre letzten Kräfte anſtrengen wollten, um in den Annalen der Geſchichte dieſes großen Tages zu paradiren. Alle Damen beraubten auf unſere Bitten, um die Roſſe zu ſchmücken, die Winterhüte von Federn, Bändern und Quaſten, aber ihre Perſon wollte keine den Schlitten der jungen Gymnaſiaſten anvertrauen, was faſt zu einer förmlichen Revolution Anlaß gegeben hätte. Guter Rath war theuer. Eine Schlittenfahrt ohne Damen iſt wie eine Flaſche ohne Wein, und in der Conferenz, die über dieſes Unglück gehalten wurde, wo jeder einen andern Rath gab, ging der meine durch: ich rieth nämlich, unſere Zuflucht zur Quarta zu nehmen, in welcher Klaſſe es eine Menge rothwangiger Geſichter gab, dieſe mit Locken, Hüten und Schleiern zu verſehen, in Mäntel zu hüllen, und ſo der Damenwelt zum Trotz unſern Aufzug auf glorióſe Weiſe durchzuführen. Ich, als der Energiſchſte, nahm mir die Freiheit, das Ganze zu arrangiren, und beorderte, daß ein ſich noch von dem hochſeligen Landesherrn im Marſtall befindlicher ausgeſtopfter und auf Kufen geſtellter Hirſch den Zug eröffnen und Poſtillons aus Leibeskräften dazu blaſen und klatſchen ſollten. Alle Schellen, Klingeln und Glocken, die ſich an den vierfüßigen Geſchöpfen und Ladenthüren ꝛc. befanden, wurden zur Feier des großen Tages abgenommen und an den Geläuten angebracht. Sporen klirrten, Federhüte winkten, und eben war man befliſſen, die Fackeln, welche den Rückzug verherrlichen ſollten, zu vertheilen. Daß ich bei ſolch' einem Feſte unter keiner Bedingung fehlen durfte, ſieht Jeder ein. Aber wie es anfangen, um mich von der angedroheten Strafe und ihren Folgen zu befreien? —

Darüber nachſinnend fielen meine Blicke auf mein rothbemaltes Heft, und ich erkannte in dem Veredler meiner Bocksheerde nicht des Profeſſors, ſondern eine weibliche Hand — ſollte dieß nicht meines Peinigers holden Sprößlings Handſchrift ſeyn?

Das gute Cordchen war uns par renommée ſchon früher als das Kälbchen bekannt, von deren ihr beigebrachten Kenntniſſen der alte faule Herr jetzt tauſendfältige Zinſen zog. Sie mußte nämlich das magere Feld unſerer Ausarbeitungen eggen und war daher uns Allen verhaßt, da ſie, wie ich gehört, oft höchſt parteiiſch dem, der ihr nicht bei etwaiger Begegnung die tiefſte Submiſſion bezeigte, die buntſcheckigſte Landkarte in ſeinen Heften anlegte.

Ein herrlicher Gedanke durchflog bei dieſer Betrachtung [illegible] meinen Kopf. Cordchen war des alten Magiſters Herzblättchen, wenn man nämlich die ſtrengſte Aufſicht und ein ewiges Anketten an ſeine Perſon für Liebe nehmen will, ich dagegen der geplagte Wetterableiter ſeiner böſen Launen; mich alſo bei jener in Gunſt zu ſetzen, das mußte jetzt das Ziel meines Strebens ſeyn.

Fünf Minuten nachdem dieſer Plan mir durch den Kopf gegangen, ſtand ich verſtummend hinter ihr. Meine Phantaſie hatte ſich von dieſem Mädchen ein ziemlich abſchreckendes Bild entworfen, und nun fand ich einen Inbegriff weiblicher Vollkommenheit. Der lockendſte Verein des Ueppigen mit dem Zarten ſprach zu meinem Herzen, zu meinen Sinnen, der Himmel weiß, mir ward wohl und wehe, ich ſtand in ihren Anblick verſunken eine Weile da.

Auch Cordchen, die den unerwarteten Gaſt im Spiegel gewahrte, der mir ihr Bild ſo ſchön erſchauen ließ, ſtieß einen leiſen Schrei aus, verhüllte verlegen die alabaſterne Schulter mit einem Tuche, und fragte mit ſanfter Stimme und ſeelenvollem Blicke nach meinem Begehren. Sie mochte die Wirkung ihrer blendenden Schönheit fühlen, der meine Blödigkeit unterlag, und kam ihr mit Grazie und Gewandtheit zu Hülfe.

Der Himmel weiß, wie ich ohne Erlaubniß auf das Sopha an ihre Seite kam. Mein Puls ſchlug hörbar, meine Wange brannte: ich fühlte einen nie empfundenen Aufruhr in meiner Bruſt.

Auch ſie ſchien betroffen, vielleicht über die Unbeholfenheit oder Verwegenheit des angſthaften Störers.

Endlich hatte ich mich erholt; die Augen zu Boden geſenkt ſtammelte ich entſchuldigende Worte und ergriff dabei mit der Haſt eines Ertrinkenden ihre Hand.

„Sie haben mich recht erſchreckt, Herr von Poll,“ flötete ſie — alſo wußte ſie meinen Namen, — und das Sammethändchen, was ich mit Fiebergluth an meine Lippen zu führen mich bewußtlos erkühnte, drückte ſanft die meinige wieder.

Die ſanften Worte, der Druck der Hand hatten meine Schüchternheit gehoben. Endlich wagte ich es, meine Augen vom Boden zu erheben, in das liebliche Angeſicht zu ſchauen und die ſchönen Züge faſt zu verſchlingen.

„Ach, Theuerſte," begann ich, die liebliche zarte Hand mit Küſſen überdeckend, „Sie ahnen wohl, weshalb ich es wagte, bis in ihr Zimmer zu dringen?"

Das niedliche Schelmgeſichtchen lächelte recht ſpöttiſch. Gewiß hatte der Alte von meiner Strafe etwas geſagt!

„Nun," fragte ſie, „welcher glückliche Zufall verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuches, lieber Poll?"

Ach! das „lieber Poll" war ein elektriſcher Schlag in meine Bruſt. Ich hätte der Göttlichen zu Füßen fallen mögen! Dieſe Aufnahme von ſo einer Huldin! Ich war der Gewährung meiner Bitte im Voraus gewiß und frohlockte in meinem Innern.

Allgemach gewann ich das Gleichgewicht wieder, obſchon mein Blut ſiedend heiß durch meine Adern rann, und ich geſtand jetzt die Veranlaſſung meines Beſuches und bat um ihre Hülfe, ohne die ich das heutige Feſt verſäumen müſſe, da der geſtrenge Herr Papa mir Arreſt dictirt, wenn ich die nur allzuſchwere Aufgabe nicht gelöſt, und lud ſie dann, durch ſo viel Güte ermuthigt, ohne Bedenken zur Schlittenfahrt in meinem Kurländer ein.

„Es iſt mir recht leid," klagte ſie, nachdem ſie fein genug mich über die Geſellſchaft ausgeforſcht und ich leider vor der Hand nicht eine Dame nennen konnte, welche dieſelbe mit ihrer Gegenwart verherrlichte, „daß ich unter dieſen Umſtänden auf das Vergnügen verzichten muß, da es ſich nicht ziemen würde, wenn ich unter den jungen Leuten allein dieſe Luſtpartie mitmachte," verſprach aber bei dem Papa das Möglichſte zu thun, daß er ſie ein Stündchen auf den darauf folgenden Ball begleiten ſolle, wünſchte mir viel Vergnügen und verſicherte, es wegen meines Arreſtes ſchon mit ihrem Vater abzumachen.

„Die Hoffnung, ſie wenigſtens des Abends zu ſehen und im günſtigſten Falle mit ihr die Reihen zu durchfliegen, machte mich zum glücklichſten Menſchen. Tauſendmal küßte ich der Gütigen die Hände und hätte mich eben der Huldin zu Füßen geworfen, wenn nicht die alte ſchielende Regine den Erguß meiner Dankbarkeit geſtört hätte.

Um das Maaß meiner Glückſeligkeit voll zu machen, lispelte die Zauberin beim Abſchiede: „Lieber Poll, da Sie noch etwas ſchwach in der Arithmetik ſind, mein Vater aber ſehr ſtreng iſt, ſo kommen Sie nur ſtets, wenn Ihnen eine Aufgabe zu ſchwierig vorkommt, zu mir, aber nur des Abends zwiſchen 7 und 8 Uhr, wo der Vater auf dem Caſino iſt.

Die herrliche Schlittenfahrt, der glänzende Ball waren vorüber und mein Einfall, die Quartaner zu metamorphoſiren, fand bei den Damen ungetheilten Beifall. Die Lehrer warfen zwar ſtrenge Seitenblicke auf mich, den ſie als den Schöpfer dieſer Idee nennen hörten; aber da ſie doch faſt alle unter dem mehr oder minder weichen Pantoffel ihrer Frauen ſtanden, ignorirten ſie es dennoch und machten bon mine à mauvais jeu. Ich war ſo zu ſagen der König des Feſtes incognito. Aber meine Schutzgöttin, die mir dieſen Genuß verſchafft, wie ſollte ich ihr würdig danken? denn daß ich den Zug an ihrem Fenſter vorüberleitete, zu ihr emporblickend ſalutirte, und ſie dafür mir freundlich mit dem Tuche winkte, das hatte ja mir den Genuß erhöht: es war die Huldigung der Dankbarkeit an die Güte und Schönheit.

Zum Aerger meines Vaters hatte immer eine poetiſche Ader in mir geſprudelt, die jetzt von dem ſtrengen Profeſſor mir manche gewaltige Naſe zuzog und mich ſtets zu den ſpitzen, ſtumpfen, ſchiefen und rechten Winkeln verwies, wenn ich entzückt über die erblickten ovalen und ſphäriſchen Schönheiten begeiſtert die Mathematik links liegen ließ und eine Ode dichtete. Heut' eilte ich mit dem Doppelgefühl von Stolz und Schmerz vom Ball nach Hauſe und ſchrieb mit erfrorenen Händen eine Epiſtel an ſie, worin ich ihre Reize beſang und meinen Schmerz ausſprach, daß ſie, ihren Verheißungen entgegen, das Feſt dennoch nicht verherrlicht hätte, und ſagte dabei, daß ich trotz der Aufforderungen meiner Freunde keinen Schritt getanzt. Gewiß hatte der Argus von Vater die Tochter nicht in meine Nähe bringen wollen, da ihre Bitten wegen des Arreſtes ihn möglicher Weiſe Lunte riechen ließen.

Als aber der Tag graute und ich, viel zu zeitig für mich, durch des Vaters durchdringende

Stimme aus meinen ſchönſten Morgenträumen geweckt wurde, da lagen ganze Berge von Bedenklichkeiten, Kummer und Elend wieder vor mir, und im Innerſten des Herzens betrübt ſah ich von Neuem der rieſenhaften Aufgabe des alten Peinigers entgegen.

Kommt Zeit, kommt Rath! tröſtete ſich endlich mein jugendlicher Sinn, da überdem heute die verhaßte arithmetiſche Stunde nicht ſtattfand.

„Heute Abend um 7 Uhr möglen Sie doch Ihre Aufgabe zu Mamſell bringen,“ flüſterte mir Regine, indem ſie mich zur Ungebühr am hellen, lichten Tage aus dem Kreiſe meiner Commilitonen zog, zu. „Aber ja nicht früher,“ band ſie mir ſcheidend ein.

O, ich war der glücklichſte Menſch!

Ich drückte der Botin freudetrunken das letzte Geldſtück, was die geſtrige Fahrt übrig gelaſſen hatte, in die rußige Hand und ſtolzirte im Vorgefühl künftiger Seligkeiten nach Hauſe.

Der Tag, ſo kurz er auch war, wollte heute kein Ende nehmen. Ich zählte die Minuten und warf alle Arbeiten, die die Zeit mir kürzen ſollten, weit von mir, mich meinen Träumereien überlaſſend.

Endlich ſchlug die bedeutungsvolle Stunde; allein mein Herz ſchlug noch ſtärker, und ein ſichtbares Zittern bemächtigte ſich zu meinem Entſetzen des verzagten Primaners.

Cordchens Wohnung lag nur einige Straßen von der meinigen entfernt, ich aber fand es, trotz der ſchneidenden Kälte, doch rathſam, mein heißwallendes Blut mit einem Spaziergange durch einige Nebengaſſen abzukühlen.

Allein viel zu kurz kam mir ſtets die Promenade vor. Ich durchſtreifte wie ein Nachtwächter die Straßen von Neuem, beſchaute mir beim Laternenlicht des lahmen Apothekers oft geſehenen Mohren und des komplimentirenden Gewürzkrämers ſchlecht gemaltes Türkenſchild auf's Genaueſte, ſpazierte wohl zehnmal an der Schickſalsthüre vorüber, ohne einen Blick aufzuſchlagen, mit dem feſten Entſchluſſe, ſie gewiß dießmal zu öffnen, ging aber dennoch vorüber, und ward endlich, ſchon im Begriff nach Hauſe zu gehen, durch ein leiſes: „Bſt, Bſt!“ der alten Duenna zum Umkehren bewogen, die mich meines Spätkommens wegen grämlich anließ und mir kurz andeutete, daß Mamſell eben Beſuch bekommen habe, jedoch meine Aufgabe heute zu erhalten wünſche, um ſie mir morgen gelöſt wieder zuzuſtellen.

Gott weiß, mir fiel ein ſchwerer Stein vom Herzen. Ich lief ſo ſchnell als möglich auf meine Stube, ſchrieb die verdammte Aufgabe recht zierlich ab, legte die mit erſtarrten Fingern, aber mit glühendem Herzen geſchriebene Epiſtel bei und war bald wieder bei der alten Protectorin, die mir brummend das Papier abnahm und mich zu morgen früh um 8 Uhr in die Küche beſchied.

Ich Glücklicher, ich Seliger! Die Aufgabe ſtand auf einem Blättchen Papier, von ihrer Hand gelöſt, darunter die Worte: „Morgen Abend um 7 Uhr!"

Dießmal promenirte ich gar nicht, trank aber bei Douché ein Gläschen Punſch, aus deſſen Boden mir ſchon eine freundliche Stimme zurief: Seele, was verzageſt du?

Das zweite machte mich über meine geſtrige Angſt lächeln, und nach dem dritten fühlte ich mich im Stande, alle Damen der Welt zu unterhalten, und ging mit ritterlichem Muthe zum erſehnten Stelldichein.

In zwei Minuten ſtand ich an der verhängnißvollen Pforte. Ein ſüßes: „Herein!" antwortete auf mein beſcheidenes Klopfen. O ihr Götter des hohen Olymps, ich trat in das Kloſett der Geliebten, das, wie ſie ſelbſt, reizend geſchmückt war.

Freundlich winkte ſie den in beſcheidener Entfernung dieſe Fülle von Schönheiten Betrachtenden näher.

„Setzen Sie ſich zu mir, guter Poll," bat ſie, mir ein Plätzchen an ihrer Seite einräumend; „und erzählen Sie mir noch mehr von dem vorgeſtrigen Ball und der Schlittenfahrt."

Ach, Gott! was ſollte ich wohl nun erzählen, ich, der ich nur an dieſen Augen, an dieſem Hebenwuchſe, an dieſem Alabaſternacken mit allen meinen Sinnen hing. Ich zitterte und drückte die Lilienhand an meine Lippen, die verwandten Seelen fanden ſich, Liebe war die Loſung, $a + b^0 - c^3$ waren vergeſſen und die überraſchte Lehrerin klagte im Kampfe gegen die erſte glühende Leidenſchaft: „Aber, lieber Poll, wie muß ich bereuen, Sie bei mir zu ſehen, wenn Sie ſo unbändig ſind!“ Doch endlich überwunden gab ſie dem flehenden Jünglinge ſeine Küſſe mit Prozenten zurück.

Concordia hatte es mir geſtanden, daß ſie mich liebe, daß ſie lieber heute als morgen meine Gattin werden wolle, ich möge nur auch das Meinige beitragen, unſere dereinſtige Vereinigung zu bewirken. Was des Vaters Machtſpruch, des Profeſſors Strenge nicht erreichen konnte, bewirkte jetzt die liebende Beredtſamkeit meines geliebten Mädchens. Ich lernte Tag und Nacht, damit ich im nächſten Examen beſtehen und das Zeugniß der Tüchtigkeit erhalten dürfte, und wirklich hatte ich in kurzer Zeit die beſten meiner Mitſchüler übertroffen.

Verwunderungsvoll ſchüttelte der Profeſſor bei meinen jetzigen Ausarbeitungen den Kopf, und alle Lehrer erklärten im nächſten Examen, daß ich zu dem Stande, dem ich mich widmen wolle, hinreichend reif ſey.

Wer hätte auch in meiner Lage nicht Fortſchritte machen ſollen, da mich ſtets nach beendigten Lectionen die Liebe der Auserwählten zu den Göttern erhob.

Es waren die ſeligſten Stunden meines Lebens, die Stunden der erſten unſchuldsvollen Liebe. O, daß ſie ewig grünend bliebe! Als mein Vater die erhaltenen Zeugniſſe geleſen, kündigte er mir an, daß ich in einigen Wochen zum Regimente abgehen ſollte.

Lorchen, der ich dieſen Entſchluß mittheilte, war über unſere Trennung untröſtlich. Umſonſt ſtellte ich ihr vor, daß dieſelbe ja unſer ewiges Zuſammenſeyn herbeiführe, und erneute eben die Gelübde unwandelbarer Liebe und Treue. Da ertönte des Vaters Stimme laut im dunklen Vorzimmer, und vor und hinter ihm her kollerten Stühle und Tiſche.

„Ach Gott, wir ſind verloren!“ ſtammelte erblaſſend die Geliebte. „Ich Unglücklicher!“ flüſterte ich, mich vergebens nach einem bergenden Gegenſtande umſehend.

Die weibliche Schlauheit aber hatte bald entdeckt, was Noth war. Schnell gefaßt ſchob ſie mich hinter einen Tiſch, hieß mich bücken, warf ein Tuch um meine Schulter, ſetzte mir einen

Damenhut auf, und als Haubenkopf ſtand jetzt der angehende Mars da.

Es war gerade die höchſte Zeit, denn eben trat der Gefürchtete brummend herein.

Muſternd flogen die Blicke unter den buſchigen Brauen hervor im Zimmer umher, als wenn er mich ſuche. Allein ich hatte mich geirrt, er vermißte ſein Taſchentuch. Während Cordchen mit beflügelten Schritten das gewünſchte herbeiholte, ſah der Profeſſor in den auf dem Tiſche, wo ich als Haubenſtock paradirte, liegenden Büchern nach, vertiefte ſich im Leſen und nahm nach ſeiner Gewohnheit dabei ſeine gewaltige Tabaksdoſe heraus. Die Lampe ward, um beſſer zu ſehen, näher gezogen, die offene mit Spaniol gefüllte Doſe aber immer bei jeder Priſe dem Haubenſtocke näher gerückt.

Unglücklicherweiſe hatte dieſer außerordentlich feine Geruchsnerven. Der verdammte Spaniol fuhr mir in die Naſe, ich verzog das Geſicht wie ein armer Sünder, um gewaltſam den abſcheulichen Niesereiz zu unterdrücken; allein vergebens war des Willens Streben, mit einem erſchütternden Gepruſche entledigte ſich die hartbedrängte Naſe ihres Reizes.

Erſtaunt, unentſchloſſen, endlich wuthentbrannt ſah der blödſichtige Profeſſor den nieſenden Haubenſtock an, einer Ohnmacht nahe ſtand die arme Concordia todtenbleich neben dem Alten, doch ſtatt des freundlichen „Contentement!“ erhielt plötzlich der fortwährend krampfhaft Nieſende ein Paar derbe Ohrfeigen, die — jede Sache hat doch auch ihre gute Seite — mich plötzlich von dem Nieſeparoxismus befreiten.

Meine Metamorphoſe war durch den verdammten Spaniol entdeckt. Meines Bleibens konnte hier auch nicht länger ſeyn, denn der erbitterte alte Herr ſchritt ſo eben ſeinem ſpaniſchen Rohre zu.

Pfeilſchnell flog ich unter dem Tiſche weg und zur Stubenthür hinaus, um der feierlichen Begleitung zu entgehen.

Noch war ich zweifelhaft in der Wahl, ob ich den Wanderſtab ergreifen und des Profeſſors Rache entfliehen, oder gleich einem Heros ſtandhaft die Folgezeit und das, was ſie in ihrem verhängnißvollen Schooße birgt, erwarten ſolle, als dießmal die alte Regine mir wie ein Schutzengel erſchien und mir weinend mein vergeſſenes Heft überreichte.

„Der Vater iſt nicht im Klaren, lieber Poll, wer eigentlich die verkleidete Dame war, und glaubt vor der Hand, daß auch ich dieſelbe nicht erkannte, weil er mir auf dem Fuße in mein Zimmer gefolgt ſey," hatte Cordchen, gewiß nur zu meinem Troſte, auf einem Blättchen bemerkt, „das Nähere bei unſerer nächſten Zuſammenkunft."

Die heilloſe Ohrfeige aber brannte noch immer wie hölliſches Feuer auf meiner Wange. Mir, einem angehenden Offizier, ſeinem künftigen Schwiegerſohne eine Ohrfeige? ach, es war gräßlich! Sollte ich meine Freunde zur Rache auffordern, ſollten wir die Profeſſur der Erde gleich machen, oder ſollte ich die Küſſe der Tochter als Schmerzensgeld rechnen? das war die Frage. Doch es war das Süßeſte, und darum ergriff ich es.

Mochte ich mich aber beſchwichtigen wie ich wollte, meine Liebesgluth hatte für den Augenblick einen gewaltigen Stoß erhalten, zum Ueberfluß kündigte mir mein Vater an, daß ich, da ſich gute Gelegenheit gefunden, morgen mit dem Früheſten nach Reibach, dem Orte meiner künftigen Beſtimmung, abreiſen müſſe (wozu er auch ſchon

Alles vorbereitet habe), um meine Laufbahn als Militair zu beginnen.

Ach, ohne der Armen, die jetzt wohl trübe Tage haben mochte, Lebewohl zu ſagen, mußte ich fort. Von der nächſten Station gab ich ihr von Allem Nachricht und die Verſicherung reiner, treuer Liebe, bekam aber leider weder auf dieſen, noch auf zehn folgende Briefe eine Antwort. Ihr Vater hatte die Briefe ſicher aufgefangen.

Als ich aber am Ende des zweiten Jahres als wohlbeſtallter Fähndrich eine Reiſe in die Heimath machte und die erſte Liebe um das mir wohlbekannte Stündchen überraſchen wollte, fand ich ſie in den Armen der zweiten. Einer meiner Freunde lehrte ihr den vermeintlich Treuloſen vergeſſen. Ich gedachte Mariens und ſchied ohne Groll.

2.

Sechs Köder begrüßten kläffend, bellend und beißend den Eintretenden. Frau von Maliſon, an welche ich von meiner Mutter als gehorſamſter Neveu und zum Mithausgenoſſen empfohlen worden war, erhob ſich, ſanft ein Viertelduzend knurrende Cyperkätzchen auf die Erde ſetzend, von einem Lehnſeſſel aus Caroli magni Zeiten, und fuhr mich barſch, in den Ton der kläffenden Hunde einfallend, an: „Was ſoll's? was will man?“

Nicht ohne Mühe hatte ich die drei dunkeln Wendeltreppen zu meiner künftigen Hauswirthin erſtiegen, hatte mich durch eine Menge alten Gerümpels, welches gleichſam als Schildwache die Thüren belagert hielt, durchgeſchlagen, und nun dieſer Empfang! Gar zu gern wäre ich jetzt wieder umgekehrt.

Während ich die unhöflichen Hunde, die mir an Waden und Fußſpitzen herumknabberten, möglichſt ſanft abwies, fragte ich mit Schüchternheit, ob ich nicht die Ehre habe, Frau von Maliſon, meine verehrliche Tante, zu begrüßen.

„Die bin ich,“ antwortete ſie noch immer barſch.

Mit einem ſtillen Seufzer holte ich jetzt mein Empfehlungsſchreiben aus der Taſche und überreichte es mit einer Verbeugung, indem ich mich als den ergebenſten Neveu Poll vorſtellte.

Haſtig riß mir die Theure bei dieſen Worten mein Aviſo aus der Hand, holte eine alte Brille aus rothſammetnem Futteral, ſetzte dieſe auf die lange, etwas ovale Habichtsnaſe, beſchaute gleich einem Thorſchreiber den neu eingelaufenen Vetter, trat dann ſtillſchweigend zum Fenſter und begann das Schreiben der Mutter zu ſtudiren.

Vergebens ſah ich mich während dieſer Zeit nach einem Sitze um, aber wo ich nur hinblickte, hatten Hunde und Katzen die wenigen Stühle beſetzt, und mir blieb kein anderes Mittel, da ich ſchon 2 Tage und 3 Nächte auf dem elendeſten aller Poſtwagen zugebracht hatte, als einen der Lieblinge von der Tante Platz zu delogiren und mich bequem niederzulaſſen.

Jetzt hatte die Leſerin den Brief zuſammengeſchlagen, warf einen finſtern Blick auf den dreiſten Beſitznehmer ihres Seſſels, ſpitzte ſchon den zahnloſen Mund zu einer derben Strafpredigt über jugendlichen Uebermuth, ſah aber jetzt die ſchmeichelnden Cyprionen auf meinem Schooße, und die Gewitterwolke auf ihrer Stirne verzog ſich. Gütig und ſchmeichelhaft äußerte ſie ſich über die Liebe, mit der ſich ihre Lieblinge an mich ſchloſſen, nannte es eine gute Vorbedeutung und empfahl ſie der Freundſchaft des künftigen

Hausgenoſſen, erkundigte ſich nebenbei nach dem Befinden der Mutter und ſchloß endlich mit leiſer, beinahe weinerlicher Stimme: „Mein lieber Vetter Clemens von Poll, Du ſollſt nach Deines Vaters Willen, der ein arges eigenſinniges Weltkind war und ſtets ſorgenlos dahinlebte, ohne ſein weltliches noch der Seelen Heil zu bedenken, dem Trommelfelle folgen. Er hat endlich erkannt, daß es Tante Maliſon ſtets ehrlich und liebevoll mit Euch meinte, und will Dich daher in meinen Schooß betten.“

„Merke daher zuvörderſt auf meine Rede, Kind, und nimm ſie fein zu Herzen. Gehorſam iſt beſſer denn Opfer, drum thue ſtill und ohne Murren, was Dir geheißen wird. Was verboten iſt, das meide wie die Sünde, vor Allem aber ſey devot gegen Jedermänniglich, und wer Dir einen Backenſtreich gibt, dem reiche ſofort den andern Backen auch dar.“

„Traue keinem Menſchen und denke, Dein beſter Freund kann morgen Dein ärgſter Feind werden; dennoch aber habe für Jeden, und wenn er der Geringſte iſt, ein ſchönes Wort, eine lächelnde, freundliche Miene, denn beide koſten nichts, und Du wirſt hierdurch beliebt.“

„Vor Allem aber halte Dein Geld zu Rathe. Mein ſeliger Thaddäus war nur Lieutenant, allein dennoch ſparte er von ſeinem Gehalte monatlich 10 Thaler, thut im Jahr 120. Allein wenn andere liederliche Vögel auf Bällen und durch andere ſündliche Vergnügungen ihr Geld verlodderten, ſaßen wir ſelbander hübſch zu Hauſe. Mein Seliger ſchnitt Kommißhemdchen zu und entübrigte manches ſchöne Schwenzelfleckchen.“

„Wenn ich jene nähte, wichſte er mir die Faden und fädelte die Nähnadeln ein. Dabei aß er ſein Äpfelchen und rauchte ſeine Pfeife Tabak zur körperlichen Ergötzlichkeit.“

„Wenn unſer Tagewerk vollendet war, ſo ſpielten wir auch wohl des Abends eine Partie Mariage um Pfefferkuchen, wovon mein guter Thaddäus ein abſonderlicher Verehrer bis zu ſeinem Scheiden blieb.“

„Siehſt Du, lieber Clemens, auch Dir empfehle ich eine ſolche weiſe Haushaltung. Ich werde Dir von meiner Armuth das Mittagsbrod und freies Quartier geben. Du bekommſt als Soldat alle fünf Tage ein ſchönes Brod. Dieß kannſt Du zu Deinem Frühſtück und Abendmahl verwenden. Kleider gibt Dir Dein Capitain, ein lieber, braver Mann, der an Sonn- und Feſttagen auch die jungen Edelleute wohl zu ſeinem Tiſche zieht, wo Du auch Deinen Körper durch ein Glas Wein ſtärken kannſt, da bei mir nur Waſſer getrunken wird. Den Nachtiſch practicirſt Du hübſch in die Taſche, um hier dieſe Guten Dir zu Freunden zu machen und zu erhalten."

„Damit Du aber nicht in Langeweile verfällſt, welche böſe Gedanken gibt, ſo lieſt Du mir Abends und Morgens jedesmal eine Predigt vor. Ueberhaupt empfehle ich Dir meinen guten Schmolke zur fortwährenden Unterhaltung, damit Deine Seele im rüden Soldatenleben nicht in Anfechtung falle, denn der böſe Feind geht herum wie ein brüllender Löwe und ſucht wen er verſchlinge."

Noch weiter wollte Tantchen in ihrer ſalbungsvollen Rede fortfahren, als ſie durch Klopfen an die Thür unterbrochen wurde.

Ein langer, hagerer Mann trat herein, machte einige linkiſche Kratzfüße und bat in wehmüthigen Tönen, ihm die 50 geliehenen Thaler noch auf 3 Monate zu laſſen.

Allein wuthentbrannt fuhr die Fromme empor:

„Ihr ſeyd liederliches Geſindel, Schlemmer, die im Wohlleben ſich verzehren werden. Nichts da, ich brauche mein Geld, und ſchaffen Sie es mir nicht zur Stelle, ſo werde ich zweckmäßige Maßregeln ergreifen.“

Tief betrübt hörte der arme Mann die Strafpredigt und Drohungen an, zog aber nicht ohne Hoffnung des Erfolgs aus ſeiner Taſche einige Leckereien hervor und bat, dieſe Tantchen überreichend, ſie mit ihren Lieblingen zu theilen, ihm aber noch einige Monate Geduld zu ſchenken.

Merklich erheiterten ſich der Dame finſtere Mienen beim Anblick der Süßigkeiten, begierig griff ſie nach den appetitlichen Dingen und befahl mir, jetzt die alte Suſanne in der Küche aufzuſuchen, um mir von ihr mein Schlafgemach anweiſen zu laſſen. Ich wollte ſchwören, ſie entfernte mich nur deshalb, damit ich die Friedenspunctation nicht hören ſollte, die ſie mit dem Aermſten ſchloß.

„Ach Gott,“ ſeufzte ich während des Gehens, „wie werde ich mir hier gefallen!“ aber ſchnell tröſtete ich mich, mein heiterer Sinn rief mir zu: „Ein

Soldat muß Alles beſiegen!“ und damit ſtolperte ich der Küche zu, meine Cicerone zu finden.

Ein häßlicherer Küchenpudel war mir noch nicht vorgekommen. „Mein ſchönes Kind,“ ſprach ich, „die gnädige Tante befahl, ſie ſolle mir mein Schlafzimmer zeigen.“

„Zimmer?“ lachte die Duenna. „Wir haben keine Zimmer, als das, wo die gnädige Frau wohnt. Aber oben unterm Dache iſt eine Kammer, dieſe werden Sie wohl meinen.“

„Ach!“ ſeufzte ich zum zweitenmale, als Suſanna mich noch eine Treppe höher führte. Mir ſchauerte die Haut, als dieſe immer enger und dunkler wurde und ich mich endlich zwiſchen dem Schornſteine und dem Gebälke in einem kaum 3 Ellen breiten Raume befand und die Jungfrau mir dieſe als meine nächtliche Wohnung anwies.

„Aequam servare mentem rebus in arduis,“ tröſtete ich mich, und nahm einſtweilen Poſſeß von dieſem Storchneſte.

Das Mittagbrod war dem Schlafgemache angemeſſen. Ein magerer Hirſebrei, von etwas zerlaſſener Butter angehaucht, wollte dem verwöhnten Gaumen nicht munden, und vergebens ſah ich mich nach der herrlichen Spende von heute morgen um, die meinen Appetit gewaltig gereizt hatte.

Statt dem aber würzte die gnädige Tante das elende Gericht durch gute Lehren über die Mäßigkeit, welche ich mir unbezweifelt durch meinen guten, geſunden Appetit zugezogen hatte, und nahm plötzlich, da meine Kinnbacken trotz allem Reden noch immer tapfer arbeiteten, den Reſt des Breies vom Tiſche, um ihn der darauf harrenden Zofe zu überantworten.

Nachdem die Tafel aufgehoben, floß ein langes Tiſchgebet von den Lippen der Tante, welches aber von dem Geheul der ſich um die Teller ſtreitenden Hunde und Katzen übertönt wurde. Als ſie geendet, hing ſie die alte rothſchillernde Enveloppe um, ſetzte einen Sammethut aus der Blüthenzeit ihrer Zuſchneideperiode auf und ſprach im Abgehen: „Clemenschen, halte gut Haus; kämme zum Zeitvertreib die Minette und den Bergmann. Ich gehe jetzt zum Capitain van der Höllen, um ihm den neuen Cadetten zu empfehlen.“

Dieſe beiden Thierchen aber waren gerade die beißigſten der ganzen freundlichen Umgebung, wurden nach der Tante Abgehen mit einigen Fußtritten, da ſie ſich der Operation nicht gutwillig unterziehen wollten, unter den antiken Großvaterſtuhl verwieſen, und von den Reiſeſtrapazen ermüdet warf ich mich in dieſen und entſchlief ſanft in dem Herrn.

Ein hölliſcher Lärm weckte mich aus den ſchönſten Träumen. Die ſchnaubende Minette, der knurrende Leon, der beißige Bergmann, kurz die ganze Geſellſchaft lag ſich in den Haaren, kniff, biß, knurrte durch einander, und die Urſache des Haders waren die heute morgen angekommenen, zu Mittag von mir ſo ſehnlich erwarteten Confituren.

Gott weiß, wohin ſie die Tante verſteckt haben mogte; einer der Lieblinge hatte ſie erſpäht, der Neid der andern war ausgebrochen und der Zank war entſtanden.

Meine Sehnſucht vom Mittag erwachte beim Anblick dieſer Leckereien. Ich jagte den Balgenden ihre Beute ab und ließ ſie mir recht wohl ſchmecken.

Noch einige Macaronen waren übrig, da kam die Reue über den Schuldigen. Ich klagte der keuſchen Suſanne mein Leid, meinen gewaltigen Hunger und meine Zerknirſchung. Mitleidig lächelte die gute Seele — o, ich hatte ſie gewiß verkannt, — ſchlau rieth ſie mir die Brocken hübſch zu ſammeln und, wenn ich die Tante auf der Treppe höre, dem Chorus hinzuwerfen, mich feſt ſchlafend zu ſtellen, und, man denke ſich, offerirte mir ſchließlich, zur Stillung meines Appetits, auch noch die beau restes des heutigen Grützbreies, und das Alles für die Worte: „Mein ſchönes Kind!"

Während ich mich in Folge meiner That, trotz der Auskunftsmittel, mit Sorgen quälte, ſpazierte Matante von einer ehrenwerthen ihr verbundenen Freundin zur andern, klagte über den neuen ſchwerhaltigen Zuwachs in ihrer Häuslichkeit ein Langes und Breites, nahm hier das freundlich dargereichte Frühſtück, koſtete dort die von der Hauswirthin angeprieſene Krebsſuppe, fragte bei der dritten nach der Zubereitung der herrlichen Teltauer Rübchen, welche ſie in der Küche bemerkt hatte und wovon ſie ſich zur Appetitſtillung ein Pröbchen ausbat, und trat zuletzt auch noch in die Wohnung des erwähnten Capitäns ein, um dieſem den Wunſch meines Vaters, mich in die Geheimniſſe des Krieges und der Schlachten einzuweihen, an das Herz zu legen.

Dieſer ſaß eben ein Häschen ſchmauſend, welches er mit einem Gläschen Burgunder hinunterſpülte, als Frau von Maliſon gemeldet wurde.

„Hole ſie doch der Teufel," brummte er für ſich. „Johann, ſchnell abgeräumt, damit die ſchwertzüngige Alte nichts ſieht," intonirte die Frau Hauptmännin, und eilte, nachdem Alles beſeitigt war, um die angenehme Freundin, auf die ſie alle Tage aufgeſehen, an das Herz zu ſchließen und den ſaumſeligen Johann hart anzulaſſen, welcher die ſtets Willkommene nicht ſofort hereingeführt habe.

Tantchen aber hatte ſchon die Fährte gewittert, bat tauſendmal um Entſchuldigung, gerade beim Eſſen zu ſtören, verſicherte, auf dem Herwege plötzlich von einer kleinen Schwäche befallen worden zu ſeyn, und glücklicherweiſe ſey das befreundete Haus ihr gerade in die Augen gefallen, kam hernach auf die jetzigen böſen Zeiten, die es einer Wittwe beinahe unmöglich machen, mit Ehren auszukommen, und ſchloß, indem ſie ſich über den Leichtſinn der jetzigen Welt in moraliſchem Jammer verbreitete, damit, daß man friſch drauf los heirathe, dann nicht wiſſe, wie man ſeine Familie mit Ehren erhalten ſolle und ſie endlich armen Verwandten aufbürde, wovon ſie leider eben die Erfahrung gemacht habe.

„Ei, ei, meine Gnädige,“ lachte der humoriſtiſche Hauptmann, „wer wird denn Alles von der ſchlimmſten Seite betrachten, da wäre des Jammers kein Ende! Mütterchen, lange nur ein Gläschen Unger hervor, damit dieſer Sorgenbrecher der Freundin Herz erquicke.“

Tantchen ſpitzte Ohren und Zunge, als ſie von dem Sorgenbrecher hörte, und fragte nun, in ihrer Rede fortfahrend: „Was ſoll man aber thun, beſter Capitán? Sehen Sie, da ſchickt mir mein Schwager, der Deich-Inſpector Poll, ſeinen Jungen auf den Hals, ein Kerlchen wie aus dem Ei gepellt, gerade wie mein ſeliger Thaddäus in ſeinen jungen Jahren, ohne Ruhm zu melden, und den ſoll ich nun beim Regimente unterbringen. Und deshalb komme ich auch, Sie zu bitten, daß Clemens bei Ihrer Compagnie eintreten könnte."

Schnell ernſt werdend verſicherte der Capitän, daß im Augenblicke keine Vacanz in derſelben ſey, gab aber den Rath, ſich an den Bataillons-Commandeur dieſerhalb zu wenden, und verſicherte ſeine kräftige Unterſtützung.

Dieſer Mann aber war Tantchen als ein bärbeißiger Weiberfeind bekannt, ſie fing daher von Neuem an, wie ſchwer es ihr werden würde, den jungen Menſchen allein zu ernähren, der einen wahren Löwenappetit habe, und warf beim Abſchiede beiläufig hin, daß der Hauptmann Runkel ſie geſtern ſehr artig um ein Darlehn von 200 Thalern gebeten, die ſie ihm in der Hoffnung, daſſelbe von dem Herrn Hauptmann zurückzubekommen, zu Oſtern auch verſprochen habe.

Das pfiffige Tantchen hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Frau Hauptmännin winkte dem Herrn Gemahl mit den Augen, und da das Winken nichts half, nahm ſie die Füßchen zu Hülfe und tanzte auf ſeinen Leichdornen ein Solo. Schnell wurden jetzt andere Saiten aufgezogen, das geleerte Glas der gütigen Freundin noch einmal gefüllt, und der Hauptmann tröſtete endlich mit der Hoffnung, es würde ſich mit dem oder Neveu vielleicht dennoch machen laſſen, wenn er den jungen Menſchen nur erſt geſehen habe.

„Allein,“ fragte er, „wie viel Zulage gedenken Sie ihm zu geben? Denn,“ fuhr er fort, während die Frau Hauptmännin die Reſte des Haſenbratens in den gewaltigen Ridicul der Tante practicirte, „denn Sie müſſen wiſſen, daß wir keinen jungen Mann, der auf Avancement dient, ohne eine beſtimmte Zulage aufnehmen dürfen.“

„Zulage?“ ſchrie die Gefragte. „Thue ich nicht ſchon genug, wenn ich dem Menſchen Wohnung und Koſt gebe?“

„Dafür tragen Sie keine Sorge,“ replicirte ernſthaft der Hauptmann, „der König gibt ihm dazu Löhnung und Service. Allein der junge Menſch muß unter die Leute, muß auf Bälle, Aſſembléen, kurz in den Zirkel der großen Welt und der Offiziere, und hierzu iſt wenigſtens eine Zulage von 10 Thlr. monatlich nöthig.“

Tantchen war nahe daran, über dieſe unbillige Forderung in Ohnmacht zu fallen, verſicherte, daß ſie mit 10 Thalern ein halbes Jahr lang ihre

Vergnügungen beſtreite, gedachte lobend des ſeligen Thaddäus, der nur 16 Thaler monatlich gehabt und damit alle ſeine Steckenpferde, Hunde, Katzen und Kanarienvögel, reichlich unterhalten und dennoch für den Fall der Noth die Hälfte zurückgelegt habe, und jagte zuletzt der Frau Hauptmännin eine glühende Röthe nach der andern auf die Wange, indem ſie auf die Putzſucht der jetzigen Damen überſprang, ſich als eine ehrbare Offiziersfrau zum Muſter darſtellte, die ſchon ſeit 10 Jahren mit dieſem Sammthute ginge und dennoch die verehrte und gern geſehene Frau von Maliſon bliebe, und bemerkte ſchließlich, daß ſie von ihrer Armuth auch keinen Pfennig für Clemens zuſchießen könne.

Nach allen dieſen Debatten ward endlich der Contract zu Stande gebracht. Das Tantchen verſprach, mit den fraglichen 200 Thalern noch ein Jahr lang Nachſicht zu haben, für mich aber hinſichtlich der Zulage das Mögliche zu thun. Zufrieden ſchieden nun beide Parteien von einander.

3.

Meine Wenigkeit fand Gnade in den Augen des Mächtigen und ward ſofort in Eid und Pflicht genommen. Bald hatte ich die kleinen Künſte des Krieges begriffen, mein alter Lehrmeiſter gab mir das ſchönſte Zeugniß, und als wohlbeſtallter Vicecorporal trat ich unter die bärtigen Eiſenmänner.

Tantchens Hirſebrei, ſammt dem harten Commisbrode und dem täglichen angeſtrengten Handhaben der Schießwaffe waren doch nicht ſo übel, als ich hin und wieder fürchtete. Bald ſtand ich, das ſchlankſte gewandteſte Kerlchen der Compagnie, in der Gunſt der Obern ſo feſt, daß ſelbſt der beſagte Brummbär mich öfters freundlich auf die Achſel klopfte.

Es war gerade der Erſte des Monats. Die Frau von Maliſon war ſeit dem Gratias mit ihrem gewaltigen Strickbeutel ausgewandert, um die freundlichen und unfreundlichen Gönner und Bekannten zu requiriren, und ich lag eben, es war ſchon ziemlich ſpät, mit Tantchens freundlichen

Umgebungen um die Wette ſchnarchend, da, als ein gellendes Hülfsgeſchrei mich und meine Menagerie aus dem angenehmſten Schlummer ſchreckte.

„Am Ende hat Tantchen eine Stufe verfehlt,“ dacht' ich, und eilte mit dem Lichte hinaus.

Allein ſtatt der Erwarteten fand ich eine junge Dame in einem Mantel mit einer affreuſen, häßlichen Satyrgeſtalt ringen.

Mein Ritterſinn erwachte; ich rief, während ich die Dame aus den Armen des Feindes riß, den wüthenden Cyrus herzu, welcher den die Treppe hinuntereilenden Sünder verfolgte.

„O, wie ſehr fühle ich mich Ihnen verpflichtet, mein beſter Herr Lieutenant!“ lispelte noch athemlos meine Gerettete.

„Wünſchen Sie mir Glück,“ ſtammelte ich und bat die ſchöne Frau, ſich in unſerm Stübchen auszuruhen.

„Ich nehme für den Augenblick die dargebotene Freiſtatt an,“ ſprach ſie erſchöpft, und warf ſich in den uns bekannten altfränkiſchen Seſſel.

Ich faßte in der Zeit meinen Schützling recht ins Auge. Ein lieblicheres, kaum zwanzigjähriges Weib hatte ich nie geſehen. Sie erholte ſich jetzt erkundigend, ob ihre Bedienung noch immer nicht nach ihr gefragt habe.

Von dem Widerſtande noch glühend warf ſie jetzt ihre Enveloppe ab und eine Venus von Amathunt ſtand im Reiz der Jugend und Schönheit vor mir. Vergeſſen waren jetzt die Gelübde des wohlbeſtallten Primaners, vergeſſen Cordchen ſammt Schlittenfahrt und Ohrfeige. Nein, Schöneres hatte ich nie geſehen. Der zarte, ätheriſche Körperbau bezauberte Herz und Seele zugleich, kurz, der Fähndrich war von Neuem verliebt bis über die Ohren und pries den Zufall, der ihm dieß Himmelskind in die Nähe gebracht.

Nach einiger Sammlung brach ich das Schweigen durch die geiſtvolle Frage, mit wem ich die Ehre zu ſprechen habe.

„Schlimm genug, daß Sie Ihre Mithausgenoſſen nicht kennen," lächelte die Holde. „Mein Name iſt Marie Wallow."

Mein Gott, was hatte doch die alte Tante gelogen! Da konnte man doch den Neid ihres Geſchlechts ſehen. Vor allem Umgang im Hauſe hatte ſie mich im Allgemeinen gewarnt, vorzüglich aber mir in einem langen Sermone dieſe Wallow zu meiden empfohlen. „Sie iſt eine Schauſpielerin, lieber Clemens,“ ſagte ſie immer, „eine Sirene, welche die jungen Leute an ſich zieht und dann ins Verderben ſtürzt.“

Ich hatte nie viel auf dieſe Reden geachtet, denn Cordchens Bild ſtand, trotz ihres Schweigens, noch zu feſt in meinem Herzen. Jetzt aber, da ich ſie geſehen, geſprochen, erklärte ich Alles für die ſchändlichſte Verläumdung; denn dieſes reine, ſchöne Auge konnte unmöglich lügen; kurz, ich war eines Beſſern überzeugt.

Jetzt erſchallten Tritte vor der Thür. „Gott,“ dacht' ich, „es wird Tante ſeyn!“ und wünſchte ſie in dieſem Augenblicke dahin, wo der Pfeffer wächſt. Aber nein, es war die Zofe der ſchönen Wallow.

Schon fürchtete ich einen heftigen Auftritt; allein ich hatte mich geirrt. Mit Gelaſſenheit ſprach ſie: „Aber, Louiſe, Sie weiß doch, daß Sie mich um 9 Uhr abholen ſollte, und nun muß ich allein nach Hauſe gehen und hätte ohne dieſen tapfern Offizier gewiß den Tod gehabt. Ich werde mich nach einer andern Dienerin umſehen, die alles Unerläßliche pünktlich erfüllt. Das

Erſtemal, wo Sie wieder zu ſpät kömmt, verläßt Sie meinen Dienſt."

Dieſe ruhigen, feſten Worte hatten auf das Mädchen mehr gewirkt, als Heftigkeit und Schelten, wie ich es täglich zur Ungebühr von Matante auf die alte Suſanne erleben mußte. Denn verſtohlen wiſchte ſich Louiſe eine Thräne vom Auge, wo Suſanne hingegen ſtets ein gewaltiges Brummen erhob.

Mir herzlich dankend verließ mich jetzt die Zauberin, aber ihr Bild, der Eindruck, den ſie auf mich gemacht, blieb nur allzugegenwärtig.

Von jetzt an ging mein Augenmerk auf meine ſchöne Sirene, wie die Tante ſie zu nennen pflegte, und bald wußte ich die Stunde, wo ſie zur Probe ging, ganz genau; ich war zu dieſer Zeit, wenn der Dienſt es mir nur irgend erlaubte, ſtets auf dem Flur, und wenn auch nur um ihren Gruß zu erhaſchen. Dann und wann wechſelten wir auch einige Worte. Das Letztemal fragte ſie, was ich beginne, wenn ich zu Hauſe ſey?

„Ich leſe Romane," erwiederte ich.

„Wenn Sie es mir nicht übel deuten," wendete ſie ein, „ſo erlaube ich mir die Bemerkung, daß dergleichen Sachen weder zu ihrer Belehrung noch Bildung beitragen können.“

Ei, ei, über dieſe kleine Pädagogin!

„Ja, wenn ich nur etwas Anderes hätte,“ klagte ich ziemlich kleinlaut.

„Nun da kann ich aus meiner Bibliothek aushelfen,“ lächelte ſie freundlich. „Ueberdem bin ich Ihnen ja ſo vielen Dank ſchuldig, daß es mir unendliche Freude macht, wenn ich etwas zu Ihrer Unterhaltung beitragen kann. Zwiſchen 3 und 4 Uhr des Nachmittags bin ich zu Hauſe; wenn es Ihnen da gefällig iſt, ſich etwas auszuſuchen, ſo ſind Sie mir willkommen!“

Ich war entzückt über dieſes Anerbieten, von dem ich mir in mehr als einer Hinſicht glückliche Stunden verſprach. Wohlweislich aber hütete ich mich, der gnädigen Tante ein Wort von der mich beglückenden Erlaubniß zu ſagen, weil ſie ſonſt mich ſogleich aus der Geliebten Nähe verbannt haben würde.

Marie Wallow war bei unſerm Theater die ausgezeichnetſte Künſtlerin. Früher durch Convenienz an einen ungeliebten Mann gebunden, hatte ſie ſich endlich, der Mißhandlungen dieſes rohen Menſchen müde, von ihm getrennt und ſich mit dem Reſte ihres Vermögens den Mimen gewidmet, wozu die ausgebildetſten Talente ſie beriefen. Es konnte nicht fehlen, daß ſie bei dieſen Eigenſchaften Aller Augen auf ſich zog, und Viele ſich um ihre Hand bewarben; allein vergebens. Nur auf den Umgang der höhern und achtbarſten Familien des Ortes beſchränkt, lebte ſie der Kunſt und den Muſen, und war ſo der Liebling des Publikums und der Camönen.

Eines Nachmittags, als ich ſah, daß Tantchen ausgehen und längere Zeit wegbleiben würde, weil ſie bei Suſannen eine kräftige Waſſerſuppe zum Nachtbrod beſtellte, machte ich von der gegebenen Erlaubniß der Gütigen, mir Lectüre zu leihen, Gebrauch. Ich eilte die Treppe hinab, bat das Mädchen, mich zu melden, und trat, überraſcht von der reichen und geſchmackvollen Einrichtung ihres Zimmers, in daſſelbe ein. Sie kam mir entgegen, empfing mich mit Anmuth und Würde, winkte mir Platz zu nehmen und begann eine Unterhaltung, die mich in tauſend Verlegenheiten rückſichtlich meiner Ignoranz ſetzte und mich mit Verwunderung über die Kenntniſſe dieſer Frau erfüllte. Schiller, Göthe, Wieland waren ihre Lieblingsdichter. Sie erſuchte mich, ihr aus einem etwas vorzuleſen. Ich that es, und bat dann, auch mir dieſen Genuß zu verſchaffen. Himmel, nun erkannte ich erſt, welch' ein Stümper ich war!

Schon ſchlug leider die Stunde zum Theater. „Wir müſſen uns trennen, lieber Freund," ſprach ſie aufſtehend; „hier haben ſie einige Bücher. Es würde mich freuen, Ihr Urtheil darüber ſchriftlich zu leſen."

Ich verſprach Alles zu thun, was ſie wünſchte, und ging, mit Liebe und Verehrung gegen ſie erfüllt, in meine Klauſe.

Ein halbes Jahr verfloß im Umgange mit dieſer hochbegabten Frau, der ich Alles verdanke, was ich bin und weiß. Nur in ihrer Nähe lebte ich glücklich, denn durch ſie hatte ich die Welt und ihre Forderungen kennen gelernt. O, ich hing mit unendlicher Liebe an ihr. Sie nannte mich zwar ihren Zögling; aber ich fühlte, ich war ihr mehr!

Ich war während dieſer Zeit Fähndrich geworden und nun in den Kreis der höhern, ihr befreundeten Familien aufgenommen. Hier lernte ich den feinen Converſationston kennen, hier erhielt ich meine Ausbildung für's Leben.

Aber mit der Schärpe und dem Ringkragen war auch ein anderer Geiſt über mich gekommen. Die Ehrfurcht und Verehrung hatte ſich in heiße, glühende Leidenſchaft umgewandelt. Ich ſuchte durch mühſame Studien der Kriegskunſt die mich verzehrende Flamme zu unterdrücken. Umſonſt war mein Beſtreben, immer glühender lohete ſie hervor. So gingen Monate dahin. Allein mein Auge verlor ſein Feuer, ich ſchlich trübe und mißmuthig umher, meine Geſundheit fing an zu wanken. Glühende Eiferſucht, wenn ich ſie auf dem Theater in den Armen eines Andern ſah, durchzuckte mich, ich hätte den Frevler morden können.

Dieſer Zuſtand konnte Marien kein Geheimniß bleiben. Sie ſchien meine Leidenſchaft in dem dunkelflammenden Auge, welches minutenlang auf ihr ruhte, zu erkennen; denn ich fand ſie jetzt nie mehr allein, ſtets war Geſellſchaft bei ihr, und unſere gemeinſchaftlichen Vorleſungen wurden ganz unterbrochen.

Das konnte ich nicht länger aushalten. Vergebens aber ſuchte ich ſie allein zu treffen, um ihr meine glühende Leidenſchaft zu geſtehen.

Ein Zufall brachte mich zum gewünſchten Ziel, allein auch um das Glück meines Lebens.

Das Schauſpiel war vorüber. Schon war es faſt Mitternacht. Marie hatte heut' als Jungfrau von Orleans das Publikum bezaubert, und in meinen Mantel gehüllt erwartete ich am Hinterpförtchen des Schauſpielhauſes die Angebetete, um ſie nach Hauſe zu geleiten.

Endlich kam ſie, aber, o Himmel! am Arme eines Mannes. Ich trat in den Schatten. Die glühendſte Eiferſucht hatte ſich meiner bemeiſtert. Krampfhaft zuckte mir die Hand nach dem Degen. Doch ſtill ergrimmt drückte ich ihn feſt an die Seite und folgte zähneknirſchend dem Paare von fern.

Der Teufel mußte auch gerade einen Bekannten herbeiführen, der mich erkannte und mich mit unnützem Gewäſche aufhielt. Ich verlor das Paar aus den Augen.

Mit möglichſter Eile machte ich mich von dem Läſtigen los und ſtürzte faſt beſinnungslos nach.

Allein ſchon war Marie zu Hauſe, denn ich bemerkte Licht auf ihrem Zimmer. „Ob ſie allein iſt, oder — Gott! es wäre gräßlich, wenn der Verwegene ſie auf ihr Zimmer gebracht! Wohlan, Ungewißheit iſt Hölle! ich muß wiſſen, ob ich leben oder ſterben ſoll!“ Mit dieſen Worten ſtürmte ich die Treppe hinauf, und ohne anzuklopfen ſtürzte ich in ihr Zimmer.

Ich hatte mich getäuſcht: ſie war allein, ſchon halb entkleidet im reizendſten Negligée, das die Verwirrung nur noch gefährlicher machte.

„Um Gottes Willen, Herr von Poll, was wollen Sie ſo ſpät?“ fragte ſie, ſich verhüllend, mit faſt zitternder Stimme.

Weiß Gott, was ich ſagte. Ich lag, ihre Hände mit Küſſen überdeckend, zu ihren Füßen.

„Liebſter, beſter Clemens, Sie ſind außer ſich,“ ſtammelte ſie und verſuchte, mich aufzuheben. „Faſſen Sie ſich, verlaſſen ſie mich um unſerer Freundſchaft willen.“

„Meine Marie,“ rief ich, „ich kann nicht! Es muß heraus, was mir die Bruſt beinahe zerſprengt! ich vergehe in mir ſelbſt, wenn ich meine Gefühle verſchließe und nicht ausſprechen darf, daß ich grenzenlos liebe. Meine Marie, ich liebe Dich unendlich!" dabei umfaßte ich das ſchlanke, ſchöne Weib, drückte es an meine Bruſt, und mit jugendlicher Kraft hob ich es hoch empor.

Sanft ſuchte ſie ſich los zu machen. „Clemens," bat ſie zitternd, „was wollen, was verlangen Sie? Ich bitte Sie um Gottes willen, ſchonen Sie mich!"

Feſter aber umfaßte ich die Geliebte. Tauſend Küſſe überſtrömten ihren Mund. „Ich kann Dich nicht laſſen, theure, einzige Marie!" ſtöhnte ich. „Du mein Himmel, meine Seligkeit, mein Alles, werde mein, ganz mein, mache mich zum Glücklichſten der Sterblichen!"

Das ſchöne Weib bat und beſchwor mich, klagte über getäuſchtes Vertrauen, flehte, mich zu mäßigen, doch ich war meiner Sinne beraubt, — da entrang ſie mit ihrer letzten Kraft ſich meinen Armen, entſchlüpfte in ihr Kabinet und ſchob den Riegel vor.

Ich ſtand verſteinert da.

„Alſo verſtoßen, verachtet bin ich?" rief ich im Ausbruche meiner Wuth. „Gut, Falſche! ich verlaſſe Dich, um mich in meiner Verzweiflung in den Strudel der Welt, in die Arme der erſten beſten Dirne zu werfen.“

Laut ſchluchzend hörte ſie dieſe Drohung. „Clemens,“ bat ſie mit von Thränen erſtickter Stimme, „ich beſchwöre Sie bei unſerer Freundſchaft, bleiben Sie gut; allein ich kann, ich darf Ihnen nie mehr als Freundin ſeyn. Ich liebe Sie ewig als Bruder. Morgen ſollen Sie meine Gründe hören, und billigen Sie dieſe nicht, ſo habe ich Sie nie erkannt. Jetzt aber beſchwöre ich Sie, gehen Sie, Sie vernichten ſonſt den Glauben an meinen reinen Wandel.“ Eine wunderbare Kraft lag in ihren Worten. Meine aufgeregten Sinne legten ſich. „Gute Nacht, Marie!“ rief ich und taumelte nach meiner Zelle.

Am andern Morgen ſchrieb mir Marie: „Wir dürfen uns nie wieder allein ſehen, lieber Clemens. Ich Thörichte glaubte in Ihnen einen Freund, einen Bruder zu gewinnen. Doch auch die Beſten Ihres Geſchlechts vereiteln ſolche Wünſche. Lieber, guter Clemens, Ihnen blüht auf der Welt ein höheres Glück entgegen. Mein Leben iſt verzeichnet auf immerdar; und ſpricht mich auch mein Gewiſſen frei von jeglicher Schuld an meiner Vergangenheit, ſo würde ich ihr verfallen, riß ich ein junges Leben an mich, was die Welt nicht der Liebe zuſchreiben würde. Bleiben Sie gut — führen Sie nie den unſeligen Vorſatz aus, den Sie geſtern in Aufwallung der Leidenſchaft äußerten. Dieß iſt mein letzter, mein innigſter Wunſch; o, erfüllen Sie ihn der Freundſchaft, der Liebe willen, die Sie gegen mich fühlen! Noch heute verlaſſe ich Reibach. Leben Sie wohl, mein ewig brüderlich geliebter Clemens!

Marie Wallow."

Schwankend zwiſchen Verzweiflung und Hoffnung hatte ich geleſen. — Ich ſtürmte hinunter zu ihr, allein ſie war nicht mehr zu Hauſe. Ich ſuchte bei allen Bekannten, ſie war nicht dort; vielleicht im Theater, dachte ich, und eilte hin. Vergebens; ich fand nur den Director, der mir unter großem Bedauern erzählte, daß ihm heute Madame Wallow gekündigt habe, er aber gern Alles aufopfern wolle, wenn ſie ihren Entſchluß aufgebe, und forderte mich zuletzt auf, mit ihren Freunden vereint zu dieſer gewünſchten Aenderung das Unſere beizutragen.

Nach langem vergeblichen Umherirren ſchwankte ich nach Hauſe, und als es dunkelte, ſchlich ich auf ihr Zimmer. Hier fand ich ihre Sachen gepackt und hörte, daß ſie morgen mit dem Früheſten abreiſen wolle; ſo klagte mir wenigſtens das Dienſtmädchen mit hellen Thränen in den Augen.

„Eine ſolche gute Herrſchaft bekomme ich nie wieder,“ ſchluchzte ſie. „Ach, beſter Herr Lieutenant, legen Sie doch nur ein gutes Wort für mich ein, daß ſie mich mitnimmt.“

Ich Armer, was konnte ich thun, da ich ſelbſt von ihr verlaſſen wurde!

Selbſt Tantchen, die, wie wir wiſſen, ſehr ſchlecht auf die Künſtlerin zu ſprechen war und die Sündenregiſter der ganzen Stadt ſtets an den Fingern herzählte, berichtete auch mit Bedauern, daß die gute Madame Wallow, wie ſie eben höre, von hier fortgehen wolle, lobte jetzt ihre Sittlichkeit, ihre Eingezogenheit, ihren untadelhaften Lebenswandel, und war zu meiner Verwunderung und ſtillen Verzweiflung jetzt ganz ihres Lobes voll.

Nein, das war zu viel. Alles ſagte, daß ſie gehe, klagte, daß ſie gehe; aber wohin, wie ſie ihren Weg nehmen werde, das wußte kein Menſch, ſelbſt ihre vertrauteſte Freundin konnte mir keine Auskunft geben.

Endlich hatte ich den Kutſcher, der ſie zur nächſten Poſtſtation fahren ſollte, doch erſpäht. Anfangs wollte der Mann nicht mit der Sprache heraus; ein Trinkgeld aber, was ich ihm in die Hand drückte, machte ihn geſprächig, und ſo erfuhr ich denn, daß ſie morgen früh 6 Uhr nach Seltau abfahren würde.

Schon eine Stunde früher ſaß ich zu Pferde und ſchweifte auf der Landſtraße umher. Endlich erblickte ich den ſehnlichſt erwarteten Wagen und ſprengte jubelnd voran, um Marien in einem bekannten Wirthshauſe, wo ich den Kutſcher zu füttern beredet hatte, zu empfangen.

Der Wagen hielt. Der Kutſcher öffnete den Schlag und Mariens ſchönes Köpfchen beugte ſich heraus. Erſchrocken wendete ſie ſich ab und ſprach mit bewegter Stimme: „Sagen Sie nicht, daß Sie mich achten, da Sie meinen Ruf auf's Spiel ſehen. Warum verfolgen Sie mich?“ fragte ſie, mir ihre Hand, die ich, um ſie aus dem Wagen zu geleiten, ergreifen wollte, verweigernd; „habe ich das um Sie verdient?“

Ich aber hatte mich der lieben Hand ſchon bemächtigt und preßte ſie mit Ungeſtüm an mein Herz. „Gute, theure Marie,“ bat ich, „ich mußte Sie noch einmal ſehen! Sie waren mir ein Geiſt aus beſſern Welten; Sie ſind ein Engel, wie es keinen gibt! In Ihnen lebt Alles vereint, was mein Herz und meine Seele liebt und bewundert. Fürchten Sie nichts mehr von meiner mich überwallenden Leidenſchaft; ich bin gut, die Jugend übereilte mich, Marie! Die Gewalt Ihrer Anmuth betäubte mein beſſeres Gefühl, ich vergaß mich ſelbſt.“

Meine Rede hatte gefruchtet. Unter Thränen lächelnd ließ ſie mir ihre Hand.

„Haben Sie meinen Brief geleſen?“ fragte ſie.

„Ja, gute, theure Marie!“ rief ich nnd bat ſie auszuſteigen, denn ohne Zeugen, hoffte ich, ſollten ſich die Herzen beſſer einigen. Vielleicht konnte ich ſie zur Rückkehr bewegen.

Endlich hatte mein Bitten ſie beſiegt. Sie warf den Schleier über das Geſicht, ſprang aus dem Schlag, gab mir den Arm und ging mit mir in das nette einladende Zimmer.

Hier wendete ich Alles an, um ſie von ihrem Vorſatze abzubringen. Ich weiß nicht, wo die Worte mir herſtrömten, aber ich habe nie herzlicher, nie bündiger geſprochen. Ich wiederholte das Bekenntniß meiner unermeßlichen Liebe mit der heiligen Betheuerung, daß mein Herz ihr ewig gehöre und daß, fühle und wolle ſie wie ich, keine Macht der Erde uns trennen ſolle.

Ich ſchloß das himmliſche Weſen in meine Arme, und ein langer ſeelenvoller Kuß beſiegelte die Wahrheit meiner Worte.

Der verdammte Kerl von Kutſcher! Mit einem: „Nun, Madamchen, wenn wir heute noch nach Seltau wollen, müſſen wir doch aufbrechen,“ ſteckte er ſeinen Mohrenkopf zwiſchen die Thür und drang zur Abreiſe.

Unſer Frühſtück ſtand noch unberührt. Vergebens waren alle Vorſtellungen, alle Betheuerungen. Marie blieb ſtandhaft bei ihrem Entſchluß, der, wie ſie ſagte, zu ihrem und meinem Glücke unwandelbar wäre. Gott, Gott, der Abſchied war zu ſchwer!

„Mein Clemens, ſey ſtark!“ flüſterte ſie endlich unter Thränen. „Nimm dieſen Ring mit meinem Haar. Er ſey Dir ein Talismann, wenn Dich Dein jugendliches Blut übermannt. Dann denke Mariens, die ewig, auch fern von Dir, Dir nahe bleiben wird!“

Ich hielt ſie feſt im Arm. Ich konnte ſie nicht laſſen. „Sey ein Mann!“ bat ſie, ſich losreißend.

„O, warum mußte ich Dich kennen lernen,“ klagte ich, „wenn mein Platz nicht an Deinem Herzen ſeyn durfte!“ und ſank, die Hände vor den Augen, in meinen Stuhl zurück.

Das Rollen des Wagens ſagte mir, daß ich verlaſſen ſey.

4.

Tantchen empfing mich am folgenden Mittage mit einem bitterböſen Geſichte. Sie ſtreichelte murrend ihren Liebling, antwortete kein Wort auf alle meine Fragen, und gab endlich, als ich ärgerlich meinen Hut nahm und gehen wollte, der langverhaltenen Galle Worte.

„Nicht alſo, mein werther Herr Fähndrich!“ rief ſie aufſpringend und den geliebten Bergmann auf die Erde werfend, daß er heulend und ſchreiend unter den Ofen kroch; „bleiben ſoll Er und erſt hören, was die Frau von Maliſon, die ſehr erzürnte gnädige Tante, die Vorſteherin eines würdigen altadeligen Geſchlechts, dem entarteten, ſich und ſeine Familie vergeſſenden Neffen zu ſagen hat.“

Kirſchbraun war hierbei ihre Naſe, geworden, allemal ein Zeichen ihres Zorns.

„Nun, das wäre?“ fragte ich, über dieſen Eingang à la Don Ranudo de Colibrados lächelnd.

Das Lächeln aber war ein Stein des Anſtoßes, der ihre Wuth zum Ausbruche brachte.

Mit vorgeſtreckten Händen, gleichſam als ſollte es über meine Augen hergehen, trat ſie drei Schritte auf mich los, recolligirte ſich aber wieder, und rief faſt höhniſch: „Jetzt weiß ich es, warum die ſaubere Madame da drunten, dieſer Tugendſpiegel, ſo plötzlich fort iſt.“

Mir ſtieg jetzt, da ich die Pointe kannte, das

Blut ins Geſicht. Ich mäßigte mich aber, und bat ſie, mir zu ſagen, was ſie ſo plötzlich gegen dieſe Frau eingenommen, die ſie geſtern bis in den Himmel erhoben habe und ihres Lobes voll geweſen ſey.

„Umſtände verändern die Anſichten, Herr Neffe," erwiederte ſie. „Ich ſoll wohl zuhören, wenn die Welt ſagt: der Herr von Poll, der Neveu der Frau von Maliſon, hat die Madame Wallow unterhalten und ſie muß jetzt die Bühne verlaſſen."

„Halt, gnädige Frau!" rief ich auffahrend und ihr mit ſo drohender Miene nahe tretend, daß ſie furchtſam drei Schritte zurückfuhr und auf einmal ſtill ſchwieg. „Bevor Sie noch ein Wort weiter ſprechen, bitte ich, mir ſogleich zu ſagen, welcher niederträchtige Läſtermund dieſe ſchändliche Sage erfunden hat, damit ich ihn züchtigen kann."

„Du willſt wohl noch läugnen," erwiederte ſie, jedoch um ein Bedeutendes kleinmüthiger, „daß Du ſeit einem Jahre ſie täglich beſucht haſt? Und ich unſchuldiges, armes Geſchöpf habe nicht das Geringſte geahnet."

„Gott ſey Dank, Beides iſt wahr!" rief ich. „Aber gerade dem Umgange dieſer liebenswürdigen, hochgebildeten Frau danke ich Alles, was ich bin und weiß."

„Pfui!" rief ſie erzürnt. „Pfui der Schande, mein Herr von Poll! Etwas von einer Schauſpielerin lernen?!"

„Die beſſer iſt, als alle ihres Geſchlechts, und weit erhaben über den Leumund alter Weiber, die nur den Splitter in ihres Nächſten Auge ſehen, aber den Maſtbaum in ihrem eigenen nie bemerken."

Der Veſuv in Tantchens Auge ſpie Flammen. Die Naſe wurde glühend, die Lippen blau, ſie fuhr auf mich zu. Ruhig rief ich ſpottend: „Alle gute Geiſter loben . . . .

Jetzt entlud ſich ihre ohnmächtige Wuth in einem Thränenſtrome.

„Habe ich das um Dich verdient, Undankbarer?" ſchluchzte ſie.

Mein Herz war weich, jetzt weicher als je. Ihre Thränen rührten mich. Ich war wohl zu hart geweſen?

„Sobald Sie mir den böſen Verläumder nennen, liebe Tante," rief ich, „welcher Madame Wallow verunglimpſt hat, nehme ich meine Meirung zurück; gebe Ihnen aber hiermit mein Wort, daß ich jeden Umgang mit Ihnen abbreche, wenn Sie mir dieß verſchweigen.“

Das weichherzige Tantchen ward bei dieſen determinirten Worten blaß und roth. Ich war ihr unentbehrlich geworden, denn ich führte mit Gewandtheit und Umſicht ihre weitläuftigen Rechnungen, die bei meiner Ankunft ziemlich in Unordnung geweſen waren, trat bei jeder ihrer Unternehmungen als rathender Freund auf, hielt mit der größten Gewiſſenhaftigkeit, gleich einem Kaufmann, ihr Schuldbuch in Ordnung und verlangte dafür keinen Pfennig Zulage, ſondern behalf mich ſo gut wie möglich mit meinem Gehalte. Somit war ſie jetzt zwiſchen Thür und Angel geſetzt, rang vergebens die Hände und bedauerte tauſendmal, mir nur ein Wort geſagt zu haben.

Endlich ſtammelte ſie mit ſchwerem Herzen, daß es in der geſtrigen Kaffeegeſellſchaft Frau von Maurer erzählt habe.

Dieſe war in der ganzen Umgegend als die ſchmähſüchtigſte Neuigkeitskrämerin bekannt. Ihr ganzes Thun und Treiben beſtand darin, alle Stadtgeſchichten einzuziehen, ſie mit einer bittern, galligen Sauçe zu verſehen und dann wieder von Haus zu Haus zu tragen. Mein Hauptmann, der gern Jedermann einen Beinamen gab, nannte ſie nie anders, als die alte Klio.

Kurz drehte ich mich um und wollte zur Thür hinaus. „Um Gotteswillen, lieber Clemens,“ bat die Tante und hielt mich am Rockzipfel feſt, „was willſt Du thun?“

„Was Ehre, Pflicht und Dankbarkeit gebieten!“ rief ich hitzig.

„Lieber Clemens,“ fiel ſie bittend ein, mir den Hut abnehmend, „Deine Hitze wird die Sache ſchlimmer machen. Hätteſt Du Deiner Tante Deinen Umgang mit der Wallow nicht verſchwiegen, ſo hätte ich antworten können. Allein geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern, und wenn Du dieſe Frau gegen Dich erzürnſt, wird ſie das, was Du verſchwiegen haben willſt, nur mehr verbreiten.“

Dießmal hatte Tantchen Recht; ich ſah es ein, da ich durch ihr Zureden kühler geworden war.

„Dieſe verdammte Klio!“ fluchte ich im Stillen, als ich auf die Parade ging und einige Bekannte mich mit einem ſcherzenden: „Schon zurück, Kamerad, von der Irrfahrt?" grüßten.

Das Unglück wollte, daß ich dem Lieutenant Harald, einem Rieſen von Geſtalt, dem Anbeter der verhaßten Frau von Maurer begegnete.

Gleich und gleich geſellt ſich gern. Auch ſeine Lieblingsneigung war es, ſich auf Koſten Anderer luſtig zu machen und die Schwächen ſeiner Bekannten auf eine hämiſche Art in Geſellſchaft vorzutragen.

„Ha, Fähndrich," rief er ſchon von Weitem, „was macht's Liebchen? Wird man bald gratuliren können?"

Ich ſtand verſteinert da. „Was wollen Sie damit ſagen?" fuhr ich hitzig auf.

„Was die ganze Stadt ſagt," hohnlachte er. „Der Herr Fähndrich haben 's Liebchen in Sicherheit gebracht."

„Mein Herr Lieutenant," rief ich erbittert, „da iſt die Stadt ſchlecht unterrichtet, und nur alte Weiber ſchwatzen dergleichen Narrheiten nach."

„Junger Menſch!" fuhr er erboſt auf. „Widerrufen Sie, oder —"

„Nun, Ihr Oder?“ lachte ich bitter.

„Sie ſollen meine Klinge fühlen!“ polterte er.

„Nun, die meinige hat ſich ſchon längſt mit der Ihrigen zu meſſen gewünſcht, d'rum beſtimmen Sie nur Zeit und Ort.“

„Tant mieux!“ brummte er und ging pfeifend und hohnlachend an mir vorüber.

„Der Rieſe Goliath und der kleine David,“ murrte mein Secundant. „Pollchen, Pollchen, es iſt Eure erſte Ausflucht. Ich fürchte für Euch. Deckt Euch nur den Kopf.“

Ich verſicherte ihm lächelnd, daß ich ſchon auf dem Gymnaſio das Rappier gut gehandhabt, und meine Terzen und Winkelquarten noch recht gut im Gedächtniß habe.“

Ein herrlicher Morgen tagte am öſtlichen Himmel herauf. Ich war ſchon zeitig auf und lag auf meinen Knien, den Höchſten bittend, meine Klinge zu leiten, um den Großſprecher und Ehrenräuber zu züchtigen.

Geſtärkt, ermuthiget ſtand ich auf.

Mein würdiger Capitain beſuchte mich. „Fähn=

drich," rief er, „was haben Sie denn für Streiche gemacht?"

„Wie ſo?" lächelte ich.

„Sie wollen ſich mit dem Lieutenant Harald wegen der Madame Wallow ſchlagen? ſo hat geſtern Abend die Klatſche, die verdammte Klie, die Maurer in einer Theegeſellſchaft ausgeſprengt."

Wiederum dieſe verhaßte Frau!

Ich erzählte ihm den ganzen Vorgang ohne Umſchweife.

„Haben Recht, Jungelchen," ſchmunzelte er. „Damen zu vertheidigen iſt Ritterpflicht, und daß Sie dieſem Prahlhans ordentlich antworteten, freut mich. Nur dreiſt, mein Söhnchen, und wenn Sie auch eine kleine Schlappe bekommen, für Genugthuung werde ich ſchon ſorgen."

Eben trat mein Secundant herein, um mich zu dem ſchweren Gange abzuholen. „Sorgen Sie mir für den braven Jungen!" flüſterte ihm der Capitain noch zu, und ging mit einem herzlichen Händedrucke von dannen.

„Wir wollen doch noch vorher eine Flaſche Wein trinken," ſchlug mein Secundant vor; „ein kleiner Hieb iſt zuweilen gut, und Ihr Gegner hat Rum im Leibe.“

„Erlauben Sie, lieber Behrens, dieß bis zu unſerer Rückkehr zu verſchieben,“ bat ich. Ein erkünſtelter Muth ziemt dem Manne nicht. Er iſt nicht ächt, denn er begeiſtert nur zu Gräuelthaten. Ich aber fühle mich auch ohne dieſes Hülfsmittel ſtark genug, meinen Gegner zu züchtigen.“

„Brav gedacht, lieber Poll!“ rief er, „wir wollen das Glas bis zu unſerer glücklichen Rückkehr, die der gütige Gott uns verleihen möge, verſparen.“

Eine Menge Offiziere der Garniſon waren zugegen. Kurz und ſtill war der Empfang. Die ſcharf geſchliffenen Degen wurden herbeigebracht, Sonne und Wind getheilt. Die Secundanten legten ſich in Parade, da bat ich, ſich gefälligſt ſechs Schritte zurückzuziehen und uns unſern Kampf allein ohne Beihülfe beendigen zu laſſen.

„Bon!“ brummte Harald; „bravo!“ die andern Kameraden. Das verhängnißvolle Wort erſcholl, und der Gegner führte einen gewaltigen

Hieb nach meinem Kopfe. Allein ſchon war meine Klinge bereit; ich ließ den Hieb an derſelben abgleiten, tief fuhr er in die Erde.

„Ziehen Sie Ihren Degen heraus," rief ich; „und nehmen Sie ſich künftig mehr in Acht, damit ich in der Hitze nicht nachhaue!"

„Herrlich, edel gedacht!" rief der Chorus. Mit einem Fluche und zähneknirſchend legte ſich Harald von Neuem in Parade. Jetzt hatte ich den erſten Hieb. Pfeilſchnell durchſchwirrte mein Degen die Luft, und ſeine Uniform war an der Seite weit aufgeſchlitzt und ließ eine ſtarke Pappe, gleich einem Panzerhemd, erblicken.

„Halt!" riefen die Secundanten. Mißbilligend ſchüttelten die Andern den Kopf, und das Corpus delicti ward hervorgezogen.

„Das iſt unrecht," zürnte mein Secundant. „Solche Mittel, ſich zu ſchützen, dürfen nicht angewendet werden. Die Uniformen herunter!" commandirte er.

Der Großſprecher ward blaß und roth. Allein die Befehle der Secundanten mußten befolgt werden.

In der zweiten Auslage ſchon hatte der große

Goliath einen gewaltigen Hieb über die Bruſt, dem ein zweiter in den rechten Arm folgte, welcher von der Art war, daß er den Degen ſinken laſſen mußte und zuſammenſtürzte.

Nur mit einer kleinen Wunde am Arme ging ich nach Hauſe. Alle Welt aber gönnte dem Prahlhans das Memento, und freute ſich, daß ich, dem man es am wenigſten zugetraut, ihn ſo begrüßt hatte. Aber jetzt erſt lernte ich es kennen, wie gut mein Tantchen war. Sie verließ mich während der Fieberperiode, die der Hieb doch nach ſich zog, keinen Augenblick, ſchimpfte weidlich auf die Frau von Maurer und den abſcheulichen Goliath, während ſie mir Medicin und, was noch mehr ſagen will, die beſten Kraftſüppchen reichte.

Die eclatanteſte Satisfaction verſchaffte ich mir noch ſelbſt. Es war der ſchönſte Nachmittag, und im Caſinogarten Damengeſellſchaft. Meine Freunde baten mich, ihnen dahin zu folgen. Der Arzt gab ſeine Zuſtimmung und gern nahm ich die Einladung an.

Mancher freundliche Blick der Verſammelten flog mir entgegen, denn in jedem Auge galt ich als der Ritter der beliebten Wallow.

Das mediſante Lexicon, Frau von Maurer, war glücklicher Weiſe anweſend, ſchlug jedoch bei meinem Eintritt die Augen auf ihr Strickzeug nieder, das geſchwätzige böſe Zünglein aber, was eben wieder befliſſen geweſen, den guten Namen einer ehrenwerthen Familie zu zerfleiſchen, kam plötzlich in Ruhe, als ich ihr gegenüber Platz nahm und ſie fixirte.

Erblaſſend ſtrickte ſie ſtill fort.

„Meine Gnädige,“ nahm ich das Wort, „warum unterbrechen Sie Ihre intereſſante Unterhaltung. O, haben Sie doch die Gewogenheit, mich zuhören zu laſſen, damit auch ich die Kunſt lernen kann, den Menſchen Ehre und Reputation durch das Gift der Verläumdung, worin ſie Meiſterin ſind, abzuſchneiden.“

Purpurroth ward die Furie. Ihre Augen ſchoſſen giftige Pfeile auf mich. Sie konnte kein Wort erwiedern.

„Sie ſchweigen im Bewußtſeyn Ihrer Schuld,“ fuhr ich ſtärker fort. „Sie wiſſen, daß Sie mit

Ihrer ſataniſchen Zunge eine von uns Allen geſchätzte Künſtlerin ſchwer beleidigt haben. Da ſie abweſend ſich nicht vertheidigen kann, thue ich es in ihrem Namen, und gebe hiermit mein Ehrenwort, daß es in meinen Augen keine hochachtbarere Frau gibt, als Madame Wallow. Jedem Zweifel an der Wahrheit meiner Worte werde ich übrigens mit meinem Degen zu begegnen wiſſen. Mich ſelbſt haben Sie durch Ihren Leumund auch gravirt. Doch die Strafe dafür ſchenke ich Ihnen für dießmal.

Madame Klio war einer Ohnmacht nahe. Alles ſah mit lächelnden Blicken auf die Verläumderin, die nicht ein Wort zu ihrer Vertheidigung ſprechen konnte. Ich empfahl mich triumphirend.

5.

Frau von Maurer war, wie ich hörte, die intimſte Freundin der Schweſter des Majors. Dieſer aber ein abſonderlicher Freund aller Klatſchgeſchichten der Stadt, und beſagte Madame Klio ihm daher eine unentbehrliche Geſellſchafterin in den trüben Tagen, wo ihn das Zipperlein plagte.

Wuthentbrannt ſuchte ſie jetzt ihren Gönner auf. Unter Thränen und Wehklagen ward die ihr widerfahrene Unbill erzählt, und meine Wenigkeit durch den doppelſchneidigen Dolch ihres Züngleins bis in den Orcus verdammt.

Der Major ſchien erzürnt (im Herzen aber ſtimmte er mir ſicher bei), verſprach, den Dorn aus ihren Augen zu entfernen, und nach 4 Wochen hieß es: der Fähndrich von Poll iſt nach Bonhauſen zum zweiten Bataillon verſetzt und geht Angeſichts dieſes dahin ab.

„Mir auch recht!“ ſprach ich zu mir ſelbſt. Da Marie nicht mehr hier weilte, hatte ja der Ort für mich jeden Reiz verloren. Am folgenden Morgen ſchon ſaß ich, von Tantchens Weisheitslehren und Kernſprüchen, ſowie von ihrem beſten Schinken begleitet, im Poſtwagen neben einem alten Hebräer.

Mir gegenüber hatte ein runder, rothwangiger Pachter Poſto gefaßt, deſſen Weichſelzöpflein dann und wann ſich unter der Schlafmütze einen Ausweg bahnte. Ihm zur Seite ein wahres Kümmelgeſicht, das fortwährend ſeinem Nachbar das edle Getränk kredenzte, und im Hintergrunde endſich ein Paar Schafhirten, die ein Geſpräch über die Veredlung der wackern Thiere und ein Conſilium über die beſte Stallfütterung derſelben hielten. Zu meiner Verwunderung zog jetzt mein hebräiſcher Nachbar einen ſchwarzen Riemen hervor, wand ihn ſich unter halblautem Gemurmel um den Arm, während meine Gegenfüßler in ein ſchreckliches Geſchnarche verfielen und zu meinem Ergötzen immer die Köpfe gegen einander ſtießen und endlich auf den Juden fielen, ſo daß ich von dem mir widerlichen Geplärre befreit wurde.

Gott ſey Dank, die erſte Station war erreicht! Nein, in dieſer Geſellſchaft mochte ich nicht weiter reiſen, und beſchloß daher, mich an den admirabeln, mir befreundeten Poſtmeiſter zu wenden.

„Lieber Freund," ſprach ich, ihn bei Seite ziehend, „ich habe da eine fatale Geſellſchaft getroffen."

„Das habe ich geſehen und Sie bedauert," lächelte er gar nicht admirabel. „Frapante Geſichter, auf Ehre! Wenn heute Geld auf der Poſt wäre, ſo müßte ich einige ſichere Leute mitſenden, denn jetzt iſt ein drei Meilen langer Wald zu paſſiren."

„Nun dafür iſt mir nicht bange," antwortete ich. „Eines Fähndrichs Capital iſt der Degen, und nach dem wird Niemand verlangen. Allein die Geſellſchaft, ſehen ſie — die möchte ich los ſeyn."

„Ja, da weiß ich keinen andern Rath, admirabler Freund, als daß Sie unter dem Vorwande einer Krankheit hier bleiben und warten, bis die nächſte Poſt kommt," erwiederte er.

Das war ein Vorſchlag zur Güte. Ich ließ ſogleich meine Sachen abpacken, nahm das mir angewieſene freundliche Zimmerchen in Beſitz und machte meinen widerlichen Reiſecumpanen, die jetzt einen hölliſchen Streit um meinen Platz begannen, drei Kreuze hinter den Rücken.

Das Poſthaus hatte, wie an vielen Orten, Gaſtgerechtigkeit, und es wurde table d'hôte geſpeiſt. Die Geſellſchaft war recht heiter. Einige Amtleute aus der Gegend, die zum Wollmarkte fuhren und tapfer auf hohe Wollpreiſe zechten, Kaufleute, die zur Meſſe reiſten, Beamte des Städtchens, die ſich noch beſannen, Hymens Feſſeln anzulegen, fanden ſich fröhlich zuſammen; wir waren ſeelenvergnügt.

Tantchens weiſe Lehren von Sparſamkeit waren in dem angenehmen Cirkel ganz vergeſſen, und auch ich ließ, nachdem ich mehrfach Gaſt geweſen war, einige Flaſchen Champagner zum Beſten geben und den Poſtmeiſter, der mir den frohen Tag verſchafft, hoch leben.

Da trat — eben waren wir bei dem letzten Glaſe — ein kleines, blaſſes, aber reinlich gekleidetes Mädchen mit einer recht verlegenen Miene herein. Ein Paar wunderliebliche blaue Augen, die eine Thräne zu zerdrücken ſchienen, zogen mich beim erſten Anblick zu dem lieben Kinde hin.

Zagend ſchritt es vorwärts, machte eine tiefe Verbeugung und blieb, ohne ein Wort zu ſprechen, ſo eine Weile ſtehen.

„Was willſt Du, Mädchen?“ rief ziemlich barſch mein dicker Nachbar, der Kaufmann Sammtleder.

Das arme Kind fuhr über dieſen Ton erſchreckt zurück, und plötzlich ſtürzte ein Thränenſtrom aus ihren Augen.

Das muß ich wieder gut machen, dachte ich.

„Komm' doch näher, mein liebes Kind!“ bat ich. „Sage uns Dein Anliegen; hier iſt eine frohe Geſellſchaft, deren Herzen für eine beſcheidene Bitte ſtets offenſtehen.“

Zagend hatte ſich das Kind genähert; meine freundliche Rede hatte es ermuthigt; ſeine Züge ſprachen gleichſam die Bitte aus: Nimm Du mich in Deinen Schutz!

„Nun, liebe Kleine, was wünſcheſt Du von uns? ſprich!“ bat ich ſie.

„Ach Gott,“ fing ſie ängſtlich an, „ich will nicht betteln!“ und dabei traten ihr wieder Thränen ins Auge. „Aber ſehen Sie, wir ſind arm, und da hat meine gute Mutter an Herrn Meyer Wolff meines ſeligen Vaters Uhr verkauft und für die Hälfte des Geldes dieſes Lotterieloos annehmen müſſen. Ach, das Geld iſt jetzt ſchon alle! und da wollte ich denn,“ und dabei zog ſie das Loos aus dem Schürzentäſchchen, „Sie, mein lieber Herr Offizier, bitten, es für den Werth anzunehmen.“

Alles ſah mit Rührung auf die Kleine. Das Loos ging aus einer Hand in die andere und wurde als ächt und gut erkannt.

„Wiſſen Sie was,“ fing mein Nachbar an,

„wir nehmen das Loos alle zuſammen. Gewinnt es ein Erkleckliches, ſo theilen wir."

Alles ſtimmte ein, nur die Kleine zupfte mich am Aermel.

„Nein, lieber Herr Offizier," flüſterte ſie, „nehmen Sie es doch allein. Es bringt gewiß Glück, und Ihnen gönne ich es am liebſten. Sie ſind ſo freundlich, waren ſo gut mit mir, und wenn Sie etwas gewinnen, ſo geben Sie uns gewiß etwas ab."

Ich mußte über des Mädchens Zutrauen lächeln. In meinem Leben hatte ich in keine Lotterie geſetzt.

„Laß doch den Herren den Spaß," beruhigte ich die noch immer zupfende Kleine. „Wenn ſie etwas gewinnen, wird Deiner Mutter gewiß ihr Theil nicht vorenthalten werden."

Sie ſchwieg nun, blickte aber traurig zu Boden.

Der Teufel! Ich war ganz gerührt über das Benehmen des Kindes; wer hätte ihm widerſtehen können.

Ich nahm den Glückszettel wieder zur Hand, berechnete die Summe, prüfte meine Börſe und — mein kleines Blauauge hatte geſiegt; ich erklärte der Geſellſchaft, daß ſie das Loos allein behalten würde.

Freudig ſprang das Kind an mir hinauf, klopfte meine Achſel und rief, in die Hände klatſchend: „Der liebe Gott gibt Ihnen gewiß das große Loos, liebſter Herr!“ und wollte mit dem erhaltenen Gelde zur Thür hinausſpringen.

„Halt, halt, Herzchen!“ rief mein dicker Nachbar, „was der Herr Lieutenant gab, wollen wir auch geben. Hier, mein Püppchen,“ liebkoſte er es, und that dabei ihr Geld in das Täſchchen, „bringe dieß auch Deinem Mütterchen mit.“

Der Geiſt des Wohlthuns war über Alle gekommen, die Kleine ging von Hand zu Hand, das Täſchchen war über und über gefüllt, und unter Thränen dankend ſprang ſie von dannen.

„Nun dießmal, meine Herren, habt Ihr ein gutes Werk gethan,“ betheuerte der gemüthliche Poſtmeiſter. „Die Mutter iſt eine der würdigſten Frauen der Stadt. In der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb ihr Mann. Er war Secretair beim Landamte, und geachtet und geliebt. Die Penſion, die ſie erhielt, war zwar kärglich, allein die Frau nährte ſich und ihr Kind mit Sticken und Nähen nebenbei ganz leidlich. Vor einiger Zeit aber befiel ſie eine harte Krankheit. Das Letzte mußte dahingegeben werden, und vermuthlich war jetzt die Noth auf das Höchſte geſtiegen. Gewiß, Sie haben Ihr Scherflein nicht umſonſt gegeben, und der Himmel wird es Ihnen lohnen.“

Jetzt im Beſitz des Looſes machte ich mir wunderliche Gedanken. Geſetzt, ich gewänne wirklich das große Loos, hatte ich es da nicht der armen Familie entzogen? Das ging mir gewaltig im Kopfe herum. „Ei, ſo gib es zurück!“ rief die Stimme in mir, und ſchnell ſprang ich auf und ging, vom Hausknecht begleitet, zum Hauſe der Wittwe.

Die arme Frau war ganz erſtaunt, einen Offizier bei ſich zu ſehen. Aber Wilhelmine kam auf mich zugeſprungen und rief: „Liebe Mutter, das iſt der freundliche Offizier, der, als mich der dicke Herr durch ſeine unfreundliche Rede beinahe vertrieben hätte, mich wieder ermuthigte.“

„O, wie danke ich Ihnen!“ ſprach die Mutter mit wohlklingender Stimme. „Meine Tochter hat mir von Ihrer Güte erzählt. Sie haben mich durch Ihre Großmuth aus einer dringenden Verlegenheit gerettet.“

„Laſſen wir das, Madame!“ erwiederte ich. „Ich komme, um Ihnen das Loos, was Ihre Tochter mir heute gleichſam aufdrang, zurückzugeben. Gottes Finger kann hier im Spiele ſeyn, und nie könnte ich es mir vergeben, Sie um Ihr Eigenthum zu bringen.“

Erſtaunt ſah mich die Frau an.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ erwiederte ſie mit Stolz, aber nicht ohne Verlegenheit — ſie mochte das Geld wohl ſchon verwendet haben, — „Sie haben daſſelbe rechtmäßig an ſich gebracht. Mit dem Verkauf habe ich alle meine Anſprüche, auch im glücklichſten Falle, an Sie abgetreten. Darum behalten Sie, was Ihnen gehört. Ich werde mich innig freuen, wenn ich höre, daß Gott Ihre Menſchenfreundlichkeit belohnt hat.“

Keine Vorſtellung half. Madame Soltau blieb bei ihrer Meinung, und ich konnte nichts thun, als den feſten Vorſatz faſſen: ſollte das Loos gewinnen, ihr die Hälfte der Summe zuzuſenden.

6.

Am andern Morgen, als ich herunterkam, trat mein freundlicher Poſtmeiſter mir mit einem: „Mein admirabelſter Freund!“ entgegen. „Eine ganz admirable Gelegenheit!“ rief er, „und wenn zwar auch nicht bis nach Ihrem Standquartier, doch bis nach Mohrau, wo ſie dann ganz admirabel die zwei kleinen Stündchen zu Fuß machen können. Es iſt ein Herr und eine admirable Dame,“ ſchmunzelte er. „Dieſe wollen morgen mit Extrapoſt weiter, und werden es uns nicht abſchlagen, Sie mitzunehmen, zumal wenn ſie ſehen, welch’ admirabler Cavalier es iſt, der darum bittet. Da brauchen Sie ſich nicht ſchlechter Geſellſchaft auszuſetzen.“

Nach kurzem Bedenken und einer Zwieſprache mit meiner immer ſchlanker werdenden Börſe ſchlug ich ein.

„Sie werden es nicht zu bereuen haben,“ fügte er hinzu, „ein ganz admirables Frauenzimmerchen, ſag’ ich Ihnen. Nun, Sie können ſie ſelbſt ſehen, denn heute Abend gibt ſie ein Concert auf der Harfe.“

„Alſo eine Virtuoſin?“ rief ich begeiſtert, weil ich, ſeit ich Marien kannte, der Kunſt in jeder Geſtalt huldigte. Alles dieß befeſtigte meinen Entſchluß, noch hier zu bleiben, weil ich mir von der Künſtlerin doppelten Genuß, ſowohl heut' Abend, als auch durch ihre Unterhaltung im Wagen verſprach.

Ich war ſehr geſpannt auf ihre Erſcheinung, und trat deshalb recht zeitig in den Concertſaal.

Madame Tybaldy, ſo hieß ſie laut Anſchlagezettel, ſaß bereits hinter ihrer Harfe und präludirte. Sie war, ganz Italienerin vom Kopf bis zur Zeh, groß, ſchlank, brünett, mit herrlich geſpaltenen Augen und einem römiſchen Profil, Meiſterin auf ihrem Inſtrumente, dem ſie himmliſche Töne entlockte, ehe ſie noch eigentlich zu ſpielen begann.

Der Saal füllte ſich nach und nach; aber, o Himmel! die meiſten Damen trugen heute faſt haushohe Hüte und drohten uns alle und jede Ausſicht zu benehmen. Doch ich, als Militair, ging recognoſciren und fand glücklich einen Platz, den herrlichſten Augenſternen gegenüber, die ich je erblickt.

Ein voller Accord auf ihrem herrlichen Inſtrumente ſagte dem Publikum, daß ſie beginne.

Mit glockenreiner Stimme trug ſie Variationen über: Nel cor piu mi no sento, vor und begleitete ſich ſelbſt mit der Harfe. Kein Athem wurde gehört, Alles verſtummte, um keinen Ton zu verlieren. In dieſen Räumen mochte nie etwas Aehnliches erklungen ſeyn. Alle Chorden ihrer Zauberſtimme hatten gleiche Kraft und Stärke; wie Perlen flogen die Rouladen über Perlen, und ihre chromatiſche Tonleiter war das Kunſtvollſte, was ich je gehört hatte. „Ach, Gott,“ ſprach ich leiſe vor mich hin, „ſchütze mich morgen vor Verſuchungen, denn dieſes Weib iſt ja ein lebendiger Engel!“

Ihre letzten Töne waren verhallt, und ein Sturm von Applaus brach hervor. Sie zog ſich leicht verbeugend in den Hintergrund zurück.

Jetzt trat eine faſt grauenhafte Geſtalt zum Orcheſter. Eine frappantere Viſage war mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Alle Leidenſchaften hatten tiefe Furchen in dieß Geſicht gezogen, in welchem kleine dunkelgrüne Augen ſprühten. Ein gewaltiger Mund, ein ſtruppiger, ſchwarzer Satyrkopf, der auf einem ungewöhnlich langen dürren Körper ſaß, und deſſen Coſtüm nichts zu ſeiner Verſchönerung beitrug, weil Alles an ſeinem Körper ſchlotterte, — und dieſer Menſch, Herr Albini genannt, ſollte der Bruder dieſer Göttin ſeyn!

Nachläſſig grüßte er das Publikum und ergriff ſeine Violine. Mit einem mächtigen Strich ließ er erſt ſeine Rieſenkraft, dann wieder das zarteſte Piano hören, das ſich in Sphärengelispel verlor. Ueber ein ſolches Spiel vergaß man das Abſchreckende ſeiner äußern Erſcheinung und lauſchte ſeinen Tönen von Bewunderung erfüllt.

Immer hatte ich geglaubt, ich ſey ein Virtuos auf meiner Flöte, deren Uebung ich mir wirklich Zeit und Mühe koſten ließ; aber wenn man ſo ein Kunſtgenie hört, fühlt man ſich nur ein Stümper und möchte ſein Inſtrument den Flammen opfern.

Daß auch ihm der lauteſte Beifall wurde, als er geendet, verſteht ſich von ſelbſt.

Ein Duett für Harfe und Violine begann hierauf das Künſtlerpaar und brachte die ganze Verſammlung in noch nie gefühltes Entzücken.

Auf das Höchſte befriedigt verließ die Menge den Saal. Ich folgte meinem admirabeln Poſtmeiſter, um mich der Signora baldmöglichſt vorſtellen zu laſſen und ſie zu bitten, ihr Cavalier auf der morgenden Tour ſeyn zu dürfen, was ſie auch ohne Prüderie mit Anſtand und Anmuth gewährte.

Der Morgen graute. Das Kleeblatt fand ſich zuſammen. Ich ſaß an der Seite der ſchönen Frau; ihr Bruder, ſehr artig, hatte mir den Ehrenplatz eingeräumt. Das Thema der Unterhaltung war das geſtrige Concert, über welches ich mich mit dem höchſten Enthuſiasmus ausſprach.

Nichts bringt doch ſo ſchnell näher, als eine gemeinſchaftliche Reiſe. Dieſe ſo oft gehörte Behauptung fühlte ich jetzt in der Tiefe meiner Seele. Kaum waren wir einige Meilen weit gefahren, ſo war ich mit dem Künſtlerpaar ſchon ziemlich bekannt, und am zweiten Tage nippte die ſchöne Südländerin ohne Scheu aus dem ihr von mir gebotenen Reiſebecher und ich ließ mich mit Feigen füttern.

Im nächſten Nachtquartier hatte ſie beim Abpacken mein Flötenkäſtchen bemerkt, und bat mich im Verein mit ihrem Bruder; nun auch etwas zum Beſten zu geben.

Ich ließ lange bitten; denn in der That, vor ſolchen Künſtlern zu ſpielen, war ſehr gewagt; doch da ich es nur als Dilettant betrieb, blies ich endlich. Ich wählte ein ſchmelzendes Adagio, das alle Gefühle ausdrückte, die die Signora mir eingeflößt, und die ſie, verſtand ich den Strahl ihrer Augen nicht falſch, auch mitzuempfinden ſchien; denn ſie konnte ihren Beifall gar nicht lebhaft und oft genug wiederholen.

Es war ein trüber, regnigter Abend. Wir waren deshalb zeitiger als bei den früheren Nachtquartieren eingekehrt, und morgen, ach, morgen ſollten wir uns trennen! denn nur eine Meile ſeitwärts lag meine Garniſon. Die Freunde wollten nach Süden, in das Bad Liwan, ich ſollte nach Oſten ziehen.

Das Städtchen war ein Neſt, unſere Zimmer nur durch eine Breterwand getrennt. Ich hörte deutlich, wie der Bruder der Schweſter gute Nacht ſagte, um in der Wirthsſtube noch eine Flaſche Wein zu trinken.

Ach, wie gern hätte ich ihre Einſamkeit getheilt, ihr für die Erlaubniß des Mitreiſens noch einmal gedankt! Meine Blödigkeit hielt mich ab. Ich nahm meine Flöte und hauchte dieſer meinen Schmerz und meine Sehnſucht ein.

Kaum hatte meine Phantaſie geendet, als Harfentöne erklangen. Seraphine antwortete mir in demſelben ſchmelzenden Ausdruck. Es war ein Austauſch gegenſeitiger Empfindungen; die Töne waren uns ſo verſtändlich wie Worte.

Die Harfe ſchwieg; aber hörbar ſchlug mein Herz. Endlich faßte ich Muth, klopfte leiſe an die Wand und flüſterte: „Schlafen Sie ſchon, theure Seraphine?“

„Nein, lieber Freund,“ liſpelte ſie, „mich flieht der Schlaf. Kommen Sie zu mir, wir plaudern noch ein Stündchen.

Im Fluge folgte ich der Einladung und war im Nu bei ihr.

„Wer ſich in Gefahr begibt,“ dacht' ich, als mich Seraphine im reizenden Negligé empfing, „der kommt darin um.“ Denn ein Verein ſolcher Reize wirkte mit magiſcher Kraft auf mich ein, und ich fühlte, daß mein Herz eine unerſchöpfliche

Quelle von Liebe barg, die bei jeder neuen Bekanntſchaft nur glühendere Flammen ſchlug.

„Setzen Sie ſich zu mir, lieber Poll," ſprach die Huldin, als ich zauderte, neben ihr Platz zu nehmen. Ich hätte ihr lieber zu Füßen ſinken und die namenloſeſte Liebe geſtehen mögen. „Sie müſſen alſo wirklich fort?" fragte ſie mit halb trauriger, halb bittender Miene; „auf acht Tage wird's doch nicht ankommen. Ich wünſchte ſo ſehr unter ihrem Schutze bis Livan zu reiſen."

Ich hätte ſie ſo gern begleitet, aber ich ſchämte mich es ihr zu bekennen, daß ich zu dieſer Reiſe nicht vorbereitet ſey, und ſchützte Dienſtpflicht vor, indem ich meinen Schmerz darüber kund gab.

„Nein, das iſt's nicht; denn dafür hat man Mittel," ſprach ſie beleidigt; „es mangelt Ihnen die Neigung, länger mit uns zuſammen zu ſeyn."

Mit dieſen Worten drangen Thränen aus ihren wundervollen Augen. Um dieſe Sünde von mir abzuwälzen, geſtand ich endlich den wahren Grund meiner Weigerung.

„Nichts mehr, als das?" lächelte ſie, und klatſchte in die wunderſchönen Hände; „nun ſo werden Sie der Freundin erlauben, Ihnen für den

Augenblick ein kleines Darlehn anzubieten." Mit dieſen Worten hüpfte ſie zu ihrer Chatulle, nahm ein Netzchen mit Dukaten hervor und drückte es mir in die Hand.

Ich wollte Ausflüchte machen. Allein lächelnd legte ſie mir die kleine Hand auf den Mund, und ich mußte, um das holde Weſen nicht zu erzürnen, das Gold an mich nehmen.

Die Freude, nun noch länger mit ihr zuſammen zu ſeyn, das Opfer, das ſie dieſem Wunſche gebracht, hatten mein liebeverlangendes Herz mit tauſend Banden an ſie gefeſſelt, und ich wagte in dieſem Rauſche einen Kuß auf ihren ſchönen Mund zu drücken. Er ward mit Gluth zurückgegeben, denn ſüdliches Blut rann in ihren Adern.

„Liebſt Du mich, theure Seraphine?" flüſterte ich zitternd und bebend.

„Fühlſt Du es nicht, mein Clemens?" ſtammelte ſie unter Küſſen. Mund an Mund, Herz an Herz gepreßt, flohen die Stunden wie Minuten.

Nach Mitternacht erſt ſchlich ich mich in mein Zimmer, ich hatte nie empfundene Wonne genoſſen.

Kaum graute der Morgen, ſo hörte ich Seraphinens Bruder die Abreiſe betreiben und die Geliebte im Zimmer umhergehen. Bald darauf ſchob man den Wagen aus dem Thore, und das Wiehern der Pferde ſagte mir, daß Alles zur Abfahrt bereit ſey.

Mit welchen Gefühlen ſaß ich dem Engel gegenüber — das zu beſchreiben fehlen mir Worte; — wir waren ſelig, uns jede Minute ein Zeichen der Liebe geben zu können! —

Unter ſolchen Genüſſen waren wir in Livan ſchon angekommen, als wir uns noch ferne glaubten.

„Lieber Clemens," ſprach am andern Morgen Seraphine, ſich aus meinen ſie umſchlingenden Armen windend, „unſere Stunde hat geſchlagen, wir müſſen uns trennen!"

Gott! ich konnte ſie nicht laſſen. Unter tauſend Küſſen bat ich ſie noch um einen Tag.

„Sey ein Mann, Clemens!" ſprach ſie, mich ſanft zurückdrängend. „Die eiſerne Nothwendigkeit gebietet, ich muß Dich zu Deiner Pflicht zurückführen, da ich es war, die ſie Dir vergeſſen machte. Glaube mir, auch mein Herz bricht;

dennoch ſehe ich Dich gefaßt ſcheiden. Wandle die Bahn, die Du Dir vorgezeichnet haſt; das Ende derſelben wird uns vereinen, und unſer Wiederſehen wird wonnevoll ſeyn."

Der bittere Kelch der Trennung war geleert. Ich gab ſchnell meine Bagage zur Poſt, und ging mit blutendem Herzen den anmuthigen Weg, der zwiſchen Gebüſch und Wieſen zu meiner Garniſon führte.

Der Herr Major empfing mich ziemlich unzufrieden. „Sie ſind ſehr lange geblieben, Fähndrich," herrſchte er mich muſternd an, „haben in Ihrer alten Garniſon dumme Streiche gemacht, bei mir darf dergleichen nicht vorfallen, Herr von Poll! noch einen ähnlichen, und ich melde Sie dem Fürſten."

Damit drehte er ſich raſch um, und ich fühlte die Röthe des Zorns auf den Wangen brennen.

Zum Erſtenmal in meinem Leben verwünſchte ich die Feſſeln des Soldatenſtandes, und beſchloß in meinem Aerger, hier mit keinem Menſchen in Verkehr zu treten und nur den ſüßen Erinnerungen längſt und jüngſt verfloſſener Zeiten zu leben. Meine Flöte war jetzt meine treue Begleiterin; durch ſie ſprach ich zu der fernen Geliebten, durch ſie ſuchte ich mir die Freuden der Geſelligkeit zu erſetzen.

Aber der Menſch bleibt Menſch. Die Eingezogenheit, die ich mir auferlegte, begann mich zu ermüden, und ich fühlte, daß ich den Verkehr mit Andern doch nicht ganz miſſen könnte.

Wer konnte mir es auch verdenken, — einem jungen Manne von kaum 22 Jahren, der eben erſt die Freuden des Lebens zu koſten angefangen und noch obendrein Militair iſt. Doch feſtem Willen iſt Alles möglich. Ich machte es mir, ſo ſchwer es mir auch wurde, zur heiligſten Pflicht, meine Gelübde gegen Seraphinen zu erfüllen, ihr treu in jedem Sinne des Worts zu ſeyn, und ward deshalb nicht ſelten das Stichblatt meiner Kameraden, weil ich im erſten Halbjahre mein Zimmer außer der Dienſtzeit ſelten verließ.

Meine Zeichnungen, meine Bücher gaben mir die ſchönſte Unterhaltung. Ich ward jetzt das, wozu weder mein Vater, noch der Profeſſor mich durch Bitten und Drohungen bringen konnten — ein eifriger Geometer. Kordchen würde, hätte ſie jetzt meine Arbeiten geſehen, gewiß ihre Freude an ihrem Schüler gehabt haben.

Es war ein ſtürmiſcher, unfreundlicher Morgen. Vertieft ſaß ich unter meinen Papieren und verwünſchte, daß ich heute nicht ungeſtört über meiner Arbeit bleiben konnte. Doch die Pflicht rief mich zur Parade.

Kaum angelangt ſah ich den Poſtboten hie und da erſehnte und verwünſchte Briefe abgeben, bis er endlich auch mir einen überreichte.

Ich betrachtete Adreſſe und Petſchaft; aber mochte ich ſinnen, wie ich wollte, ich kannte keines von Beiden.

Raſch öffnete ich den Brief. Herr Meyer Wolff in Dallhauſen meldete mir unter tauſend Gratulationen, daß Nr. 10,370 50,000 blanke Thaler gewonnen habe, und fragte an, auf welchem Wege ich das Geld zu empfangen wünſche.

Ich ſtand verſteinert da. So hatte meine kleine Sibylle doch recht gehabt. Vor einer Stunde der ärmſte Schächer und jetzt ein kleiner Kröſus.

Ich hatte Mühe, den Eindruck des Briefes meinen Kameraden zu verbergen, und eilte innerlich trunken vor Freude auf mein Stübchen.

„Seraphine,“ jauchzte mein Herz, „fühlſt Du denn jetzt nicht die Nähe des Geliebten, die Nähe unſerer Vereinigung!“ Ich entwarf im Nu tauſend Pläne, wie ich zu ihr eilen und ihr von unſerm Glücke Kunde geben wollte, verwarf aber dann Alles wieder und dachte: Guter Rath kommt über Nacht.

Einige Bekannte mochten, als ich den Brief auf der Straße erhielt, doch auch einen Blick mit hineingeworfen haben, denn nach einer halben Stunde ſchon war meine Stube von Gratulanten erfüllt, die früher von dem armen Fähndrich nicht viel Notiz genommen hatten, jetzt aber ſich plötzlich unter die Zahl der intimſten Freunde rechneten und mit mit Rath und That an die Hand gehen wollten, wie ich meine Schätze mit Anſtand unter die Leute bringen könne.

Mochte ich nun betheuern, daß von dem Gewinne nur der kleinſte Theil mir gehöre und ich deshalb ſogleich abreiſen müſſe, um der Familie, deren Eigenthum das Loos ſey, ihr Glück zu verkünden, man glaubte mir es nicht, ſondern ging drohend und kopfſchüttelnd von dannen. Ich aber nahm Urlaub und eilte ſogleich nach Dalſhauſen.

Mein erſter Gang war nach der Höhle bemeldeten Wolfs. Ich fand ihn richtig, zeigte ihm mein Loos, und unter tauſend Bücklingen ward es von ihm als das Glücksloos anerkannt.

Mein zweiter war zu meiner freundlichen Glücksprophetin. Freudig ſprang Minchen mir entgegen. Mit Herzlichkeit empfing mich die Mutter, die keine Ahnung hatte, was mich hieher und in ihre Wohnung trieb.

„Unſer Glück, liebe Madame," begann ich, nachdem ich das kleine Lockenköpfchen, an welches mich, Gott weiß, welche geheime Kraft zog, recht herzlich abgeküßt hatte, „iſt gemacht. Hier," und dabei zog ich das Loos aus der Taſche, „das Glücksblättchen, das uns Beiden ein ſorgenfreies Leben bereitet. Funfzigtauſend Thaler, Mütterchen! Was ſagen Sie dazu?"

„Das ſey ferne von mir!" rief Madame Soltau; „Ihnen allein war es vom Glück beſchieden. Wollen Sie aber für uns etwas thun, ſo nehme ich es mit Dank an. Theilen aber kann und werde ich nie.“

Das war eine komiſche Frau. Ich mochte ihr's vorſtellen, von welcher Seite ich wollte, ſie blieb bei ihrer Meinung. Es half nichts, ich mußte hier handelnd eingreifen.

Die Sache war mit Hülfe meines Herrn Poſtmeiſters bald ganz admirabel abgemacht. Ich ſetzte Madame Soltau zu ihrer beſſern Einrichtung 1000 Thaler aus und ſicherte ihr dann eine jährliche Leibrente von 300 Thalern, im Fall ich aber ſtürbe, ein Capital von 10,000 Thalern zur eigenen Dispoſition.

Wilhelminen, die Stifterin unſers Glücks, bedachte ich mit einem Heirathsgut von 6000 Thalern, was ſich durch die Zinſen noch vermehrte; und ſo glaubte ich als Ehrenmann gehandelt zu haben.

Ich war froh, als ich das Geſchäft zu Ende gebracht hatte. Mein Herz zog mich mit magiſcher Gewalt zu Seraphinen.

Ohne von Madame Soltau, deren Widerſpruch ich nur erwarten konnte, Abſchied zu nehmen, übergab ich meinem ehrlichen Poſtmeiſter die Schenkungsacte zur weitern Vollziehung, und eilte auf Flügeln der Liebe nach Livan.

An einem dunkeln, trüben, regneriſchen Abend kam ich dort an. Hoch klopfte mein Herz vom Verlangen, die Geliebte wiederzuſehen.

Kaum aus dem Wagen geſtiegen, erkundigte ich mich nach der Wohnung der Signora Tybaldy. Man nannte ſie mir. Gott weiß, mir wurde auf einmal zu Muthe, als wenn mir ein großes Unglück bevorſtünde. Ich eilte die Treppe hinauf und klopfte an eine Thür. Leiſe wurde dieſe geöffnet, und eine Mädchenſtimme fragte, ohne mich hineinzulaſſen, wer ich ſey und was ich wollr.

Ich nannte meinen Namen. Der aber ſchien dem Mädchen fremd zu ſeyn, und leiſe erwiederte ſie: „Madame ſind krank und können keinen Menſchen ſprechen.“

„Um Gotteswillen,“ rief ich, „krank? Was fehlt ihr?“

Das Mädchen zögerte zu antworten, und drückte die Thür ſanft, aber feſt wieder zu. Ich öffnete ſie dennoch leiſe, um die Kranke nicht zu ſtören, und ſah das Zimmer nur ſparſam erhellt.

Das Mädchen mochte mich aber doch gemeldet haben, denn hinter der Gardine hörte ich die Worte: „Laß ihn nur kommen."

Die Dienerin winkte mir. „Mein Herr," bat ſie, „erſchrecken Sie nicht."

Ich näherte mich dem Bette.

O Gott, was mußte ich ſehen! Meine arme Seraphine, das Engelsgeſichtchen, hatten Pocken auf die entſetzlichſte Art bis zur Unkenntlichkeit entſtellt. Die großen, ſchönen, ſonſt ſo feurigen Augen waren tief verſchwollen, und das ganze Geſicht hatte jede Spur von Schönheit verloren.

„Ach, ich Sünder!" flüſterte die Stimme in mir, als ich mich faſt mit Grauen und betroffen von der Jammergeſtalt abwendete.

„Gott, wie finde ich Dich, theure Seraphine!" ſprach ich mit vor Erſchütterung ſchwankender Stimme, und nahm vor ihrem Bette Platz.

„Wie Du ſiehſt, mein Freund, bin ich von einer gräulichen Krankheit erfaßt. Verlaſſen, von Allen betrogen, ſehe ich mit Ruhe meiner Auflöſung entgegen. Gott ſey Dank, daß ich den Glauben an Dich mit in jene Welt hinüber nehmen kann."

Nachdem ſie dieſe Worte nicht ohne Anſtrengung geſprochen, ſchloß ſie die Augen und beantwortete keine meiner Fragen mehr.

Mein Gott! das ſchöne, blühende Weib, wer hatte ihre Seele in dieſen Zuſtand verſetzt?

Morgen vielleicht ſpricht ſie, tröſtete ich mich, und band dem Mädchen die größte Sorge für ſie auf die Seele.

Da zuckte dieſe bedenklich mit der Achſel.

„Fehlt es vielleicht an irgend Etwas, liebes Kind?“ fragte ich leiſe.

„Ach Gott, an Allem!“ erwiederte ſie. „Seit vier Tagen, wo gerade Herr Urbani, der Bruder der Madame, bei ihr wachte, fehlt die Caſſette. Herr Urbani ſind ſeit jener Zeit auch fort, und wie man vermuthet, iſt jene ſeine Reiſegefährtin geworden. Nur vier Goldſtücke hat er zurückgelaſſen. Madame hat während dieſer Zeit faſt ohne Beſinnung gelegen, und unſer Geld iſt bis auf einen Thaler ausgegeben.“

„Gott ſey Dank! ſo komme ich zu rechter Zeit,“ rief ich, meine Börſe dem Mädchen gebend. „Hier iſt mehr als nothwendig; beſorge Alles. Nimm Wärterinnen, Diener, die beſten Aerzte an.

Nur gleich! lauf, beſorge geſchwind das Nöthigſte! Ich werde einſtweilen hier bleiben."

Es war Alles Wahrheit, was das Mädchen geſagt hatte, das erfuhr ich des andern Tages.

Seraphine war etwas beſſer. Meine Nähe, meine Sorge, der Ueberfluß, der ihr jetzt fühlbar wurde, Alles hatte einen wohlthätigen Einfluß auf ihre Geſundheit. Freundlich blinzelte ſie mir, ſo gut es nur gehen wollte, entgegen, reichte mir das mit Pocken bedeckte Händchen und flüſterte: „Ja, ja, Clemens, Du kamſt zur rechten Stunde, ohne Dich war ich verloren."

Die arme Seraphine! Unglück aller Art hatte ſeit unſerer Trennung die Arme unaufhörlich verfolgt. Der markirten Phyſiognomie des Italieners traute ich nie Gutes zu. Ich wollte ihn ſofort durch Steckbriefe verfolgen laſſen. Allein dawider ſtritt die Schweſter mit aller Macht. „Laß ihn, Clemens," bat ſie. „Für den Augenblick biſt Du meine Stütze, und wenn mir Gott das Leben ſchenkt, ſo wird mein Geſang und meine Harfe das Geraubte bald erſetzen. Ich ſehe jetzt mit Ruhe der Zukunft entgegen."

„Die Dir, gute Seraphine, geſichert ſeyn ſoll,“ gelobte ich feierlich, und erzählte ihr nun von meinem Glücksfalle.

Betend faltete die Kranke die Hände. „Der Himmel hat Alles gut gemacht,“ flüſterte ſie, „Und wie haſt Du denn Deine Schätze verwendet?“

Ich ſagte ihr Alles.

„Das iſt gerecht und gut,“ lispelte ſie beifällig. „Aber willſt Du noch länger die Feſſeln eines Standes ertragen, den Du ſelbſt nicht liebſt, da Dein Vermögen Dich jetzt in den Stand ſetzt, Dir und Deinen Freunden zu leben.“

O wie recht hatte ſie! Die drückenden Formen des Dienſtes, die roſenfarbenen Launen der Vorgeſetzten, die aufrichtige Zuneigung der Kameraden, alles dieß beſtimmte mich, dem Vorſchlage Gehör zu geben.

„Du haſt Recht, Seraphine, ich will mit dem, was mir Gott gegeben, ſorgenlos und frei leben, und ich werde, da ich Deine Geneſung fortſchreiten ſehe, eilen, um meinen Abſchied zu erhalten.“

Sie billigte nicht allein, ſondern betrieb dieſen Entſchluß.

Ich hinterließ der guten Seraphine meine Schuld und das Dreifache, und ihre Segnungen begleiteten meine Schritte. Aber meine glühende Liebe war durch dieſe Metamorphoſe zur ruhigen Freundſchaft geworden.

7.

Der Menſch denkt, Gott lenkt. Alles in der Garniſon war voller Leben. Die Soldaten ſtolzirten in neuen Uniformen, die Offiziere galloppirten auf eben gelieferten Pferden, die Beurlaubten exercirten Tag und Nacht, Pulverkarren und Munitionswagen rollten unaufhörlich durch die Straßen, und ſelbſt die liebe Jugend ſang mit durchdringender Stimme: „Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben ꝛc. Dieſer aber wurde von Sansculots und Jacobinern bedroht, und unſer Fürſt mußte zu der großen Armee, welche jene vernichten ſollte, auch Mannſchaften ſtellen.

Jubelnd empfingen mich die Kameraden, von Kampf und Sieg, von Lorbeeren und Beute träumte ein Jeder, und auch ich ward durch den allgemeinen Schwindel mit fortgeriſſen.

Mein Vorſatz war unter dieſen Umſtänden nicht mehr ausführbar. Ich ſchrieb Seraphinen, daß die Ehre erfordere fortzudienen, wieß ihr ein ſicheres Einkommen an, bat ſie, zu Madame Soltau zu ziehen, und ſang lauter als irgend Jemand: „Am Rhein, am Rhein!“

An einem herrlichen Sommertage traten wir unſern Marſch zu dem Lande der Reben an. Es war ein wahrer Feſtzug; denn wohin wir kamen, wurden wir gleich Siegern empfangen.

Plötzlich aber kam Ordre ſtehen zu bleiben. Zum Glück war's ein niedliches Städtchen, in welchem wir dieſen Befehl erhielten und daſſelbe occupirten.

„Herrlich, herrlich!“ rief Alles auf der Parade, als der Zettelträger zum heutigen Theater einlud.

Gott weiß, was für ein Feenmährchen gegeben wurde, ſo viel iſt aber gewiß, daß im zweiten Akte plötzlich — von Neuem ſchlug die halb erloſchene Flamme hoch empor, denn doppelt ſchön erſchien ſie mir heute — meine verlorene Wallow als Fee aus den Wolken herniederſchwebte.

Ich konnte mich nicht halten. Ich ſtürmte auf's Theater und fragte, ob die Fee Wallow hieße, aber kein Menſch achtete darauf. Alles war zu beſchäftigt, und keines Zettels konnte ich mehr habhaft werden.

Die Scene war geendet, und in dieſem Augenblicke eilte ſie eine Treppe hinauf. Ich ihr nach. Eben ſtellte ſie ſich in eine Art von Gondel, um herabzuſchweben.

„Liebe, gute Marie!“ rief ich außer mir, und war mit einem Satze bei ihr.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ grollte ſie mich an, „fort, fort!“

Das „Fort!“ mogten die Leute, welche die Leine hielten, für das Zeichen gehalten haben — ganz mal à propos ließen ſie los. Ein Rückſprung war nicht mehr möglich, und unter dem donnernden Jubelgeſchrei meiner Kameraden: „Poll, ach Poll!“ unter Verwünſchung des wie beſeſſen hinter den Couliſſen umherſpringenden Directors, unter Flüchen von meiner Seite, da ich jetzt beim vollen Scheine des Lichts meinen Irrthum gewahr wurde und eine wildfremde Dame im Arme hielt, kam ich langſam zur Erde nieder. Mit einem

Satze aber war ich von der Bühne und zum Theater hinaus, und glaubte mich nun auf ewige Zeiten von meiner Leidenſchaft zu Künſtlerinnen geheilt.

8.

Unſere ſiegreichen Fahnen drangen bis an den Rhein vor, ohne einen Feind geſehen zu haben. Wir kamen bis Mainz; aber hier hieß es: Hic haeret aqua, denn die republikaniſchen Kanonen zeigten uns ſo grimmige Geſichter, daß uns angſt und bange wurde.

Das Glück hatte mich zu einem recht humanen Gutsbeſitzer geführt, in deſſen Villa es ſich nach den ausgeſtandenen Strapazen auf dem Vorpoſten herrlich leben ließ.

Die Familie war eine der angeſehenſten des Landes, jedoch die Meinung der Mitglieder derſelben getheilt. Der Hausherr war ein wahrer Deutſcher, der unſern Waffen den glücklichſten Erfolg wünſchte und unſere Gegner Räuberhorden ohne Religion, ohne Ehre, nannte. Fräulein Clärchen dagegen war eine Dichterin, die auf den

Flügeln des Pegaſus in den Regionen hoher Begeiſterung die Heldenthaten der Franzoſen in Dithyramben beſang, ohne zu bedenken, daß ihre Lieblinge in ihrer Begeiſterung für Freiheit und Gleichheit Alles nahmen, was nicht wand-, band-, niet- und nagelfeſt war, und ſomit ſelbſt die Ungleichheit hervorbrachten, welcher ſie, ihren Grundſätzen nach, ſteuern wollten, obſchon ſie faſt mit eigenen Augen ſah, daß die Heldenthaten der großen Nation, die die Knechtſchaft zerſtören und die Freiheit verkünden wollte, nur Unglück und Elend über die glücklichen Provinzen brachten.

Zum Zeichen ihrer Anhänglichkeit und zum größten Aerger des Bruders trug ſie ſtets ein dreifarbiges Band um den Leib, declamirte mit Pathos das Ça ira, hatte es ſogar ins Deutſche überſetzt, und fand ihr größtes Vergnügen darin, ihren Bruder durch dieſe Melodie zu ärgern.

Uebrigens war Clärchen ein liebes, gutes Mädchen, die den Nothleidenden gerne half, mit vollen Händen den Armen gab und keinen Bittenden unbeſchenkt fortgehen ließ. Nur ihre unglückliche Francomanie ließ ſich weder durch des Bruders Heftigkeit noch durch Vorſtellung vertilgen. Sie blieb, feſt bei ihrer Meinung, eine hartnäckige Republikanerin.

Aber bei allem Haſſe gegen Alles, was deutſch war, hatte ich doch bei ihr ein Steinchen im Brete. Clärchens Auge ruhte manchmal mit recht antheilvollen Blicken auf mir, und es ſchien, als ob das junge deutſche Blut ihr jammere, das einſt über kurz oder lang ihren Abgöttern zur Beute werden würde.

Ich kam, es waren etwa 14 Tage nachher, zeitiger als gewöhnlich von einem am Maine gelegenen Poſten, durch Einrücken badiſcher Truppen in unſere Poſition abgelöſt, kurz vor Abend mit meinen ermüdeten Kriegern zurück.

Clärchen begegnete mir auf der Treppe. Sie erſchrak ſichtbar, verfärbte ſich und rief: „Mein Gott, ich dachte, Sie würden erſt übermorgen abgelöſt?“

„Ich komme Ihnen wohl nicht gelegen, theures Fräulein?“ fragte ich lächelnd.

„Kann wohl ſeyn,“ ſcherzte ſie, allein man konnte ihr den Zwang aus den Augen leſen.

Nachdenkend, was ſie vorhabe, ging ich auf mein Zimmer, ſteckte mir eine Pfeife an, aber, Gott weiß, der Tabak wollte mir heute nicht ſchmecken, ich konnte mich einer unnennbaren Angſt nicht erwehren. Um dieſe noch zu verſtärken, bedeckte ein trüber, dunkler Abend die Erde; kein Sternchen flimmerte, und der Regen ſtürzte jetzt in Strömen vom Himmel.

Ich ward zum Nachtbrod gerufen. Der Rheinwein that zwar ſeine Wirkung, allein zu einem lebhaften Geſpräche kam es dennoch nicht, ſo ſehr der Hausherr ſich auch bemühte.

Eben wollte ich mich unter dem Vorwande der Müdigkeit entfernen, um die Wachen zu verdoppeln, als ein wüſtes Geſchrei: „Avance, avance, an bas les sacres Allemands!“ vom Hofe heraufſcholl.

Meine Ahnung, meine unglückliche Ahnung hatte mich nicht betrogen. Ich ſprang in der Beſtürzung nach meinem Säbel und eilte zur Thür hinaus, um wenigſtens einige Leute zu ſammeln und mein Leben ſo theuer wie möglich zu verkaufen, als mein Unteroffizier mit einer weitklaffenden Wunde hereinſtürzte und mich gewaltſam zurückdrängte. „Alles verloren, Herr Lieutenant!“ rief er. „Unſere Leute ſind zuſammengehauen, und auf dem Fuße folgt mir der Feind.“

Ich ſtutzte einen Augenblick. Doch mich durchzuhauen oder zu ſterben war mein feſter Entſchluß.

Da trat Clärchen, ein rettender Engel, zu mir. „Um Gotteswillen nicht dort hinaus!“ rief ſie, eine Tapetenthür öffnend, während die ruchloſe Bande ſich ſchon auf der Treppe hören ließ, und ſchob ihren Bruder und den verwundeten Unteroffizier hinein, mit dem Bedeuten, durch den Weinkeller in den kleinen Nebenverſchlag zu gehen. „Dort findet Euch kein Menſch,“ rief ſie Beiden tröſtend zu.

„Und wo bleiben Sie, Fräulein?“ fragte ich.

„Ich bleibe hier,“ rief ſie und trieb mich gewaltſam den Fliehenden nach. Da fiel draußen ein Schuß, und die Kugel ſchlug in die Decke ein.

Ich ſah es ſelbſt, unter dieſen Umſtänden war keine Zeit zu verlieren. Was hätte es auch gefrommt, hier nutzlos mein Leben aufzuopfern; alſo nur hinunter in den bergenden Verſteck.

Unſere Lage war wahrhaftig nicht neidenswerth. Bald hörten wir die Verfolger in der Nähe. Ein Glück für uns, daß der vorgefundene Wein ihre ganze Thatkraft in Anſpruch nahm. Unter fürchterlichen Liedern verſammelte ſich der Chorus um die vollen Tonnen, während wir zuſammengepreßt in einem dunklen, feuchten Verſtecke von allen Qualen der Todesfurcht heimgeſucht wurden. Wir wagten kaum zu athmen.

Endlich, es mogte nach meiner Kopfuhr wohl Abend werden, war es ruhig neben uns; kein Menſch ſchien mehr im Keller zu ſeyn. Vorſichtig öffnete ich unſern Verſteck. Ich ſchlich leiſe vorwärts. Alles war naß um mich her. Wahrhaftig, die Sünder hatten den edlen Rebenſaft in den Sand fließen laſſen! Plötzlich ſtolperte ich über etwas. Ich fühlte ſchnell hin — es war ein Menſch; gewiß ein Betrunkener.

Ich wagte mich die Treppe hinauf. Blut war gefloſſen, Tod und Verderben hatten hier gehauſt; ſinnlos hatte der Feind gewüthet. Zertrümmerte Spiegel, Tiſche, Stühle, abgeriſſene Tapeten und Gardinen lagen bunt durch einander. Der Wind pfiff durch die zerſchlagenen Fenſter. Nur dann und wann warf der Mond aus dunklen Wolken einen Blick auf dieſe Zerſtörung.

Behutſam näherte ich mich dem Souterrain.

Auch hier Alles ausgeſtorben —; keine menſchliche Seele war zu erblicken. Ich durchſuchte alle Gemächer; unglücklicher Weiſe war nirgends Licht zu finden.

Endlich wagte ich mich ins Freie. „Gott ſey Dank!“ dachte ich, denn eben kam Jemand durch den Hof geſchlichen. Durch die Bäume gedeckt ging ich dem Kommenden entgegen und erkannte den alten Diener des Hauſes.

„Wo kommſt Du her, Soſſo?“ rief ich.

Der arme Kerl zitterte am ganzen Leibe. „Herr Jeſulein,“ rief er, „ſind Sie nicht todt, Herr Lieutenant?“

„Wie Du ſiehſt, lebe ich noch,“ lachte ich. „Sage mir aber zuvörderſt, wo iſt das Fräulein?“

Ja, das wußte der Alte auch nicht. Er hatte ſich beim erſten Anlaufe auf den Heuboden verſteckt und Hunger und Durſt hatten ihn jetzt herabgetrieben. Auf ſeinem Verſtecke hatte er nur gehört, daß gegen Morgen fremde Truppen angekommen wären, daß ein Mordgeſchrei entſtanden ſey und die Kugeln hageldick, einige ſogar hinauf zu ihm geflogen wären, daß er aber ſeinen Kopf wie der Vogel Strauß tief in das Heu verſteckt, und darüber in der Angſt ſeines Herzens ſanft entſchlafen ſey.

Meine Leidensgefährten im Keller zu Tage zu fördern war meine erſte Sorge. Zum Glück wußte Goſſo Licht zu finden, und nun konnte ich die Scene des Greuels erſt recht beſehen. Raub und Plünderung grinſeten mir aus jedem Winkel entgegen.

Mein Bataillon hatte ſich zurückgezogen; es aufzuſuchen war mir heilige Pflicht.

Als ich nach allen dieſen Vorfällen bei demſelben anlangte, verfolgten mich meine Kameraden mit zweideutigen Blicken, was mir tief in die Seele ſchnitt.

Endlich kam der Major, und das Examen begann.

Der Teufel hatte ſein Spiel gehabt; mein Unteroffizier hatte in der Angſt ſeiner Wunden in einer kleinen Patrouille ein ganzes Bataillon erblickt. Keineswegeſ war meine Mannſchaft niedergehauen, ſondern hatte ſich ohne Führer retirirt. Schlagluſtig war ſie aber mit einem andern Offizier zurückgekehrt und hatte mit einem luſtigen

Hurrah die Plünderer angegriffen und in die Flucht geſchlagen.

„Wo ſind Sie in den zwei Tagen geweſen, Herr Fähndrich? und was haben Sie,“ fuhr er mit Strenge fort, „in dieſer Zeit für's Vaterland gethan?“

Eine Feuerröthe überflog mich. „Mich in den Keller verſteckt,“ konnte ich doch nicht ſagen; ich ſchob alſo Alles auf den ſinnloſen Unteroffizier.

Mit ſpöttiſchen Mienen ſtanden die Kameraden um mich her.

Endlich brach der Major das Schweigen. „Ihre Schuld liegt am Tage,“ fuhr er ernſthaft fort. „Beinahe hätten Sie eine Menge braver Jungens durch ihre Leichtgläubigkeit — mich des gelindeſten Ausdrucks zu bedienen — aufgeopfert. Adjutant, nehmen Sie ihm den Säbel ab und führen Sie ihn auf die Wache!“

Das war ein Donnerſchlag für mich. Zermalmt folgte ich meinem hohnlächelnden Begleiter.

9.

Mit klopfendem Herzen erſchien ich vor dem Kriegsgericht. Nach peinlich verlebten acht Tagen erhielt ich die Sentenz. Die Furcht iſt ſtets der Uebel gröſſtes; um mir dieſelbe zu benehmen, ſchickte man mich ein halbes Jährchen auf die Feſtung.

Meine Abreiſe war auf den dritten Tag beſtimmt; allein das Schickſal hatte es beſſer mit mir beſchloſſen.

Es war ein dunkler, kalter Abend; der Hagel ſchlug laut und dicht an die kleinen Fenſter der Hauptwache; vom Sturm getrieben ſchlugen Thore und Thüren heftig in die Angeln; Ziegel ſtürzten von den Dächern und die Laternen drohten zu verlöſchen. Ich ſaß bei einer dunkelbrennenden Lampe auf meinem Feldbette und las „Knigge's Umgang mit Menſchen," als draußen plötzlich mit dem gewaltigen Sturme Schuß auf Schuß um die Wette ſich miſchte. Immer näher kam das Schlachtgetümmel, die Trommeln wirbelten durch die Luft; man fuhr jetzt das Geſchütz bei meinem Gefängniß vorüber, und die Kanonade begann. Alles hatte zu den Waffen gegriffen, ſo gar die Schildwache war nicht auf ihrem Poſten.

„Fortuna juvat audaces!“ dachte ich endlich, ſtemmte mich gegen den morſchen Fenſterrahmen, er brach und im Nu war ich auf der Straße.

Jubelnd begrüßte ich die Freiheit, jauchzte, daß der Himmel mir Gelegenheit gab, den Flecken meiner Ehre zu repariren, und flog kampfluſtig nach dem Schlachtgetümmel.

Der Blitz des Geſchützes leitete mich. Aber Gott im Himmel, jetzt erſt bedachte ich, daß ich ohne Waffen war. Doch ein Leichnam, über den ich faſt geſtürzt wäre, half mir aus dieſer Noth.

Schnell wand ich ihm das Gewehr aus der krampfhaft geſchloſſenen Rechten und ſtellte mich in die Reihen der Kämpfenden.

Plötzlich röthete ſich der Himmel, ein Feuerſtrahl wirbelte am Horizont empor und erleuchtete die Gegend und den Schauplatz eines nächtlichen mörderiſchen Kampfes.

Ein wehklagendes Geſchrei erhob ſich in meiner Nähe; ein weibliches Geſchöpf rang mit zwei franzöſiſchen Soldaten, ſtieß ſie auf Momente von ſich, eilte eine kurze Strecke des Weges, warf aber immer wieder von Jenen ergriffen. Jetzt ſah ich deutlich, daß ihre Kräfte erſchöpft und ſie eine Beute der Böſewichter werden würde, wenn ich mich nicht zu ihrem Retter aufwarf.

„Verfluchte, Ehrenräuber,“ rief ich, „laßt ab von dem Mädchen!“

„**Sacre Allemand**!“ ſchrien ſie im Chor, und der Eine ſprang beherzt auf mich zu. In dieſem Augenblicke aber brannte ich mein Gewehr ab. Das Blei hatte gut getroffen, entſeelt lag der Wütherich am Boden. Der Andere wollte ſeinen Kameraden rächen und ließ von ſeiner Beute ab. Aber ein zweiter eben ſo glücklicher Schuß vereitelte ſeinen Plan.

Jetzt erhob ich die von der Anſtrengung kraftlos daliegende Schöne, wirklich ein höchſt intereſſantes Geſicht, von zierlicher Taille. Ihr Benehmen, ihre Kleidung, Alles verkündete, daß ſie von guter Familie ſey.

„Wo ſoll ich Sie hinbringen?“ fragte ich die Erſchöpfte, mein Gewehr von Neuem ladend.

„O Gott!“ ſtammelte ſie, „ich habe keine Heimath mehr. Dort brennt unſer Haus. Ich Unglückliche weiß nicht, wo mein Vater geblieben iſt. Jene ſchändlichen Barbaren riſſen mich aus des Geliebten Armen, verwundeten ihn, raubten uns Alles und ſchleppten mich mit ſich fort. Da ſandte Gott mir einen Retter in Ihnen. Verlaſſen Sie mich nicht!“ bat ſie unter tauſend Thränen.

„Nun vielleicht finden wir doch einen Bekannten,“ tröſtete ich, „ich werde Sie ſchützen, bis Sie in Sicherheit ſind.“

Durch dieſe Worte beruhigt folgte mir das arme Geſchöpf. Im Gehen erfuhr ich, daß ſie Johanne Schaupe heiße und ihr Vater Weinpächter ſey. Sie war Sängerin beim Theater in Frankfurt, und zum Beſuche bei ihrem Vater mußte ſie jetzt ſolches Herzeleid erfahren. „Alſo doch wieder eine Künſtlerin!“ dachte ich bei mir ſelbſt.

Wir kamen jetzt zu dem brennenden Hauſe. Eine Menge Menſchen war mit Löſchen beſchäftigt. Aber eben zog man zwei Leichname unter dem Schutte hervor.

„Gott im Himmel,“ rief das Mädchen, „mein Vater, mein Geliebter!“ Der Schmerz hatte den wohlthätigen Thränenquell verſiegt; ohne Klagen warf ſich die Aermſte über die theuren Todten, ſprang dann mit bewunderungswürdiger Kraft plötzlich auf und rief wie im Wahnſinn: „Auf, zur Rache!“ Kein Zureden half. Meine Amazone riß mich gewaltſam fort.

Das Glück wollte mir wohl. Einige hundert Schritte davon begegnete ich mehreren Flüchtlingen.

„Halt, wohin?“ rief ich ihnen entgegen.

„Alles verloren!“ ſchrien ſie. „Retten wir uns, der Feind hat uns umgangen!“

„Feige Memmen, kehrt!“ commandirte ich.

Allgemeines Gemurmel erhob ſich. „Was hat Der uns zu befehlen?“ hörte ich Einen ſprechen. „Kommt, Brüder, laßt uns gehen!“

„Der Erſte,“ drohte ich, zum Aeußerſten entſchloſſen, „der nicht ſogleich auf mein Commando hört, wird vor den Kopf geſchoſſen!“ und ſpannte den Hahn.

Dieſe kräftige Alternative hatte geholfen, noch mehr aber die Begeiſterung der Jungfrau, die immer ihren Ruf zur Rache von Neuem ertönen ließ und ſich ſo ziemlich bewaffnet hatte.

Mein Haufen wuchs mit jedem Schritte. Ich ordnete, ſo gut es gehen wollte, die bunte Schaar. Meine Sängerin, eine zweite Johanne d'Arc mit ihrem Flamberg voran, zogen wir dem großen Schlachtgetümmel bei Hochheim zu. Ein ſchreckliches Gemälde ſtellte ſich unſern Augen dar. Zerriſſene Körper, erſchoſſene Roſſe, demontirte Geſchütze, Alles lag durch einander. Von allen Seiten ſtürmten Trommeln, ſchrien Anführer, fielen Schüſſe und der Tod hielt eine reichliche Ernte.

Meine Schaar war bis auf 100 Mann aller Truppengattungen und aller Nationen angewachſen. Ich ließ einen Augenblick halten, belobte und ermahnte ſie durch eine kurze Rede und überſah gleich, was zu thun ſey.

Die Pointe des Kampfes ſchien mir ein vor uns liegendes Dorf zu ſeyn, durch welches eine Hauptſtraße führte. Es ſchien ſchwach beſetzt und unſere Leute vertheidigten es auf das Aeußerſte; die Franzmänner ſtürmten mit Uebermacht.

„Kein Laut!“ befahl ich leiſe, zog mich, durch die Nacht gedeckt, mit meinem Haufen hinter dem Dorfe herum und mit einem lauten Hurrah fiel ich dem Feinde in den Rücken, während die Andern zurückblieben, um, wenn es Noth wäre, ſogleich nachzurücken.

Schwache Mittel, nur zur rechten Zeit und am rechten Orte angebracht, können Wunder wirken. Der vielleicht zehnfach ſo ſtarke Feind glaubte ſich von einer bedeutenden Maſſe umgangen, ſah ſich verloren, wurde von einem paniſchen Schrecken ergriffen und zog ſich in wilder Flucht auf die Seite des Dorfes zurück, wo Johanne mit ihrem kampfluſtigen Häuflein ſtand.

Ohne Gegenwehr wurde Alles gefangen oder niedergeſtoßen. Ich hatte einen glänzenden Sieg errungen, wir ſammelten über 500 Flüchtlinge, und das heldenmüthige Mädchen focht tapfer an meiner Seite.

Meine kleine Schaar, ſo feig ſie ſich auch vorher benahm, hatte ſich wie Helden geſchlagen und war nicht wenig geſchmolzen. Der Feind zog ſich nach dieſem Ausgange in ſeine Verſchanzungen zurück, und ich ſtand mit den Gefangenen da und erwartete Befehle, wohin ſie gebracht werden ſollten.

Ein Adjutant ſprengte daher. „Ihren Namen und Ihren Charakter, mein Herr?" fragte er, „Wie kamen Sie zu dieſen Braven, und wer befehligte ſie zu dieſer meiſterhaften Umgehung?"

Mit kurzen Worten entdeckte ich ihm Alles.

„Ich rapportire ſogleich den Stand der Sache,“ antwortete er und ſprengte davon.

Bald kam der General, ein ehrwürdiger Greis, mit ſeiner Suite geritten. Der Adjutant zeigte mit der Hand auf mich.

Der General ritt heran. „Ich danke Ihnen im Namen des Königs,“ ſprach er, „Sie haben mit dieſem Häuflein ſich Ehre und Ruhm erworben, und durch ein zwar gewagtes Unternehmen mir Zeit verſchafft, friſche Truppen heranzuziehen, wodurch allein der Sieg erkämpft werden konnte. Vereinige ſich Jeder mit ſeinen Truppen, nachdem die Gefangenen abgegeben ſind. Sie rechnen auf eine würdige Belohnung. Aber wer iſt dieß Mädchen,“ fragte der Feldherr, „die verwundet von Ferne ſteht?“

Ich erzählte ihm das Schickſal deſſelben.

„Die Arme,“ bedauerte mitleidig der Würdige. „Was kann man für ſie thun? Laſſen Sie die Jungfrau einſtweilen irgendwo unterbringen,“ befahl er, „und ſorgen Sie für einen Wundarzt, ſie ſcheint gefährlich verwundet.“

Die Scharte in meiner Ehre war ausgewetzt.

Meiner Strafe wurde nicht mehr gedacht, und in einigen Wochen ward ich Adjutant beim General. Wir bekamen Ordre über den Rhein zu marſchiren. Ehe ich noch abreiſte beſuchte ich die arme Johanne, die ich glücklich in ein geſchontes Haus geborgen hatte.

Ihre Wunde war verharſcht, allein eine ſchreckliche Melancholie hatte ſich ihrer bemeiſtert. Starr vor ſich hin blickend, ſaß ſie da. Nur einen Augenblick ſchien bei meinem Anblick die Erinnerung wiederzukehren. Lächelnd ſtreckte ſie mir die Hand entgegen, verſank aber bald wieder in ihre Lethargie.

O die Arme war ſehr verlaſſen. Vater und Geliebter todt. Ihr Vermögen ein Raub der Flammen und das, was ihr geblieben, zu ihrem Lebensunterhalte nicht hinreichend.

Da kam mir der glückliche Gedanke bei. Fort mit ihr zu Madame Soltau, zu der ſtillen freundlichen Familie, und da ihre Geneſung erwartend.

Schnell beſorgte ich einen Wagen und eine Pflegerin, empfahl ſie der Madame Soltau aufs beſte und folgte meinen Truppen.

10.

Unſere Siegesjubel dauerten leider nicht lange. Nur bis Chalons blühten unſere Lorbeeren, von dort an pflückten die Franzmänner jedes Blättchen von unſern ruhmgekrönten Häuptern, und von den triumphirenden Feinden verfolgt, zogen wir durch die Champagne und dankten endlich unſerm Gott, als Vater Rhein die traurigen Ueberreſte der deutſchen Truppen wieder in ſeinen Schutz nahm. Unſer Fürſt ſchloß jetzt Frieden, und wir kehrten nach den heimiſchen Fluren zurück. Mit Blumenkränzen und Ehrenpforten wurden wir empfangen. Wie anders war es in der Champagne, wo wir, wenn wir die Dörfer paſſirten, mit Steinen das Geleite erhielten!

Der Fürſt empfing die **beaux restes** ſeiner großen Armee an der Spitze ſeiner Garden. Wir contraſtirten gewaltig gegen unſere Kameraden in der Garniſon. Dankbar erkannte der Erlauchte unſere Dienſte, und ließ uns drei Tage auf ſeine Koſten in der Reſidenz verpflegen; dann zog jeder in ſeine Garniſon.

Bei Hofe war großer Ball zur Feier der Heimgekehrten angeſagt. Ich hatte keine Luſt hinzugehen, denn dieſe ceremoniellen Vergnügen konnten mir nicht gefallen. Allein meine Pflicht als Adjutant machte es nöthig.

In Gedanken ſtand ich auf dem glänzenden Parquet und ſah mit krauſer Stirn in das bunte Gewühl. Auf einmal rauſchten die Flügelthüren und die Fürſtin mit ihren Damen trat herein.

Die Fürſtin war eine hohe, ſchlanke Geſtalt, weißgekleidet, aus deren Auge Güte und Milde ſtrahlte. Hinter ihr zwei Jungfrauen, eben ſo einfach, wie ſie, nur ohne Diadem.

Mit freundlicher Grazie verbeugte ſich die Fürſtin gegen die Verſammlung, die kleine gebrechliche Durchlaucht führte ſie zu ihrem Sitz, und das Orcheſter ſtimmte eine Polonoiſe an. Mein General eröffnete mit der durchlauchtigſten Frau den Reigen, der Fürſt folgte und die Hofſchranzen ſchloſſen ſich an.

Ich ſtand am Fenſter gelehnt und ſah dem Treiben zu. Nur eine Dame, es war die im Gefolge der Fürſtin feſſelte meine Aufmerkſamkeit.

Das liebliche Mädchen ſchwebte an der Hand ihres Tänzers wie eine arkadiſche Hirtin neben einem Faun daher.

Nein, dieſe Gegenſätze waren zu grell, ich mußte darüber lächeln.

„Kennen Sie,“ fragte ich einen neben mir ſtehenden Kammerherrn, „dieſe Dame im weißſeidenen Kleide an der Hand des Knochenmannes?“

„Fräulein von Sonnenberg,“ erwiederte er, „die Tochter des Kriegsdirectors. Ihr Tänzer iſt der Major Graf Palfi von der Garde. Beide ſind —“

Ich kam um die weitere Auskunft, denn die Fürſtin winkte und er eilte davon.

Fräulein von Sonnenberg, murmelte ich, und drängte mich etwas näher hinzu, um dieſen Phönix näher zu betrachten. In dieſem Augenblicke ſchwebte ſie vorüber. Ihr Handſchuh fiel zur Erde. Schnell ſprang ich zu und hob ihn auf. Der Satan führte im Moment den Fürſten und meinen General herbei. Geſchwind verbarg ich meinen Fund an mein Herz.

Beide ſtritten ſich um jenen Vorfall bei Hochheim, wo ich mit einer Hand voll Leute den Ausſchlag gegeben hatte.

„Dieſer hier, Ew. Durchlaucht," präſentirte mich der General, „machte die glückliche Diverſion mit ſeinem kleinen Häuflein, und ich muß geſtehen, ohne ihn ging es mir in jener Stunde ſchlecht, er rettete mich dort von einer tüchtigen Schlappe."

Freundlich grinſend blickte mich der kleine Monarch an. „Freut mich, freut mich, junger Mann!" hüſtelte er. „Will Sie placiren, ſoll mir lieb ſeyn, wenn Sie auch im Frieden thätig ſind. Ich werde Sie ins Kriegsdirectorium nehmen, und ich hoffe, daß Sie mir bei dem Erſparungsſyſtem und bei der neuen Organiſation der Truppen, welche ich beabſichtige, gute Dienſte leiſten werden."

Ich verbeugte mich und verſicherte, mich der Gnade würdig zu machen.

Meine Zeit war von jetzt ab ganz dem Dienſt gewidmet. Ich hatte bedeutend zu thun, der Kriegsdirector ſchien meine Kräfte erproben zu wollen. „Der alte Herr hat dieß ſo in ſeiner Art," bedeutete ein College, der Hauptmann von Bronghorſt, der eben ſo, wie ich, erſt ins Kriegsdirectorium verſetzt worden war. „Er macht es mit jedem Neulinge, welchen er nicht ſelbſt wählt, ſo. Alle diejenigen, welche der Fürſt ernennt, ſind ihm ein Dorn im Auge, und er ſucht es in der Regel dahin zu bringen, daß ſie abdanken oder ſich mißbrauchen laſſen."

Die Freude ſoll er nicht haben, und ſollte ich der Arbeit unterliegen, beſchloß ich im Stillen, und verſagte mir jede Erholung; denn alle Acten waren ſtets mit einem citissimo begleitet; ich mußte die Nächte durch arbeiten, wenn ich meinem Vorſatze treu bleiben wollte.

So mochte ein Vierteljahr verfloſſen ſeyn. Bei jeder Seſſion wurde der alte Herr zwar freundlicher, aber immer verwickelter wurden die mir übertragenen Piecen.

„Sie arbeiten zu viel, lieber Capitain," ſprach zu meiner größten Verwunderung eines Tages nach der Seſſion der Kriegsdirector, „Sie ſind ein junger tüchtiger Mann, ich habe jetzt Ihre Kräfte geprüft, und wünſche, daß Sie ſich mehr Erholung gönnen."

Er hatte nur zu recht, ich fühlte wohl, daß mich das ewige Stubenſitzen und Actenklauben angegriffen hatte.

„Beſuchen Sie mich heute Abend in meinem

Landhauſe," ſchloß er. „Sie finden eine kleine freundliche Geſellſchaft, und ſind Sie muſikaliſch, ſo werden Sie meiner Frau deſto willkommener ſeyn."

Ich verbeugte mich und ging.

Sechs Uhr war vorüber. Die Villa lag außerhalb der Stadt, war aber durch einen ſchönen Park mit ſeinem Hauſe in der Stadt verbunden. Es war ſein Sansſouci, wo er meiſt alle ſeine freien Stunden zubrachte. Ich befahl meinen Jean mit meiner Flöte und mehreren Pieçen mir zu folgen und ging.

Die Geſellſchaft war verſammelt. Sie beſtand aus einigen Offizieren von der Garde, worunter auch der marquirte Graf Palſi, und mehrere Herren vom Civil, unter denen, wie ich ſpäter erfuhr, auch treffliche Künſtler aus der Kapelle waren. Einige alte Damen, die zum Familienkreiſe des Hausherrn zu gehören ſchienen, hatten ſich, allem Vermuthen nach, zufällig eingefunden. Der Director ſtellte mich der Geſellſchaft vor. Eine Dame von mitleren Jahren, aber ſehr blaß und kränklich, ſaß auf einem Sopha. Es war die Kriegsdirectorin, wie ich bei der Präſentation hörte.

Sie war von ſchwerer Krankheit geneſen und feierte heute ihren erſten Ausgang.

Es mußte ein ſehr glückliches Paar ſeyn, denn während ich mich mit ihr unterhielt, fragte ſie der Gemahl ſehr oft, wie ſie ſich befinde, ob es ihr auch nicht zu kühl ſey und ob ſie die Muſik auch nicht zu ſehr angriffe? Der Mann gefiel mir mit ſeiner ſorglichen Liebe um die Geſundheit ſeiner Gattin immer mehr.

In dieſem Augenblicke hüpfte — ja ja, das war meine Sylphide, das Ideal meiner Träume — herein, verbeugte ſich leicht gegen die Geſellſchaft, eilte zu der Patientin und überreichte ihr eine Taſſe voll Himbeeren.

„Liebes Mütterchen,“ flötete ſie, der Directorin Hand an die Lippen drückend, „der Doctor hat es erlaubt, daß Sie Ihre Lieblingsfrucht genießen können. Ich habe ſie ſebſt gepflückt, ſie werden Ihnen gewiß ſchmecken.“

Die Kranke küßte die liebe Tochter ſanft lächelnd auf die Wange, und erwiederte mit der zärtlichſten Liebe: „Liebes, gutes Kind, wie ſoll ich Dir für Deine Pflege und Aufmerkſamkeit danken?“ Das liebe Geſchöpf ſchmiegte ſich ſchmeichelnd an die blaſſe Mutter, und der Vater ſchloß beide in ſeine Arme.

„Nun, meine Herren, beginnen Sie die Ouverture, wenn ich bitten darf.“ Schnell wurden Pulte zurecht gerückt und die Muſikalien darauf gelegt. „Mein lieber Capitain,“ ſprach mein Kriegsdirector, ſich an mich wendend, „Sie haben doch Ihre Flöte mitgebracht?“

Alſo auch um meine kleinen Talente hatte ſich der Herr Director bekümmert, ſich aber nicht ein Wort merken laſſen.

„Meine Frau hat ſchon von Ihrer Virtuoſität auf dieſem Inſtrumente gehört,“ erzählte er weiter, „und ich habe hier ſchon ein recht niedliches Quartettchen für 2 Violinen und 2 Flöten.“

Dieſe Vorausſetzung machte mir etwas bange, ich ſollte Sachen ſpielen, die ich im Leben nicht geſehen. Ich ſuchte dieß Verlangen durch die Beſorgniß abzulehnen, daß ich durchfallen würde, indem ich die Partie gar nicht kenne.

„Schadet nichts, ſchadet nichts,“ verſicherte der Director, „wir ſind hier keine ſo ſtrengen Kunſtrichter, und wenn Sie ſtocken ſollten, will ich mit meiner Violine ſchon zu rechter Zeit a portée ſeyn.“

Längeres Sträuben hätte ſich nicht geziemt. Ich bat nochmals um Nachſicht und ermuthigte mich durch den Gedanken, daß Seraphine ja mit meinem Spiel zufrieden geweſen ſey.

Die Zuhörer ſetzten ſich, Betty neben die kranke Mutter, welche mit dem mir verhaßten Gnomen ein Geſpräch anknüpfte, während das Engelskind ihre himmelblauen Seraphs-Augen unverwandt auf mir ruhen ließ.

Beim Himmel! ich wußte nicht, was dieſes Mädchens Auge für einen Eindruck auf mich machte. Ich gerieth doch mit meiner Stimme in Colliſion, weil ich darüber weg in das himmliſche Auge blickte. Der Director mußte ſeine Zuſage ſehr oft in Erfüllung bringen.

Die Ouverture war geendet und das Quartett begann, welches glücklicherweiſe ein bekanntes war und worin ich die Solo-Partie hatte. Ich nahm mich zuſammen. Ein guter Genius unterſtützte heute mein Spiel. So rein, ſo voll hatte mein ſonſt herrliches Inſtrument noch nie angeſprochen; ich blies ſo recht con amore, denn ein reizendes Mädchen lauſchte voll Antheil auf meine Töne. Eine Todtenſtille herrſchte im Saale; ſelbſt das

Geſpräch zwiſchen dem Major und der Directorin verſtummte, und als ich mein Solo geendet, da lohnte der rauſchendſte Beifall der Zuhörer und Mitſpielenden meinen Vortrag.

„Da Capo! da Capo!“ rief der Director.

Ich blickte nach Betty, um in ihren Augen zu leſen, ob eine Wiederholung auch ihr erwünſcht ſey.

Sie ſaß ſinnend da und ſah vor ſich hin; doch jetzt warf ſie einen Blick, einen Seraphsblick, aus dem ein Himmel mir entgegenſtrahlte, auf mich.

Ich blies faſt noch beſſer, als das erſte Mal, und Betty hörte, wie es mir ſchien, mit einer faſt ſchmerzlichen Empfindung zu, als wollte ſie ſagen: „Du haſt mich durch Dein ſchwermüthiges Adagio mehr verwundet als entzückt.“

Die Partie war zu Ende. Die Directorin erhob ſich; Palſi bot ihr den Arm und führte ſie zur Tafel. Meine Göttin wurde einem Gardeoffizier hohen Ranges zu Theil. Aber nach Tiſche war es mir vergönnt, einige Worte mit dem himmliſchen Mädchen zu wechſeln.

O wie ſanft war ſie heute, wie innig dankte ſie mir für den Genuß, den ihr mein Spiel gewährt! Wie ich ſie das erſte Mal auf dem Balle erblickte, meinte ich eine harmloſe Schäferin zu ſehen; heute aber hatte ihr ganzes Weſen ſo viel Schwärmeriſches, Ueberirdiſches — ich konnte dieſe Verwandlung nicht begreifen, obſchon ihre Reize ſie in meinen Augen erhöhten und mit unendlicher Kraft mich zu ihr hinzogen.

Wir wurden durch den Major, der ſich vertraulicher als die andern Gäſte gegen ſie benahm, geſtört. Unwillig, gleichſam als wenn ihr dieſer Mann fatal wäre, entfernte ſich Betty; ich fühlte mich wahrlich auch nicht zu ihm hingezogen und nahm den erſten beſten Anlaß, von ihm los zu kommen.

Nach Tiſche wurde ein Spiel vorgeſchlagen; die Directorin aber beurlaubte ſich und empfahl der Schwägerin und Betty, die Wirthinnen zu machen und für das Amuſement der Gäſte beſtens zu ſorgen.

Die älteren Herren wählten L'hombre, die übrige Geſellſchaft aber verſammelte ſich zum Vingt-un. Ich tournirte es, daß ich neben die junge, liebenswürdige Wirthin kam und erbot mich, beim Spiel ihr Moitié zu ſeyn.

Die Tante ſah mit ſcharfem Blicke dem Weſen zu und trat mit beinahe höhnender Kälte und den Worten zu mir: „Meine Nichte, Herr Hauptmann, ſpielt mit mir aus einer Kaſſe, deshalb bitte ich um Ihren Platz," und damit drängelte ſie ſich zwiſchen mir und Betty; mir blieb weiter nichts übrig, als dem Feinde das Terrain zu überlaſſen.

Betty benahm ſich bei dieſem ganzen Manöver leidend; aber wenn ich den Blick ihres Auges recht verſtand, ſo ſagte er: „Wie leid iſt mir dieſer Wechſel!"

„Unſinniger, kehre in Zeiten zurück!" flüſterte mein Genius; „vor dieſem Paradieſe ſteht ein Engel mit feurigem Schwerte; nie wirſt Du ihren Beſitz erringen!" Gewiß iſt ihre Hand ſchon verſagt; aber wer der Glückliche ſey, das konnte ich nicht errathen; ſie zeichnete Niemanden aus.

Die L'hombrepartie war geendet, und ich ſah es dem Director an den Augen an, daß er ermüdet war. Schnell wurde an unſerm Tiſche die letzte Taille abgegeben, und wir beurlaubten uns.

Ich konnte nicht ſchlafen; der Caſus ſtak mir zwiſchen Hals und Kragen. Gott! dachte ich, wer ſchafft mir denn über die Verhältniſſe dieſes Hauſes Licht; gleichgültig bin ich der Lieblichen nicht, und doch iſt etwas in ihrem Weſen, was von Befangenheit, ich möchte ſagen, Furcht zeigt, wenn ich mich ihr nähere; ſollte man dem armen Kinde vielleicht Gewalt anthun? Aber die Zärtlichkeit der Eltern ſprach laut dagegen. Nun es koſte, was es wolle, ich muß dahinter kommen! gelobte ich mir und verſuchte einzuſchlafen; aber ihr Bild war die ganze Nacht der Gegenſtand meiner Träume.

Der alte Kammerherr v. Roden, welcher geſtern bei unſerer muſikaliſchen Unterhaltung die zweite Flöte blies, kam ſchon am folgenden Vormittag zu mir. „Ihr Talent, mein Capitain,“ ſprach er, „hat mich zu Ihrem Bewunderer gemacht. Ich habe die Fürſtin heute morgen davon avertirt, ſie iſt ſelbſt Künſtlerin auf dem Piano und hat jede Woche in ihrem Apartement eine muſikaliſche Soiré. Es war ihr angenehm zu hören, daß ein fertiger Flötiſt hier iſt, an dem es ihr, offen geſtanden, fehlt, da einer ihrer Kammerherren nur in Ermangelung eines beſſern die Lücke ausfüllt. Das Ceremoniell iſt da verbannt, die Anmuth der Fürſtin läßt in der That ihre Hoheit vergeſſen. Sie veranlaßte mich, Sie ihr vorzuſtellen, damit ſchon bei der nächſten Soiré Sie Ihr Licht leuchten laſſen können."

Dieſe Vorſtellung und der Zweck derſelben war mir eigentlich nicht angenehm; ich fürchtete, es koſte mir Zeit, und bringe mich in Colliſionen, die mich ennuyirten; allein der Ehrenmann hatte mir gewiß in Allem die Wahrheit geſagt. Zudem war es, trotz des Mangels, welchem ich abhalf, doch auch eine Auszeichnung, in die engeren Zirkel der hohen Frau gezogen zu werden.

„Wenn Sie wollen, mein Freund," fuhr der Kammerherr fort, „werde ich Sie ſogleich bei der Fürſtin anmelden."

Ich war im Augenblicke dazu nicht aufgelegt und bat ihn, doch ein Stündchen bei mir zu verweilen und ein kleines Frühſtück einzunehmen. Ich that es in der Hoffnung, durch den Erfahrenen mich über manche Verhältniſſe der Welt, in der ich lebte, zu orientiren, und brachte das Geſpräch nach und nach auch auf das Haus des Kriegsdirectors und ſeiner Familie.

O Gott, was mußte ich hören! Alle meine Hoffnungen, meine ſüßen Träume, denen ich mich trotz Allem auf Augenblicke hingab, waren zerſtört. „Betty,“ ſagte er mir, „iſt wirklich die Verlobte des verhaßten Grafen Palfi.“

„Ach, du gütiger Himmel!“ rief ich aus, „dieſes gute, ſchöne Geſchöpf ſoll dieſem Moloch geopfert werden?“

„Still, ſtill!“ rief er, „hier haben die Wände Ohren, und Palfi iſt der Liebling des Fürſten; er war ſein Lebensretter in Italien. Wehe dem, der ſich nachtheilige Aeußerungen über dieſen Mann erlaubt! Unbegreiflicher Weiſe iſt die Kriegsdirectorin, welche über ihren Gemahl Alles vermag, damit einverſtanden, und ich war einſt Zeuge, wie der Fürſt ſich mit der Fürſtin, die auch einige mißbilligende Worte über dieſe Verbindung äußerte, ſchwer erzürnte. Seitdem hütet ſich Jeder, dieſen Punkt zu berühren.“

Die Fürſtin Amalie, ein Ideal unter den Fürſtinnen von Güte und Milde, empfing mich mit freundlicher Würde, dankte mir, daß ich ihren Wünſchen nachkommen wolle, verſicherte, daß Flöte ihr Lieblingsinſtrument ſey und ſtets ihr Herz auf eine wunderbare Art ergriffe.

Ich bat im Voraus, von meinem Spiele ja keine großen Erwartungen zu hegen, und beklagte mich, daß der Kammerherr durch ſein nur allzugütiges Urtheil mir ſicher geſchadet habe, weil ich es beim beſten Willen nicht zu realiſiren vermöge, hörte aber ſo Schmeichelhaftes auf meine Befürchtungen, daß ich erröthete, und um ſo heftiger, da die Fürſtin jetzt Fräulein Sonnenberg als die nannte, welche des Kammerherrn Urtheil beſtätigt habe.

Um dieſen Zuſtand zu erhöhen, trat in dieſem Augenblicke das Fräulein unangemeldet herein.

„Gut, daß Du kommſt,“ rief die Gnädigſte ihr entgegen, und hoch erröthend küßte das holde Mädchen, da ſie mich geſehen, der Fürſtin Hand und verbeugte ſich gegen mich, „der Hauptmann hier leugnet ſeine Meiſterſchaft auf der Flöte, laß Dir es abbitten, daß er Dein Urtheil darüber nicht gelten laſſen will.“

„Nun, Ihr geſtriges Adagio hat mich wenigſtens in hohem Grade angeſprochen,“ flötete mit unſicherer Stimme das reizende Mädchen. „Beſcheidenheit kann man bis zum Fehler treiben, Herr Hauptmann, laſſen Sie ſich das nicht zu Schulden kommen!“ drohte ſie mit dem Zeigefinger, „Durchlaucht werden ſich von der Wahrheit meiner Kritik gewiß ſelbſt überzeugen.“

„Nun, den Streit wollen wir gleich ſchlichten,“ ſprach die Fürſtin und trat an ihren Flügel, wo ſchon einige Sachen von Mozart, ihrem Lieblingscomponiſten, aufgeſchlagen waren; „eine Flöte iſt hier.“

Einige Läufer, mit Sicherheit und Eleganz ausgeführt, gaben die Meiſterin kund, und ſie begann eine der vorliegenden Pieçen, wo die Flöte Soloſtellen hatte. Ich raffte meine ganze Kraft zuſammen, um den Erwartungen nur einigermaßen zu entſprechen; ich durfte meine kleine Kritikerin doch nicht zur Lügnerin werden laſſen, — ach! ich that ja Alles nur für ſie, die mit lächelnder, horchender und mich aufmunternder Miene da ſaß und mir gleichſam zuzurufen ſchien: „Thue Dein Möglichſtes, Clemens, dieſer Augenblick kann Dir die Fürſtin zur Beſchützerin Deiner Wünſche erwerben.“

Ich hatte geendet; lauten Beifall zollte man meinen Leiſtungen. Die Fürſtin lächelte mir drohend zu und bat mich, ja keine Soiré zu verſäumen; da meldete man eine Offiziersdame, deren Mann erſt kürzlich hieher verſetzt worden.

Sie wurde angenommen und trat mit ſehr tiefer, ängſtlicher Verbeugung herein. Die Fürſtin ermuthigte ſie durch Güte, fragte nach ihrer Familie und den Ort, wo ſie früher gelebt, und dadurch ward mir das unausſprechliche Glück, mich mich Betty ziemlich ungehindert unterhalten zu können.

Ich erzählte ihr, daß ich ſeit dem letzten Balle noch im Beſitz ihres Handſchuhes ſey, und bat, ihn als Erinnerung des erſten Eindrucks, den ſie auf mein Herz gemacht habe, behalten zu dürfen. Sie erröthete und gab durch eine leiſe Beugung des Kopfes ihre Einwilligung. Das Geſpräch wurde jetzt allgemeiner und kam auf die Partien der Umgegend der Reſidenz. Ich mußte leider geſtehen, daß ich bis dieſen Augenblick noch nicht aus dem Thore gekommen ſey, daß mich der Herr Director ſo vollauf beſchäftige, daß ich an weiter nichts als an meine Akten denken könne.

„Sie müſſen ſich losreißen, Herr von Poll,“

fiel die Fürſtin ein, „Scherholz iſt mein Eldorado, dorthin fahre ich regelmäßig nach Tafel. Nicht wahr, Betty? dort verleben wir unſere ſchönſten Stunden, entfernt vom ſtädtiſchen Getümmel, uns ſelbſt und einem kleinen Kreis vertrauter Freunde.“

Das war ein Fingerzeig. „Dürfte ich es wohl wagen, mich an dieſen Zirkel anzuſchließen?“ fragte ich zaghaft die hohe Frau.

„Wer zu meinen muſikaliſchen Soiréen gehört,“ erwiederte ſie lächelnd, „hat ſtillſchweigend die Erlaubniß, denn dort wird auch den Muſen gehuldigt.“

„Werden Sie es auch gerne ſehen, wenn ich nach Eldorado wallfahrte?“ flüſterte ich Betty ins Ohr.

„Wie können Sie daran zweifeln?“ erwiederte ſie, „ahnen Sie nicht, daß ich Antheil an der Einladung der Fürſtin habe?“

Ich hätte der Geliebten für dieſe Worte zu Füßen fallen mögen, wenn die Etiquette nicht ſolche Extaſe verbot.

Die Fürſtin erhob ſich, verabſchiedete die Fremde, und winkte mir, ſie an den Wagen zu begleiten.

„Die verwünſchte Etiquette!“ dachte ich im Stillen, reichte der Dame den Arm und machte eine tiefe Verbeugung, während die Fürſtin mit ihrer ſchönen Hand die Augen der Geliebten bedeckte und ich dadurch um den Abſchied kam.

Nicht aus Convenienz, ſondern um mehr von dem Ideale meines Herzens zu hören, erwiederte ich den Beſuch des Kammerherrn von Roden. Ohne viele Umſchweiſe forſchte ich, ob und wenn die Fürſtin wohl nach Scherholz fahren würde.

„Ach, leider, leider, iſt ſie unwohl!“ ſeufzte er. „Der Arzt hat ihr für die nächſten Tage den Genuß der freien Luft verſagt.“

Ich war troſtlos und bat ihn, mich ja von dem Befinden der Fürſtin zu unterrichten.

Endlich am fünften Tage annoncirte mir mein neuer Freund, daß heute, wenn der Nachmittag ganz ſchön bliebe, nach Scherholz gefahren werden ſollte; allein von einer Einladung an mich war nicht die Rede.

„Conte, quell conte!“ dachte ich, ſetzte mich auf meinen Engländer und ſprengte nach der Gegend der Villa; denn heute, trotz der frühern Erlaubniß, gerade nach dem Schloſſe zu reiten, ging nicht, weil die Fürſtin vielleicht noch leidend war.

Ich fand den Landſitz von einem breiten Wall umgeben und die Zugbrücke aufgezogen. Die Sehnſucht nach der Geliebten war groß, und nirgends ein Diener zu erblicken. Wagen gewinnt! dachte ich, ſetzte meinem Roſſe die Sporen ein und in einem Nu befand ich mich auf dem andern Ufer des Walles.

Ein engliſcher Park lag mir am nächſten. Ich band mein Pferd an eine Silberpappel und ſuchte durch die verſchlungenen Gänge in die Nähe des Schloſſes zu kommen. Da drang das laute, grelle Geſchrei von Südvögeln an mein Ohr; ein Wäldchen von Lerchenbäumen zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich, in deſſen Mitte ſich eine reizende Volière befand. Vorſichtig bog ich das mich umgebende Gebüſch aus einander, und ſiehe da, eine Welt voll der ſchönſten Vögel flatterte auf und nieder. Gold- und Silberfaſane trippelten auf dem am Boden liegenden gelben Kies und haſchten nach Körnern, die ihnen, wie es ſchien, von unſichtbarer Hand zugeworfen wurden. Lauſchend und ſpähend warf ich meine Blicke umher, bis ich ein Bosquet gewahrte, in deſſen Mitte ſich eine weiße Geſtalt bewegte. Ich verſuchte durch Geſtrüppe und Büſche in die Nähe der Laube zu kommen; und richtig, ich hatte mich nicht geirrt, eine Dame, faſt ganz zu Boden gebeugt und mit Fütterung der herrlichen Vögel beſchäftigt, befand ſich in derſelben. Gott, dachte ich, am Ende die Fürſtin ſelbſt! Von dieſem Gedanken betroffen wollte ich eben zurücktreten, als ſich die Geſtalt erhob und ich meine geliebte, liebliche Betty erblickte.

Der unwillkührliche Ausruf der Freude verrieth mich, und ein freudiger Schreck ſchien auch die Holde zu durchzucken.

Lächelnd trat ſie mir entgegen. Sie war heut bläſſer als gewöhnlich, ihr Blick hatte etwas Schwermüthiges, was ſie um ſo ſchöner machte. Die Befangenheit, ſich mit mir allein zu ſehen, erhöhte ihren Reiz. O, wie gern hätte ich ſie an mein Herz gedrückt und ihr mit tauſend ſüßen Küſſen die Gluth meiner Liebe geſtanden!

„Sie haben mich wirklich recht erſchreckt, Herr Capitain,“ ſprach ſie mit komiſchem Ernſt, „wie ſind Sie denn hieher gekommen?“

Ich geſtand, daß ich durch den Kammerherrn erfahren, daß die Fürſtin ſich heute nach Scherholz begeben würde, und ich, von der Sehnſucht, ſie zu ſehen, gedrängt, in dieſe Gegend geritten ſey; der Wall hätte mir den Eintritt verſperrt, mein treues Roß aber mit einem Satz mich in ihre Nähe verſetzt.

„Um Gotteswillen!“ rief ſie ängſtlich, „wie konnten Sie ſo etwas wagen? Mich ſchauert, wenn ich daran denke, daß der Sprung mißlingen und Sie in dem tiefen Wall hätten verſinken können.“

Jetzt oder nie! dachte ich als guter Soldat, da ich ſie für mein Leben erbangen ſah.

„Alſo nehmen Sie wirklich Antheil an mir, theure Betty?“ fragte ich und drückte ihr zartes Händchen an meine hochſchlagende Bruſt.

Langſam ſchlug ſie die Seidenwimper auf und ſtammelte: „Haben Sie je daran gezweifelt, lieber Poll?“ Ein ſeelenvoller Blick, in dem ein ganzer Himmel voller Wonne lag, begleitete dieſe Worte.

Das Herz ſtrömte mir über, ich weiß nicht, woher mir die Worte kamen, aber ergreifend mußte ich geſprochen haben, das ſah ich an dem Erfolg, denn ſie lauſchte mit verklärten Zügen, als ich ihr den erſten, unauslöſchbaren Eindruck ſchilderte, den ihr Benehmen gegen die Mutter auf mich gemacht, und meinen Todesſchreck, den ich bei der Nachricht, daß ſie mit dem Jammermenſchen, dem Major, verlobt ſey, erlitten, geſtand, und dadurch die Hoffnung, ihr Leben mit dem meinen zu verbinden, untergegangen wähnte.

Mit geſenktem Köpfchen hatte ſie meine Rede gehört. Bei einigen Stellen lächelte ſie, beim Schluß perlten ihr die hellen Thränen über die Wangen. Ich drückte die kleine weiche Hand an meine Lippen und fragte ſie, ihr in das ſchöne Auge blickend, ob ich, troz des Gehörten, noch hoffen dürfe?

Da lehnte ſie ſich, übergoſſen von Purpur der erſten Liebe, an meine Bruſt, und lispelte kaum vernehmbar, vertrauen Sie der Himmelstochter.

O, es gibt kein höheres Glück als das Geſtändniß, wieder geliebt zu werden, wo man liebt.

Ich ſchloß das himmliſche Weſen in meine Arme, und ein langer ſeelenvoller Kuß beſiegelte unſern Bund.

Der erſte Sturm des Entzückens hatte ſich gelegt und die Ueberlegung, wie wir am ſicherſten und ſchnellſten zur Erfüllung unſerer Wünſche gelangen könnten, trat an deſſen Stelle. Ich ſagte Betty, daß ich den geraden Weg gehen und bei dem Vater um ihre Hand werben wolle.

„Um Gotteswillen nicht, lieber Clemens,“ rief ſie beklommen, „der kann nie ſeine Einwilligung zu unſerer Verbindung geben, denn der abſcheuliche Palſi hat ſein Wort und die Mutter iſt unbegreiflicher Weiſe auch für dieſen Menſchen eingenommen, der einem Camäleon' gleich, alle Farben ſpielt, die ſie liebt.“

„Ich werde ihn zwingen,“ hohnlachte ich, „dem Vater ſein Wort zurückzugeben.“

Ungläubig ſchüttelte Betty mit dem Kopfe. „Auf dieſem Wege kommen wir nicht zum Ziel,“ ſprach ſie bewegt.

„Alſo ganz ohne alle Hülfe?“ klagte ich.

„Nicht alſo, mein Geliebter, die Fürſtin, welche meine Eltern hoch verehren, liebt mich und wünſcht mich glücklich zu ſehen. Ich habe dafür tauſend Beweiſe.“

„Nun ſo wird dieſe unſere Vermittlerin werden, rief ich, und drückte die Geliebte ſtürmiſch an die Bruſt.

Lupus in fabula. In dem Augenblicke trat die Erſehnte auch herein. Mit einem Gemiſch von Verwunderung und Unwillen blickte ſie mich an. Betty, hocherglüht, küßte verlegen ihre Hand, während ich mich abmühte, eine paſſende Entſchuldigung hervorzubringen. Die Gütige ſah meinen Zuſtand und kam mitleidig meiner Verlegenheit zu Hülfe.

„Ei, ei, Herr Kapitän," drohte ſie halb im Scherz, halb im Ernſt," ich hätte nicht geglaubt, daß Sie ſo ohne Anlaß den Weg nach Scheerholz finden, noch weniger aber die im Wald verborgene Schöne erſpähen würden."

Der leutſelige Ton der Fürſtin ließ mich die Worte ohne Anlaß verſchmerzen, und meine Faſſung wieder gewinnen.

„Verzeih'n Ihro Durchlaucht," ſtammelte ich, „mein Genius führte mich hier mit Fräulein von Sonnenberg zuſammen."

Unſere Herzen hatten ſich beim erſten Blick gefunden und ich nutzte die Gelegenheit, mich über meine Wünſche und Verhältniſſe gegen das Fräulein auszuſprechen.

„Zu meiner unausſprechlichen Freude höre ich, daß Durchlaucht ſich des holden Weſens mütterlich annehmen, Ihnen alſo lege ich die Bitte um Ihre Vermittelung wegen Bettys Hand zu Füßen.“

Noch ehe dieſe Worte meinen Lippen entſchlüpften, ſank das holde Mädchen zu Boden und umfaßte die Knie der überraſchten Fürſtin, die einen Augenblick ſinnend auf die Knieende ſah und ſie dann wehmüthig lächelnd an ihre Bruſt zog.

„Ihr jammert mich,“ ſprach ſie mit bewegter Stimme, „zwiſchen Euch liegt eine unermeßliche Kluft. Der eiſerne Wille meines Gemahls und das heilige Verſprechen Deines Vaters. Iſt es Euch möglich, ſo beginnt keinen Kampf mit dem Geſchick, denn Eure Waffen ſind ungleich.“

„Um dieſes Herz zu gewinnen, gnädigſte Frau,“ rief ich begeiſtert, „ſcheue ich nicht Kampf und Tod.“

Schluchzend bekannte Betty gleiche Geſinnung.

Das Herz der gütigen Fürſtin war gerührt. Lächelnd ſtrich ſie ihrem Lieblinge die Locken von der Stirne.

„Mein liebes Kind,“ tröſtete ſie, „hinge es von mir ab, ſo ſolltet Ihr binnen kurzer Zeit die glücklichſten Menſchen werden; allein,“ fuhr ſie mit leiſer Stimme fort, und eine Thräne der Wehmuth rollte aus dem ſanften Auge; — „ich habe keinen Einfluß auf meines Mannes Willen. Doch verſuchen will ich es, ihn von dem Gedanken, Betty mit dieſem Moloch zu verbinden, abzubringen.“

Dieſe Güte hatte mich tief ergriffen; ich ſtürzte ihr zu Füßen und küßte den Saum ihres Gewandes.

„Nur jetzt ſchnell fort, lieber Hauptmann,“ ſprach die hohe Gönnerin, „damit Niemand unſer Einverſtändniß erräth.“

„Ach Gott! Durchlaucht, der Waghals iſt ja mit ſeinem Roß über den Wall geſetzt,“ klagte ängſtlich die Geliebte.

„Nun, ſo mag er auch auf dieſem Wege wieder zurückkehren,“ ſcherzte die Fürſtin. „Doch dießmal will ich Gnade für Recht ergehen laſſen.“ Auf ihren Ruf erſchien ein Laquai, den ſie befahl, die Zugbrücke herabzulaſſen, und ihr einen Schlüſſel zur Pforte zu bringen. Sie übergab mir denſelben, mit dem Bedeuten, künftig nur auf dieſem Wege mir Entré in dieſes Eldorado zu ſchaffen, „denn nur hier,“ ſprach ſie mit Bedeutung, „ſprechen Sie ſich wieder, in der Stadt ſind Sie ſich völlig fremd, merken Sie ſich dieß, Kapitän!“

Mit dieſen Worten bog ſie in eine Seiten-Allee ein. Ich ſtand und blickte ſelig den herrlichen Frauen nach, und eilte dann, mein treues Thier, welches mich ſicher über den breiten und tiefen Graben getragen hatte, von ſeinen Banden zu befreien. Als der glücklichſte Menſch auf Erden ſprengte ich mit ihm zur Stadt dahin.

Monate verfloſſen. Ich ſprach die Geliebte oft im Geheim; allein einer tröſtlichen Nachricht über unſere Zukunft horchte ich vergeblich entgegen. Da erkrankte zum Unglück unſere Beſchützerin plötzlich, und ich bekam die Geliebte nur im Fluge zu ſehen.

Immer ängſtlicher lauteten die Berichte der Aerzte. Hunderte von Menſchen drängten ſich vom Morgen bis zum Abend in das Schloß, um ſich von dem Befinden der Allgeliebten zu unterrichten. In allen Kirchen wurde für die edle Fürſtin gebetet. Umſonſt waren die Bemühungen der berühmteſten Aerzte, die man aus allen Gegenden herbeigerufen; ſie konnten die Lebenskräfte der Kranken nicht wieder anfachen, dieſe wurden ſchwächer und ſchwächer. Eines Morgens erſcholl die Schreckensbotſchaft von Mund zu Munde: „Die Fürſtin iſt todt, das Land verwaiſt.“

Der Eindruck, den dieß Ereigniß auf mich, auf Betty machte, war fürchterlich. Ach, die einzige Stütze unſerer Liebe war gebrochen!

11.

In der Reſidenz herrſchte allgemein die größte Beſtürzung. Die Unterthanen wogten in den Straßen auf und nieder, und umſtanden das Schloß in dicht gedrängten Reihen; denn im Ritterſaal, wo man den Leichnam in Parade aufgeſtellt, wollte Alles die Verklärte noch einmal ſehen. Corridors, Treppen, Zimmer, Alles war ſchwarz behangen, die Säulen des Saales mit Cypreſſen umwunden; auf einer Erhöhung ſtand der Sarkophag, umgeben mit Cantlabers, worauf geweihte Kerzen flammten. Dienſtthuende Kammerherren und Fräuleins in langen ſchwarzen Schleiern ſchritten im dumpfen Schmerz dem Saale entlang.

Jetzt öffneten ſich die großen Flügelthüren und die Menge drängte ſich lautlos herein. Bei dem Anblick der Verklärten erhob ſich ein lautes Schluchzen, denn ſie war, im engſten Sinne des Wortes, Aller Mutter geweſen.

Ich konnte die Scene nicht aushalten und ſchlich mich davon, mit dem Vorſatz, den letzten Tag vor ihrer Beiſetzung der Herrlichen Lebewohl zu ſagen, die einem verklärten Engel glich und auf ihren ſeidenen Kiſſen nur zu ſchlummern ſchien.

Der Tag der Beiſetzung kam heran und neigte ſich zu Ende. Ich bereitete mich zu dem ſchweren Gange vor.

Der Saal war ziemlich leer, nur zwei Prieſter beteten am Haupte der Fürſtin ihre Todtenmeſſen. Kein Athem regte ſich, feierliche Stille herrſchte umher, auch ich knieete zu den Füßen der Vollendeten nieder, faltete andächtig die Hände, und dankte der Entſchlafenen für die Huld, die ſie uns erwieſen.

Ich hatte mich erhoben, warf noch einen Blick auf die Verklärte und wollte gehen, da ſchwebte eine ſchwarz verſchleierte Geſtalt herein, es war Betty. Gott, wie bleich, wie abgehärmt ſah ſie aus, ſeit ich ſie nicht geſehen, ach! ſie fühlte nur allzuſehr, was der Tod ihr geraubt.

Ach! wenn ich ihr doch nur ein Wort zuflüſtern könnte; allein ich fühlte, es war hier nicht der Ort, denn die Prieſter warfen ſpähende Blicke umher.

In Thränen zerfließend ſank Betty auf die Stufen der Erhöhung, drückte Blumen an ihre Lippen und legte ſie in die Falten des Gewandes der Verklärten.

Endlich blickte ſie auf und erhob ſich. Ich hatte ſie feſt im Auge, ſie winkte nach der Thür, ich hatte ſchnell verſtanden und eilte nach dem Corridor. Bald darauf erſchien ſie.

„Um Mitternacht an der Hinterpforte des Gartens,“ flüſterte ſie, ſchwebte vorüber und war verſchwunden. Das war mehr Glück, als ich von ſolchem Trauertage gehofft.

Der Wächter verkündete Mitternacht, als ich im Mantel gehüllt auf meinem Poſten ſtand. Da öffnete ſich die Thür. Eine weibliche Geſtalt trat heraus; es war die Erſehnte.

„Nur zwei Worte, Clemens,“ flüſterte ſie, „ich bin verloren. Der Fürſt, der nun für ſeinen Plan kein Hinderniß mehr zu fürchten hat, drängt mich, trotz ſeinem Verluſt, zu der unſeligen Verbindung. In wenigen Wochen ſchon ſoll ich dem verhaßten Graf meine Hand reichen; dem zu entgehen bin ich jetzt zu Allem bereit, und folge Dir, wohin Du mich führſt. Möge es mir Gott vergeben, daß ich mein Vaterhaus verlaſſe, nachdem ich Alles vergebens verſucht, meine Eltern zu bewegen, mich nicht des Fürſten Willen aufzuopfern. Amaliens Segen begleitet uns, und ſind wir einmal verbunden, wird uns auch Verzeihung nicht fehlen.“

Ich drückte das heldenmüthige Mädchen an meine Bruſt, dankte für ihr Vertrauen und gelobte, nicht eher zu ruhen, als bis ich ein Aſyl für uns aufgefunden.

„Eile, dieß zu thun, mein Clemens,“ ſprach ſie, und drückte ein Käſtchen in meine Hand, das ſie als Andenken ihrer verſtorbenen Beſchützerin bezeichnete. „Nach der erſten Hoftrauer,“ ſchluchzte ſie von ſo vielen Empfindungen beſtürmt, „iſt meine Vermählung angeſetzt. Rette ich beſchwöre Dich, Deine Betty.“

Mit dieſen Worten entriß ſie ſich meinen Armen und ſchwankte dem Hauſe zu.

So wie ich auf mein Zimmer zurückgekommen war, war mein erſtes Beginnen, den Inhalt des Käſtchens zu unterſuchen. Es enthielt Papiere, aus denen hervorging, daß Betty nur die Pflegetochter des Kriegsdirectors ſey, was eine Laſt von meiner Bruſt nahm. Das zweite war, den Fürſten unter einem paſſenden Vorwand um einen Monat Urlaub zu bitten. Er wurde mir bewilligt, und freundlich wünſchte mir der Kriegsdirector eine glückliche Reiſe. Er hätte es wohl noch lieber geſehen, ich wäre nie wieder gekehrt.

Ich durchſtreifte mit meinem Diener einen großen Theil Deutſchlands, aber nirgends konnte ich eine Beſitzung finden, die meinen Wünſchen und Verhältniſſen entſprach.

Mißmuthig ritt ich eines Abends in ein herrliches, tief zwiſchen wild bewachſenen Bergen liegendes Thal ein. Ein nett gebautes freundliches

Dörfchen lag am Fuße des Berges, etwas höher hinauf ſtand ein im edlen Styl gebautes Haus, von einem Park umgeben. Ein Waſſerfall plätſcherte in der Nähe und vereinigte ſich mit dem Bach, der an den Häuſern des Dörfchens hinlief.

„Hier möcht' ich Hütten bauen," rief ich umherblickend aus, als ich der reizenden Beſitzung immer näher kam. „Reite hinauf, Johann, und erkundige Dich, wie der Beſitzer und das Dorf heißt, und ob es mir vergönnt ſey, ein Nachtquartier dort zu erhalten."

Der Abgeſandte hatte ſich ſchon ſeines Auftrags erledigt, und winkte vom Weiten zur gewünſchten Einkehr.

„Joſephenthal, heißt das Dorf," berichtete er. „Eine Madame Milden iſt Beſitzerin deſſelben und bietet uns mit Vergnügen ein Nachtlager an."

Ich wendete mein Roß und ritt in den freundlichen mit Kaſtanienbäumen beſetzten Herrenhof.

Ein alter Diener nahm mein Pferd in Empfang, ein anderer leitete mich in ein freundliches Zimmer mit der Bitte, ſobald ich mich etwas ausgeruht habe, bei Madame zum Nachtbrod einzufinden.

Nein, eine köſtlichere Ausſicht, als die aus meinem Fenſter, konnte es nicht geben; ich ſchaute weit in das Thal hinein in eine paradieſiſche Gegend. Unweit des Hauſes ſtand eine alte herrliche Ruine, von der Beſitzerin wahrſcheinlich zum Sommeraufenthalt eingerichtet, da neue Bauten daran ſichtbar waren.

Im Hintergrund tauchte ein nettes Städtchen mit ſeinen Thürmen empor, mit nahen und fernen Landhäuſern umgeben, die die Gegend herrlich ſchmückten.

„Hier," rief ich begeiſtert aus, „hier möcht' ich an der Hand meiner Betty meine künftigen Tage verleben, und dürſtete, über die Ausführbarkeit meiner Pläne Auskunft zu erhalten.

Ich hatte mich jetzt meiner Reiſekleider entledigt, und wünſchte vor Allem die Bekanntſchaft der Beſitzerin des Gutes zu machen.

Im Garten erwarte man mich, hatte mir der Diener geſagt.

Raſch durchſchritt ich die mit Blumen und Sträuchen gezierten Gänge, und wandte mich einer Laube zu, in der ich eine Dame erblickte. Sie war beſchäftigt zwei kleine Mädchen zu unterrichten.

„Hab' ich die Ehre mit Madame Milden zu ſprechen?" frug ich, mich verbeugend, und eine mir wohlbekannte und wohltönende Stimme erwiederte: „Die bin ich, Herr von Poll. Sie ſind mir herzlich willkommen!"

„Gott, welch' ein glücklicher Zufall, welch' freudige Ueberraſchung," ſprach ich, und ſtrengte dabei mein Gedächtniß an, wie der Name der Wiedergefundenen ſey.

Sie mochte das fühlen, erröthete und kam meinem Gedächtniß zu Hülfe.

„Maria Wallow," mein lieber Freund, „ſteht Ihnen gegenüber; die Zeit und dieſe kleinen Weſen da," ſprach ſie, ſie liebkoſend, „tragen die Schuld, daß ich Ihnen fremd geworden."

„Liebſte, beſte Marie, fiel ich ihr in die Rede, ihre Hand mit unzähligen Küſſen bedeckend, „Sie mir fremd? Wie wäre dieß möglich, die Ueberraſchung, die Freude ließ meinem Gedächtniß nur den Namen vergeſſen, mein Herz jubelt Ihnen entgegen. O, ſagen Sie mir, wie iſt es Ihnen ergangen, wie kamen Sie hieher?" Dieß und noch mehr fragte ich Alles in einem Athem.

Lächelnd hielt ſie mir den Mund zu und vertröſtete mich bis nach dem Nachtbrode, wo die Kleinen zur Ruhe gebracht wären.

Wie köſtlich auch die leckern Gold-Forellen mundeten, ſo einladend auch der köſtliche Rheinwein im Glaſe perlte, meine Sehnſucht, Mariens Geſchick zu hören, verdarb mir den ganzen Appetit.

Ich dankte Gott, als abgetragen war und meine gütige Wirthin ſich anſchickte, mich mit den Schickſalen, die ſie erlebt, bekannt zu machen.

Sie war ſeit unſerer Trennung mit abwechſelndem Glück in den größern Städten Deutſchlands aufgetreten, und zuletzt nach Schleſien gegangen, um in den dortigen Bädern theils Gaſtrollen zu geben, theils ihre Geſundheit, die durch die Leidenſchaftlichkeit, mit der ſie alle Rollen ihres Fachs gab, gelitten hatte, wieder zu kräftigen.

Hier lernte ſie einen reichen Fabrikbeſitzer kennen, der durch ihre reizende Perſönlichkeit und Talente bezaubert, ſich über alle Vorurtheile wegſetzte und ihr ſeine Hand bot.

Müde des ewigen Umhertreibens und für die Zukunft, wo Jugend und Schönheit verſchwunden, beſorgt, nahm ſie die ihr dargebotene Hand zwar ohne Liebe, aber mit Dankbarkeit und mit dem feſten Vorſatz, ihren Gatten ſo glücklich zu machen, als es nur in ihrer Macht ſtände, an.

Daß ſie Wort gehalten, beweiſt das Teſtament des nur zwei Jahre durch ihren Beſitz beglückten Mannes, worin er ſie zur Beſitzerin dieſes Paradieſes und zur Vormünderin ihrer Töchter einſetzte, deren Erziehung ſie jetzt ihr Leben weihte, und ſich durch ſie hoch beglückt fühlte.

Als ich dieſe Mittheilung vernommen, kam die Reihe des Erzählens an mich, und ich, der ich ja ihre Verſchwiegenheit und Freundſchaft für mich kannte, vertraute ihr, was ſich in meiner innern und äußern Welt begeben, geſtand meine Liebe zu Betty, beſchrieb die Lage, in der ſie lebte und daß ich eben im Begriff ſey, ein Aſyl zu ſuchen, wohin ich mit der Geliebten flüchten könne, um ſie den Klauen des heuchleriſchen Palſi zu entreißen.

Geſpannt und voll Antheil hatte meine Freundin zugehört und ſchlug mir nach einigem Beſinnen vor, meine Verlobte zu ihr zu bringen.

„Fern vom Geräuſch der Welt, lieber Poll,“ ſprach ſie, „wollen wir nur eine Familie ausmachen und ein freudiges genußreiches Stillleben führen.“

„Gott ſey Dank!“ rief ich, „mein ſehnlichſter Wunſch iſt erfüllt.“

Sie war mir ſtets ein guter Engel geweſen, ſie wurde es mir jetzt wieder.

Ich verlebte noch einige glückliche Tage in Joſephenthal, durchſtreifte mit Marien die ſchöne Gegend, und weidete mich an der herrlichen Natur, die hier alles verſchwendet hatte, um die Wünſche ihrer Lieblinge zu überbieten.

Von den Segenswünſchen Mariens für das Gelingen meines Plans begleitet, reiſte ich nach drei Tagen wieder der Heimath zu, und dankte dem Himmel recht vom Herzen, daß er meine Schritte ſo glücklich geführt und ſchwere Sorgen von meinem Haupte genommen hatte.

Kaum angelangt, befahl es das Decorum, dem Fürſten aufzuwarten. Er empfing mich ausnehmend gütig, aber gleich nach der erſten Begrüßung ſprach er: „Hören Sie, lieber Kapitän, meine hochſelige Gemahlin hat mir kurz vor ihrem Hinſcheiden vertraut, daß Sie Fräulein

Sonnenberg lieben, ich ſollte ihr das Verſprechen geben, ihre Wünſche auf jede Weiſe zu unterſtützen. Was thut man nicht einer Sterbenden zu Liebe; aber ſehen Sie, ich kann da doch nicht, ich bin dem Grafen Palſi viel Verbindlichkeit ſchuldig und darf ihn nicht auf den Fuß, vielweniger auf das Herz treten. Sie thun mir den Gefallen, lieber Kapitän, und geben das Project auf, Ihr dankbarer Fürſt bittet ſie darum."

Ich ſtand betäubt da, der Antrag kam mir doch zu unerwartet. Endlich hatte ich mich gefaßt. „Ew. Durchlaucht," erwiederte ich, „ich bins nicht allein, der in dieſer Sache zu entſcheiden hat, hören Sie erſt Fräulein Sonnenberg darüber, ob ihr es möglich iſt, mich aufzugeben."

„Pah," brummte er, „Romanenſtreiche, lari fari, ein Mädchen weiß ſich zu finden, es koſtet einige Thränen und die Sache, die nicht mehr zu ändern iſt, wird vergeſſen."

„Ich hoffe nicht ſo leicht, Eure Durchlaucht," unterbrach ich ihn.

„Ich gebe Ihnen aber den Conſens zu Ihrer Verbindung nicht, Herr Hauptmann," fuhr er ärgerlich heraus, was wollen Sie dann machen?"

„Um meinen Abſchied bitten, erwiederte ich mit Feſtigkeit," was ich ohnedieß genöthigt bin, da ich im Auslande mich angekauft habe."

„Sie wollen mir trotzen!" drohte der Fürſt mit erhobenem Finger. „Sie werden Major und Fräulein von Sonnenberg wird Gräfin Palfi, oder —"

„Bei mir, mein Fürſt, kann kein „Oder" ſtatt finden, da ich Ausländer bin, und unter einem höhern Schutz ſtehe," erwiederte ich nicht ohne Empörung über dieſes „Oder."

„Sie haben Ihre Entlaſſung, Hauptmann," murmelte er zwiſchen den Zähnen, und winkte mir, zu gehen.

Du willſt den Fürſt beim Wort nehmen, dachte ich auf dem Heimweg, ſetzte mich an mein Bureau, und hielt in aller Form um meinen Abſchied an.

Ich brachte das Schreiben ſelbſt zum Kriegsdirector.

Mit der freundlichſten Miene nahm mir dieſer meine Supplik ab, verſprach ſie zu unterſtützen, und fragte ſcheinbar arglos, wo ich denn mein künftiges Domicil aufzuſchlagen gedenke?

Ich errieth den Schalk und gab eine kleine unbedeutende Stadt an der Oder an.

Er nahm's für baare Münze und wünſchte, daß mein Entſchluß mich nicht gereuen möge. Sehr artig begleitete er mich bis zur Treppe.

Mein Zweck, bei dieſer Gelegenheit Betty zu ſehen, war verfehlt. Aergerlich darüber ſchritt ich den Corridor entlang, aber aus keiner Thür trat ſie heraus. Ich ging deshalb mehrmals die Straße auf und ab und behielt dabei das verhängnißvolle Fenſter ihres Zimmers ſtets im Auge.

Endlich, dem Himmel ſey Dank! flatterte ein Zettelchen aus demſelben; glücklich fing ich es auf. „Mit dem Schlag eilf Uhr an dem bekannten Orte!" ſtand darauf.

Mir fiel ein Stein vom Herzen; frohlockend barg ich meinen Schatz und eilte von hinnen.

O, meine gute, arme Betty, was hatte ſie nicht Alles um meinetwillen erdulden müſſen! Untreu, unmoraliſch, einen Mädchenjäger hatte man mich ihr geſchildert, um ſie zu bewegen, dem verhaßten Major die Hand zu reichen.

Nichts hatte geholfen, ſogar der Machtſpruch des Fürſten entmuthigte ſie nicht. Dieß erzählte ſie mir unter Küſſen und Thränen in der Geiſterſtunde und drückte mich feſter an ihre treue Bruſt.

„Nun ſoll uns nichts mehr trennen, mein theures Mädchen!“ flüſterte ich, „mein Aſyl iſt gefunden. Das Geſuch um meinen Abſchied iſt eingegeben; ſowie ich es zurückerhalte, dann fort von hier in paradieſiſche Fluren, wo die Freundſchaft einer Trefflichen unſer Leben verſchönern wird!“

Nach drei Tagen ſchon brachte mir der Kabinetsjäger meinen Abſchied; aber vergebens harrte ich zwei Nächte an dem bewußten Pförtchen, kein Petrus erſchien, mich einzulaſſen. Das war wider die Abrede, uud irgend ein Unglück mußte ſich ereignet haben.

Unter Furcht und Hoffnung vergingen mir die Tage, und ich begann meine Wanderung vor der Wohnung der Geliebten von Neuem. Niemand ließ ſich ſehen, meine Ungeduld erreichte den höchſten Gipfel, und ich beſchloß, koſte es, was es wolle, mir Gewißheit zu verſchaffen.

Ich ging deshalb unter dem Vorwande, mich für ſeine Verwendung zu bedanken, noch einmal zum Kriegsdirector, wurde gemeldet, allein der Herr war für mich nicht zu ſprechen, ließ mir aber nochmals glückliche Reiſe wünſchen.

„Verwünſcht!“ brummte ich und ſchlich davon, um neue Pläne für Betty's Rettung zu erſinnen.

In Gedanken verloren ſaß ich an ſelbem Tag im Zwielicht auf meinem Zimmer. Schwermüthig, den Kopf auf meinen Arm geſtützt, haderte ich mit dem Schickſal, da pochte es an meiner Thür. Ich rief: „Herein!“

„Bin ich hier recht beim Hauptmann von Poll?“ flüſterte eine weibliche Stimme.

„Ja, mein Kind, was willſt Du?“

„Hier iſt ein Briefchen von Fräulein von Sonnenberg.“

„Gott ſey Dank!“ rief ich, ihr das Papier aus der Hand nehmend. „Was macht das Fräulein?“ fragte ich.

„Sie liegt in den Armen ihres Clemens,“ jubelte ſie, ſich an meine Bruſt werfend, und beſchwor mich, zu eilen, „da die folgende Stunde uns hier nicht mehr finden darf,“ klagte ſie; „denn morgen ſoll ich mit dem verhaßten Menſchen auf ewig verbunden werden. Meine Verzweiflung hatte den höchſten Gipfel erreicht. Ich empfahl mich dem Schutze des Höchſten und wagte einen Sprung aus meinem Fenſter, da man jede Möglichkeit, auf anderem Wege zu Dir zu kommen, mir vereitelt hatte. Gott ſey Dank, ich bin unverſehrt geblieben und bin in Deinen Armen!“

Da ich auf dieſen Augenblick mich längſt vorbereitet hatte, bedurfte es nur eines Winkes, um meinen Wagen anſpannen und am Wilhelmsthore meiner warten zu laſſen. Johann erhielt die Inſtruction, noch vier, fünf Tage hier zu verweilen und gegen Jedermann mich krank zu melden, dann unverzüglich mir nach Leipzig nachzukommen.

Schnell nahm ich alle Kleinigkeiten, welche ſich noch in meinem Zimmer befanden, zuſammen, warf meinen großen Mantel über die Schultern, wickelte die Geliebte hinein und flüchtete mit ihr zum bergenden Wagen.

Mit hochklopfendem Herzen und zitterndem Fuße ſtieg ſie in denſelben und bekannte unter

Thränen, daß ihr jetzt dieſer Schritt, trotz aller Schrecken, die ihrer hier geharrt hätten, dennoch ſchwer fiele, weil er den Segen ihrer Pflegeeltern entbehre.

Ich tröſtete ſie, ſo gut ich konnte, ſtellte ihr meinen Schmerz vor, ſie in den Armen eines Andern zu ſehen, und gelobte ſie auf den Händen zu tragen und nach unſerer Verbindung alles nur Mögliche zu thun, ſie mit Allen wieder zu verſöhnen.

Die Thränen trockneten, ſie wurde ruhig und erwiederte meine Zärtlichkeit. Unaufhaltſam flog der Wagen der Grenze zu.

Doch das Schickſal ſchien unſerem Vorhaben zu zürnen. Kaum tauſend Schritte von der Grenze rollte in der Halbdämmerung der Wagen in einen tiefen Graben und brach zuſammen.

Meine arme Betty flog mit dem Kopfe an einen Metallknopf und lag ohne Beſinnung; das Blut floß, ein warmer Quell, aus ihrer Wunde. Ich konnte meinen Arm nicht brauchen; der Kutſcher tobte über den ſchlechten Weg — ich war der Verzweiflung nahe.

Der Wagen lag ſo tief, daß ein Menſch ihn nicht herausbringen konnte. Ich war außer Stande zu helfen, und es war kein anderes Mittel, als ein Pferd abzuſpannen und im nächſten Dorfe Hülfe zu holen.

Betty wimmerte unaufhörlich, beantwortete keine meiner Fragen, und meine Bemühung, ſie mit der einen Hand zu verbinden, glückte mir allzuſchlecht. Das waren ſchreckliche Augenblicke!

Doch jetzt nahte ſich ein Rettungsengel. Das Geräuſch eines Wagens wurde hörbar und kam näher und näher.

„Halt, Kutſcher!" rief ich ihm ſchon von fern entgegen. „Verunglückte bedürfen Eurer Hülfe."

Eine ältliche Dame ſah, ſo weit ich es in der Dämmerung erkennen konnte, aus dem Wagen. Sie nahm unſer Schickſal wahr und ſtieg nebſt ihrer Dienerin heraus, uns ſtärkende Eſſenzen bietend, welche ſie bei ſich führte.

Dieß brachte meine Betty ins Leben und zum Bewußtſeyn zurück.

Die Dame machte mir den Vorſchlag, die Verwundete mit ſich in den Wagen zu nehmen; ich aber ſolle hier zurückbleiben und die Hülfe abwarten.

Mit heißem Dankgefühl nahm ich das Anerbieten an, und wir beſprachen, uns in Thürheim, der nächſten Station, im goldnen Hirſch wiederzuſehen.

Ich hob mit meinem einen Arme und mit Hülfe des Mädchens die Geliebte in den Wagen, bat ſie, ruhig zu ſeyn, näßte ihre ſchönen Locken noch einmal mit dem heilenden Waſſer und verſprach bald nachzukommen, ohne daß Betty auf alles dieß nur eine Sylbe erwiedert hätte.

Eine Stunde verging nach der andern, der Schmerz in meinem Arme mehrte ſich, der Schreck blieb nicht ohne Einfluß auf meinen Körper. Die Sorge um Betty ſteigerte ſich ins Unendliche, und mein ungeſchickter Kutſcher kam noch nicht zurück.

Endlich hörte ich das Geräuſch der mir zu Hülfe Gerufenen.

Das elende Wrack wurde in die Höhe gebracht, ſo gut es ging mit Stricken gebunden, und ich befahl, ſo ſchnell es immer möglich ſey, dem vorausgegangenen Wagen nachzufahren.

Die Sonne tauchte eben blutroth am Horizont herauf, erwärmte und ermuthigte mich, und ich erblickte den ganzen Vorfall ſchon nicht mehr in dem entſetzlichen Lichte.

Da ſchlug der Ton von fernem Pferdegetrappel an mein Ohr. Ich beugte mich aus dem Wagen, und ſiehe da, ein Commando unſerer Huſaren war mir auf den Ferſen.

„Kein Unglück ohne Glück!“ frohlockte ich im Stillen, denn leicht konnte ich ihre Abſicht errathen.

„Kein Wort, Friedrich,“ flüſterte ich meinem Kutſcher zu, „daß eine Dame mit uns ausgefahren iſt.“

„Verſtanden!“ brummte dieſer, und in dieſem Augenblicke war auch mein Nebenbuhler an dem Schlage meines Wagens.

Mit ſpähendem Auge das Innere deſſelben muſternd, wünſchte er mir einen guten Morgen.

Ruhig ſcheinend erwiederte ich denſelben.

Er war ſichtlich betroffen, als er die, welche er ſuchte, nicht auffand. „Wo haben Sie aber Fräulein von Sonnenberg gelaſſen, Herr Hauptmann?“ fragte er nicht ohne Zagen.

„Wie kommen Sie auf dieſe Idee?“ herrſchte ich ihn an.

„Leugnen Sie nicht!“ rief er entrüſtet, „Sie haben ſie entführt, meine Nachrichten ſind ſicher.“

„Nun, ſo müßte ſie ja hier ſeyn,“ erwiederte ich, mit aller Macht meinen Zorn bekämpfend, ſetzte aber doch hinzu, daß ich mir für dieſe Inſulte ſogleich Genugthuung ausbäte, und zog bei dieſen Worten meine Reiſepiſtolen langſam heraus, da er mich gleich einem Diebe auf öffentlicher Straße überfalle.

„Vom Ueberfallen, Herr Capitain, kann nicht die Rede ſeyn,“ entgegnete er trotzig, „der Fürſt befahl mir, Fräulein von Sonnenberg aufzuſuchen, und da ſie ſelbſt Offizier, werden Sie meine Nachforſchung mit der Strenge des Dienſtes ſelbſt entſchuldigen.“

„In dieſer Rückſicht, mein Herr,“ antwortete ich, „will ich Ihre Handlungsweiſe nicht ahnden, und unterwerfe mich höhern Befehlen,“ öffnete lächelnd den Schlag des Wagens und bat, Alles zu durchſuchen.

„So hat man uns ganz falſch berichtet,“ murmelte er zwiſchen den Zähnen. Nachdem er noch einen forſchenden Blick auf das Pockengeſicht meines Kutſchers geworfen, blickte er mit Grimm und

Mißtrauen mich an und ſprengte mit ſeinem Commando davon.

Auch wir fuhren mit unſerem defecten Wagen weiter, und ſchon fragte ich die Straßenarbeiter, mir zu ſagen, wie weit ich noch von Thürheim ſey.

„Thürheim!“ ſagte ein alter mit Silberhaaren bedeckter Greis, „Thürheim gibt es keins in dieſer Gegend.“

Gott, was mußte ich in der Schreckensnacht verſtanden haben! Ich ließ mir alle Oerter der Umgegend nennen, aber keins hatte auch nur von fern einen ähnlichen Klang.

Ich war außer mir und marterte mich mit Vorwürfen, daß ich mich nicht nach dem Namen der Unbekannten erkundigt, vielleicht hätte dieß mich zum ſichern Ziel geführt.

Incidit in Scillam, qui vult vitare Charybdim, dachte ich, nachdem ich alle Welt ausgeforſcht und die genaueſte Beſchreibung der Vermißten entworfen hatte. Troſtlos durchirrte ich die Gegend, aber keine Spur der Verlornen war zu finden. Tauſend Möglichkeiten, eine immer abenteuerlicher als die andere, durchſtrömten mein Gehirn.

So kam ich auch nach Kaſſel. Im „Römiſchen Kaiſer“ kehrte ich ein.

„Belieben der Herr auf dem Zimmer oder an table d'hôte zu ſpeiſen?“ fragte der ſchmucke Kellner.

Mich zu zerſtreuen und Nachforſchungen anzuſtellen, zog ich die Geſellſchaft vor.

Mehrere junge Männer, in deren Nähe ich zu ſitzen kam, ließen es mich nicht bereuen, ſo gewählt zu haben. Ihre Unterhaltung betraf die Neuigkeiten des Tages. Ich machte den aufmerkſamen Zuhörer.

„Lieber Renal,“ fragte ein mir gegenüber Sitzender ſeinem Nachbar, nachdem der größte Theil der Geſellſchaft ſich entfernt hatte, „wiſſen Sie ſchon, daß meine Tante von ihrer letzten Reiſe ein bildſchönes Mädchen mitgebracht hat?“

„So,“ erwiederte jener geſpannt, „haben Sie es ſchon geſehen?“

„Nein, nur Dr. Saarmund, unſer Hausarzt, hat die Jungfrau reizend gefunden. Allein,“ und hierbei deutete er mit der Hand zur Stirn, „hier ſoll es nicht ganz richtig ſeyn; ein Fall aus dem Wagen“ — ich wurde immer aufmerkſamer —

„hat ſie am Kopf verwundet, und da iſt ſie denn gegen Jedermann, ſelbſt gegen den Arzt, ganz toll, wenn er ihr zu nahe kommt.“

„Um Verzeihung, mein Herr,“ ſprach ich, „wiſſen Sie nicht den Namen des Mädchens?“

Beide ſahen mich groß an, wie ich als Fremder Intereſſe daran nehmen könnte.

„Den Namen,“ erwiederte der Gefragte, „habe ich nicht nennen hören, wohl aber, daß ſie aus der Gegend von Frankfurt a. M. ſey.“

Was war zu thun? Es ſchienen mir honette Leute, ich mußte mich ihnen anvertrauen. Ich erzählte ihnen ſchnell ſo viel, als zum Zuſammenhange der Sache nothwendig war, daß mein Wagen zerbrochen, meine Braut verwundet und eine mitleidige Dame dieſelbe in ihrem Wagen freundlich aufgenommen, und da ich den Namen des Orts leider vergeſſen oder falſch verſtanden habe, ich Betty ſeitdem vergeblich ſuche.

„Alſo Betty hieß Ihre Braut?“ fragte der Fremde; „nun ſo iſt ſie's nicht, die, welche ich meine, heißt Fanny.“

Ich ließ mich dadurch nicht abſchrecken und forſchte weiter.

Immer vertraulicher und voll Antheil an meiner Lage wurden die Fremden. Endlich verſprachen ſie mir, morgen um dieſe Stunde den Doctor mitzubringen, der am beſten über Alles Auskunft zu geben verſtünde, was auch mir um ſo lieber war, da ich in der That ebenfalls noch immer Schmerzen an meinem Arme empfand.

Das war ein Lichtſtrahl in dunkler Nacht.

Der erſehnte Morgen erſchien; ich und ein Frühſtück harrten des Arztes.

Einen Mann voll Welt und Herzlichkeit zugleich fand ich ihn, als meine neuen Freunde ihn mir vorſtellten und dabei meiner Wünſche gedachten.

„Ich bedaure Sie aufrichtig," ſprach er theilnehmend, „denn es iſt nach Allem, was Sie mir ſagen, keinem Zweifel unterworfen, daß meine Patientin und Ihre Braut ein und dieſelbe Perſon ſind."

Ich wiederholte: „blondes Haar."

„Richtig."

„Augen: tiefblau."

„Wie Kornblumen," erwiederte er.

„Die Naſe etwas gebogen."

„Fein gebogen," corrigirte er mich.

„Geſicht: oval und etwas blaß,“ und der Refrain war wieder: „Richtig.“

„Aber die Hauptſache, beſter Doctor,“ rief ich, „die Hauptſache, wie befindet ſich meine Braut, was habe ich zu fürchten und zu hoffen?“

„Das will ich Ihnen offen ſagen; allein, Freund, faſſen Sie ſich: die medulla oblongata“ — und nun ließ er ſich in eine gelehrte Erklärung von laesiones cerebri und glandulae pinealis aus — „iſt verletzt, wie wir Lateiner ſagen, oder ſie iſt des Verſtandes beraubt. Vielleicht,“ ſetzte er tröſtend hinzu, „daß Veränderung der Luft und Ihre Nähe einen günſtigen Einfluß haben.“

„Um Gotteswillen, beſter Doctor,“ unterbrach ich ihn, „von Sinnen iſt die Aermſte?“

„Nun, heut Abend ſollen Sie ſie ſehen,“ ſprach der Aeskulap, „mich drängt jetzt meine Zeit, ich muß Beſuche machen, werde aber Alles zu Ihrer Erſcheinung vorbereiten.“

Der verhängnißvolle Abend kam herbei, mein Doctor erſchien, um mich abzuholen, brachte mich in das Krankenzimmer und ſchob mich hinter einen vor der Thür befindlichen Schirm.

Großer Gott, wie fand ich ſie! Abgezehrt, bleich, die blonden ſchönen Locken abgeſchnitten, und an deren Stelle eine große Bandage.

In ſich verſunken blickte ſie mit aufgehobenen Händen ſtarr auf eine Stelle.

„Nun, wie geht es Ihnen, mein Fräulein?“ hörte ich den Arzt fragen. Keine Antwort erfolgte.

„Schmerzt die Wunde noch heftig?“ fragte er weiter.

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Kennen Sie einen Hauptmann von Poll, mein Fräulein?“

Raſch hob ſie das Haupt empor und ſah dem Doctor in's Geſicht. Ein wehmüthiges Lächeln umſpielte ihren Mund.

„Möchten ſie ihn wohl ſprechen?“ fragte er.

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Aber wollen Sie auch ganz ruhig ſeyn? Soll ich ihn herbei rufen?“

„Ja,“ rief ſie laut und verſtändlich.

Ich konnte mich nicht länger halten und trat hinter dem Schirm hervor.

„Nun ſoll es bald beſſer werden, theure Betty,“ tröſtete ich, ſie in meine Arme ſchließend.

Sie ſchrie laut auf, warf den wachſamen Arzt wie toll zur Seite, und drehte mich, als wäre ſie von der Tarantel geſtochen, im Kreiſe gleich einem Ball herum. Ich machte zum böſen Spiel gute Miene, und tanzte, wo ich hätte blutige Thränen weinen mögen.

Als ſie ermüdet und außer Athem nicht weiter konnte, benutzte ich ihre Erſchöpfung, ſie zu fragen, ob ſie mich begleiten wolle?

Schnell warf ſie einen daliegenden Shawl um, legte ihren Arm in den meinigen, und wir gingen die Treppe hinab nach meinem Hotél.

Mein ſorgſamer Arzt war mir von fern gefolgt. „Hoffen Sie, lieber Freund!“ flüſterte er mir zu, nachdem wir Betty in ein Zimmer zur Ruhe gebracht hatten. „Sie vermögen, wie ich ſehe, Alles über die Kranke. Jetzt nur Zerſtreuung, eine Reiſe, friſche Land- oder Gebirgsluft, und dabei die Medicin, die ich verſchreiben werde, recht fleißig gebraucht, ſo wird ſich vielleicht der Zuſtand heben.“

Ich dankte dem trefflichen Manne für ſeine Theilnahme, lohnte ſeine Bemühung reichlich, und bat, nur noch ſo lange bei Betty zu bleiben, bis ich der hülfreichen Dame meinen Dank für Aufnahme und Pflege meiner Braut geſagt und vergolten habe.

Dieß war ſchnell abgethan, weil die Frau doch wohl Gott dankte, von ſolcher Laſt durch mich befreit zu ſeyn.

Auf Flügeln der Liebe eilte ich zu meiner Betty zurück. Eine bejahrte ſanfte Frau, welche die Reiſe mitmachen wollte, ward durch die Vermittelung des Doctors gefunden.

Allein jetzt kam ein ſchwieriger Punkt. Erſt auf vieles Bitten, dann dennoch halb mit Gewalt konnten wir die Aermſte dazu bringen, den Wagen wieder zu beſteigen, und als die Pferde anzogen, war meine ganze Kraft nöthig, um die Kranke feſtzuhalten. Das hatte der gute Doctor doch nicht vorausgeſehen. Ach, das war eine traurige, ängſtliche Reiſe!

Da mein Johann ſchon längſt in Joſephenthal mit meiner Equipage angekommen war, erwartete mich meine Freundin mit Sorgen und Schmerzen, und war froh, als ſie mich doch wenigſtens geſund wieder erblickte.

Ich ſprang ſchnell aus dem Wagen und unterrichtete Marien von dem Unglück meiner Braut.

Die Gute nahm ſich der Leidenden ſchweſterlich an, aber Betty hatte kein Auge dafür, ſie war und blieb ſtumm; ein kurzes Ja oder Nein war Alles, was die zärtlichſte Liebe ihr abgewann.

Dieſer Zuſtand wechſelte ſpäter mit der unſeligen Tanzwuth, und mit thränenden Augen mußten wir zuſehen, wie ſie mit ihrer alten Wärterin bis zum Umſinken umherſprang.

So vergingen Tage, Wochen, Monate. Die Alles lindernde Zeit gab auch mir Kraft, dieß Schickſal zu ertragen, und Mariens Freundſchaft goß Balſam in die Wunden meines Herzens.

Eines Tages ſaß ich mit der lieben Frau traulich auf dem Sopha, da rollte eine Caroſſe in den Hof, ein Bedienter ſprang ab, und meldete den Amtsrath von Zander.

Marie, ich hatte ſie beobachtet, verfärbte ſich ein wenig.

„Er iſt willkommen,“ erwiederte ſie, aber mit einem Geſicht, das deutlich ſagte: ach, dürfte ich dich doch nie in meinem Hauſe empfangen. „Der

Vormund meiner Kinder, lieber Poll," wandte ſie ſich zu mir, „ein Menſch, der fortwährend den Liebhaber gegen mich ſpielt, und dabei ſeine Abſicht auf meine Hand nicht undeutlich zu verſtehen gibt. Er iſt mir im Tod zuwider, ein eitler Menſch voll Selbſtliebe, der überall ſein Ich zur Schau trägt, trotz dem aber ein Heuchler iſt, wodurch er auch meinen verſtorbenen Gatten täuſchte. Ich fand ihn als ſeinen Anwald vor, und bin trotz allem zu ſchüchtern, eine Aenderung mit ihm zu treffen."

Geſpannt harrte ich nach dieſer Schilderung ſeiner Erſcheinung.

Da trat ein duftendes Männchen mit erdfahlem Geſicht, glotzenden Augen, welche mit einer Doppelbrille bewaffnet waren, herein, hüpfte mit burlesken Sprüngen auf Marie zu, beugte ſich bis zur Erde und verbreitete durch dieſe Erſchütterung eine Wolke von Puder à la Maréchal, mit der ſeine hohe Friſur bedeckt war.

Jetzt gewahrte er mich, fixirte bald mich, bald Marien, und bat dann mit einem ſatyriſchen Lächeln tauſendmal um Verzeihung, ein trauliches tête à tête geſtört zu haben.

Marie verſicherte ruhig und mit Würde, daß er auch dießmal, wie gewöhnlich, ſich irre, daß ich ihr Jugendfreund ſey, der in dieſer Gegend, welche mir ſehr gefalle, mich anzukaufen wünſche und Hauptmann von Poll benamſet ſey.

Dreimal tiefer verbeugte ſich jetzt das Männchen, belobte meinen Sinn für Naturſchönheiten und beklagte ſich dabei, daß er als königlicher Diener und Oberamtsrath ſich ſehr unglücklich fühle, da er genöthigt wäre, ſich ſtets in der Stadt aufzuhalten, und die Neigung ſeines Herzens, auf dem Lande ein idylliſches Leben in der Nähe einer Huldin zu führen, aufzuopfern verdammt ſey. „Deſto mehr aber,“ ſchloß er mit Wichtigkeit, „freue ich mich, wenn ich nach ſchwerer Berufsarbeit aus dem Gewühl der Geſchäfte mich herausreiße und meine lieben Pflegebefohlenen beſuchen kann, was meiner Geſundheit ſichtbar zuträglich iſt; denn welch’ herrlichen Einfluß die hieſige Luft hat, Herr Hauptmann, ſehen Sie an dem Erfolg; ſie verſchönt Alles,“ ſetzte er mit einem ſüß ſeyn ſollenden Lächeln hinzu, „das ſieht man an unſerer lieben Wirthin, die, gleich ihren Roſen, von Tag zu Tag ſchöner erblüht.“

Als er diese Phraſe zur Welt gebracht, rieb er ſich wohlgefällig die Hände und ſeine häßlichen Augen hafteten Liebe dürſtend auf der Gefeierten.

Die Röthe des Zornes brannte ſichtbar auf Mariens Wangen, die faden Schmeicheleien widerten ſie an, und da ich das Männchen in ſeiner Extaſe nicht unterſtützte, ſo kam das Geſpräch ins Stocken.

Endlich nahm der ſchlaue Juriſt Gelegenheit, mich über meine Pläne hinſichtlich meiner Anſiedelung auszuholen. Da ſein Wirkungskreis ihm Gelegenheit gab, von Gutsverkäufen zu hören, ſo ging ich darauf ein, und machte ihn mit meinen Wünſchen, hinſichtlich des Umfangs, der Lage und Gebäude eines Gutes bekannt.

„Beſter Herr Hauptmann,“ frohlockte er im Hinblick auf die Procente, die er dabei zu lucriren gedachte, „da kann ich dienen. Nur ein Meilchen von hier, da drüben über'm Berge, beſitzt ein Herr von Liebers ein Gut, was alle Ihre Wünſche in ſich faßt. Der Mann iſt genirt und will es für 20,000 Thaler verkaufen. Ich fahre nach Tiſche hin, um dort Amtstag zu halten. Wollen Sie mich begleiten, ſoll es mir zur Ehre gereichen. Ich zeige Ihnen bei dieſer Gelegenheit gleich Felder, Wieſen, Holzungen, Teiche ꝛc."

Ich nahm den Vorſchlag mit Freuden an; denn ich konnte meiner lieblichen Wirthin unmöglich länger beſchwerlich fallen. Vielleicht, dachte ich, paßt mir das Gut, ich löſe dann zugleich das Verſprechen, meine gute Mutter zu mir zu nehmen, da es ſo viel Raum hat.

Ich beurlaubte mich, um mich reiſefertig zu machen, um ſo lieber, da der Herr Oberamtsrath einige Volumina Acten herbeibringen ließ, um mit ſeiner Pflegebefohlenen zu rechnen.

Das Calcul mochte nicht nach Wunſch ausgefallen ſeyn, denn die Unterhaltung bei Tiſche war froſtig und einſylbig, und der Klang von Tellern Meſſern und Löffeln war ziemlich der einzige, der erſcholl.

Ich dankte meinem Gott, als der Wagen vorfuhr. Eben ſo kalt, wie der Empfang, war auch der Abſchied Mariens vom Amtsrath.

„Trauen Sie dem Menſchen ja nicht, ſondern unterſuchen Sie Alles mit eigenen Augen," flüſterte mir die Beſorgte noch auf der Treppe ins Ohr.

Ich hatte genug, küßte ihr dankbar die Hand und ſprang in den Wagen.

Raſch ging es durch paradieſiſche Fluren und bald zeigte ſich das ſchöne Schloß von Rittersrode unſern Blicken.

Es lag auf einem der höchſten Berge, äußerſt pittoresk, und ragte wie ein Rieſe über die Umgegend hervor. Man nahte ſich ihm auf terraſſenförmigen Abſtufungen, auf welchen Moos und Epheu wucherte. Ein wildes Waſſer plätſcherte die Seiten herab, ſtürzte einem in der Tiefe rinnenden Fluß zu und belebte mit ſeinem Geräuſch die Gegend. Holzhäuſer zwiſchen Gebüſch waren im Thale zu ſehen. Ein dunkler ſchöner Wald begrenzte auf der andern Seite das Gut. Der Beſitzer, ein Jagdfreund, hatte ſchnurgerade Alleen durchhauen laſſen, an deren Enden zierliche Pavillons und Waldhäuschen angebracht waren. Aber Alles, was ich ſah, trug das Gepräge von Verwilderung oder auch von der Mittelloſigkeit des Beſitzers. Gott, was konnte in der an Naturſchönheiten ſo reichen Gegend nicht Kunſt und Fleiß noch alles erſchaffen, ein Paradies mußte dieſe Beſitzung werden.

Glücklicher und unglücklicher Weiſe fanden wir den Beſitzer nicht zu Hauſe, und ich konnte mit Muße, während der Oberamtsrath Gerichtstag hielt, nach eigener Luſt umherſchweifen und auch die ökonomiſche Seite des Gutes erforſchen. Aber hier fand ſich Alles in noch grauſenhafterer Verwilderung, und kam mein Kauf zu Stande, ſo fand ich alle Hände voll zu thun.

Der Gerichtstag war in zwei Stunden abgemacht und der Amtsrath befahl, den Wagen vorzufahren.

Durch das Fenſter ſah ich, wie man befliſſen war, die Behältniſſe des Wagens mit allerhand eßbaren Gegenſtänden zu füllen, wodurch ſich die Unterthanen wahrſcheinlich einen Weg zu dem Herzen ihres Geſtrengen zu bahnen hofften.

„Nicht wahr,“ ſagte mein Begleiter, als wir das Gut im Rücken hatten, „die Gegend und die Wohngebäude ſind reizend. Thue ich meinen Geſchmack und Sie Ihr Geld dazu,“ ſchmunzelte er mit Eigenliebe, „ſo wallfahrten alle Fremde nach Rittersrode, um das Paradies zu ſchauen.“

Prüfend blickte der Schlaue während dieſer Worte mich an, und horchte, was ich zu ſeinen Voraussetzungen über mein Vermögen erwiedern würde.

„Vorläufig werde ich Herrn von Liebers nur 12,000 Thaler baar anzahlen. Denn da ich bedeutende Bauten zu machen gedenke, muß ich mein disponibles Vermögen zuſammen halten," antwortete ich ziemlich großartig.

Der Amtsrath rieb ſich vor Freuden die Hände, als er dieſe Worte vernahm, und berechnete ſich, das ſah ich an ſeinem Luchsgeſichte, was das Geſchäftchen für ihn abwarf.

Aber auf einmal wurde er wie umgewandelt, nachdenkend, und leitete das Geſchäft mit ſichtbarer Angſt auf meine Familienverhältniſſe, und frug ganz kleinlaut, ob ich vermählt ſey?

Ich ſagte darüber, was er einmal erfahren mußte.

Seine Züge verklärten ſich bei meiner Rede. Ich hatte, das fühlte ich, einen Stein von ſeiner Bruſt genommen.

Das Ziel der Reiſe war erreicht, der Wagen hielt und der Amtsrath bemühte ſich, ſeinem Danke für meine Begleitung Worte zu geben.

Er fuhr nach Hauſe und ich ſehnte mich, Marien wieder zu ſehen. Ich fand ſie, wider ihre Gewohnheit, ſcheinbar mißmuthig, und drang in ſie, mir den Grund ihrer Verſtimmung zu ſagen.

„Ihre Abweſenheit und der Zweck derſelben iſt es; warum wollen Sie nicht bei mir bleiben?“ rief ſie nach einigem Zögern faſt bewegt aus. „Mein Haus hat Raum für uns alle. Was bedarfs den Ankauf eines Gutes, der doch viel Mühſeligkeiten herbeiführt?“

„Liebe Marie,“ ſprach ich gerührt, „man muß die Freundſchaft nicht mißbrauchen; auch wird meine Umgebung immer größer, denn ich ſehne mich, meine Mutter zu mir zu nehmen, die, ſeit ſie Wittwe, aller Freuden entbehrt.“

„Auch für dieſe wäre Platz vorhanden,“ verſicherte ſie, „doch Ihr Wille iſt der meine. Aber ich bedinge mir, daß Sie immer in Rittersroda leben, damit wir Nachbarn bleiben, und ich mich immer Ihres Rathes erholen kann.“

„Mit allen meinen Kräften,“ gelobte ich feurig, „bin ich zu jeder Stunde Ihnen zu dienen bereit, obſchon ich nicht glaube, daß eine ſo begabte Frau deſſen bedürfen wird.“

„Ach doch," klagte Marie mit Schüchternheit, „der Oberamtsrath drang heute wieder in mich, mir einen Gatten zu wählen. Er behauptet, meine Kinder bedürfen eines Vaters."

„Liebe Marie," tröſtete ich ſie, „dieſer Menſch hat kein Urtheil über Ihre Geiſteskräfte. Hätte ich Töchter, ich würde mich glücklich ſchätzen, ſie Ihrer Obhut anzuvertrauen. Dazu bedürfen Sie Niemand; fänden Sie aber einen Gatten für Ihr Herz, der Sorgen und Freuden mit Ihnen theilte, ſo —"

„Nimmermehr, nimmermehr," rief ſie mit Thränen, „ich werde mich nie verbinden, ich will der Freundſchaft und den Kindern leben."

Gerührt von der Wehmuth, deren Grund mein Herz errieth, drückte ich ihre Hand an meine Lippen, denn die ſüße Vergangenheit tauchte mit glühenden Farben in meinem Innern auf. Am beſten alſo, fort von hier, ſprach die Stimme in mir.

Nach einigen Tagen kam ein Brief von Baron Liebers, der ſein Bedauern ausdrückte, ihn verfehlt zu haben, und ſich zur nächſten Stunde anmeldete.

Ich fand in ihm einen jener heitern gutmüthigen Menſchen, die aus Leichtſinn ſich in einen Abgrund ſtürzen, aber das Peinliche ihrer Lage dennoch nicht fühlen; die ſtets der Gegenwart leben und ſich der Zukunft willen kein graues Haar wachſen laſſen.

Nach einigen Debatten waren wir über die Kaufſumme des Gutes einig, ſetzte den Zahlungstermin feſt, und nur der gerichtliche Abſchluß fehlte dem Ganzen.

Meine Gelder einzukaſſiren mußte meine erſte Sorge ſeyn, und ſo war der Tag der Trennung von Joſephenthal da, ehe wir es uns verſahen.

Ich empfahl Marien meine Betty, die noch immer, wenn ſie von ihrer Tanzwuth befreit war, ſich antheillos an Allem zeigte, was um ſie her vorging.

Ihr Lebewohl zu ſagen, ging ich zu ihr. „Liebe Betty," ſprach ich, in ihr Zimmer tretend, „ich verlaſſe Dich eine kurze Zeit. Pflege Dich, nimm die Arzneien hübſch pünktlich, damit ich Dich munterer wiederfinde."

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Ich laſſe Dich bei unſerer Freundin," fuhr ich fort, „in guter Obhut, folge ihr."

„Nein, nein!“ rief ſie plötzlich, „ich gehe mit.“

Ich gerieth in große Verlegenheit. „Nun, nicht gleich reiſe ich ab,“ log ich.

„Nicht?“ ſprach ſie langſam mit einem wehmüthigen Blick auf mich, und ſetzte ſich auf ihren Seſſel.

Dieſe Sanftmuth in ihren guten Stunden machten einen unbeſchreiblichen Eindruck auf mich. Ach, ich hätte vor Jammer vergehen mögen. Gott, wenn ich dieß Mädchen betrachtete, wie verſchieden das Sonſt von dem Jetzt, wo ſie ſich völlig vernachläſſigte, ihr Haar in wilder Unordnung um ihren Nacken hing, die Sorge um ihre Kleidung Andern überlaſſen mußte, ſo wußte ich in der That nicht, blieb ſie ſo, wie ich mir die Zukunft geſtalten ſollte. Ich verſank in Wehmuth über unſer Geſchick.

Ganz in der Stille trat ich meine Reiſe an, entwarf mir unterwegs den Plan, Madame Soltau auch nach Rittersroda zu verſetzen, damit ſie die Oberaufſicht über die Wirthſchaft führe, was, da ſie früher auf dem Lande erzogen, ihr eigentliches Element war, auch konnte die arme Johanne vielleicht eine paſſende Geſellſchaft für meine geiſtesſchwache Betty ſeyn, und ich, je nun, ich wollte mich an der kindlichen Heiterkeit und Zuneigung Wilhelminens erfreuen.

Je näher ich Dallhauſen kam, je mehr wich Gram und Sorgen aus meiner Bruſt, und das liebliche Bild des guten Kindes, wie ich es zum erſtenmale erblickt, trat lebhaft vor meine Seele.

Ich beſchloß gleich bei Madame Soltau vorzufahren, und da abzuſteigen.

Ungehört, ungeſehen kam ich vor das Haus und an die Thür derſelben. Es war ſchon dämmerig. Ich klopfte an.

Ein hochgewachſenes ſchönes Mädchen öffnete. Gott, dachte ich, ſo hat der Kutſcher doch falſch gefahren, und du biſt ins Nebenhaus gekommen.

„Ich bin wohl unrecht?“ frug ich die Hebegeſtalt.

„Ach Gott, beſter Herr Hauptmann,“ rief das Mädchen, und legte ihre Hände auf meine Achſeln, „kennen Sie denn Ihre Wilhelmine nicht mehr?“ Sie haſchte nach meinen Händen, um ſolche, wie früher zu küſſen.

„Ich weiß nicht, mein Fräulein, — ſtammelte ich.

„Fräulein nennen Sie Wilhelmine Soltau?“ rief ſie.

Da brachte man Licht ins Zimmer, und ich erblickte Minnas liebliches Geſichtchen, nur blühender, ausdrucksvoller und ſie faſt um einen Kopf größer.

„Liebe Minna,“ rief ich wunderbar überraſcht, „wie haben Sie ſich verändert, wie groß, wie hübſch ſind Sie geworden!“

Feuerroth ward das Mädchen und zog ſich einen Schritt zurück.

„Wo iſt die Mutter, liebe Minna?“ fragte ich.

„Sie muß ſogleich zurückkommen. Aber Gott, was habe ich vergeſſen,“ rief ſie auf einmal, und ſchlug die kleinen Hände zuſammen, „ich mache es ſchnell gut,“ und mit dieſen Worten ſprang ſie ins Nebenzimmer und trat an Johannens Hand herein.

So wie dieſe mich erblickte, reichte ſie mir die Hand und rief: „O, mein Retter, wie freue ich mich, Sie zu ſehen.“

„Wie geht es Ihnen?“ frug ich.

Sie blickte zum Himmel und konnte nicht ſprechen.

„So antwortet uns unſere arme Johanne ſtets,“ klagte Minna, „ſtill verbringt ſie ihr Leben; ihre Guitarre iſt ihre einzige Freude.“

Dieſe Sinnesart paßt ganz für meine Betty, dachte ich, und mein früherer Plan wird immer reifer. Ich freute mich, für ſie ein Weſen gefunden zu haben, das ihr in Leid wahlverwandt war.

Ich fragte ſie: ob ſie mich nach meinem neuen Wohnort begleiten wolle?

Unwillkührlich faßte ſie nach Minna's Hand und bat, ſie nicht von ihr und Madame Soltau zu trennen; indem trat dieſe herein.

Sie freute ſich herzinniglich, mich endlich nach langer Abweſenheit wieder zu ſehen, und führte mich in ihr Gaſtzimmer, worin die liebliche Minna ſich ſchon für mich beſchäftigte. Sie bat, ihr Haus als das meinige zu betrachten, es mir bequem zu machen und mich auszuruhen, dann aber mit ihnen gemeinſchaftlich ein frugales Nachtbrod zu verzehren.

Der Antrag ward angenommen und nachdem

ich mich der Reiſekleider entledigt, ſtellte ich mich zu dem von Minnas roſiger Hand bereiteten Mahle ein.

Unſer Geſpräch drehte ſich um den glücklichen Zufall, der uns zuerſt zuſammen gebracht und jetzt wieder zuſammen geführt hatte. Minnas Aeußerung darüber drang mir unwiderſtehlich zu Herzen.

Am andern Morgen, beim Frühſtück, rückte ich gegen Madame Soltau mit dem Grund meiner Reiſe zu ihr heraus.

Anfangs ſchien ſie bereit, auf meine Wünſche einzugehen, dann aber machte ſie Bedenklichkeiten und zuletzt Ausflüchte.

Verwundert blickte ich ihr ins Geſicht und bat ſie, nicht hinterm Berg zu halten, ſondern offen und wahr gegen mich zu ſeyn.

„Nun, ſo hören Sie," erwiederte ſie, nachdem Minna mit einem traurigen Geſichtchen davon gegangen war, „meine Tochter iſt ſo gut als verlobt, oder vielmehr, es hat ein angeſehener hieſiger Beamter um ihre Hand angehalten."

Ich weiß nicht, weshalb mich dieſe Nachricht mehr erſchreckte, als erfreute. Genug, ich wär frappirt und fragte nicht ohne Verſtimmung, wer der Glückliche ſey, dem Minna ihr Herz geſchenkt?

„Das nun eben nicht," ſtotterte Madame Soltau, „denn ſie kennt ihn noch nicht genau, das findet ſich aber. Ein angeſehener Mann mit reichlichem Auskommen, der findet ſich nicht leicht. Ich weiß es aus Erfahrung, daß ſogenannte Herzensparthien nicht immer die glücklichſten ſind."

Das mußte ich zugeben, verlangte jedoch zuvor, den Mann kennen zu lernen, dem mein holder Schützling zu Theil werden ſollte, und endete ſo ein Geſpräch, das mir peinlich war.

Kurz vor Schlafengehen ward Minna erſt wieder ſichtbar und ſchien geweint zu haben.

Verſchiedene Gedanken, die Jedes in der Geſellſchaft haben mußte, that dem Geſpräch Abbruch, deshalb wünſchte ich gute Nacht. Die Mutter begleitete mich auf mein Zimmer.

Ich konnte trotz der Reiſe nicht ſchlafen und gab meinen Gedanken Audienz. Minnas Verlobung beſchäftigte mich auf merkwürdige Weiſe.

Endlich ſchlief ich ein, und das liebe Tageslicht übte bei meinem Erwachen ſeine Kräfte; Nun heiter und froh bot ich der Familie einen guten Morgen, frühſtückte in ihrer Geſellſchaft und ließ es durchaus zu keinem trüben Geſpräch kommen.

Hierauf beurlaubte ich mich, um meine Geſchäfte zu beſorgen und verſprach, zur Mittagszeit zurückzukehren.

Schon harrte man des Gaſtes an dem zierlich gedeckten Tiſch, auf dem kräftige Speiſen dampften. Alles ſchien wohlgemuth, nur Johanne überließ ſich ihren Träumereien.

Nach Tiſche aber, während die Mama ihr Mittagsſchläfchen hielt, winkte mir das Töchterlein, auf ihr Stübchen zu kommen. Ich war begierig zu hören, was mir das liebe Mädchen zu ſagen hatte.

„Ach! beſter Herr Hauptmann,“ begann ſie vertraulich, „ich muß mich Ihnen entdecken. Sie kommen mir jetzt, wie damals, ein Engel zur Zeit der Noth.“

„Mein liebes Kind,“ frug ich mit vollem Antheil, indem ich ihre glühende Wange ſtreichelte, „was iſt Dir?“

„Ach! meine Mutter quält mich, meine Hand dem häßlichen Amtsactuarius zu geben. Ich kann den alten Actenwurm nicht leiden, ich beſchwöre Sie, retten Sie mich von dieſer Verbindung, ſprechen Sie mit meiner Mutter darüber, ſie achtet Sie hoch, Sie vermögen gewiß Alles über ſie.“

„Ich gelobe es Dir, liebe Minna, aber ich fordere volles Vertrauen gegen mich dafür. Geſtehe mir, mein liebes Mädchen, wer iſt der Glückliche, den Du liebſt? Denn in Deinen Jahren widerſtrebt man nicht leicht einer Verbindung, welche die Mutter gut heißt, wenn das Herz noch frei iſt.“

Verwundert, als ob ich etwas ganz Unmögliches geſagt, blickte mich Minna mit ihren herrlichen klaren Augen an, betheuerte, daß ſie keinen der jungen Männer hieſigen Ortes kenne, daß ſie überhaupt nie heirathen, einſt aber, wenn ich alt wäre, mich pflegen wolle.

Sie ſprach die letzte Hälfte ihrer Rede mit zitternder Stimme, und ich fühlte heiße Thränen auf meine von ihr feſtgehaltenen Hände fallen.

Ich ward durch dieß Geſtändniß tief bewegt, betheuerte, daß ich nie darein willige, daß ihre Hand ohne ihr Herz vergeben würde, daß ich mir aber den Brautwerber betrachten und dann mit der Mutter ernſtlich ſprechen würde. „Bis dahin ſey außer Sorgen,“ tröſtete ich das holde Mädchen.

Unter Thränen lächelnd wollte ſie mir die Hände küſſen, der Himmel weiß aber, wie es kam, ſie lag plötzlich in meinen Armen, an meinem Herzen.

Wo wäre der Mann, der dabei ungerührt bliebe? Ich vergaß auf Augenblicke die Bewohnerin von Joſephenthal und küßte das ſüße Geſchöpf mit — Vatergefühlen.

Statt zu fliehen, nachdem ich die unverkennbarſten Beweiſe erwachender Liebe zu mir im Herzen der Jungfrau entdeckt, ſpiegelte ſich meine geſchmeichelte Eigenliebe vor, daß ich noch eine Menge Dinge in Dalhauſen für meine künftige Einrichtung zu beſorgen habe. Vor Allem aber mußte ich mir ja auch Auskunft über den Charakter des Actuarius verſchaffen. Durch dieß Zuſammenbleiben drückte ſich der Pfeil der Liebe immer tiefer in Minna's Bruſt.

Obgleich ſie ſich, nach der Unterredung mit mir, abmühte, ihr ſüßes Geheimniß zu verbergen, ſo blickte es doch durch Wort und That immer ſichtlicher hervor, und ich beſchloß nun alles Ernſes, meine Forſchungen über den Brautwerber anzuſtellen und dann meinen Entſchluß zu faſſen. Mein admirabler Poſtmeiſter, bei dem ich zuerſt auf Kundſchaft ausging, ſollte mir auch darin hülfreiche Hand leiſten.

Wenn nur die Hälfte von dem, was er mir über den Actuar berichtete, wahr iſt, ſo iſt es die größte Sünde, rette ich das arme Kind nicht aus ſeinen Klauen. Aber audiatur et altera pars, dachte ich im Stillen und ging zum Apotheker des Städtchens, dem Mittelpunkt der Herren vom Amte, die täglich auf ihrem Weg dahin ihr Gläschen Bitterwein zu ſich nehmen. Aber auch dieſer unterſchrieb das Urtheil des Poſtmeiſters in allen Punkten, der Mann ſey ein Heuchler und Filz zugleich, wie es keinen gäbe.

Du willſt ihn ſelbſt kennen lernen, beſchloß ich jetzt und erkundigte mich, wohin er wohl des Abends gehe.

„In unſere Reſource, da können Sie ihn treffen,“ war die Antwort.

In den nächſten Stunden ſchon ließ ich mich von dem Poſtmeiſter dort einführen.

Richtig, da ſaß der Actenwurm bei einem

Glaſe Waſſer. Eine Luchsphyſiognomie mit kleinen grünen Augen, die gierig nach den Fremden ſchielten. Eine ſaft- und kraftloſe ausgehungerte Geſtalt in ſchabige Kleidung gehüllt, und dieß alles durch eine rothblonde Perücke verſchönt. Und dieſem Menſchen ſollte mein holdes Kind zu Theil werden, nimmermehr? Er unterhielt ſich mit Niemand, blies den Rauch ſeines ſchlechten Tabaks in die Luft und ſchien nur zum Horchen hier zu ſeyn.

Wie aber die Mutter von der Nichtswürdigkeit dieſes Menſchen zu überzeugen und zum Aufgeben ihres Planes zu nöthigen?

Endlich hatte ich es, das war ein köſtlicher Einfall! Ein Geizhals ohne Gleichen — hatten mir alle geſagt — darauf baute ich meinen Plan. Ich erklärte am folgenden Tage Madame Soltau, daß ich, meine Geſchäfte zu ordnen, eine Reiſe machen müſſe. Erbleichend hörte Minna dieſe Kunde, fürchtend, daß ich dabei ihre Lage aus den Augen verlieren könnte. Ich tröſtete ſie mit der Verſicherung der baldigſten Rückkehr.

Meine Capitalien ſtanden ſehr gut, der Banquier verſprach, auf den erſten Wink die geforderle Summe in guten Papieren zu ſenden, legte Rechnung ab, und ſiehe da, die acht Jahre hatten fünftauſend Thaler Zinſen getragen.

Nachdem die Abrechnung gemacht, kehrte ich, aber dem Anſcheine nach im Innerſten der Seele betrübt, nach Dalhauſen zurück, wechſelte mit Mutter und Tochter nur einige Worte, wünſchte mit verſtörtem Geſicht beiden gute Nacht und eilte zur Ruhe.

Mein Benehmen, das ſah ich, fiel Allen auf, denn ſie forſchten und fragten beim Frühſtück. Ich gab ausweichende Antworten und entfernte mich ohne Lebewohl.

Ich hatte bei dieſer Angelegenheit den Apotheker als den größten Schwätzer und Vielwiſſer kennen gelernt, durch ihn kam es gewiß am ſchnellſten unter die Leute, daß ich mein ganzes Capital verloren und kaum einige tauſend Thaler gerettet.

Der Zunder fing richtig Feuer, der Mann legte ſeine Hand aufs Herz, beklagte mich in allen Tonarten und ſchwur, daß durch ihn keine Sylbe verrathen würde, als ich ihm Schweigen empfahl.

Nach drei Tagen kam ich von einer Reiſe, die ich, um die Muſterwirthſchaft eines Gutes in der Nähe kennen zu lernen, gemacht hatte, zurück. Da empfing mich Mama Soltau mit trübſeligem Geſicht ſchon auf der Treppe.

„Ach Gottchen, mein Gottchen, beſter Herr Hauptmann,“ rief ſie mit erhobenen Händen, „iſt es denn wahr, daß Sie ſo unglücklich geweſen ſind, den ganzen ſchönen Gewinn wieder zu verlieren?“

Ich bejahte es durch Achſelzucken.

„Nun kann ich mir erklären, warum Sie die Zeit über ſo unſtät und düſter waren.“

„Aber ſagen Sie nur, woher haben Sie die Nachrichten?“ fragte ich geſpannt.

„Ach mein Gott,“ platzte ſie heraus, „da leſen Sie ſelbſt. Der Amtsactuarius, der elende Menſch, hat mir heute dieſen Brief geſchrieben, in welchem er zuvörderſt, wegen der viertauſend Thaler Ausſteuer für Minna, Sicherheit haben will, indem er das Eine und Andere von ihrem Verluſte gehört habe.“

Ich hätte mich beinahe durch meinen Zorn verrathen, recolligirte mich aber, und erwiederte ſo ruhig als möglich: „Da hat der Wicht recht. Aber bei allem Unglück iſt ein Glück, Sie haben dadurch einen elenden Menſchen kennen gelernt. Darum tröſten Sie ſich. Ihre liebenswürdige Tochter wird auch ohne Ausſteuer einen Verſorger finden, bis dahin ziehen Sie Alle mit mir.“

Madame Soltau ſchüttelte zwar gewaltig den Kopf, wollte durchaus das Nähere über den Verluſt meines Vermögens wiſſen, ich aber war froh, daß meine Liſt geglückt und entſchlüpfte der Inquiſitorin.

Ganz anders fand ich Wilhelminen. Als ich ins Zimmer trat, ſprang ſie mir mit verklärten Augen entgegen, verſicherte, daß es ihr ordentlich lieb ſey, daß ich kein Vermögen beſitze, ſie habe in meiner Abweſenheit viel gelernt, könne arbeiten und wolle mir nun vergelten, was ich an ihr gethan.

Mir drangen faſt Thränen in die Augen über die Aeußerungen des herrlichen Geſchöpfs, und ich ſäumte nun nicht, Mutter und Kind von dem wahren Stand der Sache zu unterrichten, was Mama Soltau in große Freude verſetzte.

Nach drei Tagen ſchon war alles zur Abreiſe bereit, und mit dem höchſten Wohlbehagen ſetzte ich mich mit dem lieben Kleeblatt in den Wagen und fuhr Joſephenthal zu.

Marie machte gewaltig große Augen, als eine Dame nach der andern und immer eine hübſcher als die andere der Arche entſtieg. Ich ſtellte ihr ſie ſämmtlich vor, und bat um ein Nachtquartier für dieſelben.

Der Himmel weiß, was der ſonſt ſo freundlichen Frau heut fehlen mochte, ihr ganzes Weſen war verändert, doch erfüllte ſie meine Bitte und ließ faſt ceremoniös den Damen ihr Zimmer anweiſen.

„Aber ſagen Sie mir doch, Herr von Poll,“ ſprach ſie gereizt, nachdem wir allein waren, „wie iſt denn Ihr Verhältniß zu dieſen Damen?“

Ich erzählte ihr den Hergang der Sache.

Ihre Miene heiterte ſich dabei ſichtlich auf. „Ja, wenn es ſo iſt, dann thaten Sie recht, ſie mit ſich zu nehmen. Aber,“ drohte ſie mit dem Finger, „ich fürchte, die hübſche Minna wird Ihrer Betty Abbruch thun.“

Daß doch der Böſe ſtets, um eine verborgene

Neigung ans Licht zu fördern, ein Weib brauchen muß! Sie hatte durch ihre Rede der dunkeln Empfindung in mir Klarheit gegeben und mich aus dem ruhigen Wohlbehagen aufgeſchreckt.

Ich fragte, was ihr zu dieſer Befürchtung Anlaß gegeben?

Da entwickelte ſie mir mit ächt weiblichem Scharfſinn recht geläufig, welch' zärtliche Blicke das Mädchen aus ihren tiefblauen Augen auf mich geworfen, wie traulich ſie ſich auf mich geſtützt und ihre Hand länger, als nöthig, in der meinen habe ruhen laſſen — kurz eine ganze Suite Bemerkungen, die ihre Prophezeihungen rechtfertigen ſollten.

Weiß es Gott, ſie hatte nur zu recht, aber ich zwang mich, ihr ins Geſicht zu lachen.

„Dießmal, ſchöne Frau," ſprach ich ziemlich cavalierement, „haben Sie ſich doch geirrt, denn unter uns geſagt," — ſchnell hatte ich eine Lüge erſonnen — „Minna iſt ſo gut als verlobt."

Mit dieſem Coup hatte ich die Späherin aus dem Felde geſchlagen.

Meine arme Betty fand ich beinahe noch trübſinniger und ſtiller wieder. Freundlich reichte ſie mir die Hand und hatte kein Gedächtniß dafür, daß ich ihr heimlich davongegangen war. Ich ſtellte ihr die neuen Ankömmlinge vor. Sie blickte ſie nach der Reihe an, nur auf Johanna, der Leidensſchweſter, ſchien ihr Blick länger zu haften.

„Vielleicht erheitert ſie Johannens Geſang und Spiel," tröſtete die frohe Minna, und auf ihr Anrathen wurde ſie neben ihr Zimmer einquartirt und dort zu muſiciren gebeten.

Das kluge Mädchen hatte Recht. Aufmerkſam hörte Betty den leiſen Geſang und die Guitarrebegleitung an, neigte ihr Haupt hin und her und ſtimmte leiſe in Johanna's Klagelieder ein. Was vermag nicht die Himmelstochter Muſik über die Herzen der Menſchen!

Ich ſchlug dankend mein Auge zu Gott empor, der mir einen Rettungsweg zu zeigen ſchien, denn mein Arzt in Caſſel hatte mir geſagt: ſo bald ſie, ohne bedeutenden Anlaß, wieder Antheil an dem nimmt, was um ſie herum vorgeht, ſo iſt ſie auf dem Wege zur Geneſung.

Ein guter Engel hatte mir Johannen zugeführt. Ich bat ſie, ſich der Armen zu nähern und ſie durch ihren Geſang zu erheitern. Sie gelobte zu thun, was in ihren Kräften ſtünde, und bald waren beide Freundinnen.

Da Rittersrode nun zu meinem Empfange eingerichtet war, ſetzte ich den morgenden Tag zur Trennung von Marien feſt.

Mein Dank war innig, der Abſchied ward uns Beiden ſchwer, aber die Nothwendigkeit erkennend reichten wir uns die Hände und verſprachen uns, die getreueſte Nachbarſchaft zu halten. Mit Thränen in den Augen begleiteten uns ihre Blicke bis ins Thal hinab.

Der Empfang in Rittersrode war feierlich. Ehrenpforten waren aufgerichtet, Kränze und Blumen prangten überall, die Schulkinder kamen mir entgegen, und mit einer kurzen herzlichen Rede empfing mich der Prediger an den Pforten des Hauſes. Hoch ſchlug mein Herz für Dank und Freude gegen den Allgütigen, der all' das Gute mir geſchenkt hatte.

Nachdem die Feſttage, welche ich meinen neuen Unterthanen gegeben hatte, vorüber waren, richtete ich mich in meinem Hauſe ein, creirte Madame

Soltau zur Führerin der Landwirthſchaft, was ihr, da ſie als Predigerstochter dabei aufgezogen, um ſo leichter würde. Denn während ich in einer Menge Büchern über Viehzucht und Ackerbau nachlas und die beſte Art, Alles gehörig zu behandeln, herausſtudirte, hatte Mama Soltau ſchon längſt ihre Inſtruction dazu gegeben; während ich mich beſann, ob ich den Acker zwei- oder dreiſchlägig beſäen ſollte, hatte ihn die erfahrene Landwirthin ſchon beſäen laſſen, und kräftig ſchoß die Saat empor; während ich ergrübelte, ob ich die Stallfütterung hier einführen ſolle, ſtanden zwanzig Schweizerkühe ſpiegelblank in meinen Ställen. Kurz, Mama Soltau war ein Kleinod in meinem Eldorado, wie ich Rittersrode umgetauft hatte.

Die herzige Minna beſchickte Keller und Küche, und von ihren roſigen Fingerchen ſchmeckte mir Alles vortrefflich.

Auch unſere Unterhaltung hatte einen intereſſanten Zuwachs erhalten. Ich fand in meinem Pfarrer einen ſehr gebildeten jungen Mann; er ward mein Freund und ging als tüchtiger Landwirth, wo meine Gelehrſamkeit nicht ausreichte, mir an die Hand. Dabei machte er den vierten Mann beim L'hombre, ſpielte eine herrliche Violine, und wenn es möglich war, Johannen zu überreden, gab das mit meiner Flöte ein herrliches Terzett.

Die Nähe Johannens, die Landluſt, die Muſik ſchienen auf meine geliebte Betty einen höchſt günſtigen Einfluß zu üben. Sie lebte von Neuem auf, ward immer weniger menſchenſcheu, immer ſorgfältiger in ihrer Kleidung, ſprach dann und wann bei Tiſche mit, und ich frohlockte ſchon in meinem Innern und erwartete nur die Ankunft meiner Mutter, um die Zeit unſerer Verbindung feſtzuſetzen.

Da fuhr eines Tags ein Wagen vor; es war die Erwartete und ihr zur Seite ſaß Tante Maliſon ſammt ihrem bellenden und miauenden Hofſtaate.

„Muß doch auch ſehen, was mein Clemenschen macht," rief ſie mir ſchon von Weitem entgegen, „habe meine intimſten Freunde, ja meine Suſanne verlaſſen, um Dein Bräutchen zu ſehen."

Ich machte ſie und die Mutter, ſo gut es in der Geſchwindigkeit ging, mit Betty's Schickſalen und den andern Anweſenden bekannt und führte ſie in mein Haus.

In dieſem fing es allmählig an recht lebhaft zu werden und ich fürchtete, daß Mangel an Platz eintreten dürfte, aber auch da hatte ich wiederum Madame Soltau zu loben, denn am Abend ſchon waren beide neue Ankömmlinge ſo niedlich und propre einquartirt, daß Mutter und Tante meine ſchöne Einrichtung nicht genug loben konnten.

„Höre, lieber Herr Hauptmann,“ begann Tantchen des andern Tages, nachdem ich ihr alle meine neuen Anlagen und Bauten gezeigt hatte und ſie ſich nicht genug über die herrlich romantiſche Gegend, die fruchtbaren Felder, die fetten Schweizerkühe, auf denen kein Tropfen Waſſer ſtehen blieb, in Lobeserhebungen ausſprechen konnte, „ich möchte mich nicht wieder von Dir und Deinem Eldorado trennen. Ich habe, Gott ſey Dank, durch Sparſamkeit“ — das weiß Gott, dachte ich, denn die magere Koſt ſchwebte meinem

Gedächtniß noch immer vor, — „ein Sümmchen für Dich zurückgelegt. Was ich durch meinen Aufenthalt bei Dir erſpare, gehört Dir auch; denn ich werde wenig mehr bedürfen, meine Tage ſind gezählt," ſprach ſie mit weinender Stimme. „Läßt mir nur Gott noch Deine Hochzeit erleben, dann will ich gern ſterben."

Wort und Ton rührten mich; ich konnte mir nicht abläugnen, daß Tantchen gegen mich immer ein zärtliches Herz gehabt hatte, und es wäre Undank geweſen, „Nein" zu ihrem Wunſche zu ſagen, obgleich ich bei der Kenntniß ihres Charakters für meinen Hausfrieden fürchtete.

Ich willigte alſo nur unter der Bedingung ein, daß ſie ſich im Häuslichen um Nichts bekümmern ſolle, indem es bei mir Sitte ſey, daß ein Jeder lebe, wie er wolle.

Sie erklärte ſich zu Allem bereit und wurde nun als ein Mitglied des Hauſes auf- und angenommen.

Ich hatte mich früher wirklich ein wenig vor dem herannahenden Winter gefürchtet; jetzt war er da und brachte tauſendfache Abwechſelungen mit ſich.

Madame Soltau, Minna und ich waren, als die drei Arbeitsbienen des Stockes, ſchon früh 5 Uhr auf den Füßen, während die Aelteren und Kränklichen noch der Ruhe pflegten. Um 10 Uhr aber verſammelte ſich Alles zum gemeinſchaftlichen Frühſtück; dann ritt ich in Feld und Forſt hinaus, erlegte ein Wild und kam zur Mittagszeit, wo mich ein frugales, aber ſchmackhaftes Mahl, von lieben Händen bereitet, erwartete, zurück. Nach Tiſche wurde über Wirthſchaftsgegenſtände geplaudert, dann muſicirt oder eine Partie L'hombre geſpielt, und um 9 Uhr zog ſich jedes in ſein Zimmer zurück.

So lebten wir ein glückliches, zufriedenes Stillleben und ich darf wohl ſagen, Alles gedieh unter meinen Händen. Ich war der Freund meiner Unterthanen, ſtets bereit, jedem Bedrängten zu helfen.

Nur Betty machte mir jetzt von Neuem

ſchwere Sorge. Die rauhe Luft erregte ihr Bruſtleiden.

Doctor Orbach, ein junger, ſehr geſchickter Arzt unſerer Gegend, den ich in der Angſt meines Herzens zu Rathe zog, ſchüttelte bedenklich den Kopf.

Gott! nachdem ich mich ſchon glücklich in ihrem Beſitze wähnte, ſollte ich ſie dennoch verlieren?!

„Ein tiefes Leid nagt an ihrer Seele," ſprach der Arzt, „ergründen wir dieſes nicht, ſo beſtreuen die Blüthen des Frühlings ihr Grab."

Der Mann hatte Recht; denn je mehr ihr Geiſt genaß, deſto trauriger und nachdenkender wurde ſie.

So ſehr ich auch jetzt mit Bitten in ſie drang, mir ihren Kummer zu vertrauen, nur Thränen waren ihre Antwort, und ich konnte mir ihr Weſen nur dadurch erklären, daß ſie ſich, wie ich hörte, mit Vorwürfen über ihre heimliche Entfernung aus dem Vaterhauſe quälte und ihre Krankheit als gerechte Strafe des Himmels erkannte. Sie geſtand dieß zwar nicht mir, aber

Mimma, die ſich ſeit ihrer neuen Krankheit ganz für ſie aufopferte, konnte es aus einzelnen Worten und Andeutungen, die ſie ihr abgelauſcht hatte, ſchließen.

Bei dieſem Zuſtande wirkten ſehr natürlich alle Arzneien nichts. Huſten und Bruſtkrämpfe entwickelten ſich mehr und mehr und drohten dieſe zarte Blüthe zu entblättern.

Der Winter war unter Furcht und Hoffnung vorübergegangen und die erſten Strahlen der wiekehrenden Frühlingsſonne drangen belebend in Betty's Zimmer, verklärten der Kranken blaſſes Antlitz und brachten das ſchöne Gefühl wiederkehrender Geſundheit in ihr hervor.

Betty konnte jetzt ſchon wieder über heitere Scherze lächeln und ich begegnete von Neuem manchem zärtlichen lang entbehrten Blick der Liebe. Gern und freudig legte ſie wieder ihren Arm in den meinigen, um durch mich geſtützt ſich an ſchönen Märztagen im Garten zu ergehen und Crocus und Schneeglöckchen zu pflücken. Im höhern Roth erglänzten dann ihre

Wangen und ihr ganzes Thun und Weſen regte mich an, mit ihr unſere nachbarliche Freundin heimzuſuchen.

Wir fuhren nach Joſephenthal. Marie ſchien wahrhaft erfreut über unſere Ankunft und über Betty's ſo günſtig veränderten Zuſtand.

Bei unſerer Heimkunft fanden wir den Doktor vor. „Nun,“ rief ich triumphirend, „was ſagen Sie zu Ihrer Patientin, ſie hat die Tour ohne die geringſte Beſchwerde hin und zurück gemacht.“

„Aber die Folgen, die Folgen!“ ſprach er mißbilligend, „frohlocken Sie nicht zu zeitig, ich fürchte, dieß ſcheinbare Wohlſeyn iſt das letzte Aufflackern ihrer Lebenskräfte.“

„Sie ſind ein wahrer Unglücksprophet,“ flüſterte ich ihm zu, „Sie werden ſo lange zweifeln, bis Sie auf unſerer Hochzeit einen Länder mit ihr tanzen.“

„Geb' es Gott,“ ſprach der Arzt vor ſich hin, „daß meine Ueberzeugung mich trügt!“

Ach! leider hatte Orbach nur allzuwahr prophezeit.

Veilchen, Narziſſen und Flieder ſtanden ſchon längſt in der herrlichſten Blüthe, die Natur glich einer verſchleierten Braut, da ſtürzte eines Morgens Johanna leichenblaß in das Zimmer. „Um Gotteswillen!“ ſchrie ſie, „Betty iſt im Verſcheiden. Hülfe! Hülfe!“

Großer Gott! ſo ſchnell hatte ſich ihr Zuſtand geändert. Geſtern noch ſcheinbar geſund, nach ihrer Art faſt fröhlich, und jetzt am Rande des Grabes. Grauſamer Wechſel!

Ich war nicht im Stande ein Wort zu erwiedern, ſondern folgte mechaniſch den zu ihr eilenden Frauen.

Ihr himmliſchen Mächte! welch' ein Anblick harrte meiner. Rings um ſie her Spuren vergoſſenen Blutes, ihre Glieder ſtarr, kaum fühlbar ihr Puls.

Bruſtkrämpfe traten von Neuem ein, der Schmerz öffnete noch einmal ihre ſchönen Augen.

Sie ſtarrte uns Alle der Reihe nach an, ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt und mit ihm hauchte ſie ihr uns theures Leben aus.

Ach! jetzt fühlte ich es recht deutlich, ich hatte ſie wahrhaft geliebt.

Ihr Verluſt beugte mich tief; ſchwer traf er Aller Herzen. Stumm, ohne Thränen wankte ich nach meinem Zimmer.

Minna folgte mir dahin und bot Alles auf, um mich zu tröſten. „Die Beneidenswerthe," rief ſie, „ich kann ſie nicht beklagen, denn ſie nimmt Ihre Liebe mit ins Grab. Beruhigen Sie ſich durch das Bewußtſeyn, Alles für ihre Geneſung gethan zu haben," flehte ſie ſchluchzend.

Aber das Ereigniß war zu erſchütternd für mich, als daß ich im Augenblick auf etwas Anderes als meinen Verluſt geachtet hätte. Meine Seele beſchäftigte ſich jetzt nur damit, wo Betty ſchlummern und wie ich dann tagtäglich zu ihrem Hügel wallfahrten wolle.

Am Fuß des Berges, auf welchem meine Wohnung lag, da wo der Park durch den kleinen Bach getrennt iſt, erhob ſich eine bedeutende Erhöhung. Hundertjährige Linden, deren dicht verſchlungene Zweige eine hohe Laube bildeten, umgaben ſie rings umher. Hier war Betty's Lieblingsaufenthalt geweſen, hier ſoll ſie auch ruhen, beſchloß ich.

Von Marien und Minna bräutlich geſchmückt in weißem Mouſſelin, auf Blumen gebettet, folgte ich nach drei Tagen ihrer ſterblichen Hülle. Eine Doppelgruft nahm ſie auf, denn neben ihr wollte auch ich einſt ſchlafen.

Ich ließ um ihren Hügel Cypreſſen pflanzen; eine Urne von Carrariſchem Marmor ſollte die Stätte zieren, die mein Liebſtes umſchloß. Den beſten Künſtler der Hauptſtadt wollte ich wählen, meine Ideen auszuführen. Ich betrieb dieſes Vorhaben mit haſtiger Eile.

Der grauende Morgen ſchon fand mich auf dem Wege nach Breslau.

Dort angekommen erkundigte ich mich im Hotel nach dem geſchickteſten Bildhauer und ließ mich, als man ihn mir genannt, in ſein Atelier bringen.

Er war abweſend; ſein Schüler verſicherte ſeine baldige Rückkehr und bat mich, in das Zimmer von Madame einzutreten.

Es war gegen Abend und das Zwielicht ließ kaum erkennen, wer nach meinem Begehren forſchte, aber Dialect und Ton der Fragenden erinnerten mich an eine verklungene liebe Melodie.

Ueber das Wer? und Wo? nachſinnend ſchwieg ich unwillkührlich.

Die Dame nützte den Augenblick, Licht zu beſtellen, erhellte das Gemach, und, o Himmel! es war meine Lehrerin in der Geometrie und in der Liebe, Cordchen, ſie ſtand noch nicht ganz entkleidet von dem Liebreiz, der ihr mein Herz gewann, vor mir. Ihr Gatte, derſelbe, der ihr den Schmerz über meine Entfernung und über mein Schweigen bekämpfen lehrte, mein Schulfreund Haſting, hatte ſich ſpäter, da er ſchon auf der Schule der beſte Zeichner war und die Feldzüge, wie ſo viele Andere, ohne zuletzt einen feſten Poſten zu erhalten, mitgemacht hatte, auf die Bild-

hauerkunſt gelegt. Sie erzählte mir offen, daß
ſie zwar beſchränkt, aber höchſt glücklich mit ihm
ebe, ihr Vater, längſt todt, ſie ziemlich mit-
ellos in der Welt zurückgelaſſen habe, und daß
ie in dieſer Hülfloſigkeit mit Freuden dem Zuge
hres Herzens gefolgt und ſich, trotz der kritiſchen
Lage eines Künſtlers, mit ihm verbunden habe,
was ſie noch keinen Augenblick bereue.

Kaum hatte ſie geendet, ſo trat der Geprie-
ene herein, blickte mich durchdringend an und lag
n meinen Armen.

Ich machte ihn mit meinem Geſchick, welches
ie Ueberraſchung der wiedergefundenen Jugend-
geliebten in den Hintergrund gedrängt hatte, be-
annt und ſprach mich über meine Ideen, die
eine Kunſt verherrlichen ſollte, aus.

Mit lebhafter Freude nahm er den Antrag
n und gelobte ſeine beſten Kräfte dem Denk-
al zu weihen. Da ich bei dieſem Gegen-
tande keinen Preis beſtimmte, hatte er zum
rſten Mal Gelegenheit, ſeine ganze Kunſt zu
ntfalten.

Ich verlebte trotz meines Kummers einen

glücklichen Abend bei dieſen guten Menſchen, und unſere Jugenderinnerungen ließen uns kaum ahnen, daß Mitternacht vorüber war.

Ich trennte mich jetzt, nachdem Haſting mir das Verſprechen gegeben hatte, bei Aufſtellung des Monuments ſelbſt in Rittersrode gegenwärtig zu ſeyn und Weib und Kind mitzubringen.

Ich ſchweifte nun noch, um mich zu zerſtreuen, ein wenig in den ſchleſiſchen Bädern umher, aber die Sehnſucht nach der Heimath ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde.

An einem lauen Sommerabend traf ich wieder in Rittersrode ein, ſtieg am Fuß des Berges ab, um Betty's Ruheſtätte zuerſt zu beſuchen, ſah aber ſchon in der Ferne ein Mädchen beſchäftigt, die Blumen, mit denen der Hügel bedeckt war, zu begießen. Als es mich gewahrte, ſetzte Minna, denn ſie war es, das Gefäß zur Seite, flog mir in freudiger Rührung entgegen und fand vor Entzücken keine Worte über meine Heimkehr.

Ich erzählte ihr den Erfolg meiner Reiſe und beſchrieb ihr an Ort und Stelle Größe und Form des Monuments, das Betty's Gruft zieren ſollte.

Während dem war meine Equipage vor das Herrenhaus vorgefahren, und alle Bewohner kamen, mich aufzuſuchen, Mutter und Tante voran. Rührend war die faſt kindiſche Freude der Matronen, daß ich trotz meinem Leid geſund vor ihnen ſtand.

Der Antheil an meinem Geſchick führte jetzt nahe und ferne Bekannte in mein Haus, was mir zur wohlthätigen Zerſtreuung ward, und ſo fügte ich mich nach und nach in das unabänderliche Geſchick, wozu meine glückliche Organiſation mir ſehr hülfreich war.

Ich hatte nun ſeit längerer Zeit Marien nicht geſehen; mein Herz verlangte nach der Freundin. Alle trieben mich dazu an; nur Minna führte Abhaltungen herbei, deren Grund ich mir wohl erklären konnte; und als ich endlich darauf beſtand, heute nach Joſephenthal zu fahren, entzog ſie ſich der Partie wegen vorgeblichen Unwohlſeyns, und wirklich fand ich ſie bei meiner Heimkunſt blaß und mit verweinten Augen wieder. Sonderbare Geſchöpfe die Frauen!

Und Marie, die ſonſt ſo verſtändige Marie, ſchien Minna's Abweſenheit gar nicht zu bemerken, noch weniger aber zu beklagen.

So war der Stand der Dinge, als ich von Haſting die Botſchaft erhielt, daß er in den nächſten Tagen mit Betty's Monument eintreffen würde, worauf Cordchen ſich ſehr freue.

Dieſe Nachricht gab dem Hauſe in mehrerer Hinſicht ungewöhnliche Regſamkeit, und Minna, die unermüdliche Pflegerin der Blumen und Sträuche auf Betty's Hügel, war vor Allem befliſſen, alle Blätter und Zweige, die der Herbſt gepflückt hatte, aus den ganzen Anlagen zu bringen, um das Denkmal feſtlich zu empfangen.

Haſting hatte ſich bei dieſer Arbeit als Künſtler bewährt; es war die Zierde des Parkes und eine Zeit lang der Wallfahrtsort der Umgegend.

Ich verlebte mit den Jugendfreunden genußreiche Tage, die nur dann und wann durch Schmerzen in Hastings Bruſt (Wunden, die er dem Feldzuge zu danken hatte) unterbrochen wurden. Minna fand viel Geſchmack an Cordchen und ſchloß ſich ihr innig an.

Die Zeit, die gibt und nimmt, entriß mir auch die lieben Freunde wieder; doch gelobten wir uns, jedes Jahr uns zu ſehen, was Minna ſehr glücklich zu machen ſchien.

So war jetzt ſcheinbar Alles um mich her in das alte Gleis zurückgekehrt; aber betrachtete ich es genauer, ſo konnte ich mir nicht verhehlen, daß nur Mutter, Tante und Johanna noch dieſelben, mit mir und Minna, der Mutter und dem Prediger aber weſentliche Veränderungen vorgegangen waren, die ſich auf verſchiedene Weiſe kund gaben.

Ich vermied nämlich ſeit dem letzten Male Marien wiederzuſehen. Die ſonſt ſo lebensfrohe Minna war in ſich gekehrt und ſuchte die Einſamkeit. Madame Soltau hingegen ſehnte ſich auf einmal wieder nach Dallhauſen zurück und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß es beſſer geweſen, wenn ſie es nie verlaſſen hätte, und der Paſtor, ſonſt mein täglicher Geſellſchafter, erſchien jetzt nur auf beſondere Einladung.

Den Dingen, dachte ich bei mir ſelbſt, mußt du auf den Grund kommen, und ging zuerſt zum geiſtlichen Herrn. Ich fragte ihn ohne Umſchweife: warum er jetzt ſo ſelten und nie ohne Veranlaſſung meine Schwelle beträte?

Tief bewegt geſtand er mir, daß er Minna, die er innig liebe und achte, ſeit ſie ſein Herz verſchmäht, fliehen müſſe, wolle er nicht die Würde ſeines Standes gefährden; er würde, ſprach er weiter, mir dieß gewiß längſt anvertraut und um meine Verwendung gebeten haben, hätte er nicht gefürchtet, daß das Amt eines Brautwerbers die Wunden meines Herzens wieder aufzureißen Anlaß gäbe.

Auf dieß Geſtändniß war ich nicht gefaßt, und jeder Andere als der Paſtor würde den Eindruck des Gehörten errathen haben. Ich aber eilte mit dem unüberlegten Verſprechen, ſeine Wünſche zu unterſtützen, von dannen.

Als ich aber auf mein Zimmer kam und halten ſollte, was ich gelobt, ward mir es ganz unheimlich zu Muthe. Ich ging mit ſtarken Schritten auf und nieder; mir unbewußt, blieb ich vor dem Spiegel ſtehen und lachte mich ſelbſt aus, als ich unwillkührlich meine Züge mit dem des Verſchmähten verglich.

Da öffnete ſich die Thür und Minnas niedliches Köpfchen guckte herein. Das iſt Gottes Finger, ſprach ich zu mir ſelbſt, der dir den rechten Weg zeigen will.

Eiligſt nahm ich mich beim Wort und rief mit Haſt: „Gut, daß Du kömmſt, liebe Minna, ich habe einen Auftrag an Dich.“

Sichtlich ſchrack das liebe Mädchen zuſammen. „Und der wäre?“ fragte ſie ſtammelnd und geſpannt.

„Der Paſtor, mein liebes Kind, bat mich —“

„Nichts davon!“ rief ſie bewegt, und bedeckte mit ihren lieben Händen meinen Mund. „Ich ſehe es ſchon, Sie wollen mich gern los ſeyn, das unwiſſende Mädchen macht Ihnen Langeweile; die reiche gelehrte Nachbarin ſoll hier einziehn,“

ſchluchzte ſie; „nun, ich gehe ja ſchon. Ach, hätte ich doch meiner Mutter gefolgt!“

„Liebes Mädchen!“ ſprach ich betroffen, „was fällt Dir ein? Ich habe ja nur Dein Lebensglück vor Augen.“

„Mein Lebensglück!“ wiederholte ſie kopfſchüttelnd und gereizt.

„Sage mir, was haſt Du an dem Paſtor auszuſetzen?“ fragte ich horchend, „iſt er nicht jung, geſund, gebildet? Hat er nicht ſein bequemes Auskommen? Und wenn ich ſterben ſollte, wärſt Du und Deine Mutter unter ſeiner Obhut nicht wohl geborgen?“

„In dieſem Fall bedarf auch ich nichts mehr,“ antwortete ſie, von dieſem Gedanken ergriffen, mit Thränen, „denn ich ſterbe entweder mit Ihnen, oder — ich lebe für Sie!“ liſpelte ſie leiſe, und blickte dabei ſcheu zu mir auf.

Als ſie meine Erſchütterung über ihr Geſtändniß wahrnahm, warf ſie ſich mit Innigkeit an meine Bruſt. „Stoßen Sie das liebendſte Herz nicht länger von ſich!“ flehte ſie.

Jetzt war meine Kraft dahin; ſie hatte die

Probe, auf die ich ſie geſtellt, trefflich beſtanden. Ich ſchloß das holde Geſchöpf, deſſen Neigung zu mir mit ihr gewachſen war, in meine Arme und fragte ſie, ob ſie mir denn wirklich durch ihre Liebe den Herbſt meines Lebens zum Sommer wandeln wolle?

Mit unnachahmlichem Liebreiz reichte ſie mir ihre Hand und gelobte mir, alle meine Wünſche an den Augen abzuſehen.

Nach alle dem fühlte ich jetzt klar, daß mir nach Minna's Entfernung aus meinem Hauſe mein Leben unerträglich geworden wäre.

Ich nahm mein liebes Bräutchen jetzt unter'm Arm und führte ſie zu unſern Müttern und der Tante. Es fehlte bei Allen weder am Segnen, noch an Freudenthränen, ſelbſt Johanna äußerte den lebhafteſten Antheil und erbat ſich, Minna den Brautkranz winden zu dürfen.

Aus Schonung für den Paſtor beſchloſſen wir unſere Hochzeit in Dallhauſen zu feiern. Ich ſchrieb daher an meinen Freund Haſting, das dazu Nöthige zu beſorgen. Statt' ſeiner antwortete mir das gute Cordchen: daß Krankheit ihren Mann an das Bett feſſele, jedoch zu unſerer Aufnahme und Trauung Alles bereit ſey.

Vor unſerer Abreiſe ſchrieb ich an den Paſtor, daß ich zwar redlich für ihn geworben, aber aus guten Gründen die Braut erhalten hätte, und veranlaßte ihn, während unſerer Abweſenheit Johanna in ſeinen Schutz zu nehmen. Wie glücklich würde es mich machen, öffnete ſich ihr Herz von Neuem der Liebe, und — Johanna heilte die Wunde, welche Minna geſchlagen!

Da nach meinen gemachten Erfahrungen Hymens Fackel mir ſtets verlöſchte, wenn ich nach ihr haſchte, ſo beſchleunigte ich den Tag meiner Verbindung, und ſchon der nächſte Morgen leuchtete fünf glücklichen Menſchen auf dem Wege nach Dallhauſen.

Ich fand meinen Freund tödtlich erkrankt, und gab daher meinen Plan, den Bewohnern des Ortes, dem ich mein Lebensglück verdankte, ein Feſt zu geben, auf.

Ich wurde mit meiner geliebten Minna ganz in der Stille verbunden, was der Apotheker, den ich ſpäterhin aufſuchte, ſehr approbirte, indem er aus ſicherer Quelle gehört haben wollte, daß der Actuarius, nachdem er ſich von Minna's ungeſchwächter Mitgift überzeugt, Einſpruch zu thun Willens geweſen ſey, welcher Plan ihm nun vereitelt worden.

Mein Glück endlich, ein liebes Weib zu beſitzen, wurde durch Haſtings Tod und Cordchens Schmerz mit Wehmuth vermiſcht, und ich beſchloß im Einverſtändniß mit meiner Gattin, der Verlaſſenen mit ihrem Kinde eine Freiſtatt in Rittersrode anzubieten, was ſie dankbar annahm, und ſo bewachten die Laren meines Hauſes meine erſte und letzte Liebe.

Wir blieben nun noch ſo lange in Dallhauſen, bis Cordchen ihre Verhältniſſe ſo weit geordnet hatte, daß wir Mutter und Kind gleich mit uns nehmen konnten.

In Rittersrode war zu unſerm Empfange

Alles feſtlich geſchmückt, der Weg zum Schloſſe mit Blumen beſtreut und weißgekleidete Mädchen brachten Minna verdeckte Gaben, die ſie mit Erröthen aufnahm.

Wegen Cordchens Trauer verſprach ich meinen Dank für dieſe Huldigungen ſpäterhin nachzuholen; denn auch ich ſehnte mich nach allen Stürmen des Lebens nach häuslichem Glück und Ruhe.

Daß aber unter dem Monde ſtets Beides unterbrochen wird, mußte ich von Neuem erfahren, denn Mutter und Tante ſchieden kurz nach einander von mir, dafür erblühte mir aber ein holder Knabe, die höchſte Wonne meines Lebens; und als mir ſpäter mein herrliches Weib auch eine Tochter gab, bat ich Marien, das Kind aus der Taufe zu heben, was alle Spannung zwiſchen uns ausglich und unſere geſelligen Freuden bedeutend erhöhte.

Voll Dank für all mein Glück blickte ich zum Himmel auf und bat nur um Erhaltung deſſen, was er mir gegeben.

Mein Knabe wuchs an Geiſt und Körper

kräftig empor und ſchon lehrte Cordchen ihn mit eben ſo viel Küſſen, wie einſt den Vater, — Geometrie.

Nachdem ſich nun der Himmel meines Lebens aufgeklärt, alle trübe Wolken verſchwunden ſind, quält mich jetzt nur die einzige Sorge, ob meine ſchönen Leſerinnen, während ich das ſchönſte Loos, ein treues Weib, gewann, keine Niete gezogen haben?

Ende.